<36620191900018

# Globus

## illustrirte

# Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

**Karl Andree.**



Fünfzehnter Band, erste Lieferung.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1869.

Monatlich erscheinen zwei Lieferungen. — Zwölf Lieferungen bilden einen Band.

# Inhalt.



Der „**Globus**" erscheint halbmonatlich, in Lieferungen von je vier Bogen, reich illustrirt und mit Kartenbeilagen, zum Subscriptionspreise von 3 Thlr. pro Band. Zwölf Lieferungen bilden einen Band.

Vollständige Exemplare der früheren Bände können, soweit der Vorrath reicht, zum Preise von 3 Thlr. pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden.

**Clichés** von den im „Globus" enthaltenen Illustrationen geben wir im Allgemeinen zu nachstehenden Preisen ab:

galvanische Niederschläge, stark in Kupfer, dick ausgegossen, à 5 Sgr. } pro Quadratzoll
Clichés in Schriftzeug, hartes Metall . . . . . . . . . . . à $3^1/_2$ „ } Braunschweiger Maaß.

Für das Aufnageln der Clichés auf Holz (nach Angabe der Schrifthöhe) berechnen wir, wenn solches besonders verlangt wird, 3 Pf. für den Quadratzoll.

Friedrich Vieweg und Sohn.

# Erklärung.

Auf die in Band XIV, Lieferung 11 des **Globus** enthaltene Beurtheilung des als in 3. Auflage von mir herausgegeben bezeichneten Schulatlasses sehe ich mich im Interesse der Wahrheit zu der Erklärung veranlaßt:

„daß ich **an der Herausgabe dieser Auflage** — die 1. erschien zu Anfang der 50er Jahre — **völlig unbetheiligt bin**, da mir dieselbe weder zur Revision, noch zur Correctur und Beurtheilung nach Zeichnung, Text, Druck und Colorit vorgelegen hat, auch daß ich weder Titel noch Umschlag, ja nicht einmal ein Exemplar des Atlasses in 3. Aufl. gesehen habe."

Dies zur Berichtigung des Sachverhaltes; die persönlichen Angriffe übergehe ich mit Stillschweigen.

Leipzig, den 23. Januar 1869.

**Louis Thomas.**

# Globus.

XV. Band.

# Globus.

## Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

---

Funfzehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1869.

# Inhaltsverzeichniß.

## Europa.



## Asien.



## Afrika.

## Amerika.



## Indischer Archipelagus. Australien. Großer Ocean.



## Das nördliche Polarmeer.



## Zum Weltverkehr.

## Zur Völkerkunde.



## Vermischte Mittheilungen.



### Personalnotizen.



## Illustrationen.

### Europa.

## Asien.



## Afrika.



## Amerika.



## Südsee.

Indusbrücke bei Attock.

# Wilhelm Lejean's Reise von der Mündung des Indus nach Kaschmir.

## I.

Landung bei Karratschi. — Eisenbahnstation Kotri. — Die Hukah und der Gurago. — Die Bangalos für Reisende und deren Einrichtung. — Dampfschifffahrt auf dem Indus; gefährliches Strombett. — Das Schlachtfeld von Miani und die Unterwerfung von Sindh. — Die Frauen der Emire in Haiderabad. — Sakkar und die Tamarisken-Tschengeln. — Volkstypen aus Sindh; Nasen- und Zehenringe. — Fahrt auf dem Tschinab. — Der Chan von Bahawalpur und der Guikowar. — Barbarei der indischen Fürsten. — Der Wallfahrtsort Sarwar. — Eine mohammedanische Wunderlegende. — Auf dem Tschellam. — Rawal Pindi. — Das Schlachtfeld Alexander's und des Königs Porus. — Taxila. — Die Salzkette. — Attock am Indus.

Lejean gehört zu den „unermüdlichen" Reisenden. Er ist ein mit gediegenen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, ein wißbegieriger Forscher und scharfsinniger Beobachter. Vor etwa zehn Jahren war er französischer Consul in Montenegro oder irgendwo in Albanien und studirte fleißig die ethnographischen Verhältnisse in dem sogenannten illyrischen Dreieck. Seine Studien veröffentlichte er in den „Mittheilungen" Petermann's und dieser fügte eine treffliche Karte hinzu. Später finden wir den rüstigen Bretagner am Nil und am Bahr el Gazal, und wir haben seine Reiseschilderungen aus jener Region im „Globus" ebensowohl veröffentlicht, wie seine Skizzen aus Abyssinien, wo er, als französischer Consul, manchen harten Strauß mit König Theodor zu bestehen hatte.

Vor nun drittehalb Jahren unternahm er dann eine Wanderung nach Indien. Er war vorher in Kleinasien, am Tigris und am Euphrat gewesen, vielleicht im Auftrage der französischen Regierung, um über die Verhältnisse

Assyriens und Mesopotamiens Bericht zu erstatten. Auch darüber haben wir im „Globus“ ausführliche Mittheilungen gebracht. Von Basra fuhr er auf einem Dampfer nach Karratschi und wir wollen ihn auch auf dieser Reise begleiten. Sie führte ihn in Gegenden, welche für die asiatische Politik von großer Bedeutung sind. Sowohl Sindh wie das Pendschab befinden sich noch nicht lange im Besitze der Engländer. Das letztere grenzt an Afghanistan, dessen Bedeutung wir jüngst auseinander gesetzt haben (Bd. XIV, S. 362). Am rechten Ufer des obern Indus hausen barbarische Stämme afghanischer Herkunft, welche als fanatische Mohammedaner den Engländern keine Ruhe lassen, und mit denen dieselben seit 1861 nicht weniger als sechsmal Krieg haben führen müssen, zuletzt im Sommer und Herbst 1868.

Es war Lejean's Vorsatz, wenn irgend möglich nach Kafiristan einzudringen, das östlich von Afghanistan liegende Land, über welches wir heute noch sehr dürftige Kunde haben. Dort wohnen die Siahposch, ein altarischer Menschenschlag, der seine Unabhängigkeit bewahrt und den Islam von sich fern zu halten gewußt hat. Kein Mohammedaner darf Kafiristan betreten. Was wir über dieses in hohem Grade interessante Land und Volk wissen, ist von uns im „Globus“ (Bd. VIII, S. 340) zusammengestellt worden. Gewiß würde die Wissenschaft der Völkerkunde eine große Bereicherung erhalten haben, wenn es einem Gelehrten wie Lejean gelungen wäre, die Siahposch im eigenen Lande beobachten zu können. Das aber war unter den obwaltenden Umständen geradezu unmöglich.

Als er im Mai 1866 den Boden Indiens betrat, überzeugte er sich sofort, daß ein großer Theil Asiens in Feuer und Flammen stand. Rußland war in Krieg mit dem Emir von Buchara verwickelt und ganz Turkestan entbrannte in fanatischem Religionsfieber. In der sogenannten Kleinen Bucharei, dem chinesischen Turkestan, hatten die Mohammedaner sich erhoben und die Chinesen vertrieben. Dort floß Blut in Strömen. In Kaschmir hatte ein Theil des Volkes sich gegen den Maharadschah Rainbur erhoben, dessen Tyrannei und Erpressung geradezu unerträglich geworden war. Dazu kam viertens der wilde Bruderkrieg, welchen die Söhne des verstorbenen Dost Mohammed Chan gegen einander führten und dessen Verlauf unsere Leser kennen.

Am 13. Mai 1866 landete der Dampfer bei Karratschi, das in unseren Tagen eine hervorragende Handelsbedeutung gewonnen hat. Der freundliche Capitän, schreibt er, führte mich selber bis an die Stelle, wo Fiacres bereit stehen. Die sehr hübschen Kaleschen sind mit munteren Pferden bespannt; die Hindukutscher tragen weiße Röcke und rothen Turban; man hat seine Freude an diesen sauberen und höflichen Leuten. Auch ist der Fahrpreis im Verhältnisse zu anderen orientalischen Städten billig; man fährt für 1 Rupie und 4 Annas (3 Francs 10 Centimen) eine Strecke von mehr als einer deutschen Meile bis zum Bahnhof in Kotri. Die Straße ist breit und schön, wie alle, welche von den Engländern in Indien angelegt worden sind. Sie führt durch Neu-Karratschi, welches den europäischen Stadttheil bildet. Die Bahn von Kotri bis an den Indus, der Hauptstadt Haiderabad gegenüber, ist nur 4 englische Meilen lang, und der Dienst prompt, nicht etwa so unordentlich und trödelhaft, wie in der Türkei und Aegypten. Auch die Fahrpreise sind mäßig. Es möge hier beiläufig bemerkt werden, daß die Rupie den zehnten Theil eines Pfund Sterling ausmacht, gleich 20 Silbergroschen oder 2 Francs 50 Centimen; sie hat 16 Annas zu 15 Centimen. Die Gegend ist flach, nur sehr leicht gewellt; zur Linken stehen Tamariskengestrüppe, und das Ganze erinnerte an die nubische Wüste. Doch führte ein langer Viaduct über einen Nullah, d. h. einen Torrent, ein ausgetrocknetes Strombett, das nur während der Regenzeit Wasser hat.

Von Kotri bis zum Indusufer haben die Engländer Landhäuser gebaut und Gärten angelegt; der Stadttheil der Eingeborenen erinnert an arabische Dörfer, nur sind die Straßen breit und es fehlen die Kaffeehäuser. Der Hindu kennt den Kêf der Westasiaten nicht, diese Verschwommenheit der Gedanken und Gefühle, dieses glückselige Halbwachen und Träumen, von welchem sich keine richtige Erklärung geben läßt; der Kêf will eben empfunden und genossen werden. In dem geschäftsthätigen Europa wäre er geradezu unmöglich, außer etwa in Sicilien und Andalusien und dann auch in Konstantinopel, wo man trefflichen Taback aus der Wasserpfeife raucht und den Duft der Mokkabohne genießt. Der Araber und der Nubier hält zu einem vollkommenen Kêf auch die Delka nöthig, das heißt, er läßt seine Haut reiben. Der Hindu hat leider keinen Kaffee und keinen Tombeki; er kennt den Thee, der jedoch für den Kêf

Bauer aus Sindh.

bei weitem nicht so gut paßt wie der Kaffee. Seine Hukah ist allerdings genau die Nargileh, die Wasserpfeife, der Westasiaten, aber er raucht aus derselben nicht etwa guten Taback, sondern den abscheulichen Gurago, ein Gemisch aus schlechtem bengalischen Taback, Syrup und Opium. Aus diesen Bestandtheilen bildet man einen schwarzen, süßlichen Teig, der getrocknet wird und der den Raucher schwer und schläfrig macht. Ein Europäer wird dem Gurago keinen Geschmack abgewinnen.

Die Engländer haben in den Städten Oberindiens eine sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, die „Travellers Bungalows". Solch ein Einkehrhaus findet man überall dort, wo die Zahl der Europäer noch nicht so beträchtlich ist, daß ein Gasthof sich durch Fremdenbesuch halten könnte. Dann läßt die Regierung ein Bangalo bauen, ganz im Stil eines Landhauses, einfach aber sauber und bequem. Dort kehrt der Reisende ein und zahlt für den Tag eine Rupie. Jeder wohlhabende Inder und, wie sich von selber versteht, auch der Europäer hat Dienerschaft bei sich. Der Verwalter des Bangalo muß seine Küche zur Verfügung stellen und allen nöthigen Lebensbedarf zu billigen Preisen herbeischaffen. Wer aber etwa keinen Diener bei sich hat, der ihm das Essen kocht, ist auf den „Messman" angewiesen, der zum Bangalo gehört und zu einem tarifmäßigen Preise das Essen liefert. Diese Anstalten sind in einem solchen Lande dem Reisenden hochwillkommen und für ihn eine wahre Wohlthat. Er findet alle wünschenswerthe Bequemlichkeit, bewegt sich vollkommen frei und erfährt keinerlei Störung; die triviale Geschäftigkeit und Unruhe, welche für den Yankee eine Art von Lebenselement bildet, fehlt hier. In Kotri stand das Bangalo in einem Palmenhaine. — Diese Anstalten stehen unter der Aufsicht und Obhut des Districtsingenieurs, bei welchem Jeder, der länger als drei Tage im Bangalo verweilen will, einen Erlaubnißschein zu holen hat. Wer das versäumt, wird nicht etwa ausgewiesen, aber der Messman erhält Befehl, ihm ferner nichts verabfolgen zu lassen; er bekommt nichts mehr zu essen. —

Die Engländer haben eine Dampferflottille auf dem Indus. Lejean nahm einen Platz auf dem „Phara" nach Multan. Im Mai stieg das Wasser und die Fahrt stroman geht recht langsam; der Capitän sagte, sie würde sechszehn Tage dauern. Der Preis ist übertrieben hoch; der Reisende mußte für sich und seinen Diener 178 Rupien zahlen! Der Tisch war leidlich, aber nicht mehr. Der Indus gewährt einen imposanten Anblick; denn bei Kotri ist dieser „heilige Strom" so breit wie der Bosporus bei Konstantinopel, und da er flache Ufer hat, nimmt er sich noch viel mächtiger aus, als er wirklich ist. Aber seine Tiefe läßt viel zu wünschen übrig. Der Indus bildet einen Abzug für den Schnee einer weiten Region im Himalaya, und führt eine gewaltige Menge Wassers vom Pendschab hinunter zum Ocean. Aber auch im Mai, wo er doch schon beträchtlich angeschwollen war, zeigte das Senkblei selten mehr als neun, häufig aber vier oder gar nur drei Fuß Tiefe; dabei ist er sehr reißend. Der Dampfer kam von Kotri aus nur langsam vorwärts. Am linken Ufer ragen die Moscheen von Haiderabad über die Bäume empor; weiter aufwärts wird das Land kahl. Dem Reisenden zeigt man das Schlachtfeld von Miani (Meeanee der Engländer), wo die Emire aus dem Geschlechte der Talpuris, welche über Sindh herrschten, vor einem Vierteljahrhundert vor der Uebermacht der europäischen Waffen erlagen; Charles Napier blieb Sieger, seine Artillerie hatte den Ausschlag gegeben. Die Hauptstadt Haiderabad öffnete ihre Thore, die Emire capitulirten. Ihr Zenana, d. h. Harem, blieb unangetastet, aber die Engländer verfügten, daß es allen in demselben eingeschlossenen Frauen gestattet sein solle, ihre Schmucksachen mit sich zu nehmen; sie konnten dann nach Belieben ihre Männer verlassen oder bei denselben bleiben. Sie waren nicht etwa träg, von dieser zwiefachen Freiheit Gebrauch zu machen; nachdem sie Schmuck im Werthe von Millionen an sich genommen, zogen sie ab, und nur eine einzige blieb bei ihrem Manne! Man sieht, die Polygamie hat doch auch ihre Schattenseite!

Bauer aus Sindh.

Auf dem Indus schwimmen viele Barken. Der Vordertheil ist viereckig und hat allerlei Ornamente. Die Fischer liegen mit plattem Bauche auf großen irdenen Gefäßen, welche ihnen den Wasserschlauch ersetzen, und ihre lang herabhängenden Beine werden als Ruder benutzt.

Die Indusdampfer können der Beschaffenheit des Strombettes halber nicht bei Nacht fahren, wenigstens nicht im Mai; der Lootse wagt das nicht, weil die Sandbänke sich immerfort verschieben. Am ersten Abend legte der Dampfer bei einer Holzstation an, in deren Nähe eine Art Urwald von Babul, d. h. der arabischen Mimose, stand; er

nahm sich recht malerisch aus und erinnerte an die *Sund* (so wird jene Mimose von den Arabern bezeichnet) am Weißen Nil. Lejean ging ans Land, aber der Erdboden war so heiß wie die Asche auf dem Herde.

Unterm 21. Mai schreibt er: Wir ankern bei *Sakkar* (nach der Engländer Schreibweise *Sukkur!*), einer mohammedanischen Stadt, die seit einigen Jahren auch ein europäisches Quartier erhalten hat. In dem geräumigen Gebäude des Postamtes befindet sich auch die Schule und die Bibliothek. Als ich in das Schulzimmer trat, schlief der indische Lehrer und ein Schüler fächelte ihm Kühlung zu. Die Bücher in der Bibliothek trugen alle die Aufschrift: *Schikarpur*. Diese große Stadt liegt etwa vier deutsche Meilen von Sakkar entfernt. Nachdem sie von den Engländern in Besitz genommen worden war, bildeten die Civil- und Militärbeamten einen wissenschaftlichen Verein und legten eine Bibliothek an. Aber das Klima erwies sich als so mörderisch, daß die Europäer, so viel ihrer übrig blieben, nach Sakkar gingen und dorthin auch die Bibliothek mit sich nahmen. Als ich sie sah, bestand sie aus etwa 800 Bänden. Am wichtigsten darunter sind die *Schwarzbücher*, welche die Regierung der Präsidentschaft veröffentlicht und die viel werthvolles Material zur Kunde von Indien enthalten. —

Bei Sakkar hat der Indus hübsche Umgebungen. Er ist dort nicht so breit, wie weiter abwärts, und fließt durch die muselmannische Stadt, unweit von einer Moschee, die mit ihren himmelblau emaillirten Backsteinen sich prächtig ausnimmt und an derartige Gebäude zu Mossul oder Bagdad erinnert. Die Festung aus den Tagen des Großmogul Aurengseb sieht recht stattlich und gewaltig aus, hat aber europäischem Geschütze gegenüber keine Bedeutung. Gar reizend nimmt sich eine Insel im Strome aus, die einem Blumenkorbe vergleichbar ist. Dort sind sieben oder acht mohammedanische Heilige begraben und über ihren Gebeinen erheben sich eben so viele Moscheen.

Frau in Sindh.

Weiter aufwärts wird die Gegend immer einförmiger; Wälder kommen nicht mehr vor; statt ihrer treten an beiden Ufern die *Dschengeln* auf. Der Dschengel ist so zu sagen der Embryo eines Urwaldes und hat Aehnlichkeit mit den *Makis* auf Corsica. Das Gestrüpp ist dick und dicht, erreicht aber niemals Baumhöhe, und besteht hier am Indus aus der Zwergtamariske. Sie liefert den Leuten in Sindh Brennholz; wo sie fehlt, brennt man getrockneten Kuhdünger. An Stellen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, tritt neben der Tamariske auch Arundo donax auf. Hin und wieder finden sich Lichtungen, in welchen dann, eine halbe Wegstunde landeinwärts, die armseligen Dörfer liegen.

Der Dampfer legte, wie schon gesagt, allabendlich an. Die Fahrgäste nahmen ihr Kochgeschirr, bereiteten am Lande ihr Nachtessen und unterhielten sich lebhaft; den Tag über hatten sie geschlafen wie ein Ratz. Lejean hatte Muße vollauf, sich diese Leute zu betrachten. Sie sind, sagt er, Arinas (Arier) mit regelmäßigen, man könnte sagen europäischen Gesichtszügen; die Hautfarbe ist nicht brauner als bei den Provencalen, Sicilianern u. Andalusiern. Bei den unteren Kasten tritt sie allerdings so dunkel auf, wie bei den Nubiern oder Gallas. Die Leute sehen recht stattlich aus, haben aber keine beträchtliche Muskelkraft und ein europäischer Arbeiter wiegt ihrer drei auf. Sie nähren sich fast nur von Reis mit Karry (Currie, schreiben die Engländer). Das heiße Klima übt seine Einwirkungen. Die Frauen sind durchschnittlich von mittelhohem Wuchs, haben eine nicht unangenehme Gesichtsbildung und die großen schwarzen Augen haben einen schüchternen, sanften Ausdruck; es spricht Unterwürfigkeit aus ihnen. Die Hände sind fein und ganz reizend, ohne allen Schmuck; aber an jeder Fußzehe trägt das Weib einen Ring und obendrein noch einen in der Nase, wie das auf unserer Illustration deutlich zu sehen ist. Dieser Nasenschmuck verunstaltet auch das hübscheste Gesicht, aber die Büste dieser Frauen ist untadelhaft und die Haltung sehr anmuthig. Wer giebt eine genügende Erklärung für das Problem, daß man bei manchen halbbarbarischen Völkern so viel angeborene Eleganz findet, während namentlich die niederen Classen in civilisirten Ländern so oft sich höchst gemein ausnehmen?

Am 26. Mai gegen Abend, schreibt Lejean, als er sich etwas unterhalb *Mittankote* befand: „Wir haben nun den Indus verlassen und sind in den *Tschinâb* hineingedampft, aber die Landschaft bleibt dieselbe und der Fluß ist breit wie ein Meeresarm, die Tiefe wie beim Indus, aber die Strömung viel langsamer. Wenn man dann in das eigentliche Fünfstromland, das Pendschab, gelangt, bietet die Gegend einigen Reiz dar; man sieht mehr bebauete Felder und Viehherden."

*Wavala*, 27. Mai. Seit gestern habe ich zu meiner

Rechten, das heißt am linken Ufer, das Gebiet eines unabhängigen oder vielmehr Schutzstaates, jenes von Bahawalpur. (— Derselbe hat ungefähr 1200 Quadratmeilen mit etwa 900,000 Einwohnern; der Fürst führt den Titel Chan und ist Mohammedaner. —) Dort wüthete eben ein Bürgerkrieg. Der Chan oder Radscha war klug genug gewesen, sich mit den Engländern auf guten Fuß zu stellen und sie im Kriege gegen die Sikhs zu unterstützen. Zum Danke dafür beließen sie ihm sein Land und vergrößerten obendrein dasselbe. In den meisten einheimischen Staaten ist der Druck, welchen die Fürsten auf das Volk ausüben, ganz entsetzlich. Ein Vergleich zwischen diesen Gebieten und denen, welche unmittelbar unter britischer Herrschaft stehen, fällt durchaus zu Gunsten der letztern aus. Wenn der Reiot (Ryot, Bauer) sich unter der letztern bedrückt glaubt, so braucht er nur über eine beliebige Grenze in das Gebiet eines einheimischen Fürsten zu gehen, in das des Nizam von Haiderabad im Dekan zum Beispiel, oder in jenes der Guikowar nach Gwalior oder gar nach Kaschmir. Dort kann er einen Vergleich aufstellen. Nachdem ich in Indien die treffliche Verwaltung der Engländer gesehen habe, kommen mir die Schmähungen und Auslassungen der Leute, welche über die einzelnen Mängel und Gebrechen derselben so großes Aufheben machen, geradezu lächerlich vor. Da werden die einheimischen Fürsten wie fromme Lämmer geschildert, welche von dem angelsächsischen Wolfe so viel zu leiden haben. Aber wie groß ist der Abstand zwischen dem Verfahren eines in orientalischer Weise schlecht erzogenen Fürsten gegen das eines

Afghanische Bergbewohner aus der Umgegend von Sarwar.

englischen Deputy Commissioners? Da hat man in Europa so viel mitleidige Sympathie für den weltbekannten Tippu Sahib verpufft und denselben gleichsam als einen zweiten König Salomo gepriesen! Nun, dieser zweite Salomo war ein wilder, grimmiger Muselmann, der in seinem Lande den Indern seinen Koran mit dem Schwerte aufzwang. Es ärgerte ihn, daß die Brahminen in Maissur sich nicht bekehren lassen wollten, und dafür tränkte er es ihnen recht derb ein. Er ließ ihnen vermittelst einer Razzia ihre Töchter wegnehmen, behielt dieselben eine Zeitlang in seinem Harem und schickte sie zuletzt wieder heim zu ihren Vätern. Er wußte wohl, daß sie, entehrt wie sie waren, die Kaste verloren hatten und daß Herkommen und Gesetz in einem solchen Falle den Eltern verbieten, der Stimme des Herzens Gehör zu geben; sie konnten und durften ihre Kinder nicht wieder bei sich aufnehmen, und diesen blieb nichts Anderes übrig als Selbstmord oder ein Leben der Schande. — Man erzählt mir eine Geschichte, die sich in der allerjüngsten Zeit zugetragen hat. Da ist der Guikowar, Radscha des Guzerat, ein äußerst civilisirter Gentleman dem Aeußern und seiner ganzen Abrichtung nach. Er hatte einen Offizier, dessen schöne Frau ihm gefiel, und er drang darauf, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen solle. Als sie sich dessen weigerte, wurde sie sammt ihrem Manne ins Gefängniß geworfen; der letztere wurde fälschlich beschuldigt, sich Grundeigenthum angeeignet zu haben, welches dem Staate gehöre. Der Gentleman Guikowar ließ den Unschuldigen im Hofe seines Palastes von einem Elephanten zu Brei zerquetschen und der treuen Frau die Nase abschneiden! Und das geschah in seiner Hauptstadt Baroda, unter den Augen des engli-

schen Residenten, der dagegen nichts thun konnte. Ist es zu verwundern, wenn die anglo-indische Presse über diesen Mord Lärm schlug und verlangte, daß solchen Abscheulichkeiten ein- für allemal durch Absetzung des Mörders ein Ende gemacht werden müsse?

Omerkote, 30. Mai. In Bahawalpur währt die Fehde fort. Schon zu Anfang des Jahres war ein Aufstand ausgebrochen, der Chan hatte ab:r mit Hülfe von Miethsoldaten aus Beludschistan denselben niedergeschlagen. Die Verschworenen wußten sich indeß zu helfen; sie vergifteten ihn mit einer Tasse Thee. Ihm folgte ein Regent, weil der Thronerbe minderjährig ist, der Krieg gegen die Rebellen dauert fort und Blut wird in Strömen vergossen. Man kann sich denken, was der Bauer bei diesen Wirren zu leiden hat. —

Nach einer Fahrt von neunzehn Tagen wurde Multan erreicht. Diese große Stadt liegt etwa anderthalb Stunden von Tschinab entfernt und hat mehr als 80,000 Einwohner. Sie ist mit dem Landungsplatz am Flusse durch eine Eisenbahn verbunden, sehr alt und reicht in die Zeiten vor Alexander dem Großen hinauf. Im Jahre 1818 hatte der gewaltige Herrscher des Pendschab, Randschit Singh, sie den Afghanen abgenommen und die Sikhs blieben im Besitze bis 1849. Damals wurde sie, das letzte feste Bollwerk, von dem Mulradsch Singh tapfer vertheidigt, aber von den Engländern eingenommen. Die Stadt, deren Klima als unerträglich heiß und auch als sehr ungesund geschildert wird, hat nichts, das besonders erwähnenswerth erscheint. Dagegen ist Sarwar, das etwa zwanzig Wegstunden westlich von Multan liegt, für den Ethnologen ein interessanter Punkt. Dort wird alljährlich ein großer Markt abgehalten, auf welchem sich Leute aus mehr als 60 Stämmen einzufinden pflegen. Als Lejean nach Multan kam, war der Markt schon seit länger als einem Monate vorüber; der Reisende verschaffte sich indessen Photographien; zwei derselben theilen wir mit; den Hindutempel jener Stadt und eine Gruppe afghanischer Bergbewohner.

Tempel in Sarwar.

Die Wallfahrtsorte sind bekanntlich im Morgenlande zugleich mehr oder weniger bedeutende Handelsplätze, auch im Abendlande hat sich an die heiligen Stätten und an die Kirchfeste stets der Verkehr geknüpft. Schon unser Name Messe deutet das an. In Sarwar nun befindet sich ein Ziaret, das Grab eines mohammedanischen Heiligen. Die Legende, welche sich an denselben knüpft, ist kennzeichnend, trägt ein echt orientalisches Gepräge und unterscheidet sich dadurch von derartigen Wundermärchen, welche in Europa im Schwange gehen. Sultan Schali war aus Bagdad und schon vor Sultan Mahmud dem Gazneviden, also vor dem Jahre 1000, in die Indusregion gezogen, um die Ungläubigen zu bekehren. Er war ein Araber, ein Mann des Schwertes, und wurde in einer Schlacht mit den Hindus getödtet. Da fast alle Muselmänner in jener blutigen Schlacht dasselbe Schicksal hatten, so verschwand das Andenken an ihn und mehrere Jahrhunderte lang wußte man nicht, an welcher Stelle er den Tod erlitten.

Da zog einst eine Karawane aus Bagdad an derselben vorüber; in dem Zuge befand sich Hadsch Esau, ein frommer Handelsmann. Als Abendrast gehalten wurde, suchten die Diener Holz und Wasser. Der Diener Esau's hatte sein Gefäß schon gefüllt; er ließ dasselbe unvorsichtig fallen, und siehe da — das Wasser hatte sich in Blut verwandelt. Sein Herr begriff sofort, um was es sich handle; hier an Ort und Stelle mußte das Blut eines Heiligen geflossen sein. Esau betete dort bis nach Mitternacht. Als dann die Karawane aufbrach, fand er, daß sein Kameel hinkend geworden war und nicht mehr vorwärts konnte. Er blieb zurück und gab sich trüben Gedanken hin. Da kam ein Reiter herangesprengt und rief: „Esau, was machst Du noch hier? Die anderen Alle sind schon weit weg.“ Als er ihm sein Leidwesen klagte, sprach jener: „Sei nicht muthlos, Du hast den Glauben. Allah wollte Dir durch ein Wunder zu erkennen geben, daß an der Stelle hier ein Gläubiger den Martyrtod gefunden hat. Hier ist Sultan Schaki von den Ungläubigen erschlagen worden. Und siehe, ich bin Sultan Schaki und meine Grabstätte hat noch nicht die Ehren gefunden, welche ihr gebühren. Und damit Du nicht an dem zweifelst, was ich sage, so heile ich Dein Kameel durch Gottes Hülfe. Nun sitz auf, reite zu Deinen Gefährten und erzähle ihnen, was Du gehört und gesehen hast.“ Das that Esau, und um das Wunder anschaulich zu machen, zeigte er große Nägel vor, welche er aus dem Beine seines Kameeles hervorgezogen habe. Zwei der Reisenden äußerten ihre Zweifel, und es versteht sich, daß sie für ihren Mangel an Wunderglauben sogleich die gebührende Strafe erlitten. Der eine wurde sofort blind und der andere lahm. Aber Esau war barmherzig gegen sie, ließ ihnen Heilung durch ein Wunder angedeihen, und fortan gehörten sie zu den eifrigsten Gläubigen. Als man in Bagdad Kunde von alledem erhielt, entstand in der Stadt der Chalifen eine gewaltige Aufregung; Pilger zogen von dort in Menge nach Sarwar und brachten Opfer dar, trotzdem jene Stelle einen Sanskritnamen: Sarwara oder Sareswara, führte. Sie baueten über dem Ziaret, der Grabstätte des Sultans Schali, einen prächtigen Tempel. Man sieht, daß in den religiösen Vorstellungen der Menschen das „Wunder“ bei verschiedenen Völkern und Racen große Aehnlichkeit hat. —

Palast in Lahore.

Lejean fuhr auf der Eisenbahn nach Lahore, der Hauptstadt des Pendschab. Sie liegt etwa eine halbe Stunde vom Ravi in einer üppigen Landschaft, hat mehr als 100,000 Einwohner und zeichnet sich durch eine Anzahl prachtvoller Tempel, Moscheen und Paläste aus. Wir geben eine Illustration des Königspalastes, des Grabmals, in welchem die Gebeine des „gewaltigen Löwen“, des Herrschers Randschit Singh beigesetzt worden sind.

Wir haben schon gesagt, daß der Reisende keinen sehnlichern Wunsch hatte, als Kafiristan zu besuchen, das Land der Siahposch, d. h. schwarzgekleideten Menschen, bei denen braunes Haar und blaue Augen häufig sind und die in mehr als einer Beziehung an die alten Germanen erinnern. Ihr Land bildet, wie schon weiter oben angedeutet wurde, den nordöstlichen Winkel Afghanistans und ist ein Alpengebiet mit Schneebergen, Nadelhölzern und lieblichen, warmen Thälern, in denen auch Wein und Südfrüchte gedeihen. Als Lejean den höheren Beamten in Lahore seine Absicht eröffnete, in den Hindukoh vorzudringen und jenes Volk aus eigener Anschauung kennen zu lernen, erklärte ihm der Unterstatthalter Mac Leod rund heraus, daß das nicht angehe und daß man ihm keinerlei Vorschub zu seiner Reise leisten werde, denn das bedeute so viel, als ihn in einen sichern Tod hineinzujagen. Der Beamte hatte ganz Recht; unter den obwaltenden Umständen war es unmöglich, durch Afghanistan nach dem Lande der Siahposch zu gelangen. So mußte Lejean seinen Reiseplan ändern. Er beschloß nach Peschawar zu gehen, d. h. dem „vorgeschobenen Posten“, das gleichsam einen in das Gebiet der Afghanen hineingetriebenen Keil bildet, und dorthin gab man ihm gern Empfehlungsbriefe. Er miethete einen Dâk, d. h. eine Postkutsche, die von Eingeborenen gefahren wird und die billiger ist als die Van (Post), welche die Regierung eingerichtet hat. Jene ist ein grüner

Tempel in Amritsir.

viereckiger Kasten, der gegen Sonne und Staub geschützt und so geräumig ist, daß zwei Matratzen in ihm Platz finden. Diesen Wagen behielt der Reisende bis Attock am Indus.

Unterwegs berührte er auf seinem Zuge, der in nordwestlicher Richtung vom Rawi aus über den Tschinab und dann über den Dschellam (Djelum), den Hydaspes der Alten, führte, auch die Stadt Rawal Pindi, die einen großen Bazar und etwa 16,000 Einwohner hat. Er legte die Strecke von Lahore dorthin binnen zwei Tagen zurück; die Landschaft vergleicht er mit den Ebenen im Königreiche Sachsen. Er befand sich auf classischem Boden. Der Hydaspes (Vitasta im Sanskrit) hat einen raschen Lauf und bei der Stadt Dschellam, wo die Passage über den Fluß sehr lebhaft ist, beträgt die Höhe über der Meeresfläche 1620 Fuß. Die Christen haben sich dort eine Kirche gebaut; die Gegend ist flach und einförmig. Dort stieß vor zweiundzwanzig Jahrhunderten der Macedonier Alexander mit dem indischen Könige Porus zusammen und der letztere wurde

Ansicht der Salzkette.

hier am Hydaspes besiegt. In dieser monotonen Ebene rief Philipp's Sohn die Worte aus: „O, wenn ihr Athener wüßtet, wie großen Gefahren ich mich aussetze, um euern Beifall zu erhalten!" Lejean las an Ort und Stelle die klare Schilderung, welche der Geschichtschreiber Arrian nach Aufzeichnungen macedonischer Generäle entworfen hat, und entwirft eine ausführliche Darstellung des Schauplatzes, auf welchem die Waffen des abendländischen Eroberers mit jenen des morgenländischen Herrschers zusammenstießen. Die Entscheidung fand auf dem Blachfelde zwischen den Ortschaften Alamglier und Kariali statt. Dort erheben sich noch heute drei hohe Erdhügel, bei welchen Ausgrabungen gewiß eine reiche archäologische Ausbeute ergeben würden.

Lahore bildete die politische Hauptstadt der Sikhs und dort haben auch die britischen Behörden ihre Residenz. Aber Amritsir (Amrita Saras, Quelle oder See der Unsterblichkeit) ist die religiöse Capitale. Als im funfzehnten Jahrhundert Naneck, ein bettelnder Prophet, seine Lehre verkün-

digte und bald eine große Menge von Anhängern fand, bauete er den prächtigen, von Gold und Edelsteinen erglänzenden Tempel, der selbst in dem mit so vielen Prachttempeln geschmückten Indien kaum seinesgleichen hat; er bildet in der That eine „Sehenswürdigkeit", welche Lejean indessen für jetzt bei Seite ließ.

Die Strecke von Rawal Pindi am Hydaspes bis zum Indus legte der Reisende in einem einzigen Tage zurück. Er zog über niedrige Hügel hin, Ausläufer der merkwürdigen Salzkette; man hat dort in der neuesten Zeit einige Ruinen und Münzen aus der griechisch-baktrischen Zeit gefunden. Man bezeichnet die Stelle als Kalin ke Seraï und nimmt an, daß dort das alte Taxila gelegen habe. Der König dieser Gegend verbündete sich mit Alexander; die Buddhisten wissen über die Entstehung des Namens eine hübsche Legende zu erzählen. Buddha kam auf seinen Wanderungen auch in diese Gegend, als man dort eben Anstalt machte, einen Mann zu enthaupten. Gern hätte er den Unglücklichen losgekauft, aber er war arm. Indeß wußte er sich zu helfen; er gab seinen eigenen Kopf her und rettete den Verurtheilten. Seitdem wurde die Stelle Taschkasila, der abgeschnittene Kopf, genannt. Buddha konnte sich übrigens mit aller Gemüthlichkeit das Haupt vom Rumpfe trennen lassen, denn als eingefleischter Gott, der er ja war, setzte er sich dasselbe gleich nachher wieder auf, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Die Salzkette umschreibt gleichsam das Flußbecken des Swat oder Linga im Süden und bildet eine unregelmäßige Curve zwischen dem Indus und dem Hydaspes. Auf der Höhe von Pindaden Chan läuft sie parallel mit dem letztern und tritt ganz nahe an denselben hinan. Die aus geschichtetem Kalkstein bestehende Kammhöhe erhebt sich gegen 1900 Fuß über die Ebene und liegt über einem Getrümmer von Gesteinen, die von Norden her aus dem Gebirge herabgeschwemmt worden sind. In ihm, namentlich zwischen Gyps und Thon, liegt in einer Höhe von 150 bis 200 Meter das salzsaure Natron. Randschit Singh beschäftigte dort etwa sechshundert Arbeiter und zog eine Jahreseinnahme von 1,125,000 Francs (4½ Laks Rupien) aus diesen Salzlagern.

Am 6. Juni setzte Lejean zur Nachtzeit in einer Fähre über den Indus bei Attock. „Der Wasserstand ist hoch und die Schiffbrücke nur brauchbar, wenn er niedrig ist. Das Wort Attock bedeutet Hinderniß oder Schranke und der Punkt selber gehört zu den wichtigsten in Asien. Alle Eroberer, die von Norden her nach Indien eingedrungen sind, mußten an dieser Stelle über den Strom gehen. Dort haben Mahmud der Gaznevide und Tamerlan ihre Rosse getränkt; von Attock aus führt die große Straße durch den nahen Chaïberpaß nach Kabul; die Engländer würdigen vollkommen die Bedeutung dieser wichtigen Uebergangsstelle; sie haben Festungswerke angelegt und bauen eine dauerhafte Brücke.

Attock liegt in dem alten Cophene, dem heutigen Britisch-Afghanistan. Randschit Singh hatte die Provinz erobert und 1819, nachdem die Sikhs unterlegen waren, fiel sie den Engländern zu. Sie bildet eine traurige Landschaft, ist aber politisch von großer Wichtigkeit.

# Streifzüge in Oregon.

Von **Theodor Kirchhoff.**

## I.

In der Stage-Kutsche nach Umatilla. — Oede Sage-Flächen. — Das Powder-River-Thal. — Die Auburn-Goldminen. — Baker City. — Die Rockfellow-Goldmine. — Eine holde Freierin. — Tapfere Reisegesellschaft. — Ein paar Abenteuer mit Indianern. — Vernichtungskrieg zwischen Weißen und Rothhäuten.

Am Morgen des 16. April 1868 nahm ich Platz in einer bequemen Stage-Kutsche, welche um acht Uhr von Boise City bei der Expreß-Ranch anlangte, um meine Weiterreise über die Blauen Berge nach dem Columbia anzutreten. Ein klarer, frostiger Morgen war es, der einen schönen Tag in Aussicht stellte, und da mir das Aeußere meiner sechs neuen Reisegefährten wohl gefiel, die sämmtlich mit einem lustigen Temperamente gesegnet zu sein schienen, so versprach ich mir von der bevorstehenden Reise viel Vergnügen, zumal wir nur bei Tage fahren sollten und die Gasthäuser an dieser Landstraße in gutem Ruf standen.

Auf glattem Wege rollte unsere mit vier muthigen Braunen bespannte Postkutsche schnell dahin, zunächst dem Thale des Powder River (ein Nebenfluß des Snake) entgegen. Die Gegend war, sobald wir den Buratfluß verließen, öde und weit und breit mit dürrem Sage-Gestrüpp bewachsen. Als wir nach zweistündiger Fahrt durch eine Thalmulde in das Powder-River-Thal debouchirten, begrüßte uns zu beiden Seiten eine romantische Gebirgsscenerie, obgleich genanntes Thal selbst meistens eine öde, der Cultur unfähige Sage-Fläche ist. Rechter Hand am Horizonte zeigte sich der schöne Eagle-Creek-Pic, dessen silberne Schneekuppe ich bereits früher von der Höhe oberhalb Rye Valley sah. Links zog sich in nicht weiter Ferne eine dicht bewaldete, lang gestreckte Gebirgskette hin, die der Powder-River-Berge. Dunkle Wolkenzüge, welche auf ihnen lagerten, gaben diesen östlichen Ausläufern der Blauen Gebirge unter abwechselndem Schatten und Sonnenlicht ein recht malerisches Bild.

Die Powder-River-Berge bilden, mit Ausnahme der Eagle-Creek- und der Rockfellow-Goldminen, welche nördlich von der Umatilla-Landstraße liegen, gen Norden die Grenze der goldhaltigen Zone, welche sich in einer Breite von gegen 200 englischen Meilen von West nach Ost, im Süden bis nach Californien und Nevada erstreckt. Innerhalb jener Grenzen ist das ganze Land eine fast pfadlose Gebirgswildniß, in der die einzelnen Minendistricte zerstreut liegen. Der Boden ist dort mehr oder weniger fast durchweg goldhaltig; doch liegt das Gold meistens in so geringen Quantitäten zerstreut im Boden da, daß sich ein Bearbeiten desselben nur an bestimmten günstigen Localitäten lohnt. Die oft dicht bewaldeten Bergketten, welche jenes Land in verschiedenen Richtungen durchschneiden, schließen sich im Westen sämmt-

lich an die von Süd nach Nord laufende Hauptkette der Blauen Gebirge an.

Die uns zunächst liegenden Goldminen waren in südlicher Richtung, nur 15 englische Meilen entfernt, die von Auburn am Powder River. Bereits im Herbste 1861 wurden dieselben entdeckt und eröffneten den Reigen neuer reicher Minenlager im Nordosten von Californien, durch Oregon und Idaho bis hin zum fernen Montana, dem Phönix der nördlichen Felsengebirge. Zur Zeit seines Glanzes hatte Auburn eine Geschäftsstraße von einer halben Meile Länge; nicht weniger als 40 Häuser wurden dort in einem Tage errichtet. Jetzt sind die meisten der wanderflüchtigen Goldgräber, nachdem sie in den Auburn-Goldminen das Fett so zu sagen von der Suppe abgeschöpft, nach Idaho und Montana gezogen, und die Chinesen haben fast die unbeschränkte Herrschaft in jenen nur theilweise ausgearbeiteten und immer noch reichen Goldminen. Handel und Wandel sind aber vor den knauserigen Söhnen des Himmels geflohen, wie dieses in allen Minenlagern der Fall ist, wo sie sich in größerer Zahl einbürgern, und dem einst wie ein Phönix der Wildniß in blankem Golde prangenden Auburn ist nur ein Schimmer von Flittergold, ein Schatten seiner ehemaligen Größe geblieben. Oberhalb von Auburn ist das Gebirge im Powder-River-Thale von unzähligen Quarzgängen durchflochten, welche bis jetzt noch nicht näher erforscht sind. Nach den naheliegenden ergiebigen Freigoldablagerungen zu schließen, sollte man dort an edlen Metallen reiche Erzgänge vermuthen, welche der heruntergekommenen Goldstadt durch eine neue Einwanderung von weißen Minenarbeitern vielleicht in nicht ferner Zeit eine zweite Aera des Ruhmes aufschließen möchten.

Dreiundzwanzig englische Meilen von der Expreß-Ranch erreichten wir gegen Mittag das am Powder River liegende schmucke Landstädtchen Baker City. Auburn ist nur zehn englische Meilen südlich von Baker City entfernt. Sieben englische Meilen nördlich von Baker City liegt die außerordentlich ergiebige Rockfellow-Quarz-Goldmine. In der zu jener Mine gehörigen Stampfmühle bei Baker City wurden von der Tonne (20 Centner) Erz 85 Dollars erzielt. Das dort gefundene Gold, das feinste in Oregon, hat eine Feine von 940 bis 953. Sein höchster Metallwerth ist 19 Dollars und 63⁸²/₀₀ Cents per Unze. Der glückliche Besitzer dieser Goldmine, J. S. Rucel, war einer der Pioniere von Oregon und früher Präsident der „Oregon steam navigation Company“, durch welche Gesellschaft von unternehmenden Capitalisten die Wasser des Columbia und seiner Verzweigungen zuerst durch Dampf befahren und so zu sagen die Thore eines neuen Weltreichs geöffnet wurden.

Eine holde Schöne vom süßen Sechzehn (sweet sixteen, wie sich der Amerikaner poetisch auszudrücken pflegt), welche im letzten Hause von Baker City einstieg, brachte durch ihren Esprit neues Leben in unsere etwas schweigsam gewordene Reisegesellschaft von Junggesellen, und wir wetteiferten bei ihrem Erscheinen damit, uns liebenswürdig zu machen. Nirgends in der Welt werden hübsche Frauenzimmer höher geachtet, als in den Goldlanden. Die Erscheinung eines derartigen süßen Engels, mit Ballon-Crinoline und hohen rothberänderten Balmoral-Schuhchen angethan, ist in diesen Wildnissen eine solche Seltenheit, daß seine ungewohnte Nähe die Gemüther der ihm nahekommenden Sterblichen vom rohern Geschlecht sofort mit einer Art von religiöser Begeisterung erfüllt. Wenn eine solche Jungfrau mit zierlichen Schritten durch die Straßen eines Minenstädtchens daher gewandelt kommt, so werden Hunderte von Männeraugen sie unfehlbar respectvoll mustern und ihr sehnsüchtig nachschauen, was die holden Königinnen der Menschheit als einen pflichtgetreuen Tribut ihrer männlichen Vasallen mit hochgetragenem Haupte als selbstverständlich gnädig entgegenzunehmen geruhen.

Die junge Dame, welche von Baker City mit uns fuhr, war auf einer Freierin-Expedition auf eigene Faust begriffen und reiste gegen den Willen ihrer Eltern allein nach der an 300 englischen Meilen entfernten Stadt Vancouver am Columbia, um dort einen keines Ueberfalls gewärtigen, im ungefesselten Junggesellenstil lebenden alten Bekannten im Hochzeitsnetze einzugarnen. Um den Erfolg ihrer Freierin-Expedition schien es unserer Holden nicht bange zu sein, da wohl der Mann in den Goldlanden nicht lebt, der Barbar genug wäre, einen solchen Antrag uneigennütziger Liebe seitens einer Schönen von süßen Sechzehn auszuschlagen. Selbstverständlich nahmen wir Alle sofort Partei für den schönen Lockvogel gegen die philiströsen Alten, welche ihn zwingen wollten, seine Jugendjahre einsam und allein unter den Sage-Büschen am unromantischen Pulverflusse zu vertrauern, da er doch an den Ufern des „Rheins vom neuen Continent“ spazieren gehen konnte, und schworen „bei unseren Revolvern“, jede Attaque eines etwa nachsetzenden Detachements von Verwandten der jungen Dame aus der „Bäckerstadt“ energisch zurückzuschlagen. Hierzu waren wir wohl im Stande, da wir als alte Bewohner der Goldlande sämmtlich Feuerwaffen mit uns führten und solche bei dem geringsten Anlaß ohne besondere Gewissensscrupel gegen Freund oder Feind in Anwendung gebracht hätten.

Außer einem Expreß-Schatzagenten, der für die Mammuth-Expreß-Gesellschaft von Wells, Fargo u. Comp. eine schwere eisenbeschlagene Kiste mit so und so vielen zehntausend Dollars schnöden Goldstaubes in besonderer Obhut hatte, und mehreren Kaufleuten, die Alle Pulver gerochen, befand sich ein junger Mann unter uns, ein Deutscher aus Silver City in Idaho, der seine Tapferkeit erst vor Kurzem bei einem Indianerüberfall der Stage-Kutsche zwischen Boise City und Owyhee glänzend kund gethan und in Folge davon als Held mit besonders sonnigen Blicken von der holden Heirathscandidatin beglückt wurde. Die Specialia dieses nichts weniger als gemüthlichen Abenteuers bildeten für unsere Reisegesellschaft einen nie endenden Stoff zur Unterhaltung.

„Eine Bande von sieben halbnackten Snakes — so erzählte unser Held — überfiel unsere Stage-Kutsche in einem felsigen Cañon auf der Landstraße, welche von den Owyhee (Oweihi)-Silberminen in Idaho nach Boise City führt. Die erste Salve, welche von den Rothhäuten aus einer Entfernung von nur zwölf Schritten hinter einem großen Basaltfelsen, der dicht am Wege lag, abgefeuert ward, verwundete den Kutscher tödtlich, während die Stage von den Kugeln wie ein Sieb durchlöchert ward, ohne daß jedoch wunderbarerweise sonst Jemand im Wagen getroffen wurde.

Einer von uns fünf Passagieren, der beim Kutscher auf dem Bock saß, ergriff sofort die Zügel des wildgewordenen Viergespanns, das wie rasend mit der Stage auf der felsigen Straße dahinstürmte. Bereits nach wenigen Minuten stürzte eins der Deichselpferde und unser Fuhrwerk kam plötzlich zu Halt. Schnell sprangen wir vier Passagiere, die im Wagen gesessen, aus der Kutsche und bemühten uns, das gefallene Pferd wieder aufzurichten, die anderen wild hinten ausschlagenden zu beruhigen und das in Unordnung gekommene Geschirr wieder in Stand zu bringen, um die Flucht fortzusetzen.

Die Indianer, welche unter lautem Geheul wie Bluthunde die Stage verfolgten, ließen uns jedoch keine Zeit, die erlittene Havarie wieder auszubessern. An eine Vertheidigung war nicht zu denken, da wir fünf Passagiere nur einen Revolver bei uns hatten und die Indianer sämmtlich mit

Büchsen bewaffnet waren. Keiner von uns hatte gedacht, daß hier auf der großen Landstraße von Boise nach Silver City die geringste Gefahr vor Indianern sei. Nichts blieb uns übrig, als die Pferde aus dem Geschirr loszuschneiden und auf ihnen zu flüchten. Hierbei lief eins der Pferde fort, so daß uns fünf Passagieren mit dem verwundeten Kutscher nur zwei Pferde zur Flucht blieben, da das gestürzte in der Eile nicht aufzurichten war.

Auf das eine Pferd schwang sich ein Amerikaner; dem Verwundeten, welcher uns flehentlich bat, ihn nicht zurückzulassen, half ich hinter jenem aufs Pferd. Als ich mich nach einem andern Pferde umsah, jagte ein zweiter mitreisender Amerikaner allein auf diesem fort, um, wie er rief, das fortgelaufene Pferd einzufangen, und ließ drei von uns, zwei Deutsche und einen Franzosen, im Stich. Wir nahmen natürlich die Beine bald unter die Arme und liefen fort so schnell wir konnten, von den wie Teufel jauchzenden Indianern, die uns gelegentlich eine Kugel nachsandten, hart verfolgt.

Der Franzose wurde bald eingeholt und dicht hinter mir scalpirt; meinem Landsmann, der eine halbe englische Meile weit mit mir um die Wette gelaufen, ging zuletzt der Athem aus, und er warf sich ins Sage-Gestrüpp nieder, in der Hoffnung, daß die Indianer ihn dort nicht finden würden, welche eine Zeitlang mit der Verfolgung eingehalten und die Stage plünderten.

Bald begannen die rothen Teufel die Hetze aufs Neue, heulend und jauchzend und ihr hundegebellartiges kurzes Kriegsgeschrei ausstoßend, wie eine Meute auf der Fuchsjagd, während mir ab und zu Einer eine nicht schlecht gezielte Kugel nachsandte. Wer je gesehen hat, wie schnell die Indianer laufen können, wird sich nicht wundern, daß mir bei der wilden Jagd, die jede Minute näher kam, das Herz hörbar an die Rippen klopfte.

Zu meinem Glück ritt in diesem kritischen Momente der Amerikaner auf mich zu, welcher den Verwundeten vor sich auf den Sattel gelegt. Dieser bat seinen Retter, ihn ins Sage-Gestrüpp zu legen und mich statt seiner aufs Pferd zu nehmen, da es doch mit ihm vorbei sei. Etwas seitwärts reitend, ließ jener ihn sanft hinter einem Felsen ins Sage-Gestrüpp fallen, damit die Indianer ihn nicht finden sollten, und forderte mich dann auf, schnell hinten aufzuspringen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ, da die Wilden uns bereits auf dreißig Schritt nahe gekommen und ein Geheul ausstießen, das Steine hätte lebendig machen können.

Mein Landsmann, welcher sich, wie ich bereits erwähnte, im Sage-Gestrüpp verborgen hatte, wo die Indianer ihn wahrscheinlich nicht gefunden hätten, sprang in diesem Momente unklugerweise auf, da er Freunde in der Nähe hörte, um sich als Dritter auch noch auf unser Pferd zu setzen. Hierzu war es jedoch zu spät, und das Letzte, was ich von ihm sah, war, wie er die Hände in knieender Stellung überm Kopfe hielt, während ein großer, halbnackter Indianer mit blutroth bemaltem Gesichte ein langes Scalpirmesser über ihm schwang.

Während uns die Kugeln dicht um die Ohren sausten, jagten wir zwei davon und erreichten glücklich die nächste Stage-Station am Schlangenflusse, wo wir den zuerst allein fortgerittenen Amerikaner vorfanden. Der Kutscher, den die Indianer nicht im Sage-Gestrüpp fanden, und den wir, mit verstärkter Mannschaft bald nach der Stätte des Schreckens zurückkehrend, aufsuchten und nach der Station brachten, starb vor Abend, so daß drei von uns sechs, die in der Stage gewesen, bei diesem Abenteuer ums Leben kamen." —

Diese Erzählung brachte das beliebte Thema über die Rothhäute in unserer Stage gründlich aufs Tapet. Die Ermordung von 94 Chinesen durch die Snake-Indianer, gleichfalls auf der Straße nach Owyhee — zwischen dort und dem Humboldtfluß —, hörte ich hier zum ersten Mal näher beschrieben. Auf die feigen Chinesen haben die Rothhäute eine besondere Malice und nennen sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit sich im Gesichtstypus „schlechte Indianer". Die Chinesen, welche von den Snakes umzingelt wurden, waren gut bewaffnet, leisteten aber nicht den geringsten Widerstand. Freiwillig gaben sie den Indianern ihre geladenen Gewehre hin, indem sie in gebrochenem Englisch riefen:

„Wir nicht fechten wollen! — Hier, Gewehre nehmen! — Wir nichts haben, nichts Geld! — Gute Freunde sein! — Uns gehen lassen!" —

Den Indianern dünkte diese Feigheit unverzeihlich und die leichte Gefangennahme der Chinesen ein guter Witz, den man wohl ausbeuten müsse. Nachdem sie sich aller Gewehre bemächtigt, nahm Jeder einen Himmlischen beim Zopf und schnitt ihm einfach die Kehle ab.

Zwischen den Weißen und Indianern herrscht in den Gebirgswildnissen des östlichen Oregon und der angrenzenden Minendistricte von Idaho und Nevada ein wahrhaft satanischer Haß; jede Partei wartet nur auf eine Gelegenheit, ihre Widersacher erbarmungslos hinzuschlachten. Die Rothhäute halten die Weißen für unberufene Eindringlinge in ihre Wildnißheimath, wo diese das Wild rücksichtslos verfolgen und durch das Aufrühren des Wassers in den Bächen beim Goldwaschen sogar die Fische tödten, welche in den schlammigen Fluthen nicht leben können, so daß die Indianer ihren Lebensunterhalt mehr und mehr gefährdet sehen. Die Weißen sagen, daß sie die Rothhäute sicherlich nicht um Erlaubniß fragen werden, Rehböcke und Bären zu schießen und Gold zu suchen u. s. w., und ein Krieg aufs Messer ist die Folge gewesen, der schrecklicher nicht gedacht werden kann. Die Weißen, als die stärkere Partei, haben den Indianern jedoch so zu sagen die Hölle heiß gemacht und schießen sie nieder, wo und wie sie nur können; aber auch mancher von ihnen fällt den ergrimmten Rothhäuten zum Opfer. Diese, meistens zu dem kriegerischen Stamme der Snakes gehörend, wollen von Verträgen nichts wissen; sie ziehen es vor, Flüchtlinge in ihrer eigenen Heimath zu sein, statt das Brot der verhaßten Bleichgesichter zu essen. Ihre Frauen und Kinder leben in unzugänglichen Klüften in den Gebirgen und sie selber durchstreifen das Land, nur auf Mord der Weißen bedacht, stehlen Pferde und Maulthiere, welche letzteren sie als Speise hochschätzen, und plündern und morden ohne Unterschied, wer eine weiße Haut hat und wo sich eine Gelegenheit dazu darbietet.

Seit einem Decennium wüthet jetzt dieser erbarmungslose Krieg zwischen den Weißen und Indianern im östlichen Oregon und das Ende desselben ist nicht abzusehen. Die Vereinigte-Staaten-Regierung hat eine Anzahl von Forts (unbefestigte Militärposten) zum Schutze der weißen Ansiedler an verschiedenen Punkten des Landes errichtet, und die Soldaten sind fast fortwährend im Felde gegen die Indianer. Diesen ist aber schwer beizukommen, da sie in der fast pfadlosen Wildniß zu Hause sind und die ungeheure Ausdehnung derselben es unmöglich macht, sie in die Enge zu treiben. Auch sind sie in vielen kleinen Abtheilungen durchs Land zerstreut, und man findet selten mehr als ein Dutzend von ihnen beisammen, so daß die Vernichtung einer dieser Banden auf den Krieg im Ganzen und Großen keinen Einfluß hat.

In neuerer Zeit hat man kleinere Abtheilungen von halbcivilisirten Indianern, indianische Kundschafter (Indian scouts) genannt, mit Erfolg zum Kriege gegen die sogenannten wilden Indianer verwendet. In Boise City sah ich mehrere Male siegreiche Banden von jenen durch die Stadt

ziehen. In breiter Fronte ritten sie im Kriegerschmuck langsam die Hauptstraße des Orts auf und ab, die erbeuteten Scalpe dabei auf hohen Stangen tragend. Ihren allen Regeln des Generalbasses Hohn sprechenden Siegesgesang sangen sie dabei mit einstimmigem Chor in kurzen, abgebrochenen Lauten, in einer Tonart, die sich durch Noten unmöglich wiedergeben läßt, eine Art Zwischending zwischen einem Todtenmarsch und dem ärgerlichen Bellen eines räudigen Hundes, — ein Schauspiel, das einen außerordentlich widerwärtigen Eindruck machte, und die rohe, thierische Natur der Indianer, welche sich ein Geschäft daraus machen, ihre eigenen Brüder hinzuschlachten, so recht verdeutlicht.

Von Gnade ist selbstverständlich zwischen Weißen und wilden Indianern keine Rede und wird auch weder gebeten noch gegeben. Die mit den Weißen verbündeten zahmen Indianer thun es ihren wilden Brüdern an raffinirter Grausamkeit gegen Verwundete und Gefangene wo möglich noch zuvor. Bei einer feindlichen Begrüßung zwischen den streitenden Parteien handelt es sich allemal um Sieg oder Tod, und — vae victis! —

Daß diese geselligen Verhältnisse des Landes für die Reisenden nicht besonders angenehm sind, wird dem Leser einleuchten. Die Indianer sind bei ihren Angriffen nichts weniger als wählerisch, und scalpiren eben so lieb einen Dichter und Schriftsteller als einen Goldgräber oder Soldaten. Ob sie Männer, Frauen oder Kinder hinschlachten, bleibt ihnen ganz gleich. Ich habe in den Landeszeitungen öfters von Ermordungen wehrloser Frauen durch die Indianer gelesen, deren Einzelnheiten entsetzlich waren.

Südlich von der großen Landstraße, welche von Boise City nach dem Columbia führt, fühlt sich der Reisende nie ganz sicher; Niemand weiß am Morgen, ob ihm nicht vor Abend ein schrecklicher Tod beschieden ist. Ohne Waffen in jenen Wildnissen zu reisen, wäre mehr als Tollkühnheit; aber auch mit einer achtzehnschüssigen Henrybüchse auf der Schulter ist man in fast steter Gefahr, da die Indianer es nie auf einen offenen ehrlichen Kampf ankommen lassen und nur dort angreifen, wo sie zehn gegen einen sind oder die Reisenden hinterrücks überfallen können. Jedes Jahr fordert zahlreiche Opfer und Indianerüberfälle sind in jenem Lande etwas so Gewöhnliches, daß nur die dabei Betheiligten sich besonders darum interessiren. Doch liegt jenes gemüthliche Land, wo der Tod hinter jedem Felsblock auf den Reisenden lauert, jetzt gottlob hinter uns, und hier auf der großen Landstraße von Idaho nach dem Columbia haben wir von den Rothhäuten nichts zu befürchten.

---

# Der Racenkampf zwischen den Basutos und den holländischen Bauern in Südostafrika.

## Der Häuptling Moschesch.

Von **Theophilus Hahn.**

### I.

Dunkele, sagenhafte Traditionen abgerechnet, haben Naturvölker keine Geschichte; erst bei der Berührung mit Culturvölkern — und da wir Europäer sie im Allgemeinen repräsentiren, können wir auch sagen mit den Weißen — fängt ihre Geschichte an, die durchweg ein großes Trauerspiel ist, in welchem der Held einem unerbittlichen Geschicke zum Opfer fällt. Kurz, doch lehrreich und interessant ist solch ein Drama. Der Schwarze oder Braune erträgt in der Regel sein Geschick mit großartiger Resignation; und der Weiße ist dazu verdammt, die satanische Rolle eines Jago zu spielen, mit dem Unterschiede, daß er dessen Loos nicht theilt.

Der Leser begleite mich zu jenem Continent, auf den das alte „quid novi ex Africa" heute mehr denn je seine Anwendung findet. Dort im Süden wohnen zwei hinsichtlich der Raceneigenthümlichkeiten total verschiedene Völker, die sogenannten Hottentoten und die Bantu, auch Bunda oder Kafircongovölker genannt. Die Bezeichnung Hottentoten möchte ich der Unzulänglichkeit wegen mit dem Namen !Garibvölker oder gelbe Capvölker vertauschen. Ich denke, jedem Ethnologen wird der Grund bei einem Blick auf die Karte oder bei einer genauern Erwägung der Stellung der Hottentoten in der Anthropologie erklärlich sein. Dann hört endlich einmal jene leidige, für einen Ethnologen ganz unverzeihliche Begriffsverwechselung, wir wollen nicht gerade sagen Unwissenheit, auf, wie sie jüngst Perty in seinen „Grundsätzen zur Ethnologie" vornämlich in Bezug auf diese Völker documentirt hat.

Die Capvölker zerfallen wieder in zwei, wenn auch verwandte, doch ganz streng zu scheidende Völker. Khoikhoin (Hottentoten) und Sän (Buschmänner), welche wiederum für sich in verschiedene Stämme zerfallen.

Nördlich von diesen gelben Capvölkern, d. h. vom 20. Grad südlicher Breite bis zum Aequator, liegt das Gebiet der Bantu, deren südöstliche Stämme freilich weit in das ursprünglich hottentotische Gebiet eingedrungen sind.

Die Südbantu, d. h. alle Völker südlich vom Kunenó und Zambesi, lassen sprachlich eine Dreitheilung zu: a) in eine östliche oder Kafirgruppe, in welcher besonders die Amafingu, Ama||osa*), Amatimbu, Amazulu und die Motabili des berühmten Silkäts oder Mosilikatse zu nennen sind; b) von der mittlern oder Betyuanengruppe hebe ich die Basuto, Barolong, Mantäti, Bakhalahari und Makololo hervor; und c) von der westlichen Gruppe sind die Ovaherero (fälschlich Damära), Ovambantyerú und vorzüglich die Ovambó zu nennen.

Die hottentotischen Völker liegen, wie ich im „Globus" Bd. XII und XIV wiederholt bemerkt, in den letzten Zügen, und ihren letzten Mohikanern, den Namas, wird John

*) Amakosa ist ganz falsch. Dieser Irrthum rührt daher, daß man für die Schnalze Buchstaben verwandte, c für || die Lateralis, q für die Cerebralis ! und v für die Palatalis ǂ. Umschrieb man Amacosa und der mit diesen Lauten unbekannte Leser las Amakosa statt Ama||osa. Ueber die Schnalzlaute vergl. „Globus" 1867, Bd. XII, Heft 8. Die Namahottentoten.

Bull's zu erwartende Einmischung wohl den Todesstoß versetzen.

Anders verhält es sich mit den Bantu, welche vermöge ihrer natürlichen Lebensfähigkeit und besseren staatlichen Einrichtungen — soweit man davon bei „Naturvölkern“ reden kann — der Parforcecivilisation des Jahrhunderts der Eisenbahnen und Missionen einen zähern und hartnäckigern Widerstand entgegensetzen können. Diese Art Galvanoplastikcultur ist wie ein Mehlthau und führt zum unbedingten Ruin jener Völker. So baumstark auch sonst der Glaube der Missionäre ist, diese Thatsache, die ihrem ganzen System in das Angesicht schlägt, wollen sie nicht glauben und suchen sie mit vielen salbungsvollen Redensarten wegzuwaschen.

Seit funfzig Jahren loht auch in Kafraria der Vernichtungskampf; über das Grab der Amasingu und Amaxosa fängt schon Gras zu wachsen an. Jetzt ist unter anderen die Reihe an die Basuto gelangt, die bisher unter Ausführung ihres talentvollen und kriegstüchtigen Oberhäuptlings tapfern Widerstand geleistet haben.

In der nordöstlichsten Ecke der Capcolonie, zwischen Natal und dem Oranjefreistaat eingeklemmt, liegt Lesuto, der Zankapfel zwischen Boers und Basuto. Ehemals, als noch die Districte des Freistaates, Smithfield, Bloemfontyn und Winburg, zu Lesuto gehörten, war es wohl noch einmal so groß als jetzt. Die Kafirvölker wechseln gewöhnlich nach ihren Regenten die Namen, und so hieß denn der eigentliche Grundstock der Basuto nach einem frühern Herrscher Monahing. Dieser Stamm erhielt im ersten Viertel dieses Jahrhunderts durch die aus den Kämpfen des Tschakka und Dingän nach den Malutibergen verschlagenen Trümmer verschiedener Kafirstämme zahlreichen Zuschuß. So bildete sich ein neues Volk, die Basuto*). Das ist der gewöhnliche Gang von Völkerbildungen in dem Leben der Nationen Südafrikas.

Hauptflüsse des Landes sind der Caledon, Vaal und Nola Sinku, die nach Westen abfließen, und Umzimvubo, Utugela, die im Lande entspringen und durch Natal sich dem Indischen Ocean zuwenden. Im Osten kränzt das majestätische Kathlambagebirge das Land, und mitten durch zieht sich die Malutikette, aus welcher manches stolze Königstein und Ehrenbreitstein als natürliche Zufluchtsstätten der Bewohner emporragen. Ein solch stolzer Horst ist Thaba Bosiu, würdig des stolzen Adlers, der droben haust, und schon manchen kecken Angriff auf sein Felsennest blutig zurückgewiesen hat.

Im Jahre 1818 starb Motlume, das Oberhaupt der Basuto, oder wie sich dies Volk damals nach der Dynastie nannte, der Bamonahing. Man betrauerte allgemein einen großen und weisen Fürsten, und heute noch lebt Motlume in gefeiertem Andenken auf den Lippen und im Herzen jedes Mosuto. Die Sage bemächtigte sich sofort nach dem Tode der Person des Fürsten. Unter ihm haben die Basuto ihr goldenes Zeitalter gehabt. Von ihm, einem zweiten Numa Pompilius, werden Wunderdinge erzählt. Als die Zeit seiner Beschneidung herannahte, und er mit den Altersgenossen nach Landessitte in einer abgelegenen Wohnung zubrachte, soll sich in einer furchtbaren Gewitternacht das Dach der Hütte selbst geöffnet haben, und der junge Prinz gen Himmel gefahren sein. Von dort habe er auf viele Völker und Nationen niedergeschaut. Morimo (Gott) habe ihm ein ehrenhaftes und weises Herz gegeben und mit der Weisung entlassen: „Geh' und herrsche mit Frieden, betrachte stets Deine Unterthanen als Brüder und Menschen!“ Um seine Kenntnisse zu mehren, hat er Reisen in die umliegenden Länder gemacht. Seine Milde und Freundlichkeit kannten keine Grenzen. Während früher ein Weib nur drei bis vier Rinder kostete, setzte er — der als Landesfürst die Heirathsgenehmigung zu ertheilen hatte — den Werth auf zehn, dreißig, mitunter auch hundert Rinder. Auch ein Fortschritt; wenn er gleich unseren Heirathscandidaten schlecht einleuchtet. Arme kannte man in Lesuto nicht. Sogar in den Felsenschluchten und Höhlen der Berge hallte sein Lob unter den von aller Welt gehetzten und gehaßten Buschmännern. Er war in seiner Weise eine eminente Persönlichkeit, mag man auch allen Nimbus der Sage abstreifen, und das Schicksal hatte ihm einen noch größern Thronfolger bestimmt.

Moschesch, Häuptling der Basutos.

Nach Motlume's Tode brachen verschiedene Feinde in Lesuto ein; der erstgeborene Sohn und rechtmäßige Thronfolger war schon vorher durch Meuchelmord gefallen, und von den übrigen Söhnen besaß keiner die nöthigen Gaben, um die Oberherrschaft in diesen Wirren zu führen. Im östlichen Lesuto wohnte in Petabute der Vasall Motlume's, Mokatschane. Sein Sohn war mit Motlume früher zusammengetroffen und dieser hatte ihm prophezeiet, er würde über viele Menschen herrschen, daher solle er sich der Klugheit, Gerechtigkeit und Demuth befleißigen. — Ich halte diese Ueberlieferung für ein Machwerk des Moschesch, der es sich stets zur höchsten Ehre anrechnet, mit Motlume in den Nationalgesängen gefeiert und verglichen zu werden.

Moschesch, und dies war Mokatschane's Sohn, hatte durch Intelligenz, Rednergabe und persönliche Tapferkeit schon vorher sich bekannt gemacht. Noch heute verherrlichen die Nationallieder jene Zeiten, wo er auf den Triften von Putabute gejagt und Wettspiele aufgeführt, oder in den wilden Malute- und Kahlambaschluchten den wilden Thieren die geraubten Rinder wieder entrissen hatte. Außerdem hatte

*) Das Volk heißt Basuto, in der Einzahl Mosuto; das Land Lesuto und die Sprache Sesuto.

er einen ihm bis auf das Blut ergebenen Freund, Makoniane, der ihm die Wege zum Throne bahnte. Dafür hat er ihm später mit dem Pantherfell — zu Deutsch mit Marschallstab und Orden pour le mérite — gelohnt. Makoniane war nämlich Moschesch's Untergebener und mit ihm beschnitten worden. Damit hat es folgende Bewandtniß: Ist ein junger Kafferprinz in das dreizehnte Jahr eingetreten, so wird er beschnitten. Ein Herold macht dies bekannt und alle zu dem betreffenden Stamme gehörigen Knaben desselben Alters werden mit dem Prinzen in eine abgelegene Hütte gebracht, wo sie bis zu ihrer Genesung bleiben. Neben dem Gebrauch von Waffen wird ihnen vom Zaubermeister Unterricht in den väterlichen Rechtsgebräuchen und über den Umgang mit dem schönen Geschlecht ertheilt. Unter diesen Knaben ist der Prinz König und sie sind für die Zukunft seine Trabanten und nächsten Waffenbrüder. Ein solcher war Makoniane. Wie Moschesch hatte auch er seine Laufbahn mit Jagd und kleineren Kriegszügen begonnen, und durch das Glück gereizt, hatte er immer tollkühnere Thaten vollführt. Den siegreich Zurückkehrenden empfing ein endloser Jubel der Stammesgenossen, die seine Stärke und Tapferkeit in wilden Gesängen priesen. Interessant ist folgendes noch erhaltene Loblied auf ihn, welches ich in der Uebersetzung gebe:

„Er fährt behend und schleichend durch die Herden wie der Fisch durch die Wogen.

Er brüllt wie die Hyäne und packt wie sie die Beute.

Die Tapfersten stürzen zu Tode durch seine Lanze.

Die Stärksten verfallen dem Tode bei seinen Schlägen.

Mit seiner nervigen Faust liegt er auf der Lauer gegen die Schnellfüßigsten und stürzt sie zu Boden.

Er hagelt Steine auf die Schädel seiner Feinde und Feuerbrände auf ihre Hütten."

Mit dem Ruhm und Ansehen des Freundes wuchsen auch Moschesch's Absichten und Hoffnungen auf den Thron. Sie beide planten über die Gründung eines neuen Reiches. Ich bemerke: Moschesch hat mit voller Ueberlegung, nach einem sorgfältig und fein durchdachten Plan von vornherein gehandelt. Das beweisen jene aus zuverlässiger Quelle verbürgten Worte, die er an seinen Freund und Unterhäuptling damals richtete: „Du bist mein rechter Arm! Wir beide werden zusammen ein neues Reich gründen! Deshalb müssen große Heldenthaten unsere Empfehlung sein! Später wollen wir auf Ruhe und Frieden denken. In Streitigkeiten wollen wir uns als die Tapfersten bewähren. Um reich an Vieh und Leuten zu werden, müssen wir uns zwar viele Feinde machen, aber diese werden nicht ewig brüllen! Motlume war zu milde gegen Feinde, wir müssen energisch auftreten. Du weißt, Arme, Waisen, Wittwen zu schützen gilt bei unseren Landsleuten als heilige Pflicht, auch wir wollen sie üben."

Da drohten ernste Verwickelungen für Lesuto von Osten her. Mosilikats, ein ebenso herrschsüchtiger als ruhmbegieriger Fürst, warf das Joch seines Oberhauptes Tschakka ab. Doch mußte Mosilikats der Uebermacht weichen. Seine Horden kamen trotz der steilen Kahlambagebirge nach Lesuto unter Führung der Unterhäuptlinge Pakarita und Matuane. In dieser Gefahr faßte Moschesch mit keckem Griffe nach der Krone. Den Feinden bot er zunächst einen Frieden, und als sie ihn verschmähten, griff er sie ohne Verzug an. Zwar mußte er beim ersten Zusammentreffen mit einigem Verlust an Vieh und Leuten das Feld räumen. Doch als kurz darauf diese beiden Führer sich aus Eifersucht bekämpften und Pakarita nebst seinen Generälen dabei den Tod fanden, wußte er Pakarita's beide Söhne und den Ueberrest von 1500 Mann für sich zu gewinnen und wie ehemals Alexander, diese Leute durch Familienbande an seinen Stamm zu knüpfen. Dann trieb er Matuane sammt dessen Mantäti aus Butabute und nahm seinen alten Stammsitz wieder ein. Nach vielen heftigen Kämpfen, die er mit Glück bestand, verlegte er seinen Sitz nach dem oben erwähnten Thaba Bosiu. Freilich vertrieb er den bisherigen Besitzer Rone, einen andern Basutofürsten, durch Verrath. Doch es war dies ein Act der Nothwendigkeit und deshalb diplomatisch gerechtfertigt.

Frauen der Basutos.

In der Voraussicht eines Kampfes mit den Weißen wünschte er zur gehörigen Zurüstung Ruhe; deshalb bot er nochmals Matuane die Friedenshand. Doch auch diesmal sollte das Schwert entscheiden und Matuane mußte Lesuto gänzlich räumen; auf seiner Flucht nach Süden kam er in das Gebiet der Amatimbu, wo seine Truppen durch Hülfe der Weißen fast aufgerieben wurden. Das Gemetzel war furchtbar: Feku, Haupt der Amatimbu, hatte die Engländer und holländischen Boers zu Hülfe gerufen, und vor dem

bisher ungekannten „Donner und Blitz“ der Europäer vermochten die schwarzen Krieger nicht zu stehen. Beim Einschlagen der ersten Bombe liefen sie freilich auf das „merkwürdige Ding“ zu, mußten aber bald ihre naive Neugierde sehr theuer bezahlen. Auf der Flucht vernichtete ein rasendes Feuermeer, verursacht durch die Feuerkugeln, Alles, was die Weißen nicht erreichen konnten. Es war ein schauerliches Jammerbild. Menschen und Thiere mit halb verstümmelten Gliedern krochen stöhnend und jammernd umher. Halbtodten hackten Geier die Augen aus, und Hyänen und Schakale räumten unter den zahllosen Leichen auf. Hin und wieder krochen nackte Säuglinge winselnd auf ihren erschlagenen Müttern und suchten Nahrung aus der kalten Brust! Ein schönes Trauerspiel! Und das hatten einmal wieder die Europäer in Scene gesetzt! Matuane selbst entkam glücklich zu Dingaan, wo er kurze Zeit das Gnadenbrot aß. Als der alte Despot in ihm einen Usurpator witterte, ließ er ihn à la cafire grausam abschlachten. Mit ausgestochenen Augen und spitzen Hölzern in der Nase diente er zur Zielscheibe der Zulukrieger; dann wurden dem Halbtodten die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und seine Gallenblase schmückte fortan als Amulett das Haupt des Barbaren. Zum Schluß ergötzte sich dieser an dem Jammergeschrei der übrigen Mantäti, über welche die Zulu (spr. Sulu) auf den Wink ihres Herrschers wie wilde Bestien herfielen.

Ein Unglück kommt selten allein! — Bergenaars, d. h. räuberische !Korana und Griqua, fielen mit Flinten bewaffnet in Lesuto ein, plünderten und verbrannten die Dörfer, schossen die Erwachsenen nieder und führten Kinder und Vieh als gute Beute in die Capcolonie, wo sie dieselben bei den Colonisten für Flinten, Blei, Gewehre und Branntwein umtauschten, ähnlich wie ihre Stammverwandten unter Jonker Afrikaner es getrieben hatten. Ja sogar Colonisten haben sich an diesem Banditenwerk betheiligt, indem sie die !Korana auf diesen Zügen wenigstens begleiteten und nach einem glücklichen Ueberfall sich die kräftigsten und schönsten Kinder gleich an Ort und Stelle aussuchten. Und das geschah mit Wissen der englischen Colonialregierung und ihrer Beamten, der Feldcornets!!

Unbekannt mit der Wirkung der Feuerwaffen, mußten die Basuto eine allzu große Tapferkeit und Verwegenheit durch enorme Verluste büßen. Der Schrecken vor der unbekannten Waffe war so groß, daß oft eine Handvoll Bergenaars Hunderte der Basuto in die Flucht jagten und dann zahllose Rinderherden wegnehmen konnten. Ein Wehruf scholl durch das ganze Land! Tausende, die in der Verzweiflung vor Hunger ihre Karosse (Mäntel) und Sandalen am Feuer rösteten, starben an der ungenügenden und ekelhaften Nahrung. Man griff endlich zu dem verzweifelten Mittel, seine Mitmenschen zu verspeisen und der vorher gänzlich unbekannte Kannibalismus fand in Lesuto zahllose Verehrer. Noch heute erzählt man sich dort mit Grauen von den Zeiten der Marimos (Menschenfresser). Nicht bloß in den Geistergeschichten der Basuto und deren Ammenmärchen, sondern auch in den Zulumärchen — wovon ich eine Sammlung besitze — spielen die Menschenfresser eine große Rolle; ein Beweis, wie sehr die Völker jener Gegend durch diese Erscheinung erregt worden sind. Verschonen will ich den Leser mit schaudererregenden Detailerzählungen dieser Kannibalen, wie sie z. B. am liebsten aus den Schädeln der Erschlagenen sich Trinkschalen gemacht u. s. w. Nur sei mir die Erwähnung eines Liedes gestattet, welches sie ihrem jedesmaligen Schlachtopfer zubrüllten, während sie dasselbe dämonenartig umtanzten. — „Wir sind Menschenfresser, — Wir fressen Menschen, — Wir können Dich fressen, — Wir fressen das Gehirn des Hundes, — Wir fressen das Gehirn des Säuglings! — Wir fressen die Finger und das Fett des Menschen! — Spielzeuge der Marimo! — Ihr kitzelt ihnen die Gaumen! — Wohlan! — Ans Werk, Kameraden!“ —

Ein Wort kann oft das Schicksal eines Volkes bestimmen! — Moschesch forderte sein Volk auf, von diesem Greuel zu lassen, und bemerkte, die Menschenfresser seien offene Gräber; gegen Gräber könne man nicht zu Felde ziehen! Zugleich proclamirte er eine allgemeine Amnestie gegen Alle, welche sich an diesen Schändlichkeiten betheiligt hatten. Die Wirkung blieb nicht aus; denn die meisten entsagten in der Folge dem unnatürlichen Genuß und kehrten zu ihrer frühern Lebensweise zurück. Jetzt giebt es dort keine Kannibalen mehr.

Dann zog er gegen die Marodeure, Griqua und !Korana, und trieb sie endlich mit vieler Anstrengung zurück. Anfangs unbekannt mit der Handhabung der Feuerwaffen, wurden erbeutete Stücke von den Basuto zu Feldgeräth umgeschmiedet. Kaum mit den !Korana fertig, griffen den Basutohäuptling die Schaaren des Mosilikatse, jenes berühmten „Napoleon der Wüste“, vor Thaba Bosin an. Am Fuße des Felsens fließt ein reizender Bach, an welchem die Colonnen der Zulus Halt machten, um sich auf den Kampf vorzubereiten. Man sah vom Berge aus, wie die schwarzen Krieger, Teufeln ähnlich, wilde Tänze aufführten; man hörte ihr herausforderndes Gebrüll. Doch die Basuto, von ihrem Angriffe benachrichtigt, hatten schon vorher die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr getroffen, und als die sieggewohnten Schaaren den Berg heranstürmten, mußten sie einer anhaltenden Lawine von Basaltblöcken und einem Hagel von Geschossen weichen. Vergeblich rissen die wüthenden Anführer ihren Leuten die kriegerischen Abzeichen, Geier- und Kranichfedern, vom Kopfe und traten sie mit Füßen mit dem Verbote, sie nicht eher anzulegen, als bis der Berg genommen sei. Der Muth war gebrochen und die Niederlage allgemein. Da am folgenden Tage schickt Moschesch den abziehenden Zulus fette Ochsen als Zehrung auf dem Wege. „Den fliehenden Feinden soll man goldene Brücken bauen,“ hatte einst ein tapferer Sparterkönig geäußert. Hier haben wir einen Commentar dazu. Moschesch's Missionär, der geniale Casalis, trifft einige Jahre danach Abgesandte der Silkats (Mosilikatse) am Cap der guten Hoffnung, und auf die Frage: Kennt Ihr auch Moschesch, den Häuptling der Basuto? antworteten diese: Und ob wir ihn kennen! Dieser Mann schleuderte erst Felsblöcke auf unsere Köpfe und dann sandte er uns fette Ochsen zur Speise! Den werden wir nimmer angreifen.

# Höhlenwohnungen in Mecklenburg.

Von C. W. Stuhlmann.

Wenige Jahre nach Entdeckung der schweizerischen Pfahlbauten hat man auch in Mecklenburg mehrere derartige alte Wohnstätten aufgefunden, namentlich in den ausgedehnten Torfmooren bei Wismar, dann aber auch an solchen Orten, wo ehedem nur Sümpfe oder stehende Gewässer von einem geringen Umfang und nicht beträchtlicher Tiefe gewesen, und die jetzt längst zu Wiesen oder beinahe vollständig ausgetrockneten Moder- oder Moorgründen umgewandelt sind.

Diese Entdeckungen sind nicht allein durch sich selber und durch die reiche Ausbeute an Geräthen aus Stein, Hirschhorn, Knochen u. s. w., welche sie den trefflich geordneten Alterthümersammlungen in Schwerin zugeführt haben, wichtig und allgemein bekannt geworden, sondern noch mehr und zwar in einer unerquicklichen Weise dadurch, daß ein sonst eifriger und erfahrener Sammler sich erdreistet hatte, allerlei wahrscheinlich von ihm selber gefertigte Falsa den wirklichen Funden unterzumischen und dadurch zeitweise die gesammten Entdeckungen zu verdächtigen. Jetzt aber ist jenes Vorkommniß derartig geklärt, daß die Zweifel, welche dadurch wider das Vorhandensein von alten Pfahlbauten in Mecklenburg erstanden sind, als wieder vollständig beseitigt betrachtet werden dürfen, und ebenso ist auch Alles, was jetzt im Antiquarium zu Schwerin als aus Pfahlbauten gewonnen ausgestellt ist, als fraglos echt zu schätzen. Letztere Sammlung sah denn auch nach der Entlarvung des Fälschers und nach Beseitigung seiner Täuschungen ihre aus Pfahlbauten gewonnenen reichen Schätze durch neue aufs Sicherste beglaubigte Funde fortwährend anwachsen.

Mecklenburg ist sehr reich an Landseen und an kleinen umschlossenen Gewässern, so reich, daß in Europa nur Finnland und vielleicht die Schweiz es darin übertreffen. Für ein Volk, das seine Wohnungen auf diesen Gewässern und in den von letzteren gebildeten Sümpfen zu nehmen liebte, mußte es daher eine bei weitem stärkere Anziehungskraft üben, als die übrigen Länder der norddeutschen Ebene, Pommern etwa ausgenommen, das in manchen seiner Gegenden ähnlich gestaltet ist. Unter diesen von der Natur so reichlich gebotenen Bedingungen mußte die ursprüngliche Neigung und Gewohnheit sich auch länger hier erhalten, als in den benachbarten Landstrichen, und so finden wir denn auch, daß zu jener Zeit, wo Mecklenburg und seine Bewohner die erste eingehendere Beachtung von Seiten der Geschichtsschreibung erfahren, nämlich im zwölften Jahrhundert, jene als ein Volk geschildert werden, das, vorwiegend von Fischerei, Jagd und einiger Viehzucht lebend, meistens seine Wohnsitze in Sümpfen und Brüchen habe.

In solchen lagen denn auch die wichtigsten Tempel des Landes und jene Ortschaften, welche als Städte genannt werden: Rhetra, Malchow, Schwerin, Mecklenburg, Alt-Wismar, und ebenso fast alle in jener Zeit errichteten Burgen oder Burgwälle. Von letzteren lassen noch jetzt, obschon die Cultur neuerlichst viele von ihnen fortgeräumt hat, sich ohne große Mühe an dreihundert nachweisen. Viele derselben sind auf natürlichen Horsten in Wiesen und Seen errichtet, manche ruhen aber auch auf künstlichen Inseln und Erdaufschüttungen, und noch jetzt läßt sich bei einigen nachweisen, woher das Material gekommen ist.

Helmold, der Hauptgeschichtschreiber Mecklenburgs für die letzte heidnische Zeit, berichtet, daß die Einwohner sich beim Bau ihrer Wohnungen nicht sonderliche Mühe gaben. Sie verfertigten kleine Hütten aus Flechtwerk — wie man denn auch noch heut zu Tage gar nicht selten Gebäude findet, bei denen die Wände aus einem solchen mit Lehm überworfenen Material bestehen —, und sobald ein Krieg drohte, verbargen sie ihr weniges Korn und was sie sonst an Vorräthen und Eigenthum besaßen, in Erdgruben, und brachten dann Weiber und Kinder in die festen Plätze, willig die leeren Wohnstätten den Feinden überlassend. —

Noch bevor man in Mecklenburg an Pfahlbauten dachte, hat man hier an verschiedenen Orten alte Wohnstätten entdeckt, die man Höhlenwohnungen benannt hat, eigentlich aber Grubenbauten hätte nennen sollen, da man unter Höhle eine Localität zu verstehen pflegt, die über sich eine von der Natur gebildete Decke und einen seitwärtigen, oder von oben nach unten führenden Eingang hat. Die ersten Baulichkeiten dieser Art wurden vor etwa 15 Jahren zu Dreoskirchen in der Nähe von Wismar entdeckt. Später wurden mehrere zu Roggow an der Ostsee, in der Nähe von Schwerin bei Zippendorf, dann zu Bresen bei Rhena, und dann eine große Anzahl im letzten Sommer zu Pölitz bei Teterow aufgefunden, und demnach ist ihre Verbreitung in Mecklenburg über eine sehr beträchtliche Landstrecke nachgewiesen. Bei der Freilegung eines Theils der am zuletzt genannten Orte entdeckten Baulichkeiten war ich selber zugegen.

Herr Lisch, der auch mehrere dieser mecklenburgischen Grubenbauten untersucht hat, sagt darüber („Jahrbücher des mecklenburgischen Vereins für Alterthumskunde", Bd. 30): „Die Beschaffenheit der Höhlenwohnungen ist immer dieselbe. In einer Tiefe von etwa fünf Fuß findet sich ein Fußboden oder ein Herd von Feldsteinen, der gewöhnlich eine runde Form vermuthen läßt. Auf diesem Fußboden liegen nun viele Scherben von sehr dickwandigen Kochtöpfen, Holzkohlen, zerhauene Thierknochen und steinerne Alterthümer." Eben daselbst bemerkt er noch: „Ganz gleichen Charakter mit den Pfahlbauten haben die Höhlenwohnungen der Steinzeit in Mecklenburg. Alle in beiden gefundene Alterthümer sind gleich. Jedoch ist es nicht zu erkennen, ob Höhlenwohnungen und Pfahlbauten in der Zeit neben einander standen oder auf einander folgten. Es leidet keinen Zweifel, daß Menschen der Steinzeit auch Wohnungen, Küchen, Keller u. s. w. in der Erde, in ausgegrabenen Höhlen hatten." Dann auf die Ausgrabungen zu Dreoskirchen kommend, sagt er:

„Herr Koch (der Besitzer des Gutes Dreoskirchen) setzte seine Beobachtungen unverdrossen fort und hatte 1863 das Glück, beim Ausgraben einer Mergelgrube, welches mehr Gelegenheit und Ruhe zur Beobachtung bot, als das Trainiren, eine ziemlich vollständige Höhlenwohnung zu entdecken. Ungefähr fünf Fuß tief lagen in gleicher Ebene neben einander Feldsteine von dem Fußboden oder dem Feuerherde, und auf und neben den Steinen viele Alterthümer beisammen auf einem kleinen Raume.

„Zunächst fand sich eine große Menge Scherben von Gefäßen zu häuslichem Gebrauche, alle sehr dickwandig, mit grobem Granitgrus durchknetet, ohne Verzierungen, also sehr verschieden von den Graburnen, welche in der Steinzeit fast immer dünnwandig, fein und verziert sind. Daneben

fanden sich die Scherben von wenigstens acht kleineren Krügen mit dünneren Wänden. Auch Ueberreste von zwei sehr großen, dickwandigen Gefäßen fanden sich, deren ziemlich große Scherben fast gar keine runde Schwingung zeigen, also auf ungewöhnlich große Gefäße deuten. Es fand sich auch ein Stück von einer röthlich gebrannten Lehmwand mit ausgebrannten Stroheindrücken.

„Daneben lagen viele Thierknochen, alle zerhauen, und neben den Topfscherben noch viele ziemlich große Kohlen von Tannenholz. Auch die Küchengeräthe, Hausgeräthe und Waffen aus Feuerstein fanden sich: eine Lanzen- oder Dolchklinge, eine halbmondförmige Säge, beide sehr gut muschelig behauen und ausgearbeitet, ein keilartiger Feuerstein als Hammer brauchbar, drei Feuersteinspäne, als Küchenmesser verwendbar. Alle Küchengeräthe sind offensichtlich viel gebraucht und abgenutzt. Dann fanden sich noch zwei kugelige Reibsteine aus Granit von etwa 3½ Zoll im Durchmesser; ein durch Absplitterungen an allen Seiten zugerichteter Feuersteinblock von 8 Zoll Länge und 1½ bis 2½ Zoll Dicke, von trapezförmigem Durchschnitt und mit einer zugerichteten Schneide am dünnen Ende, und endlich ein zerbrochenes Messer aus gelblichem Feuerstein.“

Herr Lisch sagt dann weiter, daß die gefundenen Knochen vom Professor Steenstrup zu Kopenhagen bestimmt worden seien, und sich als vom zahmen Rinde, vom zahmen Schweine, vom Schafe, vom Pferde und von der Gans ausgewiesen haben. Da die Feuersteingeräthe schon sehr sauber und kunstvoll geschlagen sind, so meint er annehmen zu müssen, daß die Höhlenwohnung der letzten Zeit der Steinperiode angehöre. —

Einen ganz ähnlichen Inhalt wie die Höhlenwohnungen von Dreoskirchen zeigten die von dem Herrn von Oertzen zu Roggow am Salzhaf aufgedeckten, nur daß sich hier an Geräthen bloß ein paar Reibsteine fanden, an Knochenresten aber außer solchen, wie sie in Dreoskirchen gefunden worden, auch vom Reh und Hirsch.

Zu Pölitz bei Teterow wurden die Höhlenwohnungen zunächst beim Drainiren entdeckt. Auf einem ziemlich ebenen Acker, der sich sanft gegen Südosten abdacht und daselbst etwa 20 Fuß über einem geringen Wasserlauf erhöht ist, stieß man in einer Ausdehnung von mehreren tausend Fuß auf alte Wohnstätten. Bei den deshalb angestellten Nachforschungen war ich selber zugegen. In einer Tiefe von 3 Fuß unter der Erdoberfläche, die bis hier aus cultivirtem, lehmigem Boden bestand, fanden wir so massenhaft größtentheils zerhauene Knochen, daß aus einer einzigen etwa 12 Fuß langen, 5 Fuß breiten und 4½ Fuß tiefen Grube sich ein Berliner Scheffel voll sammeln ließ. Die Knochen waren weiß und mürbe und gehörten Rindern, Schweinen — wilden und zahmen —, Pferden, Hirschen, Schafen, Gänsen und kleineren Vögeln an. Mehrere der größeren, Mark enthaltenden Knochen waren der Länge nach aufgespalten. Es fanden sich auch zwei Schädelknochen mit noch ansitzenden Hörnern von einer kleinen Rinderart.

Zwischen den Knochen fanden wir Asche und Holzkohlen, aber keine verbrannte Knochenreste. Außerdem eine große Masse von Gefäßscherben, in einer Grube von den angegebenen Dimensionen beinahe ein Scheffelstheil. Viele dieser Scherben, aus grobem Thon mit Kies vermischt bereitet, hatten sehr großen Gefäßen, die zum Theil beinahe einen halben Berliner Scheffel gefaßt haben mochten, angehört, andere wieder stammten von mäßiggroßen Kochtöpfen, die noch einen rußigen Ueberzug zeigten, noch andere von kleinen Krügen. Letztere waren größtentheils sehr zierlich gearbeitet; die Masse fein, schwarz, härter, glatt und an den Rändern und Bauchungen durch hervortretende wellenförmige Linien, auch durch gerade und gekreuzte Streifen und regelmäßige schräge Striche geziert. Auch eine Spur von einem horizontalen, aus Feldsteinen von etwa Faustgröße gelegten Pflaster fand sich in einer Grube.

Mehrere der alten Wohnstätten wurden freigelegt. Alle schienen rund gewesen zu sein und mochte ihr Durchmesser etwa 12 Fuß betragen haben. An einzelnen Orten lagen mehrere ganz nahe bei einander, kaum durch 4 bis 5 Fuß breite Zwischenräume geschieden. An Geräthen fanden wir in der einen Grube zwei aus Knochen oder Hirschhorn gearbeitete Pfriemen von 5 und 4 Zoll Länge, nur roh und ersichtlich mittelst Steingeräthen zugeschärft und bearbeitet. Hier fand sich auch ein aus der Ulna eines starken Hirsches gearbeitetes Instrument, das vielleicht als Dolch benutzt worden ist, sehr schön erhalten, und mehrere glatte etwa anderthalb Zoll breite Knochenstücke, die durchbohrt waren, deren Bestimmung aber, da sich nur Bruchstücke von ihnen erhalten hatten, nicht erkannt werden konnte. In einer andern, unmittelbar nebenan gelegenen Grube aber fanden wir unter den Scherben und den Knochen einige aus Thon gebrannte, durchlöcherte, runde Steine oder Scheiben, etwa 2½ Zoll im Durchmesser groß, auch einen eisernen 6 Zoll langen Pfriemen und ein Messer aus Eisen, etwa 8 Zoll lang. Beide letzteren Instrumente lagen zwischen und unter den Scherben und Knochen und waren ohne Frage mit denselben gleichzeitig verschüttet worden. Noch in einer andern Grube fanden sich ein Wetzstein, mehrere bearbeitete Feuersteinsplitter und eine gerundete Masse von sehr fettem Thon, etwa so groß wie ein mäßiger holsteinischer Käse. Meiner Ansicht nach war letztere bestimmt gewesen, zu einem großen Gefäß verarbeitet zu werden.

Dieser alte Wohnplatz scheint übrigens, wenn man dabei unsere jetzigen Gewohnheiten ins Auge faßt, ungünstig gewählt gewesen zu sein. Von dem oben gedachten Wasserlaufe, der jetzt während der Sommermonate fast immer völlig trocken ist und der auch in früheren Zeiten niemals sonderlich viel Wasser gehabt haben wird, liegt derselbe theilweise an tausend Schritt entfernt, und kein anderer Quell oder Teich ist näher, obschon das Pölitzer Feld sonst keinen Mangel daran hat. Auch sehr feucht müssen diese Erdwohnungen gewesen sein, denn in dem so trockenen vorjährigen Sommer zeigte sich die ausgegrabene Erde theilweise beinahe naß. Trockene mit sandigem Boden versehene Höhen und Pläne finden sich in Pölitz auch, wie denn auch solche, denen umliegende Höhen einen Schutz gegen die vorherrschenden Winterstürme gewähren.

In einigen Gruben fanden wir oberhalb der Scherben Aschentheile und Holzkohlen. Das läßt vermuthen, daß die Bedachung der ehemaligen Wohnungen aus Zweigen und vielleicht aus darüber gelegtem Schilfe bestanden haben wird. Wann dieselben durch Feuer zu Grunde gegangen und wie lange sie demnach bewohnt gewesen, wage ich nicht zu bestimmen, es will auch scheinen, daß die Zerstörung oder Verlassung der verschiedenen Wohnungen in ziemlich weit von einander entfernten Perioden stattgehabt haben wird. Oder waren Häuptlinge und Reichere schon lange im Besitze von einzelnen Eiseninstrumenten, als die gewöhnliche Volksmenge sich noch mit Knochen- und Steinwerkzeugen behalf?

Die in manchen Grubenwohnungen gefundenen Stein- und Knocheninstrumente, auch einzelne Gefäßscherben, gleichen völlig denen, welche man aus den mecklenburgischen Pfahlbauten gesammelt hat. Lisch sagt, wie wir vorhin angeführt haben, daß es sich nicht erkennen lasse: ob Höhlenwohnungen und Pfahlbauten in der Zeit neben einander standen oder auf einander folgten. Ich möchte das erstere als das Wahrscheinlichere bezeichnen.

In der Schweiz sind außer den Pfahlbauten auch Höhlenwohnungen, oder wie die dortigen Antiquare sie genannt haben: Landdörfer aufgefunden worden. Herr Escher von Berg entdeckte sie zuerst im Jahre 1851, und über eine im Jahre 1862 von ihm angestellte ausgedehnte Nachforschung berichtet er:

„Die etwa $1^1/_2$ Fuß dicke Fundschicht befindet sich unter einer Lage von Dammerde von 5 bis 6 Fuß Tiefe. Die Fundschicht mit ihren zahllosen Fragmenten von Thongeschirren, Stein- und Bronzegeräthen und Thierresten ruhte in der Regel auf einem aus Letten und Kies bestehenden, sorgfältig eben gestampften Estrich, an zwei Stellen auf einem Pflaster aus Kieselsteinen. Die Ueberdeckung wurde verursacht durch eine ungemein langsam vor sich gehende Anschwemmung aus dem Gelände von oben herab."

Keller bemerkt hierüber (Mittheilung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 14, Heft 6, S. 162): „Die Reste dieses Wohnorts am Ebersberg stellen sich als eine Niederlassung auf festem Boden dar, welche sich rücksichtlich der Cultur ihrer Bewohner und der Zeit ihrer Existenz ganz genau an diejenigen Etablissements anschließt, welche, in der Steinzeit gegründet, bis auf die Bronzezeit besetzt blieben, aber vor der Verbreitung des Eisens aufgegeben wurden. Speciell verwandt ist Ebersberg mit den Ansiedelungen zu Windischburg bei Vilters und anderen Punkten, in denen Steinbeile, Feuersteinmesser, sogenannte Kornquetschen, Knochen- und Hornwerkzeuge, dann Geräthschaften, Schmucksachen aus Bronze vorkommen — alles Dinge, welche mit den Alterthümern der Pfahlbauten dies- und jenseits der Alpen völlig identisch sind. Angesichts dieser Thatsache kann die Richtigkeit der Annahme, daß die Ansiedelungen der Bevölkerung, welche die Pfahlbauten errichtete, auch über das feste Land verbreitet waren, durchaus nicht bezweifelt werden." —

Es würde in der That auch mehr als sonderbar sein, wenn jenes nicht der Fall gewesen wäre. Weit ausgedehnte Landstriche finden sich, wo eine zur Anlage von Pfahlbauortschaften geeignete Localität oft auf Strecken von mehreren Quadratmeilen vergeblich gesucht werden dürfte. Alle diese weiten Gegenden, die namentlich in dem mittlern und südlichen Theile der norddeutschen Ebene vorkommen, sollten unbewohnt gewesen sein, während eine relativ dichte Bevölkerung bereits die sumpfigen Ostseeküstenländer besetzt hatte? Und auch hier werden Wasser- und Landansiedelungen neben einander gleichzeitig bestanden haben, ja, wie ich behaupten möchte, haben die Eigenthümer der ersteren auch immer ein Landhaus besessen. Die Pfahlhäuser eigneten sich zu vielen nothwendigen häuslichen Verrichtungen: zum Kochen der Speisen, zum Brotbacken, zum Weben u. s. w. schlecht, zum Bewahren der Wintervorräthe aber gar nicht, wie sie denn auch in unseren langen, nordischen Wintern nicht dazu geeignet gewesen sein dürften, ihre Bewohner vor dem Erfrieren zu schützen.

Bekanntlich hat man von mehreren Seiten den Zweck der Pfahlansiedelungen darin gesucht, daß die Bewohner sich in ihnen gegen ihre Feinde und gegen den Angriff reißender Thiere gesicherter gehalten hätten. Die Mehrzahl der in Mecklenburg aufgefundenen alten Pfahlbauten lag aber in Gewässern, die nicht eine solche Ausdehnung und Tiefe hatten, daß der Zugang zu jenen dadurch sonderlich erschwert wurde, und zu der Zeit, wenn die reißenden Thiere dem Menschen am ernstlichsten bedrängen, festete der Frost rasch diese kleinen, sumpfigen Gewässer.

Sehr merkwürdig ist, daß von jenen reißenden Thieren, die erweislich noch im siebenzehnten Jahrhundert sehr häufig in Mecklenburg waren, nämlich vom Wolf und vom Bär, bisher nicht die geringsten Knochenreste in den mecklenburgischen Pfahlbauten und Grubenwohnungen gefunden worden sind. So viel mir bekannt ist, sind ganz alte Knochen von diesen Thieren überhaupt noch nicht in diesem Lande gefunden worden, während Ueberreste von mehreren Thierarten, die viele Jahrhunderte früher ausgerottet oder die ausgewandert sind: vom Rennthier und vom Elenn, häufiger aus Mooren und Gewässern zu Tage gefördert worden.

Lisch, welcher die Höhlenwohnungen zu Dreoskirchen und Roggow mit den wismarschen Pfahlbauten in eine Periode und zwar in die der letzten Steinzeit setzt, sagt, daß die hier gefundenen Geräthe genau mit denen stimmten, die man in gewissen Gräbern der Steinperiode gefunden habe. In jenen Gräbern nämlich, welche man Riesen- oder Hünenbetten nenne, und die in einem langen, schmalen, niedrigen Erdhügel bestehen, der von Steinpfeilern umgeben und in welchem die Asche der verbrannten Leichen in Urnen in Steinkisten beigesetzt ist. Er deducirt solches zunächst aus der Gestalt, Bearbeitungsweise und Verzierung der feinen Thongefäße, Krüge und Urnen, dann aber auch aus der Form und der Bearbeitungsweise der steinernen Handwerksgeräthe und Waffen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß er hierin Recht hat. Ich meine aber, man wird auch nicht fehlschließen, wenn man annimmt, daß die sogenannten Höhlenwohnungen in Mecklenburg theilweise auch dann noch in Benutzung gewesen sind, als die Leichenbestattung in den sogenannten Riesenbetten längst nicht mehr im Gebrauche war und die wendische Bevölkerung die Asche ihrer verbrannten Todten in regelmäßig dicht neben einander gestellte Urnen, in den sogenannten wendischen Kirchhöfen, ohne Steinkisten und umragende Steinpfeiler ziemlich mühelos beizusetzen liebte.

---

# Die schwedische Nordpolexpedition im Jahre 1868 und die Resultate derselben.

C. F. Die Schweden haben sehr viel beigetragen zu der genauern Kenntniß der arktischen Gegenden und des Polarmeeres, obgleich die zu diesem Zwecke von ihnen ausgerüsteten drei ersten Expeditionen anspruchslos gewesen sind, eigentlich nur Spitzbergen betroffen und nicht viel Aufhebens von sich gemacht haben.

Die erste derselben veranstaltete der Docent O. Torell im Jahre 1857 nach Spitzbergen, eigentlich nur in der Absicht, um zu recognosciren, und zu demselben Zwecke unternahm er in einem der folgenden Jahre eine Reise nach Grönland. Nach den gewonnenen Erfahrungen sollte nun 1861, da eine größere Expedition auf zwei Fahrzeugen ausgerüstet wurde, zu welcher der schwedische Staat und die Theilnehmer an derselben die Mittel hergaben, von Spitzbergen aus auf

Schlitten eine Fahrt auf dem Eise nach dem höhern Norden unternommen werden, und es wurde zu diesem Zwecke auch eine Anzahl von grönländischen Hunden mitgenommen. Doch die Fahrzeuge wurden in der Treurenberg- oder Sorge-Bai an der Nordwestküste von Spitzbergen (Aeolus Kreuz 79°56'31" nördl. Br., 16°55'30" östl. L. v. Gr.) vom Treibeis so lange eingesperrt, bis die zu der vorgesetzten gefährlichen Reise anwendbare Zeit verstrichen war und jeder Gedanke daran aufgegeben werden mußte. Man sah sich also genöthigt, alle Kräfte auf die bereits begonnene nähere Erforschung der spitzbergenschen Inselgruppe in geographischer, geologischer, naturhistorischer Hinsicht zu richten. Unter Anderen begann einer der Theilnehmer, der bald darauf verstorbene Finne Dr. Chydenius, die Untersuchungen über die Möglichkeit einer Gradmessung auf Spitzbergen und führte das Triangelnetz von der nördlichsten der Sieben Inseln, Roß-Insel, 80°49' nördl. Br., 20°20' östl. L., südwärts bis an den nach ihm hernach benannten Berge auf West-Spitzbergen (ca. 79° nördl. Br. und 17°40' östl. L.) hinab.

Um dieses Netz so weit wie möglich gegen Süden, dann auch die begonnenen wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen und die mitgebrachten reichen, in dem Nationalmuseum zu Stockholm verwahrten spitzbergenschen Sammlungen zu vermehren, wurde im Jahre 1864 die dritte anspruchslose Expedition abgeschickt unter der Leitung des Professors A. E. Nordenskjöld, Intendanten der mineralogischen Abtheilung des Nationalmuseums, der schon an den beiden vorhergegangenen Expeditionen Theil genommen hatte, und es schloß sich ihm der Docent N. Dunér zur Exploration der geographischen Verhältnisse an; auch ging der Dr. A. J. Malmgrén, Docent an der Universität zu Helsingfors, Theilnehmer an der Expedition 1861, als Zoolog und Botaniker mit. Bei dieser Expedition wurde der südliche Theil der Inselgruppe erforscht, auch das Triangelnetz bis auf den südlichsten Punkt (76°37' nördl. Br., 16°50' östl. L.) vollendet und die Möglichkeit der Messung eines 4°12' langen Breitenbogens dargethan. Die bei dieser und den vorhergehenden Expeditionen angestellten Untersuchungen und die 79 Ortsbestimmungen setzten auch hernach die beiden ersterwähnten Gelehrten in den Stand, eine Karte über Spitzbergen zu entwerfen, welche 1865, begleitet von einem ausführlichen geographischen Memoire, in den „Handlingar" der schwedischen Akademie der Wissenschaften erschien (deutsch nebst der Karte in verkleinertem Maßstabe in A. Petermann's „Geographischen Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 16). Auf dieser vortrefflichen Karte ist zwar nicht einmal die ganze Westküste überall vollständig mit ihren Contouren ausgeführt und die Ostküste überhaupt nur angedeutet; aber sie liefert doch das erste zuverlässige Bild über die Inselgruppe, welches nach derselben ein ganz anderes geworden ist, als das nach den früheren Karten angenommene; auch ist sie besonders den Fangmännern von sehr großem Nutzen gewesen und hat bewirkt, daß seit dieser Zeit die bisher von ihnen stets vermiedene Hinlopen-Straße besucht worden ist. A. Petermann hat auch nach dieser Karte in dem erwähnten Ergänzungshefte das Areal Spitzbergens berechnet auf 1075 geographische Quadratmeilen, nämlich das Nordostland mit den dazu gehörigen Inseln 190, West-Spitzbergen mit Inseln 718, Prince Charles Foreland 20, Barrents Land mit Inseln 28, Stans Foreland mit Inseln 115 und die Ryk- und Hope-Inseln 4 Quadratmeilen. Auch gehört seitdem Spitzbergen in geologischer und naturhistorischer Hinsicht zu den bekannteren Gegenden der Erde.

Nachdem die Expedition ihre Hauptaufgabe in dem südlichen und südöstlichen Theile von Spitzbergen glücklich gelöst hatte, war die Absicht, auch zur Lösung der Nordpolfrage möglichst viel beizutragen; daher steuerte das Fahrzeug nach Dublirung der Südspitze des Landes (Südcap) in den ersten Tagen des September nordwärts, um längs der Westküste so weit wie möglich gegen Norden vorzudringen. Aber gleich im Beginne dieser Fahrt, am 4. September, erreichte dieselbe plötzlich und ganz unerwartet ihren Endpunkt; denn man stieß auf die Mannschaften dreier verunglückten norwegischen Fangfahrzeuge, welche natürlich vor allen Dingen gerettet werden mußten. Hierdurch aber stieg die Zahl der auf dem kleinen Fahrzeuge von nur $12\frac{1}{2}$ norwegischen Commerzlasten (à $2\frac{1}{2}$ englischen Tons) eingestauten Personen auf 42, die Polarfahrt mußte aufgegeben werden, und die schleunigste Rückkehr nach Tromsö war eine dringende Nothwendigkeit.

Die darauf folgenden Jahre sind nun zu der bereits früher begonnenen Verarbeitung der mitgebrachten reichen Sammlungen verwendet worden, und die Resultate dieser Arbeiten sind theils in den „Handlingar", theils in der „Uebersicht der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften" veröffentlicht worden, theils sind auch ausführliche Beschreibungen über die Expeditionen der Jahre 1861 und 1864 (letztere auch in englischer Sprache) erschienen. Zu allem Unglück aber werden die erwähnten werthvollen Zeitschriften der Akademie in Schweden nur von Fachmännern gelesen, und für das Ausland sind sie wegen der Unbekanntschaft mit der schwedischen Sprache so gut wie gar nicht vorhanden; es würden also die darin veröffentlichten gediegenen Abhandlungen und Aufsätze wenig bekannt sein, wenn nicht deutsche wissenschaftliche Zeitschriften mehre derselben in Uebersetzungen mitgetheilt hätten. Namentlich haben Petermann's erwähnte „Geographische Mittheilungen" die Mehrzahl der die Geographie betreffenden Aufsätze wenigstens in vollständigen Auszügen mitgetheilt, obgleich zwei der wichtigsten derselben, die Geologie Spitzbergens und der Bericht über die Gradmessung in Spitzbergen, beide von Nordenskjöld, 1866, bis jetzt noch nicht erschienen sind.

Als die Nachricht von der durch Petermann angeregten deutschen Nordpol-Expedition in Schweden ankam, meinte Nordenskjöld, Schweden dürfe unter keiner Bedingung den Standpunkt aufgeben, den es in der Erforschung der arktischen Naturverhältnisse eingenommen hat. Er wendete sich daher an einen Mäcenas, den Grafen C. A. Ehrensvärd, Landshauptmann in Göteborg, mit dem Gesuch, in Göteborg durch Subscription die zu einer neuen anspruchslosen schwedischen Nordpolexpedition erforderlichen Geldmittel zu sammeln. Die Hauptaufgabe sollte sein, so weit wie möglich gegen Norden von Spitzbergen vorzudringen; da aber nach den gewonnenen Erfahrungen ein solches Vordringen mit einiger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg erst im Herbste möglich wäre, so sollten vorher während des Sommers Untersuchungen angestellt werden über die ganz unbekannte Fauna und Flora der Bäreninsel sowie über die eben so unbekannten geologischen Verhältnisse und der tertiären Lager auf derselben; ferner Untersuchungen am Eisfjord und an der Kings-Bai, der postmiocenen Lager auf der Halbinsel zwischen dem Bel Sund und dem Eisfjord, der Saurierlager am Cap Thordsen, der Walfischskelett-Fragmente, welche an den Gestaden von Spitzbergen angetroffen werden, der jetzt noch unvollständig bekannten Algenflora des Meeres, Anstellung von magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, Mappirung noch unbekannter Gegenden von Spitzbergen, Vordringen nach dem im Osten von Spitzbergen belegenen, 1864 von dort aus gesehenen Giles Land (von Petermann Gillis Land genannt) und Anderes mehr. Graf Ehrensvärd erfaßte die Angelegenheit mit Wärme und Interesse, und es

gelang ihm wirklich, in Göteborg die zu einer kleinen Expedition erforderlichen Geldmittel zusammenzubringen, wozu man in Tromsö ein kleines, vielleicht das 1864 benutzte Fahrzeug miethen wollte. Nun aber erfuhr Nordenskjöld, daß vielleicht der dem Staate gehörende Postdampfer „Sofia", ein vortreffliches, stark gebautes, eisernes Fahrzeug von 80 Pferdekraft, das eben nicht nothwendig als Postdampfer gebraucht wurde, zu dieser beabsichtigten Nordpolexpedition hergegeben werden könnte, und er war so glücklich, nachdem nicht allein die Akademie der Wissenschaften die Expedition und ihn als Führer derselben warm anempfohlen und die Generalpostdirection ihre Zustimmung erklärt hatte, von dem Könige nicht nur das Fahrzeug, sondern auch die vollständige Ausrüstung und Verproviantirung aus den reichen Vorräthen der Flotte, sowie die Bemannung mit zur Marine gehörenden Leuten bewilligt zu erhalten.

Durch diese Bewilligung nahm die ursprünglich als äußerst anspruchslos projectirte Expedition plötzlich ungehoffte kolossale Dimensionen an, und anstatt daß Nordenskjöld sich einen gelehrten Begleiter oder höchstens zwei gedacht hatte, erhielt er außer dem Befehlshaber, Capitän Freiherr F. W. v. Utter, dem Secondelieutenant A. L. Palander und dem Arzte des Fahrzeuges, E. Nyström, die von dem Könige dazu beordert wurden und gewiß mit zu Gelehrten gezählt werden müssen, noch folgende freiwillige Theilnehmer: die Botaniker Doctoren T. M. Fries und Sv. Berggren, die Zoologen Doctoren A. J. Malmgren (Theilnehmer an den vorhergegangenen beiden letzten Expeditionen), F. A. Smitt und E. Holmgren, den Physiker Dr. S. Lemström und den Zoologen Studiosus G. Nauckhoff, nebst einem Conservator. Die Schiffsbesatzung bestand aus vier Maschinisten und Heizern und neun Matrosen, und zu diesen kamen noch vier erfahrene norwegische Fangmänner, die in Tromsö gemiethet wurden. Die Expedition hatte ein vortreffliches, bequem eingerichtetes, den möglichsten Schutz gegen die Kälte gewährendes, reichlich und sorgfältig ausgerüstetes Fahrzeug, das nicht allein ein guter Segler, sondern auch mit einer starken Maschine versehen war, und dem von Norwegen auf gemietheten Kohlenschuten der erforderliche Steinkohlenvorrath nach der Amsterdam-Insel zugeführt wurde — ein Vorrath, der um ein Weniges aus den auf der Bären-Insel und auf Spitzbergen an der Kings-Bai befindlichen Kohlenlagern vermehrt wurde — und das auf 16 Monate reichlich mit Proviant versehen war. In wissenschaftlicher Hinsicht war die Expedition theils von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, theils von der Universität Helsingfors, theils von der Royal Society in London mit den vorzüglichsten Apparaten versehen, sie nahm die besten zur Fischerei anwendbaren Geräthschaften, ja man hatte nicht versäumt, ihr auch elektrisches Licht mitzugeben. Auch befand sich, um die heitere Stimmung bei den Theilnehmern zu unterhalten, ein gutes musikalisches Instrument an Bord, kurz, es war nichts versäumt, was in menschlicher Kraft steht, um der Unternehmung einen glücklichen Erfolg zuzusichern.

Am 7. Juli stach die „Sofia", welche schon am 28. Juni von Karlskrona abgegangen war, nachdem sie in Göteborg die gelehrten Theilnehmer der Expedition aufgenommen hatte, in die See und steuerte zuerst nach Tromsö, wo sie noch einige Vorräthe, warme Kleider für die Besatzung und vier gemiethete Fangmänner an Bord nahm und begab sich dann am 20. Juli hinaus in das Eismeer. Sie erreichte am Abend des 22. die hafenlose, an Vögeln überreiche aber unbewohnte Bären-Insel, welche in den folgenden fünf Tagen in allen Richtungen durchstreift, wissenschaftlich genau untersucht und mappirt wurde, während das Fahrzeug die Insel umsegelte und Tiefmessungen anstellte. Das Wetter war wohl höchst ungünstig, aber die wissenschaftliche Ausbeute wurde dennoch größer, als man zu hoffen gewagt hatte; hier sei nur erwähnt, daß die Insel bei weitem größer befunden wurde, als sie auf den Karten bisher dargestellt worden ist. Am Abend des 27. Juli setzte die „Sofia" ihre Reise fort und gelangte am 29. in die Nähe des Südcap auf Spitzbergen, konnte aber wegen der dort liegenden festen Eismassen das Land nicht erreichen und noch weniger dem ursprünglichen Reiseplane gemäß dasselbe umsegeln, um zu den weiter östlich liegenden Tausend Inseln oder wohl gar zu dem 1864 gesehenen Giles Land zu gelangen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, das Eis zu forciren, mußte der Plan aufgegeben und längs der Westküste von Spitzbergen nordwärts gesteuert werden. Man gelangte also am 31. nach Green Harbour am Eisfjord, woselbst geologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen angestellt und der bisher noch nicht besuchte innere nördliche Arm des Fjordes mappirt wurde. Als am 12. August das Fahrzeug weiter nordwärts steuerte, wurde an der Südspitze von Charles Foreland eine Bootpartie abgeschickt mit der Aufgabe, die 15 Meilen lange Meerenge zwischen Charles Foreland und West-Spitzbergen zu mappiren und die geologischen Verhältnisse der Küsten zu untersuchen, während die „Sofia" an der Westseite von Charles Foreland hinaufging und Tiefmessungen anstellte (größte dort gefundene Tiefe 1350 Faden). Am 17. August trafen beide Partien wiederum zusammen in der King-Bai, woselbst wissenschaftliche Untersuchungen angestellt, auch von dem dortigen Kohlenlager einige Säcke voll an Bord geschafft und anwendbar befunden wurden.

Nun steuerte die „Sofia" am 18. August nach der Kobbe-(Robben-)Bai, um sich mit einem neuen Steinkohlenvorrathe zu versehen, und setzte hier fünf Gelehrte, versehen mit den nöthigen Bedürfnissen auf vier Wochen, an das Land mit der Aufgabe, an dieser nordwestlichen Spitze der Inselgruppe zu arbeiten; doch war dieser Aufenthalt wegen des höchst ungünstigen Wetters ein sehr trauriger, und die wissenschaftliche Ausbeute entsprach nicht den Hoffnungen. Die „Sofia" aber ging am 24. ab, in der Absicht, unter dem 80. Grade wo möglich Grönland zu erreichen und zugleich Tiefmessungen anzustellen. Weit aber kam sie dabei nicht, vielmehr war sie gezwungen, nach vielem Hin- und Herkreuzen, wobei sie bis 81° 9' nördl. Br. gelangte und eine Tiefe von 2100 Faden gefunden hatte, den Bug wieder gegen Osten zu wenden und nach Spitzbergen zurückzukehren. Auch der Versuch, die Sieben Inseln im Norden des Nordostlandes zu erreichen, war vergeblich (27. August), und als sie darauf an die Brandewijne-Bai kam, um sich nach dem 1861 auf der Depotinsel zurückgelassenen Boote und Proviant umzusehen, konnte sie vor Eis nicht hineinkommen, weshalb sie nach der Liefde-Bai steuerte und hier die an Bord befindlichen Gelehrten mit einem Boote nebst dazu gehöriger Mannschaft zurückließ, um diesen an den großartigsten Natursceneríen reichen Meerbusen zu untersuchen und zu mappiren, während sie selbst nach der Kobbe-Bai ging, um die dort zurückgelassenen Gelehrten abzuholen. Als diese sich am Morgen des 30. August eingeschifft hatten, ging die „Sofia" nach der Amsterdam-Insel, um neue Kohlen einzunehmen, und gerieth hier in eine Lage, welche die allerunglücklichsten Folgen hätte haben können: der Hintertheil stieß nämlich auf den Grund und blieb dort sitzen; zu allem Glücke aber wurde die „Sofia" bei der nächsten Fluth wieder flott, ohne den geringsten Schaden erlitten zu haben. Am 1. September war sie wieder in der Liefde-Bai, nahm bei einem schweren Wetter die dort zurückgelassenen Gelehrten und Seeleute an Bord und steuerte nach der Brandewijne-Bai, welche sie am 4. September glück-

lich erreichte. Am 5. wurde das oben erwähnte Boot nebst dem Proviant aufgenommen, und Alles, obgleich es dort sieben Jahre gelegen hatte, in völlig unversehrtem Zustande befunden. Nun sollte der Versuch gemacht werden, Spitzbergen im Norden zu umsegeln, um nach der Ostküste und wo möglich nach Giles Land vorzudringen, und es wurde daher nach den Sieben Inseln gesteuert. Aber schon auf dem halben Wege hinderte Eis das weitere Vordringen und die „Sofia" suchte einen Hafen unter dem Nordcap. Am 6. und 7. weheten frische südöstliche Winde, welche das Eis brachen und zerstreuten, so daß es am 8. September möglich wurde, in die Nähe der Sieben Inseln zu gelangen, denen aber doch immer noch festes Eis vorgelagert war von einer Breite, die etwa ½ Meile betrug. Man verteiete daher das Fahrzeug an dem Eisrande vor der Parry-Insel und begab sich zu Fuß ans Land. Hier bestieg man eine bedeutende Höhe und erblickte nun im Osten ein weites offenes Meer, dem aber ein breiter, undurchdringlicher Eisgürtel vorgelagert war und die Erreichung dieser offenen Strecke unmöglich machte. Daher mußte man nothgedrungen umkehren und wollte nun noch einen Versuch machen, durch die Hinlopen-Straße nach dem erwähnten Giles Lande zu gelangen. Als man aber hier den an Versteinerungen überreichen Lovén-Berg am 11. September erreichte, fand man, daß der Winter, dessen Annäherung man schon in den letzten vierzehn Tagen gespürt hatte, bereits eingebrochen war und Alles mit einer dicken Schneedecke überzogen hatte. Da also die zu wissenschaftlichen Untersuchungen geeignete Jahreszeit unwiederbringlich zu Ende war und ein Betreten des Giles Landes, wenn auch ausführbar, ganz zwecklos gewesen sein würde, so kehrte man zurück nach Smeerenberg auf der Amsterdam-Insel, woselbst eine Kohlenschute lag und wartete, ohne mit der deutschen Expedition unter Koldewey, welche gerade damals in der Nähe bei Cap Torell lag, zusammengetroffen zu sein. Gleichwohl hatten die Schweden nach ihrer Abfahrt von der Liefde-Bai von Fangmännern nicht allein die Kunde über die Anwesenheit dieses deutschen Fahrzeuges erhalten, sondern auch viele Lobeserhebungen über die vortreffliche Führung desselben vernommen.

Hiermit hatte also der erste Abschnitt der Expedition, dessen Hauptaufgabe die wissenschaftliche Untersuchung bereits entdeckter Gegenden gewesen war, seinen Endpunkt erreicht, und die Resultate dieser Forschungen waren trotz der Hindernisse, die ihnen von der unfreundlichen Natur in den Weg gelegt worden waren — namentlich waren in diesem in Europa so heißen Sommer die Eisverhältnisse in den hohen Breiten äußerst ungünstig gewesen — im Ganzen befriedigend gewesen, ja die Theilnehmer konnten mit Stolz auf die kolossalen Sammlungen blicken, welche sie nach Hause brachten. Zu dem nun beginnenden zweiten Abschnitte der Expedition, welcher speciell zu der Lösung der Nordpolfrage seine Beiträge liefern sollte und zur Aufgabe hatte, wo möglich den Pol zu erreichen oder sich demselben wenigstens so weit zu nähern, als die Umstände es gestatteten, waren die mitgenommenen Gelehrten nicht weiter erforderlich, sondern vielmehr hinderlich; daher blieben nur der Prof. Nordenskjöld und der Physiker Dr. Lemström nebst dem Arzte Nyström zurück; die übrigen aber schifften sich am 16. auf der Kohlenschute „Severine", einer Nußschale auf dem Weltmeere, nur 48 Fuß lang, mit der gemachten wissenschaftlichen Ausbeute ein, um in das Vaterland zurückzukehren. Nach einer bedeutenden Abtrift gegen Westen, nach der Aussage des Docenten Dr. Fries in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 14. October veranlaßt „durch die eigenthümlichen Ansichten des Schiffers über den Compaß" kamen sie am 25. September bei dem herrlichsten Wetter in Tromsö an, woselbst sie die erbeuteten Schätze der Wissenschaft ans Land brachten und sich dann auf einem Postdampfer nach Christiania und weiter nach Göteborg einschifften. Hier trennten sie sich, indem nun Jeder in seine Heimath eilte. Eine Abtheilung der Reisenden fuhr am 14. October auf der Eisenbahn nach Stockholm und kam dort am Abende noch so früh an, daß der Dr. Fries sich unmittelbar von dem Bahnhofe in die eben stattfindende Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu begeben und dort in einem glänzenden, von allen Anwesenden mit dem größten Interesse angehörten Vortrage Bericht über die Expedition abstatten konnte.

Unmittelbar nach der Abfahrt der Gefährten trat am 16. September die zurückgebliebene „Sofia" ihre gefahrvolle Herbstreise an.

---

# Die Landschaft Masuren in Ostpreußen.

Die Grenzen des Landstriches, der diesen Namen führt, sind nicht genau zu bestimmen. Man bezeichnet mit „Masuren" den südöstlichen Theil unseres Ostpreußens. Eine Linie von der russischen Grenze durch die Städte Goldapp, Angerburg, Rastenburg bis nach Osterode hin gezogen bildet ungefähr die Nordgrenze. Die Westgrenze wird durch die Drewenz gebildet, welche das Wasser der Seegruppe, die sich in der Nähe der letztgenannten Stadt befindet, nach Süden der Weichsel zuführt und bei Thorn mündet. Westlich von der Drewenz wohnen Polen. Die Masuren sind Nachkommen der den Polen stammverwandten Masovier, deren Herzog Konrad im Jahre 1228 den deutschen Ritterorden nach Preußen rief, um sich gegen die Einfälle der heidnischen Bewohner dieses Landes zu schützen und zugleich den Bekehrungsversuchen des Mönchs Christian von Oliva festen Halt zu geben. Ihre Sprache ist eine verdorbene Mundart der hochpolnischen und wird von gebildeten Polen sehr verachtet. Das deutsche Element ist bereits überall in Masuren sehr mächtig. Die meisten Deutschen findet man, wie leicht erklärlich, in dem nördlichern Theile des Landstriches; die 18 kleinen Städte werden von Deutschen bewohnt; sie haben mehrere größere Colonien gebildet — bei Ortelsburg, Willenberg, Johannisburg — und sind in allen Kirchdörfern in solcher Menge vertreten, daß sie auch dort den überwiegenden Einfluß haben. Außerdem findet man sie überall zerstreut in kleinen Dörfern. Die Masuren gewinnen allmälig nach Süden, namentlich nach Südosten hin, die Oberhand, so daß dort in kleineren Dörfern nur der Lehrer und der Ortsschulze der deutschen Sprache kundig sind. Die Masuren haben kein Gefühl einer eigenen Nationalität. Es giebt Keinen, der es sich zur Ehre schätzte, ein Masur zu sein. Sie wollen als Preußen oder als Deutsche betrachtet werden. Gegen die stammverwandten Polen zeigen sie große Verachtung, dagegen achten sie die Deutschen sehr hoch. Dies Gefühl hat den Fortschritt der deutschen Cultur wesentlich erleichtert und dieselbe wird jetzt, da die

Eisenbahn bis nach Lyck — in der Südostecke — hingeleitet ist, mit jedem Jahre siegreicher vordringen. Der Lehrer genießt dort ein um so größeres Ansehen, je mehr seine Sprache und seine Sitten rein deutsch sind. Ein solcher Mann wird in Masuren mehr als anderswo in den verschiedenartigsten Fällen zu Rathe gezogen. Gar oft muß er den Vermittler zwischen streitenden Eheleuten spielen und wird selbst als lediger Jüngling ohne Bedenken in die wunderlichsten Geheimnisse des ehelichen Lebens eingeweiht. Gebildete Masuren existiren nicht. Jeder gebildete Mensch in diesem Landstriche spricht und denkt deutsch und betrachtet sich als Deutschen, wenn er auch einen polnischen Namen trägt, von masurischen Eltern abstammt und in masurischen Sitten aufgewachsen ist. Dieser Vorliebe für deutsches Wesen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Masuren durchweg evangelisch ist, während die eigentlichen Polen überall in unserm Lande dem römisch-katholischen Glauben in fanatischer Weise anhangen.

In früheren Jahren hatte die Regierung den Fehler begangen, die deutsche Sprache mit Gewalt einführen zu wollen. Dies erregte böses Blut. Seitdem man den Schulunterricht in polnischer Sprache ertheilen und in den Kirchen polnisch und deutsch predigen läßt, hat die Bekanntschaft mit der deutschen Sprache wesentlich zugenommen. Gegenwärtig hält jeder Masur es für eine Ehre, diese Sprache reden oder wenigstens radebrechen zu können. Aus derselben hat er bereits eine große Menge von Begriffen als Fremdwörter mit leichter Anhängung einer polnischen Silbe in seine Muttersprache aufgenommen, z. B. fenstorlatky (Fensterladen), putscherky (Putzscheere).

Außer den Deutschen leben in Masuren noch Juden und Philipponen. Die Ersteren sind die Hauptträger des Handels in den kleinen Städten und fungiren fast in jedem Dorfe als Krüger und Krämer. „Der Jude" bedeutet in Masuren auf dem Lande soviel als „Gastwirth". Außerdem vermitteln sie den Fischhandel, der die sehr beträchtlichen Fänge aus den großen Seen nach Rußland und Polen, namentlich nach Warschau führt. (Die Winterfischerei mit dem „großen Garn" bringt im Spirding- und Löwentinsee oft mit einem einzigen Zuge 400 bis 500 Tonnen Brachsen oder Brassen, Hechte und andere Fische nicht gerechnet.) An der Süd- und Ostgrenze vermitteln sie den Schmuggelhandel mit den Bewohnern des angrenzenden russischen Reiches. Die Philipponen sind eine Secte der griechisch-katholischen Kirche. Sie wanderten, in Folge von Glaubensdruck aus Rußland vertrieben, im Jahre 1829 bei uns ein und gründeten westlich von Johannisburg bei Wondollek in der Johannisburger Haide eine Colonie. An diesem hart an der Südgrenze gelegenen Orte hat der Staat 1805 ein Eisenhüttenwerk angelegt, um die dortigen sehr mächtigen Lager von Raseneisenstein zu verarbeiten. Die Philipponen erbauten dort eine Kirche und beschäftigen sich mit der Zufuhr der genannten eisenhaltigen Erde, die wie bekannt 1 bis 2 Fuß unter der Erdoberfläche gefunden wird. Einige ziehen in der Umgegend als Gartenpächter umher. (Solch ein Pächter wird gewöhnlich „der Russe" genannt.) Andere haben die Fischerei in Seen gepachtet und sind wohlhabende Leute geworden. Sie wohnen in Holzhäusern, wie die Masuren, trinken keinen Branntwein und leben getreu den Sitten ihrer Väter. Im vergangenen Jahre sind die Meisten auf Anlaß der russischen Regierung unter Zusicherung von Glaubensfreiheit in ihre Heimath zurückgezogen.

Die kleinen Städte Masurens sind alle durch den deutschen Ritterorden gegründet worden. Man findet in den meisten noch die Ruinen der alten Burgen, unter deren Schutz sich die ersten Bürger angesiedelt haben. Einzelne sind noch so wohl erhalten, daß sie bewohnt werden. Nur die Ringmauern und die runden Thürme sind verfallen. Die ersten Ansiedler kamen vermuthlich aus Sachsen und Thüringen. Dafür sprechen die Städtenamen: Osterode, Hohenstein, Wartenburg, Rastenburg. In diesen Städtchen findet man Ackerbau, Handel und allerlei bürgerliche Gewerbe. Die Fabrikthätigkeit des Landstriches ist schwach. Es existiren nur zwei Glashütten, in denen grünes Glas bereitet wird, und das genannte Eisenhüttenwerk. Auf den großen Gütern findet man Brauereien und Brennereien.

Masuren ist, wenn man es mit dem Auge des Naturfreundes betrachtet, ein schönes Land. Es ist schön durch den Reichthum an Hügelketten, Wäldern und Seen. Von Nordwesten her, von Osterode, streicht ein Höhenzug bis nach der Gegend von Hohenstein, wo er bei dem Kirchdorfe Lahna seine größte Höhe, etwa 600 Fuß, erreicht. Von da aus biegt er sich nach Norden und streicht in nordöstlicher Richtung westlich an der großen masurischen Seegruppe vorbei bis hinauf zum Pregel, an dessen Ufern er sich verliert. Oestlich von dieser Seegruppe liegen die waldigen Bergkuppen der Goldapper Berge, die gleichfalls eine Höhe von beinahe 600 Fuß erreichen. Beide Höhenzüge, namentlich der erstere, bilden die Wasserscheide zwischen Weichsel und Pregel. Die von ihnen eingeschlossene Seegruppe besteht aus mächtigen Wasserflächen, von denen die größten, der Angerburger oder Mauersee, der Löwentin und der Spirdingsee, je einen Flächeninhalt von zwei Quadratmeilen besitzen. Eine Menge kleinerer Seen befinden sich in der Nähe. Da sie alle sehr hoch liegen — der mittelste, der Löwentin, liegt 429 Fuß über dem Meeresspiegel —, haben sie einen Abfluß nach Süden und nach Norden. Der Pissek führt das Wasser der Weichsel zu, die Angerapp geht aus dem Mauersee nach dem Pregel. Schon Friedrich der Große kam auf die Idee, diesen letzten Fluß schiffbar zu machen, um den Reichthum aus den mächtigen Waldungen Masurens zu heben. Aber das starke Gefälle verhinderte das Werk. Tausende der prachtvollsten Stämme sind bisher in diesen Wäldern verfault. Waldstrecken, die von der Nonnenraupe verwüstet waren, sind zu Flächen von je einem Morgen für einen Spottpreis verkauft worden. Die Eisenbahn wird die Hebung dieser Schätze wesentlich befördern und erleichtern.

Nach Süden hin verlieren sich beide Höhenzüge in weite, sandige Ebenen, die sich tief nach Polen hineinziehen. Diese sind es vorzugsweise, die dem schönen Lande das Epitheton „sandig" verschafft haben. In der That gewährt dieser Landstrich einen trostlosen Anblick. Wenn man von dem handelsthätigen Grenzstädtchen Neidenburg nach Osten hin, nach Willenberg, wandert, gewahrt das Auge rechts und links vom Wege weite, scheinbar unermeßliche Sandflächen, mit denen selbst leichte Winde ein loses Spiel treiben. Mühsam ziehen die kleinen Bauernpferde den Wagen, dessen tiefe Gleise der nachfallende Sand sofort wieder ausfüllt. Der Wanderer wird schon nach der ersten Viertelmeile müde, da sein Fuß keinen festen Tritt findet und die Muskeln der Beine übermäßig angestrengt werden. Hier und da sieht man Wachholdergebüsche und kleine verkrüppelte Kiefern und nur nach Norden, nach dem Höhenzuge hin, die fröhlich winkenden Wälder. So geht es fort bis nach Willenberg und darüber hinaus bis nach der Gegend von Johannisburg, wo die mächtige Johannisburger Haide beginnt. Ueberrascht sieht man an vielen Stellen Rothbuchen oder Eichen frisch und kraus aus dem Flugsande herauswachsen, ein Beweis, daß unter dem aufgeschwämmten Sande fruchtbarer Boden liegen muß, aus dem die tief wurzelnden Bäume ihre üppige Kraft ziehen, während ringsum nicht einmal spärliches Gras zu finden ist. Die Dörfer sind dünn über diese Wüste zerstreut.

Der undankbare Boden trotzt auch der fleißigsten Kraft. Hier und da sieht man bebaute Landstriche. Auf solchen Feldern steht ein niedriges kaum 2 Fuß hohes Korn, zwischen dessen spärlichen Halmen man wilde Tauben in weitester Ferne sehen kann. Außer Korn ist Buchweizen die einzige Getreideart, welche dort gebaut wird. Besser gedeihen Kartoffeln, welche die Hauptnahrung der Leute bilden. Die Dörfchen liegen stets in der Nähe des Waldes oder in Flußthälern.

Die Gegend ändert sich, sobald man den Ausläufern des Höhenzuges sich nähert. Nach der Annahme der Geologen ist derselbe durch das Rückstauen des Meeres und den Abfluß großer Wasserbecken entstanden. Die Berge zeigen stellenweise Lehmboden, Sand und Kies. Die Felder an der nördlichen Abdachung sind durchweg reich an Kieslagern, kleinen und größeren Steinen, den erratischen oder Findlingsblöcken, die, wie man annimmt, auf Eisschollen oder Eisbergen von den skandinavischen Gebirgen zu uns gekommen sind. Der Kamm des Höhenzuges und dessen nördliche Abdachung haben im Allgemeinen auch nur leichten Boden — Weizenboden findet sich nur oasenartig —, aber derselbe vergilt des Menschen Mühe und kann durch Cultur leicht gehoben werden. Aus diesen Gründen ist der Ausdruck „sandiges Masuren" im Allgemeinen anzuerkennen; nur muß man nicht, wie Herr Cotta, schlechtweg behaupten, daß „die Masuren in ihrem Flugsande in Erdhütten wohnen". Wirklichen Flugsand zeigt, wie ich geschildert habe, nur ein 2 bis 3 Meilen breiter Strich an der Südgrenze. Auch hier wohnen die Masuren in Holzhäusern. Erdhütten sind als Wohngebäude in Ostpreußen nirgends zu finden.

Masuren ist bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden. Nur drei Chausseen durchschneiden das Land. Sie sind auch erst in den vierziger Jahren angelegt worden, nachdem in Folge der gesteigerten Preise für Landgüter fremde Oekonomen nach jenen Gegenden zogen, wo die „Hinterwäldler" ihnen verhältnißmäßig sehr günstige Bedingungen stellten. War es doch noch vor wenigen Jahren ein Ereigniß, wenn im Winter die „Grützpolacken" nach Elbing, Königsberg und den nördlicheren kleinen Städten kamen. Mit diesem Namen bezeichnet man dort noch heute die masurischen Bauern, welche in jener Jahreszeit den Norden aufsuchen, um Buchweizen und Hirse zu verkaufen, welche in den gesegneteren Fluren nicht gebaut werden.

Daher ist auch das Land so schwach bevölkert. Es leben auf der Quadratmeile nur etwa 1200 Menschen. Ueberall findet man mächtige, weit ausgedehnte Wälder, die an vielen Stellen zusammenhängende Flächen von manchen Quadratmeilen bedecken. Der ganze Raum zwischen der großen Seegruppe und der russischen Grenze ist fast ein einziger 15 Meilen langer und etwa 6 Meilen breiter Forst. Die ganze Südostecke bedeckt die „Johannisburger Haide", welche in Preußen allein gegen 76 Quadratmeilen einnimmt. Die Haiden bei Neidenburg und Osterode sind je 18 Quadratmeilen groß. Es sind größtentheils Kiefernwaldungen; an einzelnen Stellen sind sie mit Laubholz gemischt. Man findet Eichen, Birken, Weißbuchen und an einzelnen Punkten auch die Rothbuche.

Ich habe alle diese Wälder auf den Hauptstraßen durchwandert und mich in einzelnen längere Zeit bei Förstern aufgehalten. Man wandert oft zwei, ja drei Meilen ununterbrochen im Schatten der mächtigen Bäume, ehe man auf eine menschliche Wohnung, ein Dorf oder eine Lichtung stößt, in welcher angebaute Felder die Nähe der Menschen verkünden. Rehe sieht man sehr oft, Hirsche nicht selten. Das Elch ist seit zwei Jahrzehnten ausgerottet; nur zuweilen kommt eins dieser mächtigen Thiere aus Polen herüber. Der letzte braune Bär ist im Jahre 1801 im Südostwinkel Masurens erlegt worden, der Luchs läßt sich noch zuweilen, jedoch sehr selten blicken. Die wilde Katze soll noch in der Johannisburger Haide vorkommen. Wölfe werden noch häufig in jedem Jahre geschossen; aber es sind nur Ueberläufer aus Rußland. Birkhühner und Haselhühner sind häufig zu finden; zuweilen auch der Auerhahn. In den sandigen Ebenen an der Südgrenze lebt die große Trappe (Otis Tarda).

Der Wanderer ist in den Wäldern überall sicher. Nur die Förster sind vielen Gefahren ausgesetzt, da sie beständig mit den verwegensten Holzdieben und Wilddieben im Kampfe liegen. Es sind meistentheils Kämpfe auf Leben und Tod. Viele Förster fallen als Opfer heimtückischer Rachsucht; nicht minder viele Wilddiebe. Die Erzählungen sind oft schaudererregend, aber nur zu wahr.

Die masurische Landschaft trägt ein eigenthümliches Gepräge.

Wenn man von Osterode aus, den dunkeln Forst durchschreitend, dem Städtchen Hohenstein sich nähert, beginnt der Unterschied fühlbar zu werden. Die üppigen Korn- und Weizenfelder, welche jenseits Osterode die gesegneten Fluren des ostpreußischen Oberlandes bedecken, verschwinden allmälig und mit ihnen das rege Leben und Treiben der Menschen. Dem Höhenzuge folgend, führt der Weg bergauf, bergab. Auf den höchsten Punkten genießt man oft herrliche Panoramen; aber man vermißt jene Fülle von Dörfchen und Landsitzen, wie man sie im Oberlande, im Ermelande, im Samlande, in Lithauen findet. So weit das Auge reicht, ringsum nur unbebaute Kuppen, bedeckt mit dunkeln, schweigenden Wäldern, dazwischen überall tiefblaue Seen, die „klaren Augen der Landschaft". Zuweilen sieht man an ihren Ufern röthlichweiße Buchweizenfelder und kleine Dörfchen, zuweilen blickt drüben vom fernen Gestade das Dach eines einsamen Försterhauses aus dem Grün hervor. Bebaute Felder verkünden die Nähe eines Dorfes. Aber man sieht keine weidende Herde, hört kein Wagengerassel und Peitschenknallen.

Wir treten in ein Dorf. Vor den Hausthüren der hölzernen Häuser spielen Kinder entweder ganz nackt oder nur mit einem leichten Hemde bekleidet. Leicht und nachlässig gekleidete Weiber, die langen, dunkeln Haare zu einem einfachen Knoten geschlungen, Männer, aus deren Gesichtszügen uns der slavische Typus unverkennbar entgegentritt, schleichen durch die Gasse, oder schneiden mit Sicheln das spärliche Korn, von dem auch nicht ein Hälmchen auf dem Acker bleibt. Ein frischeres, fröhlicheres Leben und Treiben findet man nur in den Orten, die auf fruchtbarem Boden liegen, und in den großen Kirchdörfern.

Desto kräftiger regt sich das Thierleben. Mächtige Flüge wilder Tauben rauschen aus den niedrigen Kornfeldern auf und eilen mit klatschendem Flügelschlage der Waldung zu. Ueber den Schluchten kreisen und wiegen sich Falken und Weihen, welche auf den hohen, mächtigen Stämmen ihre unerreichbaren Horste haben, und selbst Adler sind nicht selten. Ueberall wird der Naturfreund von den ihm bekannten lieben Vogelstimmen in reicher Zahl begrüßt und nicht selten durch fremd klingende Töne überrascht: die Lock- oder Angstrufe eines seltenen Vogels, den die Cultur aus jenen Gegenden noch nicht vertrieben hat. Auf den sandigen Waldwegen schwirrt und hüpft es von Insecten mancherlei Art. Kleine dunkelgraue Heuschrecken mit leuchtend blauen oder purpurrothen Unterflügeln (Gryllus coerulescens und stridulus) fliegen schnarrenden Flugs vor unseren Füßen auf; große, schwarze Raubfliegen, Bremsen, Stechfliegen, Schwebfliegen schwirren durch die Luft und über den rosarothen Blüthentrauben des Haidekrautes und den hohen Waldgewächsen

gaukeln in reicher Fülle die schönen Tagfalter. Kein schöneres Schauspiel für den Naturfreund als ein masurischer See mitten im Hochwalde, namentlich wenn einzelne schilfreiche Buchten von der großen Fülle der Wasservögel belebt sind. Diese sind jedoch nicht häufig zu finden. Die meisten Seen haben Sandgrund und tiefklare Gewässer.

Die Masuren werden allenthalben als flinke, gewandte, anstellige Arbeiter anerkannt. Zu anhaltenden und anstrengenden Arbeiten sind sie nur schwer zu bewegen. Im Winter ist in den kleinen Dörfern die Noth oft sehr groß. Aber die Leute hungern lieber, ehe sie Arbeit in den nahen Forsten aufsuchen, wo sie durch Holzschlagen täglich 10 bis 12 Silbergroschen verdienen können. Durch Vermischung der Deutschen mit den Masuren ist ein unternehmungslustiges, ausdauerndes, kluges, rühriges Geschlecht entstanden, das für unsere Provinz eine große Menge tüchtiger Menschen, namentlich tüchtiger Kaufleute geliefert hat. In vielen kleineren Städten und namentlich in Königsberg tragen manche angesehene Firmen polnische Namen. Ihre Inhaber oder deren Vorfahren sind einst als arme Jungen aus Masuren eingewandert.

Die Masuren haben eine besondere Vorliebe für Geselligkeit. Wenn man in Dörfern Ausbaue findet, so sind sie sicher von Deutschen angelegt worden. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festen sitzen Männer und Frauen im kleinen Raume eingepfercht stundenlang unter beständigem Lachen und Plaudern, während sie oft „wie Bären schwitzen". Je geräuschvoller die Gesellschaft, je beschränkter der Raum, desto behaglicher wird ihnen zu Muth. In den langen Winterabenden versammeln sich die Dorfbewohner abwechselnd in einzelnen Wohnungen. Hier ist die Stube dann so dicht besetzt, daß ein Fremder nicht weiß, wo er Platz nehmen soll. Der Deutsche geräth in Verlegenheit, der Masure fühlt sich augenblicklich in dem Gedränge heimisch und weiß mit Gewandtheit und froher Laune sein Plätzchen zu finden. Die Stube ist übermäßig geheizt. In dem Kamin brennt ein helles Feuer, welches von dem Zunächstsitzenden durch Kienspäne unterhalten wird. Die Männer stricken Netze — namentlich in Fischerdörfern — oder schnitzen und bessern Wirthschaftsgeräthe, die Frauen spinnen. Alle sind so leicht wie möglich gekleidet, die Weiber tragen über dem Hemde nur einen Rock, die Männer nur ein Paar Beinkleider. Die Kinder sitzen im Hemde auf der Erde und lauschen den Scherzen und Erzählungen der Alten. Märchen, Sagen und fabelhafte Erzählungen von Jagden und Fischfang, den Lieblingsbeschäftigungen der Masuren, spielen dabei eine Hauptrolle. Der beste Erzähler wird so lange gequält und geneckt, bis er seine längst bekannten Geschichten aufs Neue vorführt. An den Wänden und an der Decke glitzert es von Schaben, und beständige, leicht zu deutende Bewegungen der Leute beweisen, daß sie von den flinksten aller schmarotzenden Insecten arg belästigt werden. Außer diesen findet man in den masurischen Bauernhäusern noch Legionen von Wanzen; aber von einem gewissen andern Insect halten sich alle, auch die ärmsten Masuren, sorgfältig rein. Ueberhaupt findet man, die genannten Insecten abgerechnet, in den Häusern und Wirthschaften Sauberkeit und Reinlichkeit. An jedem Sonnabend wird das ganze Haus sorgfältig gereinigt und der von den Eltern geerbte Lindentisch mit weißem Tischtuche bedeckt. Sonntags hält der Familienvater Hausgottesdienst, auch selbst in den Kirchdörfern. Die Bibel, ein Predigtbuch, Arndt's „wahres Christenthum" und namentlich das Gesangbuch werden hoch in Ehren gehalten. Die Masuren sind große Freunde des Gesanges und haben viele hübsche Volkslieder mit anmuthigen Melodien.

In den Dörfern baut man neben den gewöhnlichen Getreidearten Buchweizen und Hirse. Von Gemüse zieht man namentlich Kohl, der als Kapusta, Sauerkohl, allgemeines Lieblingsessen ist. Besondere Blumengärten findet man nicht. Mädchen säen gern Blumen unter das Gemüse. Die Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und beim Erntefeste sind im Allgemeinen dieselben, welche man in den deutschen Gegenden Ostpreußens findet; sie haben nur in Masuren äußerlich einen religiösern Anstrich. Bei Hochzeiten spielt auch hier der „Platzmeister", der „Kellewese" oder Brautführer der alten Preußen, eine Hauptrolle. Mit bunten Bändern und Sträußen geschmückt, reitet er auf seinem gleichfalls geschmückten Pferde von Haus zu Haus — womöglich in die Stube — und bittet in einem gereimten Sprüchlein die Geladenen, sich zeitig zum Feste einzufinden.

Aberglaube beherrscht die Gemüther Aller noch in gar hohem Grade. Die Zigeuner, welche sich in diesem Theile Ostpreußens am häufigsten zeigen, halten dort überall reichliche Ernten. Das Volksschulwesen liegt noch sehr im Argen; die Kirche aber hat für ihre Diener recht wacker gesorgt! Die Pfründen sind meistentheils reich dotirt. Da die Kirchspiele überall sehr groß sind, beziehen die Pfarrer namentlich eine sehr reiche „Kalende", die in Getreide aller Art und in anderen Naturallieferungen besteht. Da hier in Ostpreußen bis jetzt noch die Einrichtung existirt, daß die besser dotirten Lehrerstellen in Städten und Dörfern — Rector- und Präcentorstellen — von Candidaten der Theologie besetzt werden, so hat die Kirche auch in Masuren für gut dotirte Rectorstellen gesorgt. Alle übrigen Lehrerstellen sind bis auf wenige Ausnahmen so schlecht, daß sie den Inhaber kaum vor dem Hungertode schützen. Der Geistliche steht überall in großem Ansehen. Alle Bauern küssen ihm, echt slavisch, zum Gruße den Rockärmel und horchen auf seine Worte wie auf ein Evangelium.

Eine besondere Nationaltracht giebt es im Lande nicht mehr. Besondere Vorliebe zeigt der Bauer für einen langen Rock von blauem, selbstgewobenem Tuche, der mit blanken Metallknöpfen besetzt ist. Die Alten tragen Filzhüte, die Jungen gern eine Soldatenmütze.

Die Häuser werden nach Art der Blockhäuser aus Balken zusammengesetzt. Die Fugen verstopft man mit Moos.

Die Pferde der Bauern sind kleine, aber muntere und ausdauernde Thiere. Vielfach fährt man mit Ochsen, doch hält man mehr darauf, Pferde vor den Wagen zu spannen. Dies zum Verständniß des kleinen Volksliedes, das ich in freier Uebersetzung noch darbieten will:

Mit den Aeugelein, den blauen,
Sehen liebend wir uns an,
Daß wir uns nur still beschauen,
Was geht dies die Andern an?

Steht im Grün 'ne Mauer innen,
Drauf eine Kirche in dem Thal.
Um Dich, Mädchen, zu gewinnen,
Wollt' ich fasten hundert Mal.

Ach, ich möchte zu ihr fahren,
Aber Pferde hab' ich nicht,
Käm' ich mit den schlechten Ochsen,
Lachte sie mir ins Gesicht.

Hab' Dich so geliebt, o Mädchen!
Jetzt ich nichts mehr wissen mag!
Hab' Dich schrecklich sehr geliebet!
Daß — der Donner Dich zerschlag!

An Jagd und Fischerei hängt der Masur, wie ich schon gesagt habe, mit großer Leidenschaft. Die Jagd ist ihm un-

tersagt, aber die Fischerei ist ihm geblieben. Sie beschäftigt, da das Land an Seen so reich ist, eine große Menge seiner Bewohner. Viele sagenhafte Erzählungen sprechen von dem Antheile, den das Volk an dieser Beschäftigung nimmt. Ich will eine derselben anführen:

### Wunderbarer Vorfall.

Frühe war es, noch vor Tage
Ging der Schulze Pietrowsky
Auf den Fischfang. Als im Rohre
Hängend Plötze er gefangen,
Geht er zu den großen Angeln.
Sieht allda, wie Etwas aufstößt.
Sieht im Wasser, an der Angel
Steht ein Wels, im seichten Wasser
Lang und schlank wie eine Latte.
Hohe Freud' erfaßt den Alten.
Murmelnd spricht er zu sich selber:
Rühr' ich unklug an der Angel,
Reißt sich los das schlanke Thierchen.
Schade wär's, ihn zu verlieren.
Denkt's, und wie er geht und stehet,
Springt dem Wels er auf den Rücken.
Wie auf einer Kuh so reitet
Pietrowsky auf dem Fische.
Doch sie bleiben nicht im Sumpfe,
Reiten nach der dunkeln Tiefe.
Hat da weder Zaum noch Sattel
Und in jedem Augenblicke
Will der Wels mit ihm zum Grunde.
Fängt die Kraft ihm an zu schwinden,
Nur die Pfeife brennt noch munter.
Wie er anfängt, laut zu schreien,
Sammeln sich gar viele Menschen.
Rettet mich, so ruft er flehend,
Rettet doch mich armen Reiter,
Gar zu wild rennt mir der Schecke,
Halt's nicht aus, er wirft mich 'nunter.
Und es retten ihn die Menschen,
Ziehen Mann und Fisch ans Ufer,
Haben große Freud' empfunden.
Aber war das auch ein Fischchen!
Hört, wieviel er hat gewogen:
Funfzig Pfund und nicht geringer
Wog er mehr als Pietrowsky.
Dies ist nicht im Sack geschehen.
Bei Johannisburg, dem Städtchen,
Liegt ein Dorf, mit Namen Spurken,
Wo die Welse mit den Männern
Allzugleich gefangen werden.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Chinesische Miscellen.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Nikolaus Trübner in London erhalten wir regelmäßig die „Notes and Queries on China and Japan“. Von dieser Zeitschrift sind nun zwei Jahrgänge erschienen; allmonatlich wird zu Hongkong von dem Herausgeber N. B. Dennys eine Nummer veröffentlicht, und jede derselben enthält eine wahre Fülle interessanter Mittheilungen über alle möglichen Verhältnisse des chinesischen Lebens und Treibens, über Geographie, Völkerkunde, Geschichte, öffentliches und häusliches Leben, Staatseinrichtungen, Gewerbe, Künste, Ackerbau und Botanik. Wer einen gründlichen Einblick in das Blumenreich der Mitte gewinnen will, kann diese „Notes and Queries“ gar nicht entbehren. Mit einer gewissen Befriedigung ersieht man aus den vielen Fragen und Antworten, wie viel den in China lebenden Europäern daran liegt, über Land und Leute recht gründlich ins Klare zu kommen. Es handelt sich um ein Reich, das einige Hundert Millionen Einwohner zählt und das jetzt in eine ganz neue Phase seiner Entwickelung hineingedrängt worden ist. Deshalb wird es gerechtfertigt sein, wenn wir den Lesern unserer Zeitschrift dann und wann einige Mittheilungen in bunter Reihe aus jenen „Notes and Queries“ vorlegen, zunächst aus den Nummern vom September und October 1868.

„Wann sind die ersten Portugiesen nach China gekommen?“ Das war im Jahre 1517, als Ferdinand Perez de Andrade in Canton erschien. Die chinesischen Schriftsteller haben dieses Ereigniß genau notirt und ein 1621 verfaßtes Werk über „die Kunst, Krieg zu führen“, geht ausführlich auf die Sache ein. Es heißt in demselben unter Anderem: „Fu tang ki ist der Name nicht eines Schießgewehrs, sondern eines Landes. Im Jahre ting tschau der Regierung Tschengte's (1517) war ich (so schreibt der Autor Ku ying siang) Obersuperintendent in Kuang tung, und hatte das Marineamt zu verwalten. Da kamen ganz unerwartet zwei große Seeschiffe vor Huei yuan, die Poststation bei der Stadt Canton, an. Sie ließen verlautbaren, daß sie Tribut aus dem Lande der Fu tang ki (Franken, Feringhi, Europäer) gebracht hätten. Der Befehlshaber dieser Schiffe wurde Ka pi tan genannt. Die Menschen auf den Schiffen hatten vorstehende Nasen, tief eingesunkene Augen und trugen in Falten zusammengelegtes weißes Zeug, nach Art der Mohammedaner um den Kopf gewunden. Es wurde sofort dem Vicekönige (der damals in Schao king fu residirte) Mittheilung gemacht. Da jenes Volk von der Etikette nichts verstand, so gab er Befehl, daß man die fremden Leute drei Tage lang in der mohammedanischen Moschee in dem unterweisen solle, was sich ziemt und was die Ceremonien erfordern. Dann erst wurden sie bei ihm eingeführt. Es ergab sich, daß sie keinen Tribut mitgebracht hatten und deshalb wurde an Seine Majestät berichtet, welcher damals sich auf einer Reise in den südlichen Provinzen befand. Die Fremden wohnten zu jener Zeit ein ganzes Jahr lang mit mir in demselben Hause. Als Seine Majestät der jetzige Kaiser den Thron bestieg (— es ist Schih Tsung aus der Mingdynastie gemeint, der 1521 an die Regierung kam —), wurde der Dolmetscher mit der Todesstrafe belegt, weil er sich unehrerbietig betragen hatte; die Uebrigen brachte man erst nach Canton in Gewahrsam und hinterher wurden sie über die Grenze gebracht. Sie zeigten große Vorliebe für das Studium der buddhistischen Bücher. Ihre Gewehre waren aus Eisen verfertigt und 5 bis 6 Fuß lang.“

Ehefeindliche Weibergenossenschaften. Dergleichen sind in China vorhanden, haben aber mit religiösen Vorschriften oder Klosterleben nichts zu schaffen. Theodor Sampson beschreibt zwei derselben; die eine kennt er im Bezirke von Schan ti und eine andere in jenem von Nan hai. Die Mädchen, welche eine solche Genossenschaft bilden, sind manchmal Töchter wohlhabender Häuser, andere dagegen sind arm. Diese werden vom Ertrage der Arbeit Aller erhalten. Der Bund hat keine strengen Formen oder Regeln und trägt gewissermaßen einen Privatcharakter. Es thun sich nach Belieben vier, fünf oder zehn Mädchen zusammen; manchmal miethen sie sich bei einer achtbaren Wittwe ein, welche die Aufsicht führt und sie gewissermaßen als ihre Töchter betrachtet. Es möge beiläufig bemerkt

werden, daß eine chinesische Wittwe, welche wieder heirathet, dadurch ihren guten Ruf verliert. Die jungen Mädchen also bilden eine Genossenschaft, um nicht zu heirathen; es kommt aber vor, daß sie doch der Ceremonie der Verheirathung sich unterziehen, sich also formell verehelichen und dennoch Mitglieder des Bundes bleiben. Sie wohnen nicht bei dem angetraueten Manne und haben auch keinerlei Verkehr mit ihm. Es kommt weiter vor, daß der ganze Bund sich auflöst, aber nur, wenn Alle zusammen sich zu einer Heirath entschlossen haben. Dann steht es jener Angetraueten frei, zu ihrem Manne zu gehen. Der letztere hat sie natürlich nur unter der Annahme geheirathet, daß sie über kurz oder lang sich entschließen werde, in sein Haus zu kommen. Sehr oft geschieht das aber nicht; das Mädchen beharrt bei seinem Entschlusse, und dann werden die Eltern desselben von dem in seiner Erwartung getäuschten Manne mit Klagen bestürmt. Der Vater thut seinerseits insgemein, was in seinen Kräften steht, kann aber doch weiter nichts thun, als guten Rath geben. Die Mutter billigt insgemein das Benehmen der Tochter. Wenn nun solch eine verheirathete Frau, die doch keine solche ist, gefährlich erkrankt, dann kommt sie in des Mannes Haus; man schafft sie nämlich hin, damit sie dort sterbe. Nach chinesischen Begriffen erfordert es der Anstand, daß die Frau im Hause des Mannes den letzten Athemzug thue. — Die Behörden, welche von solchen mißvergnügten Männern vielfach zum Einschreiten aufgefordert werden, sind jenen Genossenschaften sehr abhold und haben auch schon manche Decrete erlassen, um junge Mädchen vom Beitritt abzumahnen; sie richten aber damit wenig aus. —

Uns Europäern erscheinen solche Ehen, die keine sind, sonderbar genug, und das gilt auch von dem Nachfolgenden, welches die „Notes and Queries" der zu Saigong in Cochinchina erscheinenden Zeitung und zwar in französischem Text entlehnen. Es handelt sich um eine „Nouvelle manière d'engraisser les cochons". „Am Sonntag, 15. August 1868, verkaufte eine annamitische Frau, die in Scho len wohnt, ihrem Nachbar, einem Franzosen, ein etwa drei Monat altes Ferkel für 1 Piaster und 2 Francs. Sie hatte das Geld sehr nöthig, kam aber noch am Abend desselben Tages wieder, legte dasselbe auf den Tisch und verlangte ihr Schweinchen zurück. Darauf ließ der Franzose sich nicht ein; er gab das Ferkel nicht her, obwohl die Annamitin bat, bitter weinte und am Ende sogar einen Piaster über den Kaufpreis zahlen wollte. Sie schrie nun laut auf, schluchzte bitterlich und verlangte ihr liebes Thier zu sehen. Als ihr das gestattet wurde, nahm sie es auf den Arm, belegte es mit allen möglichen Schmeichelnamen und rief am Ende: „Du bist ja mein Kind; habe ich Dich doch seit Deiner Geburt mit meiner Milch genährt!" Die anwesenden Franzosen wollten das letztere nicht glauben, und der Käufer sprach zu der Frau: „Wenn Du uns zeigst, daß Du eben die Wahrheit gesagt hast, dann gebe ich Dir Dein Kind zurück." Die Annamitin bewies sofort thatsächlich, daß sie allerdings die Wahrheit gesagt habe. Sie war nun eben so vergnügt wie das Schweinchen, welches sein Behagen und Wohlgefallen durch leises Grunzen zu erkennen gab."

Vielfach herrscht in China der Volksglaube, daß den Europäern eine besondere Gabe innewohne, vermittelst welcher dieselben leicht die Stellen ausfindig machen können, an welchen edle Metalle und Edelsteine zu finden seien. Als Bickmore auf seiner Reise von Canton nach Hankeu begriffen war, ging man ihn mehrfach an, dergleichen Fundstätten zu bezeichnen. Wenn Geognosten und Naturforscher überhaupt mit dem Hammer Steine vom Felsen abschlagen, und dieselben genau betrachten, so hat das für den Chinesen etwas Geheimnißvolles; der gemeine Mann begreift nicht, daß der fremde Mann ein wissenschaftliches Interesse an der Untersuchung des Gesteins habe, und nimmt an, daß er nach Gold oder Edelsteinen suche.

Seit wie langer Zeit kennt man in China das Opium? Allem Anschein nach ist die Mohnpflanze im Anfange des neunten Jahrhunderts aus Arabien nach China gekommen; so viel ist ausgemacht, daß sie schon in einem Buch erwähnt wird, das in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts erschien. Blätter und Samen wurden gegessen und als wirksame Arznei betrachtet. In manchen Schriften wird viel Rühmens davon gemacht. Im Jahre 1550 war die Mohnpflanze in Peking noch etwas Neues und man bezeichnete sie als O fu yung, nach dem Arabischen Afyun. Des Opiumrauchens wird in chinesischen Büchern zuerst 1666 erwähnt; der regelmäßige Anbau des Mohns und dessen Behandlung zur Opiumgewinnung stammt aus Indien, und wird erst seit Anfang unseres Jahrhunderts in China betrieben.

In einer andern Beantwortung der Frage wird Folgendes gesagt: Opium war in China bis in die Zeit des Kaisers Kien long (18. Jahrhundert) unbekannt; es kam aus Indien nach der Provinz Sze tschuen, gelangte von hier aus nach Canton, und von dort aus in die übrigen Provinzen des Reiches. Auch Mohnsamen kam nach Sze tschuen und dann nach Tsche kiang. Das von den Chinesen in dieser letztern Provinz bereitete Opium wird Taï tscheang genannt; jenes von Fa kien wird als Kien tscheang bezeichnet, jenes von Sze tschuen als Kuei tscheang. —

In Irland sind chinesische Porcellansiegel gefunden worden, und zwar in verschiedenen Theilen der Insel binnen einhundert Jahren nicht weniger als 62. Sie kamen vor theils tief im Torfmoore, theils nahe der Erdoberfläche, und sie müssen dort seit Jahrhunderten gelegen haben. Alle sind von weißem Porcellan, haben auch alle dasselbe Thierzeichen, aber die Inschriften sind verschieden. Wir ersehen aus den Abbildungen in den „Notes and Queries" (II, S. 141), daß jenes Thierzeichen der Oberkörper eines sitzenden Monstrums ist, dessen Gesicht halb affen- und halb hundeartig ist. Ein Correspondent hat in Fu tscheu drei solcher Porcellansiegel gesehen, welche genau den in Irland gefundenen gleichen. Die Entzifferung der altchinesischen Schriftzeichen durch dortige einheimische Gelehrte ergab, daß die Inschriften Spruchwörter enthalten, welche noch heute im Volksmunde gang und gebe sind. Aber wie kamen solche Porcellansiegel nach Irland und wann? Die Antwort: „durch die Phönicier", will nichts besagen, so lange ein gründlicher Nachweis für diese ganz willkürliche Annahme fehlt. —

Was sind Haare, die aus der Erde hervorwachsen? J. H. Galton in Fu tscheu schreibt: China hat ein dem Menschenhaare gleichendes schwammartiges Gewächs. Ich selber habe eine Probe gesehen, welche von allen Europäern für Menschenhaar gehalten wurde; doch ergab die mikroskopische Untersuchung das Gegentheil. Es bildete einen 4 bis 5 Zoll langen Büschel seidenartigen, schwarzen Haares und war auf einem Moderhaufen neben einem Waarenmagazine gewachsen. —

Das Wort Bonze, womit wir die buddhistischen Mönche bezeichnen, ist corrumpirt aus dem japanischen Busso, ein frommer Mann. Als die Portugiesen nach Japan kamen, bezeichneten sie mit dem letztern Worte die japanischen Priester, und dasselbe ist dann später auch für die in China und Cochinchina angewandt worden. —

Das Wort Kasch (Cash) (die Bronzemünzen oder sogenannten Sapeken, womit die Europäer diese chinesische Scheidemünze bezeichnen) stammt von den Klings her, das heißt den Kulis, welche aus Vorderindien in beträchtlicher Menge nach Singapore und dem hinterindischen Archipelagus kommen; sie bezeichnen eine Münze als Kaschi. —

A. Wylie schreibt: Bewegliche Druckerbuchstaben sind von den Chinesen schon zwischen 1041 und 1048 erfunden worden. In der Mainummer des „Chinese Repository" von 1850 findet man darüber die ausführlichen Nachweise. —

Zinsfuß und Schuldner. Das „Ta tsing leu li", ein Buch, das Autorität hat, besagt, daß Niemand mehr als 3 Procent monatlich Zinsen nehmen darf. — Wer drei Monate nach Verfallzeit den schuldigen Betrag nicht zahlt, soll, wenn derselbe nicht über 5 Taels (zu etwa 2 Thalern) beträgt, 10 Bambushiebe bekommen, und diese Strafe steigert sich für

jeden Monat Verzug bis zu 40 Hieben. Beim Betrage von 50 Taels und mehr 20 bis 50 Hiebe, bei 100 Taels und mehr 30 und bis zu 60 Hiebe. Der Schuldner bekommt die Prügel dafür, daß er säumig ist; die Schuld sammt den aufgelaufenen Zinsen muß er außerdem bezahlen.

## Die Hudsonsbai-Compagnie.

Diese einflußreiche Genossenschaft ist unter den großen Handelscompagnien, welche seit dem siebenzehnten Jahrhundert eine hervorragende Rolle spielten, die einzige, welche sich ihr Monopol bis in unsere Tage hinein gerettet hat. Ihr Gebiet umfaßt den größten Theil der „Pelzregion" Nordamerikas und reicht über die ganze Breite des Festlandes vom 60. bis 142. Grade westlicher Länge. Ueberall im Norden des 49. Breitegrades war sie zum ausschließlichen Betriebe des Handels berechtigt und übte die bürgerliche Verwaltung aus. Nur in den östlichen Küstenprovinzen, in Canada, Neufundland und dann auch in Britisch Columbia, hatte sie keine Autorität. Sie ist allezeit im Geist eines strengen Monopoles verfahren und hat sich viele Mühe gegeben, weiße Menschen aus ihrem Gebiete fern zu halten. Lediglich ihre Beamten und Arbeiter sollten mit den Indianern verkehren und diese alle Ausbeute der Jagd an die Compagnie verkaufen.

Aber seit der Besiedelung von Californien und Oregon und seitdem Britisch Columbia für den Verkehr so wichtig geworden ist, haben die Verhältnisse selbst in jenem „nordamerikanischen Sibirien", d. h. den Ländern der Hudsonsbai-Gesellschaft, eine völlige Umwandelung erfahren. Die Canadier wollen sich auch nach Norden hin ausbreiten, und haben, der Compagnie zum Trotz, ihre Ansiedelungen bis an den Winipeg-See vorgeschoben. Seit etwa acht Jahren durchziehen jährlich Tausende von Leuten das weite Gebiet zwischen dem Obern See und dem Fraser River und man hat weder das Recht noch die Macht, ihnen den Weg zu versperren. Manche derselben sind im Compagniegebiete zurückgeblieben und haben sich wohnlich eingerichtet, z. B. am Saskatschewanstrome, welcher von Westen nach Osten durch ein fruchtbares Prärieland fließt. Die Compagnie darf nicht wagen, gegen solche Ansiedler mit Gewalt einzuschreiten; sie begreift, daß ihre Tage gezählt sind. Nachdem die viel mächtigere ostindische Compagnie vor nun zehn Jahren ihre glänzende, welthistorische Laufbahn beschlossen hat, wird auch jene der Hudsonsbai, welche über ein ungleich ausgedehnteres, obwohl menschenarmes Gebiet herrscht, ihre Privilegien verlieren.

Wir lesen in Londoner Blättern, daß die Vorsteher der Compagnie vom britischen Colonialminister aufgefordert worden sind, ihre sämmtlichen Ländereien, die mindestens den vierten Theil des Flächenraumes von Amerika einnehmen, an die Regierung abzutreten, welche sie dem Gebiete der neuen Conföderation der britisch-nordamerikanischen Provinzen, der sogenannten „Canadian Dominion", einverleiben will. Die Verfassung der letztern vom Jahre 1867 nimmt bereits eine Einverleibung des Nordwestgebietes und des Rupertslandes in Aussicht. Die Compagnie will ihre Rechte abtreten, wenn man ihr eine Million Pfund Sterling als Entschädigung zubillige; sie will außerdem große Länderstrecken als „Reservationen" für sich behalten und noch verschiedene andere Vortheile ausbedingen. Es findet sich aber Niemand, der jene Summe zahlen will, und ein Parlamentsbeschluß von 1867 betont ausdrücklich, daß der consolidirte Fonds des Vereinigten Königreichs in keinerlei Weise belastet werden dürfe. Die canadische Regierung ihrerseits macht geltend, daß die 40,000,000 Morgen, welche in der Region des Winipeg-Sees liegen, nicht zu dem Gebiete gehören, welches der „sogenannte" Freibrief der Compagnie zugesprochen habe. In diesem „Charter" seien alle „Unterthanen irgend eines andern christlichen Fürsten oder Staates" ausdrücklich ausgenommen worden und es sei nachweisbar und thatsächlich, daß einst der französische Gouverneur von „Nouvelle France" (Canada ꝛc.) von jener Region am Winipeg in aller Form Besitz genommen habe im Namen seines königlichen Gebieters. Das sei geschehen, ehe König Karl der Zweite der Hudsonsbai-Compagnie den Freibrief gegeben habe. Von den Franzosen seien mindestens einhundert Jahre früher Handelsposten am Winipeg-See angelegt worden, also lange bevor die Compagnie Anspruch auf jene Gegenden am Winipeg gemacht habe. Diese wurden nicht etwa Eigenthum der Compagnie, sondern durch die Erwerbung Canadas durch England Reichsgebiet.

Die Canadier sagen weiter: Wir werden jene Million Pfund Sterling nicht bezahlen. Die Pelzhändler drangen seit Anfang des laufenden Jahrhunderts in jene Gegenden ein und die Compagnie suchte über die Beschaffenheit derselben die Welt zu täuschen, indem sie verbreiten ließ, daß dieselben zum Ackerbau vollkommen ungeeignet seien und aus denselben lediglich Pelzwerk zu holen sei.

Die Compagnie wird ihr Privilegium sicherlich einbüßen; es fragt sich nur noch, ob man ihr irgend welche Entschädigung bewilligen werde. Allem Anschein nach wird man die Angelegenheit vor ein competentes Gericht bringen und es wird sich, in Hinblick auf jene Region am Winipeg, hauptsächlich darum handeln, die westliche und südliche Grenze des Ruperts-Landes (— d. h. des östlichen Theiles des Compagniegebietes —) genau zu bestimmen. Während man über diese Dinge hin- und herstreitet, dringen die Nordamerikaner von Süden her bis an die Grenze vor und viele sind über dieselbe hinausgegangen, ohne sich überhaupt um die Compagnie zu kümmern. Die Ansiedler am Red River in der von Lord Selkirk gegründeten Niederlassung, also englische Unterthanen, weisen jede Einmischung der Compagnie ab und verlangen eine constitutionelle selbständige Regierung von Seiten Canadas oder Englands; wenn ihnen eine solche nicht gewährt wird, wollen sie sich für selbständig und unabhängig erklären oder sich den Nordamerikanern anschließen, mit denen sie in lebhaftem Handelsverkehre stehen.

Allem Anscheine nach werden die Dinge in der Art einen Abschluß finden, daß man der Compagnie die von ihr gebauten „Forts, Häuser und Posten" beläßt, denn diese sind ihr unbestreitbares Eigenthum. Auch wird sie wohl in den eisigen Gegenden an der Hudsonsbai, welche sich zum Ackerbau platterdings nicht eignen, nach wie vor Pelzthiere jagen dürfen. Aber ihr Monopol nimmt ein Ende, und die südlichen Waldregionen und die weiten Präriegegenden nach Nordwesten hin werden der freien Ansiedelung zugänglich und alle Verbietungsrechte hören auf.

## Urtheil einer Frau über die Mormonen und deren Einrichtungen.

Die wunderlichen Heiligen am Salzsee erfahren in der Regel eine sehr strenge, manchmal auch eine einseitige Beurtheilung. Sie haben für uns Nichtheilige etwas gar zu Fremdartiges, und es bleibt uns auffallend, wie aus der heutigen Civilisation des Abendlandes eine Gesellschaft hervorgehen, wachsen, blühen und gedeihen konnte, welche auf ganz anderen Grundlagen steht als den unter uns ein- für allemal als gültig erachteten. Die Mormonen vertheidigen namentlich diejenige Einrichtung, welche uns den größten Anstoß giebt, die Vielweiberei, aus der Bibel; sie allein, sagen sie, seien consequent und thäten, was Gott wohlgefällig sei; wir Anderen aber seien und thäten das Gegentheil. Ob nicht David, der Harfenspieler, ein Liebling und Gesalbter Jehovas gewesen sei ꝛc. ꝛc. Gewiß ist, daß ihre Zahl sich bedeutend vermehrt, im Jahre 1868 haben sie allein aus Europa mehr als 4000 neue Anhänger bei sich aufgenommen.

In Neuyork hält, wie wir aus den dortigen Blättern ersehen, eine geistreiche und feingebildete Französin, Frau Olympie Audouard, Vorträge über die Wahrnehmungen, welche sie auf ihren Reisen in verschiedenen Erdtheilen in Bezug auf die gesellschaftliche Stellung der Frauen gemacht hat. Sie stellt die Polygamie bei den Türken und bei den Mormonen einander gegenüber und fällt über die Heiligen des jüngsten Tages, zu welchen sie selber nicht gehört, nach „sorgfältiger Forschung und genauer Beobachtung" ein ungemein günstiges Ur-

theil. Ein solches von Seiten einer Frau zu vernehmen ist interessant genug und deshalb theilen wir mit, was sie über die Stadt am Salzsee vortrug.

Sie kam dorthin mit der Vorstellung, daß die Mormonen allzusammen roh und unwissend, die Salzseestadt ein elendes kleines Dorf, die Mormonenfrauen arme Mädchen ohne Erziehung, ohne Hülfsquellen mit List oder Gewalt in den Banden des Mormonismus festgehalten und sehr unglücklich über ihr Loos wären. Statt dessen fand sie eine Stadt von 49,000 Einwohnern, wundervoll gelegen, gegen Norden geschützt durch eine prachtvolle Kette der Felsengebirge, mit dem Springsee zu ihren Füßen und der Aussicht auf den großen Salzsee in einer Entfernung von zwanzig Meilen. Die Straßen dieser Stadt sind breit, von schönen Bäumen beschattet, und klares, durchsichtiges Wasser fließt in kleinen Bächen durch dieselben. Sie fand dort ein prächtiges, viertausend Personen fassendes Theater, mit einer vortrefflichen Gesellschaft von Schauspielern, sämmtlich Mormonen. Sie bewunderte die colossalen Dimensionen eines Tempels, in welchem zwölftausend Personen leicht Platz finden konnten. Sie fand große Läden mit allen Erzeugnissen Europas. Kurz, wo sie Barbarei erwartet hatte, fand sie einen hohen Grad von Civilisation. Brigham Young hatte sie sich entweder als eine Art begeisterten Wahnsinnigen unter dem Einfluß religiöser Hallucinationen oder als einen ehrgeizigen geistlichen Despoten vorgestellt. Sie fand statt dessen einen Weltmann, einfach, natürlich, freundlich, nicht im geringsten Comödiant, der ihr völlig ernst und ehrlich in seinem Glauben erschien. Sie hatte auch das Glück, dort eine Schweizerin, die französisch sprach, und eine andere Dame von französischer Herkunft zu finden. In ihrer Gesellschaft besuchte sie eine große Anzahl Mormonenfamilien, darunter auch die des Präsidenten Young. Diese Familie ist ziemlich zahlreich. Der Präsident stellte ihr sechsunddreißig seiner Töchter, alle groß, kräftig und schön, und siebzehn Söhne vor — Söhne wie Töchter alle verheirathet. Die Zahl seiner Enkelkinder ist so groß, daß weder Brigham Young noch einer seiner Söhne genau zu sagen wußte, wie viel ihrer wären. Wie umfangreich die Familie ist kann man aus der Thatsache abnehmen, daß auf einem von Brigham Young gegebenen großen Balle fünfhundert Verwandte von ihm, einschließlich seiner Kinder und Enkelkinder, Schwestern, Nichten und Neffen, zugegen waren.

Mit einigen Mormonenfrauen brachte sie ganze Tage zu. Sie fand dieselben wohl erzogen, viele von ihnen verstanden Musik, alle hatten Büchersammlungen; sie lesen sehr viel und sind über die Zeitereignisse in Europa wohl unterrichtet. Sie fand unter ihnen Frauen aus Neuyork, Philadelphia, Boston, Deutsche, Schweizerinnen, aber nicht eine einzige Katholikin. Diese Frauen schienen alle sehr glücklich zu sein und in ihrer Religion noch inbrünstiger als die Männer. Mehr als eine stellte Bekehrungsversuche mit ihr an.

Die Vielweiberei der Mormonen ist das gerade Gegentheil von der jener Türken und auf das entgegengesetzte Gefühl gegründet. Klima und Racenverschiedenheit sind bedeutende Elemente dieses Unterschieds. Der Türke hat ein warmes Herz und eine glühende Seele. Für ihn ist die Liebe ein ernstes, seiner Natur unentbehrliches Ding. Der Türke liebt eigentlich nur ein Weib, da er aber nicht beständig ist — und in dieser Beziehung unterscheidet er sich nicht von vielen Europäern — so liebt er, nachdem er ein Weib ein Jahr oder zehn Jahre lang geliebt hat, ein anderes. Dann vernachlässigt er den Gegenstand der ersten Liebe und heirathet den neuen; und wenn dieser seine Neigungen nicht zu fesseln im Stande ist, so nimmt er einen dritten. Der Türke betet die Schönheit an und versteht unter dem Weibe nur ein junges und reizendes, wenn er aber mehrere Frauen hat, so liebt er doch jederzeit nicht mehr als eine. — Der Mormone dagegen, wenn er drei Frauen hat, hegt dasselbe Gefühl für sie alle. Er sieht es als eine religiöse Pflicht an, der einen so ergeben zu sein wie der andern. Eines Tages sagte der Prophet Joseph Smith zu seinen Jüngern: „Ich habe eine Offenbarung erhalten. Gott befiehlt uns, in unserm Herzen alle irdische Liebe auszulöschen, mehrere Frauen zu nehmen und für sie nur die Gefühle der Freundschaft zu hegen. Da er wünscht, daß die Zahl der Mormonen sich mehre, so befiehlt uns Gott, viele Kinder zu haben." Dies Gebot wird so gut befolgt, daß die kleinste Zahl von Kindern in ihren Familien zwölf und die größte vierzig ist, alle stark und kräftig. Den Frauen predigen sie Verzichtleistung auf die Freuden dieser Welt. Alle Liebe ihrer Herzen soll auf Gott gerichtet sein. Gegen ihre Männer sollen sie ein ruhiges freundschaftliches Gefühl hegen und sie als ihre Gefährten betrachten, mit deren Hülfe sie den Himmel gewinnen sollen, den Himmel der Mormonen, den herrlichsten von allen. Die Mormonenfrau soll keine Eifersucht gegen die anderen Frauen ihres Gatten empfinden. Auch sie sind Gefährtinnen, die ihr helfen den Himmel zu erreichen, und diejenige, welche sich am vollkommensten der Polygamie unterwerfen, werden dort die besten Plätze erhalten. Und diese Frauen unterwerfen sich ihr mit wunderbarer Seelenruhe! Nicht ein Schatten von Eifersucht ist unter ihnen zu finden. Sie scheinen nicht einmal zu wissen, was Eifersucht ist. Die meisten von ihnen, besonders die reichen, wohnen in besonderen Häusern. Aber die Frauen desselben Mannes besuchen sich gegenseitig und scheinen einander sehr gern zu haben. Auch nicht der Argwohn eines unfreundlichen oder feindseligen Gefühls war unter ihnen zu entdecken.

Einer der Söhne Brigham Young's hatte zwei junge und hübsche Frauen und eine dritte, die alt und häßlich ist. Eines Tages sagte Madame Olympie Audouard im Scherz zu den beiden jüngeren: „Ihr Gatte muß seine ältere Frau Ihretwegen ein wenig vernachlässigen." „Warum?" war die mit der Miene der Ueberraschung gegebene Antwort; „ist sie nicht seine Frau, so gut wie wir?" In der That, der Mormone macht keinen Unterschied zwischen seinen jungen und hübschen Frauen und den alten und unschönen, er ist gleich liebenswürdig gegen sie alle. — — — —

Die Mormonen haben eine Vorliebe für die Zahl drei. Mit Ausnahme des Präsidenten, der siebenzehn Frauen besitzt, haben alle je drei, oder beabsichtigen so viel zu nehmen. Aber um eine zweite Frau zu heirathen, müssen sie die Einwilligung der ersten, und um eine dritte zu heirathen, die der ersten beiden haben. Wenn diese verweigert wird, so kann die Heirath nicht geschlossen werden, denn die zweite Frau muß von der ersten zugeführt und dargeboten werden. Dieses System dreier Haushalte und diese große Kinderzahl macht aber den Mormonen das Leben nicht leicht. Sie sind genöthigt zu arbeiten, und mit welchem Fleiße, — um so viele Personen zu erhalten. Aber sie thun dies getreulich und lassen weder ihre Frauen noch ihre Kinder im Stich. Ein verlassenes Weib oder ein von seinem Vater nicht anerkanntes und vernachlässigtes Kind ist unbekannt unter ihnen.

---

**Livingstone's Reise in Ostafrika.** Die zuversichtliche Behauptung Murchison's, daß der Reisende noch vor Neujahr in Europa eintreffen werde, hat keine Bestätigung erhalten. Herr Horace Waller meldet der „Times-Mail" vom 22. Januar, daß er einen Brief des Dr. Kirk aus Sansibar vom 26. November erhalten habe. Man wußte dort nicht, wo Livingstone war; die letzten Nachrichten von ihm sind über ein Jahr alt; er befand sich damals im Innern, im Gebiete des Muata Cazembe. Wallace meint, man brauche sich über ihn keinen Besorgnissen hinzugeben. Wahrscheinlich liege es eben jetzt in seiner Hand, das größte geographische Problem zu lösen, nämlich jenes über die Nilquellen. — Speke hat auch nicht entfernt die große Frage beantwortet, obwohl er renommistisch aus Aegypten nach London telegraphirte: „The Nile is settled." Ebensowenig hat Baker eine auch nur entfernt genügende Antwort geben können. — Dr. Kirk schreibt, daß der Johannamann Musa aus seiner Heimathinsel Anjuan (Johanna) nach Sansibar gebracht und von ihm dort freigelassen worden sei. Dieser Musa war es bekanntlich, welcher den Reisenden verließ und in Sansibar verkündete, daß Livingstone westlich vom Nyassa-See durch Zulu-

kaffern ermordet worden sei. Für diese Lüge sperrte man ihn auf Anjuan ein und er hat dort acht Monate schweee Ketten tragen müssen. Diese Strafe hielt Dr. Kirk, welchem er jüngst ausgeliefert worden war, für genügend.

**Professor Burmeister** aus Halle, der bekanntlich seit einer Reihe von Jaheen in Buenos Ayres als Director des naturwissenschaftlichen Museums thätig ist, hat auf Kosten der Regierung eine Reise nach Patagonien unternommen. Er wird vorzugsweise die Zoologie jener weiten Region ins Auge fassen, auch die „antediluvianische“. Patagonien ist reich an Fossilien und die Wissenschaft darf sich von dee Forschungseeise Buemeister's Gewinn verspeechen.

**Radloff** hat im Sommer 1868 eine Reise nach Turkestan gemacht. Er meldete von seinem Wohnsitze Barnaul in Sibirien aus an die Petersburger geogeaphische Gesellschaft, daß er mit Hülfe der dem Obersten Schaufuß beigegebenen Topographen eine annähernd vollständige Karte der von ihm besuchten Gegenden zu Stande gebeacht habe.

**Rink**, Vorstehee der dänischen Ansiedelungen in Geönland und durch manche wissenschaftliche Aebeiten rühmlich bekannt, beschäftigt sich gegenwärtig mit Erforschung des Ursprunges der Eskimos. Er bemüht sich namentlich, zu ermitteln, ob und eventuell in welchem Geade eine Verwandtschaft stattfinde zwischen ihnen und den Strand-Tschuktschen in Ostsibirien. Die Petersburger geographische Gesellschaft will in das Land der letzteren eine Expedition absenden und dieser hat De. Rink eine Anzahl von Fragen zur Beurtheilung eingesandt.

**Chanykoff**, bekanntlich ein ausgezeichneter Kenner Persiens und Centralasiens, hat über die Geschichte der jetzt so wichtig gewordenen Stadt Buchaea in der eben genannten Gesellschaft einen Vortrag gehalten. Er folgte dabei aeabischen Quellen und wies nach, wie sich seit dem zehnten Jahrhundert in den Verhältnissen jener Gegend verhältnißmäßig wenig sich geändert habe.

## Aus Nordamerika.

In Neuyork landeten im verflossenen Jahre 212,989 Einwanderer, 29,772 weniger als 1867. — Aus fremden Ländeen waren eingelaufen 4861 Schiffe, gegen 4676 im Voejahre. Von jener ersteen Ziffer entfallen 2095 auf die nordamerikanische Flagge, auf die beitische 2032, auf die norddeutsche 379, auf die französische nur 29 Fahrzeuge. — Aus Californien wurde 1868 an Gold importirt füe 34,559,131 Dollars. — An Baargeld und Edelmetallen exportirte Neuyoek nach dem Auslande nicht weniger als 70,793,594 Dollars, was 18,991,641 mehr ist als im Jahre 1867.

Philadelphia ist bekanntlich der wichtigste Ausfuhrhafen füe Petroleum. Von dort exportiete man 1867 erst 28,751,445 Gallonen, aber 1868 ist die Ziffer auf 39,457,967 Gallonen gestiegen. Von diesen gingen nach Geoßbritannien 7,915,741 Gallonen, Frankreich 4,196,716, Antwerpen 8,480,139, Bremen 5,445,865, Hamburg 2,398,783, nach preußischen Häfen 1,728,109, Rotterdam 4,302,679, Italien 3,040,963 Gallonen. — Man sieht, daß in Bezug auf diesen Aetikel Deutschland allen übrigen Ländern voransteht; denn es bezog 9,572,757 Gallonen. Und es ist dabei zu beachten, daß von dem in Antwerpen und Rotterdam importirten Petroleum ein sehr beträchtliches Quantum nach Deutschland eingeführt wird. Vor acht Jahren war das Peteoleum noch gar kein Handelsartikel. — Der „Titusville Herald“ weist nach, daß die pennsylvanische Oelregion vom 1. Januar bis 30. November 1868 nicht weniger als 3,090,556 Faß Peteoleum geliefert hat, somit kommen im Durchschnitt auf jeden Tag 10,133 Barrels.

Die Stadt Providence im Staate Rhode Island zählt jetzt etwa 60,000 Einwohner. Das steuerpflichtige Eigenthum doet ist auf 92,726,000 Dollars abgeschätzt und davon wied 1869 an städtischen Taxen erhoben 1,112,712 Dollars. An städtischen Abgaben zahlen 61 Personen mehr als 2000 Dollars, 31 mehr als 3000, 17 mehe als 4000 und 11 mehr als 5000 Dollars. Nordamerika ist das höchst besteuerte und theuerste Land in der Welt geworden.

Ueber die Volksmenge in den Vereinigten Staaten zu Ende des Jahres 1867 hat der Dieector des statistischen Bureaus zu Washington im vorigen December einige Mittheilungen veröffentlicht. Die Gesammtzahl betrug 36,743,198 Köpfe. Davon entfallen auf:

die neuengländischen Staaten 3,511,098
die mittleren Staaten ..... 9,425,116
die südlichen Staaten ..... 10,649,468
die westlichen Staaten ..... 12,667,574
die Territorien .......... 489,950

Die Zahl der Weißen wied angegeben auf 32,109,827, jene der Farbigen auf 4,633,371.

Wir finden nicht angegeben, ob unter den letzteen auch die Indianer mit inbegriffen sind.

Die Tschechen haben vor einigen Jahren eine Niederlassung in Nebraska, etwa 50 Miles von der Stadt Omaha, gegründet. Zu Racine in Wisconsin erscheint eine Zeitung in tschechischer Sprache.

Die große Westbahn zum Stillen Ocean ist zu nicht geringem Theile so entsetzlich schlecht und leichtfeetig gebauet worden, daß sie als ein „Mordinsteument“ bezeichnet wird. Manche Brücken bestehen aus Ständern, die man ohne weitere Vorkeheungen in den Triebsand der Flüsse hineingerammt hat. Wenn ein Zug hinüberfährt, wackeln alle diese hölzernen Pfeiler. Die „Menschenfalle“ (man trap) spielt überhaupt eine große Rolle in Nordamerika. So bezeichnet ein in Chicago erscheinendes Blatt (der „Spectatoe“) diese Stadt als „eine ungeheuee Menschenfalle und Zunderbüchse“. Dort hat dee „Zunderbüchsen- und Menschenfallenstil der Architektur“ wahre Triumphe aufzuweisen. Das wird im Einzelnen nachgewiesen, und dann die merkwürdige Thatsache festgestellt, daß, abgesehen von den wenigen Bauweeken, welche dem Staat Illinois als solchem gehören, in einer Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern nur zwei, sage zwei, solid und mit Brandmauern versehene Gebäude vorhanden sind: jenes der eesten Nationalbank und das der Zeitung „Tribune“. „Alle anderen ohne irgend welche Ausnahme sind Menschenfallen und Zunderbüchsen. Kein Wundee, daß die Assecuranzprämien so hoch stehen.“

## Aus dem russischen Reiche.

Das sibirische Gouvernement Irkutsk hat einen Flächeninhalt von der Geöße des österreichischen Kaiserstaates. Bisher gab man die Volksmenge auf 618,000 Seelen an (z. B. von Klöden, „Handbuch der Erdkunde“ III, S. 106); wir finden aber jetzt, daß die Zählung von 1867 eine beträchtlich geeingere Ziffer ergiebt, nämlich nur 371,833; davon waren 172,634 weiblichen Geschlechts. In den Städten wohnten nur 18,716 männliche und 15,274 weibliche Seelen. Nichtrussen waren 120,261, und von diesen bekennen sich 79,018 zum „schamanischen Heidenthum“; 14,513 waren Buddhisten. Die Zahl der Verbannten betrug 38,725; von diesen waren 2063 Männer und 701 Feauen zu Zwangsarbeit verurtheilt worden. Der amtliche Bericht schreibt: „Die Lebensdauer scheint durch das strenge Klima nicht beeinträchtigt zu werden, denn im Jahee 1867 starben 11 Männer und 3 Frauen, die über 100 Jahr gelebt hatten; davon waren 6, sämmtlich Nichteussen, über 110 Jahr alt; einer hatte ein Alter von 126, ein anderer ein solches von 131 Jahren ereeicht.“

Das westrussische Gouvernement Grodno, früher zu Polen gehörend, zählte in der Mitte des Jahres 1868 958,852 Seelen. Von diesen gehörten 561,200 zur griechisch-oethodoxen Kirche; 267,563 sind Katholiken, 9119 Protestanten, 1284 Mohammedanee und 119,686 Juden.

Die Getreideausfuhr von St. Petersburg betrug 1868: 3,305,374 Tschetwert; 1867: 3,689,193; 1866: 3,150,637; 1685: 1,650,437; 1864: 1,681,983, aber 1863 nur 890,756. Leinsaat, Hülsenfrüchte und Mehl sind in diesen Angaben mit inbegriffen.

Die „Russische Börsenzeitung“ berichtet Folgendes: „Die

Kreis-Landversammlung von Ostaschkow hatte die Beurtheilung der Frage der Volksbildung einer besondern Commission übertragen, welche aus Gutsbesitzern, Militär- und Civilbeamten und zwei Bauern bestand. Die Gutsbesitzer und Beamten erklärten, daß, da die Landschaft keine Mittel habe, die Volksschulen geschlossen oder auf sechs für den Kreis vermindert werden müßten. Dieser Beschluß war nahe daran adoptirt zu werden. Da traten aber die beiden des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern als Vertheidiger der Bildung auf. Einer derselben begann in energischer und begeisterter Rede den Herren zu beweisen, daß „Bildung jetzt für die Bauern das Nothwendigste sei, nöthiger als Wege, nöthiger als Aerzte, nöthiger als die in der gestrigen Sitzung beschlossene Besoldungszulage für die Mitglieder des Landamtes." „Ich bin," sagte der Bauer, „der Bevollmächtigte von 5000 Mann, und Sie müssen wissen, daß, wenn wir Schulen einrichten, die Bauern zufrieden sein werden; wenn nicht, so werden sie gekränkt sein. Wir wollen nichts sparen, wenn nur unsere Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet werden." Wie man hört, hat die Landschaft für jede Schule 100 Rubel bewilligt, eben so viel haben die Bauern von sich aus hinzugefügt, so daß für die 18 Schulen des Kreises 3600 Rubel bestimmt sind."

Was Reisenden am Don begegnen kann. Der „Donskoi Westnik" erzählt folgenden ungemein charakteristischen Vorfall, wie er sich im Lande der donischen Kosacken zugetragen. Der Professor der moskauischen landwirthschaftlichen Akademie, Herr J. Tschernopjatow, berührte auf einer wissenschaftlichen Reise, die er in Begleitung zweier Studenten durch Südrußland unternommen, die Staniza Konstantinow. Der Chef der dortigen Untersuchungspolizei, in den angekommenen Reisenden, man weiß nicht warum, „geheime Agenten" vermuthend, ließ sich deren Pässe vorweisen. Das geschah ungesäumt, allein — die Pässe erwiesen sich, nach der Ansicht des Untersuchenden, „gefälscht". Denn einmal, bemerkte der Polizeichef, sei die Podoroschnaja von dem Gouverneur von Moskau, Baranow, unterzeichnet, während doch der moskauische Gouverneur Graf Sievers heiße, — zweitens müßten die Unterschriften der Gouverneure geschrieben und nicht, wie im vorliegenden Falle, mit irgend einer Maschine aufgedruckt sein. Auf den Einwand des Professors, daß Graf Sievers allerdings Gouverneur gewesen wäre, gegenwärtig aber General Baranow den Posten bekleide, und daß es dem Gouverneur namentlich einer Residenzstadt unmöglich sei, die ungeheueren Stöße von Podoroschnas eigenhändig zu unterschreiben, — antwortete der strenge Wächter der Sicherheit und Ordnung: „man kenne derartige Vorwände schon", und ließ darauf die drei Herren sammt ihren Tschemodans an die Untersuchungsbehörde abführen. Hier wurde dem Professor die Frage vorgelegt, womit er sich legitimiren könne? „Ja, das wird schwer halten," antwortete der Professor; „Sie haben uns ja alle betreffenden Documente genommen. Doch hier ist mein Siegelring mit den Buchstaben J. Tsche., ein Namenszug, den Sie, meine Herren, wenn es Sie nicht genirt, auch auf meiner Leibwäsche sehen können." Es half Alles nichts. Auch die offenen Schreiben des Ssaratowschen Gouverneurs, in deren Besitz die Reisenden waren und deren sie sich jetzt erinnerten, halfen nichts: auch die seien gefälscht, hieß es. Hierauf blieb Herrn Tschernopjatow und seinen Begleitern nichts weiter übrig, als sich dem unvermeidlichen Schicksale zu unterwerfen und abzuwarten, wie die Dinge enden würden. Inzwischen nahm die Polizei an den Effecten der gelehrten Reisenden eine eingehende Specialuntersuchung vor. Die Tschemodans (Koffer) wurden geöffnet, alle Briefe und Schriften durchgelesen, die Gelder sorgfältig gezählt, ja sogar an den Apparaten, die der Professor mit sich führte, fühlte man besorgt umher. Die Untersuchung währte vier Stunden und mußte endlich aus Mangel an Indicien aufgegeben werden.

Die Mörder im Gouvernement Wiatka (Ostrußland) sind auf eine besondere Methode verfallen, ihre Schlachtopfer zu quälen. Am 10. Juli 1868 fand man in der Nähe von Ssarapul einen Leichnam, der auf einen 6 Ellen hohen spitzen Pfahl aufgespießt war. Die „Gouvernementszeitung" bemerkt dazu: Dieses von thierischer Grausamkeit zeugende Verbrechen kommt in diesem Gouvernement nicht selten vor.

Die Böhmacken, oder wie sie slavisch heißen die Tschechen, coketiren bekanntlich stark mit den Moskowitern. Sie spielten 1867 in Moskau eine große Rolle, als dort eine große slavische Demonstration in Scene gesetzt wurde. Ihre Leiter, die Herren Palatzky, Rieger ꝛc., wurden vom Czar mit Orden bedacht und der Bruderbund ließ scheinbar nichts zu wünschen übrig. Dann aber zogen die Böhmacken nach Costnitz am Bodensee, wo man ihren Johann Huß vor einem halben Jahrtausend verbrannt hat, und hielten stark hussitisch gefärbte Reden. An diesen Auslassungen der Bundesbrüder nahmen die Moskowiter, als Anhänger der „orthodoxen" Kirche, großen Anstoß. Die Verstimmung wurde noch größer, weil die Böhmackenführer den Polacken eine Glückwunschadresse übersandten, als diese letzteren zu Rapperswyl im Canton Zürich ein nationalpolnisches Denkmal einweiheten. Dasselbe ist errichtet worden zum Andenken an die berühmte Barer Conföderation, welche von dem patriotischen Theile der Polen zur Bekämpfung Rußlands geschlossen wurde. Darüber hat nun der Russe Samarin den Tschechen eine derbe Lection gehalten. Diese wollen, so sagt man, moskowitische Sympathien nur aushängen, um damit einen Druck auf Oesterreich zu üben, das ihnen ein möglichst autonomes Königreich herstellen soll. Sie spielen den Czar gegen den Kaiser aus. Der russische Geschichtschreiber Pogodin hat ihnen jedoch in die Karten gesehen. In einer Schrift: „Ueber die Aussöhnung mit den Polen" wird die Nothwendigkeit einer solchen stark betont; sie liege „im gemeinsamen slavischen Interesse". Die Erfüllung der slavischen Mission Rußlands werde ohne Mitwirkung der „civilisirten" polnischen Nation wenn nicht geradezu unmöglich, doch sehr schwierig sein und auf lange Zeit hinausgeschoben werden müssen. Gegenüber den russischen Maßregeln zur Vernichtung des Polenthums ist aber eine solche Aussöhnung kaum denkbar; die Tschechen ihrerseits sitzen nun zwischen zwei Stühlen.

---

**Der Hafen von Poti in Mingrelien** wird in der nächsten Zeit von großer Bedeutung werden. Er liegt in der Südostecke des Schwarzen Meeres und bildet den Anfangspunkt der im Bau begriffenen Eisenbahn nach Tiflis in Georgien. Die russische Regierung ist von der Wichtigkeit dieses Platzes vollkommen überzeugt und läßt die bisher unsichere Rhede durch großartige Arbeiten in einen guten Hafen verwandeln. Es kann nach Vollendung desselben und nach Eröffnung jener Bahn nicht fehlen, daß Poti dann einen großen Theil des Handelsverkehrs an sich zieht, welcher sich jetzt in den Händen der türkischen Stadt Trapezunt befindet. Poti wird eine Haupteingangspforte nach Persien werden.

**Die nogayischen Tataren in der Krim** sind mit der russischen Herrschaft nicht zufrieden. Im Laufe der letztverflossenen Jahre ist ein beträchtlicher Theil derselben nach der Türkei ausgewandert und die Folgen machen sich in empfindlicher Weise bemerkbar, namentlich in den Kreisen Perekop und Eupatoria. Die Stadt Eupatoria war einst der wichtigste Handelshafen der Krim; sie liegt nun fast verödet da. Es fehlt sogar an Arbeitern für die Salzwerke; was an Bewohnern in jenem Kreise vorhanden ist, hat „ungeheure Getreideschulden und gewaltige Steuerrückstände".

---

**Gold und Wolle in Victoria.** Gold und Wolle bildet bekanntlich die beiden Hauptexportartikel der australischen Colonie Victoria. An ersterm wurden vom 1. Januar bis zum 15. August dieses Jahres 1,261,576 Unzen gegen 1,083,867 des entsprechenden Zeitraums im Vorjahre exportirt. Beide Zahlen repräsentiren den Werth von ungefähr 5,000,000 und 4,300,000 Pf. St. — Der Bestand an Schafen am 31. December 1867 betrug 8,833,139 Stück, oder 2,118,282 mehr als im Jahre

1864. Die Wolle wird, man kann wohl sagen: ausschließlich, exportirt (erst im Anfange dieses Jahres ist in Geelong eine bedeutende Tuchfabrik gegründet), und wurden vom 1. October 1867 bis zum 15. August des laufenden Jahres 203,500 Ballen oder 46,526,363 Pfund Wolle im Werthe von 3,286,807 Pf. St. verschifft. Im Vorjahre betrug der Export dieser Periode 167,375 Ballen.

* * *

— Der Vicekönig von Aegypten beschäftigt sich sehr eifrig mit der Verschönerung von Kairo, das binnen Kurzem in vielen seiner Theile ein anderes, vortheilhaftes Ansehen bekommen wird. An vielen Stellen werden Trümmerhaufen beseitigt und die Plätze mit Bäumen bepflanzt und in Lustgärten verwandelt. Durch die Altstadt und deren enge, gewundene Gassen werden breite, fahrbare Straßen angelegt und auf dem großen Rumalieplatze werden die Moscheen, welche aus der guten Saracenenzeit stammen und künstlerischen Werth haben, von sachverständigen Baumeistern stilgemäß restaurirt. Die alte Capitole der Mameluken wird somit theilweise europäisirt, ohne doch in ihrem eigentlichen Wesen ihren orientalischen Charakter zu verlieren, denn die weltberühmten Bazare bleiben unangetastet.

— Erd- und Seebeben sind im Laufe des Jahres 1868 an mehr als einhundert verschiedenen Punkten beobachtet worden, zum Theil unter ausnahmsweisen Umständen. Keine Zone und kein Erdtheil ist verschont geblieben, auch nicht der südliche atlantische Ocean. Capitän Christie vom englischen Barkschiff „Euphrosyne" berichtet von St. Helena aus Folgendes. Am 9. October, auf 26° 36′ Süd, 52° 32′ Ost, hatte er, bei furchtbar rollender See, gewaltigen Sturm mit Donner und Blitz; das Barometer zeigte auffallend starke Fluctuationen. Erst nach einigen Tagen wurde das Unwetter schwächer. In der Mitternacht vom 8. auf den 9. November, in 16° 40′ Süd, 4° West, überzog sich urplötzlich der Himmel mit dickem Gewölk; man vernahm aus der Ferne ein Geräusch wie von einer Kanonade, die See wurde furchtbar unruhig, der Compaß irrte hin und her, Meteore zeigten sich in Menge und das Schiff wurde convulsivisch hin und her gerüttelt. Große Fische sprangen hoch aus dem Wasser und das „Rumpelrasseln" wurde immer stärker. Das dauerte so fort bis zum Sonnenaufgang; dann wurde es ruhig. Der Capitän ist überzeugt, daß es sich hier um eine „große unterseeische Convulsion" gehandelt habe.

— Von mehreren Seiten wird allen Ernstes der Vorschlag gemacht, in solchen Gegenden, welche oft durch Erdbeben heimgesucht werden, beim Häuserbau keine Steine und schweren Hölzer zu verwenden, und die Wohnungen nur aus Bambus und Gatta Pertscha aufzuführen. In Ländern mit heißem Klima wird das allerdings thunlich sein.

— Ein vorsündfluthlicher Riesenmensch, den wir unsererseits mit dem Namen Mr. Jonathan Humbug bezeichnen wollen, macht jetzt seine Rundreise durch die Yankeeblätter. Sie müssen doch Sensationsartikel haben und die Seeschlange hält nicht mehr vor; ein versteinerter Riese thut's besser. Oben am Mississippi bei den Sauks-Stromschnellen erscheint die „Sentinel", und dieses wackere Blatt erzählt Folgendes. Die „Wasserkraftcompagnie" führt Bauten an den Rapids aus und läßt Steine brechen. Die Arbeiter nun fanden „im Granit die Ueberreste eines Menschen von gigantischem Wuchse. Sieben Fuß unter der Oberfläche und viertehalb Fuß unter der obern Gesteinslage fand man jene Ueberreste im Sande. Augenscheinlich war der Mensch in ein viereckiges Grab gelegt und dieses aus hartem Gestein herausgearbeitet worden. Dieses Riesengrab ist 12 Fuß lang, 4 Fuß breit, 3 Fuß tief und liegt 2 Fuß tiefer als jetzt das Bett des Mississippi. Die Knochen sind alle versteinert. Der Kopf ist massiv und hat 31 Zoll im Umfange; Stirn niedrig, Oberkopf flach; Oberschenkel 26¼ Zoll. Der ganze Mensch vom Wirbel bis zur Fußsohle mißt 10 Fuß 9½ Zoll. Dieser versteinerte Riese muß bei Lebzeiten mindestens 900 Pfund gewogen haben. Die versteinerten Knochen wiegen 304¼ Pfund; es fehlen nur der Daumen und ein paar Finger der linken Hand und der linke Fuß vom Knöchel abwärts. Ueber dem Sarge des unbekannten Todten (sic!) lag eine große Kalksteinplatte, welche von dem Granit vollständig getrennt war. Der Gentleman, in dessen Besitz diese kostbaren Ueberreste sich befinden, ist damit nach Boston abgereist."

— Zu Honolulu auf den Sandwichsinseln sind 1868 nicht weniger als 48 Walfischfahrer eingelaufen. Sie brachten 2608 Fässer Spermöl, 29,635 Fässer Walfischthran und 392,700 Pfund Fischbein.

— Die zu Yokohama erscheinende „Japan Gazette" enthält Folgendes: „Ein Herr in Katasei hat eine Krabbe gekauft, die von uns genau untersucht worden ist. Das Thier wurde von zwei Männern in die Stadt getragen; es war mit Bambusseilen an einer dicken Tragstange befestigt worden. Unsere Messung ergiebt von dem Endpunkte der einen Klaue bis zu jenem der andern elf Fuß und acht Zoll! Das Thier hat auf jeder Seite vier Beine, deren jedes am Ende mit einer Art von spitzigem Haken versehen ist. Der Körper dieses Geschöpfes mißt von den Augen bis zum Schwanze nur 18 Zoll; der letztere liegt faltenartig dicht am Körper an, ist aber gegliedert in der Weise eines Hummerschwanzes. Die Breite des Rückens beträgt etwa 1 Fuß, die Schale ist dick und knotig. Diese Krabbe ist das merkwürdigste Geschöpf, welches uns je zu Gesicht gekommen."

— Im mexicanischen Staate Sonora hat sich „ein Aufruhr der Natur" ereignet. Am 15. October 1868 öffnete in diesem sonst so dürren Lande der Himmel seine Schleusen und ein wolkenbruchähnlicher Regenguß mit Sturm hielt bis zum 19. an. Er suchte auch Untercalifornien heim und zerstörte dort die Stadt Loreto völlig; nur allein die sehr dauerhaft gebaute Missionskirche der Jesuiten ist stehen geblieben. Bei Muleje stieg das Wasser 26 Fuß hoch; der Yaquifluß schwoll gegen 40 Fuß hoch an. Weit und breit stand das Land unter Wasser, unzählige Indianer kamen ums Leben, die Gebäude mancher Grubenreviere sind verschwunden. Von der Stadt Alamos sind nur Trümmer übrig. Am 17. entlud sich dort eine Wasserhose und riß ganze Häuserquadrate weg; am andern Tage fand man 70 Leichen. Alles an der Küste aufgespeicherte Seesalz, z. B. auf der Carmeninsel, wurde verdorben und viele Viehheerden sind von den Fluthen hinweggerissen worden. Die Orangenhaine sind gänzlich verwüstet.

— In den Dandenong Ranges, südöstlich von Ballarat in der australischen Colonie Victoria, dem „Melbourne Argus" zufolge (Nummer vom 12. October), ist ein Eucalyptus gefällt worden, der unter den Baumriesen in vorderster Reihe steht. Einen Fuß hoch über der Erde beträgt der Umfang 96 Fuß; 12 Fuß über der Erde beträgt der Durchmesser 11 Fuß 4 Zoll; in 87 Fuß Höhe der Durchmesser 9 Fuß; in 144 Fuß der Durchmesser 8 Fuß; bei 210 Fuß noch 5 Fuß. Der Baum hat 330 Fuß Länge.

— Am 10. November 1868 erschien eine Bande von etwa 200 Mann in der Stadt Centre Point, Staat Arkansas. Sie gaben sich für Milizen aus, verhafteten den größten Theil der männlichen Bewohner, transportirten sie auf das offene Feld und hielten sie dort bewacht. Dann plünderten sie die Stadt aus und zogen ab. Am folgenden Tage kamen viele Leute aus der Umgegend, welche von dem Vorgange gehört hatten, nach dem Städtchen und hielten eine Versammlung ab. Während derselben stürmten die Räuber zum zweiten Mal heran und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die Versammlung. Sofort fiel eine Menge von Menschen todt nieder. Noch mehr. Die Banditen verhafteten drei der angesehensten Bürger und erschossen sie dann. Am 12. November war die Bande noch im Besitze von Centre Point!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ansicht der Mahabonberge.

# Wilhelm Lejean's Reise von der Mündung des Indus nach Kaschmir.

## II.

Peschawar. — Die barbarischen Stämme im afghanischen Grenzgebirge. — Siahposch als Soldaten im britischen Dienste. — Das Museum in Peschawar; Statuen und Basreliefs. — Polirte Steinäxte. — Verwaltung der Engländer in Indien. — Thätigkeitskreis der Deputy Commissioners. — Die Gesundheitsstation Marri. — Wanderung am Hydaspes; Charakter des Stromes. — Die Fähre bei Kotala. — Fußwanderung nach Barramula. — Blick in das Thal von Kaschmir. — Der Ualler-See. — Der buddhistische Apostel Madiantik und der Drachenkönig des Wassers.

Wir haben den Reisenden in Peschawar verlassen, jenem „vorgeschobenen Posten", der einst im Besitze der Afghanen war und jetzt in strategischer wie in commercieller Beziehung einen der wichtigsten Punkte Nordindiens bildet. Auch wissen die Engländer sehr wohl zu würdigen, welche Bedeutung derselbe für sie hat, und sie schicken dorthin nur tüchtige und sehr energische Beamte. Ein solcher war der Deputy Commissioner Mac Nab. Bei diesem fand Lejean eine sehr freundliche Aufnahme und auch bei ihm fragte er an, ob denn eine Reise nach dem Lande der Siahposch zu den unmöglichen Dingen gehöre? Der Schotte führte ihn auf die Dachterrasse seines Hauses, von welcher aus man einen weiten Ausblick auf die namentlich nach Westen hin sich ausdehnende, nackte Ebene hatte; nach den übrigen Himmelsgegenden hin sah man nur Gebirge. „Sie können," so sprach der freundliche Wirth, „sich von diesen Gebirgen ein beliebiges auswählen; der Tod durch eine gut gezielte Kugel ist Ihnen überall gewiß. Denn Sie treffen dort überall halb-

wilde Afghanenstämme: Afridis, Chattaks, Swatis (— Sawwat —) und noch manche andere. Unsere Leute hier hüten sich wohl, jenen Bergvölkern nahe zu kommen. Als vor einigen Monaten unser Untergouverneur Mac Leod mit einer Reiterbedeckung bis nahe an den nördlichen Bergzug hinan einen harmlosen Streifzug unternahm, wurde er von den Bonayrs mit Flintenschüssen empfangen.“ Auf Lejean's Einrede, daß doch die Engländer mit ihren westlichen Nachbaren, nämlich den Beherrschern Kabuls, Verträge hätten und mit denselben in freundschaftlichen Verhältnissen ständen, entgegnete Mac Nab: „Allerdings standen wir mit Dost Mohammed im besten Einvernehmen, aber trotzdem war die Straße von Kabul nach Dschellalabad seit 1843 für jeden Europäer verschlossen. Der alte Emir hatte nicht einmal Gewalt genug, um in seinen eigenen Städten die Fremden vor dem Fanatismus des Bazargesindels zu schützen, und über die Stämme im Gebirge besaß er gar keine Macht. Selbst von muselmännischen Karawanen, welche durch den Chaiber-Paß zogen (— der nur vier deutsche Meilen von Peschawar entfernt liegt —), wurden Abgaben erpreßt. Eine Reise durch Afghanistan hätte demnach in gewöhnlichen Zeiten ihre großen Bedenken, und jetzt, da in Folge des Bruderkrieges Alles in wilder Verwirrung sich befindet, ist sie geradezu unmöglich. Ins Land der Siahposch zu gelangen, darauf müssen Sie unbedingt verzichten; aber Sie können einige Exemplare dieses Volkes sich mit eigenen Augen betrachten. Im Feldlager bei Hotti, das nur wenige Meilen von hier liegt, sind fünf junge Männer aus Kafiristan bei einem Guidencorps in den Dienst getreten; ich will sofort an den Obersten des Regiments schreiben und ihn bitten, daß er uns jene Siahposch herschicke.“

Basrelief im Museum zu Peschawar.

Einige Tage später erfolgte als Antwort, daß die fünf Siahposch an Heimweh erkrankt seien; man habe ihnen deshalb Urlaub auf unbestimmte Zeit ertheilt und sie seien in ihr Heimathland zurückgegangen. Damit war ein Lieblingsgedanke Lejean's zu Wasser geworden, und er entwarf nun einen andern Plan für seine Reise.

Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit dem Museum in Peschawar zu. Die Stadt war vor kaum sechszehn Jahren in den Besitz der Engländer gelangt, aber trotzdem war schon Vieles für die Wissenschaft gethan worden. Jenes Museum enthält nicht nur Alterthümer, sondern auch eine Sammlung der Producte und überhaupt der Merkwürdigkeiten des Landes; es ist eine Art von Conservatorium und auch darauf berechnet, die Eingeborenen geistig anzuregen. Die Regierung ist bei alle dem unbetheiligt; das Museum ist vom englischen Club, also durch Privatleute, gegründet worden.

Es sind hübsche, bemerkenswerthe Sachen in demselben. Da findet man zum Beispiel etliche dreißig Statuen und Basreliefs aus bläulichem Porphyr. Der Stil ist theils gut griechisch, theils entartet; unsere Illustrationen, die nach Photographien gearbeitet worden sind, gewähren eine deutliche Vorstellung dieses Stils. Besondere Aufmerksamkeit erregen zwei Statuen von Radschas (Königen); hier ist der Stil classisch, aber Kleidung &c. sind indisch. Die Büste ist nackt, aber mit Halsbändern und kriegerischem Schmuck überladen; das Haar ist wie eine Löwenmähne gewellt und erinnert an die Perrücken aus der Zeit Ludwig's des Vierzehnten; das Kinn ist rasirt, der Schnauzbart kraus.

Die Basreliefs stellen fast alle den Buddha dar, sitzend, betend, nachdenkend, lehrend oder heilend. Auf einem derselben scheint er ein Wunder zu Gunsten einer Rani (Prinzessin) zu thun. Sie ist krank. Ihre Dienerinnen sind im Palaste zerstreut und man sieht sie in verschiedenen Stellungen. Die Arbeit ist so hübsch, daß sie selbst einem athenischen Künstler nicht zur Unehre gereichen würde. Trachten und Kopfschmuck sind wie in der guten classischen Zeit.

Auf anderen Basreliefs sieht man kleingewachsene, gedrungene Gestalten mit häßlichem Gesichte, kleinen Augen und niedriger Stirn; sie stechen scharf ab gegen die schönen Gestalten und hübschen Gesichter der Hindus. Offenbar hat der Künstler die sogenannten Scythen darstellen wollen, turanische Völker, welche etwa fünfhundert Jahre nach Alexander dem Großen diese Gegend erobert haben. Unter den Darstellungen ist auch eine, welche Heiterkeit erregt. Ein hübsches Mädchen, das eine Art phrygischer Mütze trägt, steigt auf einer Leiter aus einem Thurme herab und ein galanter Scythe ist ihr dabei behülflich. Hinter ihr kommt eine pausbackige Magd, die einen Krug auf der Schulter trägt; ein

Diener des Scythen hält eine Geldbörse in der Hand und zeigt ihr dieselbe. Darin liegt wohl die Moral von der Geschichte.

Diese Alterthümer stammen sämmtlich aus einem sehr alten buddhistischen Kloster in Taht i Bahi. Dieses liegt unweit von Hotti und die Ausgrabungen sind erst in den letzten Jahren veranstaltet worden. Der zugleich griechische und buddhistische Charakter dieser Sculpturen leitet auf die Annahme, daß sie aus der Zeit des Königs Kanischka (Kanerkes der Griechen) stammen. Nachdem er sich zum Buddhadienste bekehrt hatte, gab er sich alle Mühe, denselben zu verbreiten, selbst bis nach Kaschmir hinein. Er kann als Erbe der griechisch-baktrischen Civilisation betrachtet werden, und in seinem Dienste arbeiteten Künstler, die entweder Griechen von Geburt waren oder doch den Traditionen der griechischen Kunst folgten. Sie verfertigten für ihn auch Buddhabilder. Diese classische Kunst ist der einheimischen unendlich weit überlegen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man mit jenen Basreliefs aus Taht i Bahi nur die Terracotten zu vergleichen, welche gleichfalls dort zu Tage gekommen sind und sich nun im Museum zu Lahore befinden, oder man kann sie auch neben die in monströser Weise überladenen Wischnutempel stellen.

Von nicht geringem Interesse für den Alterthumsforscher sind im Museum zu Peschawar auch zwei sehr schöne Steinäxte, echte Celte; im gallo-römischen Museum zu St. Germain (— das man nach dem Muster des trefflichen römisch-germanischen Museums zu Mainz gegründet hat —) sind keine aufzuweisen, welche sich an Zierlichkeit und Feinheit der Arbeit mit diesen messen könnten. Sie sind an den Ufern des Swat gefunden worden. Die Papiermacher in

Ein Buddhabild, Basrelief im Museum zu Peschawar.

Basrelief im Museum zu Peschawar.

Peschawar und Kaschmir bedienen sich noch heute ähnlicher Steine, um ihrem Fabrikate den Glanz zu geben, auf welchen die Orientalen Werth legen. Hat man vielleicht in unserm alten Europa solcher Steingeräthe sich auch etwa bedient, um Rinden und Häute zu glätten?

* * *

Von Peschawar aus trat Lejean seine Reise nach Kaschmir an, um wo möglich von dort aus einige Volksstämme zu besuchen, welche in dem Gebirge nach Kafiristan hin wohnen und gleicher Abstammung mit den Siahposch sind. Wenn auch das mißlang, wollte er durch Klein-Tibet und dann über den Karakorumpaß nach der kleinen Bucharei vordringen.

Ueber die vielbesprochene Verwaltung der Engländer in Indien stellt er Betrachtungen an, die wir mittheilen, weil sie aus der Feder eines vorurtheilsfreien Franzosen kommen. In einer zu Lahore erscheinenden Zeitung war dringend anempfohlen worden, diese Verwaltungsmaschine zu vereinfachen, und namentlich die Deputy Commissioners zu beseitigen, als welche „ein müßiges Leben führen". Nun schildert Lejean, was Herr Mac Nab, in dessen Hause er wohnte und dessen Thätigkeit er beobachten konnte, zu thun hat.

„Um vier oder fünf Uhr Morgens steht er auf, setzt sich in den Wagen und inspicirt die Wegebauten. Nachdem er wieder zu Hause gekommen ist, findet sich sein indischer Secretär bei ihm ein; mit diesem erörtert er, was am Tage vorher eingegangen und was sofort zu erledigen ist. Gegen zehn Uhr hat er Sitzung mit anderen Beamten. Dann frühstückt er. Von zwei bis vier Uhr wieder Arbeiten mit dem indischen Secretär, um vier Uhr geht er zur Ketscherry, das heißt, er, der Unterpräfect, tritt nun als Richter auf und wohnt den Verhandlungen des Gerichtshofes bei; eben-

tuell entscheidet er dort die eine oder andere Angelegenheit. Diese Sitzung nimmt ein paar Stunden in Anspruch. Nun speist dieser Beamte, geht ein wenig spazieren und besorgt dann seine amtliche Correspondenz. Gegen zehn Uhr Abends pflegt er damit fertig zu sein. Und das nennt man „ein müßiges Leben führen"!"

Am 14. Juni verließ Lejean die Stadt Peschawar und ging wieder nach Rawal Pindi, um von dort nach dem 44 Miles entfernten Marri (die Engländer schreiben Murree) zu reisen. Dieser hochgelegene Ort ist ein Genesungsplatz, ein sogenanntes Sanitarium. Die Engländer haben dergleichen Gesundheitsstationen mehrere in den Vorbergen des Himalaya; sie finden dort im Gegensatze zu der brennenden Hitze des Tieflandes ein gemäßigtes Klima, das dem Europäer zusagt. Wer es irgend möglich machen kann und nicht durch Dienstgeschäfte anderwärts festgehalten wird, flüchtet sich im Mai nach einem Sanitarium hinauf und bleibt bis zum October z. B. in Marri, in Dharmsalla oder in Simla. In dem letztern pflegen der Generalstatthalter und andere Beamte hohen Ranges ihre Sommerfrische zu halten. Aber auch die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten werden der Wohlthat eines gesunden Aufenthaltes theilhaftig; sie haben in der Nähe von Marri einen Lagerplatz, in welchem die Regimenter nach einander sich ablösen.

Basrelief im Museum zu Peschawar.

Basrelief im Museum zu Peschawar.

Der Reisende mußte, da alle Wagen und Pferde von „Gesundheitsgästen" für Marri in Beschlag genommen waren, zwei Palankine nehmen. Der Transport in solchen Tragsesseln ist unbequem und sehr theuer; Lejean mußte 30 Rupien bezahlen, was auf die Wegstunde einen Thaler und zehn Silbergroschen macht. Marri war noch vor wenigen Jahren ein kleines Dorf auf einer kleinen von zwei wilden Thalschluchten umgebenen Hochebene. Neben den Hütten weideten Ziegen; nun aber haben die Engländer hier ein kleines Paradies geschaffen. In der Stadt, welche rasch emporgewachsen ist, findet der Ankömmling einen indischen Bazar, ein paar gute Gasthöfe und etliche Hundert Landhäuser an trefflich unterhaltenen Wegen und in schattiger Lage. Die künstliche Landschaftsgärtnerei hat sich der Natur so glücklich

angeschlossen, ihr an- und eingefügt und nachgeholfen, daß man etwas Reizenderes sich nicht denken kann.

In Marri mußte Lejean einen Paß nach Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, nehmen. Diese Landschaft ist, zum Unglück für die Bewohner, noch keine britische Provinz, sondern „frei". Sie hat ihren eigenen Maharadscha und dieser ist „der ausgemachteste Räuber und Halunke im ganzen Orient". Er sieht es nur höchst ungern, daß überhaupt Europäer in sein Land kommen und sein böses Treiben in der Nähe beobachten. Am liebsten würde er so mißliebige

Hängebrücke über den Hydaspes.

Fremdlinge gar nicht über seine Grenze lassen, er ist aber von den Engländern zu einem Uebereinkommen vermocht worden, demgemäß eine bestimmte Anzahl von Europäern während der Sommermonate sich in Kaschmir aufhalten darf. Für jeden derselben wird ein auf Namen und Personen lautender Paß ausgestellt. Die Bewohner Kaschmirs sehen diese Beschränkung sehr ungern, denn die „Engländersaison" bringt ihnen eine Ernte blanker Rupien, welche ohne jenes System der Ausschließung viel reichlicher ausfallen würde. Sobald der Herbst ins Land kommt, müssen alle „Angresi",

Gebirgsschluchten am Hydaspes.

Jäger sowohl wie Touristen, ihr Bündel schnüren, den britischen Residenten nicht ausgenommen. Die französischen Agenten, welche sich mit dem Ankaufe von Shawls befassen, verlassen gleichfalls Srinagar und wohnen den Winter über in Amritsir.

Der Maharadscha läßt die Steuern während der Winterzeit eintreiben, und das geschieht mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, welche an die berüchtigten Dragonnaden Ludwig's des Vierzehnten erinnert. Der Orientale weiß und sieht von Kindesbeinen an, wie es sich in seinem Lande

mit dem Erheben oder vielmehr Erpressen von Abgaben verhält; der Europäer seinerseits hat andere Begriffe über die Methode des Steuerzahlens und findet jene des Maharadscha geradezu abscheulich. Dieser Monarch ist in anglo-indischen Blättern als ein rechter Leuteschinder gebrandmarkt und mit noch anderen derartigen Ehrentiteln bedacht worden. Das weiß auch dieser Fürst Raimbir recht gut, und nun treibt er alljährlich die neugierigen und unwillkommenen Europäer über die Grenze; nachdem sie fort sind, zieht er sein Messer und schindet sein Volk.

Auch Lejean gehörte zu den Neugierigen. Er ging von Marri über die Hochebene Deval und gelangte von dort auf einem Wege, der anderthalb Stunden lang ein Zickzack nach dem andern bildet, an einen Punkt, von welchem aus er in eine tiefe Schlucht hinabsah. In derselben rauschte ein Wasser: es war der Hydaspes, welcher hier die Grenze

Ein Bergbewohner aus den Gebirgen von Peschawar.

des englischen Gebietes bildet. Etwas weiter aufwärts liegt am Flußufer selbst die Ortschaft Kotala; dort befindet sich eine Fähre und eines der oben geschilderten Einkehrhäuser. Diese Uebergangsstelle aus und nach Kaschmir ist wichtig und es geht dort zuweilen recht lebhaft her.

So stand also der Reisende an dem welthistorischen Flusse, an welchem der macedonische Alexander den indischen König Porus besiegte! Der Anblick war großartig. Ein Gewässer, das an Fülle den Rhein um das Dreifache übertrifft, ist in eine etwa 200 Fuß breite Schlucht zusammengedrängt, strömt zwischen bewaldeten Abhängen dahin und rauscht dem Indus zu mit einem Gebrülle, einem Tosen und Toben, gegen welches das aller Nilkatarakten zusammengenommen völlig unbedeutend erscheint. Dieses nur 200 Fuß breite, aber etwa 80 Lieues lange Schaumband führt unablässig gewaltige Baumstämme pfeilschnell abwärts. Bei Dschelma, wo man große Sägemühlen angelegt hat, werden dieselben aufgefangen. Die Landschaft am Hydaspes hat in jener Gegend etwas Furchtbares; sie macht einen Schrecken erregenden Eindruck; sie ist nirgends schön, alle Anmuth geht ihr ab. Die Naturkräfte sind in Asien gewaltiger als in Europa, wo Alles kleinere Dimensionen hat. Wir haben

Lejean's Kulis in Kaschmir.

keinen Strom wie den Ganges, keine Stürme wie im Himalaya, keine Gletscher wie im Mustag, keine pestqualmenden tropischen Sumpfniederungen mit Waldgestrüpp wie das Teraï, welches sich als schmaler Landstreifen von mehreren Hundert Meilen Länge vor dem Südabhange des Himalaya hinzieht. So furchtbaren Elementen und Naturgewalten gegenüber begreift man den Pantheismus der Inder, der uns, aus der Ferne betrachtet, wohl als eine feige Entäußerung der menschlichen Persönlichkeit erscheint. Solchen Mächten gegenüber fühlt sich der Inder gleichsam eingeschnürt, überwältigt, erstickt; vor einer solchen Natur fällt er auf die Knie und betet sie an, auch wo sie vernichtend einwirkt.

Die Fähre über den Hydaspes hat etwas sehr Urthümliches; sie ist eine Barke, welche ein längliches Viereck bildet und hohen Bord hat. Sobald sie vom Ufer abgestoßen worden ist, reißt der Strom sie fort und wirbelt sie umher wie ein abgefallenes Blatt. Dann gelangt sie in eine etwas ruhigere Gegenströmung und kann am kaschmirischen Ufer anlegen. Dort wird sie von einem Dutzend Kulis in Empfang genommen und die Fahrgäste können aussteigen.

Die Wanderung nach Kaschmir hinein ist nicht etwa ohne Anstrengungen und Beschwerden. Lejean hatte seine Maulthiere in Kotala zurückgelassen, weil der Maharadscha nicht duldet, daß Saumthiere oder Reitthiere aus dem englischen Gebiet in sein Land herüberkommen. Auch dürfen seine Unterthanen dergleichen an einen Ausländer nicht vermiethen. So bleibt diesem nichts weiter übrig, als Kulis zu miethen, die sein Gepäck schleppen und ihn selber in einem Palankin oder einer Hauda (Howdah) tragen. Die Verordnung des Fürsten hat keinen andern Zweck, als recht viele Kulis zu beschäftigen. Von dem Lohne, welcher diesen Trägern gezahlt werden muß, erhebt der biedere Maharadscha ein ganzes Viertheil für sich. Für jede Station, welche der Kuli zurücklegt, erhält er 4 Annas, also 60 Centimes, also noch nicht 5 Silbergroschen; die Stationen sind 3 bis 8 Lieues lang in einem Lande, das dem Touristen überraschende Aussichten bietet, aber dem Fußgänger arge Beschwerden verursacht. Der Fiscus also schindet den armen Kuli in unbarmherziger Weise, aber dieser hat nicht einmal eine Vorstellung davon, daß dem doch nicht so sein dürfe. In jenem Lande sind Regierung und permanente, in ein regelrechtes System gebrachte Ausplünderung zusammenfallende Begriffe. Erst in der allerneuesten Zeit fangen andere Begriffe in den Köpfen auch der Kaschmirier aufzudämmern an; sie vergleichen ihre Lage mit jener der britischen Unterthanen und finden die allerschroffsten Gegensätze.

Lejean machte sich ein Vergnügen daraus, den raubgierigen Maharadscha wenigstens um einen Theil seines sündhaften Erpressungsgeldes zu prellen, und ein Gleiches geschieht auch von Seiten mancher englischer Touristen. Er beschloß, die Reise zu Fuße zu machen, trotz der beschwerlichen Pfade im Himalaya und der weit aus einander liegenden Haltestellen. War er doch auch durch weite Strecken der nubischen Wüste gegangen und konnte sich auf die Tragkraft seiner Beine verlassen. Also nahm er sein Notizbuch in die Hand, den Bleistift zwischen die Zähne und stieg wohlgemuth den Berg Danna hinan. Nach fünf Stunden war er oben und fand dort ein Bangalo. In Kaschmir sind diese Einkehrhäuser ähnlich eingerichtet wie in Indien, aber man zahlt für die Herberge nichts und der Wächter ist nicht gehalten, dem Reisenden Trank und Speise zu verabfolgen; doch holt er gegen eine Vergütung aus dem benachbarten Dorfe Brot, Fleisch, Hühner und Eier. Vor der Abreise schreibt man seinen Namen in ein großes Buch und fügt Lob oder Tadel hinzu, wenn man anders Lust dazu hat. Das pflegt bei den Engländern in der Regel der Fall zu sein. So las unser Reisender unter anderen Bemerkungen auch folgende: „Dieses Haus ist ein Hundestall, in welchem nur die Meute Seiner Hoheit des Maharadscha fehlt.“ Ein Anderer schreibt: „Der Wärter (oder Wirth, Schausana) ist ein Spitzbube; ich habe ihm für ein zerbrochenes Glas 14 Annas zahlen müssen.“

Die Wanderung nahm volle acht Tage in Anspruch; allerdings war sie manchmal mühsam genug, aber doch im Ganzen recht angenehm. Anfangs ging der Weg über Berge und durch Thalschluchten, aber am dritten Tage begann der Urwald, der bis an das Thal von Kaschmir hinanreicht. Wer den Himalaya nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses in diesen Gegenden machen. Die Hochgebirge, welche zu beiden Seiten den Hydaspes einschließen und überragen, treten nur selten bis ans Ufer heran. Zwischen diesem und den Höhen liegen zwei oder drei Terrassen aufgeschwemmten Bodens; sie bilden das Culturland; auf ihnen findet man die Dörfer, die Getreide- und Gemüseäcker und die Reisgründe. Das Gelände hat guten Abfall, das Wasser kann überall bequem ablaufen und bildet hier nicht die im höchsten Grade ungesunden Sümpfe und Moräste, welche man so oft vor den Eingängen der großen Thäler Indiens findet. Hier ist der Wald nicht pesthauchend, sondern er hat gesunde, erfrischende Luft. Von der Haltestelle Tschikar bis zu jener von Tschagusti wanderte Lejean volle drei Tage lang ununterbrochen unter einem Laubgewölbe von Aprikosen-, Granat- und Kirschbäumen und unter wilden Reben; „es war ein Spaziergang durch ein irdisches Paradies“. Etwas weiter aufwärts zeigt der Pflanzenwuchs einen andern Charakter; auf die Obstbäume folgte Nadelwald, und den begrüßt jeder Reisende mit Vergnügen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in vielen Gebirgen, daß die steilen und beschwerlichen Pfade ebener und gangbarer werden, sobald Fichten und andere Nadelbäume auftreten.

Am siebenten Tage um Mittag stand der Wanderer auf einem kleinen Hügel, oberhalb der Haltestelle Baramula. Der Pfad führte durch ein Gebüsch in eine Lichtung und von dieser aus entfaltete sich ein Panorama, dessen Eindruck unvergeßlich bleibt. Da lag ein Thal von reichlich sechszig Wegstunden Länge, blühend und grün, mit Dörfern und Lustgärten gleichsam übersäet, von glänzenden Wasserläufen durchzogen, deren Ufer entlang Pappeln stehen. Der nun dunkelblaue Hydaspes strömt ruhig dahin; die fünf oder sechs Seen glitzern theils wie helles Silber, theils sind sie mit Lotos und anderen Wasserpflanzen bedeckt. Ueber der ganzen unaussprechlich herrlichen Landschaft lag ein tiefblauer Himmel; weit am Horizonte hoben sich von demselben feine weiße Streifen und gebrochene Linien ab. So ist das Thal von Kaschmir mit seinen schneeweißen Himalayagletschern!

Der Weg führt keineswegs steil nach der kleinen Stadt Baramula hinab. Dort verweilte im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung Witsch ala, König des Landes, und ein Monarch, der seines glänzenden Hofhaltes wegen weit und breit berühmt war. Damals war er auf einem Kriegszuge gegen barbarische Stämme begriffen, welche bis in die Nähe von Baramula vorgerückt waren. Hier entlief aus dem Lager derselben die herrlichste Stute, und sprengte geraden Wegs in das Zelt des Radscha. Das war offenbar ein Wunder, ein Götterzeichen, welches dem König eine siegreiche Schlacht verkündete. Sofort schritt er zum Angriffe und schlug richtig den Feind aufs Haupt.

In Baramula miethete Lejean eine sechsruderige Barke, für welche er den mäßigen Preis von 16 Rupien monatlich zahlte; außerdem erhielt jeder Mann für seine tägliche Be-

köstigung 1 Anna, also 15 Centimen. Srinagar, Hauptstadt von Kaschmir, war nur noch eine kleine Tagereise entfernt. Die Gegend ist flach, der Fluß breit, tief und keineswegs reißend, und deshalb konnten die Ruderer noch an demselben Abend den See von Uller erreichen. Dieses Wasserbecken scheint nach und nach kleiner zu werden; es ist Rückstand und Ueberbleibsel jenes alten Binnenbeckens, welches einst das 60 Lieues lange und 15 Lieues breite Thal ausfüllte, bevor der große Durchbruch bei Baramula sich ereignete. Vermittelst desselben fand diese ungeheure Wasserfülle einen Abzug zum Indus, wie ein Teich, der einen Dammbruch erlitten hat.

An diesen Durchbruch knüpft sich eine alte Sage: Als Madiantika, ein berühmter Apostel der Buddhisten, den Ungläubigen das Wort predigte, kam er auch an den großen See von Kaschmir. Dieser See war aber nichts Anderes als, unter flüssiger Gestalt, ein gefürchteter Geist, König der Nagas, d. h. Drachen, welche in seinen Gewässern sich tummelten. Madiantika bat den Geist um Erlaubniß, sich inmitten des Wasserbeckens niedersetzen zu dürfen. Der Drachenkönig verwunderte sich zwar ein wenig über diese Bitte, aber er gewährte sie ihm. Der Heilige ging dann dreist ins Wasser hinein, denn den Heiligen und Aposteln erlauben ihre Mittel das allemal, und der Teufel muß regelmäßig die Zeche bezahlen. Nachdem er gemächlich Platz genommen, dehnte er sich dermaßen aus, daß der See rasch auf den zehnten und bald gar auf den zwanzigsten Theil seines Umfanges zusammenschmolz. Das war dem Drachenkönige denn doch gar zu arg. Er gebot dem Apostel Madiantika, die Sache nicht weiter zu treiben, aber daran kehrte sich der fromme Mann nicht im allermindesten, und auch den Bitten des Geistes gab er kein Gehör. Der Drachenkönig verlegte sich nun aufs Capituliren und erlangte wenigstens so viel, daß ihm ein See von neun Wegstunden Umfang gelassen wurde; er mußte aber ausdrücklich die Bedingung eingehen, denselben niemals zu vergrößern. Als nun auch die Drachen aus dem Wasser abgezogen waren, ließ Madiantika erst Mönche kommen, und nachdem diese sich angesiedelt hatten, wurden auch andere Menschenkinder herbeigeholt. So bekam das Thal von Kaschmir seine Bevölkerung. Man erbauete neun Städte, viele Dörfer, zwölf Tempel und bestellte die Felder mit Safran. Nach Madiantika's Tode erwählten sich die Leute einen König, mit welchem, der Sage zufolge, die Geschichte von Kaschmir beginnt.

Die Brahminen haben über denselben Gegenstand eine Legende. In dieser ist nicht ein Apostel oder Mönch der Hauptheld, sondern ein tapferer Kämpe, ein gewaltiger Paladin, König Kassyapa. Er tödtet den Drachenkönig, das Wasserungeheuer Jaladbhava und gestaltet den Boden des Sees in das schöne Thal von Kaschmir um.

---

# Die griechisch-russische Kirche und ihre Secten.

## I.

### 1. Die russische Geistlichkeit, ihre Verfassung und Stellung, ihr Leben und Treiben.

C. S. Wer über die treibenden Factore des russischen Culturlebens, über die Hauptmomente, welche dessen langsame Entwickelung bedingen, sich näher unterrichten will, für den wird eine Darstellung der Organisation und des Lebens der griechischen Kirche, welche sich die rechtgläubige nennt, sicher nicht unlieb sein. Hat doch schon der Verfasser der berühmten russischen „Studien", Freiherr August von Haxthausen, mit scharfem Blicke erkannt und richtig betont, daß eine Hauptverschiedenheit zwischen russischem und germanischem oder romanischem Volksleben auf das byzantinische Kirchenthum mit seinen Secten und auf die alle individuelle und wirthschaftliche Entwickelung hemmende Agrarorganisation, den sogenannten Gemeindebesitz, zurückzuführen sei. So hat auch Julius Eckardt in seinen vortrefflichen „Baltischen und russischen Culturstudien aus zwei Jahrhunderten" (Leipzig 1869, bei Duncker und Humblot) nächst liebevollen Beiträgen zu einer gerechten Beurtheilung der Entwickelungsgeschichte seiner frühern Heimath (der russischen Ostseeprovinzen) vornehmlich den beiden Grundpfeilern, auf welchen die russische Volkseigenthümlichkeit sich aufbaut, seine Aufmerksamkeit zugewendet, und in lichtvollen, anziehenden Abhandlungen das Leben in der griechischen Kirche und die Institution des russischen Gemeindebesitzes geschildert und kritisch beleuchtet. Wir glauben den Lesern des „Globus" einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die Hauptergebnisse der Eckardt'schen Ausführungen, welche ihrerseits wieder aus den besten neueren Quellen der russischen Literatur und Presse geschöpft sind, in möglichst gedrängter Uebersicht mittheilen.

Wir wenden uns zunächst zur Organisation der russischen Kirche, welche, wie wir bald sehen werden, die Keime ihrer Versumpfung in sich trägt, und sehen gänzlich ab von einer Beleuchtung des griechischen Dogmas, welches mit seinem Formalismus und abergläubischen Bilderdienst für feiner gebildete Seelen wenig Ansprechendes haben kann und auf die wirkliche Gestaltung russischen Lebens weit weniger Einfluß ausübt, als das persönliche Verhalten der Geistlichkeit und die Entwickelung des Sectenwesens.

Auf die bekannte Christianisirung des russischen Reichs von Konstantinopel aus weisen wir nur mit Rücksicht darauf hin, daß aus dem Eindringen griechischer Geistlicher ins barbarische Land und der vornehmen Abgeschlossenheit derselben gegenüber dem rohen, ungebildeten Wesen des bekehrten Volkes das verhängnißvollste Moment russischen Kirchenlebens, die schroffe Scheidung und gegenseitige Feindschaft zwischen der höhern und niedern Geistlichkeit ihren natürlichen historischen Ursprung hat.

Die gesammte Geistlichkeit der griechisch-orthodoxen Kirche zerfällt in zwei Hauptclassen: die schwarze und die weiße Geistlichkeit (tschiórnoje und bjäloje duchawénstwo). Jene, nach ihren schwarzen Gewändern so benannt, besteht aus der Klostergeistlichkeit und kann in die eigentlichen Klosterbewohner und die aus der Zahl der Mönche hervorgegangenen höheren Würdenträger der Kirche, Bischöfe, Seminardirectoren u. s. w. eingetheilt werden; sie haben beinahe die ausschließliche Leitung der geistlichen Angelegenheiten in Händen und bilden eigentlich den herrschenden Stand der Kirche. Die nach ihren hellen Gewändern (violett, gelb rc.) so benannte weiße Geistlichkeit bildet einen erblichen, privilegirten Stand, aus welchem indeß der Austritt nicht

verwehrt ist, und zerfällt in zwei Unterclassen: den eigentlichen Priesterstand und die unzähligen niederen Kirchendiener, Diaconen, Küster, Sänger. Letztere sind größtentheils geistliche Schüler, welche kein Examen haben bestehen können, während die Bekleidung eines Priesteramtes durch die Vollendung des Seminarcursus und die Ehe mit einer Jungfrau bedingt wird. So weit hat sich der alte Ehestreit zugespitzt: als im Jahre 314 die hierarchische Partei das Eheverbot durchsetzte, erreichte die liberalere Diaconenpartei wenigstens zu Gunsten der niedern Geistlichkeit eine Ausnahme, die zum Gesetz, zur Voraussetzung für das Priesteramt geworden ist. Jedoch nur eine Ehe mit einer Jungfrau ist dem Priester gestattet, Wiederverheirathung wie Ehelichung einer Wittwe sind ihm verwehrt; da aber nur ein verheiratheter Mann im Amte sein darf, verliert der Priester mit seiner Frau seine Pfarre und muß in das Kloster gehen. Es dürften wohl Wenigen ihre Frauen so theuer und werth sein, wie den armen Popen, Wenige um derer Wohlbefinden sich so ängstlich besorgt zeigen.

Leider hat aber diese Eheverbindlichkeit der Priester mit der Zeit zu einer der geistigen Entwickelung ihres Standes äußerst nachtheiligen kastenartigen Abgeschlossenheit geführt. Wie die weiße Geistlichkeit, in welche niemals Personen weltlicher Stände eintreten, sich ganz aus sich selbst recrutiren muß, so fanden bis auf unsere Tage auch die Eheschließungen nur innerhalb einer Eparchie und zwar streng in der Weise statt, daß ein Oberpriester, ein einfacher Pope, ein Diacon u. s. w. stets die Tochter eines Collegen heirathete, wobei ein krasser Nepotismus sich ausbildete. Ein Priester, der seinen Abschied nehmen wollte, machte die Anstellung eines bestimmten Nachfolgers oder die Verheirathung desselben mit einer seiner Töchter zur Bedingung, ja, man ließ vacant gewordene Pfarren bis zur Mannbarkeit einer hinterbliebenen Tochter interimistisch verwalten, um sie dem Geistlichen zu verleihen, der dieselbe heimführen würde. Die kirchliche Oberverwaltung begünstigte dieses Verfahren, weil durch die Verpflichtung des Nachfolgers, für seine Schwiegermutter zu sorgen, jener die Sorge für die Wittwen und Waisen ihrer Diener bedeutend erleichtert und die neu eintretenden Priester von vornherein an strenge Abhängigkeit gewöhnt wurden. Die Sache wurde so systematisch betrieben, daß der Secretär des Bischofs häufig ein vollständiges Verzeichniß der heirathsfähigen Popentöchter des Sprengels führte, das man bei Besetzung einer Pfarrstelle zu Rathe zog.

Die übelen Folgen dieser Einrichtung, namentlich für die in unerquicklichen Familienverhältnissen erdrückten Popen, waren so offenkundig, daß der Oberprocureur des Synods in seinen jährlichen Rechenschaftsberichten an den Kaiser wiederholt darauf zu sprechen kam, und im Jahre 1867 endlich ein Gesetz erlassen wurde, welches die gewohnheitsmäßige Erblichkeit der Pfarrstellen aufhob und die Verpflichtung eines Candidaten zum Einheirathen oder zur Versorgung der Familie seines Vorgängers ausdrücklich untersagte. Es läßt sich hoffen, daß diese kaiserliche Statuirung einer neuen billigen Ordnung in einiger Zeit den Bruch mit dem alten, verderblichen Schlendrian erzwingen werde.

Aber mit dieser wohlthätigen Maßregel kann dem verkommenden Priesterstande nicht durchgreifend aufgeholfen sein, so lange nicht für Besserung der materiell äußerst dürftigen Lage desselben und für gründlichern Unterricht in den kirchlichen Lehranstalten, über welche Mängel wir noch weiter unten zu sprechen Gelegenheit finden werden, Sorge getragen wird.

Die Begriffe der schwarzen und weißen Geistlichkeit decken sich, wie wir gesehen, durchaus nicht völlig mit denen der Kloster- im engern Sinne und der Weltgeistlichkeit, welche beide wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Zur letztern gehören eigentlich außer den oben behandelten zwei Classen der weißen Geistlichkeit noch die aus der schwarzen hervorgehenden höheren Würdenträger der Kirche. Ueber die Organisation des niedern Clerus schreibt Eckardt Folgendes: „Auf dem flachen Lande gehören zu jeder Kirche ein Priester, ein Diacon, ein Küster, verschiedene Diener und Sänger. Alle diese Personen sind im geistlichen Stande geboren, genießen darum das Recht der Steuerfreiheit, der Exemtion vom Militärdienst und dürfen ihre Söhne in die geistlichen Anstalten schicken, die zugleich Pensionate sind. Um Priester zu werden, muß man den Seminarcursus beendet und die erste oder zweite Censur erhalten haben; die Akademie wird nur von Jünglingen besucht, welche einen gelehrten Grad erwerben, Professoren oder Lehrer werden oder bei einer großen Kathedralkirche angestellt werden wollen. Die dritte Censur schließt vom eigentlichen Priesteramte aus und giebt allein das Recht auf die Diaconie, eine untergeordnete, schlecht bezahlte Stellung. Diejenigen Subjecte, welche gar kein Examen bestanden oder ihren Cursus nicht beendet haben, suchen Küster oder Sänger zu werden, um auf diese Weise der Nothwendigkeit zu entgehen, entweder als Novizen ins Kloster treten zu müssen oder die Vorrechte des geistlichen Standes zu verlieren und unter die Soldaten gesteckt zu werden. Einzelnen unter ihnen gelingt es auch, in Consistorial- oder Verwaltungskanzleien Schreiberstellen zu erhalten."

„Die Unbildung dieser nach vielen Tausenden zählenden Menschenclasse ist in Rußland fast sprüchwörtlich geworden, sie bilden das Bleigewicht, welches die Weltgeistlichkeit in den Staub zieht und an jeder freien Bewegung hindert. Ohne der Kirche irgend welchen Nutzen zu bringen, verzehren sie, ihrer ungeheuern, stets zunehmenden Zahl wegen, den größten Theil der Einnahmen derselben, obgleich die Einzelnen in Noth und Armuth leben."

Der eigentliche Gottesdienst und sämmtliche Amtshandlungen werden von den Geistlichen verrichtet, wobei die Kirchendiener lediglich die Rolle von Assistenten oder, richtiger gesagt, Statisten spielen. Auch die Thätigkeit des Popen oder Priesters ist wesentlich formalistischer Art und beschränkt sich auf die genaue Erfüllung ritualer Vorschriften, nach welchen in altslavonischer, dem niedern Volke unverständlicher Sprache Messe gelesen, copulirt, beerdigt, getauft, consecrirt, absolvirt wird u. s. w. — Predigten kommen auf dem flachen Lande und in kleinen Städten nur höchst selten, auch an größeren Orten nicht allzu häufig vor. Die Verwaltung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten und des Kirchenvermögens besorgt der Geistliche in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Vorsteher (Starost) und unter Aufsicht des Consistoriums. Den Erlös für Amtshandlungen ausgenommen fließen die Einnahmen in die Kirchencasse, aus welcher die Bauten bestritten und die Beiträge für Erhaltung der geistlichen Schulen gezahlt werden." Die Einkünfte der Geistlichen, namentlich der Landpriester, sind äußerst gering; die Früchte, welche dieselben aus den zu ihren Kirchen gehörigen Grundstücken beziehen, sind gar nicht der Rede werth, die vom Staate gezahlten baaren Gehalte auch höchst unbedeutend, zwischen 80 und 300 (höchstens!) Rubel jährlich, wovon Ausnahmen nur zu Gunsten einzelner Kathedralpriester in großen Städten und der im Auslande lebenden Gesandtschaftspriester vorkommen. Die Haupteinnahmequelle bilden die Emolumente für Amtshandlungen, die, in größeren Städten oft sehr beträchtlich, auf dem Lande sehr geringfügig, theils in Naturalien, theils in baarem Gelde bestehen, durch einen erniedrigenden Erhebungsmodus aber dem Ansehen der Geistlichkeit großen Eintrag thun. Jeder Russe

muß jährlich communiciren, der Beamte und Militär sogar seinem Vorgesetzten gegenüber sich durch einen Beichtzettel über die abgelegte Beichte ausweisen; während der Geistliche absolvirt, verabreicht der Küster die Quittung gegen baare Bezahlung.

Der goldene Tag für die Weltgeistlichen ist indeß das Epiphaniasfest. An diesem Tage zieht nämlich der Geistliche an der Spitze seiner Küster, Sänger und Gehülfen (in den Städten sämmtliche Geistliche einer Kirche zusammen) von Haus zu Haus, segnet die einzelnen Familien und empfängt dafür eine Gabe in Geld, welche angeblich von dem Belieben der Gesegneten abhängt, in Wahrheit aber durch das Herkommen geregelt ist. In den Dörfern geschieht es häufig, daß die Insassen eines Hauses bei der Annäherung des Priesters, um der Geldspende zu entgehen, die Flucht ergreifen und mit Gewalt zurückgebracht werden müssen. In den Städten sieht man die Priester gruppenweise in voller Amtstracht von Haus zu Haus fahren und an die Thüren klopfen. Bei vornehmen Leuten werden sie zuweilen nicht direct, sondern nur durch die Dienstboten in den Vorzimmern empfangen, häufig unverrichteter Sache abgewiesen oder gebeten, sich die Mühe des Segnens zu ersparen, sofort ihre Gabe in Empfang zu nehmen und sich zu entfernen. Obgleich es gesetzlich verboten ist, daß die Weiber und Kinder der Priester und Kirchendiener diese Umzüge mitmachen, finden sich dieselben doch nicht selten ein, um gleichfalls beschenkt zu werden oder den Umfang der den Vätern zu Theil gewordenen Spenden zu controliren.

Der entwürdigende Eindruck, den diese Umzüge ausüben, ist seit Jahren Gegenstand steter Klagen in der liberalen russischen Presse; trotzdem ist bis jetzt daran festgehalten worden, weil diese beste Einnahmequelle, namentlich vom niedern Clerus, nicht entbehrt werden kann. Die ungünstige materielle Lage der Weltgeistlichkeit wird in Rußland um so mißfälliger bemerkt, als die Prediger der bloß geduldeten Confessionen durchgängig besser gestellt sind, als die Diener der herrschenden Kirche. Die Pastoren in den schwedischen und deutschen Westprovinzen sind sehr gut gestellt; im eigentlichen Rußland, z. B. in Sibirien, erhält jeder lamaitische Geistliche 60, der Pope bloß 55 Dessiätinen Land, in Polen der katholische Priester 20, der Pope 169 Rubel Gehalt vom Staate.

Die russische Weltgeistlichkeit ist über 17,547 Kirchspiele vertheilt, in welchen die von den Bischöfen ernannten Oberpriester (Hagotschinije) die Aufsicht über Amtsführung und sittliches Verhalten ihrer Collegen führen. Dieselben nehmen eine äußerst schwierige Stellung ein und haben den Consistorien monatlich so viele Berichte, Cassenvorschläge, Sittenzeugnisse, Verzeichnisse u. s. w. abzustatten, daß sie ihre Untergebenen oft wider Willen bedrücken müssen und doch nur durch Gunst und Nachsicht des Consistorialsecretärs sich zu erhalten vermögen. Die eigentlich kirchliche Oberbehörde über alle Geistliche eines größern Sprengels bilden der Bischof und das Consistorium. Rußland zerfällt in vierundzwanzig Eparchien, an deren Spitze ein Bischof oder Erzbischof steht; fünf dieser bischöflichen Sprengel, die von St. Petersburg, Moskau, Kiew, Wilna und Sibirien, werden durch Geistliche vom höchsten Range, sogenannte Metropoliten, verwaltet. Die kirchlichen Angelegenheiten des Sprengels werden von den Eparchialvorständen mit fast unbeschränkter Machtbefugniß geleitet; sämmtliche Ernennungen, Beförderungen, Entlassungen ruhen in ihrer Hand. Die Verwaltung des Kirchenvermögens, das Curatorium der geistlichen Lehranstalten steht ihnen zu.

Jährlich einmal unternimmt der Oberhirt mit zahlreichem Gefolge eine Rundreise durch seinen Sprengel, um sämmtliche Pfarren zu inspiciren, wobei er jedesmal in der Kirche und vor der versammelten Gemeinde den Ortsgeistlichen einem genauen Examen unterwirft, das mit der Prüfung seiner Fertigkeit in der slavonischen Sprache beginnt, mit dem Abfragen des Katechismus schließt und häufig Vorwürfe und Ermahnung zu größerm Fleiße veranlaßt. In jedem Sprengel steht dem Bischof ein Consistorium zur Seite, welches zwar dem Synod direct untergeordnet, aber doch gänzlich vom Verwalter der Eparchie abhängig ist. Das Consistorium besteht aus sieben geistlichen Mitgliedern, worunter zwei Mönche, die auf Vorstellung des Bischofs ernannt werden. „Diese Behörden bilden die erste Instanz für Angelegenheiten der kirchlichen Verwaltung, Disciplinar-, Ehescheidungs- und Ketzerprocesse. Kein Beschluß tritt in Kraft, bevor er von dem Bischof bestätigt worden, und dieser ist gesetzlich befugt, die Resolutionen und Urtheile nach Befinden abzuändern.“ Das Consistorium kann in solchem Falle, aber ohne Suspensiveffect, über seine abweichende Meinung an den Synod berichten. Der einzige Beamte in der Eparchie, welcher nicht vom Bischof abhängt, ist der dem Oberprocureur des Synods untergebene Consistorialsecretär, welcher seinem Vorgesetzten direct Berichte einsendet und daher von allen Geistlichen des Sprengels, selbst den Bischof nicht ausgenommen, gefürchtet und umbuhlt wird. „Die Allmacht der Consistorialsecretäre ist darum eben so bekannt, wie ihre Bestechlichkeit; kein Geistlicher, mag er zum Consistorium gehören oder bloßer Pfarrer sein, kann sich der Pflicht jährlicher Tributzahlung an diese „Geißel der Popen“ entziehen, kein Proceß wird entschieden, kein Gesuch in Vortrag gebracht, bevor der Secretär bezahlt und willfährig gemacht ist. Diese Beamten sind gewöhnlich Popensöhne, die den Seminarcursus durchgemacht haben und dann in eine Kanzlei getreten sind, alle Mysterien der kirchlichen Bräuche und Mißbräuche im Detail kennen und durch die Weitläufigkeit und Pedanterie der Legislation über kirchliche Administration und Justiz in den Stand gesetzt sind, bedeutende Summen zu erpressen. Niemand wagt es, gegen sie, die ihrerseits in der Synodalkanzlei durch jährliche Spenden erkaufte einflußreiche Verbindungen besitzen, klagbar zu werden.“ In neuerer Zeit haben sich indeß wenigstens die Consistorien von St. Petersburg und Moskau von diesen Mißbräuchen zu befreien und die Anstellung gebildeter und gewissenhafter Secretäre und Kanzleibeamten durchzusetzen vermocht.

An der Spitze der gesammten russischen Kirche, welche in den ersten Jahrhunderten ihres Bestandes den Patriarchen von Konstantinopel, später einen russischen Patriarchen zum Oberhaupt hatte, fungirt seit Peter dem Großen der „heiligst-dirigirende Synod“, welcher aus zwölf Geistlichen besteht, von denen Einige, wie die Metropoliten und der Beichtvater des Czaren, eo ipso für Lebenszeit dem Synod angehören. Die Mehrzahl tritt zeitweise und der Reihe nach aus der Zahl der Erzbischöfe, Bischöfe, vornehmsten Klostervorstände und Spitzen der Weltgeistlichen, d. h. den Oberpriestern der Armee und der Flotte in das Collegium ein. Dasselbe ist eine ständige Behörde und hat in St. Petersburg seinen Sitz; deshalb nehmen die meist abwesenden Metropoliten der entfernten Eparchien nur an besonders wichtigen Verhandlungen Theil; selten sind mehr als sieben bis acht Mitglieder an Ort und Stelle, von denen mindestens fünf Bischöfe oder Archimandriten (Klostervorsteher ersten Ranges) sind. Die Entscheidung hängt meistentheils von dem Petersburger Metropoliten, der den Vorsitz führt, dem kaiserlichen Beichtvater und namentlich von dem vom Kaiser ernannten Oberprocureur des Synods ab. Kein Synodalbeschluß tritt ohne des Letztern Zustimmung in Kraft; in allen wichtigen Fällen und sobald seine Meinung von der

des Synods abweicht, holt er direct des Kaisers Entscheidung ein. Die geistlichen Lehranstalten stehen unter seiner Oberaufsicht, eben so die Verwaltung des Kirchenvermögens; die Consistorialsecretäre sind ihm untergeordnet und haben direct an ihn zu berichten. Uebrigens hält sich der Vertreter des Staates bei Entscheidung dogmatischer und rein kirchlicher Fragen principiell möglichst fern.

Nach einer alten Vorschrift Peter's des Großen soll der Oberprocureur, um die Autorität des Staates den Gebietigern der Kirche gegenüber energisch zu vertreten, ein „kühner Mann“, wo möglich ein Militär sein; gegenwärtig hat indeß diesen wichtigen Posten sehr angemessener Weise der Unterrichtsminister (in Rußland „Minister der Volksaufklärung“) Graf Tolstoi inne.

Bei der Unmasse der auf dem Synode und dem Oberprocureur lastenden Geschäfte haben die vortragenden Beamten der denselben untergeordneten Kanzleien bedeutenden Einfluß; alle laufenden Sachen werden in den Kanzleien erledigt, deren Leiter selbständig zu beurtheilen hat, ob eine Sache als laufende zu entscheiden oder als außerordentliche zum Vortrage zu bringen ist. Dabei bleibt die Form der Erledigung immer dieselbe. Alle Beschlüsse gelten als vom Synod gefällt; bei dem steten Wechsel der Glieder des Synods erscheint die ständige Kanzlei desselben um so mehr als die maßgebende Stelle. Der Oberprocureur ist seinerseits dermaßen mit Geschäften überhäuft, daß er sich mit den Details der Verwaltung gar nicht abgeben kann und dieselben ebenfalls seinen Kanzleibeamten überlassen muß. Der Ruf der Beamten dieser beiden Kanzleien dürfte besser sein, ohne der Sache Schaden zu thun.

Nur ein Geschäft besorgen die mönchischen Synodalglieder ausnahmslos direct: die Censur. Die eigentliche Censur über Bücher und Zeitschriften religiösen Inhalts wird von den Bischöfen oder den von diesen zu kirchlichen Censoren bestellten Mönchen ausgeübt, worüber mit einer selbst in Rußland ungewöhnlichen Strenge der Synod die Oberaufsicht führt. „Die Strenge dieser geistlichen Censur,“ schreibt Eckardt treffend, „wird nur durch die Langsamkeit ihrer Expedition übertroffen; es sind Fälle vorgekommen, wo der Autor zehn Jahre lang auf eine Entscheidung gewartet hat. Daß unter solchen Umständen jede Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und jede freie wissenschaftliche Forschung unmöglich gemacht werden, bedarf nicht erst der Ausführung und Erklärung. Principiell wird darüber gewacht, daß alle kirchlichen Angelegenheiten von dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben und daß sich namentlich kein Laie in dieselben einmischt. Da auch weltliche und im Uebrigen von der Präventivcensur befreite Journale verpflichtet sind, für den Abdruck von Artikeln specifisch kirchlichen Inhalts die Erlaubniß der geistlichen Censur einzuholen, so scheuen diese sich aufs Aeußerste vor der Behandlung theologischer Fragen oder sie umgehen das gesetzliche Verbot und lassen es auf eine Klage ankommen. Die Polemik gegen die Mängel und Uebelstände kirchlicher Einrichtungen, an der es in den letzten Jahren in Rußland keineswegs gefehlt hat, ist darum — zum großen Schaden der Sache — nicht durch Fachartikel und gründliche Abhandlungen einzelner Fragen, sondern hauptsächlich durch gelegentliche Aperçüs und Ausfälle betrieben worden.“

„Am wirksamsten und nachhaltigsten, weil am rücksichtslosesten, ging die Romanliteratur zu Werke, indem sie mit Vorliebe Episoden aus dem Leben der Geistlichkeit und Schilderungen aus dem Leben der Klöster und Seminare mittheilte, denen bei aller Drastik und Uebertreibung die innere Wahrheit nicht abgesprochen werden konnte. Der rothe Faden, der sich durch dieselben zieht, ist die Parteinahme für die Weltgeistlichkeit, deren Befreiung vom Joche des Mönchthums einstimmig gefordert wird.“ —

Diesem letztern, dem herrschenden Stamme der griechischen Kirche, wollen wir uns nunmehr zuwenden, wobei wir von den für das Kirchenregiment selbstverständlich ganz bedeutungslosen Frauenklöstern absehen. Die Bewohner der Männerklöster, zu drei Viertheilen dem geistlichen Stande entsprossen, lassen sich ebenfalls in drei Classen theilen. Der großen ungebildeten Menge der niederen, nur ihre mühelose Verpflegung suchenden Mönche steht die nach ehrenvoller Beendigung ihrer Studien aus Ehrgeiz ins Kloster gegangene Elite der jungen Theologen, aus welchen die Würdenträger der Kirche sich ergänzen, gegenüber, während auch hier die ehemaligen Priester, welche zur Strafe für ein Vergehen oder in Folge des Absterbens ihrer Frauen ins Kloster haben gehen müssen, den Mittelstand bilden.

---

# Streifzüge in Oregon.

### Von Theodor Kirchhoff.

## II.

Uniontown und das Thal von Grande Ronde. — Ein windiges Land. — Grande Ronders und Webfeet. — La Grande. — Straße über die Blauen Gebirge. — Oro Dell und der Grande-Ronde-Fluß. — Ueber die Blauen Gebirge. — Ein Nachtquartier unter den Wolken. — Fernsicht in das Columbiathal. — Die Umatilla-Indianer. — In der Sage-Wüste. — Der Umatillafluß. — Umatilla City. — Der Dampfer „Tenino“. — Stromschnellen und Basaltufer des Columbia. — Mount Hood und sein trauriges Schicksal. — Die Teufelsschlucht. — Celilo und die Dallesfälle des Columbia. — Eisenbahnfahrt am Columbia. — Dalles City.

Wir hatten das westliche Ende des Powder-River-Thals erreicht und fuhren durch ein neun englische Meilen langes Cañon, die natürliche Verbindung zwischen jenem Thale und dem des Grande Ronde (Raund — durch die Nase zu sprechen), dem fruchtbarsten und ausgedehntesten Thale und der Kornkammer des östlichen Oregon.

Die Einfahrt in das Thal von Grande Ronde, an dessen östlichem Ende, 35 englische Meilen von Baker City, wir gegen Abend das schmucke Städtchen Uniontown erreichten, wo wir übernachteten, war recht romantisch. Rings um das weite Thal erstreckten sich malerische Bergzüge, theils bewaldet, theils noch mit Schnee bedeckt. Vor uns im Westen begrenzte den Horizont der langgestreckte dunkelblaue Kamm der Blauen Gebirge, welchen die soeben dahinter ge-

funkene Sonne scharf von dem hellern Blau des Himmels abzeichnete. Hübsche, wohlgepflegte Farmen, mit jungen Saaten, und das hellgrüne Gras schienen mir nach den endlosen öden und vergilbten Sage-Ebenen doppelt schön.

Das fruchtbare Thal von Grande Ronde erstreckt sich in einer Länge von etwa 40 englischen Meilen von Süd nach Nord bei einer Breite von 16 bis über 20 Meilen von Ost nach West am östlichen Abhange der Blauen Gebirge hin. Hochgegipfelte Berge sah ich keine im Thal; die meisten sind langgestreckt und viele bewaldet, wie namentlich die Blauen Gebirge (blue mountains), welche ihren Namen nach den von fern dunkelblau aussehenden sie dicht bedeckenden Kiefernwaldungen genommen haben.

Mehrere kleine Landstädte liegen im Grande-Ronde-Thal, unter denen Uniontown im Osten und La Grande im Westen die bedeutendsten sind. Der Grande-Ronde-Fluß, welcher in den Blauen Gebirgen entspringt, ein Nebenfluß des Snake, schlängelt sich durch die ganze Länge des Thales und hat einen außerordentlich mäanderartigen Lauf. Seine Länge im Thal von Grande Ronde beträgt nicht weniger als 100 englische Meilen. Im Frühsommer, wenn der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, überschwemmt der Grande-Ronde-Fluß den größten Theil des Thales zwei bis vier Fuß tief, und läßt nur das an den Bergen liegende höhere Land trocken. Aus diesem Grunde liegen sowohl Städte als Farmen rings an den Hügeln im Thal, während man die mittleren der Ueberschwemmung ausgesetzten Flächen als Wiesengründe benutzt.

Die Viehzucht im Thal von Grande Ronde ist bedeutend; zahlreiche und schmucke Rinderherden erfreuen das Auge des Durchreisenden. Weizen und Hafer, welche Kornarten an Ort und Stelle für 1 bis 1¼ Cents pr. Pfund verkauft werden, sind nächst der Heuernte die Hauptproducte des Thales; Gerste wird weniger gebaut. Fünf Mehlmühlen liefern ein vorzügliches Mehl, das in großen Quantitäten nach den Goldminendistricten von Oregon und Idaho verschifft wird. Alle Arten von Gemüse gedeihen hier vorzüglich. Bäume dagegen giebt es im Grande-Ronde-Thal so gut wie gar keine und die Bewohner sind für ihren Holzbedarf ganz und gar auf die auf den umliegenden Gebirgen wachsenden Fichten- und Kiefernwaldungen angewiesen. Dieser Mangel an Baumwuchs im Thale hat seinen Grund in den hier ganz besonders heftig auftretenden Winden, welche in Oregon berüchtigt sind. Im Winter namentlich soll es fast unmöglich sein, hier im Freien den Hut auf dem Kopfe zu behalten, ohne ihn festzubinden. Diese heftigen Winde wehen strichweise; oft ist es an einer Stelle im Thal schönes und stilles Wetter, während eine Viertelstunde davon der Wind mit vollen Backen bläst.

Die Bewohner des Grande-Ronde-Thales führen einen ausgedehnten Handel mit den nahen Minendistricten in Cerealien, Mehl, Heu, Gartenfrüchten, Eiern, Butter, Hühnern, Schlachtvieh und ähnlichen landwirthschaftlichen Producten. Die meisten der hiesigen Einwohner sind vom Willamette-Thale im westlichen Oregon eingewandert und wie die Bewohner jenes Regenlandes bei den Goldgräbern und den Handelsleuten in den Minen als echte Bauerlümmel und knauserige Käufer berüchtigt. Von den sogenannten Schwimmfüßlern (web feet), den Bewohnern des regnerischen Willamette-Thales, hat der Verfasser schon früher *) erzählt, und ihre Verwandten hier am Grande Ronde scheinen nicht aus der Art geschlagen zu sein. Ein Webfoot und ein Grandraunder bedeutet bei den biederen Goldgräbern in Oregon die Quintessenz aller Knauserigkeit und ungeschlachter Manieren.

*) „Globus" Bd. XI, 6. Lieferung. 1867. — „Deutsch-amerikanische Monatshefte." Märzheft 1867.

Früh um vier Uhr am 17. April waren wir wieder auf der Reise und durchkreuzten schnell das Grande-Ronde-Thal, von Uniontown nach der 15 englische Meilen westlich davon gelegenen Stadt La Grande. Von den berüchtigten Grande-Ronde-Winden bekam ich zu meiner Zufriedenheit nichts zu spüren; der Kutscher behauptete, es sei dieses der erste windlose Tag seit fünf Monaten.

Die Stadt La Grande liegt recht romantisch am Fuße der Blauen Gebirge, und ihr besonders schmuckes Aeußeres mußte ich loben. Die Physiognomie und die Manieren der Einwohner erinnerten mich aber unwillkürlich an die braven Schwimmfüßler, gegen welche ich noch immer — ich darf es nicht verhehlen — einen versteckten Groll hege. Ich fühle mich daher als gewissenhafter Schriftsteller auch nicht berufen, ein ganz unparteiisches Urtheil über die Grandraunders zu fällen, und könnte mich über ihre psychologische Beschaffenheit geirrt haben. Freuen sollte es mich, wenn Zukunftsreisende die Gastfreundschaft, Freigebigkeit und das ritterliche Benehmen der Grandraunders hochpreisen würden; aber etwas zweifelhaft dünkt mich dieses dennoch zu sein.

Drei Straßen führen vom Grande-Ronde-Thal über die Blauen Gebirge nach dem Columbia, deren westliche Ausgangspunkte die Städte Umatilla und Walla Walla sind. Auf dem Gebirge liegen die Straßen etwa 15 englische Meilen eine von der andern entfernt. Von denselben ist die mittlere, welche sich durch tief eingeschnittene Querthäler windet, die romantischste. An ihr liegen die weit bekannten warmen Quellen (warm springs), eine Naturmerkwürdigkeit, die ich gern in Augenschein genommen hätte. Drei heiße schwefelhaltige Quellen fallen daselbst vom Gipfel eines mehrere Hundert Fuß hohen Felsens in Gestalt dampfender Wasserfälle in das Thal. Eine wohleingerichtete Badeanstalt daselbst wird viel benutzt; das Wasser soll eine radicale Cur gegen rheumatische Beschwerden geben. Unsere Reiseroute lag über die südlichere Straße, Meacham's- (Mietscham's-) Straße genannt, welche meistens der alten Emigrantenstraße (old emigrant road) folgt, die vom Missouri über Fort Hall in Idaho nach dem westlichen Oregon läuft. Die „Meacham-Straße" hat alle tiefen Querthäler glücklich vermieden und erreicht, erst dem sanft ansteigenden Thalgrund des Grande Ronde folgend, bald einen Gebirgsrücken, auf dem sie ohne nennenswerthe Terrainschwierigkeiten das breite Plateau der Blauen Gebirge überschreitet. Für den Bau einer Eisenbahn von Idaho nach dem Columbia scheint diese Route wie gemacht zu sein.

Zwei englische Meilen von La Grande überschritten wir bei dem Städtchen Oro Dell den Grande-Ronde-Fluß, der uns den Weg ins Gebirge zeigte. Brausend stürzte der wilde Bergstrom durch ein romantisches Thal uns entgegen, in einem dermaßen gewundenen Strombette, daß wir ihn während der nächsten drei englischen Meilen wenigstens ein Dutzend Mal überschreiten mußten. Die Fichten- und Kiefernwaldungen, welche das Gebirge dicht bedeckten, waren nach Art aller amerikanischen Waldungen voll von ungefallenen, verfaulenden, angebrannten und halbverkohlten Baumstämmen, von wüstem Gestrüpp und Unterholz durchwachsen; dazwischen hoben sich wahre Prachtexemplare von Nadelhölzern schlank himmelan — das Ganze ein Bild chaotischer Verwirrung, welches das Auge zugleich entzückte und beleidigte.

Das Gebirge hatte hier eine Breite von ungefähr 40 englischen Meilen; drei Viertel des Weges lag über ein unmerklich ansteigendes, dichtbewaldetes Plateau, das zum größten Theil noch mit Schnee bedeckt war. Nur selten hatten wir durch Lichtungen des Waldes Fernsichten auf einige weiter nördlich liegende Schneegipfel. Die Landstraße wurde immer schlechter, je mehr wir uns der Wasserscheide näher-

ten; die letzten 14 englischen Meilen bis zum Gipfel waren fast grundlos, und es nahm uns volle sechs Stunden, um dieselben zurückzulegen. Allmälig wurden die Bäume dünner, obgleich sich ihre Höhe unmerklich verringerte, und auf dem Kamme des Gebirges standen sie wie riesige Rohrstengel dichtgedrängt da.

Meacham's Hotel, 25 englische Meilen von La Grande, erreichten wir gegen Abend und waren froh, bei der kalten Witterung in der Gaststube ein riesiges Kaminfeuer vorzufinden. Draußen sah die Gegend recht winterlich aus, hatte aber nicht den geringsten Anstrich eines Hochgebirges. Schwer war es zu glauben, daß wir uns hier volle 4000 Fuß über dem Meeresspiegel auf dem Kamme der Blauen Gebirge befanden.

Unsere Bewirthung ließ nichts zu wünschen übrig und wir waren wohl zufrieden, in diesem gastlichen Karawanserai unter den Wolken nächtlich der Ruhe zu pflegen. Bei eintretender Nacht füllte sich das Gasthaus mit Reisenden, von denen die Umatilla-Stage-Kutsche eine volle Ladung brachte. Draußen erfüllten ein paar Hundert Maulthiere und Pferde von mehreren Packthierkarawanen (pack trains), die nach Willow Creek, Boise und den Blackfoot-Minen im fernen Montana unterwegs waren, den hohen Wald mit lustigem Schellengeklingel; mehrere Gesellschaften von mexicanischen „mulateros" hatten sich um hochflammende Bivouacfeuer gelagert und ließen die Wildniß von Jubel und Gesang wiederhallen.

Drinnen in der Gaststube waren wir Stage-Gäste nicht minder fröhlich und hatten uns traulich um den weiten Kamin geschaart, in dem die prasselnden Flammen ein Dutzend und mehr von je über zehn Fuß langen Baumstämmen hellauflodernd verzehrten. Unser Kutscher, ein lustiger Irländer, declamirte mit hohem Pathos mehrere komische irische Balladen und erntete, insbesonder durch die classische Romanze von „dem Recken O'Brien, der baumeln sollte, jedoch auf dem Schaffot den Henker durchprügelte und trotz der englischen Gendarmen von dort direct nach Amerika verduftete" — donnernden Applaus ein.

Eine Freude war es, die schmucken Kinder unseres Wirths zu betrachten, denen die winterliche Luft des Hochgebirges prächtig zu bekommen schien und Gesundheit aus Rosenwangen und hellblauen Augen leuchtete. Im Winter, erzählte unser freundlicher Wirth, sei es hier mitunter recht kalt; oft läge der Schnee zehn Fuß tief und das Thermometer zeige nicht selten 30 Grad Fahrenheit unter Null. Doch fehlte es ihm nie an guter Gesellschaft, da sein Haus, das einzige auf dieser Straße im Gebirge, der natürliche Haltepunkt aller Reisenden sei, die zwischen Idaho und Umatilla unterwegs wären.

Am nächsten Morgen trieb uns unser Herr Wirth bereits um vier Uhr aus den Federn und ermahnte uns zur Weiterreise, ehe die Sonne den Boden aufthaue und ganz grundlos mache. Die ersten zehn englischen Meilen in eisig kalter Morgenstunde, durch die winterliche Landschaft und auf dem hart gefrorenen Grunde hinkutschirend, während wir Passagiere ab und zu dem Wagen zu Fuß voraneilten, waren für unsere Reisegesellschaft nichts weniger als angenehm. Allmälig aber deuteten die an Umfang zunehmenden Bäume an, daß das Ende des Hochgebirges nahe sei; nach und nach verschwanden die Schneefelder und die Bäume öffneten sich mehr und mehr und erlaubten zwischen Lichtungen oft herrliche Fernsichten auf schwellende grüne Hügel und dichtbewaldete Bergabhänge.

Endlich hatten wir das Ende des Plateaus erreicht und vor uns lag eine vier englische Meilen lange, mit schönem hellgrünen Gras bewachsene geneigte Ebene, deren obern Rand parkähnliche Baumgruppen umschlossen, — der Westabhang der Blauen Gebirge. Warme Frühlingslüfte veranlaßten uns, schnell die schweren Oberröcke abzulegen. Es war wie ein Schritt vom Winter in den Sommer.

Vor uns breitete sich ein herrliches Panorama aus. Bis zum 50 englische Meilen entfernten Columbia streifte das Auge über eine ungeheure bläulich-grüne Fläche, durch welche sich der Umatilla-Fluß wie ein Silberband hinschlängelte, und 50 Meilen weiter, bis wo die weißen Kegel der Bergriesen des Mount Hood, St. Helens und Rainier wie zierliche Zuckerhüte am Horizonte dastanden. Zahlreiche Pferde weideten an den grünen Abhängen der Blauen Gebirge, das Eigenthum der Umatilla-Indianer, welche am Fuße des Gebirges auf einer ihnen von der Vereinigten-Staaten-Regierung angewiesenen Reservation leben und die Künste des Friedens üben, — dort unten, wo die weißen Häuser liegen und der blaue Rauch aus dem Schornstein der ansehnlichsten Wohnung in die Lüfte steigt, ein Zeichen, daß der Herr Wirth unsern Kutscher bereits gesehen hat und uns einen köstlichen Morgenimbiß zubereitet.

Im Galop ging's die ziemlich steil abfallende geneigte Ebene hinab, und ehe wir's gedacht, hielt unser schaumbedecktes Viergespann vor White's Hotel, inmitten der Indianerreservation und am Fuße des westlichen Abhanges der glücklich von uns überschrittenen Blauen Gebirge von Oregon*).

Unser Herr Wirth war gleichzeitig Kaufmann und hatte einen Laden im Hotel eingerichtet, aus dem er die an 700 Köpfe starken Umatilla-Indianer mit den nothwendigen Kleidungsstücken und Putzsachen, wie z. B. Wollendecken, Glasperlen, chinesischem Vermillion, buntem Kattun und allerlei Krimskram, versorgte und mit ihnen einen einträglichen Handel trieb. Die Indianer verschaffen sich das nöthige Geld durch Pferdezucht und den Verkauf von Pelzwerk; von der Vereinigten-Staaten-Regierung erhalten sie außerdem Jahresgehalte ausgezahlt, bekommen Ackerbaugeräthschaften, Sämereien &c. geliefert und werden von eigens dazu angestellten Agenten in den Künsten des Friedens unterwiesen. Die Colonie scheint zu gedeihen und ich hörte nichts zum Nachtheil der Agenten, eine große Seltenheit, da diese Herren sich sonst eben nicht durch Ehrlichkeit auszuzeichnen pflegen und die Indianer gern übervortheilen.

Wir befanden uns wieder auf der Reise und eilten durch eine flache und uninteressante Gegend dem 44 englische Meilen entfernten Columbia zu. Allmälig ward das Land dürr und sandig und vergilbtes Sage-Gestrüpp trat an die Stelle von grünem Gras. Nur am Umatilla-Fluß, dessen Lauf wir stellenweise folgten, wuchsen Bäume und ward auf einigen Ranches Ackerbau betrieben; sonst war die Gegend eine weite, baumlose Sage-Wüste. Eine Bande von Umatilla-Indianern, welche, in buntem Costüm auf wilden Ponies reitend, rechts von uns eine Herde von Ochsen nach der Reservation trieben, und die uns ab und zu begegnenden Packthierkarawanen gaben auf dieser Stage-Fahrt von den Blauen Gebirgen nach dem Columbia die einzige nennenswerthe Unterhaltung.

Als wir uns dem Columbia näherten, zeigten sich im Umatilla-Fluß eine Reihe von kleinen Wasserfällen und brausende Stromschnellen. Im Sommer trocknet dieser Fluß fast ganz aus; jetzt aber rauschte er, ein echter Sohn der Berge, schäumend und sprudelnd zwischen Felsblöcken dahin und tummelte lustig seine hellen Schaumwogen. Sechs englische Meilen oberhalb seiner Mündung in den Columbia ist sein Grund goldhaltig und eine Anzahl von Chinesen sind

*) Es giebt auch ein Blaues Gebirge (blue ridge) im Staate Virginien. A. d. V.

dort in jedem Frühjahr, so lange der Wasservorrath ausreicht, mit Goldwaschen beschäftigt.

Gegen Mittag sahen wir endlich, nach einer Stage-Fahrt von 156 englischen Meilen, seit wir die Expreß-Ranch verlassen, die Häuser von Umatilla vor uns liegen, und bald darauf begrüßten wir den breiten Columbia, auf dem soeben ein Dampfer bei der Stadt anlegte, derselbe, welcher uns am folgenden Morgen stromab bringen sollte.

Die Stadt Umatilla zählt etwa 600 Einwohner und ist als Verschiffungsplatz der von San Francisco und Portland nach den Minen des östlichen Oregon, nach Idaho und Montana bestimmten Waarengüter von Bedeutung. Im Frühjahr und Herbst gewährt der Ort ein außerordentlich lebendiges Bild; täglich kommen und gehen lange Züge von Packthieren und Frachtfuhren, und die Straßen sind voll von Maulthiertreibern, Fuhrleuten und Goldjägern. Handel und Wandel stehen alsdann hier in höchster Blüthe und manche deutsche Handelsstadt von 10,000 Einwohnern möchte Umatilla mit seinen 600 Seelen mit Recht beneiden. Die Stadt liegt sonst in einer so uninteressanten Gegend, wie man sie sich nur denken kann. Ringsum erstrecken sich öde Sandflächen, nur von Sage-Gestrüpp bewachsen, die aller Cultur unfähig sind. Als windiger Platz ist der Ort in Oregon besonders verrufen. Alle sechs Tage wechselt der Wind in Umatilla. Drei Tage lang jagt er dichte Sandwolken thalab durch die Stadt, treibt den feinen Sand in die Häuser und lagert ihn wie Dünen auf den Trottoirs ab. Dann haben die Einwohner drei Tage lang Zeit zum Aufathmen und zum Reinigen, bis ein noch grimmigerer Wind thalauf denselben Sand wieder durch die Stadt fegt. Bei diesen Winden sollen die Sandwolken Einen fast blind machen und es nichts Seltenes sein, daß sogar Kieselsteine Einem an den Kopf wehen. Zu meiner Freude lernte ich diese klimatischen Auszeichnungen von Umatilla nur durch Hörensagen kennen und passirte während der windstillen Periode durch die Stadt.

Der Morgen des 19. April fand uns bei schönem Wetter frisch und wohlgemuth auf dem Hinterraddampfer „Tenino" stromab fahrend. Während der nächsten Stunden blieben die Ufer des Columbia flach und uninteressant; allmälig jedoch zeigten sich Felsen an den Ufern, meistens basalt- und trachytartiges Gestein, und als wir uns dem Passe der Dalles näherten, wurden dieselben wild-romantisch. Von Ansiedelungen oder Bewohnern sah ich in diesen Wildnissen keine Spur, ein paar elende Indianer-Wigwams abgerechnet, vor denen die in Lumpen gekleideten Herren der Wildniß am Boden kauernd das vorbeirasende Dampfungeheuer dumm angafften.

Als wir uns dem Passe der Dalles, 85 englische Meilen von Umatilla, näherten, wo der Columbia, zwischen hohen zerrissenen Ufern von basaltartigen Laven hinströmend, öfters niedrige Felseninseln bildet und in wildbrausenden Stromschnellen die Fluthen hinwirbelt, gewährte die vor uns gleichsam am Ende einer riesigen schwarzen Felsenstraße dastehende Schneepyramide des Mount Hood einen grandiosen Anblick. Durch eins der rothgemalten vorderen Kajütenfenster betrachtet, sah der Bergriese wie von einer vulcanischen Eruption beleuchtet aus und führte den Beschauer im Geiste unwillkürlich zurück in die Urzeit, als jener Koloß, eine hochauflodernde Riesenfackel, flammend am Eingange jener felsigen Stromenge dastand und seine blutrothen Lavawogen dampfend durch die bebende Wildniß rollte.

Den Mount Hood hat vor nicht langer Zeit ein trauriges Schicksal betroffen. Seit Oregon den Oregoniern gehört, waren diese stolz auf den alten Bergriesen, als den höchsten Berg in den Vereinigten Staaten, und gaben ihm eine Höhe von 17,000 bis 19,000 Fuß. Jetzt denke man sich den Schrecken der braven Oregonier, insbesondere der Webfeet, welche den Mount Hood als ihr specielles Erbe betrachten und allen Fremden gegenüber so gern mit dem alten Hood renommiren, als ein gewisser Williamson, Civil-Ingenieur der Vereinigten Staaten, am 23. August im Jahre des Heils 1867 den Berg genau vermaß und ihm eine Höhe von nur 11,225 Fuß über dem Meere gab.

Schon früher hatte man gemunkelt, daß die Höhe des Lieblingsberges aller Oregonier zu hoch angeschlagen sei. Die Californier behaupteten frecher Weise, daß der im Norden ihres Staates liegende 14,400 Fuß hohe Shasta Butte den Mount Hood bedeutend überrage. In Oregon glaubte dieses natürlich kein Mensch und man bedauerte nur die unwissenden Californier. Daß der Mount Hood von seiner stolzen Höhe von 18,316 Fuß nach einer alten Messung plötzlich bis auf 11,225 Fuß herabsteigen mußte, war ein unerträglicher Gedanke, ein nationales Mißgeschick, das Jedermann in Oregon persönlich fühlte. Ein gewisser Congreve (auf den sich auch A. v. Humboldt bei Angabe der Höhe des Mount Hood bezieht) hat die Ehre, den hübschen Rechnungsfehler von 7091 Fuß gemacht zu haben.

Die Webfeet glauben immer noch nicht, daß die letzte Messung des Herrn Williamson richtig sei, und Mancher soll sich geäußert haben, daß die auf den Mount Hood neidischen Californier jenen Bergmesser bestochen hätten, um den Liebling aller Oregonier niedriger zu machen, als er wirklich sei. Durch die Erwerbung der ehemaligen russischen nordamerikanischen Besitzungen (Territorium Alaska) sind die Amerikaner bekanntlich neuerdings in den Besitz des 17,900 Fuß hohen Mount St. Elias gelangt, des jetzt unbestritten höchsten Berges in Nordamerika, was die Oregonier insofern innig freut, als dem Shasta Butte, dem siegreichen californischen Rivalen ihres Hood, die Ehre genommen worden, der höchste Berg am nördlichen Stillen Ocean zu heißen *).

Wäre es möglich, den Mount Hood wieder höher zu machen, so würden die Oregonier dieses sicherlich thun und die nöthige Erde gern in Körben hinaufschleppen. Dieser Vorschlag, der wirklich in Portland gemacht sein soll, kam leider nicht zur Ausführung und die braven Oregonier müssen sich fortan den Hohn der Californier gern oder ungern gefallen lassen und ihren hübschen Hood halt nehmen wie der liebe Gott ihn gemacht hat.

Bereits um neun Uhr Vormittags (wir legten die 85 englischen Meilen stromab in fünf Stunden zurück) sahen wir die Speicher und Bahngebäude von Celilo vor uns liegen, am obern Ende der Dalles-Stromschnellen, welche hier in der sogenannten „Teufelsschlucht" alle Schifffahrt auf dem Columbia unmöglich machen, wo uns ein Eisenbahnzug erwartete, der uns nach der 13 englische Meilen entfernten Stadt Dalles (nach den Stromschnellen gewöhnlich The Dalles genannt) bringen sollte, dem Ziele meiner 12,000-Meilen-Rundreise um und durch den nordamerikanischen Continent.

Bald jagte der eiserne Rappe durch den wild zerrissenen Engpaß, dicht hin unter dem schroff aufsteigenden schwarzen Cap Horn. Links, nahe an den wüsten Basalt- und Trachytfelsen rollten wir donnernd entlang; rechts brauste der schäumende Columbia in zahlreichen Canälen, Stromschnellen und kleinen Wasserfällen durch die wilde „Teufelsschlucht". Dann kamen hohe Sandhügel, wie Dünen am Ufer durch die hier herrschenden heftigen Winde zusammengeweht; Indianer ritten auf Ponies von den Stromschnellen nach der Stadt, mit

*) Die höchsten Gipfel in den Felsengebirgen sind Pike's Pic (13,400), — Long's Pic (14,600), — Fremont's Pic (13,570). Der Vulcan von Orizaba in Mexico hat eine Höhe von 17,380 Fuß.
A. d. R.

Salmen beladen, welche sie an den Fällen mit Hakenstangen gefangen hatten.

Weiter jagten wir, hin über hohe und bedenklich wackelige lange Holzbrücken, immer nahe unter den Felsen am Ufer des Columbia entlang. Vor uns zeigte sich nochmals die gewaltige Schneepyramide des Mount Hood wie ein alter Bekannter, den aus weiter Ferne in die Heimath zurückkehrenden Wanderer willkommen heißend. Dann kamen die Häuserreihen von Dalles City. Mit Glockengeläute und schrillem Pfeifen des Dampfes jagten wir auf schweren Eisenrädern dröhnend durch die bekannte lange Hauptstraße des Orts, und ich war wieder in meiner alten, neuen Heimath, hier in den Wildnissen von Oregon, am schönen, grünlichen, stolzen Columbiastrom.

---

# Die geographische Verbreitung deutscher Ortsnamen und ihre Beziehung zu den Wanderungen germanischer Stämme.

„Wenn die Völker Leben, Namen und Sprache verloren haben, so sprechen sie doch noch in ihren Ortsnamen fort." L. Steub.

S. R. Welche Bedeutung die Sprachforschung im Allgemeinen für die früheste Geschichte der Menschheit hat, wie diese Wissenschaft stetig den Horizont der Urzeit erweitert und die Grenzsteine der Erkenntniß immer tiefer ins graueste Alterthum hineinschiebt, braucht hier nicht erörtert zu werden. Gewiß ist, daß aus diesen Studien die Ethnologie eben so gut wie die Geschichte neue Gesichtspunkte und neue Antriebe gewinnt. Man hat mit Hülfe des Sanskrit und Zend nicht bloß ein namenloses Urvolk arischen Stammes in seinem Leben und Treiben reconstruirt, sondern selbst den Versuch gemacht, seine Sprache nach den aufgefundenen Lautgesetzen wieder herzustellen. Aber nicht bloß auf dem Boden der Urgeschichte Asiens reifen neue Resultate heran; auch auf deutschem Boden hat die Sprachforschung, auf einem scheinbar dürren Gebiete, im Bereiche der Ortsnamenkunde überraschende Resultate erzielt, welche über die frühesten Wanderungen germanischer Stämme Aufschluß zu geben vermögen.

Die Untersuchungen über die Eigennamen, speciell die Ortsnamen, umfassen gewissermaßen ein Grenzgebiet, welches sowohl der Ethnologie als der Sprachforschung angehört. Die Bemühungen, dem Sinn und der Bedeutung der Personen- und Ortsnamen nachzuspüren, sind nicht neu. Sie lassen sich ins sechszehnte Jahrhundert zurückführen, und nicht geringere Männer als Martin Luther und der berühmte bayerische Geschichtsschreiber Aventinus stehen an der Spitze.

Aber auf der Basis der neubegründeten Sprachforschung werden uns noch ganz andere Perspectiven eröffnet, die uns weit mehr als bisher ins ethnologische Gebiet hinüberführen. Das Verdienst, die Wanderungen deutscher Stämme mit den deutschen Ortsnamen in Beziehung gebracht und die Richtung jener aus der Gruppirung dieser nachgewiesen zu haben, gebührt dem Hauptvertreter dieses Zweiges der Sprachforschung, Ernst Förstemann, Oberbibliothekar in Dresden. An der Hand seines vortrefflichen Buches („Die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863") will ich versuchen, hier die wichtigsten Resultate zusammenzustellen.

Zunächst liegt es uns ob, die Grenzen des Gebietes abzustreifen, welches als das mitteleuropäische Reich germanischer Ortsnamen zu betrachten ist. Dasselbe entspricht keineswegs der gegenwärtigen Ausdehnung deutschen Wesens, deutscher Zunge. Vielmehr fällt die Ostgrenze so ziemlich mit der Ostgrenze des Carolingischen Reiches zusammen. Im Norden, gegen die Dänen, nehmen wir die Grenze unter dem Breitengrade von Flensburg an, schließen im Osten Holstein und einen Theil von Mecklenburg bis Wismar ein, wenden uns von hier südwärts über Schwerin wieder zur Elbe zurück, überschreiten dieselbe bei Boitzenburg, umgehen das wendische Gebiet und erreichen die Elbe wieder südlich an der Einmündung der Havel. Von nun an bilden Elbe, Saale und Böhmerwald eine ziemlich sichere Grenze. Ueber Budweis folgen wir nach Osten dem Laufe der Thaja und March, schließen den ehemaligen Neusiedlersee mit ein und folgen der politischen Grenze Ungarns bis zur Drau. Von hier zieht sich die Linie ziemlich gerade westwärts über Meran hinaus durch das mittlere Engadin in der Richtung nach Sargans, umfaßt die deutsche Schweiz, den Elsaß, Theile von Lothringen und erreicht in der Gegend von Lüttich die Maas, um über Brüssel westwärts bei Boulogne die See zu gewinnen. So sind also Schweiz und Niederlande mit einbegriffen in dieses Gebiet, welches den ganzen Rhein, die Weser und obere Donau bis Wien umfaßt. Das Elbgebiet gehört ihm nur im Mündungslande an, die Oder gar nicht. Als ein vorgeschobener Außenposten erscheint die deutsche Colonisation im Weichseldelta und am Frischen Haff. Abgesehen von den linken Rheinlanden entspricht das Gebiet so ziemlich dem Reiche Ludwig des Deutschen, wie es ihm bei der Theilung zu Verdun 843 zufiel. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß sich östlich von der Elbe noch viele deutsche Ortsnamen finden; allein der Grundstock bleibt dort slavisch, wie beim ersten Blick auf die Karte uns unzählige Namen auf — itz und — ow und — a beweisen.

Beschränken wir uns nun auf das abgesteckte germanische Gebiet, so ist die erste Aufgabe, gewisse Grundwörter aufzusuchen, um die scheinbar wirre Masse zu lichten und die Ortsnamen gleichsam in große Familien zu gruppiren. Diese Grundwörter treten, falls sie nicht, was auch vorkommt, selbständig erscheinen, gerade wie die Familiennamen, an das Ende der Wörter. „Wie die verschiedenen Grundformen der Pflanzendecke den Eindruck bestimmen, den eine Landschaft auf den empfindenden Beschauer macht, so bildet auch die Berührung und Durchdringung der vielfachen Namenformen mit ihren mannichfaltigen Elementen gewissermaßen sprachliche Landschaften, die das geistige Auge des sprachsinnigen Beobachters mehr oder minder fesseln. Ja, es ist wohl nicht zu kühn, wenn man auch von diesem Standpunkte aus von schönen und von traurigen Gegenden spricht. Wenigstens wenn ich das einförmige Grundwort — leben fast die ganze Gegend zwischen Ohre und Bode erfüllen sehe oder dagegen die regellosen Bildungen des westlichen Ostpreußens überblicke, so fühle ich mich erst wieder auf gesundem tragfähigen Boden, wenn ich in Landschaften wie Holstein oder der deutschen Schweiz zwar eine wohlthuende

Mannichfaltigkeit, aber zugleich eine Regel und eine Beschränkung wiederfinde. Aus diesen Dingen, welche die Wissenschaft bisher meistens wie taube Schlacken fortgeworfen hat, wird sich in Zukunft noch ein gutes und edles Stück unserer ältesten Geschichte ausmünzen lassen."

Die Zahl der Grundwörter, auf die es vor Allem ankommt, ist ziemlich groß. Wir wollen vorläufig nur einige angeben: —büttel, —bostel, —hude, —koog, —polder, —schede (—scheid), —wedel, —wisch, —leben, —anger, —halde, —ingen (—ing), —schachen, —schneid, —wang, —wasen und andere. Dabei fällt auf, daß in einigen Gegenden gewisse Grundwörter ganz mangeln, wie z. B. der Landschaft Kurhessen die Formen auf —leben, —wang, —weiler; oder daß in Nordthüringen allein die Bildung auf —leben eine so ungeheure, alles überwuchernde Verbreitung hat. Der Contrast zwischen Nord und Süd ist am auffälligsten. So zählt Förstemann 117 niederländische Grundformen auf, welche der Schweiz fehlen, während diese 44 Bildungen als ihr Sondergut ansehen kann. Als gemeinsamen Besitz zeigen sich trotz des Reichthums im Besondern noch 71 Formen. Das auffallendste Uebergewicht des niederländischen Reichthums, 117 gegen 44, erklärt sich daraus, daß im Mündungslande des Rheines die deutsche Bevölkerung weniger mit fremden Elementen gemischt war und sich in Folge dessen die deutsche Sprache freier und eigenthümlicher entfalten konnte. Sicherlich darf nach solchen Beobachtungen auch der Versuch gewagt werden, eine Karte für die Verbreitungskreise einzelner Grundwörter zu entwerfen. Und so wird man zu dem Resultate geführt, daß die sprachlichen Gebiete mit der Ausbreitung und den Wanderungsrichtungen der Volksstämme zusammenfallen.

Wenn sich nun ergiebt, daß wir vorzugsweise drei Gruppen von onomatologisch zusammengehörigen Landschaften unterscheiden können: eine, welche die Nordseeküsten von Holstein bis Flandern umfaßt, eine andere, welche das Binnenland, nördlich vom Main, einnimmt, und eine dritte, welche Süddeutschland entspricht; so werden wir auf drei Völkerzüge schließen, von denen der erste zum Theil über See kam, die beiden anderen zu Lande in Deutschland eindrangen. Alle neueren Grundformen sind dabei natürlich außer Acht gelassen, ebenso das, was Gemeingut aller Stämme ist.

Betrachten wir zuerst die Nordseeküsten; sie zerfallen in mehrere eigenartige Bezirke. „Das erweckt die Vermuthung, daß eine sich etwa aus Holstein her in südwestlicher Richtung verbreitende Bevölkerung nicht in ununterbrochenem Strome, sondern in gewissen Absätzen über diese Länder vorgerückt sein muß. Was nur dem Westen angehört, muß eines früher eingewanderten Stammes Eigenthum sein." Die Zusammengehörigkeit dieser Gruppe giebt sich in den allen Theilen gemeinsamen Grundformen —deich (—dyk) und —geest (—gast, —gaast) zu erkennen, Formen, welche wiederum nur dieser Gruppe eigen sind. Dämme giebt es auch im mittlern und südlichen Deutschland; aber sie tragen nie den Namen Deich. Und das —gast in slavischen Gegenden, wie in Radegast, Laubegast, kommt hier nicht in Betracht.

Die nur einzelnen Gebieten oder Bezirken eigenthümlichen Bildungen der Küstenregion sind nun folgende. Die Formen auf —kreek (Bach) und —drecht (Volk, Ort) finden sich nur um die Mündungen von Maas und Rhein; —drecht dringt nach Nord und Süd etwas weiter als —kreek. Polder und —fehn erfüllen den Küstenstrich von Flandern bis Ostfriesland; —polder (angeschwemmtes Land) bildet in den Niederlanden das häufigste Element aller Ortsnamen; —fehn findet sich in Deutschland nur an der Emsmündung, dort aber in dichten Massen und plötzlich abgeschnitten; vermuthlich weil nachrückende Volksstämme in der Gegend von Aurich und Leer ihr Ziel gefunden haben. Warp (—wurp, —warf, —werf, —werven) fängt westlich von der Weser an, hat seinen Hauptverbreitungsbezirk in Oldenburg und Ostfriesland und reicht in seinen Vorposten bis Seeland und Brabant. Hamrik, welches bis Gröningen, und —siel, welches bis Overyssel dringt, haben gleichfalls ihre Stärke in Oldenburg und Ostfriesland. Büll und —bülte gehen von Oldenburg südlich weiter ins Binnenland hinein. Oestlich von der Weser haben diese Formen keine Spuren zurückgelassen. Da die Ostgrenzen aller drei Gruppen ziemlich scharf sind: in Holland, in Ostfriesland und an der Weser, so scheinen die Einwanderungen ziemlich rasch aufeinander gefolgt zu sein, wobei der eine Stamm den andern mit seinen Grundformen vor sich hergeschoben hat.

Nun giebt es aber noch andere Bildungen, namentlich —koog und —fleth (—vliet), welche nicht wie die bisher genannten in dichter Colonne mit Vorposten und Nachtrupp den Völkerzug erkennen lassen, sondern sprungweise auftreten. So erscheint —koog zahlreich nur im westlichen Holstein und in Nordholland, —fleth nur an beiden Elbufern rechts bis zur Pinau, südlich von Glückstadt, links bis zur Luhe, südlich von Stade. Dann springen die Namen ohne Vermittelung an die Wesermündung, südlich von Bremerhafen, treten in Deutschland noch einmal am Dollart auf und finden sich endlich zahlreich an der niederländischen und belgischen Küste. Dieses sprunghafte Auftreten der Ortsnamen —koog und —fleth weist entschieden auf eine Einwanderung zur See hin. So viel steht fest, daß bei den bisher aufgeführten Namensgruppen nur von einer Einwanderung aus Nord, Nordost, nicht aus Süd oder Südost, die Rede sein kann.

Eine zweite noch bedeutendere Bahn norddeutscher Stämme geht von Holstein nach Süd, verläßt also die Küsten und wendet sich ins Binnenland bis gegen das Steinhuder Meer, um von hier westlich und südwestlich bis nach Belgien vorzudringen. Diesen Zug repräsentirt vor allem die Form —kuhl (kaul, kuil, Grube) von Holstein bis an den Rhein zwischen Düsseldorf und Köln; hier scheint sich der Völkerzug getheilt zu haben, einerseits nordwestlich bis gegen Brabant, anderseits südwestlich über Aachen nach Trier. Da an der Elbe und am Rhein diese Grundform massenhaft auftritt, wird jener Stamm an den beiden Flüssen wohl die ruhigsten Ansiedelungen gefunden haben. Vor ihm her zog ein anderer Stamm (da uns die Namen fehlen, können wir ihn nach seiner Lieblingsgrundform den Heuvel- (Hügel-) Stamm nennen), der durch Westfalen und die Rheinlande seine Spuren in mehrfachen Ortsbenennungen auf —hövel (—heuvel) zurückgelassen hat, dann aber von Nordbrabant Besitz nahm. Dieselbe Richtung des Zuges von Münster nach Antwerpen schlägt auch die Form —donk (—dung, Sumpf) ein. Auf den ersten Zug müssen spätere gefolgt sein; sie halten ziemlich dieselbe Richtung inne, kommen aber nicht so weit, da die Landschaften vor ihnen schon besetzt sind.

So finden wir die Namen auf —brink (Hügel)*) in der Richtung von Hannover nach Utrecht, aber am meisten in Westfalen; die Bildung auf —siert (Niederung) bleibt in den Weserbergen (dem sogenannten Teutoburger Walde) stehen. Der Nachtrab kommt nicht über das Steinhuder Meer hinaus; dahin gehören die Grundformen hude (sein südlich-

*) Brink bedeutet im Sassisch-Niederdeutschen wie im Englischen: Rand; ich glaube nicht, daß hier von „Hügel" die Rede sein könne. A.

ster Punkt ist aber Steinhude). Dahinter her zieht bostel, von der Eider bis über die Weser, aber nicht bis an die Hunte; am dichtesten ist es um den Zusammenfluß der Aller und Leine gruppirt. Ferner die —büttel und —wedel. Klint (Berg, dänisch und schwedisch) bleibt schon im Lüneburgischen stehen, —bucht (lateinisch ductus) gar in Holstein.

In allen diesen „Namenszügen" liegt eine tiefere Zusammengehörigkeit, welche sich auch darin erkennen läßt, daß „die einzigen bekannten Völkernamen mit dem Suffix —r, Cimbri, Bructeri, Sigambri, Tencteri, Tungri, Toxandri, Flandri, diesem Gürtel anzugehören scheinen."

Dunkler ist die Herkunft einer Gruppe von Ortsnamen, deren Mittelpunkt südlich von den vorher besprochenen am Mittelrhein bei Koblenz liegt, dahin sind die Formen —auel, —scheid, —dries, —sachsen zu rechnen.

Wir wenden uns nun zu den süddeutschen Grundformen und ihren Wanderungen. „Auch hier scheint eine rasche, mehr gewaltsame als organisch fortschreitende Ansiedelung erfolgt zu sein, da mehrere hieher gehörigen Namenbildungen im Osten scharf abschneiden." Ueber das ganze Land, wenn auch nur vereinzelt, sind die Formen auf —first und —fürst verbreitet und zeigen die Zusammengehörigkeit der süddeutschen Stämme. Der Hauptrepräsentant des Südwestens ist aber —weiler.

Der Hauptzug dieser überaus zahlreichen Namensclasse beginnt, von Böhmen aus, in Mittelfranken, geht südwestlich um die rauhe Alp und den Schwarzwald herum, setzt nördlich von Basel über den Rhein und zieht durch Elsaß und Pfalz stromab bis in die Gegend von Düsseldorf. Im Donaukreis und Hohenzollern, wo der Hauptsitz dieser Bildung ist, tritt sie so zahlreich auf, „daß sie der Gegend einen onomatologisch förmlich eintönigen Charakter verleiht." Mehr südlich verbreitet sind die Namen auf —halde; auch reichen sie nicht ins Elsaß hinein. Den eigentlichen Süden vertritt —wang, südlich von der Donau vom Bodensee bis über die Enns, aber den ganzen Raum zwischen Isar und Inn überspringend. Daneben läuft von der Schweiz bis Steiermark —schachen und andere. Daß der Völkerzug über den Böhmerwald nach Südwest ging, spricht sich am klarsten in den Namen auf —sölden (Wohnung) aus.

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter den deutschen Landschaften nimmt Thüringen ein; hier sind die germanischen Züge aus der cimbrischen Halbinsel und aus Böhmen zusammengeflossen. Der südliche Zug, durch die Endung ungen vertreten, kam vom Fichtelgebirge ins Werrathal, umging den Thüringerwald im Nordwesten und folgte nördlich von Eisenach den Flüssen, welche sich zwischen Harz und Thüringerwald östlich wenden. Hier traf der Zug mit dem Nachschub der nördlichen Wanderer zusammen, die durch das eigenthümliche leben vertreten, vom nördlichen Schleswig her, im Lauenburgischen die Elbe überschritten und da sie westwärts das Land besetzt fanden, sich in schmalem Streifen südwärts zogen, wo es ihnen gelang, sich zwischen Ohre und Bode in dichteren Ansiedelungen niederzulassen. Zwischen Harz und Saale eingeengt bei ihrem Weiterzuge, vermochten sie erst südlich an der Unstrut ein zweites Gebiet zu finden, das sie bis an das Waldgebirge in Besitz nahmen, oder mit dem früher eingewanderten —ungen-Stamme theilten. Durch jene Vermischung entstand eines der wichtigsten Glieder der germanischen Völkerwelt, ein wahrhaftes Mittel- und Vermittlervolk, gleich nahe dem Norden wie dem Süden an Lage, Sitte und Sprache, ja auch sogar in der eigenthümlichen Unsicherheit seiner Aussprache. Das ist der Faden, der thüringische und schleswigsche Angeln, nördliche und südliche Warnen, die Ilmenau bei Lüneburg und die thüringische Ilm und so Manches, was sonst hinüber und herüber klingt, miteinander verbindet.

„Alle norddeutsche Bevölkerung von der Saale bis nach Flandern hin weist uns also auf die cimbrische Halbinsel als ihren Ausgangspunkt, von dem sich bald vier Hauptstrahlen weiter verzweigen. Anderseits muß die Völkerfolge, welche in weit späterer Zeit den süddeutschen Kelten ihre Herrschaft nahm, im Wesentlichen von Böhmen ausgegangen sein. Diese zwei verschiedenen vaginae gentium, Holstein und Böhmen, begründen also eine tief einschneidende Zweiheit deutscher Völker, eine niederdeutsche und eine hochdeutsche Hälfte. Während die eine mit Ausnahme des unglücklichen Cimbernzuges in langer glücklicher Abgeschiedenheit von dem wilden Treiben der großen Welt, früher zur Ruhe gekommen, sich am Kampfe mit der Natur, mit einbrechenden Fluthen, austretenden Strömen, langen Wintern und langen Nächten, bildete und stählte, rang die andere um ihre neueren Wohnsitze siegreich mit den beiden mächtigsten Völkern des europäischen Alterthums, den Kelten und Römern. So verbreiteten sich auch norddeutsche Namenclassen ruhiger und zusammenhängender, süddeutsche wilder und zerrissener."

---

# Der Racenkampf zwischen den Basutos und den holländischen Bauern in Südostafrika.

## Der Häuptling Moschesch.

Von **Theophilus Hahn**.

### II.

Zu jener Zeit, als Lesuto die schwersten Drangsale erlitten hatte, hörte sein Häuptling gerade durch einen feindlichen !Korana von Missionären, die unter den !Korana damals thätig waren. Der Hottentot empfahl diese Männer gerade als solche, welche am geeignetsten wären, dem Elend in Lesuto zu steuern. Der Häuptling, mochte er die bisherige Ueberlegenheit der !Korana civilisirenden Einflüssen der Mission zuschreiben oder drückte ihn nach der Meinung der Missionäre wirklich eine so große „Sündenlast", — genug, er verschrieb sich umgehend die Männer mit dem „großen Buche". Gerade damals, 1832, landeten die ersten französisch-protestantischen Missionäre am Cap und sie, durch den Las Casas Südafrikas, Dr. Philip, von Moscheschs Wunsch in Kenntniß gesetzt, reisten unverzüglich nach Lesuto.

Man muß zu ihrem Ruhme bekennen, daß sie, soweit es ihnen möglich war, Schonung gegen die nationalen Sitten und Eigenthümlichkeiten geübt haben, und meiner Ansicht nach verdanken sie es lediglich diesem Umstande, daß sie quantitativ und qualitativ größern Fortschritt in der Christianisirung der Heiden erzielt haben, als andere Missionäre trotz aller Geschenke an Thee, Taback, Kaffee und anderen Waaren anderwärts aufzuweisen hatten.

Man täuscht sich vollständig, wenn man glaubt, mit äußerm Dogmenkram und salbungsvollem Gewäsch mache man den Naturmenschen glücklicher; diese Dinge ersticken nur jeden urwüchsigen Pulsschlag nationalen Lebens und geben die Völker einem körperlichen und geistigen Siechthum preis! Besonders die Geschichte der katholischen Missionen in der Südsee, wo „die Gesellschaft Jesu" gearbeitet hat, bietet Belege in Hülle und Fülle. Die Missionäre sollten lieber vor ihrer Missionsthätigkeit sich etwas um **Anthropologie** kümmern, dann würden sie freilich nicht eine so große Zahl Namenchristen in ihren Berichten aufzuweisen haben, aber auch nicht so oft sich und Andere täuschen! — Ich weiß, mein Rath ist vergebens, denn die Resultate der Anthropologie stimmen durchweg schlecht zu Capitel 1 und 2 und 11 der Genesis und manchen anderen der Bibel.

Die französischen Missionäre siedelten sich nun zunächst in der Nähe von Thaba Bosin an und warteten vergebens, daß der Adler seine Felsenhorst verlassen sollte. Moschesch wußte ihnen die Gründe dafür begreiflich zu machen, wenn er sagte: „Dieser Berg ist meine Mutter, ohne ihn würdet Ihr das Land entvölkert gefunden haben." Noch andere Stationen wurden angelegt, die bald zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Ein zweiter die Mission und Civilisation begünstigender Umstand war die Rückkehr der vor den Kriegswirren früher in die Capcolonie geflüchteten Basuto. Sie hatten im Dienste bei den Colonisten sich neben einigen Rindern und Kleinvieh ein nicht unbedeutendes Maß von Kenntnissen in Handwerken und Industrie erworben; außerdem waren neue Ideen durch den Verkehr mit der weißen und farbigen civilisirteren Bevölkerung der Colonie in ihnen angeregt und die Mehrzahl war mit dem Christenthume bekannt geworden.

Die Rückkehr dieser Leute war besonders durch einen Befehl des Gouverneurs Smith veranlaßt, der in Folge des neu ausgebrochenen Kafirkrieges Allem, was Kafir hieß und dem ähnlich sah, den fernern Aufenthalt im Caplande untersagte.

Land und Volk der Basuto erholte sich allmälig und Seine schwarze Majestät ließ sich sogar auf Speculationen diplomatischer Natur ein. „Was denkst Du," sagte er eines Tages zu seinem Missionär, „wenn ich den Engländern hülfe, die Kafir zu demüthigen! Meine Söhne haben noch keinen Ruhm ernten können und doch möchten sie durch irgend eine Waffenthat sich auszeichnen! Die gegenwärtigen Verhältnisse bieten eine treffliche Gelegenheit dar, die Freundschaft der Weißen zu erwerben und zugleich den Drang meiner Söhne zu befriedigen." Vergeblich rieth Casalis ab. Moschesch, noch gereizt durch einen nicht unbedeutenden Verlust an Vieh, welches die Amatimbu geraubt hatten, zog mit 2000 Mann gegen sie. Ruhig durfte er acht Dörfer plündern und 4000 Rinder fortführen. Auf dem Heimwege schnitten die Amatimbu ihm den Rückweg in einem Engpaß ab und brachten dem Basutohäuptling eine mörderische Niederlage bei. Mehr als einmal hatte er in höchster Lebensgefahr geschwebt und sein Bruder Nallisoann war geblieben. Er hat sich diese Katastrophe zu Herzen genommen und nie wieder die Offensive aus eigenem Antrieb ergriffen. Den nun folgenden fünfundzwanzigjährigen Frieden hat er zur Consolidirung seiner Macht nach innen und außen benutzt, denn seiner Scharfsicht waren die bevorstehenden Verwickelungen mit Engländern und Boers nicht entgangen. Sekoniela, Häuptling der Mantäti, jagte er endlich wegen wiederholter Treulosigkeit in die Colonie und verleibte dessen Volk nebst anderen herrenlos gewordenen Stämmen den Basuto ein.

Soweit eine kurze Geschichte Lesutos. Ich war sie dem Leser wegen der bessern Verständlichkeit des Nächstfolgenden schuldig. Eine speciell ethnologische Skizze der Basuto kann einmal zu einer andern Gelegenheit geliefert werden.

Der Südafrikaner, von frühester Jugend an vertraut mit Viehzucht und Allem, was darauf Bezug hat, wird gar leicht ein routinirter **Viehdieb**. Und doch ist es Thatsache, daß in früheren Zeiten der von einzelnen verübte Viehdiebstahl nur selten vorkam, obschon im Kriege das Vieh als kostbarste Beute galt. Ein einzelner Viehdiebstahl wurde bei diesen Stämmen ein gültiger Anlaß zum Kriege; daher fürchteten die Meisten die Verantwortlichkeit, welche solche Räubereien auf sich laden konnten.

Die allererste Veranlassung zum Viehdiebstahl gaben die **europäischen Ansiedler**. Der Europäer, wohin er auch kommt, bringt — abgesehen von der Einbildung, als habe ihn der Schöpfer aus edlerm Stoffe gemacht und er habe demnach höhere Ansprüche als andere Menschenkinder — **seine Begriffe vom persönlichen Eigenthumsrecht** mit und kümmert sich spottwenig um die Sitten und Gebräuche der **Eingeborenen, wonach das Land dem ganzen Stamme gehört und nie das Individuum privates Besitzrecht darauf erwirbt**. Der geduldete Fremdling darf daher nur irgend ein Grundstück besäen und abernten, aber nach seinem Fortgange fällt dasselbe an den betreffenden Stamm zurück.

**Dieses Recht des Eingeborenen will der Weiße nur zu oft nicht verstehen und anerkennen**; er behandelt den Schwarzen bald als einen Eindringling, während doch eigentlich er gerade ein solcher ist, und der Conflict ist da! Die Anmaßungen und Eingriffe des Fremdlings faßt der ganze Stamm als Kriegserklärung auf und raubt jenem das Vieh. Hierdurch wird der gereizte Europäer nur noch mehr in dem Glauben von seinen vermeintlichen Rechten und Vorzügen den Eingeborenen gegenüber bestärkt; diese werden noch mehr in ihren Räubereien ermuthigt, da sie in diesen Händeln den Gegner ohne Hülfe und Unterstützung seiner Landsleute sehen, die, wenn ihre Sache eine gerechte wäre, doch nothwendigerweise Hülfe beanspruchen könnten.

Dazu kommt noch die Bedeutung, welche das Rind für diese Nomaden hat. **Vieh ist das Medium alles Handels.** Für Rinder erkauft er seine Braut; von der Anzahl seiner Herden hängt seine persönliche und gesellschaftliche Stellung ab, und auf dessen Besitz ist er so erpicht, daß er Leben und Alles von Werth an seine Erlangung wagt. Eine schmucke vorüberziehende Rinderherde läßt schon spielende Knaben plötzlich ihre Beschäftigung abbrechen und mit eingestemmten Armen die Vorzüge der Thiere bewundern. Nicht selten hat schon ein Bursche mit blutigem Kopfe dafür büßen müssen, wenn er die Keckheit hatte, seines Vaters Rindern den Vorzug vor denen des Nachbars zu geben!

Bald haben nun die wilderen Stämme gemerkt, wie viel leichter es ist, dem alleinstehenden Weißen die schmucken Herden zu stehlen, als einem Schwarzen; sie bekommen von Tage zu Tage größern Geschmack am **Viehraub**, und das Uebel wird zuletzt so eingewurzelt, daß die Grenze förmlich von Banden organisirter Viehdiebe überschwemmt wird. Beschwert sich der Weiße beim Oberhaupte, so hat natürlich keiner von seinen Leuten etwas gethan, obschon — wunderbar — gerade er die schönsten Exemplare des gestohlenen

Viehs besitzt. Nun schreitet man zur Selbsthülfe und es beginnt ein Krieg, dessen Frieden erst über dem Grabe des Schwarzen geschlossen wird. Dies ist im Wesentlichen der Gang der Racenkämpfe zwischen Weiß und Schwarz in Südafrika, und anderwärts wird es ebenso sein.

Es besteht nun die Grenzbevölkerung südafrikanischer Colonien meist aus den bekannten holländischen Boers (Buhrs), einem Geschlecht, welches in der Feindschaft gegen die Eingeborenen erzogen ist, und dessen Verfahren gegen die Schwarzen in einem Gewebe von perfider Gemeinheit und Grausamkeit besteht. Aus der Fluth von Thatsachen nur einige wenige Beispiele: Ein Bauer, von einem Missionär zur Rede gestellt, daß er einen Menschen erschossen habe, antwortet äußerst beleidigt: „Ach, Mynheer, wie können Sie das zu sagen wagen, davor bewahre mich der allmächtige Gott, daß ich meine Mitmenschen tödte." — „Aber Du hast ja Deinen Knecht erschossen?" — „Ach, Mynheer, dat zwarte good (die schwarze Waare), sind das denn auch Menschen, das sind ja nur schepsels (Creaturen)!" — „Gewiß, denn wie könntest Du und Dein Sohn mit den schwarzen Frauenzimmern Kinder zeugen?" — Oude Baas (so lassen sich die Boers von ihren Sklaven nennen) stand stumm und starr, denn daran hatte sein dicker Schädel noch nicht gedacht. — Einen andern Boer bittet der Knecht um Erlaubniß, zur Kirche gehen zu dürfen: „Was, Kerl," donnert der Herr ihn an, „die Kirche ist bloß für uns Weiße; Ihr Schwarzen seid schepsels." — Diese bigotten Calvinisten — denn das sind die südafrikanischen Boers durch die Bank — werden in ihren Anmaßungen durch die Prädestinationslehre noch ganz besonders bestärkt. Jene Partien des Alten Testaments, in denen die Israeliten gegen die canaanitischen Völker wüthen, und die Rachepsalmen, in denen Jahveh um Zerschmeißung und Ausrottung der Heiden angerufen wird, sind ihnen ganz besonders geläufig. Mit unvergleichlicher Naivetät interpretiren sie gar prächtig Stellen, wie „heische von mir und ich will Dir die Heiden zum Erbe geben" — zu ihrem Vortheil!

Am 1. December 1834 ward die Sklavenemancipation am Cap der Guten Hoffnung proclamirt. Die stolzen Baase und Mynheers, die sich schlechterdings dieser Maßregel nicht fügen wollten, ließen Haus und Hof stehen und wanderten zu Hunderten mit Familie und Vieh aus. In dem jetzigen Natal nahmen sie vorübergehenden Aufenthalt; denn kaum etwas eingerichtet, sollten sie die verhaßte Regierung mit dem Löwenbanner wieder anerkennen. Das war zu viel, und zum zweiten Male ließen sie Haus und Hof stehen und zogen über den !Hai !Garib in den jetzigen Oranje-Freistaat. Trotz allen Sträubens mußten sie sich nach dem denkwürdigen Gefecht von Boomplaats am 30. August 1848 der Uebermacht der Rothjacken fügen. Der Oranje-Freistaat hieß fortan, so lange Ihre Majestät Victoria seine Protectorin war, Oranje Souvereignity. Die Boers haben Löwenschädel, und es fanden sich genug Hartköpfe, die noch nicht hinlänglich vom Schicksal gedemüthigt waren. „Lieber ein entbehrungsvolles Vagabundenleben unter wilden Menschen und Bestien, als die englische Herrschaft" — war der Wahlspruch einer großen Anzahl, welche unter Führung des geächteten Andries Pretorius auf das Gerathewohl in die Wildniß nach Norden zogen und dort die Begründer der Trans-Vaal-Republik wurden.

Gegenwärtig ist in der Gegend von Zoutpansberg ein Unternehmen der Boers gegen die Kafir im Werk. Schlägt diese Unternehmung fehl, so ziehen diese Wandervögel möglicherweise über den Limpopo und statten Seiner Majestät Mosilikats (— er starb jüngst —) einen Besuch ab. Zwar meint ein gewisser in der Mission thätiger Herr: „Unser Herrgott hätte dagegen zum Glück durch die Tsetsefliege einen Cordon gezogen, der die Boers zurückhielte, damit sie erst ihre welthistorische Aufgabe in der Mission erfüllen, die hochmüthigen heidnischen Kafir demüthigen, denn nur die „Armen und Demüthigen" sollen das Himmelreich erben!" — Wie reizend und schön! — Was doch dieser geistliche Herr nicht prächtig unserm Herrgott in die Karten gesehen und wie herrlich er nicht in den göttlichen Geheimnissen Bescheid weiß! — Und gar die lieben Kaffern, welche Dankpsalmen werden sie nicht erst im Jenseit ihren Mördern entgegenjubeln!

Die ursprünglichen Gesetze über Landbesitz konnten den Boers unmöglich fremd sein; das bewiesen sie anfänglich bei den ersten Niederlassungen durch ein rücksichtsvolles, friedliches Verhalten gegen die Basuto. Als sie aber mit der Zeit die Eingeborenen in einen Schlaf der Sicherheit gelullt, sich zur Genüge eingenistet und eine gehörige Ortskenntniß erlangt hatten, fingen sie — der Leser verzeihe mir in Ermangelung eines bessern den etwas derben, aber sehr bezeichnenden Ausdruck — Stänkereien an. Zunächst fing man an, sich über Eingriffe der Eingeborenen zu beschweren, welche auf dem Grund und Boden der Colonisten geweidet hätten; Zänkereien wegen angeblichen oder auch wirklichen Viehraubes führten zu Drohungen, faustrechtlicher Selbsthülfe, Meuchelmord &c. Mittlerweile waren auch englische Farmer in das Land gekommen, die, von den Boers angesteckt und aufgehetzt, nun die „Große Mutter in England" um Hülfe anriefen, welche, unbekannt mit dem eigentlichen Thatbestande, auch den lügenhaften Klagen ihrer Söhne Gehör schenkte. Die Einmischung der englischen Regierung bestärkte die Farmer nur noch mehr in der Bosheit und Ungerechtigkeit, und reizte die Basuto zur Wuth. Die Viehdieberei ging schwungvoller als je, aber auch manche Kugel der Farmer traf ihr Ziel!

So wenig Moschesch sich an diesem Diebswesen betheiligte, so bestrafte er, gereizt durch die Prätensionen John Bulls, seine Leute doch nicht; ja seinem Volke wurde er noch obendrein anrüchig als heimlicher Freund der Weißen. Diesen war es also gelungen, die Schlangensaat der Zwietracht unter die Basuto zu streuen. Moschesch sah sich genöthigt, durch offenen Krieg gegen die Weißen das verlorene Vertrauen seines Volkes wieder zu erkämpfen.

Die Weißen holten also die Engländer zu Hülfe. Am 11. December 1852 wurde dem Oberhäuptlinge gemeldet, der Gouverneur G. Cathcart rücke mit 2500 Soldaten und einigen Kanonen über den !Garib gegen Lesuto. Die Wahrheit dieser Nachricht bestätigte sich bald in einer maßlosen, man möchte fast sagen unsinnigen Forderung des Gouverneurs, worin dieser nicht weniger als zehntausend Rinder und tausend Pferde verlangte. Umsonst bat Moschesch um eine Frist von sechs Tagen. Er versammelte alle Häuptlinge und bat um ihre Hülfe. Sie wurde abgeschlagen, indem man alle Schuld auf die Grenzhäuptlinge schob. Nur 3500 Rinder konnte Moschesch aufbringen. Die Engländer marschirten gegen Thaba Bosiu, umlagerten es vergeblich und wurden noch mit einem Verluste von 38 Todten und 15 Verwundeten zurückgewiesen, während die Basuto einen weit geringern Verlust zu beklagen hatten. Sie waren entschlossen, sich auf die hohen Maluti zurückzuziehen, wenn sie weiter bedrängt würden. Doch die Engländer, welche einen solch energischen Widerstand nicht erwartet hatten und durch Kriegsgerüchte von der Kafirgrenze her beunruhigt wurden, schlossen gern Frieden und ließen sich an 455 Rindern, die sie vor Thaba Bosiu weggenommen hatten, genügen.

Moschesch wünschte ernstlich Frieden und das bewies er durch die große Mäßigung, welche er jetzt an den Tag legte,

indem er nicht nur selbst sich jedes Einfalls in die schutzlose Colonie enthielt, sondern etwaige kleinere Diebstähle streng ahndete. Es schien jetzt wirklich sich über Lesuto der Himmel etwas aufklären zu wollen, als die Oranje Souvereignity am 10. März 1854 ganz unabhängig wurde. Lesutos Oberhaupt machte dem bisherigen britischen Commissär seinen Abschiedsbesuch. Aus der dabei gehaltenen Rede hebe ich nur folgende Worte als charakteristisch für die klare Anschauung des Redners und seine Scharfsicht in politischen Dingen hervor: „Wenn ein Mann heirathet," sagte Moschesch, „erwartet er in seinem Weibe nicht böse, sondern gute Eigenschaften zu finden. Gewöhnlich vereinigt sein Weib Beides in sich, und wahrscheinlich werden ihm die bösen mehr auffallen. Wenn sie aber stirbt, begräbt er mit ihr alles Schlechte und behält nur die Erinnerung des Guten. Wünscht er wieder zu heirathen, sucht er in der zweiten Frau nur die guten Eigenschaften der ersten." Bei einer darauf folgenden Zusammenkunft mit dem Präsidenten der neuen Republik betonte er besonders die Beobachtung eines guten Einverständnisses zwischen Weißen und Schwarzen. Besonders wünschte er die Abwehr europäischer Laster, z. B. der Trunksucht, und gab zu dem Behufe am 8. November 1854 ein Gesetz gegen die Einfuhr von Spiritnosen. Der Häuptling mochte wohl ahnungsvoll in die Zukunft gesehen haben, wenn er friedliche Gesinnungen offenbarte, und seine bösen Ahnungen sollten rasch in Erfüllung gehen. Die Boers hatten bald den Frieden gebrochen; in ihrer gewohnten Anmaßung und Unverschämtheit trieben sie ihr Vieh auf die Weiden der Basuto. Ganz besonders scheel sahen sie zu der civilisatorischen Thätigkeit der Missionäre. Auf deren Veranlassung hatte Moschesch seine Söhne nach der Capstadt zur Erziehung gegeben, wo sie sich gründlich mit europäischem Handel und Wandel bekannt machten. Dann gelangen die Niederträchtigkeiten der Boers gegen die Eingeborenen gerade durch die Missionäre in den Journalen zur Oeffentlichkeit. Die Schwarzen nämlich, welche unter den Boers leben, sind eigentlich ihr Eigenthum; das Gesetz verbietet zwar jede Art von Sklaverei und verlangt für jeden Kafir, der arbeitet, fünf Schillinge für den Monat Arbeitslohn — (freilich bitterwenig zum Leben und zu viel zum Sterben) — aber, das Gesetz hat kein Ansehen, und die meisten Kafir müssen Jahr aus Jahr ein ohne Bezahlung arbeiten. Im Kriege schießt man die Alten nieder und nimmt dann die Kinder aus reinem Mitleid (!), damit sie nicht verhungern. Wer mehr von diesen armen Würmern rettet (!), als er füttern kann, verhandelt sie an den Nachbar für Vieh. Gott bewahre, was sage ich, — das wäre ja Sklaverei! Nein, Neef Piet verhandelt an Oom Klaas nur das Recht der Erziehung, und dieser überläßt ihm für diese Gefälligkeit ein hübsches Paar Ochsen oder einige Pfund Pulver und Blei. Auf diese Weise kommen viele Kinder nach Natal und John Bull, der Philanthrop par excellence, ist damit vollständig einverstanden!

Es bedarf jetzt keiner weitern Erläuterung, warum die Baase ihre Angriffe besonders gegen die Missionsstationen richteten, warum sie die Leute aufhetzten und geradezu offen aufforderten, „die falschen Propheten (die Missionäre) zum Teufel zu jagen." Alle Beschwerden der Missionäre fanden taube Ohren; denn bei den Verhandlungen zwischen der englischen Regierung und den Boers wegen der Selbständigkeit der Oranje-Republik 1854 soll man letzteren auf die Frage: „Und was sollen wir mit den Missionären machen" — geantwortet haben: „Mit denen könnt Ihr es halten wie Ihr wollt." Die Bemerkung, wenn je geschehen, war jedenfalls ein Scherz, aber die Boers verstanden sich trefflich auf ihre Auslegung. Die Basuto, durch die andauernden Schikanen und Vexationen gereizt, gebrauchten das Faustrecht. Das gerade hatte Oude Baas gewollt, um nur einen Grund zum Kriege zu haben. Die Basuto sollten an Land und Vieh gekürzt werden, und auf die Zurückweisung dieser Forderung sprachen die Oranje-Republikaner es unumwunden aus, so lange Krieg führen zu wollen, bis die Basuto von Gottes Erde vertilgt wären. Am 10. März 1858 erklärte der Freistaat den Krieg, zu dessen glücklicher Beendigung „der Allmächtige Gott um seinen Beistand angerufen wurde!" Lesutos Oberhaupt erließ auch seinerseits einen feurigen Aufruf an sein Volk, in welchem er sie zur größten Ausdauer und Tapferkeit aufmunterte, und am Schlusse sehr treffend bemerkte, „sein ganzes Verbrechen bestehe nur darin, daß er fettes Weideland und fruchtbare Saatfelder besäße." In der That war bis dahin Lesuto die Kornkammer der Oranje-Republik. Der Hergang des Krieges ist kurz dieser.

Nach dem Beispiel ihrer Landsleute jenseit des Vaal, die schon vor Entstehung des Oranje-Freistaates zwei blühende Missionsstationen unter den Betyuanen zerstört und sämmtliche Missionäre vertrieben oder mit Geldbußen belegt hatten, zielten die Republikaner besonders auf die Mission und die Neubekehrten. Sie brachen von Norden und Süden gleichzeitig in Lesuto ein. Das südliche Commando stürmte die blühende Station Berseba, deren Einwohner am weitesten in der Bildung vorgeschritten waren und sich durchaus nicht an den letzten Räubereien betheiligt hatten. Das nördliche Commando wurde von der Station Berea zurückgeschlagen. Dann vereinigten sich beide zur Plünderung vor Moriah. Gegen Moschesch's Felsennest jedoch rannten sie ihre Schädel ein und fanden es besser, in dunkeler Nacht abzuziehen. Die meisten trafen bei der Rückkehr verwüstete Saatfelder, leere Kraale und niedergebrannte Höfe an; denn während sie ihre Kugeln vergeblich gegen Thaba Bosiu sandten, war eine Schaar Basuto in den Oranje-Freistaat eingefallen und hatte dort gehaust.

Das Blatt hatte sich unangenehm gewandt, und der Präsident sah sich genöthigt, um Frieden zu bitten. Moschesch ging darauf ein und fügte seinem Schreiben eine Reihe gerechter Vorwürfe voll sehr bitterer Wahrheiten hinzu. Unter Anderm sagte er: „Als Sie Ihr Lager bei Thaba Bosiu aufschlugen, sagte ich zu mir selbst: „Ich bin ein Hund, und wenn Boshof (der Präsident) mich schlägt, dann beiße ich ihn." — In Ihrem letzten Schreiben nennen Sie sich selbst einen Christen. Ich habe schon längst gewußt, daß Sie ein Christ waren; aber die Anführer Ihrer Krieger sind es nicht; denn wenn sie dabei beharren, sie seien auch Christen, so müßte ich sogleich schließen, es ist kein Gott. — Was! Besteht Ihr Christenthum im Verwüsten des Christenthums? Haben Ihre Krieger nicht die prächtige Station Zeven Fontyn zerstört? Haben sie nicht auch das Missionshaus zu Moriah verbrannt? Haben sie nicht alle Möbeln des Missionärs Arbousset nebst einem neuen Wagen mit sich genommen? Ja, sie haben auch Herrn Mäder, den Hülfsmissionär zu Moriah, ausgekleidet und die großen Kirchen, die mit kostbaren Mitteln erbaut waren, beschädigt. Vor Thaba Bosiu haben sie mehr als zehn Kanonenschüsse auf die Missionärswohnungen gethan! Ihre Leute sind keine Christen, denn ich werde nie glauben, daß das Christenthum in der Gefangennahme von schwachen Weibern und Kindern, im Niederschießen von alten und kranken Leuten besteht; und dies Alles ist von Ihren Kindern (Unterthanen) geschehen! Sie sollten dieselben öffentlich auspeitschen lassen! — — Was wird die Welt sagen, wenn Kinder eines christlichen Oberhauptes Kirchen zerstört haben, während die Kinder eines heidnischen Oberhauptes sich scheuten, solches zu

thun? — — Es wäre eigentlich besser, wenn wir den Krieg fortsetzten — — dann würde der Friede von Seiten der Boers aufrichtiger sein! — — Aber ich wünsche Frieden — — und werde Ihre Deputation empfangen!“ — — Der damalige englische Gouverneur Lord Grey vermittelte und es kam ein fauler Frieden zu Stande, der den Keim des nächstfolgenden Krieges in sich barg.

Moschesch mußte indeß erfahren, wie er gerade durch die Vermittelung der englischen Regierung übervortheilt wurde; er, der Sieger, mußte eine schwere Kriegscontribution zahlen und außerdem wurden ihm noch die fruchtbarsten Strecken Landes abgenommen. Er schwieg und fügte sich dem Unvermeidlichen; denn er hätte sonst von allen Seiten Angriffe zu gewärtigen gehabt, die er gewiß nicht zurückweisen konnte. Ein Wuthgeschrei ging durch das ganze Land, und die Basuto setzten die Viehdieberei toller denn je fort. Die Boers corrigirten fortwährend an der Grenzlinie und schoben ihre Marksteine immer tiefer in Lesuto hinein. Unmöglich konnten die Missionäre, die persönlich dabei schwer betroffen wurden, darüber schweigen. Ihre Berichte über die Gewaltthätigkeiten der Holländer gelangten wieder zu Ohren der letzteren und wurden nur ein Grund mehr zu neuen Schikanen. Moschesch, der wohl fühlte, daß ein neuer Zusammenstoß unvermeidlich sei, verschaffte sich durch Schmuggel Munition und Waffen. Er kam sogar in Besitz zweier Kanonen und wußte sich auch europäische Kanoniere zu verschreiben. Und als die Boers außer diesen Dingen erfahren mußten, daß Moschesch sein Heer nach europäischem Muster in den drei Haupttruppengattungen in das Feld schicken könne, kannte ihre Wuth und ihr Neid keine Grenzen. Im December 1864 stellten sie die Grenzlinie so fest, daß den Basuto nur Felsen und Berge blieben, d. h. daß diese jetzt verhungern konnten. In der Erbitterung hierüber machten einige Häuptlinge mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Holländern in Besitz genommene Gebiet. Der Präsident Brand verlangte dafür eine Entschädigungssumme, die selbstverständlich nicht gezahlt wurde. Der Krieg brach aus. Im ersten Gefecht waren die Weißen siegreich, im zweiten wurden sie von Mopeli, des Häuptlings Bruder, mit schwerem Verluste zurückgeschlagen.

Um nun die Engländer sich vom Halse zu halten, sandte das Oberhaupt von Lesuto eine Erklärung an den Gouverneur Woodhouse in der Capstadt, worin er den Wunsch aussprach, mit der englischen Regierung in Frieden zu leben und feierlich versicherte, alles Eigenthum von Engländern in der Republik zu schonen. Der Gouverneur versprach Neutralität. Die nun folgenden Kämpfe sind auf beiden Seiten nichts als barbarische Abschlachtereien und die Kriegsfackel beleuchtete ein ödes Bild voller herzbrechenden Jammers, thierisch-heidnischer Roheit und christlicher Niederträchtigkeit und Scheußlichkeit.

Bei der Besatzung von Thaba Bosiu erreichte die Noth eine unbeschreibliche Höhe. Die Festung wurde zweimal erfolglos gestürmt. Die Boers wurden mit erheblichen Verlusten an Todten zurückgeschlagen, und als sogar einer der tapfersten Anführer bei der Ersteigung einer Schanze fiel, beschlossen sie, die Festung auszuhungern. Die Noth der Belagerten stieg von Tag zu Tage. Dreißigtausend Rinder waren droben ohne Wasser, zweitausend davon stürzten sich vor Durst die Abhänge hinunter zum Wasser, und die Basuto, welche dies zu verhindern suchten, wurden von den feindlichen Scharfschützen niedergeschossen. Die Weißen erreichten vollkommen ihren Zweck. Ungefähr zwanzigtausend Stück Vieh fielen vor Hunger und Durst und füllten die Luft mit Pesthauch. Hunderte von Menschen, welche zu fliehen versuchten, wurden unglückliche Opfer herzloser Barbaren. Die Geier, welche zu Tausenden über Thaba Bosiu lagerten, vermochten nicht vollständig aufzuräumen. Moschesch bat um Frieden. Man gewährte denselben unter der Bedingung, einen Schadenersatz von Hunderttausend Stück Vieh zu zahlen (d. h. Pferde, Rinder und Kleinvieh zusammengenommen). Dieses und anderes Treiben der Boers wurde dem Gouverneur der Capcolonie dann endlich zu bunt, und nachdem die Boers seine Einsprache nicht beachtet hatten, ist dann zu Anfang 1868 die Königin von Großbritannien Protectorin von Lesuto geworden und somit den Basuto die Möglichkeit gegeben, wenigstens in Frieden und Ruhe zu sterben.

Ich will das menschliche Herz unserer Leser nicht zu einem entrüstungsvollen Aufschrei veranlassen, der doch nur in leere Luft verhallt. So viel ist Thatsache, das Elend in Lesuto spottet der kühnsten Phantasie. Es ist unbegreiflich, wie die Gottesmänner und Heidenapostel darin ein „Strafgericht Gottes“ sehen können. Wir bedauern mit vielen Anderen, daß wir nicht auch etwas von dieser himmlischen Fühlung besitzen, und nach unserm irdischen, verfinsterten Verstande für diese Vorgänge keinen bessern Namen kennen als „Racenkämpfe“. Es wäre ein interessantes Problem für die Völkerpsychologie, die Gründe und Ursachen dieser Kämpfe zu untersuchen.

---

# Fetischwesen und Zauberpraxis bei den Negern in Nordamerika.

Neworleans, 14. Januar 1869.

B. Während der Weihnachtstage nahm ich als meine Lectüre einen frühern Band Ihres „Globus“ vor und fand in demselben (1863. IV, S. 114) einen Aufsatz über die Schlangenverehrung und den Geheimbund der Wodu. Es wird hier das Leben und Treiben der westindischen Neger geschildert und gezeigt, wie Schlangencultus, Zaubertreiben und selbst das Menschenfressen namentlich auf Haiti und Jamaica in echt afrikanischer Weise um sich gegriffen haben. Ganz dasselbe, mit Ausnahme der Menschenfresserei, die in Westindien nur vereinzelt auftritt, ist auch hier in unseren südlichen Staaten der Fall, und das Zauberwesen greift immer mehr um sich, seit die Schwarzen gar keiner Controle mehr unterworfen sind. Nun verafrikanern sie sich wieder mehr und mehr und Fälle von Zauberpraxis sind so häufig, daß man fast in jeder Woche darüber die eine oder andere Mittheilung in den Zeitungen findet. Daß hier in Neworleans der Unfug stets im Schwange ging, ist bekannt; neuerdings wird aber auch aus Carolina, Mississippi und Tennessee viel vom Wodu-Zauber gemeldet. Während indeß, wie jener Aufsatz im „Globus“ zeigt, auf Haiti und Jamaica die Anhänger des afrikanischen Fetischwesens eine weitverzweigte Secte bilden, welche in manche geheime Verbrüderungen zerfällt und einen Papa Wodu als Oberpriester der Schlangenverehrung an der Spitze hat, wissen wir in den Südstaaten von dergleichen nichts. Es kann

möglicherweise solche Verbindungen geben, doch ist nichts darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die Zauberleute bei uns treiben ihr Wesen auf eigene Faust; sie werden sehr gefürchtet, und es ist gewiß kein Neger hier, der nicht an ihre Hexerei und an die Einflüsse ihrer Fetische glaubt. Da ich nun meine, daß die Sache selbst für Ihre Leser nicht ohne Interesse sein werde, so will ich versuchen, dieselbe anschaulich zu machen, indem ich beispielsweise einige Wodugeschichten erzähle, welche zeigen, wie es bei dem Zauber hergeht.

Mit dem Worte Wodu (Vaudou) oder Hudu bezeichnen unsere Neger den Zauber, welcher vermittelst der geheimen Kraft eines Fetisches verübt wird. Diese geheime Kraft ist der Obi oder Obiah, und wer Herr desselben ist, heißt ein Obiahmann; er gilt für eine Art von Zauberpriester. Bei uns in Louisiana und ebenso in Alabama, Mississippi, Georgia und Südcarolina, wo, wie ich schon sagte, das Zauberwesen eine immer größere Verbreitung gewinnt, bezeichnet man es gewöhnlich als Waudau oder Hudu, und es wird am ausgedehntesten von solchen Negern und Negerinnen betrieben, die aus Afrika herübergekommen sind; namentlich stehen die Congos in Ansehen. Vor etwa zehn Jahren war ein mit Sklaven von der Congoküste befrachtetes Schiff, das seine Ladung „Ebenholz" oder „schwarzer Diamanten" nach Cuba bringen wollte, durch Kreuzer verfolgt worden; es hatte sich an die Küste von Alabama geflüchtet und irgendwo in der Bai von Mobile die Neger ans Land gebracht. Unter diesen befanden sich viele Wodumänner und auch Wodufrauen, welche bald einen ergiebigen Boden für die Ausübung ihrer Praxis fanden. Sie heilen auch Krankheiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie manche wirksame Arzneimittel kennen, von denen unsere Aerzte noch nichts wissen. Wer sich an einem Feinde rächen will, wendet sich zu diesem Zweck an den Wodumann, welcher auch Missethäter entdeckt. Die Wodufrauen verstehen sich auf Bereitung von Giften und Liebestränken.

Der Fetisch, das Mittel der Behexung, wird in die Behausung der Person praktisirt, welche bezaubert werden soll, und gewöhnlich unter eine Thürschwelle, ins Bett oder in irgend ein Möbel gelegt. Er wird bereitet aus Federn von verschiedenen Farben, Hunde- und Katzenzähnen, aus Erde, die aus einem Grabe genommen wird, Eierschalen, zerbrochenem Glase und dergleichen Dingen mehr. Aus der Graberde wird ein Klumpen bereitet, in welchen der Wodumann Haare und Lumpen, die er mit einem Faden zusammenbindet, hineinknetet; für sehr wirksam gelten auch die Zähne von Menschen und Alligatoren, und zuletzt wird dem aus solchen Ingredienzen bestehenden Fetisch irgend eine phantastische Thiergestalt gegeben.

Die Person, welche gehudut worden ist, erhält davon auf irgend eine Weise entweder nur Andeutungen oder auch geradezu die Kunde, daß für sie der Zauber „gesetzt" worden sei. Von dem Augenblick an geht ihr die Ruhe verloren und sie wird die Angst nicht wieder los; der geheimnißvolle Fetisch kommt ihr Tag und Nacht nicht mehr aus dem Sinne, sie wird krank, zehrt ab und verfällt dem Tode, falls der Zauber nicht gelöst werden kann. In den Sumpfregionen dieser Südstaaten wachsen manche giftige Pflanzen und die Woduleute verstehen sich auf Benutzung derselben. In welcher Weise dieselben angewendet werden, das kann der Leser aus dem nachstehenden Berichte abnehmen; der Vorfall ereignete sich bei Memphis in Tennessee; er fällt in den October vorigen Jahres und die Zeitung „Memphis Appeal" vom 25. October bringt darüber einen ausführlichen Bericht.

Im Sommer erkrankte die kleine Tochter der Wittwe A. auf deren Plantage, wie man meinte an einem Fieber. Das war auch die Ansicht des Hausarztes, welcher die ihm geeignet scheinenden Arzneimittel verordnete. Sie halfen nichts, das Kind wurde nach und nach immer kränker und die betrübte Mutter mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, ihr einziges Kind zu verlieren. Als sie eines Abends am Krankenbette saß, bemerkte eine in der Familie seit Jahren bekannte alte Negerfrau, daß die Kleine sicherlich „behudut" sei. Die Wittwe, eine Creolin aus Louisiana, war unter Schwarzen aufgewachsen und nicht ohne Aberglauben. Da kein Arzt helfen konnte, ließ sie sich von der Negerin überreden, als letztes Mittel einen Zauberdoctor kommen zu lassen; Schaden anrichten konnte ja ein solcher bei diesem verzweifelten Falle doch nicht.

In dem Bezirke, von welchem hier die Rede ist, wohnen zwei Congoneger, die beide in dem Rufe stehen, daß sie „sehr mächtige" Hudumänner seien. Beide leben in bitterer Feindschaft, sind neidisch auf einander und arbeiten sich entgegen wann und wo sie irgend können. Jeder hat seinen Kreis von Anhängern, die den „Grisgris", die Zauberkraft, des einen höher stellen als jene des andern. Der Hudumann, zu welchem die Wittwe ihre Zuflucht nahm, heißt Finney. An ihn wandte sich jene alte Negerin und er ließ durch dieselbe ausrichten, daß er kommen wolle. Zuvor aber müsse man ihm einen jungen Hahn schicken, dazu noch drei große Schneckenmuscheln und ein durchlöchertes Geldstück. Nachdem das geschehen war, erschien andern Tages Finney; er trug den Hahn unter dem Arme. Das Thier hatte er phantastisch aufgeputzt mit Streifen von gelbem, rothem und blauem Flanell; auch die drei Muscheln waren mit buntfarbigen Bändern versehen. Die Muscheln wurden in der Gestalt eines Dreiecks auf den Fußboden gelegt und in dieses Dreieck kam der Hahn hinein; der regungslos blieb, nachdem Finney dreimal mit der rechten Hand einen Kreis in der Luft um den Triangel gezogen hatte.

Nach diesen Vorbereitungen untersuchte Finney sehr sorgfältig das kranke Kind. Plötzlich schlug er ein lautes Gelächter auf, murmelte hinterher allerlei Worte aus einer afrikanischen Sprache, schwieg eine Weile und erklärte dann der Wittwe, daß ihr Kind behudud sei. Er, Finney, habe die sicheren Anzeichen des Hudu ausfindig gemacht; sein Nebenbuhler sei es gewesen, welcher den Hudu „gesetzt" habe, aber er wolle jenem zeigen, wie man mit dem letztern umzugehen habe. Nun rief er die gesammte Hausdienerschaft zusammen und jede Magd mußte sich eine Weile vor ihn hinstellen. Er nahm jede einzelne Schwarze scharf aufs Korn, und richtete verschiedene Fragen an sie, z. B. ob sie einen schwarzen Hahn gesehen hätte, oder einen Hund, oder eine Katze, die nicht zur Plantage gehören. Insbesondere machte er sich mit dem Stubenmädchen zu schaffen, welches die Aufwartung im Krankenzimmer hatte. Als diese Person nach jeder einzelnen Frage mehr und mehr in Verwirrung gerieth, lachte der Congo Finney wieder laut auf, und grinste dann, so daß man seine beiden Reihen spitz zugefeilter Zähne sehen konnte. Er war eine unheimliche Figur.

Diese Scene ging spät am Abend vor sich. Finney nahm den Hahn und die Muscheln, befahl das Kind in ein anderes Schlafzimmer und in ein anderes Bett zu bringen, und ging dann fort; am andern Morgen wollte er wieder kommen. Er hielt Wort, und brachte einen Packen verschiedener Kräuter mit. Bevor er sie in eine Badewanne legte, murmelte er eine Anzahl Zauberformeln und setzte das Kind ins Bad. Von jener Stunde an hat sich die Kleine sichtlich erholt. Finney ging auch sofort ans Werk, den Hudu ausfindig und damit auch unschädlich zu machen, und hatte dabei einen ganz richtigen Treffer. Er schnitt die Matratzen und Kissen aus einander und brachte einen mächtigen Fetisch zum Vorschein. Derselbe bestand zumeist aus Federn, denen

man eine wunderliche Gestalt gegeben hatte. Diesen Zauber händigte er der Wittwe ein; sie solle den Wodu verbrennen und dann das Stubenmädchen aufmerksam beobachten; denn so wie der Fetisch vom Feuer verzehrt werde, so müsse auch jenes Mädchen hinschwinden und vergehen. Das Mädchen hatte, im Bewußtsein seiner Schuld, hinter der Thür gehorcht, stürzte nun heulend und weinend ins Zimmer, warf sich vor der Wittwe nieder und bat, daß der Fetisch nicht verbrannt werde; sie wolle ein offenes Geständniß ablegen. Es stellte sich nun heraus, daß diese Negerin sich von dem andern Hudumann als Werkzeug hatte gebrauchen lassen; auf seinen Antrieb hatte sie den Fetisch in des Kindes Bett „gesetzt". Hinterher sei ihr das leid gewesen, sie habe aber aus Furcht ihn nicht wieder wegnehmen mögen. Inzwischen war nach dem Arzte geschickt worden, welchem man den ganzen Hergang erzählte und der sofort daran ging, den Fetisch zu untersuchen. Es fand sich, daß derselbe mit einem sehr starken Gifte geschwängert war, durch dessen Ausdünstung die Krankheit des kleinen Mädchens veranlaßt worden ist.

Man traf sofort Anstalt, den Wudumann zu verhaften; er muß aber Wind bekommen haben und ist, Niemand weiß wohin, entflohen. Der afrikanische Aberglaube greift unter den freien Negern nicht bloß hier in Memphis und in Tennessee überhaupt in sehr bedenklicher Weise um sich, sondern er verbreitet sich mehr und mehr auch in anderen Südstaaten. —

Das ist der Bericht des „Memphis Appeal". Gleichzeitig fand ich noch einen andern Wodufall in dem „Meridian Mercury" vom 27. October. Meridian liegt im Staate Mississippi, und die Geschichte, welche das Blatt erzählt, ereignete sich in der Stadt Marion. Dorthin war der Neger Clay gekommen. Er ist aus dem Staate Indiana gebürtig, war niemals Sklav, erhielt sorgfältigen Unterricht, wurde selber Schulmeister und galt unter den Schwarzen für ein großes Licht. Die Negerfreunde schickten ihn deshalb nach dem Süden, wo er seine schwarzen Brüder unterrichten und aufklären sollte.

Vor mehreren Monaten fing nun dieser Volksschullehrer zu kränkeln an, seiner Meinung nach in Folge einer Bezauberung, welche ihm sein schwarzer Hauswirth Frank Clinton angethan. Dieser habe ihm seinen Leib mit Eidechsen, Wanzen und anderm Ungeziefer angefüllt, und deshalb ließ Clay einen berühmten „Doctor" kommen, der böse Geister beschwören und Zauber unschädlich machen kann; dieser Doctor wohnt in Meridian und Clay sagt, es sei ihm besser geworden, seit dieser ihn behandle. Hat er ihm doch schon mehrere Wanzen, noch dazu von verschiedener Art, und auch manches andere Ungeziefer aus dem Leibe herausgezaubert. Er legt den Patienten auf den Rücken, knetet ihm Arme und Beine, hebt diese auf und nieder, als ob sie eine Pumpe wären, und solchergestalt hat er, wie Clay steif und fest behauptet, diesem eine große Menge von Holzböcken aus dem Leibe entfernt. Den Eidechsen hat der Doctor bisher noch nicht beizukommen vermocht, aber Clay weiß bestimmt, daß es in seinem ganzen Körper von diesen Thieren wimmele, der alte Frank Clinton habe sie ihm beigebracht, indem er im Frühjahr eine Wassereidechse gefangen und ihr den Kopf abgeschnitten habe; dieser sei von ihm in ein Glas mit Trinkwasser gelegt worden, und er, Clay, habe das letztere verschluckt. Seitdem jungten die Eidechsen in ihm. Die Neger in Marion glauben dem Volksschullehrer Clay und sind auf den alten Frank Clinton sehr erbittert. Am Sonntage voriger Woche wurde vor der Kirchthür Gericht über ihn gehalten. Man ließ ihn sehr hart darüber an, daß er den Lehrer Clay bezaubert habe, und befahl ihm, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu meiden; falls er das nicht thue, werde man ihm sein Lebenslicht auslöschen. Frank ist bis jetzt nicht fortgezogen, schwebt aber in wahrer Todesangst. Zum Glück für ihn erließ der Scheriff gegen ihn einen Verhaftsbefehl, weil er des Diebstahls angeschuldigt worden ist, und nun sitzt er im Gefängnisse, wo er wenigstens einigermaßen seines Lebens sicher ist. —

Ich wollte nicht verfehlen, Ihnen diese Vorfälle mitzutheilen. Es geht überhaupt ganz wunderlich zu unter unseren schwarzen Brüdern und Mitmenschen, denn vielen sind durch die politischen Landstreicher aus dem Norden, namentlich auch durch die Schulmeister und Schulmamsellen aus den nordöstlichen Yankeestaaten die Köpfe völlig verwirrt worden, und der Himmel mag wissen, was am Ende bei dieser afrikanischen Wirthschaft herauskommt.

---

# Die sardinische Sprache.

Freiherr Heinrich von Maltzan hat soeben ein vortreffliches Werk über die Insel Sardinien veröffentlicht (Leipzig, Dyk, 1869). Dasselbe enthält eine Fülle interessanten Inhaltes, hat eine nicht geringe Bedeutung für die Wissenschaft und lehrt uns gründlich ein europäisches Land kennen, das gleichsam vergessen da lag. Hier war für den Forscher eine reiche Ausbeute zu gewinnen, und Herr von Maltzan hat manchen Schatz gehoben. Wir werden einige Auszüge namentlich über die wichtigen Alterthümer und die phönizischen Inschriften mittheilen; heute geben wir das Wesentliche von dem, was wir über die Sprache der Insel finden.

Dieses Idiom ist nicht etwa, wie vielfach behauptet worden ist, ein italienischer Dialekt, sondern eine Sprache, welche zwischen Italienisch und Spanisch mitten inne steht und weder mehr nach dem einen noch nach dem andern hinneigt. Alle drei sind in ihrer Bildungsperiode uranfänglich Dialekte des Lateinischen gewesen, aber alle drei haben sich, wenn auch auf derselben Grundlage, doch vollkommen selbständig entwickelt. Die Aehnlichkeit, welche die sardinische Sprache mit den beiden anderen besitzt, läßt sich vorzugsweise auf das Lateinische, weniger jedoch auf spätere Berührungen zurückführen. Dergleichen kann man allenfalls mit dem Spanischen finden, durchaus aber nicht mit dem Italienischen, von welchem das Sardinische eben so wenig einen Dialekt bildet, wie das Rumansche in Graubünden.

Das Sardinische besitzt eine solche Selbständigkeit, daß es in seiner Ableitungsweise einzelner lateinischer Redetheile einzig in seiner Art dasteht. So haben z. B. alle anderen romanischen Völker, als bei ihnen das Bedürfniß entstand, den Artikel durch ein eigenes Wort auszudrücken, diesen aus dem demonstrativen Fürwort ille gebildet, woraus das italienische il, das spanische el, das portugiesische o (im Mittelalter lo) entstanden sind. Die Sardinier allein waren es, welche ein anderes Fürwort, nämlich ipse, erwählten, um daraus ihren Artikel su und sa zu bilden. Schon Dante

hat die Bemerkung gemacht, daß von allen romanischen Sprachen oder Mundarten keine so viel vom Lateinischen beibehalten habe, als die sardinische. Sie ist die einzige dieser Sprachen, in welchen die Möglichkeit besteht, ganze Sätze zu Reden und Gedichten zusammen zu setzen, in denen auch nicht Ein Wort vorkommt, welches nicht lateinisch und dessen Stil und Grammatik nicht vollkommen richtig wäre. Im vorigen Jahrhundert haben mehrere Jesuiten sich die Mühe gegeben, lange Gedichte zu verfassen —, welche zugleich lateinisch und sardinisch sind; hier eine kleine Probe.

> O Deus, qui es in sanctitate,
> Te adoro et servo cum amore,
> Maria, qui es in puritate,
> Te rogo, libera nos a malo.

Dergleichen Poesien erscheinen freilich als Spielereien, da man ängstlich jeden Artikel so wie für die Hauptwörter eine andere Form als den Ablativ vermeiden muß und die Verba nur in der ersten Person oder im Infinitiv gebrauchen darf. Ein Professor am Seminar in Sassari, der lange als Geistlicher in den abgelegensten Theilen des Innern gelebt hat, versicherte Herrn von Maltzan, daß dort noch jetzt vielfach Phrasen im Umlaufe seien, die ganz an das Vulgärlateinische erinnern, weil es in einzelnen Stellen der Lustspiele des Plautus vorkommt.

Die sardinische Sprache besitzt zwei Hauptmundarten: die südliche, von Campidano, und die nördliche, von Loguboro. Diese zerfallen wieder in eine Menge kleiner Nebendialekte, die sich aber alle leicht auf die sardinische Grundsprache zurückführen lassen, und von derselben nur schwache Abweichungen darbieten. Die sardinische Sprache hat sich übrigens nie zu einer wissenschaftlichen Bedeutung und zu einer literarischen Wichtigkeit im modernen Sinne des Wortes erhoben, aber auf dem Felde der Poesie und zwar fast ausschließlich jenem der Volksdichtung zeigt sie eine thätigere Entwickelung als irgend ein anderer südlicher Dialekt der Neuzeit. Ein Verein sardinischer Patrioten hat vor einigen Jahren eine Sammlung von Volksgedichten veranstaltet, von denen sehr viele den Stempel nationaler Urwüchsigkeit haben. Die Verfasser derselben sind theils unbekannt, theils werden sie als „Analfabeti" bezeichnet, demnach als Leute, welche weder schreiben noch lesen konnten. Geistliche Schauspiele, sogenannte Mysterien, sind häufig. Als Typus dieser Gattung können gelten: „S'historia de Juseppe Hebreu, Dramma Sardu." Darin stimmt der Patriarch Jakob Klagen über den Verlust seines Sohnes Joseph an:

> Non b'hat consolu pro me,
> Pustis qui, fizu istimadu,
> Tue mortu ses istadu,
> Nocte et die
> Isto suspirende a tie,
> Adverto qui quantu et quantu
> Su suspirareti tantu,
> Bellu fiore!

> Keinen Trost für mich mehr giebt es,
> Seitdem Du, geliebter Sohn,
> Durch den Tod mir bist entflohn,
> Tag und Nacht
> Hab' ich seufzend zugebracht,
> Ein Gedank nur füllet mich,
> Wie ich mehr beseufze Dich
> Schöne Blume!

Das christlich-religiöse Element spielt in der sardinischen Volksdichtung eine Hauptrolle; jene wird dadurch sehr einseitig. Der Hang zum Wunderbaren kleidet sich ausschließlich in orthodox-katholische Formen. „Hier vermissen wir durchaus jene halbheidnischen oder wenigstens profanen Volkssagen, an denen Deutschland so reich ist; hier suchen wir umsonst nach Aequivalenten für unsere Faust- und Blocksbergsagen, für unsern Rübezahl und die Menge unserer Volksmärchen. Alles beschränkt sich auf die biblischen Erzählungen und auf Heiligenlegenden."

Herr von Maltzan geht sehr ausführlich auf die Volksdichtung ein und theilt eine große Auswahl derselben mit, die auch linguistisch von Werth ist. Wir können darauf nicht näher eingehen, wollen aber eines Umstandes erwähnen, welcher Beachtung verdient. Die Insel hat zwei Hauptstädte. Die eine, Caglari, im Süden, trägt in all und jeder Beziehung ein sardinisches Gepräge; die andere, Sassari, im Norden, ist durch und durch unsardinisch. Diese ist ein „ethnologisches Phänomen", und die Bevölkerung unterscheidet sich von allen anderen Bewohnern in Sitte, Cultur, Lebensweise und Sprache. Sie nennen sich nicht einmal Sarden, sondern wollen lediglich Sassaresen sein; ihnen bedeutet Sardo so viel wie einen rohen Halbbarbaren, über welchen sie sich weit erhaben dünken. Das Sassaresische gehört einem der Insel fremden Sprachgebiete an; es bildet einen Dialekt des Italienischen, eben so wohl wie der venetianische oder neapolitanische. Gedruckt nimmt er sich wie verdorbenes Italienisch aus, aber wenn man ihn sprechen hört, wird man überrascht durch die Seltsamkeit einzelner Laute, welche dem Italienischen fremd sind, aber sich so, wie sie gesprochen werden, auch im Sardinischen nicht vorfinden. Die Sassaresen besitzen z. B. nicht weniger als fünf verschiedene Arten, um den Buchstaben L auszusprechen, und diese Aussprache ist nicht etwa willkürlich, sondern hat den größten Einfluß auf den Sinn eines Wortes. So wird das Wort quiltu (dieser; italienisch questa) ausgesprochen kichtu, und zwar entspricht das L hier beinahe unserm deutschen ch in den Wörtern: nicht, wichtig, Gesicht: das Sardinische hat unsern Kehllaut, das ch, wie in Rache. Es ist wahrscheinlich ein Ueberbleibsel des Phönizischen, ist der benannte semitische Kehllaut, den ja auch das Hebräische hat.

Sassari also ist eine Oase, welche einem fremden Sprachgebiet angehört. Aber in allen Dörfern der Umgegend wird der schöne, volltönende logudoresische Dialekt gesprochen; der sassaresische dagegen, außer in der Stadt, nur noch in dem schmalen Küstenstriche, welcher der Insel Corsica gegenüberliegt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts herrschte in Sassari noch die sardinische Sprache vor, sie wich aber nach und nach dem italienischen Dialekte, welcher namentlich durch viele Einwanderer aus Corsica herüber gebracht wurde.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Seeräuber in den ostasiatischen Gewässern.

Auf der weiten Strecke vom bengalischen Meerbusen bis nach Japan sind unablässig 200 bis 300 deutsche Fahrzeuge beschäftigt; sie vermitteln einen großen Theil des Frachtverkehrs in jenen Gegenden und holen eine Menge von Reis aus den sogenannten „Reishäfen“ Akyab, Maulmän, Bassein, Ranguhn und Bangkak. Die deutsche Schifffahrt in jenen östlichen Meeren hat sich im Verlaufe der letzten zehn oder zwölf Jahre zu ihrer großen Bedeutung emporgeschwungen und es ist völlig in der Ordnung, daß in diesen Gegenden nun auch einige deutsche Kriegsfahrzeuge Station haben und kreuzen. Es kann sich treffen, daß sie Gelegenheit finden, dann und wann die Piraten zu züchtigen, welche seit einigen Jahren sich auch einige Mal an deutsche Kauffahrer gewagt haben.

Wir haben über den Seeraub in den hinterindischen Gewässern mehr als einmal berichtet; jetzt finden wir in dem jüngst in London erschienenen Werke Albert S. Bickmore's (Travels in the East Indian Archipelago p. 315 sqq.) einige Notizen aus der allerneuesten Zeit. Die Leser des „Globus“ kennen diesen Naturforscher von der gefahrvollen Wanderung her, welche er von Canton aus durch das innere China bis Hankau am Yangtsekiang und dann diesen Strom abwärts nach Schanghai unternommen hat. Im December 1866 befand er sich im Molukkenmeere bei der Insel Tidore, welche durch ihre Vulcane berühmt ist. Jener von Matian zeichnet sich dadurch aus, daß er weder auf dem Gipfel noch an den Abhängen einen Krater hat. Unser Landsmann Professor Reinwardt, welcher 1821 den etwa 6000 Fuß hohen Kegelberg auf Tidore untersuchte, gab positiv die Erklärung ab, daß derselbe binnen spätestens zwanzig Jahren eine gewaltige Explosion erfahren werde. Neunzehn Jahre nachher erfolgte dieselbe mit ungeheurer Heftigkeit nicht bloß auf Tidore, sondern auch auf Ternate und anderen Eilanden, welche auf derselben vulcanischen Spalte liegen. Bickmore verweilte vier Tage auf Tidore und erlebte nicht weniger als vier Erdbeben. „So groß ist die Gefahr, daß die meisten Leute neben den Häusern, welche sie bei Tage bewohnen, sich freistehende Schlafgemächer gebaut haben. Diese werden aus Gaba-gaba aufgeführt, das heißt den getrockneten Mittelrippen großer Palmblätter, die hinreichend Schutz gewähren und dabei so leicht wie Kork sind. Das Dach besteht aus Atap, trockenen Palmblättern; wenn also eine solche Hütte durch ein Erdbeben umgeworfen wird, erleidet der Schläfer doch keine Beschädigung.“

Der Capitän eines holländischen Dampfers, welcher Jagd auf Seeräuber machte, nahm gern den Reisenden an Bord. Piraten hat es zu allen Zeiten im Archipelagus gegeben; der Hang dazu liegt in den Menschen jener Gegend und das Korsarenhandwerk wird nicht etwa für unehrenhaft gehalten. In den alten malayischen Gedichten und Liedern spielen die Piraten eine ähnliche Rolle, wie bei uns im skandinavischen Alterthume die Wikinger und Seekönige. An den Küsten von China wird der Seeraub noch in demselben Umfang und ganz in derselben Weise betrieben, wie schon vor Jahrhunderten. Die Piraten des Blumenreiches der Mitte sind nach Süden hin manchmal bis zu den Philippinen und nach den nördlichen Theilen von Borneo gesegelt, haben sich aber niemals bis nach den Molukken gewagt, wo sie es ohnehin mit gefährlichen Concurrenten zu thun gehabt haben würden.

Als die Europäer im sechszehnten Jahrhundert im Archipelagus auftraten, fanden sie überall Korsaren, namentlich aber in der Straße von Malakka, im Sulu-Archipel zwischen der Nordwestküste Borneos und Mindanao, und vor allem an der Südküste der letztgenannten Insel. In den westlichen Gewässern sind sie verhältnißmäßig unschädlich gemacht worden, seitdem die Engländer von Singapore, die Holländer von Rhio aus ihnen das Handwerk legen, aber in der Sulu- und der Mindoro-See, südlich von den Philippinen, treiben sie auch heute noch ihr Unwesen in alter Weise fort. Sie erscheinen dort in der Mitte des Westmonsuns, also im Januar und Februar, und segeln zu Anfang des Ostmonsuns wieder ab. Auf diese Weise haben sie stets günstigen Wind bei der Her- wie bei der Rückfahrt, und können auch die Zeit der Windstille benutzen, welche in jenen Gegenden beim Umschlagen des Monsuns eintritt. Sie sind treffliche Ruderer. Die Mehrzahl der Piraten kommt von der Südküste Mindanaos und gehört dem Volke der Lanuns, Illanos, an. Der berühmte Dampier, der selber ein Flibustier war, schreibt 1686, daß die „Hilanunes“ zu jener Zeit im Innern von Mindanao gewohnt und wenig Seehandel getrieben hätten; doch gingen sie mit ihren Prahus, deren jede von zwölf bis vierzehn Mann gerudert wurde, weit ins Meer hinaus. In ihrem Lande gruben sie Gold und bezahlten damit Waaren.

Diese Illanos sind in unseren Tagen die kühnsten und gefährlichsten Seeräuber im ganzen Archipelagus. Im Jahre 1866 brachte ein holländischer Kriegsdampfer nicht weniger als fünf ihrer Piratenboote gleichzeitig auf; das eine derselben hatte sechszig Mann an Bord. Sie versuchten anfangs zu fliehen und ruderten ihre Fahrzeuge mit wunderbarer Schnelligkeit; als sie jedoch eine Kartätschenladung nach der andern erhielten, eilten sie der Küste zu; die Mannschaft sprang über Bord. Am Lande hatten sich inzwischen die Bauern der umliegenden Dörfer versammelt und verfolgten die Piraten, welche sich in die Wälder geflüchtet hatten; dort wurden sie mit Lanzen niedergestochen und schwerlich hat einer von ihnen das Leben gerettet.

An europäische Fahrzeuge wagen sich diese Piraten nur ausnahmsweise, aber sie thun es doch. Wehe dem Schiffe, das in ihre Hände fällt, sie nehmen Rache an der Mannschaft für die Verfolgungen, welche sie von den verhaßten Holländern zu erleiden haben. Wer eine weiße Haut hat, wird unbarmherzig ermordet. Insgemein wagen sich die Seeräuber an kleine Schooner, die von einem Mestizen befehligt werden und mit malayischen Matrosen bemannt sind; durch jene kleinen Fahrzeuge wird ein großer Theil des Handels zwischen den einzelnen holländischen Häfen vermittelt. Auch Mestizen werden allemal niedergemacht, die malayischen Matrosen dagegen als Sklaven verkauft.

„Als ich mich in Kema aufhielt (— nahe der Nordostspitze von Celebes, an der Molukkenstraße —), erschienen zwei Malayen im Hause des Beamten, bei welchem ich wohnte; sie seien, sagten sie, aus einem kleinen Dorf in der Bai von Gorontalo. Während sie in ihrem Fischerboote auf See waren, fielen sie in die Gewalt von Seeräubern, welche eben auf der Heimfahrt begriffen waren. Auf Sangir, einer kleinen Insel zwischen Celebes und Mindanao (— Sangir ist auf Heinrich Kiepert's Karte von Hinterindien und auf A. Petermann's Karte vom Großen Ocean eingezeichnet —), war ihnen die Flucht geglückt; sie fanden ein Fahrzeug, welches nach Kema segelte und hier baten sie nun um Unterstützung, damit sie in ihre Heimath zurückreisen könnten. Die holländische Regierung hat für derartige Fälle Vorkehrungen getroffen und die Unterstützung wurde sofort gewährt.“

„Vor einigen Jahren schickten die Illana-Piraten in aller Form eine Herausforderung nach Batavia; die holländische Flotte möge dann und dann in der Straße von Makassar sich einfinden; dort wolle man sie begrüßen. In der That fuhren fünf holländische Dampfer dorthin, fanden aber keine Korsaren, denen wahrscheinlich fünf Kriegsdampfer auf einmal zu viel waren. Als ich bald nachher in Batavia ankam, erfuhr ich, daß gerade in jener Makassarstraße (— zwischen Borneo und Celebes —) eine

Piratenflotte zerstört worden sei. Ein Häuptling, welchen man an der Ostküste Borneos gefangen hatte, gestand ein, daß er früher auf zwei Piratenzügen nach der Makassarstraße den Oberbefehl geführt habe. Beidemal seien seine Prahus durch die holländischen Dampfer zerstört worden, ihm sei es aber geglückt ans Land zu schwimmen. In Kemo sah ich eine solche von den Holländern aufgebrachte Prahu, ein 50 Fuß langes, 4 Fuß tiefes und 12 Fuß breites Boot mit 5 Rudern an jeder Seite. Sowohl am Buge wie am Sterne war eine Art von Deck angebracht, in der Mitte stand eine Drehbasse. Der Pirat weiß, daß solch ein kleines Geschütz keine große Wirkung haben kann; ihm liegt Alles daran, rasch an die Seite des andern Schiffes zu kommen, dasselbe zu entern und durch seine Uebermacht an Menschenzahl zu behaupten. Es ist sehr schwierig, die Korsarenschiffe anders als durch Ueberrumpelung zu nehmen, und diese ist nicht leicht, weil jene überall ihre Späher haben. Mein holländischer Capitän erzählte, daß er oft, wenn er an irgend einer Küste erscheine, Feuersignale bemerke, welche den Piraten zur Warnung dienen. Sie rudern dann sofort in den Flüssen oder Buchten landein, bis an ganz seichte Stellen, gewöhnlich in die Mangrovegebüsche hinein. Dort liegen sie verborgen und sicher, weil ihnen nicht einmal die Boote der Dampfer in so seichtes Wasser folgen können. Im Nothfalle opfern sie die Prahus, bringen sich selber jedoch leicht in Sicherheit. Denn wer wollte oder könnte sie weit landeinwärts verfolgen? Die Holländer thun nach Möglichkeit das Ihrige, um die Seeräuber lahm zu legen, und wenn manche Gewässer des Archipelagus leidlich sicher geworden sind, so gebührt dafür ihnen die Ehre. Die Engländer halten im westlichen Theil auch gute Wacht, aber die Spanier, aus deren nominellen Besitzungen heute die meisten Freibeuter auslaufen, thaten nur wenig, um die Piratenpest auf den Philippinen auszurotten. Sie ist dort heute noch so arg wie vor zweihundert Jahren."

---

### Das ungarische Alföld.

r. l. Diese Region wird in unseren Tagen selbst von den Börsenleuten häufig genannt, seitdem die „Alföldbahn" aufs Tapet gekommen ist. Ich wohne in dieser Gegend und sende Ihnen nachfolgende Notizen.

Das Alföld, eine Tiefebene, nimmt fast zwei Drittel des eigentlichen Ungarn ein. Sie reicht einerseits von den Nordkarpathen bis an die Sanddünen Weißkirchens, anderseits liegt sie zwischen Donau und Theiß. Sie hat vortrefflichen Alluvialboden, es fehlen ihr jedoch die Bäche.

Hart am Gebirge, z. B. an den Ausläufern der Siebenbürger Waldkarpathen, sind allerdings Bachbetten bemerkbar, sie liegen jedoch schon seit langer lieber Zeit trocken. Das berühmte Menescher Weingebirge, welches in einem Halbbogen die Alföldebene umschließt, besitzt auf der Strecke von Radno bis gegen Panlota, also reichlich 5 bis 6 Meilen, nicht einen einzigen Bach. Ja selbst tiefer im Gebirge sind seit vielen Jahren alle Betten gänzlich ausgetrocknet; daher kommt es, daß der sonst so reiche Hochwildstand gänzlich verschwunden ist. Man sucht vergebens nach edlem Standwild; es ist fort und wahrscheinlich für immer. — Die eigentliche Puszta Niederungarns, die auch hier vorkommt, wechselt mit vorzüglichem Humusboden und weiten Morästen ab. Die letzteren sind oft Meilen lang, gänzlich ungangbar und bestanden mit hohem Rohr, welches nicht selten bis 24 Schuh hoch wächst.

Das Leben in einem solchen Rohrwald ist ein ganz eigenthümlich lebhaftes und hat für den Jäger wie für den Sammler vieles Interesse. Die seltensten Wasservögel, welche auf dem Durchflug in ferne Länder begriffen sind, halten hier Rast, und so kommt es, daß nicht selten subtropische Vögel, wie der Pelikan und Flamingo, erlegt werden. Außer fast sämmtlichen Arten Schnepfen, von der kleinen Becassine an bis zur großen Doppelschnepfe, den Goldschnepfen, Sand- und Strandreitern, Regenpfeifern, wimmelt das Moor von Schaaren wilder Enten und Gänsen; unter diesen ist die Löffelgans die gewöhnlichste. Rohrdommeln und fast alle Arten Wasserhühner, vollbringen einen Höllenlärm, und es ist selbst für ein sehr geübtes Jägerohr schwierig, sich in diesem Stimmenchaos zu orientiren. Doch wehe demjenigen, der sich durch Waidmannslust hinreißen läßt, tiefer in diesen Rohr-Urwald einzudringen; ein Schritt zu weit kann verhängnißvoll werden. Die Scharben sowie die Lappen- und sonstigen Taucherarten schwärmen in ganzen Zügen um das Moor, während Tausende von Kibitzen hoch in den Lüften ihr wunderliches Spiel treiben. Der Edelreiher, der hier hauptsächlich seiner werthvollen Federn wegen gejagt wird, sowie der gemeine graue Reiher, steht gewöhnlich an seichten Moorhügeln, oft stundenlang in misanthropisches Brüten versunken; doch ist auch er ein schlauer Geselle und wittert die Gefahr schon aus weiter Entfernung.

Der Wildbestand der eigentlichen Puszta, welche oft seit Jahrhunderten noch gänzlich unangebrochen als Hutweide brach liegt, ist des herrschenden Wassermangels halber ziemlich dürftig. Außer Trappen und einigen Rebhühnern findet der Jäger wenig. Hasen werden mit Windhunden gejagt, und da Jagdgesetze nicht zu existiren scheinen, zu jeder Jahreszeit gefangen oder geschossen. Selbst in gehegten Revieren größerer Grundbesitzer findet man wenig Hasen, theilweise mag auch das furchtbare Jahr 1863 zur Verminderung beigetragen haben; damals hat es vom März bis Ende Septembers, bei einer Temperatur von 30° R., keinen Tropfen geregnet.

Mit Schaudern gedenke ich dieser furchtbaren Zeit, wo selbst tiefe Brunnen gänzlich versiechten und Wasser für Vieh und Menschen stundenweit herbeigeholt werden mußte. Der Boden sprang schuhweit auf. Und wie leicht könnte diesen oft wiederkehrenden Dürren gesteuert werden, wenn eine verständige Regierung sachkundigen Leuten die Verwaltung in die Hand geben wollte! Doch der Ultra-Magyar ist in vielen Dingen sehr indolent. Jeder vernünftige Rathschlag, wenn er von einem Nemeth ember (Deutschen) ausgeht, ist schon von vornherein verworfen. Des Magyaren Grundsatz ist, „daß Ungarn aus sich selbst fortbestehen kann und keiner fremden Einmischung bedarf." Wie weit man bei dieser Maxime bereits gekommen ist, das sieht man wohl deutlich genug, allein der „magyarische Stolz" will trotzdem praktischen Rath nicht annehmen. Und was wird aus Ungarn, dieser ehemaligen Kornkammer, werden, wenn jene Indolenz fortdauert? Eine Art von Kleinasien.

Statt Bäume zu pflanzen, welche, die Feuchtigkeit vermittelnd, dem Boden den so nothwendigen Regen geben würden, verwüstet man, was an Wald noch vorhanden ist. Der Grundherr braucht in Wien und Paris oder Homburg Geld, viel Geld; sein „Ispan" kann aus dem Fruchtraubbau nicht so viel herausschlagen, da ohnehin die Ernte schon größtentheils auf Jahre dem Juden verfallen ist. So müssen die Wälder herhalten und von einem Nachpflanzen ist keine Rede. — Da das Klima Ungarns ein nicht günstiges für den Fruchtbau ist, da nach Ausgang des milden Winters sogleich drückende regenlose Hitze auftritt, so wäre das Massenanpflanzen von Bäumen eine um so größere Nothwendigkeit zur Ausgleichung des Contrastes. Es ist ein Armuthszeugniß für den Magyar, wenn ihm der sonst tiefer stehende Serbe schlagende Beweise rationeller Bodenbewirthschaftung zeigen muß. In dem an der Marosch gelegenen Boden, in der Umgebung Arads, haben seit Jahren thätige Serben den Gemüsebau eingeführt. Mächtige Wasserhebräder werden durch Büffel in Bewegung gesetzt und schöpfen ohne Unterlaß das Wasser aus dem Maroschbett in ein Hauptreservoir, von wo es durch Gräben im Felde vertheilt wird. Massenweis umstehen die indolenten Bauern, theils Ungarn, theils Walachen, dieses Wunderwerk; sie sehen die Vortheile dieser künstlichen Bewässerung vor Augen, doch eine Nachahmung findet sich nirgends. Im Gegentheile, die Serben haben Schikanen allerlei Art zu bestehen. Praktische Rathschläge, welche zur Hebung der Culturverhältnisse von Deutschen der Regierung vorgelegt wurden, finden keine günstige Aufnahme.

---

## Der Staat Iowa in Nordamerika.

Im Jahre 1836 hatte das Gebiet, welches jetzt den Staat Iowa (sprich Eiauä) bildet, nur 10,000 Einwohner. Es war damals ein Theil des Territoriums Wisconsin, von dem es 1838 getrennt wurde. Sofort nahm seine Bevölkerung dergestalt zu, daß es in 1846 schon 97,000 Köpfe betrug, und daß sie zum Staat erhoben werden konnte. Im Jahrzehnt von 1836 bis 1846 hat die Einwohnerzahl um 87,000 Köpfe zugenommen, und am Schluß des nächsten Jahrzehnts belief sie sich bereits auf 519,000 — also eine Zunahme von 422,000 von 1846 bis 1856. Am Schlusse des dritten Jahrzehnts hatte Iowa 902,000 Einwohner, in 1868 zählte man eine Million.

Dieses rasche Wachsthum erklärt sich durch die klimatischen und Bodenverhältnisse, durch die Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit des Landes und die Energie seiner Bewohner. Die Einwanderung bildet einen mächtigen Hebel dieser großartigen Entwickelung. — Zwei große Ströme, der Mississippi und Missouri, begrenzen den Staat und bilden seine Hauptwasserstraßen; im Innern ist er von zahlreichen Flüssen und Bächen durchzogen, die eine Fülle von Wasserkraft für Handel, Landwirthschaft und Industrie liefern. Das Klima ist gesund und dem Feldbau höchst günstig. Dazu kommt ein reiches Prairieland, mit einer 1 bis 6 Fuß dicken Ackerkrume, welcher rasches Wachsthum der Saaten bedingt, denen schneller Absatz durch ein ausgebildetes Verkehrsnetz von Wasserstraßen und Eisenbahnen gewährt wird.

Der in Prairiegegenden herrschende Mangel an Waldung wird theils durch reichhaltige Kohlenlager, theils durch Zufuhr von Nutz- und Bauholz, theils auch durch Anpflanzung von Waldungen ersetzt. Mit der Ausdehnung dieser Pflanzungen von Waldbäumen nach dem in Deutschland üblichen Systeme praktischer Forstcultur werden die Prairiebewohner ihren Nachkommen ein ganz unschätzbares Erbtheil hinterlassen. Die Prairieebenen selbst wechseln an manchen Flußufern im Innern des Staates mit bewaldeten Höhenzügen, mit schönen und imposanten Scenerien. Große Vortheile stehen dem Staate dadurch in Aussicht, daß sein Eisenbahnnetz an der westlichen Grenze mit der Pacificbahn in Verbindung treten wird. Schon jetzt hat Iowa 12 Eisenbahnen mit 1400 Meilen Geleis; andere sind noch im Bau begriffen, darunter eine Bahn, die vom Mississippi durch den ganzen Staat bis nach dem Missouri reicht.

Im letzten Herbste wurden geerntet 90 Millionen Bushel Mais, 25 Millionen Bushel Weizen. Unter seinen Schwesterstaaten nimmt Iowa dadurch eine ganz bevorzugte Stellung ein, daß es gar keine Staatsschuld hat. Seinem Freischulsystem stehen reichlichere Mittel zu Gebote als irgend einem andern westlichen Staate, mit alleiniger Ausnahme von Minnesota vielleicht. Die Staatsuniversität hat eine jährliche Dotation von 35,000 Dollars, das Ackerbaucollege, das auch Frauen als Schüler aufnimmt, hat eine Jahreseinnahme von 40,000 Dollars.

Diese Thatsachen beweisen eine hohe Prosperität, obgleich der Staat noch 25 Millionen Acker unbebauten fruchtbaren Landes hat, welche erst durch neue Verkehrswege erschlossen werden sollen. Die Betriebsmittel, welche den Staat so weit entwickelten wie er jetzt ist, haben sich inzwischen auf das Großartigste vermehrt und seine Entwickelung wird in dem nächsten Jahrzehnt auf alle Fälle noch überraschendere Fortschritte machen als in dem vorigen. Das Yankee-Element hat den ersten Impuls dieser Entwickelung gegeben. Die ersten Ansiedler waren Nachkömmlinge von Bewohnern Neuenglands, die sich in den benachbarten Staaten niedergelassen hatten. Sie wurden sehr bald unterstützt von einer zahlreichen europäischen, namentlich deutschen Einwanderung, deren Farmen und Gärten, deren Industrie und Handel ein glänzendes Zeugniß ablegen von deutscher Intelligenz und deutschem Fleiße.

## Australische Notizen.

g. Zur Mission u. s. w. in Victoria. Auf Befehl des Parlaments der Colonie Victoria (Australien) wurde demselben im September 1868 ein officieller Bericht über die in der Colonie bestehenden Stationen zum Schutze, zur Unterstützung, sowie zur Belehrung und Bekehrung der Eingeborenen übergeben, aus dem das Wichtigste in Nachfolgendem enthalten ist.

Station Coranderrk bildet eine Reserve von 4600 Acres, von denen ungefähr 70 angebaut sind und einen jährlichen Ertrag an Producten, vorzugsweise Weizen, Hafer und Kartoffeln, im Werthe von 480 Pf. St., liefern. Die Zahl der dort sich versammelnden Eingeborenen beträgt durchschnittlich achtzig; unter den Erwachsenen (39) können nur sehr wenige lesen und schreiben, während unter den Kindern ihrer sechszehn einigermaßen im Stande sind, zu lesen, zu schreiben und auch zu rechnen. Die Anstalt steht unter der Leitung des Mr. John Green und Mr. A. G. Lang.

Station Lake Hindmarsh mit einer Reserve von 1897 eingezäunten Acres, von denen jedoch nur drei unter Cultur sind. Dirigent ist der Rev. Adolf Hartmann. Die Zahl der Eingeborenen beträgt durchschnittlich funfzig, davon können 15 lesen und schreiben und 11 bloß schreiben (cui bono??), während 20 schreiben und 31 rechnen lernen.

Station Lake Wellington, unter Leitung des Rev. F. A. Hagenauer, hat eine Reserve von 2356 Acres, davon sind 200 eingezäunt und ungefähr 4 bebaut. Von den 70 Eingeborenen können 10 Erwachsene und 13 Kinder lesen und schreiben.

Station Lake Tyers, geleitet von dem Rev. John Bulmer, hat eine Reserve von 2000 Acres, von denen 4 eingehägt und 2 bebaut sind. Die Zahl der dort sich aufhaltenden Eingeborenen beträgt gewöhnlich 40, aber kaum 10 unter ihnen können lesen und schreiben.

Station Lake Condah, welcher Hr. Job Francis vorsteht, hat eine Reserve von 3800 Acres. Von den hier verweilenden 80 Eingeborenen können ungefähr 20 lesen und schreiben.

Station Swan Hill. Hier werden unter der Controle von Mr. B. W. Gummow Lebensmittel und Kleidung an 150 Eingeborene verabreicht.

Station Carngham, desgleichen an 50 Eingeborene, unter der Aufsicht von Mr. A. Porteous.

Station Tangambalanga, desgleichen an 25 Eingeborene, unter der Controle von Thomas Mitchell.

Eine gleiche Sorge wird noch auf den Stationen Hamilton für 27, Wynna für 27 und Ulupna für 40 Eingeborene getragen.

Wir lernen also aus diesem officiellen Berichte, daß 636 Eingeborene mit Nahrung und Kleidung versehen werden und daß 320 Unterricht empfangen, von denen jedoch kaum 100 ein wenig lesen und schreiben, und 21 etwas rechnen (was aber kaum mehr als zählen bedeutet) können. Und dabei muß man noch an diese Leistungen immer den Maßstab großer Bescheidenheit legen und auch nicht vergessen, daß Missionsberichte nur zu häufig in günstigerm Lichte vorgeführt werden als die wirklichen Zustände es gestatten. Fließen dann doch die Beiträge um so williger ein! Mir sagte einmal ein Engländer, mit dem ich in Adelaide (Südaustralien) aus einem öffentlichen Missionsmeeting zurückkam, recht bezeichnend: „Die Sache ließ sich so weit recht hübsch anhören, aber nur Schade, daß es kaum etwas Anderes war als sogenannte Missionsanekdötchen. Nun, die Sammlung fiel ja reichlich aus, und das war eben der Zweck."

— Culturstatistik der Colonie Südaustralien. Die Colonie Südaustralien, deren Bevölkerung sich am 1. Januar 1868 auf 172,860 Seelen, und zwar 90,334 männliche und 82,931 weibliche, belief, zählte zu Anfang des laufenden Jahres an Kirchen und Capellen 511, gegen resp. 492 und 461 in den beiden voraufgehenden Jahren, und außerdem wurden noch 186 andere Gebäude und Räume für den Gottesdienst benutzt. Die Zahl der verschiedenen kirchlichen Denominationen (Kirchen oder Secten) betrug 19, und waren die Church of England, die Methodisten, Congregationalisten und Katholiken numerisch am stärksten. Die Zahl der Schulen, welche von der Colonialregierung controlirt und unterstützt wurden (licensed or Government schools), ergab 304, gegen 292 des Vorjahres. Es waren daran 205 Lehrer und 103 Lehrerinnen angestellt, deren jährliches Ein-

kommen, abgesehen von der Wohnung, durchschnittlich die Höhe von 105 Pf. St. 11 Sh. 4½ P., d. i. 718 Thlr., gegen 107 Pf. St. des Vorjahres erreichte. Es wurden in diesen Schulen 14,600 Kinder unterrichtet und zwar 8240 Knaben und 6360 Mädchen, und war der mittlere Schulbesuch 10,448. An Schulgeld liefen ein 14,628 Pf. St., macht 1 Pf. St. 2 Sh. 1⅓ P. pro Schulkind, während die Regierung, außer den Kosten für die Unterhaltung der nöthigen Gebäude, einen Zuschuß von 19,616 Pf. St. gewährte.

Außer diesen sogenannten Government Schools bestehen noch zahlreiche Privatschulen und höhere Lehranstalten, unter denen das der Church of England gehörige St. Peter's College und die Handelsschule des Mr. J. L. Young den ersten Rang einnehmen. Im Durchschnitt kommt in der Colonie ein Schulkind auf 7,7 der Bevölkerung.

Das Nationalmuseum in Adelaide, dessen freier Besuch einem Jeden ohne Unterschied von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends zusteht, ist ein großes und elegantes Gebäude mit vielen Räumlichkeiten, in denen sich zoologische, mineralogische und andere Sammlungen befinden, desgleichen eine Bibliothek mit 14,040 Werken, sowie Lesesäle, in denen nicht bloß sämmtliche Zeitungen und Journale der verschiedenen australischen Colonien, sondern auch die mit jeder Ueberlandpost eintreffenden bedeutendsten politischen und literarischen Blätter Europas ausliegen. Die Bibliothek kann ein Jeder an Ort und Stelle beliebig benutzen, will er aber Bücher mit ins Haus nehmen, sowie den alle 14 Tage in der Aula stattfindenden Vorlesungen über interessante Gegenstände beiwohnen, so zahlt er pro Jahr 1 Pf. St.

Aehnliche, mit dem Adelaider Institute zusammenhängende und von demselben mit Büchern versehene sogenannte Mechanic Institutes, natürlich in kleinerm Maßstabe, giebt es noch in der Zahl von 45 in den verschiedenen Districten der Colonie.

Der Vorstand, zum Theil von der Regierung, zum Theil von den Subscribenten erwählt, ist strenge angewiesen, Bücher schlüpfrigen Inhalts nicht in der Bibliothek zu dulden.

— Seidenzucht in Australien. Dieselbe wird bei den Colonisten beliebt, seitdem einige Versuche gut ausgefallen sind. Das ist namentlich in Fitzroy, Victoria, der Fall gewesen, wo nun eine Frau Timbrele die Sache ins Große treibt. Das Klima ist der Seidenzucht günstig. Da nun auch, wie wir früher gemeldet haben, Californien sich auf die Seidenzucht legt und namentlich mit den Würmern aus japanischen Eiern treffliche Erfolge gewinnt, so ist Aussicht vorhanden, daß schon nach Verlauf von wenigen Jahren Seide in nicht unbeträchtlicher Menge auf die europäischen Märkte kommen werde.

— Als secundäres Moment der großen Bedeutung, welche die Schäfereien für die australischen Colonien haben, wird von der Colonie Neusüdwales gemeldet, daß 1868 die Schur daselbst für je 100 Schafe 18 Sh. (6 Thlr. 3⅓ Sgr.) gekostet habe. Da nun der ganze dortige Schafbestand fast genau 13 Millionen Stück zählt, so würden sich darnach die Gesammtkosten des Scheerens auf 117,000 Pf. St. oder 795,000 Thlr. belaufen haben. Erwägt man nun ferner, daß die Schafherden von ganz Australien, mit Einschluß von Tasmanien und Neuseeland, gegenwärtig 48 Millionen ausmachen, so folgt daraus, daß für die vorjährige Schur die enorme Summe von 432,000 Pf. St. oder 2,937,600 Thlr. verausgabt wurde.

— Botanik. Von Sydney in Neusüdwales wird berichtet, daß der Botaniker Guilfoyle eine große Sammlung seltener und zum Theil noch völlig unbekannter Pflanzen auf den Fidschiinseln zusammengesucht habe.

— Goldschau in Melbourne. Am 7. November vorigen Jahres wurde in Melbourne in dem großen Schaufenster der Bank von Neusüdwales in Collins Street eine der glänzendsten Sammlungen von Goldstücken ausgestellt, welche je zuvor ein Goldfeld der Colonie Victoria, selbst Ballarat nicht ausgenommen, zur öffentlichen Ausstellung gebracht hatte. Sämmtliche „Nuggets" waren nur ein Theil des Goldes, welches in den letzten fünf Wochen auf dem neuen Berlin Rush der reichen Inglewood Alluvial-Diggings war gefunden worden, und hatten zusammen ein Gewicht von 1502 Unzen oder den Werth von 5858 Pf. St. oder 39,838 Thalern. Die größten Goldstücke darunter wogen 286 (1116 Pf. St. oder 7589 Thlr.), 225 (878 Pf. St. oder 5971 Thlr.) und 175 Unzen (683 Pf. St. oder 4643 Thlr.).

— Die Blinden in Australien. Man war bisher der Ansicht, daß das australische Klima, wenn auch sonst im Allgemeinen ein gesundes, doch den Augen schädlich sei, indem man in diesem Continente ungewöhnlich viel Erblindete antreffe. Herr G. Rabinson, Director der Blindenanstalt in Melbourne, hat nun in seiner kürzlich veröffentlichten Blindenstatistik nachgewiesen, daß in Australien überhaupt nur ein Blinder auf je 1000 der Bevölkerung falle, während in Großbritannien dies Verhältniß sich stelle wie 1 : 800.

— Wie man in Queensland schreibt. Die Formen der verfeinerten Gesellschaft scheint man in dem nördlichen Queensland (Hauptstadt Rockhampton), wo überhaupt in jeder Beziehung noch sehr primäre Zustände herrschen, am allerwenigsten zu kennen, und sehr sonderbare Proben massiver und roher Stilistik finden sich tagtäglich in den dortigen Zeitungen, ohne daß man an Ort und Stelle etwas Anstößiges darin zu erblicken scheint. So z. B. heißt es in einem Schreiben in der „Rockhampton Zeitung" wie folgt: „Ich bemerke diesen Morgen in Ihrer Zeitung einen Brief, der eine ganze Handvoll Lügen enthält und jedenfalls von Jemandem herrührt, welcher mit gestohlener Feder, mit geraubter Dinte und auf Diebespapier schreibt, und der sich „Farmer" nennt, aber richtiger „bankerotter Landstreicher" zeichnen sollte." Ferner: „Herr Redacteur, wenn der Postdampfer diesen Morgen ankommt, so sagen Sie doch dem Capitän, daß er unserm Postmeister kein Frühstück mehr gebe. Denn dieser geht jedesmal an Bord und stopft sich da so voll, daß ihm die Augen aus dem Kopfe stehen; und von dieser Uebersättigung wird er dann so dumm, daß er hernach die Briefe nicht sortiren kann und das Publicum eine Stunde über die gewöhnliche Zeit hinaus zu warten hat." Ländlich, sittlich!!

— Offener Brief eines Maoris-Häuptlings auf Neuseeland. Ein neuer Krieg ist zwischen den Colonisten und den Maoris auf Neuseeland ausgebrochen, und zwar mit einer Erbitterung und Grausamkeit, die nur auf Ausrottung zielen können. Den Reigen eröffnete am 11. Juli vorigen Jahres der Stamm der unversöhnlichen und unbezähmbaren Ngatiruanui. Sie überrumpelten eine von 25 Mann Miliz besetzte Redaute an der Grenze der Provinzen Wellington und Taranaki, tödteten zehn, verwundeten sechs Mann der Besatzung und verstümmelten die Gefallenen in einer entsetzlich barbarischen Weise. Der Häuptling ließ ein Memorandum bei der Redoute zurück, welches wörtlich wie folgt lautet:

„Ich habe das Fleisch eines weißen Mannes, den wir getödtet, gekostet, — meine Frau und Kinder haben auch davon gegessen, — und es ist sehr schön. Von jetzt an sollen alle weißen Männer den Thieren des Feldes und den Vögeln unter den Himmeln zum Futter dienen! Wir haben von dem weißen Manne gekostet, — seine Kehle ist offen und roth! Und wer weiß, wo wir inne halten werden? Ihr wißt nicht, wann die Winde aufhören! Tod ist von nun an mein Freund! Jeder weiße Mann, der sich hierher wagt, ist dem Tode geweiht! Eben wie die Himmel, so sind meine Worte. Wird das nächste Meteor von Osten oder von Westen, von Norden oder von Süden kommen? Ihr wißt es nicht. Und so wißt Ihr auch nicht, wo wir die nächste Palme von dem weißen Manne erringen werden. Ich habe gesprochen."

## Erforschung der Ströme Brasiliens.

Die Regierung läßt die Nebenströme des Amazonas hydrographisch untersuchen, und nachdem schon auf dem Madeira und dem Purus Dampferfahrten unternommen worden sind, meldet man jetzt dasselbe vom Araguaya. Dieser wichtige Strom bildet eine Hauptverkehrsader für die beiden

großen Provinzen Goyaz und Matto grosso, entspringt in etwa 18° 10′ S. und vereinigt sich unter etwa 6° S. mit dem Tocantins. Von seinem etwa 300 deutsche Meilen langen Laufe sind 244 Meilen schiffbar; der übrige Theil wird durch die etwa drei Wegstunden lange Cachoeira (d. h. Stromschnelle) grande versperrt. Nun lesen wir, daß im Herbst 1868 ein Dampfer den Fluß 200 Leguas (20 = 1°) hinaufgefahren ist und nach dem Militärposten Santa Maria von Pará, also von der Mündung des Amazonas gebracht hat. Er fand überall reichliche Wassertiefe und legte die Fahrt in 12 Tagen zurück. Nun soll der Araguaya in regelmäßigen Zwischenräumen befahren werden.

Auch der Rio das Velhas, in der Provinz Minas geraes, ein Zufluß des San Francisco, ist im verflossenen November zum ersten Mal mit einem Dampfer befahren worden und zwar zunächst auf der Strecke von Jaguara bis zu seiner Mündung bei Sabará, also etwa 120 Leguas weit. Der Rio San Francisco, der eigentliche Centralstrom Brasiliens, welcher durch die Provinzen Minas geraes, Pernambuco, Alagoas und Sergipe fließt, ist von der See her bis zu den majestätischen Kataracten von Paulo Affonso fahrbar und oberhalb derselben abermals eine Strecke von mehr als 200 Leguas zu beschiffen.

Coutinho hat, wie früher mehrfach im „Globus" erwähnt wurde, nacheinander erforscht: den Purus und Ituri, dann auch den Hyapura und Madeira; der letztere wird eben jetzt, Anfangs 1869, von dem deutschen Ingenieur Keller abermals untersucht. Chandler erforschte den Aguey, einen Nebenfluß des Purus, und Gustav Dölt den Ceará Mirim und Newton Burlamaque den Parnahyba in der Provinz Piauhy. Halfeld hat über den San Francisco werthvolle Mittheilungen gemacht, Keller desgleichen über den Parahyba und dessen Zufluß, den Pomba; dann auch gemeinschaftlich mit seinem Bruder und mit Rumbelsperger den Ivahy in der Provinz Paraná und einen beträchtlichen Theil des Paranaflusses erforscht. Eusebio Stevenaux untersuchte zum Zweck einer Canalanlage die Flüsse Romonga und Japaratuba in der Provinz Sergipe. Azevedo hat eine Karte des Amazonas entworfen. Ein Blick auf eine beliebige Karte von Südamerika zeigt, daß diese hydrographischen Erforschungen sich auf alle Theile des Reiches erstrecken.

### Die Mißernten in Rußland und die finnische Auswanderung nach dem Amurgebiete.

Bekanntlich sind viele Gouvernements von Rußland schon seit einigen Jahren durch schlechte oder völlige Mißernten hart betroffen worden, so daß im vorigen Jahre eine weitverbreitete Hungersnoth herrschte und zu außergewöhnlichen Unterstützungsanstrengungen aufforderte. Allein das unter dem Vorsitze des Großfürsten-Thronfolgers fungirende Nothfonds-Comite hat weit über eine Million Rubel freiwilliger Gaben an Hülfsbedürftige vertheilt. Auch im Sommer 1868 war die Ernte nur in sehr wenigen Gouvernements erfreulich (worunter, in Folge der ungewöhnlichen Wärme, Archangel hervorzuheben ist), in den meisten mittelmäßig, in elf aber gänzlich mißrathen; unter den letzteren stehen obenan Smolensk und die drei sogenannten Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland. Leider verschafft den vielbedrängten Balten nicht einmal der von der Regierung officiell constatirte Nothstand einigen Schutz vor den moskowitischen Anfeindungen, vielmehr scheuen die Deutschenfeinde sich nicht, gerade die schweren Bedrängnisse des Landvolkes für ihre Zwecke auszubeuten, indem sie natürlich die auch anderweitig und mit denselben Resultaten vorgekommene Mißernte einfach ganz unberücksichtigt lassen und die Noth der Bauern, nach beliebter (allen ihnen wohlbekannten Thatsachen Hohn sprechender) Maxime, den fabelhaften Bedrückungen der Bauern durch die deutschen Gutsbesitzer zur Last legen und aus dieser angeblichen Verschuldung für sich politisches Capital schlagen.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß von solchen Unbilden deutscher Grundherren in Wahrheit keine Rede sein kann, daß dieselben vielmehr, obwohl selber durch die schlechten Erträge der letzten Jahre am meisten betroffen und durch die agrarischen Reformen schon vielfach bedrängt, dennoch ihr Mögliches zur Erleichterung der traurigen Lage ihrer Gutsangehörigen aufbieten, ja daß bis auf die Folgen der letzten Mißernten sich gerade als Wirkung jener neuerdings durchgeführten Reformen (Abschaffung der Frohne, Ueberlassung der bäuerlichen Grundstücke an Bauern in freier Pacht oder zu vollem Eigenthum, Eröffnung bäuerlicher Creditinstitute, neue Landgemeindeordnung ꝛc.) auf Kosten der Gutsbesitzer der Wohlstand und die Selbständigkeit des Bauernstandes bedeutend und in einer wenigstens im übrigen Rußland unerreichten Weise gehoben hatte.

Dennoch ist der allgemeine Nothstand für den Augenblick, wenngleich ohne Verschuldung irgend Jemandes, leider vorhanden, und die Regierung unterstützt die Provinzialstände bereitwillig bei ihren Bemühungen, der wachsenden Noth thunlichst zu steuern und abzuhelfen. Nur gegen die von Letten und Esthen vielfach ins Werk gesetzten Uebersiedelungen nach dem innern Rußland tritt die Regierung begreiflicher Weise auf, da ihr an einem Zuströmen mittelloser Leute nach Gegenden, deren Lebensweise und Sprache ihnen nicht einmal bekannt ist, wenig gelegen sein kann.

Wieder aber haben die baltischen Behörden, welche dabei nur auf Befehl der Obrigkeit nach den Reichsgesetzen verfahren, von der russischen Presse die bittersten Vorwürfe und Verleumdungen wegen gewaltsamen Zurückhaltens der armen Letten und Esthen zu erdulden, während es auf der Hand liegt, daß den Deutschen durch Auswanderung der Nothleidenden nur Erleichterung verschafft würde.

Ganz anders verhält es sich mit der neuerdings aufs Tapet gebrachten Auswanderung nach dem Amurlande. In jenen entfernten fruchtbaren Landstrichen fehlt es noch fast ganz an den erforderlichen Kräften zur Ausbeutung der reichen Schätze desselben; daher hat die russische Regierung sich, in richtiger Erkenntniß des ihr selbst daraus erwachsenden Nutzens, zur directen Unterstützung des Unternehmens entschlossen.

Ende dieses Jahres (1868) geht der erste größere Auswanderungszug, und zwar aus Finnland, welches so schwere Noth in den letzten Jahren gelitten, nach dem Amur ab. Ein Schiff unter Leitung des Capitäns Haak führt 40 Familien auf Kosten der Regierung über England, Cap der guten Hoffnung und Hongkong in ihre neue Heimath. Zunächst erhalten die Einwanderer 200 Morgen Landes unentgeltlich auf 24 Jahre; danach werden sie höchstens 25 Rubel (?) jährlich pro Morgen zu zahlen haben. Die Regierung übernimmt ferner für den Anfang alle Einrichtungskosten und liefert in Geld oder in natura das erforderliche todte und lebendige Inventar; die Rückzahlung dieser Schuld beginnt erst nach drei Jahren und ist in fünf Jahren zu bestreiten, wenn nicht Frist bewilligt wird. Die Colonen, welche auch das Fischereirecht genießen, können nach Abtragung ihrer Schuld an die Regierung jederzeit in ihre frühere Heimath zurückkehren, doch läßt sich erwarten, daß es ihnen in jenen milden, fruchtreichen Gegenden besser ergehen und gefallen wird. C. S.

### Fund von römischen Alterthümern in Mecklenburg.

Geh. Archivrath G. C. F. Lisch veröffentlicht Folgendes: „In den deutschen Küstenländern nicht allein der Nordsee, im Hannoverschen, sondern auch der Ostsee, im Mecklenburgischen, und auf den dänischen Inseln, werden nicht selten große Funde von römischen Alterthümern gemacht, welche gewöhnlich tief in die Erde vergraben sind. In Mecklenburg sind außer mehreren einzelnen Stücken seit der Stiftung des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (1835) um das Jahr 1840 drei große Funde von bronzenen und silbernen römischen Alterthümern gemacht: zu Gr. Kelle bei Röbel, zu Hagenow und zu Grabow, von denen der letztere zuerst nach Kopenhagen wanderte, jedoch im August 1868 durch Vermittelung des Herrn Worsaae von dem dänischen Museum an das Alterthumsmuseum zu Schwerin wieder zurückgegeben ist.

Im December 1868 wurde nun in der Mitte von Mecklenburg auf dem Domanialpachthofe Häven bei der Stadt Brüel 5 Fuß tief in einer Sandgrube beim Sandgraben ein großer Fund gemacht und ist an das Alterthumsmuseum zu Schwerin gelangt. — Römische Alterthümer mögen noch in den Wesergegenden gerade nichts Auffallendes sein; für die Ostseeländer sind sie aber zur Erkenntniß der ältern Culturstufe dieser Gegenden von hohem wissenschaftlichen Werthe.

Die Alterthümer von Häven bestehen größtentheils aus antiker Bronze, einige aber auch aus Silber, Holz, Glas und Thon; Eisen hat sich nicht dabei gefunden. Die bronzenen Alterthümer sind zweifellos römischen Ursprungs (wenn sich auch dies Mal nicht, wie früher, römische Fabrikstempel auf denselben gefunden haben), da sie durchgehends die bekannte römische Kunstfertigkeit zeigen und auf der Drehbank abgedrehet und mit Verzierungslinien geschmückt sind, auch Formen dieser Art unter heimischen Alterthümern nicht vorkommen. Nach Vergleichung mit anderen Funden mögen die Sachen dem ersten oder zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt angehören. Sie verdienen neben den früheren Funden um so mehr wissenschaftliche Theilnahme, als bekanntlich kurz vorher bei Hildesheim unter gleichen Umständen ein sehr bedeutender römischer Silberfund gemacht worden ist. Ich bringe diesen hävenschen Fund hierdurch vorläufig zur öffentlichen Kenntniß, um bei Zeiten alle Entstellungen und Uebertreibungen abzuschneiden. —

Die bronzenen Alterthümer von Häven sind folgende: ein „glockenförmiger Krater" (Krater) mit Fuß und Henkel, 8¼ Zoll oder 20 Centimeter hoch, glatt, vollständig erhalten; ein ähnlicher Krater, auch mit Fuß und Henkel, glatt, im Boden zerbrochen; ein ähnlicher Krater, mit Fuß und Henkel, am Rande mit einem breiten Streifen schön gezeichneter, gravirter Verzierungen von Meerungethümen, Eroten, am äußersten Rande mit einem Eierstabsstreifen, dessen Eier vergoldet erscheinen, ein Gegenstück zu dem früher bei Grabow gefundenen und jetzt von Kopenhagen zurückgegebenen Krater, im Boden zerbrochen. Ein Kessel mit flachem Boden, glatt; zwei Kellen oder Kasserolen und zwei Siebe, von denen je ein Sieb genau in eine Kelle paßt, die charakteristischen Kennzeichen größerer römischer Funde im Norden: eine Kelle; eine Scheere in Gestalt einer sogenannten Schafscheere und ein Messer, beide in größeren römischen Funden auch gewöhnlich. — Außerdem sind in dem Funde zwei gleiche hölzerne Eimer mit Bronzehenkel, mit bronzenen Beschlagreifen und vielen schmalen bronzenen Verzierungsstreifen mit kleinen Buckeln; von dem Holze sind noch ziemliche Reste gut erhalten. — Das Gewicht aller Bronze beträgt ungefähr 12 Pfund. — Ferner wurden gefunden: zwei römische Hefteln (fibulae) mit Spiralfeder, von Bronze, an den Queerändern mit feinen Silberperlen verziert. — An Silber ward gefunden: eine römische Heftel gleicher Art, mit feinen goldenen Verzierungsbändern, 1 Loth schwer. — An Glas war vorhanden: ein kleines halbkugeliges Gefäß von wasserhellem Glase mit eingeschliffenen Verzierungen (Perpendiculärstreife und Halbkugeln), wie ein großer Tassenkopf, freilich zerbrochen, jedoch noch in einer senkrechten Hälfte vollständig erhalten. Sehr wichtig sind: zwei große thönerne Urnen und eine kleine thönerne Urne, von schwärzlicher Farbe, von einheimischer Fabrik, alle mit ziemlich gleichartigen Verzierungen, deren Alter sich jetzt endlich nach den römischen Alterthümern wird bestimmen lassen. Endlich sind noch menschliche Gebeine dabei gefunden, zu denen ich noch nicht habe gelangen können, da sie von den Arbeitern wieder tief vergraben sind."

**Eine Neujahrsepistel für den radicalen Congreß in Washington.** Im März hat derselbe ein Ende; die Dinge nehmen dann eine andere Wendung, weil in vielen Wahlbezirken die Anhänger der Verfassung gesiegt haben. Die Radicalen büßen dadurch ihre Zweidrittelmajorität ein, welche von ihnen in geradezu abscheulicher Weise mißbraucht worden ist. Ein außerhalb der Parteien stehendes Blatt, der „Newyork Herald", äußert sich nun über die öffentlichen Zustände, welche durch die herrschende radical-republikanische Partei, diese „Partei der moralischen Ideen des Fortschrittes und der Freiheit" (wie sie sich selber nennt), herbeigeführt worden sind. Wir empfehlen diese Betrachtungen denjenigen Lesern, welche sich an den schöngefärbten Correspondenzen in manchen unserer deutschen Blätter zu erbauen und denselben Glauben beizumessen pflegen.

Als Präsident Johnson sich nicht zu einem willfährigen Werkzeuge des radicalen Congresses hergab, verwandelte sich derselbe in einen revolutionären Convent, welcher mit der Bundesverfassung ganz willkürlich umsprang und ohne Weiteres in Abgang decretirte, was seinem Gebahren hätte hinderlich sein können. Er legte das höchste Bundesgericht lahm und entzog demselben die wichtigsten Competenzen, damit dieses Obergericht ferner nicht im Stande sei, die Maßregeln des Congresses für ungesetzlich, also null und nichtig zu erklären. Er entzog der vollziehenden Gewalt ihre Hauptbefugnisse, indem er ihr zum Beispiel den Oberbefehl über die bewaffnete Macht nicht ferner beließ und ihr auch das Recht, Beamte ein- und abzusetzen, ohne Weiteres nahm. Das letztere geschah, damit die Radicalen die Staatsfinanzen recht gründlich und ungestört ausbeuten konnten. Ihr Führer, Stevens, erklärte offen im Congresse, daß diese Maßregeln allerdings verfassungswidrig seien, man bedürfe jedoch derselben. Der Präsident legte allemal sein Veto ein und wies die Verfassungswidrigkeiten bündig nach, da aber die Radicalen die Zweidrittelmehrheit haben, so stimmten sie das Veto nieder und trieben ungehindert ihre böse Wirthschaft weiter.

Nun sagt der „Herald": „In jedem Zweige der Bundesverwaltung herrscht ungeheure Corruption; Alles stiehlt, und man möchte das Tenure of Office Law, welches der vollziehenden Gewalt alle Macht und Controle über die Beamten raubt, auch unter der neuen Verwaltung fortdauern lassen. Dann wären der Branntwein-Ring (— Ring ist die amerikanische Bezeichnung für eine Clique, welche sich verbündet hat, den Staatsschatz zu plündern —) und alle die anderen Ringe, welche sich jetzt durch ihren Diebstahl mästen, in der Lage, ihr Plünderungssystem weiter fortzuführen.

„Es ist eine allbekannte Thatsache, daß der jährliche Verlust, welcher der Bundeseinnahme durch die Betrügereien der verschiedenen Ringe zugefügt wird, sich auf die enorme Summe von mindestens 100,000,000 Dollars beläuft. Schon mit dieser Summe, um welche das Land alljährlich durch die Schurken, welche namentlich bei Erhebung der inneren Steuern ihre Hand im Spiele haben, betrogen wird, könnte unsere Staatsschuld, die mehr als drittehalb Milliarden beträgt, binnen funfzehn Jahren getilgt werden, ohne daß man dem Volke die Abgaben auch nur um einen Cent zu erhöhen brauchte. Dann wäre freilich den Ringen ein Strich durch die Rechnung gemacht und die Räuber müßten ihre Beute fahren lassen.

„Wir haben bisher die Revolution in ihrer widerwärtigsten Gestalt gehabt, — die Revolution nicht zu Gunsten des Volkes, sondern zum Vortheil der Spitzbuben. Die Gründer der Republik waren so weise und verständig, die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt von einander zu trennen und eine unabhängige richterliche Gewalt zu schaffen, welche zwischen jenen beiden die Wage hält. So ist es gekommen, daß diese Republik achtzig Jahre lang von der ganzen Welt bewundert wurde und daß die Amerikaner stolz auf sie waren. Damit war es aber zu Ende als der Congreß das Tenure-of-Office-Gesetz decretirte und damit den Präsidenten degradirte. Er war von nun an nicht mehr ein gleichberechtigter Bestandtheil der Staatsgewalt, bei welchem im Falle der Noth das Volk Schutz finden konnte gegen Uebergriffe und Ungesetzlichkeiten. Man erniedrigte ihn zum Werkzeug einer beliebigen Clique, welche eben über die Mehrheit im Congresse verfügt.

„Solch eine Clique haben wir und sie möchte gar zu gern ihre Macht weiter behaupten. Sie würde eine solche niemals erlangt haben, wenn man ihre Absichten und Zwecke gleich von vornherein hätte durchschauen können. Sie verschleierte aber dieselben unter dem Vorwande, daß es nöthig sei, einen unpopulären Präsidenten unschädlich zu machen. Sie wandte vor,

daß derselbe ein Verräther an der Verfassung sei, und das Land ließ sich gefallen, daß die vollziehende Gewalt ohnmächtig gemacht wurde. Unter jenem Tenure of Office Law konnten nun die verschiedenen Ringe mit dem Staatsschatze nach Belieben verfahren und der Streit, in welchen Präsident Johnson mit dem Commissär der inneren Steuern verwickelt wurde, hat dargethan, daß die Diebe straflos bleiben und daß für das ganze Land Schimpf und Schande vorhanden ist.

„Wir nehmen nicht an, daß alle Mitglieder der republikanischen Majorität bei diesen Schurkereien betheiligt seien. Aber jenes Gesetz hat eine Oligarchie geschaffen, durch welche das Land unbarmherzig ausgeplündert wird.

„Wenn Grant als Präsident die nothwendigen Reformen durchführen will, dann hat er eine ungeheuer schwierige Arbeit zu verrichten. Fast jede Abtheilung der Civilverwaltung ist in völliger Unordnung und wirkungslos. Betrügerei und Bestechlichkeit — Corruption — sind so allgemein und gebärden sich so unverschämt, daß sie in der allerfrechsten Weise dem Gesetze Hohn sprechen. Die Regierung zu bestehlen gilt gar nicht mehr für etwas Unmoralisches. Das Finanzdepartement ist eine wahre Senkgrube von Niederträchtigkeit. Das Steuerdepartement ist, in Verbindung mit dem Branntweinringe, eine ganz offenkundige Organisation, deren Zweck darauf gerichtet ist, die Regierung zu bestehlen. Nie hat irgend ein Land unter einem solchen Fluche gelitten. Ja, wir wiederholen es, diese Steuerbeamten, diese Revenüendiebe, stehlen dem Volke alljährlich viele Millionen. Das sind die Folgen der erbärmlichen und abscheulichen (— Congreß- —) Regierung; (— denn der Präsident ist ja lahmgelegt und kann auch nicht einmal einen überwiesenen Dieb und Betrüger entfernen. —)

„Und was nun den radicalen Congreß anbelangt, so hat er dargethan, daß er die verderbteste, corrupteste, schamlos-extravaganteste politische Körperschaft ist, die jemals in der Welt existirt hat. Der Präsident Johnson mußte ihm als bête noire herhalten. Sie stellten die Dinge so dar, als sei er die Quelle alles Unheils, aber es war damit lediglich darauf abgesehen, dem bethörten Volke Sand in die Augen zu streuen. Diese nichtswürdige, corrupte Körperschaft konnte dann alle Arten von Betrügereien sich erlauben und belastete die Nation zugleich mit ungeheueren Abgaben und einer ungeheuern Bundesschuld. Und während sie ihre Niederträchtigkeit verübte, schob sie den armen Johnson als Sündenbock vor! Wird sie Aehnliches auch mit Grant wagen?"

Man sieht, diese Epistel ist mit Fractur geschrieben, sie trägt aber nicht etwa zu stark auf, sondern sagt was wahr und allgemein bekannt ist. Wir unsererseits wüßten nicht, daß irgend eine andere politische Partei im Verlaufe der Völkergeschichte das Brandmark der Infamie so deutlich an der Stirn getragen hätte, wie die radicale Partei in den Vereinigten Staaten. Der arme Montesquieu! Er verlangte, daß in einer Republik und unter den Republikanern die Tugend vorwalten müsse. Er konnte freilich von dem politischen Zustande im Yankeelande keine Ahnung haben.

---

**Kupferproduction in den verschiedenen Ländern.** In Nordamerika, wo eine wahre Hetzjagd mit Schutzzöllen getrieben wird, hat der Congreß, in welchem die sogenannten Republikaner die Mehrheit haben, 1868 durchgesetzt, daß das „Kupferinteresse" noch höhern „Schutz" erhalten hat als es schon besaß, und daß damit dem Verbraucher die Waare vertheuert wird. Dem Congresse wurden Vorlagen über die Kupfererzeugung im Allgemeinen mitgetheilt, die sich auf 1866 beziehen und annähernd richtig sein mögen. Demgemäß wurden 93,415 Tons Kupfer producirt (gegen 41,415 Tons im Jahre 1846). Davon kommen auf England 12,153 Tons; in den früher so ergiebigen Gruben in Cornwall verringert sich die Ausbeute immer mehr. Aber England ist der Hauptkupfermarkt und exportirt jährlich 28,000 bis 30,000 Tons, wovon ein großer Theil aus Südamerika, Cuba rc. kommt. Rußland erzeugt etwa 5600, Schweden mit Norwegen 2850, Deutschland 8700. Von diesen entfallen auf Oesterreich 3775, Preußen 3500, Sachsen 370, Hannover 200, Hessen und Nassau 355, auf die übrigen Staaten etwa 500 Tons. Aber unsere Seehäfen Hamburg und Bremen führen auch Kupfer und Kupfererz ein, so daß sich die Ziffer dann auf etwa 11,000 stellt. Auf Frankreich kommen an eigenem Kupfer kaum 100 Tons, auf Spanien 975, Italien und die Küstenländer des Mittelmeeres, Nordafrika eingeschlossen, 840, auf das osmanische Reich etwa 2000. Für Nordamerika werden 14,535 Tons angegeben, für die argentinische Republik 1095, Neusüdwales 2000, das übrige Australien 2250, Chile und Peru 34,357, Japan und China 2700 Tons.

---

**Die Auswanderung aus europäischen Häfen** betrug im letztverflossenen Jahre 240,523 Köpfe. Davon kommen auf Bremen 66,272 in 189 Schiffen; — auf Hamburg 43,628 direct und 6422 indirect (über Hull und Liverpool); — auf Antwerpen 4528, wovon 1528 direct, der Rest über die beiden eben genannten englischen Häfen indirect; — auf Liverpool 119,673. Von Bremen aus wurden in nicht weniger als 74 Dampfschiffen Fahrgäste befördert; die Zahl der Segelschiffe stellt sich auf 113.

* * *

— In den cultivirten Ländern Europas nimmt bekanntlich der Postverkehr ungemein zu; nur Italien macht eine Ausnahme. Amtlichen Aufstellungen zufolge wurden 1862 durch die Post 71,502,779 Briefe befördert und 1867 79,780,750. Diese Vermehrung kommt aber auf das dem Königreich einverleibte Venetien, das 114 Postämter hat. Das Lottospiel hingegen greift immer mehr um sich und auch in Italien wuchert dabei sinnloser Aberglaube. Als vor einigen Monaten in Rom die vielbesprochenen „Patrioten" Monti und Tognetti hingerichtet wurden, besetzten Tausende von Spielern die Nummern, welche das Alter der beiden „Patrioten" bezeichneten. Die Sache schlug ein und die königliche Regierung sowohl wie jene des Kirchenstaates hatten Hunderttausende von Lire an die Gewinner auszuzahlen. Eine Zusammenstellung der abergläubischen Phantastereien, welche beim Einsatz in Lotterie und Lotto eine so große Rolle spielen, würde einen interessanten Beitrag zur Psychologie der höheren wie der niederen Volksschichten abgeben.

— Der Plan, Nordamerika und Ostasien durch einen Telegraphen zu verbinden, ist wieder aufgenommen worden. Man will aber jetzt die Drähte nicht im hohen Norden über die Behringsstraße und durch das russische Amerika ziehen, sondern ein unterseeisches Tau zwischen San Francisco und Schanghai legen.

— Seit in den Republiken Centralamerikas ausnahmsweise einmal auf längere Zeit Ruhe gewesen ist, hebt sich der Wohlstand zusehends. So stieg in San Salvador die Einfuhr 1867 auf 1,876,587, 1868 auf 1,948,587 Dollars und die Ausfuhr auf respective 2,895,444 und 3,476,208 Dollars.

— Die wissenschaftliche Bewegung unter den russischen Damen, durch welche die Gründung einer Universität für Frauen erzielt werden soll, reicht nun bereits bis 57° 2' nördlicher Breite und 52° 37' östlicher Länge. Die russische „St. Petersburger Zeitung" veröffentlicht einen von acht in Totma (Gouvernement Wologda) ansässigen Damen unterschriebenen Brief, in welchem dieselben dem Project der Gründung einer weiblichen Universität ihren vollen Beifall zollen.

— Die Theeausfuhr von China nach Europa hat 1868 mehr als 130,000,000 Pfund betragen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Wilhelm Lejean's Reise von der Mündung des Indus nach Kaschmir.

## III.

Srinagar, das Venedig des Morgenlandes. — Ein Festabend beim Maharadscha Rambir Singh. — Golab Singh's Seelenwanderung in eine Biene und in einen Fisch. — Die Bayaderen und ihr Tanz. — Fabrikation der Kaschmirshawls. — Unterhaltung mit einem politischen Agenten des Chans von Chotan. — Grausamkeiten und Meuterei in Kaschmir; die Bergstämme. — Ausflug nach Islamabad. — Der Ackerbau. — Fiscus und Soldateska.

Der Reisende hatte ein Unterkommen in Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, gefunden. Nicht wenig war er überrascht, als wenige Stunden nach seiner Ankunft ein Leibwächter, ein Sipahi, des Herrschers in Begleitung dreier Kulis erschien und dem Fremden allerlei gute Sachen überreichte, als da sind: einen lebendigen Schöps, Brot, Reis, Gemüse und sogar einen Hut Zucker. Der Maharadscha bewillkommnet auf solche Weise, einem alten Gebrauche gemäß, europäische Fremde, welche sein Land besuchen. Für die nächsten Tage besaß also Lejean Nahrungsmittel vollauf; außerdem fand er bei zwei französischen Shawlhändlern eine freundliche Aufnahme.

Die Gegend, in welcher Srinagar liegt, ist wunderschön, namentlich von einem Buddhistenkloster aus, das auf dem Takt i Suleiman, dem Salomonsthrone, liegt. Von dieser Höhe hat man einen Ueberblick über die ganze große Stadt, die weit und breit von Gärten umgeben ist, und über welche die alte Citadelle Harita weit emporragt. Der Hydaspes schlängelt sich raschen Laufes in vielen Windungen dahin, während die vielen, von Booten belebten Canäle ruhiges Wasser haben. Einen lieblichen Anblick gewähren die Landhäuser, die zumeist von riesigen Platanen beschattet sind. Srinagar ist von früheren Reisenden als ein Venedig des Morgenlandes bezeichnet worden, aber in Bezug auf die Landschaft und die Aussicht kann die verfallene Lagunenstadt an der Adria gar keinen Vergleich aushalten mit dieser „Perle von Kaschmir".

Lejean besuchte den englischen Residenten Cooper, welcher ihn noch an demselben Tage beim Maharadscha vorstellen wollte, denn Abends war große Tafel bei Hof und brillantes Nachtfest. Die Eingeladenen fuhren in Barken bis ans Schloß und stiegen dann die mit Fackeln beleuchtete Treppe hinan; diese hatte einige Aehnlichkeit mit einem venetianischen Traghetto. In den Vorsälen, bis zum Empfangsaale, waren Sipahis nebst ihren Offizieren in doppelter Reihe aufgestellt. Lejean wurde erst dem Sohne des Herrschers, darauf dem Maharadscha selber vorgestellt. Dieser Rambir Singh, ein hochgewachsener schöner Mann von einigen vierzig Jahren, hat würdige, höfliche Manieren, und sein angenehmes Behaben macht den besten Eindruck; man sieht ihm äußerlich nicht an, was eigentlich in ihm steckt, und diese Bemerkung paßt auch auf die meisten anderen Radschas und hohen Edelleute Indiens. Rambir ist der Sohn des Golab Singh, welchem die Engländer, nachdem sie das Reich der Sikhs erobert, das schöne Kaschmir überantworteten.

Dieser Golab Singh war ein rechter Halunke und Leuteschinder. Nachdem er seine wüste Seele ausgehaucht, verkündeten die Priester, daß dieselbe vermöge der Seelenwanderung nun in dem Leibe einer Biene wohne. Böse Zungen bemerkten, das sei eine vollkommen passende Wohnung für ihn, denn bei Lebzeiten habe er Alles ausgesogen und viel Honig eingetragen. Nach Verlauf einiger Zeit verbreitete sich im Palast eine Kunde, welche eine gewaltige Aufregung hervorbrachte. Jene Biene war eines schönen Tages über das klare Wasser des Hydaspes allzu nahe hingestreift, und da war plötzlich ein Fisch aufgetaucht und hatte sie geschnappt. Nun steckte Golab Singh's Seele in dem Fische. Die Schriftgelehrten hielten dann lange und ernste Berathungen; es wurde ermittelt, daß die Seelenbiene zwischen der ersten und zweiten Brücke hinweggeschnappt worden sei, und deshalb erließ Rambir einen Befehl, demgemäß auf der Strecke zwischen den beiden Brücken kein Fisch gefangen werden darf. Es wäre ja entsetzlich, wenn die Seele des Maharadscha in den Leib irgend eines Rindfleisch und Fisch essenden, Bier trinkenden Engländers überginge!

Rambir giebt überhaupt manche Verordnungen, die einem Europäer einigermaßen sonderbar vorkommen. Als vor nun etwa fünf Jahren die Zahl der Touristen wuchs, nahmen dieselben dann und wann auch einige Landesproducte mit sich über die Grenze. Damit war der Maharadscha nicht einverstanden, und deshalb veröffentlichte Seine Hoheit, auch in englischer Sprache, ein Decret folgenden Inhalts:

„No women or no mares are allowed to be brought out of the Maharadschas territory without a special leave from His Highness or his officers."

Also Frauen und Stuten dürfen ohne besondere Erlaubniß nicht über die Grenze ausgehen. Diese Zusammenstellung ist recht zart. Die kaschmirischen Pferde sind von gutem Schlage; über die Schönheit der Frauen konnte sich der Reisende sofort auf dem Hofballe, wenn der Ausdruck paßt, ein Urtheil bilden. Bei dem Feste fehlten natürlich die Bayaderen nicht, und die schönsten unter diesen Tänzerinnen waren „nach Hofe befohlen worden", wie man in Europa sich ausdrücken würde. Es waren ihrer etwa zwanzig,

alle überladen mit Gold und Schmuck. Ihre Schönheit war plastisch genug, ließ aber kalt; sie paßte indeß recht gut zu dem, was in Indien für Tanz gilt. Er bestand in einer Reihenfolge von man möchte sagen sculpturalen Stellungen („Posen“) von antikem Charakter. Die Mädchen traten zu zweien vor, und glitten über den Fußboden, denn man kann nicht sagen, daß sie gegangen seien. Die Bewegungen waren langsam, weich, künstlich ausstudirt und völlig correct, und solch eine Bayadere nahm sich aus wie ein Basrelief in einem altgriechischen Tempel. Bei einem tactmäßigen Auftreten mit dem nackten Fuße klingelten und klapperten die Schmuckgegenstände, mit welchen der untere Theil des Beines behängt ist, und dieses Metallgeräusch, in welchem gleichfalls Methode liegt, macht am Ende auf die Nerven einen ganz seltsamen Eindruck. Die Bayaderen bilden die leichtfertige und willfährige Weiberclasse in Kaschmir. Lejean vernahm, daß unter ihnen auch geistreiche, gebildete Geschöpfe, gleichsam Aspasien seien. Er selber machte mit einer Bayadere Bekanntschaft, welche drei Sprachen redete und schrieb, namentlich das Persische, welches bekanntlich die Sprache der eleganten Welt in ganz Centralasien und manchen Gegenden Ostindiens ist. Sie unterrichtete ihn im Kaschmiri und er betont, daß er bei dieser Sprachmeisterin erkleckliche Fortschritte gemacht habe.

Es versteht sich von selber, daß ein Europäer in Kaschmir etwas Näheres über die Verfertigung der weltberühmten Shawls zu erfahren wünscht. Die Ziege, welche die feine Wolle, das Peschm, liefert (— das Wort ist persisch; die Engländer schreiben Puschm, Lejean schreibt Paschmina —), wird nicht in Kaschmir selber gezüchtet, sondern in Tibet und der kleinen Bucharei. Dieses Ziegenhaar bildet einen wichtigen Handelsartikel sowohl nach Srinagar wie jetzt auch nach Amritsir, wo gleichfalls die Fabrikation in großer Ausdehnung betrieben wird. Die Reinigung der Wolle ist schwierig und erfordert viel Aufmerksamkeit; nach dem Reinigen und Sortiren bleibt nur ein Drittel für feine Waare verwendbar. Mit dem Spinnen sind Tausende von Frauen und Mädchen beschäftigt, theils für eigene Rechnung, theils für die Fabriken. Beim Färben des Gespinnstes zeigen die Kaschmirier ihre große Geschicklichkeit; sie stehen in der That unerreicht da. Ihrer Aussage zufolge wissen sie nicht weniger als 64 Farbenabstufungen herzustellen. So theilen sie das Karmoisin, also eine Nuance des Roth, in Gulanar, Kirmisi, Kirmdana und Kirmisilack, je nachdem in der Mischung Cochenille-Lack oder Kermes vorschlägt.

Der Fabrikant übergiebt die gefärbten Garne dem Weber. Jener läßt immer nur auf Bestellung arbeiten. Er hat einen Zeichner, welcher ihm ein Muster entwirft, welches dem Commissionär einer europäischen Firma vorgelegt wird. Dieser billigt das Muster oder schlägt Aenderungen vor, auf welche der Fabrikant eingeht. Die Gilde der Weber besteht aus Meistern (Ustad) und „Zöglingen“ (Schagird); wir können die letzteren als Gesellen bezeichnen. Jener repräsentirt das Capital und ihm gehören alle Geräthschaften. Man verständigt sich über den Arbeitslohn. In manchen Fällen wird die für einen fertig abgelieferten Shawl gezahlte Summe in fünf Antheile zerlegt, von welchen einer dem Ustad zukommt, während die vier anderen auf die Weber entfallen, jener erhält aber die Hälfte des Preises, wenn er die Arbeiter beköstigt hat. Im Allgemeinen stehen die letzteren sich schlecht; sie leiden unter einem Vorschußsystem und unter Zinswucher; auch ist der Lohn so gering, daß er täglich nur etwa vier Silbergroschen beträgt. Der Shawl wird beiläufig gesagt nicht in einem Stücke gewebt, sondern in Streifen, welche dann in sehr künstlicher Weise an einander gestickt werden. Sobald der Webstuhl vorgerichtet worden ist, kommt der Nakasch, Zeichner, mit dem Taragu. Der erstere liefert seine Zeichnung in Schwarz, der andere giebt die Farben an und dictirt dem Talrin guru ein Schema, in welchem jede Ziffer eine besondere Farbe bezeichnet; danach haben die Weber sich zu richten. Durchschnittlich beträgt die Arbeitszeit für einen guten Shawl etwa 16 bis 20 Wochen. Der Preis ist natürlich, je nach Güte und Größe, sehr verschieden. Mancher Shawl wird in Srinagar selber mit 7000 Rupien (also eben so viel deutschen Gulden zu 20 Silbergroschen) bezahlt; andere kosten nur 200 oder 100 Rupien; Gürtel (Schamlas) gelten bis zu 2000 Rupien, gewebte Beinkleider 300 bis 500, gewebte Vorstöße von Jacken 1 bis 15, Cravaten 5 bis 30 Rupien. Der biedere Maharadscha erhebt von jedem Stücke solcher gewebten Waare nicht weniger als sechsundzwanzig Procent des Werthes.

In Srinagar machte Lejean Bekanntschaft mit einem Manne, der für ihn sehr interessant war. Es ist von uns früher bemerkt worden, daß der Reisende, der nun doch einmal nicht ins Land der Siahposch gelangen konnte, gern einen

Eine Bayadere in Srinagar.

Abstecher nach der kleinen Bucharei, diesem vormals chinesischen Ostturkestan, gemacht hätte. Jener Mann nun war ein Agent des Chans von Chotan, der seit 1863 von China unabhängig geworden war. Seit jener Zeit sind Krieg und Fehde in jenem Lande und es ist sogar, wie unsere Leser wissen, von dort ein Bevollmächtigter in St. Petersburg erschienen, um dem Kaiser aller Reußen, welchem nun Westturkestan zu Füßen liegt, seine Aufwartung zu machen. Nachdem die Mohammedaner in der kleinen Bucharei die Chinesen vertrieben, begriffen sie wohl, daß sie nun von Rußland her Bedrängniß erfahren würden. Der Chan von Chotan ist einer der mächtigsten unter den mohammedanischen Häuptlingen.

Eine Waldansicht im Himalaya.

Er schickte einen Agenten nach Calcutta und nach Bombay und ließ der anglo-indischen Regierung allerlei Eröffnungen machen. Gern hätte er erfahren, ob er auf Unterstützung derselben werde rechnen können, falls die Soldaten des Moskoff auch Chotan ins Gedränge brächten. Der Agent wurde sehr höflich empfangen, wurde aber nur mit freundlichen Redensarten bedient, und zog ab, weil er keinerlei bündige Zusage erhalten konnte. Jetzt war er in Kaschmir auf der Rückreise.

Lejean fand in ihm einen Mann von reiferm Alter und vortrefflichen Umgangsformen; er trug ein langes, seidenes Gewand von dunkler Farbe. Die Verständigung mit

ihm wurde durch den Dolmetscher des Reisenden vermittelt und zwar in türkischer Sprache. Folgendes Zwiegespräch ist, im Hinblick auf die merkwürdigen Vorgänge in Centralasien, der Mittheilung werth.

Weshalb habt Ihr die Waffen gegen die Kithay (Chinesen) ergriffen?

— Sie schmäheten unsere Religion und legten drückende Steuern auf. —

(— Das erste ist geradezu unwahr, denn die chinesische Regierung war sehr duldsam gegen ihre mohammedanischen Unterthanen. Wahr dagegen ist, daß sie 1862 die Abgaben erhöhen wollte. Weshalb? Weil sie an die Civilisations-Engländer und Franzosen die hohen Entschädigungskosten für den unglücklichen Krieg von 1860 bezahlen sollte und mußte. Es ist eine prächtige Nemesis, welche zwei europäischen Mächten, die sich durch Rußlands Vordringen in Centralasien beunruhigt fühlen, eine Plage bereitet, die sie sich durch die Mißhandlungen Chinas selber zugezogen haben. Je mehr China in Folge der europäischen Einflüsse zerbröckelt, um so bedeutender wird die Machtstellung Rußlands in Asien, und den Engländern geschieht nur was recht ist, wenn sie das Nachsehen, den Groll und die Angst haben. —)

Wie habt Ihr es angefangen, um die Chinesen aus Chotan zu vertreiben?

— Die Stadtbewohner griffen zu den Waffen, überfielen bei Nacht die Festungen und machten Alles nieder. —

Bist auch Du bei dem Kampfe betheiligt gewesen?

— Das versteht sich von selber. —

Was meinst Du, wenn ich Dir den Vorschlag mache, Dich nach Chotan zu begleiten?

— Du würdest dort willkommen sein. —

Aus dieser kurzen Antwort läßt sich abnehmen, daß meine Eröffnung ihm nicht angenehm war; er hegte sicherlich Mißtrauen. Ich fragte weiter:

Wenn ich nun nach Chotan gehe, darf ich dort auf eine gute Aufnahme rechnen?

— Ohne allen Zweifel, wenn man Dich dort für einen Mohammedaner hält. —

Sind die kirgisischen Räuber auf der Straße nach Chotan gefährlich?

— Nein; die sind weiter nach Westen hin und kommen nicht nach Osten.

Lejean fragte den Mann aus Chotan, ob er nichts von Serika wisse, denn er hätte darüber gern etwas erfahren; möglicherweise, meinte er, könne ja das heutige Serikia, zwischen Leh und Chotan, das Land sein, aus welchem man im Alterthum die Seide bezog. Die Antwort lautete: „Ich kenne Serikia; es ist ein großes, einst sehr volkreiches Land, aber die Dörfer sind zerstört worden." —

Der Reisende begriff, daß es auch mit einer Reise über das Karakorumgebirge nach Ostturkestan nichts sei, weniger wegen möglicher Gefahren, als weil er vor dem September nicht wieder in Kaschmir sein konnte und die Wege im Himalaya dann nicht mehr zu passiren waren. Aber vielleicht konnte er doch einen Ausflug in die Grenzgebirge von Kaschmir zu den dortigen Bergvölkern machen? Auch diese Hoffnung schwand, denn diese Leute hatten sich gegen den Maharadscha in Waffen erhoben, weil sie die Erpressungen sich nicht länger gefallen lassen mochten. Rambir bedrückt alle seine Unterthanen, am liebsten aber die Muselmänner. Vor einigen Jahren zogen neun mohammedanische Kaufleute mit ihrer Ochsenkarawane aus Indien nach Srinagar. Einer von diesen Zebuochsen brach unterwegs ein Bein; er wurde geschlachtet und verzehrt. Als der Maharadscha die an einem heiligen Ochsen verübte Sünde erfuhr, ließ er die neun mohammedanischen Kaufleute lebendig verbrennen.

Vor zwei Jahren brach in Srinagar selbst eine Meuterei aus; das schwer gedrückte Volk warf Fenster ein. Nichts war dem Maharadscha willkommener als solch ein Auflauf; seine Sipahis mußten ausrücken und einhauen; nebenher wurden die reichsten Kaufleute, als angeblich bei der Meuterei betheiligt, aufgegriffen, beigesperrt und nur gegen ein schweres Lösegeld freigelassen.

Es wurde oben gesagt, daß die Bergbewohner sich gegen den Maharadscha aufgelehnt hatten. Hinter dem Indus liegen einige Thäler, bis wohin bisher noch kein Europäer hat vordringen können und deren Bevölkerung, z. B. die Stämme der Gilgit, Hauz etc., nur wenig bekannt sind. Sie hatten sich mit den gleichfalls mißvergnügten Stämmen im Osten des Indus, namentlich den Deosai und Astor, verbunden. Nun war gerade um jene Zeit der Kampf sehr heftig und die Truppen Rambir's hatten eine Anzahl von Gefangenen eingebracht. Diese hätte Lejean gern besucht, um von ihnen allerlei Kunde einzuziehen und Vocabularien ihrer Sprachen zu bekommen. Als aber der englische Resident Cooper den Maharadscha um Erlaubniß für den Franzosen bat, die Gefangenen in der Citadelle Hari-Parvata zu besuchen, erhielt er rundweg eine abschlägige Antwort.

Es verdroß den Reisenden sehr, daß alle seine ethnographischen Pläne scheiterten, und er beschloß nach Europa heimzukehren. Seit länger als zwanzig Monaten war er unterwegs; er hatte manche altberühmte Punkte besucht; er war in Ancyra, Cäsarea, Ninive, Babylon und Bagdad gewesen, am Halys und in den Wäldern Ciliciens, in Orfa, wo Abraham's Andenken lebendig geblieben ist, in den Ebenen von Charrä, wo Crassus focht, und in der Ebene von Arbela, wo der macedonische Alexander über den Perserkönig einen Sieg erfocht. Nun hatte er den Boden Indiens betreten und schlürfte den Blüthenduft des „glückseligen Thales".

Bevor er dasselbe verließ, unternahm er noch eine Fahrt auf dem Hydaspes stroman nach Islamabad, welche bis zur Rückkehr nach Srinagar fünf Tage in Anspruch nahm. Unterwegs besuchte er den Buddhatempel von Pandrađan, und von Islamabad aus machte er einen Ausflug nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Martand. Dort bewunderte er ein „seltsames Monument", einen großen, noch nicht verfallenen Buddhatempel, an welchem Spuren griechisch-asiatischer Baukunst gar nicht zu verkennen sind. Dort waren die Architekten der baktrischen und indoskythischen Könige thätig. Auch in Aventipur steht eine hübsche Tempelruine, deren buddhistische Sculpturen noch schöner sind als jene zu Martand.

Kaschmir könnte ein glückliches Land sein, wenn es nicht unter dem Joch eines habgierigen Tyrannen schmachtete. Der Boden ist fruchtbar, das Klima herrlich, und Haupterzeugniß des Ackerbaues ist der Reis, auf dessen Anbau und Bewässerung man großen Fleiß verwendet. Nach der Ernte stellt man ihn in große Dimmen (Feimen) zusammen, die zum Schutze gegen Diebe und Vögel mit Dornreisig bedeckt werden. Sofort erscheinen die Finanzbeamten und registriren jede einzelne Dimme. Hinterher muß Alles in das Dorfmagazin geschafft werden, welches der Regierung gehört und in welchem der Antheil jedes einzelnen Bauern einen besondern Platz hat. Dann wird noch einmal Alles controlirt, verzeichnet und gestempelt und ein Finanzsoldat bewacht den Eingang. Nach vier Monaten, wenn Schnee fällt, müssen die Bauern dreschen, und der Maharadscha nimmt von dem Ertrage großmüthig nur — drei Viertel. Dasselbe ist der Fall bei anderen Getreidearten und bei den Hülsenfrüchten.

Die Baumwolle ist im November zeitig und wird unter Aufsicht von Finanzwächtern gepflückt. Jeder Bauer,

Bauern in Sindh.

der vom Felde nach Hause kommt, wird bis auf den nackten Leib untersucht. Für seine Arbeit bekommt er eine geringe Kleinigkeit, die Baumwolle wird in die Godauns (Magazine) des Maharadscha gebracht, welcher sich ein Monopol anmaßt und den Preis nach Belieben stellt. Genau so verfährt er auch in Bezug auf Tabak und Opium. Der Bauer hält sich schon für glücklich, wenn ihm gestattet wird, seinen Viertelsantheil von der Ernte auf den Bazar zum Verkaufe zu bringen; er muß aber zu diesem Behuf einen schriftlichen Erlaubnißschein bei seinem Bezirksbeamten einholen.

Man sieht, wie das arme Volk gedrückt wird, und diese Tyrannei erscheint um so gehässiger, wenn man bedenkt, daß der Maharadscha nicht einen Pfennig für Staatszwecke ausgiebt; er bauet keine Straße und unterhält nicht einmal die Brunnen! Dafür hat er aber eine Soldateska von fünfundzwanzigtausend Mann auf den Beinen, und diese sind gut bewaffnet und trefflich eingeübt. Sie sind ihm dienlich, um das schwer mißhandelte Volk im Zaume zu halten, aber in einem Kriege mit den Engländern würden sie seinen Untergang doch nicht abwenden können. Rambir Singh ist grausam und feig; seine Söldlinge würden sich nicht für ihn abschlachten lassen, auf das Volk könnte er nicht rechnen und er würde am Ende froh sein müssen, einen beträchtlichen Jahresgehalt zu bekommen, wie der abgesetzte König von Audh. Schöpfer dieser Volksbedrückungssoldateska ist ein nordamerikanischer Republikaner, der General Gardner. Dieser grauköpfige Yankee lebt ganz wie ein Sikh und hält sich einen zahlreichen Harem, der in jedem Jahre um ein hübsches junges Mädchen, ein Gnadengeschenk des Maharadscha, vermehrt wird. Gardner hat weite Reisen in Innerasien gemacht und verkehrt viel mit dem englischen Residenten Cooper, welchem er seine Denkwürdigkeiten in die Feder dictirt.

Von dem früher erwähnten Barramula aus warf der Reisende einen letzten Blick auf das schöne Thal von Kaschmir.

---

# Betrachtungen über die Völkernamen.

Von **Julius Braun.**

Es wird bekannt sein, wie erfolglos bis dahin alle Versuche waren, auch nur einen einzigen der uns geläufigsten Völker- und Ländernamen (Germanen, Kelten, Rom, Italien ꝛc.) zu erklären. Eine Sprachforschung, die sonst, kraft ihrer Lautverschiebungsgesetze, keine Höhe und Tiefe für unerreichbar hält, sie kommt bei der Frage nach dem Sinne der Völkernamen ohne Ausnahme auf Ergebnisse, die psychologisch unmöglich sind oder mindestens nicht zur höhern Ehre des antiken Völkergeistes dienen würden. Denke man nur, wie z. B. die Germanen erst mit Hülfe des deutschen Lexikons als „Wehrmänner", Heermänner, Ehrenmänner, Wurfspießmänner ꝛc. sich mußten erklären lassen, um dann mit Hülfe des lateinischen Lexikons als die „Echten" oder die „leiblichen Brüder" (der Kelten) erkannt zu werden, und mit Hülfe des keltischen Lexikons als die „Ostmänner" (nach Pott), oder als die „Schreier" (J. Grimm), oder als die „Nachbaren" (Zeuß) zu enden.

So viele Möglichkeiten sind gegeben, ein so weites Feld der launenhaftesten Willkür ist eröffnet, sobald man jedes beliebig vom Zaun gebrochene Motiv für würdig hält, zum stolzen Nationalnamen zu werden. Sollte die Mißbefriedigung, welche das einzig thatsächliche Ergebniß jener Ansätze ist, nicht allein schon zu dem Schlusse berechtigen, daß jene ganze Methode falsch und unzulässig sei? Anstatt eines Dutzends verschiedener Principien, die man vergebens zur Erklärung eines einzigen Namens aufbietet, wüßten wir nun allerdings ein einziges Princip, das fürs Verständniß sämmtlicher Völkernamen ausreicht. Es besteht lediglich in der Wahrnehmung, daß diese Namen ursprünglich niemals ethnographische Bedeutung haben, sondern ein religiöses Bekenntniß aussprechen.

Jedes Volk nennt sich nach dem Gotte, den es vor sich her trägt: Die Christen nach Christus, die Israeliten nach Israel (was ursprünglich ein Name ihres Gottes ist), die Brahmanen nach Brahma ꝛc. Um nun Namen wie „Germanen, Kelten, Römer, Italien", um eine unerschöpfliche Fülle von Völker- und Stammesnamen von Schottland bis nach Indien hinein zu verstehen, braucht es nichts als eine vollständige Kenntniß aller in diesem Bereich verehrten Gottheiten, ihrer Namensstämme und Cultusstätten, ihres kosmischen Gehalts- und ihrer Familiengeschichte; einen Ueberblick über den Zusammenhang aller Religionssysteme und Sagenkreise; die Fähigkeit, jede einzelne Ranke bis in ihren letzten Wurzelstock zu verfolgen, wenigstens bis in den chaldäischen, dessen Ausläufer ganz Europa überwuchert haben *). Das Lexikon der jeweiligen Localsprache aber und die Localgrammatik kann man getrost bei Seite legen. Sie haben bis jetzt nichts genützt und werden auch in Zukunft nichts nützen.

Also bis nach Chaldäa soll man zurück, um abendländische Volksnamen wie Sachsen, Schwaben, Westphalen ꝛc. verstehen zu lernen! Ganz gewiß; denn so gut im Gefolge des Christenthums eine Fluth von semitischen Ortsnamen sich über Europa ergießen konnte (oder sind etwa „Marienburg, Michelstadt, Johannisberg" keine solche?), so gut konnte im Geschiebe einer ältern Religion schon geraume Zeit vorher ein älterer Vorrath hereinlagern. Dabei ist aber durchaus nicht nöthig, als Träger semitischer Ideen und Namen auch semitische Völkerwanderung vorauszusetzen. Auch das Christenthum stammt aus Canaan; darum brauchen aber seine diesseitigen Bekenner weder eingewanderte Canaaniter, noch die Nachkommen von solchen zu sein. Wie jenes asiatische Mineral, aus welchem die Pfahlbauer der sogenannten Steinzeit ihre Aexte schliffen, wie die sieben chaldäischen Wochentage, die wir heute noch nach den chaldäischen Wochentagsgöttern nennen, konnten auch religiöse Ideen und Systeme, Stammsagen und Namen von Hand zu Hand gehen und, wie es die Natur der Sage an allen Enden ist, bald da bald dort auf dem neuen Boden sich mit einer Innigkeit ansiedeln, als ob sie in Wahrheit aus diesem Boden selber erst entsprungen wären. Wer die große Wallfahrtstätte Santiago im spanischen Galicien sieht und daselbst hört, in wie vielen Schlachten der dort verehrte Heilige

*) Die dazu nöthigen Kenntnisse finden sich lexikonartig zusammengestellt in des Verfassers „Naturgeschichte der Sage" I, II.

glänzend gerüstet gegen die Mauren mitgefochten, der wird kaum mehr begreifen, daß dieser Heilige eigentlich ein Fischer am See Genezareth war. Wir wissen nicht, nach welchem „Lautverschiebungsgesetz“ aus diesem Galiläer Jakob (Santiago) in England ein St. James geworden. Sicher aber würde nicht minder in die Irre gehen, wer diesen Namen und seinen Träger aus englischem Boden herausspeculiren wollte.

Nach biblischer Ueberlieferung haben zu Babylon die Sprachen sich getrennt. So viel ist sicher, daß von Chaldäa, dieser ältesten Culturstätte Asiens aus, die Völkernamen sich getrennt haben. Da nämlich der Gott, zu welchem nach chaldäischem Vorbild so viele andere Völker sich bekannten (Bel-Saturn von Babel), sehr verschiedene Namen hatte (vergl. die verschiedenen Namen dessen, nach welchem die Christenheit sich nennt: Christus, Jesus, Heiland, Erlöser, Salvator, Saviour ꝛc.), — konnte das eine Volk ihn unter diesem, das andere unter jenem Namen entgegennehmen, konnte diesen oder jenen seiner Namen auf sich übergehen lassen. So kommt es, daß derselbe Volksname oft an den verschiedensten Enden der alten Culturwelt wiederkehrt. Sobald wir aber ein Beispiel zu nennen wagen — etwa den Namen Chaldäer und den Namen Kelten (Galater) —, dann wird das blinde Vorurtheil nur zu neuer Entrüstung sich bewogen fühlen. Bloße Namensähnlichkeit wäre in der That nicht ausreichend. Zufällig hängt aber dieselbe Stammsage am Namen Keltos wie am Namen Chaldäos. Im Britannenlande hatte Keltine dem Herakles seine Rinder geraubt und gab sie nur unter der Bedingung zurück, daß der Heros eine flüchtige Vermählung mit ihr einging. Beider Sohn war Keltos, der Stammvater der Kelten. Demselben Herakles hatte im Skythenlande die halbschlangengestaltige Echidna seine Pferde geraubt und gab sie nur zurück gegen die Hoffnung auf einen Sohn, welcher nachmals Skythes hieß und Stammvater der Skythen wurde. Der Name Skythen bedeutet aber nicht, wie man diesseits aus dem Sanskrit ꝛc. nachgewiesen, die „Herumspringer“, sondern ist nur eine Nebenform zu den Chaldäern — beide in der Bibel „Casdim“ genannt *).

Was also vom Skythes erzählt wird, gilt auch vom Chaldäos, dem Stammvater der Chaldäer (Sohn des Herakles-Nin, des babylonisch-assyrischen Jagd- und Kriegsgottes), und wurde zu allererst von ihm erzählt. Dieser Chaldäos, Gründer von Babylon, aber fällt in Eins zusammen mit Bel-Saturn (wie der Stadtgründer in anderer Sage heißt), jenem sagengeschichtlichen Urkönig, der durch sein Zusammenschmelzen mit dem kosmischen Saturn, dem schöpferischen Zeitgott (Chaldäos von „Cheled“, wörtlich die „Zeit“), dem Logos der Babylonier, auch zum Schöpfer und Stammvater vieler Völker geworden ist.

Neben den Formen Casd (Chesed, 1 Mos. 22, 22) und Chald (vergl. den Saturn Chaldos bei Berut) begegnet uns die Form „Karth“. Mel-Karth, „König der Zeit“, hieß der phönikische Saturn. Zwar ist man gewohnt, diesen Namen als „König der Stadt“ zu deuten. Aber welches Volk von gesunden Sinnen wird seinen Gott so nennen? „Herr“ oder „König der Ewigkeit“ (Bel-Ilan, Baal-Chewan, Melech-Olam), „Vater der Zeit“ (arabisch Ab-Aud, im orphischen Hymnus: Pater Chronon) heißt er dagegen noch oft genug. Aus dieser Form Karth erklärt sich der Name Karthago (vergl. die Herakles-Tochter Karthago; die Herakles-Geliebte Kertha). Wir treffen denselben Melkarth oder Makarth, Makar, aber auch als Urkönig und Beherrscher der makarischen Inseln im ägeischen Meer, und da die makedonischen Könige von Herakles abstammen wollten, dürfte ihr Ahnherr Makednos nur eine weitere Entstellung aus Makarth sein *).

Wir müssen darauf verzichten, hier alle Zweige der Namensstämme Casd und Karth zu verfolgen und nachzuweisen, wie an Casd der phönikische Gigant Kasios und das nordsyrische Küstengebirge Kasios (vergl. die damit denn doch wohl zusammenfallenden Götternamen Asios, Asia, nach welchen jetzt noch der Welttheil benannt wird) und im innern Lande Namen wie Kusch (Kossäa, Kissis) anschließen — Kusch abermals ein Gigant, d. h. ein Saturn, Vater des Nimrod und zugleich Landesname für Susiana. „Kasier“ hieß ein nordindisches Volk und hat seinen Namen in der Landschaft Kaschmir hinterlassen. Andererseits ergeben sich aus der Form Kart die Kyrtier oder Kurden; aus Makar (vergl. die Herakles-Tochter Makaria; die Herakles-Gemahlin Megara) die Landschaft Megara mit ihrem Urkönig Megareus (Herakles-Makar). Da dieser Urkönig auch Kar hieß, erklärt sich mit ihm zugleich Kar, der Stammvater der Karier ꝛc. Die Urform Cheled, Chald, hat unter Anderm sich in der hellenischen Stadt Kalydon und ihrem gleichnamigen Gründer erhalten. Zwar ist man gewohnt, in allen mit ihrem Volk gleichnamigen Patriarchen „Abstractionen“ aus dem Volksnamen zu sehen. Aber hat dies etwa mehr Sinn, als wenn wir den Namen Christus für eine Abstraction aus dem Namen Christen erklären wollten?

Ein anderer Name des chaldäischen Saturn ist „Olam“, Ewigkeit (der Gott Ulomos in phönikischer Kosmogonie). Daraus verstehen wir den Patriarchen Elam und die Landschaft Elam (Susiana, Kusch) südöstlich von Babylon; nicht minder aber die Landschaft Elimea in Makedonien und die Elymer in Sicilien. Man verehrte denselben Gott als Bel-Itan („Herrn der Ewigkeit“) und dachte ihn begraben in der großen Beluspyramide — also immer noch eine Erinnerung an ursprüngliche Menschlichkeit, trotz aller Verklärung zum Urzeitgott. Diesen Bel-Itan erkennen wir wieder im griechischen Patriarchen Itonos mit dem thessalischen Ortsnamen Itonos und dem böotischen Eteonos; dem thrakischen Volk der Edonen ꝛc. Itanos war ein Ortsname auf Kreta und bezeichnet in assyrischen Inschriften ganz Kreta. Sollte aber hiermit nicht auch Italos, der Patriarch von Italien, zum Verständniß kommen? Oder hält man es in der That für psychologisch möglicher, daß ein Volk sein Land nach dem — Kalb benenne (wie die diesseitige Sprachforschung ausgemacht: Italien soviel als „Kälberanien“, das Kälberland, von Vitulus, Kalb), anstatt nach dem höchsten Gotte, dessen andere Namen in anderen Bezeich-

*) Wenn in einzelnen Stellen (Jes. 13, 19; Ezech. 23, 23) unzweifelhaft unter „Casdim“ die herrschende Race in Babylon verstanden ist, so geben doch andere (Habak. 1. Jes. 13,13) nur dann einen Sinn, wenn wir „Casdim“ mit „Skythen“ übersetzen. Die Skythen sind Turanier, die Chaldäer Semiten; andere Theilhaber an demselben Namensstamm (Kelten, Kurden) sind Indo-Germanen. Das wird ausreichen, um zu zeigen, wie falsch alle Systeme sind, die auf Namens- und Ideenverwandtschaft auch Völkerverwandtschaft gründen.

*) Gewöhnlich wird der phönikische Melkarth selber von den Griechen mit „Herakles“ (einem Namen, der aber nicht minder semitisch ist) übersetzt. Das ist insofern richtig, als der Ideengehalt und die äußeren Abzeichen einer ältern Figur regelmäßig auf die nächstverwandte jüngere sich niederlassen. So entspricht Herakles als Gemahl einer Unterweltgöttin (der Echidna ꝛc.) allerdings jenem kosmischen Urfeuer- und Unterweltgott (babylonisch Erech, woher wohl der Name Archles und Herakles), den man in allen Systemen als Vater des (sagengeschichtlichen) Saturn dachte. Das hindert ihn aber nicht, selber in diesen Saturn und sogar in dessen Sohn, den sagengeschichtlichen Jagd- und Kriegsgott Typhon (Nimrod, Mars ꝛc.) herabzurücken. Nur aus all diesen Elementen zusammen erklärt sich der morgenländische und der hellenische Herakles.

nungen für Italien wiederkehren (wie Saturnia, Chaonia, Ausonia, Oenotria ꝛc.)?

Mit dem Namen Rom hat man sich abgemüht, um ihn bald als „Bruststadt“ oder „Zweigstaat“ oder die „Stärke“ (an und für sich) ꝛc. zu deuten. Wie leicht ist die Sache, wenn wir wissen, daß „Rom“ einer der verbreitetsten Saturnnamen in Vorderasien und Nordafrika ist. Er bedeutet den „Höchsten“. Samem-Rum, der „Himmelshöchste“ (weibliche Form Semiramis), hieß Saturn in Tyrus; Abu-Rom, „Vater der Höhe“, zu Haran in Mesopotamien; Baal-Ram, „Herr der Höhe“, in Libyen; Ramas, „Höchster Gott“ (auch diese Uebersetzung ist uns überliefert), in Syrien *) ꝛc. Daß hier etwas mehr vorliegt, als bloß zufällige Namensanklänge, dafür bürgt die an den Stadtgründern Remus (Romus) und Romulus haftende Sage, denn auch diese läßt sich ostwärts in so manches andere, in hellenischen, phönikischen, hebräischen Urgeschichten stehende feindliche Brüderpaar und bis in den letzten Wurzelstock der Saturnsage verfolgen **).

Saturn-Bel ist nicht in Babylon erst erfunden, sondern mit allen anderen Elementen und Merkmalen babylonischer Cultur (Pyramiden und Obelisken, Skarabäen und Sphinxen ꝛc.) aus Aegypten bezogen. Dort zuerst treffen wir jenen in so vielen Urgeschichten uns wieder begegnenden sterblichen Urkönig, der seinen Vorgänger in der Reichsregierung, den Beherrscher des goldenen Alters, vom Throne gestürzt und verstümmelt hat, selber aber nachmals durch seinen eigenen Sohn (Typhon) fiel. In diesem sterblichen Urkönig, dem gefallenen Gott und Götterfeind, hat bereits die ägyptische Speculation den ewigen Urzeitgott verkörpert, denn auch der sagengeschichtliche Saturn (Herakles) der Aegypter heißt bereits Keb oder Seb, wörtlich die „Zeit“. Beide im Koptischen ewig wechselnde Formen haben neben einander ihren Weg durch die übrige Welt gemacht. Die Form Keb kehrt wieder in Kewan, einem Namen, den der Planet Saturn bis in neuere Zeit bei den Arabern und Persern, nicht minder aber schon beim Propheten Amos (5, 26) geführt hat. Derselbe Keb-Saturn aber erscheint in Kepheus, dem Vater der Andromeda (einer Isisform) und König der Kephener, die man von Joppe bis ans Ostende der Erde reichen und ausdrücklich auch die Babylonier umfassen ließ. Nichts Anderes ursprünglich war der trojanische Urvater Kapys, und Kapys, der Gründer von Capua; Kapaneus, ein Himmelsstürmer, den die griechische Sage zwar in die Menschengeschichte zurücktreten ließ, der aber immer noch, wie Saturn und seine Titanen, von des Zeus' Blitze getroffen wird; und Kapetos, ein Urkönig der Römer. Hier erledigt sich sowohl die Burg Kapetolion in Rom, die zuerst Saturnia hieß, als die Kaaba zu Mekka, die als alter Saturntempel so reichlich bezeugt ist. Ihr einstiges Götterbild, der schwarze Stein (schwarz ist die Farbe Saturn's), jetzt in die Außenwand eingesetzt, wird immer noch von Millionen Lippen geküßt *).

Kawi ist Saturnsname noch in Indien; Kawus hieß der persische Urkönig, der in einer Adlersänfte (wie Nimrod nach der Rabbinensage) sich gen Himmel tragen ließ, um Krieg mit Gott zu führen, aber (wie Saturn und Nimrod) einen bösen Fall that. Wer sich umsehen mag auf dem Boden der alten Welt, wird finden, daß die Zahl der Volks- und Ortsnamen, die mit Keph-, Kab-, Kyp- ꝛc. beginnen, und die Zahl der gleichnamigen Patriarchen, Götter und Göttinnen noch eine sehr bedeutende ist. Die andere Form, Seb, wurde aufgenommen von den Sabäern in Arabien (vergl. ihren Gott Sabis), von den Sabinern in Italien (vergl. ihren göttlichen Ahn Sabus), den Sabiern in Mesopotamien, welch letztere als ihren Namensahn und Propheten den Sab, Sohn des Hermes-Agathodämon, verehrten. Daß an diese Reihe auch die Sueben oder Schwaben mit den Spuren eines gleichnamigen Gottes anzuschließen sind, wird für denjenigen nicht befremdlich sein, der an anderen deutschen Stammesnamen, dort, wo der Zusammenhang noch unzweideutiger ist, von der morgenländischen Herkunft sich hat überzeugen lassen.

Hier ist nicht der Ort, alle anderen Namen des ägyptisch-chaldäischen Saturn (Sem, El, Eljon, Jao ꝛc.) in den Patriarchen- und Volksnamen der übrigen Welt nachzuweisen. Maßgebend für alle Völker ist dieser einstige, in Babylon aber möglichst verklärte Götterfeind nicht geworden. Andere fuhren fort, den von Saturn gestürzten Beherrscher des goldenen Alters zu verehren — jenen Agathodämon, der mit Hülfe der guten Götter zuletzt dennoch Sieger blieb. Auch Agathodämon (seinen ägyptischen Namen kennen wir nicht, da die Aegypter ihn nicht aussprechen durften, Cic. N. D. 3, 22) ist demnach eine sagengeschichtliche, an der äußersten Grenze menschlicher Erinnerung stehende Figur. Aber wie in den Saturn die Urzeit, so hat man in Saturn's Vorgänger den guten, in der Sonne verkörperten Urgeist (Hermes den Dreimalgroßen) herabgezogen. Dieser dreimal große Hermes in Verbindung mit Agathodämon's Sagengeschichte (Kampf gegen die Giganten ꝛc.) findet sich auch außerhalb Aegyptens in so manchem Götterkreise oder zurückgesunken in menschliche Patriarchengeschichte wieder. Er erklärt uns auch den nordischen Odin, den germanischen Wodan — unerläßliche Bedingung, bevor eine Deutung des Namens Germanen versucht werden kann.

Zur Erklärung eines Volksnamens, sagen wir, muß man zuerst fragen, wer der höchste oder der zumeist verehrte Gott dieses Volkes gewesen sei. Der höchste Gott der Germanen war nach römischer Angabe Mercurius, nach einhei-

*) Derselbe Götternamensstamm erscheint in Aram, dem Patriarchen der Aramäer. Man hat diesen Namen als „Hochland“ gedeutet, obgleich Aram in Wahrheit eine Tiefebene ist (Padan Aram, Mesopotamien). So deutet man Canaan als das „Niederland“, obgleich es fast durchaus Gebirge ist; Tyrus (Zor) als die „Felsenstadt“, obgleich es vom Felsgebirg weit entfernt in der Fruchtebene lag. Ein Weniges von Geographie und Topographie sollte denn doch auch die Sprachforschung innehaben!

**) Nach der Ursage wurde Saturn (der sagengeschichtliche, sterbliche Saturn, in welchen man erst später den Begriff der schöpferischen Urzeit herabzog) getödtet von seinem Sohn Typhon (Mars, Quirinus ꝛc.). Anderwärts ist das feindliche Verhältniß von Vater und Sohn theilweis zum feindlichen Verhältniß zweier Brüder geworden, z. B. bei Samemrum und Usoos zu Tyrus, Akrisios und Prötos zu Argos und vielen anderen „Brüder“ paaren, in denen immer der eine als einstiger Saturn, der andere als einstiger Typhon sich nachweisen läßt. So treffen wir es in Rom unter den Namen Romus und Romulus. Aber immer noch ist Romulus (wie Typhon) Sohn einer Rhea oder Ilia (weibliche Form zu El oder Ilos-Saturn); immer noch wird er (wie Typhon) als Kind verfolgt und ausgesetzt (die rettende Wölfin ist Symbol seiner Mutter Rhea); immer noch kann er Wunder thun (z. B. eine Lanze schleudern, die Wurzel schlägt, wie der Stab, die Lanze oder Keule so mancher Typhonform) und fährt lebendig in den Himmel, um Schutzgeist der Stadt zu bleiben und sich als Gott (Quirinus, Mars, d. h. als Typhon) verehren zu lassen.

*) Man ist gewohnt, den Namen Kaaba von der „Würfelform“ des Gebäudes („Kab“ im Arabischen bedeutet den Knöchel, wenn auch nicht den Würfel) abzuleiten, hat aber leider nicht bedacht, daß die Kaaba niemals Würfelform hatte. Sie ist jetzt ein Thurm und war in Mohammed's Jugendzeit (wo doch der Name schon vorhanden) ein kleiner ungedeckter Hofraum. Nur eine Bestätigung unserer Deutung kann es sein, wenn anderweitig überliefert wird, der schwarze Stein sei ein Bild der Göttin Khabar (Venus, Rhea) gewesen und davon komme der Name Kaaba. Die Göttin Khabar (Kybele) nämlich ist nur die weibliche Form zu Kab-Saturn (Kybele-Rhea) und wurde in Gestalt eines schwarzen Steins auch zu Pessinus und in Rom verehrt.

mischer Ueberlieferung **Wodan**. Der Tag, den die Römer dem Mercurius zugetheilt (Mercredi), war bei den Germanen Wodan's Tag (Wednesday) — wahrscheinlich lange bevor sie mit den Römern in Berührung kamen. Daß die Gleichsetzung von Mercurius und Wodan richtig sei, kann nur der bezweifeln, der von Mercurius nichts weiß, als daß dieser der Gott der Diebe und der Kaufleute gewesen sei. Zwar nicht den Namen Mercurius (wahrscheinlich babylonisch: Mar-Urka, Mar-Orcus, Herr der Unterwelt) werden wir mit dem Volksnamen Germanen vergleichen, wohl aber einen Namen desselben Gottes, der bei den Griechen üblich geworden, den Namen **Hermes**. Daß Hermes und die Germanen vom gleichen Namensstamme seien, daran könnte Anstoß nehmen, wer den Namen Hermes für ein griechisches Wort hält. Es ist aber ein Name, der von seiner ägyptischen Heimath aus sich über die ganze Welt als Name des höchsten Gottes, des guten Urgeistes, verzweigt hat, also auch den **Wodan** der Germanen, den nordischen **Odin**, bezeichnen konnte und mußte. Zumal den Hermes, sagt Herodot, verehrten die thrakischen Könige und glaubten von ihm abzustammen. Von dort, von Thrakien und dem Hellespont her aber hat Süddeutschland (nach einer Menge von Anzeichen) seine älteste Cultur empfangen. Auch die germanischen Dynastien wollten von Wodan abstammen; nach Tacitus war **Hermio** Ahnherr der **Hermionen** (der Bewohner des mittlern Drittheils von Deutschland); **Hermionia** hieß nach Orpheus (Org. 1134) das Land sehr gerechter Männer im hohen Norden. In diesem Hermio nicht den **Hermes-Wodan**, in den Hermionen nicht die **Germanen** zu erkennen — dazu gehört eine Voreingenommenheit, wie sie manchen Gelehrtenschulen gegen alles Naheliegende und Leichtbegreifliche eigen zu sein pflegt. Derselbe Mercurius-Wodan war auch der höchste Gott der **Gallier** und hieß dort **Teutates**. Wo so viele Fäden parallel laufen, wird es durchaus nicht verwegen sein, auch diesen **Teut-Wodan** (und mit ihm den Namen **Teutonen**, **Deutsche**) rückwärts zu verfolgen durch die Landschaft **Teuthrania** (im nordwestlichen Kleinasien) in den phönikischen Hermesnamen **Theuth**, **Taaut**, **Toyth** (ägyptisch **Thot**). Wer den gesammten Thot-Hermesbegriff zu überschauen vermag, wird auch inne werden, daß Wodan und Odin nichts enthalten, was nicht in jenem schon vorhanden wäre*).

Im Kriege des Agathodämon (Uranos, Helios ꝛc.) gegen Saturn war Saturn's eigener Sohn **Typhon** (in Aegypten **Seth**, **Vor-Seth**, sonst Herakles, Mars ꝛc.) Vorkämpfer der guten Götter. Damit verdiente er sich den Rang als **Kriegsgott**, und namentlich um dieser Bedeutung willen wird es geschehen sein, daß so viele kriegerische Völker ihn zum Schutzherrn und Namensahn gewählt haben. Doch zeigen schon diese Namensstämme (**Luk**, **Min**, **Phtah**, **Esch** ꝛc.), daß bei der gemeinsamen Vergötterung des ganzen Kronidenhauses auch auf Typhon eine große kosmische Kraft niedergelassen wurde, der **Urfeuergott Phtah** (Hephästos). Da man diesen Gott des Feuers und der innern Triebkraft der Natur als Gemahl der Göttin Unterwelt dachte, wird Typhon auch zum **Unterweltgott** (**Erech**, **Ereph**, **Tur** ꝛc.). Wir lassen diese Namen, von denen ein jeder in weitem Geflecht von Götter-, Patriarchen- und Volksnamen die ganze alte Welt überwuchert, um beispielsweise noch einige nach diesem Kriegs- und Unterweltgott benannte **deutsche Stämme** zu erwähnen. „**Iskio**" hieß nach Tacitus der Ahnherr eines Drittheils der Germanen; **Aschanes** ist nach einheimischer Sage der aus dem Harzfelsen hervorgewachsene Ahn der **Sachsen**. Es wird einleuchten, daß der Name Sachsen nur eine mundgerechtere Fassung für **Aschan** oder **Iskio** ist. Iskio und Aschan (vergl. das **askanische** Fürstenhaus) weisen auf die Landschaft **Askania** (hinter dem Marmorameer) und auf eine Reihe von phönikischen Göttern und Stadtgründern zurück, die alle den Wortstamm **Esch** (Feuer) im Namen haben (Askenas, Askalos, Asklepios, Eschmun ꝛc.). Des Iskio Bruder war **Inguio** (wie es scheint derselbe Begriff, vergl. den indischen Feuergott Agni) — Inguio, offenbar zusammenfallend mit Freyr (Ingwi-Freyr), einem Gott, dessen kosmische und sagengeschichtliche Merkmale vollständig im Typhonbegriff aufgehen*). Mit Ingwi aber würden sich die **Ingwinger** oder **Inglinger** (Urkönige von Schweden), **Angul**, der Ahnherr der **Angeln**, und somit der Name **England** erklären. Urkönig der Westphalen war **Balder**. Da Balder's deutscher Name „**Phol**" lautet, werden auch die **West-Phalen** gewußt haben, nach wem sie sich nennen; aber schwerlich haben sie gewußt, mit wie viel anderen Völkern aller Zungen sie denselben Gott und denselben Namen theilen (vergl. die Teufels- und Götternamen Valant, Wuls, Wels, Wolos, Pholos, Pales, Fuls ꝛc. in Deutschland, Rußland, Griechenland, Italien, Arabien). Aus dem Namen **Bayern** (**Bojer**, **Bojuaren**) müßte man auf einen alten Kriegsgott Namens **Boi** schließen. Ein solcher findet sich in der That, denn der Sohn Odin's, der die Rache für Balder an dessen Mörder übernahm, heißt bei Saxo „**Boi**" (Bous), und auch dieser Name läßt in weitestem Umkreis sich nachweisen (vergl. die **Bojer** südlich vom Po; **Bojä** und den **Bojos** in Lakonien ꝛc.), ohne daß damit eine Racenverwandtschaft angezeigt wäre. Selbst die Stammsagen eines Volkes geben eine zuverlässige Spur nur eben für die Herkunft des **Vorstellungskreises**, nicht aber für die Herkunft der **Race**. Die Bayern leiteten sich von Armenien ab (schon im Lobgesang auf den heiligen Hanno) und nach Aventin wußte das gemeine Volk viel davon zu erzählen. Desgleichen wußten die **Franken**, daß sie von Troja stammen — eine Angabe, die sicher nicht lächerlicher ist, als wenn die Römer oder die sicilischen Elymer sich von Troja ableiten. Aber wenn ein Volk von den

*) Man erinnere sich nur z. B., daß Odin Erfinder der Schrift und des Würfelspiels ist wie Hermes. Aber ist denn Hermes in Wahrheit ein phönikisch-ägyptischer Gott? Steht nicht in neueren Werken indo-germanischer Schule (wir wollen die ob anderer Verdienste mit Recht gefeierten Verfasser nicht nennen) als eine Haupterrungenschaft: „Der griechische Hermes, Hermeias, sei entsprungen aus dem indischen **Saramejau**? Saramejau sind die Jungen der Sarama, der Hündin des Indra, und versehen Todtenführerdienst wie Hermes." Also aus zwei (weiblichen) jungen Hunden in Indien wird ein hellenischer Gott? Es scheint in manchen Gebieten verschiedene Denkgesetze zu geben. Aber gehört nicht eine unglaubliche Verblendung dazu, um einer solchen Errungenschaft willen die einstimmige Angabe der Alten: „ihr Hermes sei der ägyptische Hermes (Armaïs) oder Thot", zu unterdrücken und allen im griechischen Hermes wiederkehrenden Gehalt eines ägyptischen Vorbildes an Ideen, Sagen, äußeren Abzeichen ꝛc. zu übersehen? Wir haben hier den Raum nicht, den Nachweis zu wiederholen, wie im außerägyptischen Hermes drei Figuren des Namens Hermes zusammengeschmolzen: Hermes, der dreimal große (der außerweltliche Urgeist, der sich in der Sonne verkörpert, phallischer Befruchtungsgott); der zweimal große Hermes (der Mondgott, als Seelenführer in der Unterwelt beschäftigt); und der einmal große Hermes (eine sagengeschichtliche Figur, Vorstand der Priesterschaft an Osiris' Hof, Erfinder der Lyra ꝛc.). Das Leben ist kurz und die Kunst ist lang. Warum erschwert man sie sich selber noch durch so überflüssige Vorurtheile?

*) Man denke nur Freyr's Bedeutung als phallischer Befruchtungsgott, als innere Triebkraft der Natur (Typhon-Hephästos), und wie er selbst mit seinem vermeintlichen Grabe (gleich so mancher Typhonform) dem Lande noch Frieden und Fruchtbarkeit sichert; sodann Freyr als „warmer Wind", als Sturmgott, und (auf sagengeschichtlicher Stufe) als Mörder Beli's (vergl. den Bel-Saturn) und frevelhafter Liebhaber von dessen Schwester Gerda (vergl. die Herakles-geliebte Hertha und Typhon's unerlaubtes Verhältniß zu der Saturngemahlin und -Schwester Rhea, d. h. abermals Hertha); endlich die dem Typhon und dem Freyr gemeinsamen Symbole (Eber, Roß) ꝛc.

Trojanern abstammen will (wie auch die gallischen Aeduer, die Averner in Aquitanien, die Taurisker in Steiermark, die thrakischen Päonier), so beweisen sie damit nur, daß ihr Vorstellungskreis auf dem Wege über Troja aus Phrygien und dessen Hinterländern bezogen sei. In diesem Vorstellungskreise ist immer auch eine Stammsage enthalten. Sie wird mit ihm Eigenthum der neuen Race und überträgt ihre alten Namen auf den neuen Boden. Auf den Weg nach Thrakien und zum Hellespont weisen ohnedies alle urbayerischen Denkmalreste (Pfahlbauten, wie die Thrakier im prasischen See sie hatten; unterirdische Nornenheiligthümer, wie die Grotten der Hekate in Thrakien) und Volkssagen (Hero- und Leandersage am Chiemsee, am See von Murnau; Noahsage am Wazman wie zu Kelänä in Phrygien ꝛc.) zurück. Der Hellespont (wenn auch das Gegentheil einer Brücke) bietet (außer dem Bosporus) doch das geringste Hemmniß des Uebergangs von Völker- und Ideenzügen aus den Culturländern Asiens nach Europa *).

Natürlich werden die genannten Proben und Andeutungen von Namenserklärung diejenigen nicht überzeugen, welche mit unüberwindlichem Vorurtheil der Meinung sind, man müsse längs der ganzen semitischen Grenze unübersteigliche Klüfte voraussetzen. Wer nun mit Gewalt immer und immer in denselben Boden zu bohren liebt, obgleich keine Quellen darin sind, und die klaren Wasser verachtet, die man auf bereits vorhandenen Pfeilern aus der Ferne zu leiten vermag, den wollen wir nicht in seiner Freude stören. Nur erlaube man uns, zum Schlusse noch eine indische Parabel zu erzählen. Wenn vier Blinde, heißt es, einen Elephanten betasten und angeben sollen, was es sei, wird derjenige, der nur den Rüssel berührt hat, versichern, es sei ein Pisangstamm. Ein anderer berührt ein Ohr und hält es für einen Fächer; der dritte den Fuß und meint, es sei ein Pfeiler; der vierte den Schwanz und erschrickt, als sei es eine Schlange. Sollte nun das Ganze der menschlichen Culturgeschichte nicht gleichfalls ein solcher Elephant sein? Glaubt man wirklich, durch deren Austheilung in verschiedene, zum Theil mißtrauisch und feindlich gesonderte Lager (Germanisten und Sanskritgelehrte, classische Philologen, Aegyptologen ꝛc.) jemals zu einem Gesammtverständniß kommen zu können? Wer die geringe Mühe des Nachdenkens scheut: „Ob man nicht denn doch wohl erst des Ganzen Herr sein müsse, bevor man die Theile zu bestimmen vermag," der wird das Versäumniß mit ganzen Bergen von unnützer Arbeit bezahlen, auch wenn die Ergebnisse, Dank dem Zwangscurs, den sie der Machtvollkommenheit zünftig geschlossener Institute verdanken, für den Augenblick noch gangbare Münze sein sollten.

*) Wenn die Ideen wandern können, ohne daß ganze Völker als ihre Träger mit aufbrechen müssen, so können andererseits Völker wandern, ohne daß ihr Vorstellungskreis auf dem neuen Boden Verbreitung findet. Wir haben mitten unter uns eine canaanitische Völkerwanderung — die Juden. Maßgebend für ihre Umgebung ist allerdings ihr religiöses System niemals geworden. Aber welches Recht hat man, gerade in den Juden die Vertreter semitischen Nationalcharakters zu sehen? Nahmen sie denn nicht auch im Innersten der vielgestaltigen, sonst so höchst mittheilsamen und empfänglichen semitischen Welt die auffallendste Ausnahmsstellung ein?

---

# Die südbrasilianische Provinz Rio Grande do Sul und die Einwanderung.

Wir halten es für ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Auswanderung die drei schönen und gesunden südbrasilischen Provinzen Santa Catharina, Rio Grande und Parana mehr und mehr berücksichtigt. Sie bieten unseren Landsleuten alle wünschenswerthen Vortheile dar, insbesondere auch ein gesundes Klima. Dazu kommt, daß dort schon etwa 80,000 unserer Landsleute angesiedelt sind, alle im Wohlstand und zufrieden, das Deutschthum hochhaltend und ehrenvoll bewahrend, und nicht, wie es so oft in Nordamerika der Fall ist, in der Gefahr, dasselbe an eine andere Nationalität preisgeben zu müssen.

Wir finden in der „Deutschen Zeitung", welche zu Porto Alegre erscheint, eine statistische Abhandlung über die Provinz Rio Grande do Sul, die manche bemerkenswerthe Angaben enthält, und geben einige Auszüge.

Von wilden Indianern lebte in der Provinz nur noch ein Rest von Coroados; 1814 zählte man 8655 „gezähmte" Indianer in den 7 Missionen des Uruguay, 1860 in den Aldeas der Provinz nur noch 3107, die jetzt sehr zusammen geschmolzen sind. Die ersten Weißen kamen im Jahre 1680 aus San Paulo; andere folgten nach, alle aber hatten viele Kämpfe mit den Indianern zu bestehen, bevor sie um 1737 festen Fuß gewinnen konnten.

Heute zählt Rio Grande 10 Bezirke (Comarcas) und eben so viele Städte: Porto Alegre, Rio Grande, Pelotas, Jaguaron, Bagé, San Leopoldo, Alegrete, Rio Pardo, Caxoeira und San Gabriel; dazu kommen 18 kleinere Städte und viele Dorfschaften und Meierhöfe.

Die Bevölkerung ist in folgender Weise angewachsen. Die Zählung von 1803 ergab erst 59,142 Seelen, und die von 1814 auch nur 70,656. Aber 1845 war sie auf 149,963 angewachsen, 1859 auf 309,476, und 1863, als die jüngste Zählung stattfand, auf 392,725. Wenn man den Maßstab der Vermehrung von 1860 bis 1863 festhält, so wird die Volksmenge zu Ende 1868 auf etwa 480,000 Seelen gestiegen sein.

Im Jahr 1863 kamen auf 7615 Geburten nur 2536 Sterbefälle.

Die Bevölkerungsverhältnisse in den verschiedenen Comarcas waren im Jahre 1862 folgende:

| Comarca. | Freie. | Sklaven. | Total. |
|---|---|---|---|
| Porto Alegre | 70,839 | 17,800 | 88,639 |
| St. Antonio | 23,862 | 5,207 | 29,069 |
| Rio Pardo | 14,490 | 4,547 | 19,037 |
| Caxoeira | 13,725 | 4,778 | 18,503 |
| S. Gabriel | 14,210 | 3,107 | 17,317 |
| Bagé | 15,615 | 5,684 | 21,299 |
| Alegrete | 19,390 | 4,433 | 23,823 |
| Cruz Alta | 37,310 | 5,878 | 43,188 |
| S. Borja | 16,457 | 2,318 | 18,775 |
| Piratinim | 23,842 | 11,045 | 34,887 |
| Rio Grande | 35,950 | 11,312 | 47,262 |

Rechnet man hierzu noch die von 1859 bis 1862 angekommenen Colonisten (3884), die Truppen, die in der Provinz waren (3993), 606 Indianer in den Aldeas und 164 Mann Polizei, so stellt sich für 1862 die Zahl von 370,446 Seelen heraus, von denen 294,337 frei und 76,109 Sklaven waren.

Die Stadt Porto Alegre hatte bei der letzten Zählung 1863 17,765 Bewohner, von denen 13,650 frei geboren, 668 Freigelassene und 3449 Sklaven waren.

In keiner einzigen deutschen Niederlassung werden Sklaven gehalten; in ihnen ist nur freie Arbeit gestattet, deshalb haben sie keine Negerplage; der Weiße kann bei dem günstigen Klima im freien Felde arbeiten, und wenn die Einwanderung zunimmt, wird, wie es auch in Nordamerika der Fall gewesen, die Sklaverei abnehmen, zurückweichen und verschwinden.

Evangelische Kirchen waren 1863 erst 15 vorhanden; seitdem ist die Zahl größer geworden. Zahl der öffentlichen Schulen 1867: 100 für Knaben (3849), 68 für Mädchen (2007); dann noch 92 Privatschulen für Elementarunterricht mit 3782 Schülern und 1294 Schülerinnen, und ferner viele Privatschulen in den einzelnen Colonien mit mehr als 1000 deutschen Kindern. Das Lyceum, eine höhere Lehranstalt, hatte 118 Schüler; 13 höhere Bildungsanstalten werden von Privatmännern geleitet. — Zahl der Buchdruckereien 22, darunter 2 deutsche; Zeitungen und Zeitschriften 24; 2 Lithographien in Porto Alegre; 8 Theater, aber noch keine öffentliche Bibliothek.

Verbrechen gegen das Eigenthum sind äußerst selten, und der amtliche Bericht liefert dafür die Beweise, eben so für die große Anzahl von Mordthaten, die zum großen Theil auf Rechnung der farbigen Leute entfallen. Im Jahre 1846, als die Volksmenge 118,171 Köpfe betrug, wurden 103 schwere Verbrechen verübt; davon waren 60 Mordthaten und 19 schwere Verwundungen; 1851, bei einer Volksmenge von 150,816 Seelen, 44 Mordthaten und 31 schwere Verwundungen; 1865, bei einer Volksmenge von 400,000 Seelen, 56 Mordthaten und 42 Verwundungen; also weniger als 1846 bei einer um zwei Drittel stärkern Bevölkerung.

Herr Karl von Koseritz in Porto Alegre, der um das Deutschthum in Rio Grande große Verdienste sich erwirbt und für welche wir ihm unsererseits Lob und Anerkennung zollen, weist in der dortigen „Deutschen Zeitung" nach, von welcher Bedeutung die Zunahme der deutschen Einwanderung für unsern Handel und den Absatz unserer Gewerbserzeugnisse ist.

„Vor 30 Jahren befand sich fast das ganze Importgeschäft in englischen Händen. Heute importirt die Provinz bereits mehr deutsche als englische Waare, denn schon im Jahre 1865 kam die deutsche Einfuhr der englischen fast gleich.

Das Verhältniß war in den 3 Jahren von 1864 bis 1866 folgendes: 1863 bis 1864 importirte die Provinz aus England 1182 Contos de Reis und aus Deutschland 1016 Contos de Reis; 1864 bis 1865 aus England 2423 Contos de Reis und aus Deutschland 1402 Contos de Reis; 1865 bis 1866 aus England 1913 Contos de Reis und aus Deutschland 1828 Contos de Reis.

Ueber die letzten 3 Jahre fehlen noch die genauen statistischen Angaben, doch ist sicher, daß Deutschland in denselben England allmälig überflügelt hat. Sachkundige behaupten, daß die Provinz im verflossenen Jahre mindestens 800 Contos mehr aus Deutschland als aus England importirt habe, was wir in Anbetracht der größern Entwickelung der Colonien und des deutschen Handels keinen Augenblick bezweifeln.

Ziehen wir nun in Betracht, daß Deutschland in anderen Provinzen des Kaiserreiches, wo sich die deutsche Einwanderung nicht, wie hier und in Santa Catharina, concentrirt hat, bisher in der Liste der nach Brasilien exportirenden Nationen den siebenten oder achten Platz einnimmt, während es sich hier bereits den ersten errungen hat, so sieht man recht deutlich, welchen großen Werth für den Handel und das Fabrikwesen des Vaterlandes die Colonien von Rio Grande, Santa Catharina und Parana bei einem stärkern Zuflusse von deutschen Einwanderern erlangen würden.

Rechnet man hierzu noch die fortwährend stattfindenden Sammlungen für deutsche Zwecke, wie z. B. für die hungerleidenden Ostpreußen, die Geldsendungen, die von wohlhabend gewordenen Colonisten in die Heimath gemacht werden, und alle übrigen Vortheile, die aus den Wechselbeziehungen entstehen, so muß ein Jeder die Wichtigkeit der außereuropäischen Niederlassungen Deutscher erkennen, um so mehr als die Zeit der Colonisirung durch Eroberung vorüber ist und Deutschland niemals ihm politisch unterthänige Colonien im Auslande besitzen wird.

Deshalb aber sollte es auch das Hauptaugenmerk der leitenden Köpfe sein, die deutsche Auswanderung da zu concentriren, wo aus ihr dem Vaterlande Vortheile für Handel und Verkehr erwachsen können, was in den Vereinigten Staaten nicht der Fall ist, weil der Deutsche dort zu schnell entnationalisirt und amalgamirt wird, daß Deutschland, welches schon Millionen von Auswanderern nach den „States" geschickt hat, noch immer nicht den vordersten Platz in der Liste der Länder einnimmt, die nach Nordamerika exportiren, und selbst noch unter Frankreich steht, dessen Auswanderung wenn nicht gleich Null, so doch im Vergleiche mit der deutschen verschwindend klein ist."

Herr von Koseritz weist auch darauf hin, „daß von St. Angelo bis Neupetropolis in unausgesetzter Reihenfolge durch deutsche Colonisten der Urwald an den Ausläufern der Serra Geral gelichtet worden ist; und von dem Gebirge geht es ununterbrochen fort in den reichsten und fruchtbarsten Waldländereien bis zur Hochebene von Parana."

Es ist sicher, daß 800,000 bis 1,000,000 deutscher Einwanderer in den drei Südprovinzen vollauf Raum finden. Sie werden auch kommen, sobald man im Vaterlande von den Vorurtheilen befreit sein wird, welche so vielen Schaden angerichtet haben. Je stärker und kräftiger das deutsche Element wird, um so wichtiger werden auch die Handelsbeziehungen mit Deutschland. Dabei sind alle Bedingungen vorhanden, welche der Aufrechterhaltung und dem Gedeihen des Deutschthums günstig erscheinen. Wenn es den jetzt dort lebenden 50,000 bis 60,000 Deutschen gelungen ist, ihrer Volksthümlichkeit treu zu bleiben und dieselbe ungetrübt zu bewahren, dann wird doch wohl keine Rede davon sein, daß sie ihr Deutschthum verlieren könnten, wenn sie eine halbe oder ganze Million stark sind. —

Wie bei der Auswanderung nach Nordamerika rc., so sind früher auch bei jener nach Brasilien sowohl in Bezug auf die Verschiffung wie auf die Ansiedelung selber viele böse Dinge vorgekommen. Davon sind aber jene drei Südprovinzen unberührt geblieben und die dort ansässigen Deutschen wollen sich mit einer Denkschrift an den norddeutschen Reichstag und an das Bundeskanzleramt wenden, um die wahre Sachlage der deutschen Colonien in Südbrasilien zu schildern. Sie verfolgen dabei auch noch einen andern Zweck; sie wollen nämlich den bösen Umtrieben ein Ende machen, welche planmäßig gegen die Auswanderung nach Brasilien gerichtet sind. Wir unsererseits wünschen ihnen den besten Erfolg.

---

# Die griechisch-russische Kirche und ihre Secten.

## II.

Die Verhältnisse in den Klöstern. — Unterrichtssystem in den geistlichen Lehranstalten. — Disciplin über die Zöglinge. — Einnahmequellen für Klöster und Mönche. — Gegenseitige Stellung von Staat und Kirche. — Die Weltgeistlichkeit.

Charakteristisch für das russische Kirchenthum ist die Abneigung der höheren, gebildeten Stände gegen den Eintritt in den geistlichen Stand; in die Weltgeistlichkeit tritt kaum je ein Laie ein, und Mönche sind unter 4147 Männern, welche in den Jahren 1841 bis 1857 in russische Klöster getreten, aus dem erblichen und Beamten-Adel nur 33, dem Bürgerstande 750, Bauern 580 geworden, alle Uebrigen waren im geistlichen Stande geboren. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft meiden selbst die Bauern die Klöster, welche sie früher als Befreiungsstätten vor der Willkür ihrer Herren betrachteten und aufsuchten. So liefert der geistliche Stand das bei Weitem größte Contingent für die russischen Klöster. Diejenigen Söhne der Geistlichkeit nämlich, welche außer Stande waren, irgend ein Seminarexamen zu bestehen oder aus diesen Anstalten ausgeschlossen wurden, suchen, wenn sie nicht als Kirchendiener untergebracht werden, eine Zuflucht im Kloster, um, unfähig durch irgend eine bürgerliche Beschäftigung ihren Unterhalt zu erwerben, der ihnen drohenden Einstellung in die Armee zu entgehen. Hierbei wird das Gesetz, welches die Tonsur erst nach dem dreißigsten Jahre ertheilt und das Noviziat auf drei Jahre beschränkt, häufig umgangen. In jedem Kloster findet man darum eine Schaar junger Leute, die ihre Jugend in Müßiggang und mechanischer Erfüllung der Ordensvorschriften verträumen und dadurch von vornherein um allen sittlichen Ernst, alle wirkliche religiöse Gesinnung gebracht werden. Gewöhnlich werden sie unter die Mönche vertheilt, um bis zur Erreichung des gesetzlichen Alters diesen zur Hand zu gehen, die Gebetsglocke zu läuten, in der Kirche den Sängerchor zu verstärken und ihre Zeit zwischen Lakaiendienst und Müßiggang zu theilen. Da den Klostervorständen daran gelegen ist, sich eine möglichst große Anzahl solcher Dienstleute zu erhalten, und es für einen Schimpf gilt, wenn das Kloster von einem seiner Insassen verlassen wird, so ist die Zucht im Allgemeinen eine ziemlich schlaffe. Durch Jahrzehnte langes Noviziat um alle Selbständigkeit gebracht, von allen weltlichen Bildungselementen abgeschnitten und frühzeitig an Scheinthuerei gewöhnt, ist die gerade in den Klöstern aufgezogene Jugend am seltensten im Stande, die Würde des kirchlichen Berufs zu wahren, auf irgend einem Felde geistigen Strebens Früchte zu bringen oder bildend und belehrend auf die Laien einzuwirken. Mönche, welche diese Schule durchgemacht haben, gelten in den Klöstern selbst für patres minorum gentium und sind in der Regel von der höhern hierarchischen Laufbahn ausgeschlossen.

Männer ganz andern Schlages dagegen sind diejenigen, welche gelehrte Grade erwarben und, um Carriere zu machen, in den Mönchsstand getreten sind; unter ihnen findet man talentvolle, tüchtig, wenn auch einseitig gebildete, selbst wirklich gelehrte Männer. Freilich pflegen solche Kräfte nicht lange in den Klöstern zu bleiben, sondern werden zu höheren Kirchenämtern oder zur Leitung der geistlichen Lehranstalten berufen, bis dann Mönche wieder als Aebte (Igumene) oder Vorsteher mehrerer Klöster (Archimandriten) in dieselben zurückkehren. Um eben für die höhere Kirchenverwaltung über die besten Kräfte des geistlichen Standes verfügen zu können, ist der schwarzen Geistlichkeit vor Allem daran gelegen, in den kirchlichen Schulen bereits die mehr versprechenden Talente für sich zu gewinnen, und hier kommt ihnen ihr Einfluß auf diese Anstalten trefflich zu statten. Anfangs sahen die Mönche die von Peter dem Großen angeregte, besonders unter Alexander dem Ersten zahlreich ins Werk gesetzte Gründung von geistlichen Akademien höchst ungern, bald aber wußten sie dieselben sich ganz dienstbar zu machen, so daß in 150 Jahren bloß zwei Weltgeistliche Rectoren solcher Schulen geworden sein sollen.

Die Klostergeistlichkeit hat durchgreifende Mittel zur Bewahrung ihres Einflusses in Händen. Die Eparchialvorstände sind Curatoren aller solcher in ihren Sprengeln befindlichen Anstalten, sie ernennen die Leiter und Lehrer derselben und sorgen begreiflicherweise dafür, daß ihnen ergebene und willfährige Personen bei denselben fungiren und in steter Abhängigkeit von ihnen verbleiben; Beförderungen und Belohnungen werden ihren Gesinnungsgenossen dann reichlich zu Theil. So lassen es sich denn auch die Seminarbeamten angelegen sein, die begabteren Zöglinge der Klostergeistlichkeit zuzuführen; systematisch wird in denselben der Gedanke genährt, daß sie zu hohen Dingen ausersehen seien. Hat der Ehrgeiz den Entschluß, sich dem Mönchthum zu weihen, in ihnen zur Reife gebracht, so werden ihnen auch bereits mancherlei Bevorzugungen vor ihren Commilitonen zu Theil: sie erhalten besondere Zimmer, bessere Kleidung und Nahrung, größere Freiheit, ja Vergehen werden ihnen leicht nachgesehen oder milde bestraft. Da man erst mit 30 Jahren als Akademiker, wenn man den ersten gelehrten Grad erworben, mit 25 Jahren Mönch werden darf, scheuen sich die Akademiedirectoren selbst nicht, die Taufzeugnisse strebsamer Klosteraspiranten zu fälschen, um ihren Eintritt ins Noviziat zu verfrühen und zu sichern. —

Es giebt drei Kategorien geistlicher Lehranstalten: Vorbereitungsschulen, Seminare und Akademien, welche nur von Geistlichen geleitet und nur von Theologen besucht werden. Die Vorschulen sind unseren Elementarschulen zu vergleichen, die Seminare sollen den französischen Collèges, die Akademien den theologischen Facultäten entsprechen. In wie mangelhafter Weise das geschieht, erhellt aus einem flüchtigen Blick auf den für dieselben geltenden Lehrplan, der geradezu typisch ist für die Systemlosigkeit und Polyhistorie, an denen das russische Unterrichtswesen noch gegenwärtig krankt. Der Zögling soll während seiner Schul- und Seminarjahre nicht weniger als 47 Disciplinen betreiben. Er studirt fünf Sprachen: Deutsch, Französisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, natürlich ohne auch nur eine derselben gründlich erlernen zu können; von naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern werden unter anderen Arithmetik, Algebra, Geometrie, Physik, Botanik, physikalische Geometrie, Landwirthschaft, Zoologie und „populäre Medicin" vorgetragen; ferner russische und allgemeine Geschichte, politische Geographie, Logik, Metaphysik, Psychologie, Geschichte der Philosophie und 26 theologische Wissenschaften. Die philosophischen Studien werden in scholastischer Manier und nach Uebersetzungen von Büchern betrie-

ben, die in Deutschland seit 100 Jahren verschollen sind, denn die russischen kirchlichen Philosophen stehen noch auf dem Wolf'schen Standpunkt und schrecken dadurch ihre Zöglinge von vornherein von jeder ernsthaften Beschäftigung mit der Philosophie ab. Im Jahre 1839 wurde der Lehrplan in nicht sehr glücklicher Weise „reformirt". Die „Moskau'sche Zeitung" sagt hierüber: „Der Cursus der theologischen Disciplinen wurde durch Exegese, Patristik, canonisches Recht, Homiletik, Liturgik, Literatur des Cultus und Katechetik vermehrt und auf Wunsch des Domänenministers gleichzeitig der Raum für die Naturwissenschaften erweitert, um den künftigen Geistlichen die Möglichkeit zu geben, ihren Gemeindegliedern als landwirthschaftliche Vorbilder voranzugehen. Was die erwähnte Specialisirung der theologischen Wissenschaften anlangte, so hatte diese zur Folge, daß einzelne Disciplinen derselben in die untersten Classen verlegt und jungen Leuten vorgetragen wurden, die eben mit den Elementen der allgemeinsten Bildung beschäftigt waren; es wurde z. B. die Patristik in einer Classe vorgetragen, deren Schüler noch nichts von der Kirchengeschichte wußten, alttestamentliche Exegese zwölfjährigen Knaben gelehrt, die weder die biblische Geschichte noch die hebräische Sprache erlernt hatten u. s. w."

Entsprechend dem mönchischen Charakter der Lehranstalten wird auf „weltliche" Kenntnisse wenig Werth gelegt, der Unterricht in den profanen Wissenschaften noch unvollkommener ertheilt und jede Collision mit den theologischen Lehren sorgfältig vermieden. Selbst die Lehrer dieser Disciplinen sind schlecht gestellt, in ihrer Wirksamkeit äußerst beschränkt und an die Censur des Synods gebunden. Sieht es auch mit dem theologischen Studium im Allgemeinen etwas besser aus, so sind doch auch hier die Erfolge, wie sich nach dem oben geschilderten Lehrplane nicht anders erwarten läßt, keine glänzenden. Zöglinge der Seminarien können zuweilen nicht orthographisch schreiben, junge Leute, welche nach Absolvirung des akademischen Cursus eine russische Universität beziehen wollen, fallen häufig beim Aufnahmeexamen durch; überhaupt beziehen wenige Seminaristen die Akademien, deren Besuch nicht obligatorisch ist, und mit der Production auf dem Gebiete der theologischen Literatur ist es so übel bestellt, daß seit 1839 bei einer Zahl von etwa 5000 auf Akademien graduirter Theologen die Zahl der gleichzeitig erschienenen theologischen Werke sich auf anderthalb Dutzend reducirt und die Abfassung eines auf kirchliche Dinge bezüglichen Journalartikels auszeichnender Anerkennung werth erscheint.

Zu diesen Mängeln im Unterricht kommt nun noch mit schädlicher Wirkung die völlige Abgeschiedenheit von der Welt, dem wirklichen Leben, hinzu, in welcher die jungen Zöglinge gleichsam gefangen gehalten werden. Selbst mit dem Gange der Zeitereignisse und der einheimischen Literatur läßt man sie nicht näher bekannt werden; nur auf den Akademien sind ihnen unter gewissen Einschränkungen Zeitschriften zugänglich; Besuch öffentlicher Bibliotheken wird mit Carcer, Romanlectüre mit Ausweisung aus der Anstalt bestraft. Verkehr mit gebildeten Laien wird sorgsam überwacht und eingeschränkt, mit den niederen Ständen als ungefährlich freigegeben, bloß Umgang mit Geistlichen wird gern gesehen und gefördert. Die Folgen dieser Isolirung der angehenden Theologen von der übrigen Welt entsprechen indeß keineswegs den Intentionen ihrer Vorgesetzten; verbotene Früchte werden auch hier, wie allerwärts, mit besonderm Eifer zu erhaschen gesucht und genossen. „Die ungeheure Erschütterung des russischen Volksgeistes," sagt Eckardt, „hat nirgend tiefer und einschneidender gewirkt, wie in diesen Anstalten. Je strenger die geistliche Obrigkeit darüber wachte, daß die ihr anvertraute Jugend nichts von der Außenwelt erfahre und von den literarischen und politischen Zeitereignissen abgeschnitten bleibe, desto leidenschaftlicher hat diese sich der liberalen oder, richtiger gesagt, der revolutionären Zeitströmung in die Arme geworfen. Durch die Vorenthaltung jeglicher Zeitliteratur wurde das Verlangen der strebsameren jungen Leute nach der Kunde von den großen Dingen, welche sich im wirklichen Leben vollzogen und während der Reformjahre Aller Köpfe und Herzen beherrschten, bis zur Leidenschaft entflammt, und jedes Mittel, das zur Erreichung dieses Zweckes führte, für ein erlaubtes angesehen. Da Schlosser und Puschkin, Rotteck und Karamsin mit dem gleichen Interdict belegt waren, da man die „Moskauer Zeitung" und den „Russischen Boten", Kuno Fischer und Bjelinsky, den russischen Lessing, nicht lesen durfte, las man Herzen's „Glocke" und schlechte Uebersetzungen deutscher Materialisten und französischer Communisten, die, heimlich in zahllosen Abschriften verbreitet, von einer Schülergeneration auf die andere wie Heiligthümer vererbt und mit Heißhunger verschlungen wurden. Die Verwirrung, welche diese revolutionäre und atheistische Literatur in Köpfen anrichten mußte, die, mit theologischem Wust angefüllt, aller wirklichen Bildungsgrundlagen entbehrten, erräth sich leicht. Mit dem Glauben an die absolute Autorität, zu deren Dienste sie bisher angeleitet worden waren, schwand bei den unreifen Jünglingen, die plötzlich auf den Boden einer neuen, kaum geahnten Welt geschleudert wurden, zugleich der Glaube an alle idealen Lebensgüter, die extremsten und crassesten Anschauungen gewannen am schnellsten Ueberhand, und es war nicht zu verwundern, daß schon vor einigen Jahren in der russischen Presse die Behauptung aufgestellt werden konnte, die gefährlichsten Brutstätten des russischen Socialismus und jener radical-revolutionären Anschauung, welche die officielle Petersburger Journalistik mit dem Ausdruck „Nihilismus" bezeichnet, seien in den Seminaren und Akademien der orthodoxen Kirche zu finden." —

Man unterscheidet in Rußland drei, eigentlich vier verschiedene Arten von Klöstern, indem man die Bischofshäuser dazu rechnet, welche nach Klosterregeln eingerichtet sind und von einer Anzahl Mönchen als dem bischöflichen Hausstande bewohnt werden; sie besitzen auch eigene Hauskirchen und genießen gleiche Vorrechte, wie die Klöster. Eine und zwar die seltenste Gattung bilden ferner die sogenannten Strafklöster, von Mönchen bewirthschaftete und bewachte Gefängnisse für Geistliche, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, für Sectirer und solche, welche sich oder Andere der griechischen Kirche zu entziehen versucht haben.

Die eigentlichen Klöster zerfallen in solche mit gemeinschaftlichem Leben und in solche mit gesondertem Leben; während in jenen sämmtliche Bedürfnisse der Klosterbewohner und der Verwaltung aus der Klostercasse gleichmäßig bestritten werden, werden in letzteren, welche begreiflicherweise beliebter sind und beständig an Zahl zunehmen, nur einige bestimmte Verwaltungszweige im Allgemeinen besorgt, die Ueberschüsse aus den Klostereinnahmen aber unter die einzelnen Mönche vertheilt, welche sie nach eigenem Belieben verwenden. Ganz verschieden von der traurigen Lage der Weltgeistlichkeit erfreuen sich die Klöster meist großen Wohlstandes, darunter einzelne enormen Reichthums, und daher ist für die Bedürfnisse des Mönchsstandes auch weit reichlicher gesorgt, als es in katholischen Ländern der Fall zu sein pflegt; Bettelmönche, Barfüßler kommen hier gar nicht vor. Die beträchtlichen Einnahmequellen der Klöster fließen denselben einestheils aus Staatsmitteln, anderntheils aus dem Publicum zu. Vom Staate erhalten dieselben jährlich bedeutende Summen als Ersatz sowohl für die früheren, seit Peter dem Großen zu Staatseigenthum erklärten, ausge-

behnten Ländereien der Kirche, als auch für Ablösung der bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft den Klöstern vertragsmäßig zur Bedienung derselben zugewiesenen Kronbauern. Die Staatsunterstützung, welche für die verschiedenen Classen der Klöster je nach deren Größe und Bedeutung sehr verschieden ist, beläuft sich bei den kleinsten auf einige Tausend Rubel und steigt bei den vornehmsten bis auf eine halbe Million. Die Wege dagegen, auf denen das Publicum für die Klöster beizusteuern hat, sind so charakteristisch für die Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und religiösen Anschauungen der verschiedenen russischen Volksclassen, daß wir näher auf dieselben eingehen müssen. Da die Weltgeistlichkeit die Seelsorgerin auch des niedern Volkes ist, gilt es für „vornehm", sich mit derselben möglichst wenig zu befassen, alle die Handlungen, welche von Zeit zu Zeit verrichtet werden müssen, als Taufen, Copulationen und namentlich Beerdigungen, durch Mönche, wo möglich hochgestellte Prälaten, verrichten zu lassen. Wer irgend reich und vornehm ist, muß auf einem Klosterkirchhofe begraben werden, denn der Volksmeinung nach haben diese Stätten die Eigenschaft, die Insassen ihrer Gräber besonders rasch ins Paradies zu befördern.

Dafür werden enorme Summen bezahlt, namentlich den beiden berühmtesten russischen Klöstern Alexander-Newsky bei St. Petersburg und Troitzko-Sergiewsky bei Moskau. Selbstverständlich wird die Beerdigungshandlung außerdem bezahlt, desgleichen die jährliche Messe zur Erinnerung an den Verstorbenen. Soll diese auf ewige Zeiten stattfinden, so wird ein Capital in rententragenden Papieren deponirt und der Coupon von dem Prior mit einer Bescheinigung über gehörige Abhaltung der Messe zum Gedächtniß regelmäßig am Jahresschluß eingelöst.

Noch beträchtlicher sind die Einnahmen aus den sogenannten Fürbitten für Lebende und Todte. Sobald ein Kloster Geld braucht, sendet es nach eingeholter Erlaubniß des Synods eine Anzahl Mönche aus, welche mit „Registerbüchern" versehen das Land durchziehen. Wer eine Fürbitte wünscht, trägt seinen Namen in das Buch, zahlt einen seinem Vermögen entsprechenden Beitrag und erwirbt dadurch das Recht, bei der jährlichen großen Fürbitte mit Namen genannt zu werden. — Jedes Kloster ist ferner im Besitze des Rechts, innerhalb eines gewissen Rayons Opferstöcke anzulegen und Hüter derselben zu bestellen, welche die Vorübergehenden zu frommer Spende mahnen; für besonders werthvoll gilt neuerdings das Privilegium, Opferstöcke auf den Eisenbahnstationen zu besitzen (das Troitzko-Sergiewskysche Kloster bezieht allein aus den ihm zugetheilten Stationen der Moskau-Petersburger Bahn gegen 200,000 Rubel jährlich). Endlich ist jedes bedeutendere Kloster zugleich Wallfahrtsort, sobald es sich des Besitzes wunderthätiger Heiligenbilder rühmt, und diese sind während der letzten Jahre fast sämmtlich aus den Pfarrkirchen in die Klöster verlegt worden. Herkömmlich läßt jeder Wallfahrer ein Geschenk zurück oder er kauft ein Kreuz oder Heiligenbild, das in der Klosterfabrik angefertigt ist; die größeren Klöster haben auf ihren Territorien Gasthöfe gebaut, die sie zu hohen Preisen verpachten.

Von den wunderthätigen Bildern wird übrigens auch außerhalb der Klostermauern beträchtlicher Vortheil gezogen; dieselben machen nämlich von Zeit zu Zeit Reisen in große Städte und lassen sich gegen reichliche Spenden herbei, Privathäuser zu besuchen. Besonders verbreitet ist der Brauch, daß Städte, welche von Epidemien heimgesucht sind, solche Bilder zu einem längern Besuch einladen und in die Häuser der Kranken tragen lassen. So hat nach officiellen Angaben während der letzten Choleraepidemie in Moskau ein Heiligenbild 27,000 Rubel verdient.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Klöster aus den ihnen privilegienweise zustehenden Rechten, für eigene Rechnung Hostien zu backen, Weihkerzen zu gießen und innerhalb der Stadtmauern Kirchhöfe anzulegen, beträchtliche Einnahmen erzielen (so das berühmte Kiewsche Höhlenkloster für Hostien allein mindestens 50,000 Rubel jährlich), während der Verkauf der bei den Pfarrkirchen verfertigten Hostien und Kerzen den geistlichen Lehranstalten zugewiesen ist. Die Pfarrkirchen sind auch in Bezug auf ihre Einkünfte und deren Verwendung strenger bischöflicher Controle unterworfen, die Klöster dagegen haben lediglich über die ihnen vom Staate zukommenden Summen Rechenschaft abzulegen. Der Reichthum der Klöster ist denn auch immer mehr und mehr gewachsen, die luxuriöse Ausstattung ihrer kirchlichen Gebäude außerordentlich, das Leben in denselben sehr gemächlich, oft äußerst comfortabel, in der Regel besitzen die Klöster selbst Villen, in welchen die hervorragenderen Mönche den Sommer verbringen.

Dennoch ist die Gesammtzahl der russischen Klostergeistlichkeit nicht sehr bedeutend; in 300 bis 400 Klöstern leben etwa 6000 Mönche, in den meisten Klöstern etwa drei Viertheile der vorgeschriebenen Bewohnerzahl, was in der Abneigung der Russen gegen Beschaulichkeit und Askese seine Erklärung findet. „Der Russe," sagt ein sachkundiger russischer Autor, „fürchtet nichts so sehr als die Langeweile, denn er weiß, daß er dieser Feindin am schlechtesten Stand hält. Die breite sinnliche Grundlage seiner Natur erfordert Beschäftigung, wenn sie im gehörigen Gleichgewicht bleiben soll; Beschäftigungslosigkeit ist bei uns identisch mit Uebergewicht der Sinnlichkeit."

Hiermit haben wir unsere Schilderung der beiden Stände der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit Rußlands zu Ende geführt. Wie ein Alp lastet der feindliche Gegensatz der schwarzen und der weißen Geistlichkeit auf dem kirchlichen Leben Rußlands. Auf der einen Seite sahen wir im Vollgenusse der Macht und des Reichthums den Mönchsstand als herrschende und regierende Classe, getragen von dem hohen Ansehen, in welchem sie im ganzen Reiche bei Hoch und Niedrig steht; auf der andern Seite den Stand der eigentlichen Geistlichen, bestimmt und berufen zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Volks und zur sittlichen Erziehung desselben, verkommen in gänzlicher Abhängigkeit von ihren Oberen und dem herben Kampfe um die tägliche Existenz, seufzend unter der Last widriger Dienst- und Privatverhältnisse, durch ihre Armuth, ihre mangelhafte Bildung und das harte Joch, unter welches sie die schwarze Geistlichkeit dauernd zu beugen gewußt hat, um alle sociale Bedeutung, alles Ansehen bei ihren Gemeinden gebracht; neben beiden höheren Classen endlich eine zahlreiche Plebs von rohen und trägen Kloster- und Kirchendienern. Dieser unerquickliche Zustand darf, wenn Rußland nicht in seiner innern Entwickelung zurückbleiben will, schon um der verderblichen Wirkung auf das den Banden der Leibeigenschaft entwundene Volk willen nicht länger geduldet werden; helfend und fördernd kann hier aber nur der Staat eingreifen.

Welche Stellung nimmt nun die Staatsgewalt zur orthodoxen Kirche in Rußland ein? Auch hierüber finden wir bei Eckardt interessante Aufschlüsse.

„Der Einfluß der Staatsgewalt auf die russische Kirche, dem in früherer Zeit gewöhnlich zur Last gelegt wurde, daß diese in dumpfer Erstarrung und Leblosigkeit verharre, ist neuerdings der Haupthebel aller Fortschritte gewesen, welche im kirchlichen Leben Rußlands durchgesetzt worden sind. Wenn diese Fortschritte noch ziemlich bescheidene sind, so hat das wesentlich seinen Grund darin, daß die formale Obergewalt des Kaisers über die Kirche thatsächlich eine Connivenz gegen

die Gewohnheiten und den Willen ihrer Repräsentanten bedingt, von der die Staatsgewalt in all den Ländern frei ist, in denen die Kirche eine vom Staat und dessen Repräsentanten, dem Souverän, gesetzlich unabhängige Stellung einnimmt. Die Verantwortlichkeit für Alles, was von der kirchlichen Oberverwaltung ausgeht, ruht auf dem Kaiser, die Durchsetzung seines Willens ist aber gerade darum von der Mitwirkung der Kirchenfürsten, welche auf den Geist und das Verhalten des niedern Clerus mit wahrer Souveränetät einwirken, wesentlich bedingt.

Auf keinem andern Gebiete des öffentlichen Lebens hat der Reformeifer der gegenwärtigen russischen Regierung so viel guten und reinen Willen gezeigt, wie auf dem kirchlichen, aber nirgend auch sind ihm größere Schwierigkeiten entgegengetreten, als eben auf diesem. Sollte die Aufhebung der Leibeigenschaft wirklich die Früchte tragen, welche man in Aussicht stellte, als man dem russischen Adel die ungeheuren Opfer zumuthete, die derselbe thatsächlich seit 1861 gebracht hat, so war unumgänglich nothwendig, daß durch Verbreitung eines höhern Maßes von Volksbildung Garantien gegen den Mißbrauch der dem Bauernstande gegebenen Freiheiten geschaffen wurden. Träger und Vermittler dieser Bildung konnte unter den einmal gegebenen Verhältnissen nur der Clerus sein und zwar der gesammte Clerus, nicht nur die Weltgeistlichkeit. Obgleich es zunächst nur diese letztere mit dem Volke zu thun hat, so bedingte doch die Abhängigkeit derselben von dem aristokratischen Mönchthum, daß die Stellung, welche dieses zur Bildungsfrage einnahm, eigentlich maßgebend war. Auf den guten Willen der Weltgeistlichen kann die Regierung jedesmal rechnen, wenn es sich um die Durchführung einer reformatorischen Maßregel handelt, denn der niedere Clerus fühlt sich mit dem Volke verbunden und weiß sehr genau, daß die Förderung seiner Interessen nur von diesem und dem Staate ausgehen kann, daß er durch Willfährigkeit gegen diesen nur gewinnen, niemals verlieren kann, während das Mönchthum die natürliche Tendenz hat, als selbständige Gewalt aufzutreten und seine Armee, die weiße Geistlichkeit, in strenger Abhängigkeit und Botmäßigkeit zu erhalten. Dies ist ihr bisher so sehr gelungen, daß ihr Einfluß von derselben weit mehr gefürchtet wird als die Macht des Staates, und der Weltpriester in Conflictsfällen, trotz seiner Sympathie für den humaneren Staat, sich doch nothgedrungen nach dem Willen Jener richten würde.

Aus diesen Gründen kam für die Regierung Alles darauf an, den Einfluß des Mönchthums auf die Weltgeistlichkeit zu beschränken. Wußte man doch nur allzu genau, daß die schwarze Geistlichkeit sich der neuen liberalen Strömung freiwillig nicht anschließen würde, die sie längst als die gefährlichste Feindin ihrer exceptionellen Stellung kannte.

Die Regierung mußte, wenn sie die Weltgeistlichkeit aus der bisherigen Abhängigkeit befreien und zur Volkslehrerin machen wollte, vor Allem zwei wichtige Reformen durchsetzen: die Umgestaltung der geistlichen Lehranstalten und die Verbesserung der materiellen Lage namentlich der ländlichen Priester. Mit der Durchführung dieser Pläne, welche von den höheren geistlichen Autoritäten lebhaft bekämpft werden, ist die Regierung eifrig beschäftigt. Was die Schulreform anlangt, so ist dieselbe, freilich unter wichtigen Zugeständnissen an das Herkommen, bereits zum Theil durchgesetzt; eine durchgreifende Verbesserung der Pfarrstellen hat dagegen bis jetzt noch nicht Platz greifen können, obgleich daran seit Jahren gearbeitet wird. Wenigstens weiß sich die Regierung in ihren Reformbestrebungen mit dem gebildeten Theile der Nation einig und wird darin von der russischen Presse eifrig unterstützt, deren einflußreichste Organe zum Theil noch viel weiter gehen als die Regierung, und völliges Niederreißen der die Diener der Kirche von den übrigen Staatsbürgern trennenden Schranken, Beseitigung der zahllosen niederen Kirchendiener, Vereinigung der geistlichen mit den weltlichen Lehranstalten und dadurch bedingte Befreiung des theologischen Unterrichts von der Censur des Synods — also eine radicale Umgestaltung der kirchlichen Einrichtungen fordern.

Eine Hauptschwierigkeit haben die reformatorischen Bestrebungen aber noch in der Richtung zu bekämpfen, „welche der russische Volksgeist überhaupt genommen hat und die — weil von nationaler Selbstüberhebung und Ausschließlichkeit ausgehend — dem eigenen Reformbedürfniß fortwährend im Wege steht.“ Das Bestreben, die griechische Kirche auch in den katholischen und protestantischen Reichsprovinzen auszubreiten und zur Herrschaft zu bringen, verhindert neuerdings die nationale Journalistik, mit voller Energie für die von der Regierung und allen gebildeten Russen ersehnte kirchliche Reform einzustehen; „propagandistischer Glaubensfanatismus und nüchterne Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen sind einmal nicht zu vereinigende Gegensätze.“

Gebildeten, einsichtigen Russen kann man durchaus keine religiöse Beschränktheit und Intoleranz zur Last legen, sie wollen Niemanden in seiner Gewissensfreiheit und Religionsübung beschränkt wissen; ja selbst die moskauischen Zeitungen predigten noch im vergangenen Sommer volle religiöse Toleranz und gaben zu, daß Gewissenszwang der herrschenden Staatskirche weder zur Ehre noch zum Heile und zur Empfehlung gereichen könne. Dennoch waltet nicht bloß in Polen, dessen katholische Geistliche durch ihre rücksichtslose Parteinahme für die letzte Insurrection die Verfolgung der Regierung selbst auf sich herabgerufen haben, sondern auch in den protestantischen Ostseeprovinzen seit einiger Zeit sichtlich das Bestreben vor, neben Einführung russischer Einrichtungen und Ausbreitung der russischen Sprache die Herrschaft der griechischen Kirche auf Kosten der evangelischen Landeskirche zu heben und zu fördern. Die Glaubensgemeinschaft ist ja das Hauptband, welches die eingeborenen Stämme von Liv-, Esth- und Kurland an die deutschen Einwanderer knüpft, Lockerung desselben Ziel und Gewinn für die russischen Nationaldemokraten. Vielleicht finden wir ein anderes Mal geeignetere Gelegenheit, den Lesern des „Globus“ über die schweren Bedrängnisse unserer Stammverwandten an der Ostsee ausführliche Kunde zu geben, zunächst behalten wir uns eine nähere Ausführung über das russische Schisma vor, welches von der größten Bedeutung für die Entwickelung des kirchlichen Lebens in Rußland gewesen ist.

# Die Chincha-Inseln an der peruanischen Küste.

Wir lesen in der „Times“ vom 29. Januar folgende Notiz:

„Der Guano auf den Chincha-Inseln ist erschöpft und von nun an sollen die Guanape-Inseln in Angriff genommen werden.“

Es dünkt uns nicht wahrscheinlich, daß der ganze Vorrath von Vogeldünger auf jenen Inseln verschifft worden sei; man wird vielleicht die Notiz so zu verstehen haben, daß die Mehrzahl der Schiffe ferner keine Ladung finden kann und an anderen „Huaneras“ eine solche suchen muß.

Als F. Rivero im Jahre 1846 die Guanoablagerungen an der Küste und auf den Inseln von Peru topographisch untersuchte, fand er, daß dieselben etwa 36,000,000 Tonnen (zu 20 Centner) Guano enthielten. Im Jahre 1845 begann die Verschiffung, welche bis 1851 im Ganzen nur erst 532,000 Tonnen betrug, so daß vor nun 17 Jahren noch 35 Millionen Tonnen Vorrath gewesen wären; davon kamen auf die Chincha-Inseln 23 Millionen. Die Ausfuhr wurde von Jahr zu Jahr beträchtlicher und hat in der letzten Zeit die Ziffer von 350,000 Tonnen mehrfach überstiegen. Es würde demnach mindestens noch für ein halbes Jahrhundert Vorrath da sein.

Die Ablagerungen von Vogeldünger (huano de pajaro) sind der peruanischen Küste entlang vertheilt; man findet sie zwischen dem 2. und 21. Grad südlicher Breite in zwei

Abbau des Guano auf den Chincha-Inseln.

verschiedenen Arten. Die eine, der weiße Guano, besteht aus Excrementen, die erst der neuesten Zeit angehören; der Huano pardo, alte Guano, hat alle Farbenabstufungen zwischen einem schmutzigen Grau und einem dunkeln Braun. Bekanntlich wurde schon im Reiche der Inkas Guano zur Düngung der Aecker benutzt, jedoch nur die erstere Art. Ein kaiserlicher Befehl untersagte bei schwerer Strafe, die Huanaes, d. h. die Guano erzeugenden Vogelarten, zu tödten; in der Brutzeit durfte Niemand die Inseln oder andere Oertlichkeiten betreten, an welchen sie nisteten.

Die Stellen, an welchen sich Ablagerungen befinden, werden Huaneras genannt. Zu den reichhaltigsten gehören, in der Richtung von Süden nach Norden, jene von Chipana, Huanillos, Punta de Lobos, Pabellon de Pick, Puerto ingles, Islas patillos, Punta grande, Isla de Iquique, Pisagua, Ilo, Jesus y cocotea und die Inseln in der Bucht von Islay. Zwischen diesem letztern Punkte und Pisco lagert kein Vogelguano, weil diese Strecke vorzugsweise von Seehunden, Seewölfen (lobos) und Meerschweinen besucht werden. So kommt es, daß dort der Guano, welcher übrigens nicht in sehr großer Menge vorkommt, fast ganz aus den Ueberbleibseln jener Seethiere besteht.

Die Vögel wählen zu ihren Ruhepunkten am liebsten solche Stellen, welche gegen die an jener Küste scharf wehen-

den Südwinde geschützt sind. Von Pisco nach Norden hin findet man auch noch Guanolager, sie sind aber nicht belangreich und obendrein schwer zugänglich. Indeß liegen in dieser Zone die drei Chincha- (sprich Tschintscha-) Inseln, in 13½ Grad südlicher Breite, etwa 12 Seemeilen nordnordwestlich von Pisco. Die Schiffe ankern am liebsten unter dem Winde der Nordinsel, weil sie dort am wenigsten von der Paraea heimgesucht werden, das heißt einem scharfen Winde, der von elf Uhr Morgens bis gegen Sonnenuntergang weht. Der Guano lagert zumeist in wagerechter, oftmals auch gewellten Schichten, welche nach den Enden hin eine Umbiegung haben; oben sind sie röthlich, nach unten hin mehr oder weniger hellgrau. Der Guano ist überall von trefflicher Qualität und nur in den niedrigeren Schichten mit Guano de lobo, also solchem, der Ueberreste von Seethieren enthält, vermischt. Nicht selten findet man versteinerte Eier, Federn, Knochen und selbst Vögelmumien.

Ablagerungen von Guano sind bekanntlich an vielen verschiedenen Stellen der tropischen Gegenden vorhanden und auch sonst an Punkten, wo Seevögel in großer Menge vorkommen und wo es nicht regnet. Man findet Guano am Rothen Meere, am und im persischen Meerbusen; auf den Mejillones-Inseln vor der Küste der Atacamawüste; in Untercalifornien, an der Südwestküste von Afrika, auf manchen Inseln im Stillen Ocean x. Aber das beste Product kam bisher von den Chincha-Inseln.

Pisco an der Küste von Peru liefert einen vortrefflichen Wein und die Umgegend duftet von Orangenblüthen; dieses Parfüm bildet einen scharfen Gegensatz zu dem ätzenden, kratzenden und penetranten Geruche und dem feinen, gelben, ammoniakalischen Staube, welchen der Wind weit ins Meer hinaustreibt und der den Schiffern ungemein lästig und widerwärtig ist. Schon mehr als einmal haben achthundert bis eintausend Fahrzeuge bei diesen Inseln gelegen, um Ladung einzunehmen.

In den Guanogegenden sind allemal Fische und Seevögel in ungeheurer Menge vorhanden. Die letzteren gehen bei ihrem Fang und Fraß ganz methodisch zu Werke. Jeder Schwarm hat einen Anführer und richtet seinen Flug derart ein, daß er einen weiten Kreis bildet und die Fische, welche in dicht gedrängten Massen ziehen, gleichsam einzirkelt. Dann beginnt der Fang. Jeder Vogel sucht so viel als möglich zu

Bolivianische Indianer als Arbeiter auf den Chincha-Inseln.

verschlingen und alle überfüllen sich. Wie auf Befehl fliegt dann der ganze Schwarm nach der nächsten Küste zurück, an welcher er seinen bestimmten Verdauungsplatz hat. Viele Vögel geben ganze Fische wieder von sich, andere sind so vollgefüllt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen können; andere kommen auf den Inseln um und tragen auf solche Weise dazu bei, den Guano noch kräftiger zu machen. Da die Vögel tagtäglich dieselbe Ruhestelle besuchen, so wird die Schicht der Excremente immer dicker und sie trocknet in der regenlosen Zone von Peru rasch ein und die ammoniakhaltigen Bestandtheile werden gebunden, vor der Verflüchtigung bewahrt.

Der Abbau auf den Chincha-Inseln wird in ähnlicher Weise betrieben wie der Abbau von Kohlen, Gyps oder Steinsalz. Die Schichten reichen bis zu einer Höhe von 60 bis 90 Fuß hinauf; die Arbeiter hauen Stufen in den Guanoberg und haben als Werkzeug eine Spitzhacke. Der Guano fällt unten hin, wo andere Arbeiter ihn mit Schaufeln auf zweiräderige Karren werfen; diese fährt man bis zu den Eisenbahnwagen, aus welchen dann der Guano in die Schiffe übergeladen wird.

Es ist immer schwierig gewesen, die erforderliche Anzahl von Arbeitern zu erhalten und zu behalten. Weiße Menschen können die Hitze, den scharfen Geruch und die Anstrengung auf die Dauer nicht aushalten. Deshalb hat man Indianer aus den heißen Gegenden Perus und Bolivias zu verwenden gesucht; man hat aber nicht lange auf sie zu rechnen und sobald sie können, ziehen sie wieder ab. Wahrscheinlich wäre die Guanoförderung ohne die Chinesen mehr als einmal zum Stillstand gekommen. Es sind bei der Verschiffung von Kulis aus dem Blumenreiche der Mitte nach den peruanischen Düngerinseln Abscheulichkeiten in Menge vorgekommen und erst während der letztverflossenen Jahre ist der Menschenraub und Menschenhandel, welchen die Christen mit weizengelben Asiaten treiben, nicht mehr so häufig wie früher.

Wie dem aber auch sein möge, auf den Chincha-Inseln sind gerade die Chinesen zu Hunderten in den Huaneras, den Guanolagern, thätig. Simonin, welcher sie arbeiten sah, stellt ihnen nachfolgendes Zeugniß aus:

„Man spricht wohl davon, daß die Strafgefangenen, welche in den Tagen des Alterthums zur Arbeit in den

Steinbrüchen verurtheilt wurden, viel Schweres auszustehen gehabt haben. Aber was will das heißen im Vergleiche zu dem, was ein Arbeiter beim Guanograben aushalten muß? Staub und Geruch, beide gleich scharf und beißend, ersticken den Neuling beinahe, und es braucht einige Zeit, ehe man beide auch nur eine Stunde lang aushalten kann. Weder Kölnisches Wasser noch irgend ein anderer Wohlgeruch schützt auch nur einigermaßen, und der gelbe, salzhaltige Staub dringt in jede Pore ein."

„Ehre also diesen wackeren Chinesen, welche eine so unangenehme Arbeit verrichten! Und waren denn nicht auch sie es, welche allen pestilentialischen Fiebern zum Trotze es möglich gemacht haben, daß ein Schienenweg durch die sumpfigen Gelände des Isthmus von Panama gebaut werden konnte? Auch sind es Chinesen, welche auf Cuba und in anderen Gegenden Westindiens unter einer brennenden Sonne Zucker bauen und fleißig arbeiten, wo der faule Neger seine Dienste versagt. In Britisch Columbia, in Californien und in Australien fördern sie noch Millionen an Gold aus Gruben, welche von den Weißen verlassen worden sind. Ich gebe alle Ehre diesen geduldigen, nüchternen, fleißigen, allzeit zufriedenen und genügsamen Arbeitern; ohnehin sind sie immer heiter und niemals grob. Sie tragen sehr wesentlich zur Ausbreitung der Civilisation bei."

Während der letzten Jahre sind, wie schon bemerkt, mehr als 350,000 Tonnen Guano von den Chincha-Inseln verschifft worden und man kann im Total etwa 400,000 Tonnen, also reichlich 800,000,000 Pfund annehmen, die an Ort und Stelle einen Geldwerth von 120,000,000 Francs hatten. Die Regierung von Peru hat den Guano an eine englische Compagnie verpachtet und nach und nach ganz ungeheure Summen aus ihrem Monopol herausgeschlagen. Man kann buchstäblich sagen, daß die ganze Finanzwirthschaft jener sogenannten Republik auf dem Vogeldünger beruhete. Jedes andere Land würde wenigstens einen Theil der Einkünfte für die Volkswohlfahrt verwandt, sie würde Straßen und Häfen gebaut, Schulen gegründet und mancherlei Verbesserungen davon bestritten haben. In Peru ist aber von alle dem auch nicht das Mindeste geschehen und die Hunderte von Millionen, welche das Guanomonopol abwarf, sind in der unsinnigsten und leichtfertigsten Weise verzettelt und vergeudet worden. Die ewigen Revolutionen bringen kein Geld ein, was aber aus Peru werden soll, wenn die reiche Guanoquelle versiecht ist, das wird die Zukunft lehren.

---

# Die wendischen Schwerine.

## Ein Beitrag zur Erläuterung des slavischen Götzendienstes.

Mitgetheilt von **C. W. Stuhlmann.**

Tacitus erzählt im zehnten Capitel seiner „Germania", daß es den norddeutschen Volksstämmen eigenthümlich sei, die Zukunft durch Pferde zu erforschen. In heiligen Gehölzen und Hainen würden jene, weiß von Farbe, gehalten und gezüchtet, unberührt von irdischer Arbeit. Von den Priestern und des Gaues Oberhaupt geleitet, spanne man zu Zeiten die Rosse vor den heiligen Wagen und aus ihrem Wiehern und Schnauben deuteten die Führer alsdann das Künftige.

In den ehemaligen slavischen Ostseeländern, namentlich in Mecklenburg und Pommern, finden sich eine beträchtliche Anzahl Oertlichkeiten, welche den Namen Schwerin tragen. Für Mecklenburg lassen sich mit Bestimmtheit mindestens ein halbes Dutzend nachweisen, wie ja auch die Hauptstadt des einen Landestheils diesen Namen trägt. Schwerin oder Zuerin heißt, darüber sind alle gelehrten Slavisten einig, im Deutschen Thiergarten; auch dieser Name, in plattdeutscher Form Dierhagen, wird von einer mecklenburgischen Ortschaft geführt.

Dem Herrn Archivar Beyer in Schwerin ist, wie er selber uns erzählt *), die Erklärung des Namens „Schwerin" durch „Thiergarten" lange räthselhaft gewesen. Ein Thiergarten mitten in der Wildniß eines noch wenig angebauten Landes, das zum großen Theil mit Urwalde bedeckt war, muß in der That als ein wunderbarer Luxus erscheinen. Die Jagd ist bei Völkern auf der Culturstufe der alten Wenden die Lust und das tägliche Geschäft des Mannes, aber Wild in eingehegten Parken zu züchten und während schneereicher Winter zu ätzen, um es bequemer erlegen zu können, das scheint solchen nicht angemessen zu sein. Und welche Jagdthiere wurden denn überhaupt in den Zuerinen gehegt? Diese Räthsel haben sich aber sämmtlich dem Herrn Beyer dadurch gelöst, daß er in den alten wendischen Zuerinen jene heiligen Haine wieder entdeckt hat, wo die weißen Rosse, deren der altslavische Gottesdienst ebensowohl wie der altgermanische benöthigte, unter Aufsicht und Pflege der bei dem benachbarten Tempel oder Heiligthume dienenden Priester gezüchtet wurden. Herr Beyer hat denn auch bei den sämmtlichen mecklenburgischen Zuerinen die Stätten der früheren Tempel entweder unumstößlich, oder doch höchst wahrscheinlich nachgewiesen, und seine Annahme, daß die Schwerine eben jene alten heiligen Pferdehaine gewesen, erscheint durch die von ihm dargelegten Forschungen und Aufschlüsse so wohl bewiesen, daß sich kaum noch Zweifel dagegen erheben lassen dürften.

Die erste Localität, welche Herr Beyer in Untersuchung genommen hat, ist eine, welche auch im „Globus" bereits eingehender von mir geschildert und besprochen wurde, nämlich das Fischland und die angrenzende Ortschaft Dierhagen. Das Fischland hieß ehedem Suante Wustrow — heilige Insel — und in dem Hauptorte Wustrow steht die Kirche auf einem gewaltigen künstlich errichteten Hügel, unzweifelhaft einem alten Burg- oder Tempelwalle. Daß der Hügel früher ein Heiligthum getragen, daß er nicht etwaigen Vertheidigungszwecken allein gedient, das macht zunächst die Benennung der Oertlichkeit als „heilige Insel" glaublich, mehr beinahe aber noch eine Sage, welche noch heute allgemein im Munde des Volkes ist. Ein Riese mit seinem Schimmel soll in einer Nacht den Hügel zusammengefahren haben, und noch zeigt man die Stelle, von woher die Erde entnommen worden. Dieser Riese mit dem Schimmel ist aber unzweifelhaft Suantevit, der oberste der slavischen Götter,

*) In „die wendischen Schwerine. Ein Beitrag zur Erläuterung des slavischen Götzendienstes". — In den „Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde", Bd. XXXII. Das hier Gebotene ist theilweise ein Auszug daraus.

der ganz ähnlich wie der nordische Odin oder Othin, oder der germanische Wodan auf einem Rosse reitend gedacht wurde. Von Wodan, der in den verschiedenen Gegenden Mecklenburgs bald „de Waur“, bald „de Wod“ genannt wird, gehen noch heute viele Erzählungen um, von Suantevit dagegen redet keine Sage mehr, es sei denn, daß die von Waur und Wod umgehenden theilweise auf ihn zu deuten wären, und daß die zahlreichen Sympathien, bei denen ein Weidenbaum, plattdeutsch Wied, eine Hauptrolle spielt, und die ihrer Form und ihrem sonstigen Wesen nach der heidnischen Zeit entstammen, in einem noch fortdauernden Bezuge mit ihm ständen. Die Weide war ein den Slaven besonders lieber und heiliger Baum, ähnlich wie die Eiche den alten Germanen. Noch jetzt finden sich in dem Dorfe Wustrow, nahe dem Kirchenhügel, einige jedenfalls viele Jahrhunderte alte Exemplare dieser Baumart, welche um so mehr in die Augen fallen, da sonst nur wenige und verkümmerte Bäume vorhanden sind*).

Dierhagen liegt an der Grenze des festen Landes, nahe an dem großen Waldreviere, das durch die Ribnitzer und Rostocker Haide gebildet wird, als eine Halbinsel zwischen dem Meere und dem Binnengewässer, abgeschieden vom Volksverkehr und dabei doch Suante Wustrow auf eine kleine Meile nahe. Letzteres wird immer von eigentlichem Wald entblößt gewesen sein, da solchen die über die kleine Insel hinbrausenden Stürme nicht aufkommen lassen, während nordwärts der breite Darß und süd- und westwärts das feste Land noch jetzt vorwiegend Waldländer sind. Wurden für den Tempeldienst Suantevit's auf der heiligen Insel Pferde gebraucht, so war die Gegend des jetzigen Dierhagens die nächst gelegene, wo dieselben ungestört und ungesehen von der Volksmenge gezüchtet und gehegt werden konnten.

Daß aber zu Dierhagen ein wirkliches Gestüt bestand, ist urkundlich erwiesen, wenn auch erst für einen Zeitpunkt, der 150 Jahre nach der wahrscheinlichen Zerstörung des Heiligthums zu Wustrow fällt. Im Jahre 1324 verpfändete nämlich Herr Heinrich zu Mecklenburg dem Johann Moltke die beiden Dörfer Dierhagen und verpflichtete den Pfandnehmer, aus deren Nutzungen die daselbst befindliche Stuterei fortzuführen und getreulich in Acht zu nehmen, wie denn auch der Pfandgeber sich und seinen Erben alle Füllen, Hengste und Stuten des Gestüts ausdrücklich vorbehielt. Die Gestütswirthschaften wurden damals und auch noch mehrere Jahrhunderte später in der Weise betrieben, daß man die Stuten frei mit den Hengsten zusammen in Waldkoppeln weiden ließ, wo sie nur bei ganz schlimmem Wetter anderweitige Fütterung empfingen; die Mutterpferde werden denn auch immer „Wilde“ genannt. In der Sennerhaide hat ein so eingerichtetes Gestüt beinahe bis in unsere Tage herab aus grauem Alterthume her bestanden, und es läßt sich, wenn auch nicht beweisen, so doch stark vermuthen, daß das im Jahre 1324 verpfändete Gestüt zu Dierhagen direct von jenen Rossen abstammte, die, von keiner irdischen Arbeit berührt, ehedem zum Tempeldienst auf der heiligen Insel benutzt wurden.

Weiter wendet sich Herr Beyer bei seinen Untersuchungen zu jenem Schwerin, das urkundlich eine uralte Burg der Obotritenfürsten, und das heutzutage die Residenz des einen mecklenburgischen Herrscherhauses ist. Auch hier wird ein geheimnißvoller Gottesdienst ganz ungemein durch die Localität begünstigt, indem ostwärts der große Schweriner See und nach den anderen Himmelsgegenden eine Anzahl verschieden benannter Gewässer sich strecken und nur schmale Landpässe zwischen sich lassen. Nahe bei der jetzigen Stadt Schwerin, auf einer von Seegewässern umflossenen Halbinsel, liegt das Dorf Ostorf, urkundlich im Mittelalter Orsestorf genannt, worin Horsestorf — Pferdedorf — wahrscheinlich liegt. Die Tempelburg hat nach den sehr glaublich erscheinenden Muthmaßungen des Herrn Beyer auf jener Insel gelegen, auf welcher das jetzige großherzogliche Schloß steht. Untersuchungen haben ergeben, daß jene Insel wenigstens theilweise durch Kunst entstanden ist, und urkundlich steht fest, daß der letzte Obotritenkönig Niclot, als er sich 1160 zum letzten Verzweiflungskampfe gegen Heinrich den Löwen von Sachsen aufraffte, die zu Schwerin gelegene Burg selber zerstörte, weil er meinte, sie nicht gegen die Feinde halten zu können. Auf den Trümmern dieser Burg erbaute dann Graf Heinrich, der von Heinrich dem Löwen mit der durch letztern gestifteten Grafschaft Schwerin belehnt wurde, das erste christliche Schloß, und nordwestwärts von diesem, auf wiesenreichen und von Gewässern durchzogenen Theilen der alten Feldmark von Orsestorf, entstand die christliche Stadt Schwerin.

Auch hier sind noch heute Sagen im Volksmunde, die an den Dienst Suantevit's erinnern. In den „heiligen Zwölfen“, namentlich aber in der Neujahrsnacht, umjagt ein spukhafter Reiter auf einem Schimmel die auf der Schelfe gelegene Sanct Nikolauskirche. Im Schlosse dagegen treibt ein gnomenartig gestalteter, weiß oder schwarz bemäntelter Geist, der als in naher, persönlicher Beziehung zu dem bekanntlich slavischer Wurzel entsprossenen Regentenhause gedacht wird und Petermännchen heißt, sein Wesen. Petermännchen dürfte aber vielleicht ein germanischer Spuk sein, und erst mit den sächsischen Grafen seinen Weg in die alte Obotritenburg genommen haben. In der uralten Stadt Stade im Bremischen kennt man auch ein Petermännchen. Bei der „Höge“ — d. h. Lustbarkeit —, welche die dortigen Brauerknechte, wenigstens vor dreißig Jahren noch, um Fastnacht anstellten, und die in ihrem ganzen Verlauf einen höchst mittelalterlichen Zuschnitt trug, spielte auch ein Petermännchen eine Rolle. Eine hölzerne, bemalte Figur, gnomenartig gestaltet, wurde bei Beginn der Festlichkeit in der Giebelluke des Zunfthauses ausgestellt, und gab namentlich auch der Jugend Nachricht, daß die Höge der Brauer ihren Anfang genommen habe.

Nach der Meinung Einiger soll Schwerins Petermännchen ehedem auch seinen Sitz in dem dem Schlosse benachbarten Franziskauer-Kloster gehabt haben, was, meiner Ansicht nach, ein sicherer Beweis dafür wäre, daß er nicht aus dem Slaventhume überkommen ist.

Ein drittes Schwerin findet sich nordwärts vom großen Plauer See. Diese Gegend kenne ich aus eigener Anschauung, und auch hier ähnelt wieder die Localität ganz ungemein derjenigen bei Wustrow und bei Schwerin. Zu neun Zehnteln ihres Umfanges ist die Feldmark von Alt-Schwerin — so heißt diese Ortschaft — von Seegewässern umflossen; noch jetzt besitzt die Gegend mit ihren ausgedehnten Waldcomplexen und ihrer ungemein spärlichen Bevölkerung einen Charakter wie gemacht zu einem Schauplatze für Sagen und geheimnißvolle Begängnisse. Die Sage ist hier denn auch noch vielfach lebendig. Nahe liegt ein großes Hünengrab, welches noch heute der Volksmund allgemein als dasjenige des Wendenkönigs bezeichnet. Während südwärts vom Plauer und Malchower See Wodan — „de Waur“ oder „Wode“ —, wie mir vielfältige persönliche Nachfragen gezeigt haben, vom Volke nicht mehr gekannt wird, gehen zu Alt-Schwerin und in den benachbarten Dör-

*) Neben der Weide ward der Flieder, der Hollunder, besonders von den Wenden geehrt. Auch mit diesen verknüpfen sich einzelne Sympathien, und zwar auch solche, bei denen die Handlung nicht mit Anrufung des dreieinigen Gottes schließt, demnach fraglos heidnischen Ursprungs ist.

fern viele ihn oder seinen slavischen Ersatzmann Svantevit betreffende Sagen um. Auch das Vorführen des Schimmels am Weihnachtsabend wird hier noch zuweilen von den Dienstleuten geübt, während ein anderes, das darin besteht, daß zwei Männer sich mit einem weißen Laken überhängen und so ein Pferd darstellen, und ein dritter, der sich möglichst vermummt hat, auf ihnen als Reiter sitzt, in vielen mecklenburgischen Dorfschaften auch nicht einmal aus Erzählung mehr bekannt ist.

Südlich von der Feldmark Alt-Schwerin, rings vom großen Plauer See umflossen, aber von jener nur durch einen einige Hundert Fuß breiten Wasserlauf getrennt, liegt eine Insel, etwa 100,000 Quadratruthen groß, das Werder genannt, früher eine Pertinenz von Alt-Schwerin, jetzt ein selbständiges Rittergut. Auf der Nordseite des Werders, gerade dort, wo der Wasserlauf am schmalsten ist, findet sich ein mächtiger alter Wall, der, nach der ganzen Localität, schwerlich je Vertheidigungszwecken gedient haben kann, und der noch heute den Namen „de Papenborg" — Pfaffenburg, Priesterburch — trägt. Seit ich Herrn Beyer's Schrift gelesen, bin ich ganz entschieden der Meinung, daß die alte Tempelstätte hier zu suchen ist und nicht an einer andern Stelle der eigentlichen Schweriner Feldmark, wo Herr Beyer solche zu suchen mehr geneigt zu sein scheint.

Daß zu Alt-Schwerin ein berühmtes heidnisches Heiligthum gewesen, wird aber auch anderweitig, zunächst von Widukind (in „Res gestae Saxonicae), bezeugt. Im Jahre 955 machte Kaiser Otto der Erste einen Kriegszug wider die verbündeten Obotriten und Wilzen. Längere Zeit wurde das deutsche Heer durch die Gewässer der Müritz und der Seen, welche jene mit dem Plauer See verbinden, aufgehalten, endlich gelang es ihm aber, diese dort zu überschreiten, wo der Malchower See durch die noch jetzt so genannte Reke (— slavisch riäka, Fluß, Bach) — Widukind nennt sie die Raxa — mit dem Plauer See sich vereinigt. Auf dem jenseitigen Ufer, auf der heutigen Bisdorfer Feldmark, kam es zwischen dem Kaiser und Nacco und Stoignew, den Fürsten der Obotriten, zur Schlacht. Letztere erlitten eine vollständige Niederlage, und Stoignew, welcher nach Ablegung seiner Waffen eine Zufluchtsstätte in dem benachbarten heiligen Haine gesucht hatte, ward hier entdeckt und fiel durch das Schwert eines Sachsen. Bisdorf liegt hart an der Grenze von Alt-Schwerin nach Süden zu. Da die Deutschen von dorther anrückten und westlich und östlich ausgedehnte Gewässer hinderlich waren, so kann Stoignew nur nach Norden zu geflüchtet sein, auf die fast eine Meile lang sich ausdehnende Feldmark von Alt-Schwerin. Möglich, daß jenes Hünengrab, welches das Volk noch heute das Grab des Wendenkönigs nennt, seine Leiche aufnahm.

Fast zweihundert Jahre später, im Jahre 1147, führte Markgraf Albrecht der Bär ein Kreuzheer von 60,000 Mann gegen die noch immer heidnischen Wenden auf demselben Wege, den Kaiser Otto der Erste ehedem gezogen. In den „Magdeburger Annalen" wird berichtet, daß bei dieser Gelegenheit die Stadt Malchow und der Götzentempel, welcher vor der Stadt gelegen, verbrannt worden seien. Malchow liegt vom Alt-Schweriner Werder nur etwa dreiviertel Meilen entfernt, und mir, der ich die Localität dort herum sehr genau kenne, ist, von der Alt-Schweriner Feldmark abgesehen, keine Oertlichkeit näher bekannt, von der es wahrscheinlich erschiene, daß ein Heiligthum daselbst gelegen haben könnte, es sei denn, daß man den am Südufer der Seenkette, eine achtel Meile von Malchow, auf Laschendorfer Feldmark gelegenen Burgwall, jetzt vom Volk der Weiberberg genannt, als Stätte einer Tempelburg annähme. Für gottesdienstliche Zwecke, für die Vornahme geheimnißvoller Mysterien, scheint mir jedoch auch dessen Lage nicht gesichert genug und von der übrigen Welt nicht genugsam abgeschieden. An den Weiberberg knüpfen sich auch keine Sagen, die sich auf gottesdienstliche Zwecke deuten ließen. Wälle, ken oder Unterirdische sollen in dem Umkreise der Mönbie inwendig Höhlungen enthalten, wohnen. Jene werden als kleine, häßliche, alte, braune Weiber gedacht, und sollen sie ehedem zur Nachtzeit zuweilen in die Häuser zu Malchow gekommen sein und dort heimlich gebrauet und gebacken haben.

Eine weitere Schwerin genannte Oertlichkeit findet sich in dem großen Krakower See, in einer Insel, die eine Größe von ungefähr 40,000 Quadratruthen (à 256 Quadratfuß) hat, und der eine weit kleinere Insel, jetzt der Burgwall genannt, auf der ein beträchtlicher künstlicher Burgwall steht, ganz nahe liegt. Oestlich am Ufer des Sees liegt das große Gut Dobbin, welches urkundlich schon bei der Christianisirung dieser Gegenden, zu Ende des zwölften Jahrhunderts, im Besitze der Barolds war, einer Familie von unzweifelhaft wendischer Abstammung. Seit mehr als hundert Jahren sind die Barolds ausgestorben, aber noch ist das Andenken an sie sehr lebendig im Gedächtniß der Bevölkerung, die sich von derjenigen der benachbarten Güter merklich durch eine langsamere und breitere Sprechweise unterscheidet. In Dobbin gehen zahlreiche Sagen um. Im See, dort, wo am Ufer ein großer heidnischer Burgwall, Alt-Dobbin genannt, liegt, soll ehedem eine große Stadt versunken sein, und in der That wurde hier vor nicht vielen Jahren beim Fischen eine große herrlich gearbeitete bronzene Vase, ein sogenannter Krater, sicher römischen Ursprungs, gefunden. Oestlich wird die Feldmark von Dobbin auf einer ausgedehnten Strecke durch Bruchholzungen, tiefe Wiesenpläne und Moore, welche vor tausend Jahren sicher beinahe unpassirbar waren, und die theils zu Dobbin, theils zu Linstow, dem uralten Stammgut der Familie gleichen Namens, gehören, begrenzt. In den Linstower Wiesen, der Dobbiner Scheide zu — ich selber hielt vor circa 25 Jahren mich ein Jahr lang in Linstow auf — ist es nicht richtig, und damals hätte zur Nachtzeit Niemand aus Linstow allein den Weg nach Dobbin, der hier vorbei- und durchläuft, gemacht. Ein Spuk, welcher bald als ein riesiger Mann im dunkeln Mantel und Hut erscheint, bald aber auch als eine gestaltlose, dunkele Masse dicht vor den Füßen der ihm Begegnenden hinrollt, treibt hier sein Wesen. Nur heimlich sprachen die Leute zu Linstow und Kieth — letzteres ist das zu erstem Gute gehörige Kirchdorf — von dem Spuke, und wenn es geschah, so ward derselbe einfach „He" — Er — genannt. Nachts hörte man zuweilen ihn auch schreien: „Hier geiht de Scheer! Hier geiht de Scheer!" — Hier geht die Scheide! — Mit „He" bezeichnet unser Landvolk, wenn von Spukgeschichten die Rede ist, so weit meine eigene Erfahrung nach dieser Seite hin reicht, immer ein überaus schreckliches und mächtiges Wesen; geringere, untergeordnete Gespenster werden mit Eigen- oder Gattungsnamen genannt, oder doch sonst genauer bezeichnet. Zu jener Zeit fragte ich einmal einige alte Leute in Kieth, ob „He" derselbe wäre, der „de Waur" genannt werde, von dessen Ziehen und dessen Hunden hier auch viel gesprochen wurde und dessen nächtliches Jagen manche gehört und einige sogar gesehen haben wollten. Meine Frage blieb jedoch unbeantwortet, und als ich später noch einmal wieder in einen alten Mann deshalb eindrang, entgegnete mir dieser: „Wer den Nam kennt, de spricht em seker nich ut." (Wer den Namen weiß, der spricht ihn sicher nicht aus.) Möglich, daß hier in dieser weit von Städten abgelegenen Gegend, die so lange im unausgesetzten Besitze derselben Adelsfamilien blieb, deren eine obendrein fraglos wendischen Ursprungs ist und deren Hintersassen daher sicher auch, wenigstens vorwiegend, von

den alten Landeseinwohnern stammten, sich eine dunkele Erinnerung an Suantevit, den schrecklichen Kriegsgott, erhalten hat.

Nahe bei Kieth, auf der Feldmark von Linstow, in dem sogenannten Gilberge, ward 1794 ein großer Fund von bronzenen und eisernen Alterthümern gemacht, der aber leider zerstreut und verloren gegangen ist. Wie Leute erzählten, die denselben gesehen hatten, befanden sich unter demselben auch allerlei Schmucksachen und Tischgeräthe. Nicht unmöglich, daß diese hier von flüchtenden Priestern und Einwohnern von Dobbin vergraben wurden, als die große Stadt am Krakower See, von der die Sage redet, ihren Untergang fand. Ich halte jene für die ehemalige Tempelburg und meine, daß der sie umgebende heilige Hain sich bis an die Scheide von Linstow, die noch jetzt die gespenstische riesige Erscheinung wahrt, erstreckt haben wird.

Herr Beyer dagegen ist der Ansicht, daß die Tempelburg auf der kleinen Burgwall genannten Insel gestanden habe. Dieselbe ist, wie eine durch Lisch angestellte Untersuchung ergeben hat, wenigstens in dem auf ihr befindlichen Ringwalle, der einen Umfang von 240 Schritt, aber nur eine Höhe von etwa 20 Fuß hat, künstlich aufgeschüttet worden. Zahlreiche Thierknochen und Urnenscherben der wendischen Zeit sind daselbst gefunden, dagegen aber nichts, was auf eine Bewohnung in christlichen Zeiten deutete. Ich bezweifle jedoch, daß ein so kleines Inselchen zur Abhaltung der gottesdienstlichen Mysterien gewählt worden sei, zumal sich dasselbe von mehreren benachbarten Höhen frei übersehen läßt. Die große Insel Schwerin dagegen, die einen festen, graswüchsigen, fruchtbaren Boden enthält und die noch im späten Mittelalter mit alten Buchen bestanden war, rings vom Wasser umfriedigt, sicher geschützt gegen die Räubereien von Wölfen und Bären, bietet eine so treffliche Localität für die Züchtung und Wartung der heiligen Tempelrosse, wie sie nur irgendwie gewünscht werden konnte. Leicht und unbemerkt konnten sie auch von dort hinüber in den heiligen Hain und zur Tempelburg gebracht werden, wenn die Priester ihrer bedurften.

Noch ein anderer Schwerin findet sich bei Röbel auf der Feldmark des Hofes Gneve, einer in den großen Müritzsee sich erstreckenden Halbinsel oder Insel, und wieder ein anderer bei Lütgendorf im Amte Lübz, einer Insel in dem zu letzterm Gute gehörenden Düstersee. Nach der Aussage des Herrn Beyer und nach der von ihm gegebenen ausführlichen Beschreibung ähneln die Localitäten hier wieder ganz auffallend denen, welche, wie wir gesehen haben, in der Umgegend der anderen Schwerine vorkommen, namentlich dürfte solches von dem Schwerin der Gnever Feldmark gelten. Hier lag auch im frühesten Mittelalter, der genannten Insel gegenüber, auf dem festen Lande ein fürstlicher Hof, nicht unwahrscheinlich aus der alten Tempelburg entstanden. Herr Beyer begründet deren Vorkommen hier durch eine Menge von Nachweisungen, da ich selber aber die dortige Localität nicht kenne, so will ich jene hier nicht zur weitern Besprechung ziehen.

In den benachbarten Ländern, welche ehedem von Slaven besetzt waren, sind Herrn Beyer noch folgende Schwerine bekannt. Bei Lübeck ein Wald dieses Namens. Ein Dorf im Regierungsbezirk Potsdam bei Beeskow und eins bei Teltow. Ferner auf Rügen das Dorf Zwirenz in der Waldung Stubnitz auf Jasmund und Zwirnitz bei Polzin in Pommern. Endlich Schwerin an der Warta im Regierungsbezirk Posen. Ob die dortigen Localitäten denen der mecklenburgischen Schwerine ähnlich sind?

---

# Die Niederlassungen der Europäer auf den Inseln des Stillen Oceans.

Von Professor **Dr. Karl Meinicke.**

## I.

Die Entdeckungen im Großen Ocean bis auf Cook. — Die Spanier auf den Ladronen. — Wie allmälig Verkehrsleben in die Südsee einströmt. — Seeottern und Robben. — Walfischjäger, Kaufleute, Missionäre. — Polynesier und Melanesier. — Die Wirksamkeit der Missionsgesellschaften. — Rivalität der Protestanten und Katholiken.

Der Stille Ocean ist den Europäern bald nach der Entdeckung Amerikas bekannt geworden. Es war schon am 25. September 1513, als V. Nuñez de Balboa, der Statthalter der kleinen spanischen Colonie S. Maria in Darien, nachdem er die Landenge von Darien durchschnitten hatte, von den Bergen der Sierra de Quarequa aus zum ersten Male den Spiegel dieses Meeres überschaute, von dem er darauf im Namen des Königs von Spanien Besitz ergriff. Sieben Jahr später erreichte Fernam de Magalhaens durch die von ihm entdeckte, noch jetzt seinen Namen führende Straße am 27. November 1520 diesen Ocean, dem er den Namen el Mar pacifico gab, und den er in länger als drei Monaten gegen Nordwesten durchschnitt, bis er am 16. März 1521 auf die ersten Inseln des Archipels stieß, den wir jetzt die Philippinen nennen.

Die Verbindungen der Europäer mit diesem Oceane zerfallen in zwei Abtheilungen, welche sehr bestimmt durch das Jahr 1769 getrennt werden, in welchem der berühmte James Cook zum ersten Mal ihn durchfahren hat. In den drittehalb Jahrhunderten, die zwischen Magalhaens und Cook liegen, hat es allerdings an Versuchen nicht gefehlt, das Innere dieses weiten Meeres zu erforschen; spanische Seefahrer namentlich von ihren Besitzungen an den südamerikanischen Küsten aus und holländische sowohl von Europa als von den indischen Inseln her, haben außerordentliche Anstrengungen gemacht, diesen Zweck zu erreichen, und es ist nicht zu leugnen, daß durch diese früheren Entdeckungsversuche von den achtzehn großen Archipelen, in welche die Inseln des Oceans zerfallen, fast alle wenn auch nicht vollständig, doch mindestens zum Theil den Europäern bekannt geworden sind; nur drei dieser Archipele (die Herveyinseln, Samoa und Neucaledonien) hat in dieser Zeit kein Europäer gesehen. Aber alle jene älteren Erforschungen blieben ohne Nutzen, nicht bloß für die Geographie, auch für Handel und Schifffahrt, namentlich deshalb, weil es den Reisenden jener Zeit an allen Mitteln fehlte, die Lage der entdeckten Länder selbst

nur annähernd richtig zu bestimmen. Daher ist auch durch sie von den Fahrstraßen, welche den Ocean durchschneiden, keine andere bekannt geworden, als diejenige, welche durch seinen schmalsten nördlichen Theil führt, und das auch nur deshalb, weil die spanische Regierung, als ihre Versuche, die Portugiesen aus den Molukken zu verdrängen, gescheitert waren (Versuche, die ja auch die ursprüngliche Veranlassung zu der Reise des Magalhaens gegeben hatten), eine Niederlassung in den Philippinen gründete, und es nun für nothwendig erkannte, dieselbe in einem beständigen Zusammenhange mit den Colonien in Neuspanien zu erhalten. Hierdurch lernte man den nördlichen Theil des Oceans allein besser kennen; die mittleren und südlichen blieben dagegen trotz der oben erwähnten Versuche bis auf Cook's Zeit eigentlich so gut wie unbekannt.

Die Nothwendigkeit der Verbindung zwischen den Häfen Acapulco und Manila hat denn auch zu der ersten Niederlassung der Europäer auf den Inseln des Oceans geführt. Die einzige Inselgruppe, welche Magalhaens auf seiner Reise entdeckt hatte, ist diejenige, welche bei dieser Gelegenheit den Namen der Islas de las velas latinas oder Islas de los ladrones erhielt; sie liegt in der Fahrstraße, die von Mexico nach Asien führt. Als nun der spanische Admiral Miguel Lopez de Legaspi 1565 den Grund zu der Niederlassung in den Philippinen gelegt hatte, sah man bald ein, daß diese Inseln für die Schiffe, welche dazu bestimmt waren, von den amerikanischen Küsten nach den Philippinen hinüberzuschiffen, überaus günstig lägen. Seitdem die regelmäßigen jährlichen Fahrten der Gallionen eingerichtet wurden, berührten diese Schiffe fortwährend auf der Fahrt von Ost nach West die Ladronen und legten in Guahan, der größten und südlichsten Insel dieses Archipels, an, um sich dort mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Indessen würde es darum noch zu keiner Niederlassung hier gekommen sein, wenn nicht zufällig ein Jesuit, Diego Luis de Sanvitores, den sein Glaubenseifer getrieben hatte, sich zur Verbreitung des Christenthums nach Japan zu begeben, 1662 hierher gekommen und durch den Anblick der heidnischen Einwohner auf den Gedanken geführt wäre, seine Kräfte an ihre Belehrung zu wenden. Diesen Vorsatz auszuführen, gelang ihm bei den Hindernissen, welche die Colonisten der Philippinen ihm in den Weg legten, hauptsächlich nur durch die Unterstützung der bigotten Gemahlin des Königs Philipp des Vierten von Spanien, der österreichischen Prinzessin Maria Anna, welcher zu Ehren Sanvitores dem Archipel den Namen der Marianen gegeben hat (der auch der officielle Name der Inseln bis jetzt geblieben ist). Im Juni 1668 landete er mit fünf anderen Geistlichen in Guahan und legte damit den Grund zu der spanischen Niederlassung auf diesen Inseln und zugleich, ohne es zu wollen (denn er gilt für einen zwar eifrigen und bigotten, doch auch wirklich frommen und wohlgesinnten Mann, dessen Andenken selbst bei der jetzigen Bevölkerung, die ihn wie einen Heiligen verehrt, noch nicht erloschen ist), zu den jammervollen und trostlosen Zuständen, die bis auf den heutigen Tag auf diesen Inseln herrschen. Zwar ließen sich die Einwohner durch den Reiz der Neuheit wie den Einfluß der Geistlichen ohne Mühe bewegen, das Christenthum anzunehmen; allein eben so schnell wurden sie der neuen Lehre überdrüssig. Es kam zu Händeln, welche die Hersendung spanischer Soldaten zur Folge hatten, und als sie nun zu regelmäßigen und unentgeltlichen Lieferungen von Lebensmitteln für diese und selbst für die anlegenden Schiffe angehalten wurden, entbrannten sie in den heftigsten Zorn, und es brach eine Reihe von Kriegen aus, die fast ohne Unterbrechung bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gedauert haben, und in denen die Spanier das Volk nicht anders behandelten, als sie es in Südamerika mit der Urbevölkerung gethan hatten. Die Folge davon war, daß durch die Kämpfe, Krankheiten, Auswanderungen und den unerträglichen Druck der spanischen Statthalter die Zahl der Bewohner der Insel Guahan so zusammenschmolz, daß zuletzt die der übrigen Inseln alle dorthin verpflanzt werden mußten, um die Lücken zu ersetzen. So sind denn auch seit dieser Zeit bis auf die drei südlichen Inseln alle übrigen öde und menschenleer geblieben. Allein auch das half nichts. Da die Bevölkerung immer mehr abnahm, mußten zuletzt zum Ersatz Tagalen aus der philippinischen Insel Luzon hinübergeschafft werden, die sich mit den Resten der ursprünglichen Eingeborenen vermischt haben. Hieraus sind die jetzigen Einwohner entstanden, die in einer solchen sittlichen Verkommenheit leben, wie sich in den spanischen Colonien und den aus diesen hervorgegangenen Staaten kein ähnliches Beispiel findet, und deren Bildung wahrscheinlich noch der nachsteht, welche ihre Vorfahren vor der Gründung der spanischen Colonie erreicht hatten. Seitdem die Besuche der Walfischfänger aufgehört haben, welche diesem hinsiechenden Staatswesen wenigstens einiges Leben einzuflößen vermocht hatten, schleppt sich die Niederlassung im trostlosesten Elende hin; der Statthalter in Guahan besitzt nicht einmal ein Boot, mit dem er die übrigen Inseln zu besuchen im Stande wäre.

Mit dem Jahre 1769 beginnt für den Stillen Ocean eine neue Zeit durch die Unternehmungen des berühmten James Cook, eines Seemannes, wie die Welt noch keinen zweiten (außer Columbus) gesehen hat, des eigentlichen Entdeckers dieses Meeres. Es ist hier natürlich der Ort nicht, den Einfluß nach allen Seiten hin zu beleuchten, welchen dieser Mann ausgeübt hat, einen Einfluß, der sogar für die politische und culturhistorische Entwickelung des damaligen Europa nicht unbedeutend gewesen ist. Für den Ocean hat er nicht bloß das gewirkt, daß er den regsten und lebendigsten Eifer aller gebildeten Völker für die weitere Erforschung seiner zahlreichen Inselgruppen (und nicht bloß dieser, eigentlich aller Theile des ganzen Erdbodens) hervorgerufen hat, seine Ausnahmen haben auch dazu beigetragen, Fischer und Kaufleute und zwar in stets zunehmender Zahl in dieses ausgedehnte Meer zu führen, das, bisher als ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens betrachtet, dadurch in kurzer Zeit zu einer beliebten und bekannten Fahrstraße der europäischen Seevölker geworden ist. Die Erforschung der Nordwestküste Amerikas, welche das letzte Werk Cook's gewesen war, führte anfangs bald nach seinem Tode die Händler mit Seeotterfellen in die nördlichen Theile des Oceans, und schon damals trat die ganze Bedeutung der Hawaii-Inseln, deren Entdeckung Cook selbst für das glänzendste Resultat seiner Bestrebungen erklärt hat, hervor und nahm den Ladronen den letzten kümmerlichen Rest der Beachtung, der sie sich noch erfreuten. Den Seeotterhändlern folgten besonders in den südlichen Theilen um die Südspitzen Amerikas und Australiens die Robbenjäger. Nachdem der Handel mit den Otterfellen durch die Besitznahme der Nordwestküste Amerikas durch die Russen, der Phokenfang durch die Vertilgung und Vertreibung der Thiere ein Ende genommen hatte, trat an ihre Stelle die Verfolgung und der Fang der Walfische und namentlich der Kaschelots, und dadurch sind bis auf den heutigen Tag große Flotten von Fischerschiffen aller Nationen, vorzugsweise Nordamerikaner, nächstdem Engländer, Franzosen, Deutsche, in alle Theile des Oceans geführt, und manchen bis dahin fast unbekannten Inseln ist durch die Leichtigkeit, mit der sie diesen Fischern die nöthigen Lebensmittel liefern, eine früher ungeahnte Bedeutung zu Theil geworden.

Zugleich mit den Walfischfängern erschienen Händler und Kaufleute, als man erkannte, daß die in den Lagunen man-

cher der niedrigen Koralleninseln sich findenden Perlen, die auf den zahlreichen Riffen der Inseln fast allenthalben in großer Menge verbreiteten Holothurien (Tripang), die Schalen der in den tropischen Theilen des Oceans allgemeinen Schildkröten und das auf den Bergen mancher der größeren Inseln wachsende Sandelholz werthvolle Handelsartikel zumal für den chinesischen Markt lieferten. Dazu ist noch in neuerer Zeit das von den Eingeborenen bereitete Kokosöl gekommen, welches für den Handel bald eine größere Bedeutung gewonnen hat, als irgend ein anderes Product der Inseln. Und so ist der Ocean in dem Jahrhundert, welches auf Cook's erstes Auftreten daselbst gefolgt ist, in einer Weise belebt und durchforscht worden, wie es die kühnsten Erwartungen nicht für möglich hätten halten können, und wird in diesem Augenblicke kaum weniger lebhaft befahren als der indische, der doch seit fast vier Jahrhunderten die allgemeine Fahrstraße nach Indien und China gewesen ist.

Eine unvermeidliche Folge davon mußte sein, daß Europäer sich auch unter den Bewohnern dieser Inseln niederließen, und das um so mehr, je freundlicher, zutraulicher und der Annahme europäischer Sitten und Gebräuche geneigter die Einwohner wenigstens der polynesischen Inseln des Oceans im Verkehre mit den Europäern sich zeigten*). Die ersten, welche es wagten, sich unter ihnen anzusiedeln, waren leider der Auswurf der europäischen Seeleute, Matrosen, welche die Sehnsucht nach einem in Zuchtlosigkeit, Trägheit und sinnlichen Vergnügungen aller Art hingehenden Leben leicht verführte, ihren Wohnsitz auf diesen Inseln aufzuschlagen, für deren Bewohner sie anfangs ein Gegenstand der höchsten Achtung und Bewunderung waren, zumal wenn sie Feuergewehr bei sich führten, während sie sich damit zugleich jeder Beaufsichtigung und Controle entzogen. Eines der ältesten und auffallendsten Beispiele, wie die Inseln des Oceans und ihre damals über Gebühr gepriesenen Reize auf rohe Seeleute wirkten, liefert die Empörung der Mannschaft des englischen Schiffes „Bounty" 1789. Dasselbe war nach Tahiti gesandt worden, um Brotfruchtbäume einzunehmen und nach Westindien zu bringen. Verführt durch die sinnlichen Vergnügungen, die sie in Tahiti im Uebermaß genossen hatten, nahmen die Seeleute ihren Capitän Bligh auf der Rückkehr gefangen und setzten ihn mit einigen ihm treu gebliebenen Männern auf ein offenes Boot, auf dem es ihm durch bewundernswerthe Kühnheit und Ausdauer gelang, den ganzen Ocean zu durchschneiden und durch die Torresstraße die indischen Inseln zu erreichen, während die Empörer das Schiff nach Tahiti zurückführten und sich dort ihren Lüsten ohne Schranken hingaben. Nur einige von ihnen, in gerechter Furcht vor der zu erwartenden Strafe, die auch nicht ausgeblieben ist, verließen auf dem Schiffe in Begleitung einiger tahitischer Frauen die Insel und fanden zuletzt in der kleinen Insel Pitcairn einen Schlupfwinkel, in dem sie lange Zeit verborgen geblieben sind. Hier ist aus ihnen die europäisch-tahitische Colonie entstanden, die in neuerer Zeit so viele Aufmerksamkeit erregt hat und auf ihre Bitten von der englischen Regierung 1855 auf die Insel Norfolk versetzt wurde.

Je größer nun in den späteren Zeiten die Zahl der Fischer und Handelsschiffe geworden ist, die den Ocean durchschneiden, und auf denen eine laxere Disciplin zu herrschen pflegt, desto mehr hat auch die Zahl solcher zucht- und sittenlosen Seeleute zugenommen, die sich allmälig über alle selbst die kleinsten Inseln verbreitet, in einzelnen Fällen sogar auf ganz unbewohnten Inseln eine Zuflucht gesucht haben. So findet man noch jetzt allenthalben einzelne solcher Menschen, und nur die argwöhnischen und mißtrauischen, den Europäern fast stets feindselig gegenübertretenden Melanesier pflegen von ihnen vermieden zu werden. Zu ihnen ist aber schon früh noch ein zweites, nicht weniger schlimmes Element gekommen, in den Verbrechern nämlich, denen es trotz der strengen Aufsicht der Behörden gelang, aus den am Ende des vorigen Jahrhunderts an der Küste von Neusüdwales angelegten britischen Verbrechercolonien zu entkommen, und die natürlich auf diesen Inseln Schlupfwinkel suchten und fanden, in denen sie sich verbergen konnten. Es ist leicht zu begreifen, daß von diesen Menschen die Polynesier wenig Gutes lernen konnten; sie haben häufig den allerschlimmsten Einfluß auf sie geübt und sie mit Lastern und Verbrechen bekannt gemacht, die ihnen noch neu waren. Andererseits haben sie selbst wieder von den Eingeborenen Laster angenommen, ja es finden sich Beispiele, daß sie in die tiefste Rohheit und Barbarei versunken sind, wie jener entlaufene englische Seemann, ein Sohn achtbarer Eltern, den die Missionaire 1845 auf der Loyaltyinsel Lifu fanden, der in Kleidung und Gewohnheiten des Lebens ganz den Eingeborenen glich, und sich selbst rühmte, daß er mit ihnen Menschenfleisch äße, weshalb ihn die Sandelholzfäller den Namen Cannibal Charley gegeben hatten. Daß eben aus solchen Elementen Colonien hätten hervorgehen können, war nicht zu erwarten; wenn es an einigen Stellen wie in Neuseeland und den Vitiinseln dennoch geschehen ist, so hat das seine besonderen, noch später zu erwähnenden Gründe.

Zu diesen ersten europäischen Ansiedlern kamen schon am Ende des vergangenen Jahrhunderts Männer ganz andern Schlages. Die große Berühmtheit, welche die Inseln des Oceans seit Cook's Zeiten in ganz Europa gewonnen hatten, wirkte auch auf die protestantische Kirche Englands zurück und führte zu der Gründung der sogenannten Londoner Missionsgesellschaft, die sich die Bekehrung der Bewohner dieser Inseln zum Christenthum zur Aufgabe stellte, und deshalb 1797 eine bedeutende Zahl von Missionären nach dem Stillen Ocean sandte, hauptsächlich nach Tahiti, nächstdem nach der Markesas und Tongainseln. Die meisten Versuche dieser Männer hatten einen Erfolg, der die ursprünglich hochgespannten Erwartungen wenig befriedigte. Während die übrigen Inseln bald verlassen werden mußten, erhielten sie sich allein in Tahiti, und auch hier vergingen gegen zwanzig Jahre, bis sie endlich für ihre Bestrebungen einigen Eingang gewannen. Erst 1815 gelang es ihnen, in Folge der politischen Veränderungen, welche sich auf der Insel zutrugen, das Heidenthum zu zerstören und das Christenthum zur Herrschaft zu bringen. Dieser unerwartete Erfolg führte zu einer schnellen Verbreitung der Niederlassungen der Missionäre über alle Theile des Oceans.

Die Missionäre der Londoner Gesellschaft begannen 1823 die Bekehrung der Herveyinseln durch die Gründung der Missionsstationen in Rarotonga, Atiu und Mangaia; 1830 folgte die Bekehrung der Bewohner von Samoa, während alle Versuche, in den Markesas Eingang zu finden, fehlgeschlagen sind. Dagegen gelang es seit 1841 auf den südlichen Hebriden und den Loyaltyinseln Stationen zu gründen, in welchen Inselgruppen sie trotz den im Vergleich zu dem Verkehr mit den Polynesiern erheblich größeren Schwierigkeiten, welche die Bekehrung von Melanesiern ihnen bereitete, sehr anerkennenswerthe Fortschritte gemacht haben. Das Beispiel und die „glänzenden" Erfolge dieser Missionsgesellschaft wirkten auch auf andere ähnliche Gesellschaften zurück. Schon 1814 hatte der für die Bekehrung der Neuseeländer begeistert eingenommene Caplan S. Marsden in Sydney Missionäre der episkopalen Missionsgesellschaft

*) Als polynesische Inseln bezeichnet man die von braunen Menschen, „Polynesiern", bewohnten Eilande, im Gegensatze zu den melanesischen, welche von schwarzen Leuten bevölkert sind. A.

(Church missionary society) nach Neuseeland geführt, wo es ihnen freilich erst nach langer Zeit und nach Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten gelungen ist, Eingang zur Erreichung ihrer Zwecke zu finden und das Christenthum allgemein zu verbreiten, während später von Neuseeland aus nach der Gründung der englischen Colonie eine andere hochkirchliche Gesellschaft sich die Verbreitung des Christenthums in den nördlichen Hebriden und den Salomonsinseln zum Zweck gesetzt hat. 1823 erschienen die ersten Missionäre der Wesleyanischen Missionsgesellschaft in Neuseeland und ließen sich 1826 in Tonga nieder, von wo aus sie 1835 ihre Stationen in dem Archipel Viti gründeten. Sie haben namentlich in den beiden letzten Inselgruppen die „glänzendsten Erfolge" gehabt. Endlich landeten 1820 amerikanische Missionäre einer presbyterianischen Missionsgesellschaft in Hawaii, bekehrten in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung dieses Archipels und haben alsdann von da aus ihre Niederlassungen 1852 über die östlichen Carolinen, 1855 über einige Inseln der Archipele Marshall und Gilbert auszudehnen begonnen.

Diese überraschenden Erfolge der protestantischen Missionäre erregten den Wetteifer der katholischen Kirche und führten ihre Geistlichen zu dem Entschlusse, ihren Belehrungseifer ebenfalls dem Stillen Ocean zuzuwenden. Es ist auffallend und selbst von katholischen französischen Schriftstellern getadelt worden, daß sie dabei augenscheinlich von dem Bestreben geleitet wurden, sich in die Gegenden einzudrängen, wo bereits protestantische Missionen bestanden, und ihre Erfolge zu paralysiren. Es erklärt sich das offenbar aus der Eifersucht auf die Erfolge von Männern, in denen sie deren entschiedenen Gegner erblicken, und man kann es den protestantischen Geistlichen nicht verdenken, wenn sie dieses Bestreben mit gleicher Feindseligkeit erwidern. So haben sich denn Missionäre einer katholischen Missionsgesellschaft, die ihren Sitz in Lyon hat, fast ohne Ausnahme Franzosen, seit 1834 auf allen bereits von den Protestanten besetzten Inseln eingefunden, in den Societätsinseln, den Markesas, Hawaii, Samoa, Tonga, Viti, Neuseeland und Neucaledonien, um die katholische Religion neben der protestantischen einzuführen, ohne daß die Fortschritte, die sie bis jetzt gemacht haben, als sehr glänzende bezeichnet werden könnten, so sehr sie das auch von ihnen zu rühmen pflegen; nur auf einigen kleinen Inseln, auf denen sie keine protestantischen Nebenbuhler gefunden haben (wie in Mangarewa, Uwea, Rotuma), haben sie vollständigen Einfluß über die Bewohner gewonnen. Ihre Versuche, sich in den Salomonsinseln und Neuguinea festzusetzen, sind bisher fehlgeschlagen.

So haben sich denn in Folge dieser Missionsunternehmungen auf allen von Polynesiern bewohnten Inseln, wie im südlichen Melanesien und im östlichen Mikronesien einzelne Männer niedergelassen, Männer im Vergleich zu den rohen Seelenten, deren früher Erwähnung geschehen ist, von Bildung und dabei von redlicher, wohlwollender und achtbarer Gesinnung, denen es gelungen ist, den entschiedensten Einfluß über die Eingeborenen zu gewinnen, unter denen sie leben, und die sich das Verdienst erworben haben, sie an die Ansichten und die Lebensweise der Europäer zu gewöhnen und die Keime einer höhern Gesittung unter ihnen zu verbreiten. Es blieb aber nicht dabei. Die größere Ruhe und Sicherheit, die sich unter den in der Nähe und unter dem Einflusse von Missionären lebenden Einwohnern zeigte, und die steigende Handelsbedeutung mancher dieser Inseln führten allmälig mehr und mehr andere Europäer her, welche hier Handel zu treiben oder das Land zu bebauen beabsichtigten, und bewogen sie, sich in der Nähe der Missionsstationen niederzulassen. So entstanden nach und nach und entstehen noch immer um die Missionen größere und kleinere Niederlassungen (und zwar nirgends von größerer Bedeutung als in Hawaii, Viti und Neuseeland) von Männern, die mit den Missionären nichts gemein haben und ganz heterogene Zwecke verfolgen. Bei dieser Verschiedenheit ist es sehr begreiflich, daß das Verhältniß zwischen ihnen und den Missionären gewöhnlich ein gespanntes und feindseliges ist, und es widerspricht dem nicht, daß man ganz gewöhnlich (vor allen Dingen in Hawaii) ein gutes Einvernehmen der Kaufleute mit den katholischen Missionären und ein gemeinsames Ankämpfen beider gegen die protestantischen findet. Vielmehr erklärt sich das daraus, daß die letzten eine so einflußreiche und mächtige Stellung einnehmen, was im Widerstreben gegen sie ganz verschiedene Parteien verbindet. Denn im Uebrigen sind die katholischen Geistlichen, wo sie den Einfluß besitzen, und zwar aus denselben Gründen wie die protestantischen noch viel mehr den Ansprüchen der Kaufleute abgeneigt als diese.

Aber die Niederlassungen der Missionäre und die durch sie bedingte der Kaufleute haben noch eine viel bedentendere Folge gehabt, sie haben zur Gründung förmlicher europäischer Colonien und zur Besitznahme ganzer Inselgruppen durch europäische Regierungen, durch die englische und die französische, geführt*).

*) Von „glänzenden Erfolgen" der Missionäre kann in Wahrheit doch wohl nicht die Rede sein. Das ganze Christenwesen der Südseeinsulaner ist kaum oberflächlich; die Hauhaus auf Neuseeland, die Propheten auf Hawaii &c. liefern dafür den Beweis. Im Ganzen genommen ist der Erfolg der Missionen ein sehr geringer und, so wie er nun einmal ist, von sehr zweifelhaftem Werthe. Rückfälle sind an der Tagesordnung. Daß außerdem die Polynesier dem Aussterben entgegengehen und daß ihr Hirn die Dogmen der Christen nicht fassen kann, das sind Thatsachen, welche von vielen Beobachtern hervorgehoben werden. A.

---

# Aus dem Leben des Landvolkes in Südspanien.

Vom Bergingenieur **Gustav Klemm** in Dresden.

## I.

Spanien, welches in neuester Zeit durch seine Revolution die Augen von ganz Europa auf sich lenkt, ist allerdings vielfach von Fremden aller Nationen besucht, doch im Ganzen noch ziemlich unbekannt. Das kommt wohl daher, daß die große Mehrzahl der Reisenden das Land nur flüchtig und auf den wenigen großen Eisenbahn- und Poststraßen durchzieht, mit dem eigentlichen Volk aber wenig in Berührung geräth und dessen Leben und Treiben in den kleine-

ren Städten und Dörfern beinahe gar nicht zu beobachten Gelegenheit hat.

Möge es daher dem Schreiber dieser Zeilen, der eine ziemliche Reihe von Jahren in Spanien lebte und durch seine Stellung als Bergingenieur die beste Gelegenheit hatte, in vielfache Berührung mit dem eigentlichen Volke zu kommen, gestattet sein, im Folgenden einen kurzen Abriß des Lebens und Treibens des spanischen Landvolkes sowie eine Sammlung von dessen Liedern und Erzählungen zu geben, die jedenfalls insofern von Interesse sind, als wohl selten Jemand Zeit und Gelegenheit gehabt hat, diese, die fast nur im Munde des Volkes existiren, zu sammeln. Es ist dabei hauptsächlich auf den unter dem Namen Andalucia bekannten Theil Spaniens Rücksicht genommen, als denjenigen, in welchem der Verfasser die meiste Zeit seines spanischen Aufenthalts zubrachte.

Andalusien, als der Theil Spaniens, welchen die Mauren zuletzt verließen, bewahrt noch in Sitten, Trachten, Bauart und Ortsnamen viele maurische Anklänge, die nur im Verlaufe der Jahrhunderte von den Bewohnern nach ihren Bedürfnissen modificirt worden sind, ohne jedoch gänzlich ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren. Andalusien besteht nach der neuern Eintheilung aus den sechs Provinzen Sevilla, Granada, Cordoba, Jaen, Malaga und Almeria, welche unter der Herrschaft der Mauren ebensoviele von einander unabhängige Königreiche bildeten. Es wird im Süden von dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ocean, im Osten von dem frühern Königreiche Murcia, im Norden von dem Theile Castiliens begrenzt, der die Mancha heißt, und im Westen von einem Theile Estremaduras und Portugals. Das Land ist meist gebirgig, nur im Westen und am südlichen Abhange der Sierra Morena, dem Grenzgebirge nach der Mancha zu, befinden sich einige Ebenen, sonst aber durchstreifen es mannichfache Bergzüge und Ausläufer der beiden Hauptgebirge Sierra Morena und Sierra Nevada. In Granada erreicht die Sierra Nevada ihre größte Höhe, wo nicht weit von der Stadt gleichen Namens sich mehrere mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel befinden, welche nicht wenig zu der romantischen Lage dieser Stadt mit beitragen. An bedeutenderen Flüssen giebt es nur zwei, den Guadalquivir und den Guadiana, welch letzterer theilweise die Grenze gegen Portugal bildet, während der erstere die Mauern Cordobas und Sevillas bespült. Dagegen giebt es sehr viele kleinere Flüsse und Bäche, welche im Sommer theilweise vertrocknen und so die besonders den südlichen Provinzen eigenthümlichen Ramblas, Flußbetten, die meist als Wege benutzt werden, bilden.

Die Andalusier treiben hauptsächlich Viehzucht und Ackerbau. Im Norden und Westen werden die berühmten Pferde und Stiere gezüchtet, im Osten und Süden herrscht mehr die Zucht der Schafe und Ziegen, Esel und Maulthiere vor, ohne daß jedoch die ersteren die feine Wolle der Schafe der Provinzen Asturien und Leon erreichen. In einzelnen Theilen des Landes beschäftigt man sich vorzüglich mit der Weberei der Wollenstoffe, in der Provinz Almeria vorwaltend mit dem Bergbau.

Die Andalusier sind im Ganzen ein schöner Menschenschlag, die Männer groß und stark mit starken, wohlgepflegten Backenbärten und von der Sonne gebräunt; die Frauen haben meist feine Gesichter und prächtige Gestalten. Das Haar tragen beinahe sämmtliche Frauen des Volks in zwei großen Buckeln hinter den Ohren, welche durch zwei silberne oder vergoldete Nadeln festgehalten werden, während das Haar des Hinterkopfs in einen breiten Zopf geflochten wird, der mehrfach zusammengelegt in Form einer großen Schleife am Nacken durch einen Kamm befestigt ist. Die ziemlich zahlreich in Andalusien vertretenen Zigeuner sind theils seßhafte, und wohnen als solche in den größeren Städten, theils fahrende, die als Kesselflicker und Krämer die Dörfer und Meiereien besuchen. Sie sind stets an ihrem ganzen Habitus leicht kenntlich, unterscheiden sich aber in der Tracht wenig oder gar nicht von den übrigen Einwohnern.

Die Landestracht bietet je nach den verschiedenen Provinzen und nach den Jahreszeiten mehrfache Verschiedenheiten dar. In dem südöstlichen Theile des Landes, der zugleich der heißeste ist, tragen die Männer im Sommer außer dem Hemde nur eine Weste, die unentbehrliche Faja, um den Leib und die Zaraguëlles an den Beinen. Es sind dies weiße leinene Beinkleider, über den Hüften durch einen Zug befestigt, welche indeß nur bis oberhalb der Knie reichen, aber ungemein weit sind, und zwar je reicher der Besitzer, desto weiter, so daß sie eher einem Frauenrock als Männerbeinkleidern gleichen. Die Faja, eines der in Spanien am weitesten verbreiteten Kleidungsstücke, besteht aus einem fußbreiten und 5 bis 8 Ellen langen Gürtel aus Wollenstoff, selten aus Seide; beide Enden haben Franzen, das eine ist oft durch Zusammennähen beider Ränder und einen übergeschobenen Ring in einen Geldbeutel verwandelt. Die Farbe der Faja ist bei weitem am häufigsten roth, oft mit verschiedenen bunten Mustern; an den Füßen tragen beide Geschlechter im Sommer weiße baumwollene, oft auch wollene Strümpfe, die bis an das Knie reichen, aber keinen Fuß, sondern statt dessen nur einen Steg haben; darüber die Alpargatas oder die Esparteñas. Erstere sind Schuhe mit einer Sohle aus Hanf, oft nur Sandalen mit beinahe gar keinem, oft auch mit weißbaumwollenem Oberzeug, während ein schmaler Streif desselben Zeuges sich über die Ferse legt. Die Esparteñas sind von derselben Construction, aber aus dem im südlichen Spanien so weit verbreiteten und so überaus nützlichen Espartogras geflochten. Um den Kopf tragen die Männer stets ein baumwollenes oder seidenes Tuch unter dem Hute. Die Frauen tragen Kleider aus Baumwollenzeugen und über den Kopf ein Schnupftuch gebunden, in einigen Provinzen auch zum Ausgehen ein viereckiges Stück weißes leinenes Zeug als Schleier übergelegt.

Im Winter ändert sich diese Tracht. Die Männer tragen dann über der Weste die Chagneta, eine kurze Jacke von braunem Tuch, auf deren Rücken und Aermeln oft von andersfarbigem Tuche allerlei bunte Muster aufgenäht sind; über den Zaraguëlles tragen sie das andalusische Beinkleid, welches nur bis an die Wade reicht, an der äußern Seite des Beines von den Taschen an bis unten mit Knöpfen besetzt ist und unten 6 bis 8 Zoll weit offen steht. Ueber den stets wollenen Strümpfen werden dann oft lederne Schnürstiefel getragen. Der Kopf ist über dem bunten Tuche mit dem Sombrero de Calaña, dem andalusischen Hute mit aufgebogenem Rande, oder mit der Montera, einer spitzigen Mütze von Filz ohne Krempe, bedeckt. Als Oberkleid dient vorwaltend die Manta, ein 5 bis 6 Ellen langes Tuch aus Wollenstoff, dessen eines Ende sackförmig zusammengenäht und das andere mit Franzen verziert ist; diese Manta wird als Mantel, Decke und Bett gebraucht und befindet sich wohl auch bei den Aermsten. In kleineren Städten und auf manchen Dörfern tragen die Männer im Winter auch häufig die Capa, den eigentlichen spanischen Mantel, ohne Aermel mit einem großen überfallenden Kragen auf den Schultern; er ist beinahe ausnahmslos braun.

Die Frauen tragen im Winter Kleider von braunem oder dunkelblauem Wollenstoff, zu dem sie die Wolle meist selbst spinnen, weben und färben; der braune Stoff heißt Bayeta, der blaue Sayeta. Ersterer ist derselbe, aus dem die Jacken, Beinkleider und Mäntel der Männer gemacht

sind. Die Festkleidung ist verschieden und im höchsten Grade malerisch und kleidsam. Die Männer tragen alsdann sehr reich gestickte Jacken, Beinkleider und Weste, die dicht mit silbernen Knöpfen und Nesteln besetzt sind; an den Unterschenkeln über den feinen weißen Strümpfen die Botas, d. h. Gamaschen aus hellbraunem reich benähtem und mit vielen Trobdeln verziertem Leder, dazu hellbraune Schuhe. Die Faja ist dann wenn nicht ganz von Seide, wenigstens mit Seide gestickt; in ihr werden verschiedene Kleinigkeiten, darunter stets die Navaja, aufbewahrt. Diese ist das in ganz Andalusien übliche Messer mit langer, etwas gekrümmter Klinge und eben solchem Heft, in welches erstere sich einlegt. Trotz des Verbots, die Navaja zu tragen, wird man selten einen Andalusier ohne solche finden. Ein Hauptluxusartikel ist bei festlichen Gelegenheiten die weiße Wäsche. Das Hemd ist auf der Brust wenn nicht fein gestickt, so in kunstreiche Falten geplättet, eben so wie sein Kragen steif gestärkt; letzterer wird stehend getragen und belästigt oft die Ohren seiner Träger nicht wenig. Die Zaragüelles werden ebenfalls äußerst mühsam in Hunderte von Fältchen gelegt und geplättet. Um den Hals binden bei solch festlichen Gelegenheiten die ländlichen Stutzer auch wohl ein seidenes Tuch, das vorn durch einen Ring zusammengehalten wird.

Die Frauen tragen dann auch einen kurzen Rock, der Saya oder Zagalejo heißt und nur bis an die Knöchel reicht, dazu ein Jäckchen oder Spenser, die Mantille aus Seide und um den Hals Ketten aus echten oder Glasperlen.

Der Charakter der Andalusier ist im Allgemeinen gutmüthiger Art, doch haben sie, wie fast alle Spanier, sehr heißes Blut und brausen leicht auf. In ihren Reden lieben sie gar sehr die Wortspiele und beißenden Redensarten, eben so den Scherz und oft schlichtet ein passendes Witzwort den schon begonnenen Streit. Sie lieben über Alles alle Festlichkeiten und Vergnügungen, sind aber auf der andern Seite auch wieder ungemein arbeitsam und genügsam bis zu einem kaum glaublichen Grade.

Die Wohnungen der Andalusier sind verschieden, je nachdem sie sich in Städten, auf den Dörfern oder auf dem Lande befinden.

Die Städte haben meist enge Straßen, die Häuser mehrere Stockwerke, platte Dächer und statt der Fenster Balcons nach der Straße; die Parterrefenster sind stets mit Eisen- oder wenigstens Holzgitter versehen. Die Bauart der städtischen Häuser ist noch die von den Mauren überkommene; nämlich jedes Haus hat im Innern einen Hof, umgeben von Gallerien, auf welche die Thüren der Zimmer münden. Der Hof ist meist gepflastert oder mit Marmorplatten belegt, mit Blumen in Vasen und Kästen geschmückt, oft mit einem Brunnen oder einer Fontäne versehen und dient in den heißen Sommermonaten als Wohnung, indem er mit einem Zeltdach überspannt und durch Aufstellung von Stühlen zum Wohnzimmer umgeschaffen wird. Die platten Dächer dienen Abends als Versammlungsort und Spaziergang „para tomar el fresco“, um die Kühle zu genießen.

Auf den Dörfern sind die Häuser meist einstöckig, ebenfalls mit plattem Dach oder wie in manchen Gebirgsgegenden mit flachen Steinplatten belegt. Die Frauen sorgen für das nette Aussehen der Häuser, die gewöhnlich vor jedem hohen Feste von ihnen neu mit blendend weißer Farbe angestrichen werden. Hier führt die Hausthür gewöhnlich sogleich in die Küche und diese erst in die verschiedenen anderen Zimmer.

Ein großer Theil der Andalusier, die vom Ackerbau leben, wohnt aber nicht in den Städten oder Dörfern, sondern in der Mitte ihres Besitzthums in Meiereien, Cortijos genannt. In solchem Cortijo haust der Besitzer nebst seiner Familie, die Knechte und Mägde sowie sämmtlicher Viehstand; er besteht gewöhnlich aus mehreren Gebäuden, die nach und nach, meist wie der Wohlstand oder die Familie des Besitzers sich vermehrten, entstanden sind.

Im Hauptgebäude befindet sich unmittelbar am Eingange das Familienzimmer und die Küche zugleich, welches in vielen kleineren Cortijos zugleich das einzige ist. Sein unentbehrlichster Theil ist der Herd, Chiminea oder Fogon auch Hogar genannt. Er besteht aus einer großen und weiten Esse, die durch Eisenstangen vor unberufenen Eindringlingen gesichert ist, über einem weiten Essenmantel. Unter diesem besteht der Fußboden meist aus gestampfter Erde, seltener aus Ziegelsteinpflaster; hier ist eine große Steinplatte eingelassen, oft einige Zoll über dem Fußboden erhöht, auf der das Feuer brennt. An der Hinterwand hängen Dreifüße, Pfannen und Kessel, sowie aus der Esse herab eine Kette mit Haken, um den Stiel der Pfannen zu halten, wenn diese auf dem Dreifuße stehen. Der Rand des Essenmantels ist gewöhnlich mit Schüsseln, Töpfen, einigen Tellern sowie Flaschen und Gläsern, letztere beiden mehr zum Schmuck als zum Gebrauche besetzt. Auch findet sich hier die große messingene Oellampe mit vier Brennern, der Velon, nebst den daran an Kettchen befestigten Dochtputzern und Lichtlöschern, während die gewöhnliche Lampe, der Candil, von Eisen an der hintern Herdwand hängt. Hier ist der Platz der Frau und der Töchter vom Hause, hier befinden sich mehrere Stühle mit niedrigem Sitz und Lehne, Brutacas genannt, mit Sitz aus gedrehten Schilfblättern oder Espartoschnur.

Die eine Wand des Zimmers wird von der Cantarera, dem Gestell für die Cantaros, die irdenen Wasserkrüge in Form der altrömischen Amphoren, eingenommen, darüber ist oft noch ein Bört für Teller und Schüsseln; daneben steht die Area, eine große hölzerne Truhe, worin der Sonntagsstaat und sonstige Habseligkeiten aufbewahrt werden. Die übrigen Wände sind meist mit landwirthschaftlichem Geräthe und den Producten der vorhergegangenen Ernten vom Felde und Gemüsegarten bedeckt, zu deren Unterbringung gewöhnlich eine Reihe Pflöcke, die in die Wand eingelassen sind, dienen; in holzarmen Gegenden nimmt man an deren Statt auch wohl Ziegenhörner oder Ochsenknochen. Hier finden sich der Zaum und Packsattel, die Körbe für die Wassereimer, die auf Eseln transportirt werden, Ackergeräthe, hier endlich Reihen von Zwiebeln und Knoblauch, und ganze Guirlanden getrockneter Pimientos, spanischer Pfeffer, Indias, grüne Bohnen in der Schale getrocknet, Tometes und Mais.

Oft sogar ist eine Ecke des Zimmers einem mutterlosen Lamm, Ziege oder Schwein eingeräumt, welches die Familie künstlich aufzuziehen bemüht ist, Katzen und Hunde treiben sich dazwischen herum und suchen an einen Platz möglichst nahe dem Feuer zu gelangen, wo sie aber gar oft mit Fußtritten zurückgescheucht werden. Selten ist ein Fenster vorhanden, das nöthige Licht dringt durch die Thür und die Esse hinein. Bei besser eingerichteten Cortijos finden sich an beiden Seiten des Feuers gemauerte Bänke, welche zugleich die Schlafstätte von Besuchern oder der Kinder des Hauses bilden.

Die Eigenthümer haben gewöhnlich außer dem eben beschriebenen Raume ein zweites Zimmer, in dem sich deren Lagerstätte und die der heranwachsenden Töchter befindet, darunter und dazwischen oft ein Vorrath an Getreide, Schaffellen u. s. w.

Hinter dem Hause ist der Stall für die Pferde, Maulthiere und Esel oder Zugochsen des Besitzers, daneben der Strohboden und dabei ein Hof mit einem Schuppen, wo die Schafe und Ziegen übernachten, in einiger Entfernung vom Hause endlich der Backofen. In dem gebirgigen Theile des

Landes sind diese Cortijos gewöhnlich auf einem hervorspringenden Bergrücken erbaut, umgeben von einem kleinen Gebüsch von allerlei Fruchtbäumen, unter denen die Feigenbäume und indianischen oder Cactusfeigen vorherrschen, im Süden ist meist Alles von einem Aloezaun umschlossen. Die weitere Umgebung bilden die Felder des Besitzers. In den größeren Besitzungen in den Ebenen und Flußthälern sind diese Cortijos oft sehr ausgedehnt und manchmal sogar luxuriös, bei weitem die meisten aber stehen auf der eben beschriebenen bescheidenen Stufe.

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Ludwig Schmarda's Ansichten über die Darwin'sche Hypothese.

Bekanntlich ist Ludwig Schmarda ein Meister in dem Zweige der Wissenschaft, welchen er seit einem Vierteljahrhundert mit unablässigem Eifer cultivirt und in welchem er Ausgezeichnetes leistet. Er wird in der sogenannten Thiergeographie von Niemand übertroffen, und seine Darstellungen haben allemal den Vorzug, daß sie lichtvoll und klar sind. Es ist von Interesse, die Ansichten zu kennen, welche ein solcher Forscher, der sehr sorgfältig und scharf beobachtet, über eine Hypothese hegt, die fortwährend so viel von sich reden macht und eifrige Anhänger findet.

In einem Bericht „über die Fortschritte unserer Kenntniß von der geographischen Verbreitung der Thiere" (in dem reichhaltigen „Geographischen Jahrbuch" von E. Behm, Bd. II) hebt Schmarda von vornherein den Satz hervor: „daß das Aufsuchen letzter oder Endursachen überhaupt unmöglich sei". Er nimmt dann Bezug auf das bekannte neueste Werk Darwin's und L. Rütimeyer's Arbeit: „Ueber die Herkunft unserer Thierwelt", und hebt hervor: es sei allerdings ein großer Vortheil für das moderne Geistesleben, daß sich die einzelnen Naturwissenschaften unterstützen und gegenseitig ergänzen. Auch das Bestreben der Geologie, die Probleme der Thiergeographie ihrer Lösung entgegenzuführen, habe seine Berechtigung. „Aber gegenwärtig ist ihr Material weder so vollständig, noch so gesichtet, sie selber ist noch zu sehr auf die Hülfe der Physik, Chemie und Zoologie angewiesen, um der Thiergeographie den Faden der Ariadne zu reichen. Wir haben viele der gerühmten Verbindungen zwischen Gegenwart und Vergangenheit mehr einem geistreichen Nachsinnen als wirklichen Beweisen zu danken, da die Induction noch häufig die Deduction ersetzt. Wer den Gang der Entwickelung der organischen Naturwissenschaften kennt, den beschleicht gewiß oft die Bangigkeit, wenn er an die Fortdauer unsers heutigen Wissens denkt."

Die Hypothese Darwin's über die Entstehung der Species durch das Abändern der Thiere ist zwar nicht neu, aber auf einer neuen Basis mit anderen Beweismitteln errichtet als die von Lamarck. Aber auch diese ist nicht die erste, denn die menschliche Ungeduld, die letzten Ursachen der Dinge zu ergründen und die Schranken hinwegzuräumen, hinter denen Alles ungewiß ist, war stets vorhanden. Die ersten Versuche dazu schon im griechischen Alterthume sind denen unseres Jahrhunderts wunderbar ähnlich. Der ionischen Schule (— Thales; die Schule der sogenannten Kosmophysiker —) galt das Wasser als die Mutter des Lebens, in welchem zuerst unvollkommene Wasserthiere entstanden; aus Umwandelung derselben gingen andere Thiere und zuletzt die Menschen hervor. Das niemals Beständige, das stets Werdende, das uns in Anaximander als ein kühner Flug des Gedankens erscheint, tritt uns in Darwin nüchtern und mit einem reichen Detail entgegen. Seine natürliche Züchtung ist eine Hypothese, zu deren Annahme ihn die künstliche Züchtung geführt hat. —

Vom Standpunkte der naturwissenschaftlichen Kritik läßt die Darwin'sche Ansicht über die Entstehung der Species außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Sie erklärt nicht die Entstehung; sie rückt diese hinauf durch unendliche Reihen zu einigen Typen oder zu einem Urtypus, dem Urahn des Lebens, der Urzelle.

Aber die Abänderung in noch so kleinen individuellen Verschiedenheiten ohne Ursache ist gegen das Gesetz der Beharrlichkeit, welches in der organischen Natur eben so giltig ist wie in der unorganischen.

Die Stoffe und ihre Affinitäten verändern sich nicht ohne Ursache; jene Abänderung ohne Ursache verstößt also auch gegen das Causalitätsgesetz. Bei Hypothesen, bei welchen wir Zeit und Raum zu Hülfe nehmen, gehen alle Deductionen ins Bodenlose. Die Hinweisungen auf unbekannte Wechselbeziehungen des Wachsthums sind unzulässig, — denn sie sind unbekannt, daher willkürlich.

Eine unbekannte Reihe von Veränderungen durch eine andere unbekannte Reihe erklären zu wollen, ist kein Fortschritt; ein solches Verfahren führt zur subjectiven Methode, zum Standpunkte des Meinens zurück. Es ist ein Verstoß gegen die exacte Methode, und unsere Zeit rechnet nicht mit nebelhaften Wechselbeziehungen; sie wird daher jede Ontogenie und Kosmogenie bei Seite liegen lassen.

Die Natur erzeugt nur Individuen, keine Species, denn diese sind, wie alle sogenannten naturhistorischen Einheiten, nur Begriffe, die wir schaffen, um eine Uebersicht der Mannichfaltigkeit der Gestalten möglich zu machen.

Die Stabilität der Individuen wird geändert, aber dann liegt die Ursache dazu in äußeren Verhältnissen, z. B. Nahrung, Witterung, Aufenthalt 2c. Solche Variationen sind greifbar und sichtbar, treten schon nach wenigen Generationen hervor und um so rascher und greller, je größer die Verschiedenheiten zwischen den alten und neuen Lebensbedingungen sind. Solche Aenderungen treten dann aber nicht als Ausnahmen (wie die „natürliche Züchtung" sie vor Augen hat) in einzelnen Individuen auf, sondern in allen, — es sind eben Masseneffecte. Jede andere Annahme stände im Widerstreite mit dem Probabilitätsprincipe. Solches klimatische Variiren innerhalb weniger Jahre sehen wir an den in Westafrika importirten Thieren, — im Abändern, in Folge verschiedener Ernährung, in Relationen zwischen phytophagen Insecten und ihren Futterpflanzen am grellsten.

Die Darwin'sche Lehre läßt die Divergenz der Charaktere unerklärt. Um diese zu erklären, sehen sich daher die Anhänger genöthigt, mehrere Urzellen, Urtypen oder Urväter und damit mehrere Stammbäume anzunehmen.

Auf die Frage: Weshalb noch niedere Thiere vorhanden sind? erhalten wir die dunkele Antwort: weil sie keinen Vortheil davon haben, hoch organisirt zu sein!

Aber derartige teleologische (Zweckmäßigkeits-) Antworten (— denn von Erklärung ist doch dabei gar keine Rede —) dürfen nicht zugelassen werden, am allerwenigsten wenn sie klingen, als kämen sie vom pythischen Dreifuße; — wir müssen sachliche fordern.

Lamarck und Häckel erklären sich, um die Bedenken zu beantworten, für eine in der Gegenwart noch fortbestehende Ur-

zeugung der Thiere niedrigster Organisation, die im Laufe der Zeiten sich vervollkommnen. Darwin hat einen solchen Erklärungsversuch gescheut, da die gegenwärtig herrschende Anschauung eine spontane Entstehung selbst der niedrigsten Wesen für unmöglich hält und sie perhorrescirt.

Weshalb finden wir Thiere durch eine große Schichtenzahl hindurch, selbst bis auf die Gegenwart, unverändert?

Weshalb finden wir nicht die Uebergänge der Species durch natürliche Züchtung in den verschiedenen geologischen Perioden?

Weshalb giebt es, wenn die Vervollkommnung Gesetz ist, Thiere mit rückschreitender Metamorphose?

Bei diesen und noch ähnlichen Fragen warten wir vergeblich auf Antwort. Das Rechnen mit zu vielen unbekannten Größen muß der Darwin'schen Lehre in wissenschaftlichen Kreisen, sobald die Ueberraschung sich gelegt haben wird, noch viele Schwierigkeiten bereiten. Was die Stellung zum Publicum anbelangt, so ist sie weit entfernt, jenen Einfluß zu erlangen, welcher — nach der Ansicht der Gegner jeder Forschung und jedes Fortschrittes — eine neue Sündfluth möglich machen wird. Die Furcht, daß die „Urzeugung", die „indischen Avataren", der „geschwänzte Mensch", die „Seelenwanderung" und die „Verbrüderungsfeste mit den Thieren" hereinbrechen werden, ist burlesk.

Und wenn ein junger Isispriester in einem zoologischen Garten mit dem Orang Utan die knappen Geister in die Schranken fordert, so geht das eigentlich über die Weite eines Privatvergnügens nicht hinaus und der Volkswitz hat die Herausforderung nicht unerwidert gelassen. Für die Wissenschaft ist eine Theorie nie nachtheilig geworden, wenn sie Versuche zu ihrer Neugestaltung im Gefolge hat und den Kreis gewohnter, oft stagnirender Anschauungen durchbricht; — denn viel kostbares Beweismaterial wird herbeigeschafft, das auch nach anderen Richtungen hin eine Verwerthung findet.

## Das Emporblühen Californiens.

Der in San Francisco erscheinende deutsche „California Demokrat" entwirft in seiner Neujahrsnummer folgende erfreuliche Schilderung:

Mit frohen Hoffnungen begrüßen wir den Jahreswechsel. Ein Jahr des Segens und des Gedeihens liegt hinter uns und ist nur der Vorläufer schönerer Hoffnungen. Während überall in der Welt Hader und Unfriede, Noth und Elend herrscht, während das alte Europa aus seinen Fugen zu gehen droht, während unsere Schwesterstaaten am Atlantic Krise auf Krise durchkämpfen, blüht hier auf der stillen Oasis am fernen Pacific der Wohlstand, baut sich ein neues Eden auf, welches Millionen glücklicher Menschen eine frohe Heimath zu werden verspricht, in der Hunger und Noth unbekannte Größen sind, in der kein Mensch sich hungrig zu Bett legt, wo man nicht einmal den Duest kennt, diese Geißel edler Seelen, die unter unseren Rebhügeln keine Stätte findet.

Wenn je ein Land, wie Minerva aus dem Kopfe des Jupiter, urplötzlich in der ganzen Kraft der Jugend ins Dasein gesprungen, so ist es Californien. Kaum 20 Jahre sind es, und nackte Hügel, wüste Strecken, auf denen kaum ein Halm wuchs, bezeichneten die Stätten, wo jetzt blühende Saaten sich wiegen. Der Digger-Indianer litt Hungersnoth bei dürftigem Grassamen und den wenigen Eicheln, da wo jetzt Ernten reifen, die Millionen zur Ausfuhr übrig lassen. Wie das Gold in der Erde verborgen war, so entzog sich auch die Fruchtbarkeit unseres üppigen Bodens dem Auge des Beobachters, Niemand ahnte, daß die von den Sonnenstrahlen eines regenlosen Sommers ausgebrannten Felder Kraft hätten, den besten Weizen der Welt zu erzeugen. Die fernen Sierras waren Gegenden des Schreckens, von denen nur zuweilen die Botschaft herübertönte von den Leiden, die dem Hungertod verfallene Einwanderer zu erdulden hatten. Die Reise über den Continent war eine fortdauernde, ein Jahr lang dauernde Lebensgefahr. Chile mußte sein Mehl senden, daß wir nicht verhungerten, man hätte den als einen Narren verlacht, der nur die Behauptung aufgestellt hätte, als wären wir im Stande, auch nur unsern eigenen Bedarf an Kartoffeln, Gemüse rc. zu erzeugen. Fabrikthätigkeit hielt man für ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst nachdem das Gold entdeckt war, hielt man Jahre lang unser Land noch für eine nackte unproductive Wüste. Alle Verkehrsmittel fehlten. Das Saumroß suchte mühsam seinen Weg, um bald im Sumpfe zu versinken, bald zu verschmachten in der wasserleeren Wüste.

Das war vor zwanzig Jahren, ehe der goldene Zauberstab einer Fee es berührte, ehe die Schätze, die Jahrtausende geschlummert in tiefen Höhlen, behütet von den Geistern der Unterwelt, plötzlich zu Tage traten. Eine goldene Brücke war es, die hinüberführt aus der wüsten Einöde zu einem Paradiese, dessen Existenz auch die kühnste Phantasie nicht hätte ahnen können.

Und doch war Gold nur der geringste, werthloseste Theil der Schätze, mit denen das Füllhorn der gütigen Mutter Natur unser Land überschüttet. Das Eldorado, wie es das Gold in den ersten Jahren schuf, war nur ein Truggebilde, welches keinen dauernden Wohlstand schuf. Die Städte und Oerter, die der Goldsand aufgebaut, waren auf Sand gebaut. Wo sonst das wilde Gelage ertönte, wo das, was rasch gewonnen war, auch rasch wieder zerrann, sieht man heute verfallene Hütten; der tückische Berggeist hat noch nie dauernden Wohlstand gebracht, wo er das Gold mit vollen Händen ausgestreut. Unser Gold hat keine Straßen, hat keine Eisenbahnen gebaut. Es hat der Welt eine andere Gestalt gegeben, alle alten Werthe vernichtet, allein hier an seinem Fundort hat es verhältnißmäßig weniger dauernde Wirkungen erzeugt als im fernen Europa, hat es unter dem wandernden Nomadenvolke seiner Verehrer weniger Gesittung gefördert als in der übrigen Welt, die durch die Masse des goldenen Verkehrsmittels in völlig neue Bahnen gebracht wurde. Und doch erzeugte das wilde, wüste Leben, mitten unter Gefahren, einen Menschenschlag, wie er sich nicht leicht wieder an irgend einem andern Orte der Welt finden dürfte, erzeugte er einen Unternehmungsgeist, welcher vor nichts zurückschreckt. Die Bewohner dieses Landes hatten eine Mission zu erfüllen, wie sie nicht leicht einer Nation der Erde wird, und die Schule der ersten Jahre befähigt sie zu diesem Missionswerke. Das Gold, obgleich der nervus rerum auch in unserm Lande, mußte aber erst in den Hintergrund treten vor dem großen Factor, der allein dauernden Wohlstand giebt, und dieser Factor heißt Arbeit. Gold ist nur ein zufälliges Product blinden Glückes, während Arbeit aus Steinen Gold schafft. Es ging uns wie den Erben in dem Weinberge, die auch nach Schätzen in dem vom Vater ererbten Weinberge gruben und die Erde durch das Sieb warfen bis sie zuletzt ausfanden: „daß jeder Weinstock dreifach trug."

Wie mit einem Zauberschlag verwandelten sich nun plötzlich Wüsten in blühende Felder, kahle Hügel in blühende Rebengelände, Fabrik auf Fabrik erhob sich. In wenig Jahren hatten wir eine Jahresausfuhr von 6 Millionen für Getreide allein, brach sich der goldene Traubensaft unserer Berge Bahn an allen Märkten, belohnte die Pariser Weltausstellung unsere Seidencocons mit den ersten Medaillen, versorgten wir die östlichen Märkte mit unserer Wolle, während wir unsere eigenen Wollenzeuge fabriciren.

San Francisco, kaum erst der Sammelplatz für herumziehende Miner, wurde plötzlich der Mittelpunkt eines riesigen Agriculturgebäudes, seine Eisenhämmer und Maschinenwerkstätten bilden ganze Stadttheile. Und nun erst als das Land selbst zu blühen begann, erwachte das Bedürfniß für Verkehrswege, und nun bauten sich plötzlich Eisenbahnen nach allen Richtungen, um dem Ackerbau immer neue Gebiete zuzuführen, und noch immer ist kein Ende mit diesen Gebieten, welche die Millionen noch erwarten, die in unseren Gestaden ein frohes, sorgenfreies Leben finden können. Noch haben wir kaum eine Ahnung von den Schätzen, die noch des Hebens warten, noch stehen wir erst am ersten Anfang einer Zukunft, die sich die kühnste Phantasie kaum in ihrer vollen Wirklichkeit auszumalen vermag.

So riesenmäßig auch die Fortschritte früherer Jahre waren, das letzte Jahr hat sie doch alle überflügelt, es war das große Jahr Californiens, und doch erst der Vorläufer einer Reihe noch größerer Jahre. Mögen unsere Leser auf der Karte die Linien der Dutzende von kleineren Eisenbahnen verfolgen, die ihrer Vollendung entgegengehen, mögen sie aber vor Allem die drei Riesenarme von Eisen betrachten, die wir nach drei Weltgegenden auszustrecken beginnen, nach dem Osten, nach Süden und nördlich nach Oregon. Das vergangene Jahr war Zeuge des schnellsten Eisenbahnbaues, den die Welt je gesehen; das neue Jahr wied uns die Vollendung dieses Riesenbaues bringen und mit ihm die wichtigste Handelsstraße der Erde, auf welcher bald die Tausende, die im fernen Osten eine sichere Heimath suchen, zu uns herüberströmen werden. Das vergangene Jahr war das zweite Geburtsjahr Californiens, in dem das goldene Zeitalter in das eiserne, d. h. das wahrhaft goldene, überging, und mit Eisenbahngeschwindigkeit wird es von nun an vorwärts gehen bis das „Newyork am Pacific" die Größe erreicht hat, die der zweitwichtigsten Handelsstadt der Union gebühet. Schon reiht sich Staat an Staat, Territorium an Territorium in der zukünftigen Pacific-Staaten-Gruppe, gegen deren natürliche Schätze die alten Staaten in Nichts versinken. Schon fangen an die fernen Gebirge an den Geenzen unseres Laades die Schätze zu erschließen, von denen wir bis jetzt nur das schwache erste Glimmen gesehen. Zeigt uns ein Land der Erde, welches mit solchen stolzen Hoffnungen in das neue Jahr hinübergehen kann, und mit froher Zuversicht begrüßen wir eine Zukunft des Segens und Gedeihens in dem Lande, wo Milch und Honig fließt, dem zweiten Canaan, dem Lande der Verheißung, über welches die Natur ihre reichsten Schätze ausgegossen.

---

### Aus den pacifischen Staaten Nordamerikas.

Wir gaben soeben eine lebhafte Schilderung des Gedeihens, dessen sich der Staat Californien erfreut. Mit Eröffnung der großen Eisenbahn von Meer zu Meer wird in der That ein neuer Zeitabschnitt für ihn eintreten; denn es treffen viele Umstände zusammen, seinen zugleich raschen und nachhaltigen Aufschwung zu befördern und außerdem in den bisherigen Wildnissen des weiten Westens ein reges Leben hervorzurufen. Es ist von ganz hervorragender Wichtigkeit, daß man der Pacificbahn entlang sehr ergiebige Kohlenfelder entdeckt hat. Im vorigen Jahre unternahm Professor Hayden nebst einigen anderen Geologen eine wissenschaftliche Erforschungsreise dem östlichen Theile der genannten Bahn entlang, und er richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf die Kohle. Es war schon seit etwa zehn Jahren bekannt, daß sie in der Gegend von Denver, im Coloradogebiete, vorhanden sei; sie tritt dort an vielen Stellen zu Tage. Hayden hat nun etwas weiter nach Norden hin ausgedehnte Kohlenlager von 5 bis 16 Fuß Mächtigkeit gefunden. Die Eisenbahn führt hindurch; sie geht von dort gen Osten nach dem Missouri hin fortwährend zu Thal. Diese Kohlenfelder erstrecken sich von Cheyenne nach Westen hin bis zum Bear River. In Carson, oberhalb Laramie City, ist bereits ein Werk im Betrieb, und südwestlich von Cheyenne wird so viel zu Tage gefördert, wie der Bedarf verlangt. „Die bis jetzt entdeckten Kohlenlager sind von einer so ungeheuern Ausdehnung, daß sie in Hunderten von Jahren nicht erschöpft werden können."

Es scheint als ob die Gegend zu beiden Seiten der Sierra Nevada gleichsam ein mineralogisches Museum bilde, in welchem alle möglichen Metalle vorkommen. In Californien sind neuerdings auch Zinngruben in Betrieb gestellt worden. Daß Zinn vorhanden sei, wußte man, das Erz wurde aber für nicht ergiebig genug gehalten und der Besitztitel der Gegend, in welcher man es gefunden hatte, war streitig. Nun hat im Juni 1868 die Arbeit an der Zinngrube bei Temiscal im County San Bernardino begonnen; die Hauptader war im December bis zu 96 Fuß Tiefe geöffnet worden und zeigt sich sehr ergiebig. Diese Grube liegt 3800 Fuß über der Meeresfläche.

Fast in jeder Woche werden neue Fundstätten edeln Metalles entdeckt, es verlohnt sich jedoch für uns nicht der Mühe, sie einzeln zu verzeichnen. Wir wollen indeß erwähnen, daß in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres die White-Pine-Silbergruben in Nevada eine große Aufregung hervorriefen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dort sehr ergiebiges Silbererz in großer Menge vorhanden ist. Im Verlaufe der letztverflossenen Monate wurden täglich gegen 300 Tonnen Erz gefördert, die je für 200 bis 300 Tonnen Silber lieferten. Der Entdecker war ein Deutscher Namens Eberhardt.

Aus dem Territorium Wyoming berichtet ein deutscher Correspondent Folgendes: Nun ist wieder eine neue Metropole entstanden und was für eine! Der Adler fliegt mit ausgebreiteten Schwingen zur Sonne empor, ein neues Glied in der langen Reihe großer Hauptstädte ist schon fix und fertig. Sie heißt Bryan City und an ihrer zukünftigen Größe darf kein Mensch zweifeln. Hat sie nicht schon (im December) eine Anzahl von Trinksalons, ein halbes Dutzend Spielhäuser, einen Gasthof, drei Spezereiläden, sehr, sehr viele Spieler und „Curtezanen", eben so viele Speculanten und noch mehr Bummler? Somit ist der gute Grund gelegt, — nun frisch drauf los gearbeitet und das Gebäude in die Höhe gebracht! Obgleich unser Bryan City schon seit vollen drei Wochen der Welt angehört, so ist doch wunderbarerweise bei uns noch kein einziger Mord vorgekommen! —

Zu Ende des Jahres 1868 waren in Californien 422½ Miles Eisenbahnen in vollem Betriebe. Nach Verlauf einiger Jahre wird nach jeder einigermaßen bedeutenden Stadt ein Schienenweg führen, und im Laufe des Jahres 1869 werden mindestens 250 Miles neue Strecken eröffnet werden.

Die Staatshauptstadt San Sacramento hatte 1867 nur 15,900 Einwohner. Diese Zahl war 1868 auf 20,268 Köpfe gestiegen. Es befinden sich dort 4 deutsche Vereine. — In der Stadt Los Angeles im südlichen Californien soll eine deutsche Zeitung erscheinen.

Der Staat Nevada bedeckt eine Fläche von 102,000 Quadratmeilen und hat eine Bevölkerung von 50,000 Weißen und 7000 bis 8000 Indianern. Das Innere des Staates wird von Bergreihen durchzogen, die im Allgemeinen von Norden nach Süden streichen. Es giebt sieben parallellaufende Hauptzüge, zwischen denen sich ausgedehnte Thäler, darunter manche außerordentlich fruchtbare, hinziehen.

Der Bergbau spielt zwar in Nevada die Hauptrolle, aber auch dem Ackerbauer winkt eine goldene Zukunft. 75 Bushel Weizen oder Gerste, 300 bis 400 Bushel Kartoffeln sind der nicht ungewöhnliche Ertrag eines Ackers. Doch muß ein künstliches Bewässerungssystem der Natur zu Hülfe kommen, da im Sommer, der in immerwährendem Sonnenschein besteht, die Feldfrüchte ohne künstliche Bewässerung verdorren würden. Ein Herr Woodward hat im letzten Sommer 600,000 Pfund Gerste, 350,000 Pfund Weizen und 150,000 Pfund Hafer auf seiner Farm erzielt.

Das Rubinenthal ist 70 Meilen lang, gut bewässert, und steht an Fruchtbarkeit keinem Theile in der Welt nach. Längs des Humboldtflusses liegen auf einer Strecke von 300 Meilen Farmgründe, die nur auf fleißige Hände warten, um sie in das reichste Ackerland zu verwandeln.

Rubinenthal ist gewiß ein glückverheißender Name für denjenigen, der in der Hoffnung, unermeßliche Schätze zu heben, das Gebiet von Nevada betritt. Die Rubinen in dem Namen dieses Thales sind keine Allegorie, es sind wirkliche, echte Rubinen, die in den Gebirgsströmen wie Kieselsteine herumliegen und nur so mit der Hand haufenweise herausgefischt werden können. Leider sind sie zu klein, um irgend einen erheblichen Werth zu haben, doch wird man wahrscheinlich, wenn man die Gebirge in der Umgegend genau durchforscht, noch auf Steine von größeren Dimensionen und entsprechendem Werthe stoßen.

Von Stuby Valley 110 Meilen westlich liegt Austin. Diese Stadt ist jetzt ungefähr fünf Jahre alt und von 3000 bis 4000 Menschen bewohnt. Im Jahre 1868 soll die Bevölkerung 7000

bis 8000 betragen haben. Damals wurden dort reiche Silberminen entdeckt, welche sich auch als sehr einträglich erwiesen, aber durch den Unverstand derer, welche sie ausbeuteten, in Verfall gerathen sind. Gleich Austin ist es vielen anderen Plätzen in Nevada gegangen. In Winnemucca sieht man gegenwärtig ein wahres Labyrinth von verlassenen Minen, die einst unter den extravagantesten Erwartungen angelegt wurden, aber wegen der Schwierigkeit und der Kosten des Transports der Erze nach den Schmelzwerken aufgegeben werden mußten.

**Der Indianerkrieg in Nordamerika.** Oberst Tappan, Mitglied der Indianer-Friedens-Commission, hat in Washington Bericht über die Indianerfeindseligkeiten erstattet. Die verschiedenen Indianerstämme, über welche Tappan die Controle geführt und welche 70,000 Personen zählen, haben stets im Zustande des Friedens gelebt und befinden sich ruhig in den ihnen angewiesenen Reservationen. Der Grund dieses friedlichen Zustandes liegt lediglich darin, daß die Commissäre der Regierung den mit den Indianern geschlossenen Vertrag pünktlich und zur Zufriedenheit der Indianer ausgeführt haben. Dagegen waren die Stämme der Cheyennes, Comanches, Apaches, Arrapahoes und Kiowas darum im vollen Kriege gegen die Truppen der Vereinigten Staaten, weil die betreffenden Commissäre der Regierung die mit diesen Indianern geschlossenen Verträge nicht erfüllt haben, so daß die Indianer aus Mangel an allen Lebensmitteln und aus Haß gegen die Regierung der Vereinigten Staaten wegen des an ihnen verübten Betruges zu ihrer eigenen Selbsterhaltung und Sicherheit die Waffen ergriffen und zum Raubsystem ihre Zuflucht genommen haben. Herr Tappan hat unlängst Ottawa, den Sitz der Canadaregierung, besucht, die dortige Verwaltung der Indianerangelegenheiten genau untersucht und gefunden, daß die Canadaindianer im tiefsten Frieden mit der Canadaregierung leben, weil ihnen strenge Gerechtigkeit in jeder Beziehung zu Theil wird. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die Streitigkeiten mit den Indianern lediglich darin ihren Grund haben, daß die Indianer stets das Opfer betrügerischer Speculanten der Regierungscommissäre gewesen sind.

### Aus Südamerika.

Die peruanische Regierung hat die Schifffahrt auf allen Strömen ihres Landes für die Flaggen sämmtlicher Völker für frei erklärt. Es ist dabei die Absicht, die wichtigen Nebenströme des Amazonas zu beleben, namentlich den Ucayale und den Huallaga, und einen bequemen Ausweg für die Erzeugnisse der östlichen Landestheile nach dem Atlantischen Ocean zu gewinnen.

In Bolivia sind in der Nähe von Santa Rosa im Departement Santa Cruz (de la Sierra), unweit von der brasilianischen Grenze ausgedehnte und sehr ergiebige Goldlager entdeckt worden.

In Chile war die Grube von Vichienten unweit von Llaillai sehr ergiebig an Kupfer; im vorigen November ist man nun in derselben auf reiche Silberadern gestoßen und sofort an den Abbau derselben gegangen. Silber ist auch in einer Hügelkette unweit von Tabon gefunden worden. Die chilenische Regierung hat alle Vorkehrungen getroffen, um die Kohlengruben an der Magellansstraße in größerm Maßstabe auszubeuten. Da im Mai die directen Fahrten der Dampfer zwischen Liverpool und Valparaiso beginnen, so ist es von Wichtigkeit, daß sie in der Magellansstraße sich mit Brennstoffen versorgen können. — Chile hat 1868 an Weizen exportirt 210,236,132 und an Mehl 45,298,738 Pfund.

Die Ausfuhr von Kaffee hat in Rio de Janeiro im Jahre 1868 betragen 2,265,185 Sack, das ist 434,747 Sack mehr als im Jahre 1858. — Die Baumwollenernte in der Provinz San Paulo hat 1868 um 20 Procent mehr ergeben als im Vorjahre. In Santos, dem Verschiffungshafen der genannten Provinz, wurden vom 1. Januar bis 30. November 162,355 Ballen im Gewicht von 565,045 Arroben exportirt; 1867 betrug die Baumwollenausfuhr dort 119,055 Ballen und 1866 erst 69,923 Ballen. Rio de Janeiro hat 1868 an Baumwolle exportirt 113,128 Ballen, im Vorjahre erst 66,566 Ballen. Man sieht, wie stark der Baumwollenbau, welcher im Norden Brasiliens sehr beträchtlich ist, in den Südprovinzen anwächst und daß das südamerikanische Kaiserreich für diesen Artikel immer bedeutender wird.

In Buenos Ayres und in der Provinz Santa Fé, wo Ansiedler und Capitalisten aus England nicht nur der Viehzucht, sondern auch dem Ackerbau große Sorgfalt zuwenden, gewinnt der Anbau des Weizens eine immer größere Ausdehnung. Sie haben Dampfpflüge und vielerlei Ackerbaumaschinen eingeführt und der Acre giebt einen Ertrag von 30 bis 50 Bushels. An der argentinischen Centralbahn, welche im Laufe des Sommers von Santa Fé bis Cordova ihrer ganzen Länge nach eröffnet sein wird, ist ein großer Theil des Grund und Bodens im Besitze englischer Farmer und in wenigen Jahren werden die argentinischen Provinzen Weizen in Menge ausführen. Zur Feier der Eröffnung jener Bahn soll in Cordova eine großartige Industrieausstellung stattfinden. Vorsitzender der Ausstellungscommission ist unser Landsmann Professor Burmeister, welchem die Regierung jüngst 25,000 Francs zum Ankauf einer werthvollen Sammlung von Fossilien bewilligt hat.

„Was wird auf dieser Ausstellung zu sehen sein?" Ein argentinisches Blatt giebt folgende Antwort: Insgemein glaubt man, daß wir nur Wolle, Felle und Häute, gesalzenes Fleisch und Knochenasche in den Handel zu bringen haben. Diese sind allerdings unsere Hauptartikel für den Export. Aber wir haben in unseren Wäldern auch werthvolle Hölzer für die Kunsttischler; die Spitzen, welche in den Binnenprovinzen geklöppelt werden, stehen hinter den europäischen nicht zurück; ebensowenig die feingewebten Handtücher. Unsere Ponchos gehören zu den allerbesten. Wir haben Salz in Patagones, Petroleum am Bermejo, Zucker und Kaffee in Salta; Indigo auf den Ebenen von Oran. Aber wer hat bis jetzt daran gedacht, diese Producte nutzbar zu machen? Auch Cochenille haben wir, sie wird jedoch bislang nur von den Indianern benutzt. Wir haben ferner: Baumwolle, Reis, Taback; wir haben Silber in San Juan, Wein in Mendoza, Südfrüchte in Tucuman, herrlichen Marmor bei Tandil. Aber eines der reichsten Länder des Erdballes importirt über See das meiste, was zum Leben und zur Bequemlichkeit erforderlich ist und läßt seine eigenen Reichthümer unbenutzt. Das aber wird sich anders gestalten, sobald einige hunderttausend Einwanderer aus Europa sich in diesen Gegenden angesiedelt haben.

**Die Chinchillajäger in der argentinischen Provinz Salta.** Das Fell der Chinchilla bildet, wie Jedermann weiß, ein sehr geschätztes Pelzwerk, das aus Valparaiso, Lima und Buenos Ayres in den Handel kommt. Herr v. Tschudi, von dessen Reisen in Südamerika soeben der Schlußband (der fünfte) erschienen ist, berührte auf seiner Wanderung durch die oberen argentinischen Provinzen auch die Ortschaft Molinos; sie ist die am weitesten gegen Westen gelegene Stadt der Republik und zumeist von Mestizen und Calchaqui-Indianern bewohnt, im Ganzen etwa 300 Seelen. Viele dieser Indianer beschäftigen sich mit dem Fange von Vicuñas und Chinchillas. Die meisten dieser letzteren kommen von Molinos aus in den Handel. Der Hauswirth, bei welchem Herr v. Tschudi wohnte, exportirte um 1855 etwa 2500 bis 3000 Dutzend Chinchillafelle, theils nach Buenos Ayres, theils nach Valparaiso und Arica, aber 1857 konnte er nur noch 600 Dutzend in den Handel bringen. Mehrere indianische Jäger beklagten sich in Herrn v. Tschudi's Gegenwart über die große Verminderung dieser Thiere; diese ist eine Folge der unablässigen Verfolgung.

Der Chinchillajäger verpraßt bald den Erlös seiner Beute, kauft dann für künftige Jagden auf Vorschuß die nöthigen Lebensmittel und zieht wieder in die wildesten Cordilleras. Dort leben die niedlichen Thierchen in fast unzugänglichen Felsenritzen

oder am Fuße der Felsen in selbstgegrabenen Höhlen. Sie sind ungemein scheu und die geringste fremdartige Erscheinung oder ein ungewohntes Geräusch treibt sie blitzschnell in ihre sicheren Schlupfwinkel, vor denen sie gern in der Sonne spielen. Der Chinchillafänger stellt in den ihm schon bekannten oder bei seinen beschwerlichen Wanderungen durch seinen Adlerblick neuentdeckten Colonien vor die Eingangslöcher Schlingen von Roßhaar oder ganz einfach construirte Schlagfallen. Dann wartet er in einiger Entfernung wohlversteckt auf den Erfolg. Sobald die neugierigen Chinchillas sich sicher glauben, fahren sie schnell aus ihrem Versteck und bleiben entweder in den Schlingen hängen oder werden von den Fallen todtgeschlagen. Der Indianer eilt herzu, löst sie aus und richtet seine Fangapparate von Neuem. Nun aber dauert es länger ehe die eingeschüchterten Thiere wiederum ihren Bau zu verlassen suchen und bleiben manchmal zwei Tage in ihren Höhlen; auch dann müssen sie gewöhnlich den Versuch, ins Freie zu gehen, mit dem Leben bezahlen.

Es ist leicht einzusehen, daß der zähe und geduldig ausharrende Indianer auf diese Weise leicht eine ganze Colonie völlig ausrotten kann, denn schließlich treibt der Hunger auch die letzten Chinchillas der Gesellschaft in die Schlinge. Manche Fänger bedienen sich bei ihren Jagden der einheimischen Frettchen (Huron) und treiben vermittelst derselben die Thierchen in die vor den Löchern angebrachten Hauben und Netze. Geschossen werden die Chinchillas nicht, denn einmal flüchten sich selbst die schwer verwundeten in ihre Höhlen und sind dann verloren, sodann aber beschmutzt das Blut von der Wunde das Fell. Der Jäger kommt, nachdem er sich mehrere Wochen im Gebirge aufgehalten, mit seiner Beute nach Molinos zurück und erhält für jedes Dutzend Felle 5 bis 6 Pesos, in früheren Jahren nur 2 bis 3 Pesos. Die Chinchillas der hohen Cordilleras werden besonders geschätzt, da sie längere, dichtere und feinere Haare haben und ein weit dauerhafteres Pelzwerk liefern als jene der Küste, deren Felle wenig werth sind.

**Freshfield's Besteigung des Kasbek und des Elbrus.** Der Reisende verließ in Begleitung der Herren Moore und Tucket und des Schweizers Devouassoud am 26. Juni 1868 die Stadt Tiflis, um zunächst den Kasbek im centralen Kaukasus zu besteigen. Vom Dorfe Kasbek aus führte der Weg über grasbedeckte Anhöhen, auf denen ein weißblühendes Rhododendron häufig war. Dann kommt ein Gletscher in Sicht, der sich um die Südseite des Berges herumzieht. Am 30. Juni wurde dieser Gletscher überschritten; man übernachtete in einer Mooshöhle in etwa 11,100 Fuß Höhe, und begann mit dem Erklimmen des Gipfels am nächsten Morgen gegen 3 Uhr. In einer Höhe von 14,800 Fuß war der Himmel klar, so daß man einen Blick über die Hauptkette des Kaukasus und über das Stromthal des Kur hatte. Von diesem Höhenpunkte bis zum Gipfel war das Hinaufklimmen eben so schwierig als gefährlich; vier Stunden lang dauerte „das Klettern auf einer schlüpferigen Eisleiter, mit Benutzung von Händen und Füßen, Knien und Eisäxten". Der östliche Gipfel ist der höchste des Berges und die Messung ergab 16,546 englische Fuß; von dort hatte man einen Blick über das Stromthal des Terek; die Ebene, welche sich weit nach Norden hin ausdehnt, war leider bewölkt. Die Reisenden nahmen beim Hinabsteigen einen andern Weg und gelangten 7¾ Uhr Abends an einen Fluß, der vom Desdoraghgletscher herabströmte. Dort übernachteten sie in der Hütte eines Ziegenhirten und gingen am andern Morgen nach dem Dorfe Kasbek zurück. Von hier bis zum Elbrus beträgt die Entfernung in gerader Linie 120 Miles. Die Wasserscheide auf dieser Strecke zieht von Nordwest zu Südost, biegt aber beim Mamissonpasse plötzlich nach Süden hin ab. Viele Berggipfel erreichen hier eine Höhe von 11,000 und 12,000 Fuß und die Uebergangspässe haben eine solche von 7500 bis zu 9000 Fuß. Die Bergbewohner, namentlich die Suanetier und Osseten, benahmen sich höchst zudringlich. In dem reichbewaldeten obern Thale des Rion, wo Laubholz bis zur Schneelinie hinauf wächst, war die Scenerie geradezu prachtvoll. Auffallend erschien den Reisenden der Mangel an Seen, und in dieser Beziehung bildet der Kaukasus einen Gegensatz zu den Alpen. Am 30. Juli begannen sie die Ersteigung des Elbrus, „dessen Gipfel die Gestalt einer umgestülpten Theetasse hat." Sie übernachteten in 11,900 Fuß Höhe. Am andern Morgen lag eine schwarze Wolke über der Bergkuppe, während tief unten in der Steppe viele Blitze zuckten. Es wehete ein scharfer, kalter Wind und das Hinaufklimmen zu dem 18,526 Fuß hohen Gipfel war ungemein anstrengend. Der letztere besteht aus einer hufeisenförmigen Felsenleiste, die auf der einen Seite höher ist als auf der andern und ein mit Schnee bedecktes Plateau einschließt. Nach Süden und Osten hin war der Himmel klar und man konnte die Gebirge an der türkischen Grenze zwischen Batum und Achaltzick deutlich sehen. Die Reisenden gingen nach Norden hin in die Steppe bis Pätigorsk und dann durch den Kaukasus zurück wieder nach Tiflis, wo sie am 26. August eintrafen.

**Die Colonisirung des nördlichen Kaukasiens** und insbesondere des Gouvernements Stawropol nimmt einen guten Fortgang. Es sind Einwanderer aus dem Gouvernement Olonez, selbst aus dem Gouvernement Archangelsk angekommen. Jenseits des Kuban werden Deutsche angesiedelt. Es geht auch das Gerücht, daß eine Gesellschaft Berliner Capitalisten beabsichtigt, im nördlichen Kaukasien große Landstrecken anzukaufen, um daselbst industrielle oder landwirthschaftliche Unternehmungen ins Leben zu rufen.

Dem „Kawkas" wird aus Neuyork geschrieben, daß die nach Nordamerika ausgewanderten Tschechen in einer Versammlung die Frage ihrer Uebersiedelung nach dem Kaukasus verhandelt haben. In dieser Versammlung sind folgende Bedingungen für die Uebersiedelung aufgestellt worden: 1) Veröffentlichung eines allgemeinen Reglements von Seiten der russischen Regierung über die Rechte, Pflichten, Freiheiten und Privilegien der slavischen Auswanderer nach Rußland, wie ein solches in Amerika für alle Einwanderer besteht. 2) Errichtung von Gesellschaften und Institutionen zur Unterstützung der Einwanderer, nach dem Vorbilde des amerikanischen Castle Garden. 3) Unterstützung der ersten Ansiedler durch Gewährung freier Reise auf russischen Kriegs- oder Handelsdampfern, wofür die Einwanderer der Regierung Arbeit zu leisten sich verpflichten.

**Die Volkszunahme im Königreiche Sachsen.**

Die Bevölkerung dieses Landes ist in dem Zeitraume von 1855 bis Ende 1867 von 2,039,176 Seelen angewachsen auf 2,423,586, also um 389,410 Einwohner, d. h. um 18,85 Procent. Wir entlehnen der neuesten Lieferung der Zeitschrift des sächsischen statistischen Bureaus Folgendes.

Keines der industriellsten Länder des Continents, weder Belgien noch die Rheinprovinz, obwohl sie an Dichtigkeit der Bevölkerung Sachsen übertreffen, hat in derselben Zeit eine gleichstarke Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen. Belgiens Bevölkerung vermehrte sich in den 10 Jahren von 1856 bis 1866 nur um 6,83 Proc., was für 12 Jahre nicht mehr als 8,20 Proc. ergeben würde, und in der Rheinprovinz betrug die Zunahme in den Jahren 1855 bis 1867 nur 16,15 Proc. Näher kam der Bevölkerungszunahme Sachsens noch die der Provinz Preußen, deren Bevölkerung sich in den nämlichen 12 Jahren um 17,38 Proc. vermehrte, eine Thatsache, der sich in altbesiedelten, dabei rein ackerbautreibenden Ländern nur die Volkszunahme Irlands in der Zeit ihres größten Aufschwungs (von 1805 bis 1841: 53,7 Proc., was auf 12 Jahre 17,9 Proc. ergeben würde) an die Seite stellen läßt. Uebertroffen wurde die Bevölkerungszunahme des Königreichs Sachsen durch die der Provinz Brandenburg, für deren Zunahme (20,73 Proc.) das kolossale Wachsthum Berlins den Ausschlag giebt. Im Durchschnitt berechnet sich für sämmtliche Theile des preußischen Staats, welche demselben schon im Jahre 1855 angehört haben, die zwölfjährige Bevölkerungszunahme auf 14,69 Proc., für Baden auf 9,49 Proc., Würtemberg 6,51 Proc. u. s. w. — Das ganze

Zollvereinsgebiet in dem Umfange, den es im Jahre 1855 hatte, ist seitdem an Bewohnern um 11,94 Proc. reicher geworden, Frankreich in den 10 Jahren von 1856 bis 1866 (ohne den Zuwachs von Savoyen und Nizza) nur um 3,56 Proc., was für einen zwölfjährigen Zeitraum einen Zuwachs von 4,27 Proc. ergeben würde.

Die größte absolute Vermehrung (jedes um mehr als 10,000 Einwohner) zeigen die Aemter Dresden (um 56,943), Leipzig I (33,526), Leipzig II (14,537), Chemnitz (33,795) und Zwickau (18,613) — mit anderen Worten die vier größten Städte sammt ihrer nächsten Umgebung, ein Gebiet von im Ganzen 15,78 Quadratmeilen oder 5,78 Proc. der Gesammtfläche —, dessen Einwohnerschaft in 12 Jahren von 362,636 auf 520,050 Seelen, mithin durchschnittlich um 43,41 Proc. gewachsen ist, im Jahre 1855: 17,78, 1867: 21,46 Proc. der gesammten Landesbevölkerung umfaßte und mit 157,414 Seelen Zuwachs nicht weniger als 40,95 Proc. des Gesammtzuwachses allein absorbirte. — Unter den Regierungsbezirken hat der Zwickauer (mit 22,48 Proc.) die stärkste, der Bautzner (mit 9,40 Proc) die schwächste Vermehrung aufzuweisen.

In Stadt und Land differirt die Bevölkerungszunahme dergestalt, daß die Bevölkerung des letztern — im Jahre 1855: 1,312,029, im Jahre 1867: 1,487,944 Seelen — sich um 13,48 Proc., die der Städte — von 727,147 auf 935,642 Seelen — um 28,67 Proc. vermehrt hat. Die Bevölkerung der Städte umfaßte im Jahre 1855: 35,66 Proc., im Jahre 1867: 38,61 Proc. der Gesammtbevölkerung, die Bevölkerungszunahme derselben mit 208,495 Seelen 54,25 Proc., die der Dörfer mit 175,915 Seelen 45,75 Proc. der Gesammtzunahme.

Sachsen ist bekanntlich eines der dichtestbevölkerten Länder, in Deutschland (wenn man von den freien Städten absieht) entschieden das dichtestbevölkerte; denn es leben hier auf der Quadratmeile 8889 Menschen gegen 5175 in Baden, 5020 in Würtemberg, 3496 in Bayern, 3762 in Preußen rc. Unter den einzelnen preußischen Provinzen hat selbst die gewerbreiche Rheinprovinz nur 7113 Einwohner per Quadratmeile aufzuweisen, weniger als Sachsens am dünnsten bevölkerter Regierungsbezirk, die Lausitz, wo immer noch 7220 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Nur Belgiens Bevölkerung ist eine noch dichtere als die Sachsens. Es lebten nämlich dort nach der Zählung von 1866 9040 Einwohner auf der Quadratmeile, in einzelnen Provinzen noch viel mehr: Ostflandern 14,718, Brabant (mit der Hauptstadt) 13,757, Hennegau 12,543, Westflandern 10,890, Lüttich 10,592. Erst zwischen den beiden letztgenannten würde der dichtestbevölkerte sächsische Regierungsbezirk, der Zwickauer mit 10,733 Einwohnern per Quadratmeile, rangiren, während der dichtestbevölkerte rheinische Regierungsbezirk, Düsseldorf mit 12,528 Einwohnern per Quadratmeile, ungefähr mit Hennegau in einer Linie steht. Dagegen geht der zweitdichtestbevölkerte sächsische Regierungsbezirk, Leipzig, mit 8595 Einwohnern, dem zweiten rheinischen, Köln, der nur 8264 Einwohner auf der Quadratmeile zählt, noch voran. Im Regierungsbezirke Dresden kommen ihrer 8097 auf die Quadratmeile. In den Schönburgschen Receßherrschaften erhebt sich die Bevölkerung auf 17,758 Einwohner per Quadratmeile.

In die 3801 Ortschaften vertheilte sich die Bevölkerung des Königreichs Sachsen im Jahre 1867 dergestalt, daß im Regierungsbezirk Zwickau mit 961 Ortschaften durchschnittlich 945, im Regierungsbezirk Dresden mit 1095 Ortschaften 583, im Regierungsbezirk Leipzig mit 1086 Ortschaften 510, im Regierungsbezirk Bautzen mit 659 Ortschaften 489, im Königreiche überhaupt durchschnittlich 638 Einwohner auf einen Ort kamen. Die durchschnittliche Einwohnerzahl einer Stadt würde sich auf 6589, eines Dorfes auf 407 Einwohner berechnen.

Unter den 189 Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern befanden sich 110 Städte und 79 Dörfer. Keines der letzteren hat mehr als 8000 Einwohner, dagegen befinden sich unter den 81 Orten zwischen 2000 und 3000 Einwohner 44, unter den 58 zwischen 3000 und 5000 29, unter den 30 zwischen 5000 und 8000 Einwohnern 6 Dörfer. Städte mit mehr als 10,000 Einwohnern zählte Sachsen im Jahre 1867 15, Belgien mit einer fast genau doppelt so großen Bevölkerung im Jahre 1866 28, dagegen ersteres hierunter nur 5, letzteres 13 Städte mit mehr als 20,000 Einwohnern, ersteres nur 1, letzteres 4 Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern. — Die Zahl der bewohnten Gebäude belief sich im Jahre 1867 im Königreiche Sachsen auf 246,763, nämlich 62,117 in den Städten, 184,646 auf dem Lande. Dies ergiebt in den Städten 15,06, auf dem Lande 8,06 Bewohner auf das Haus.

* * *

— Im Napoleonischen Frankreich, in welchem „der Aufschwung von Handel und Industrie“ so sehr gerühmt wird, sind Ackerbau und Viehzucht entschieden im Rückgange. Nach Ausweis der amtlichen Statistik hat sich vom Jahre 1853 bis 1866 der Rindviehstand um 1,464,812 Häupter verringert, obwohl durch das annectirte Savoyen etwa eine halbe Million Stück zugebracht wurden. Das Schafvieh verminderte sich von 1852 bis 1868 um 2,895,767 Stück. Auch die Getreideproduction ist im Rückgange; von 1852 bis 1866 fiel das Ergebniß der Weizenernte um etwa 1,000,000 Hektoliter; 1852 waren 14 Hektoliter der Durchschnittsertrag jeder Hektare und 1866 nur 12. In gleichem Verhältnisse sind die Roggenernten um eben so viel gesunken, Mais und Gerste dagegen gestiegen; es sind aber in dem eben genannten Zeitraum etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Hektaren neuen Landes urbar gemacht und dem Anbau jener vier Getreidearten gewidmet worden. Nimmt man nun den Ausfall der Roggenernte durch das Plus der Mais- und Gerstenernte als compensirt an, so ergiebt sich bei einer Schätzung des Hektoliters Weizen auf 15 Francs ein Jahresverlust an Weizen von 15 Millionen; desgleichen an Ochsen, das Stück zu 150 Francs, 219,721,800, und an Schafen, das Stück zu 30 Francs, 86,873,010 Francs. Die Seidenproduction ist von 26,000,000 Kilogramm Cocons im Jahre 1852 auf 4,000,000 Kilogramm gefallen, und dabei zahlt das Land 1200,000,000 Francs Steuer mehr als 1852.

— Eine Baschkirin als Doctor der Medicin. In der „St. Petersburger Zeitung“ lesen wir Folgendes: Frau Kaschewarow hat nach Beendigung ihrer Studien auf der medico-chirurgischen Akademie ihr Examen abgelegt. Als die Baschkiren dem allgemeinen Bauernstande zugezählt werden sollten, zog man die Frage der Organisation des Medicinalwesens und, weil der Islam die Behandlung der Frauen durch Männer erschwert, besonders die der Ausbildung von Hebeammen in ernste Erwägung. Es wurden daher mit Genehmigung der Regierung vier baschkirische Mädchen nach der Petersburger Geburtshülfeanstalt geschickt, wo sie sich zu Hebeammen ausbilden sollten. Bis zu ihrer Rückkehr sollten Hebeammen fremder Ressorts nach Baschkirien gehen. Unter der Zahl der dorthin bestimmten Frauen befand sich auch Frau Kaschewarow. Dieselbe war jedoch, als sie noch im Kalinkin-Hospital practicirte, aufgefordert worden, die Medicin und Entbindungskunst in der Akademie zu studiren. Sie wurde anfangs privatim zum Hören der Vorlesungen zugelassen; die glänzenden Fortschritte, welche sie machte, veranlaßten jedoch den Generalgouverneur von Orenburg, Besak, anzutragen, daß sie der Akademie mit dem Rechte eines Studenten zugezählt wurde. Sie erhielt das zum Unterhalte nöthige Geld aus den baschkirischen Summen, wofür sie die Verpflichtung übernahm, eine gewisse Zeit in Baschkirien zu dienen.

— Astrachan exportirt jetzt im Durchschnitt jährlich an 60,000 Pud Kaviar aus Sandarteogen, zumeist nach der Donau, Konstantinopel und Syrien. Diese Art Kaviar kommt erst seit etwa zehn Jahren in den Handel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ansicht von Thorshavn auf den Faröern.

# Eine Fahrt nach Reikiavik auf Island.

Thorshavn auf den Faröern und die Färinger. — Ein Ball der Fischer. — Sturm im Nordmeere. — Oerafa Jökull und Fara Fjord. — Der Hafen von Reikiavik. — Die Stadt; ein isländisches Begräbniß. — Wie man im Innern von Island reist. — Die Ausrüstung; Pferde; Mangel an gebahnten Wegen. — Die Herberge zum Rennthiergeweih. — Ritt nach Thingvalla durch die Allmanagjaschlucht. — Die Kirche von Thingvalla.

Ein Ausflug nach dieser nordischen Insel, der Nachbarin von Ostgrönland, ist allemal lohnend. Da ragt im arktischen Ocean, hart unter dem Polarkreis, ein Stück Erde über die Fluthen empor, das nach allen Seiten hin von vulkanischen Mächten zerrissen und zerklüftet ist und wo heiße Quellen hoch in die Luft emporsprudeln. Auf diesem unwirthlichen Boden siedelten sich im neunten Jahrhunderte norwegische Leute an, um sich der Herrschaft des mächtigen Königs Harald Schönhaar zu entziehen und nach der Altväter Weise ein freies Leben zu führen. Sie bewahrten die alte Sprache, bei ihnen blieben die alten Ueberlieferungen in Ehren und jedes nach einander folgende Geschlecht behielt die Sagas im Gedächtnisse, bis dieselben endlich niedergeschrieben wurden. Die Isländer waren kühne Seefahrer, die im Mittelalter selbst bis an die Küste von Palästina schifften, und mancher von ihnen hat als Wikinger an den Raubzügen dieser Freibeuter zur See theilgenommen. Heute sind die Bewohner des Eilandes friedliche Menschen, welche sich redlich nähren, zumeist von dem Segen, den das Meer ihnen spendet. Ihre Küsten werden des Fischfanges wegen vielfach besucht; wissenschaftliche Reisende, welche das Innere der Insel erforschen wollen, stellen sich in jedem Jahre ein, nicht minder auch „Touristen", die den feuerspeienden Hekla und die sprudelnden Geyser anstaunen wollen. Man gelangt heute während der Sommermonate ohne Mühe und Gefahr und in wenigen Tagen nach dem Eilande, welches einst das fernste im „fernen Thule" war, denn Island ist auch in das Bereich der Dampfschifffahrt einbezogen worden.

Der Dampfer, welcher die Verbindung zwischen Kopenhagen und Island vermittelt, berührt Thorshavn auf

Stromöe, der größten unter den Faröern. Die Bucht, an deren Gestade die Häuser dieses Städtchens zerstreut umherliegen, ist weit ausgeschweift und hat die Gestalt eines Hufeisens. Bei der Einfahrt in die Bucht sieht man zur Rechten ein hölzernes Gebäude auf einem Hügel; der an einem hohen Flaggenstocke flatternde Dannebrog deutet an, daß dort der höchste dänische Beamte wohnt. Zur Linken steht ein zierliches Gebäude mit einem Kreuze; das ist die katholische Mission. Die Stadt mag etwa 300 Häuser zählen, von denen manche das Ansehen von Erdhügeln haben; man verspürt den Torf- und Fischgeruch, welcher ihr anhaftet, schon von Weitem.

Sobald der dänische Dampfer in Sicht kommt, besteigt der oberste Beamte von Thorshavn, der Syssielmann, ein bebaggtes Boot und fährt demselben entgegen. Die Reisenden gehen ans Land, um sich eine merkwürdige Ortschaft zu betrachten, auf deren Dächern sie spazieren gehen können, denn manche derselben sind flach und mit Rasen bedeckt. Sie besehen sich auch die Stellen, an welchen Hunderttausende von Stockfischen getrocknet werden, und steigen auf den Berg, welcher sich hinter dem Städtchen erhebt, weil sie von dort einen Blick über einen Theil der Eilandgruppe haben. Von den 25 Inseln derselben sind nur 17 bewohnt. Das Klima ist auch im Winter mild, weil der Golfstrom die Einwirkungen seines vergleichweise warmen Wassers geltend macht. Schafe finden Futter genug; durchschnittlich reift in je drei Jahren die Gerste einmal; den Hauptnahrungszweig bildet die Fischerei auch auf Walthiere; Seevögel in ungezählten Schwärmen haben auf allen diesen Inseln ihre Heimath.

Die Färinger sind ein abgehärtetes Geschlecht und gelten mit Recht für ausgezeichnete Schiffer und Fischer und sie führen ein Leben voller Gefahren und Beschwerden. Zu ihren Lieblingsvergnügungen gehört der Tanz; dieser ist aber von einer ganz besondern Art, wie wir aus der Schilderung

Ein Dampfer bei Sturm, von Walfischen umgeben.

Nougaret's ersehen. („Le Tour du Monde" Nr. 451.) Der Franzose beschreibt einen Ball in Thorshavn in folgender Weise:

„Wir traten in ein hölzernes Haus, das etwas höher war als die umstehenden Wohnungen und in welchen es sehr laut zuging. Am Eingange saß eine Frau, welche die Eintrittsgebühr erhob, und diese bestand in einem großen getrockneten Fisch oder einigen kleineren. Sie warf diese Ballentree in ein neben ihr stehendes Faß. Da wir keinen Vorrath von dieser Landesmünze besaßen, so gaben wir jeder ein dänisches Markstück; das war aber zu viel und die Einnehmerin wollte uns deshalb einige Häringe, gleichsam als Scheidemünze, herausgeben; wir mochten indeß von diesen Pfennigen keinen Gebrauch machen und galten deshalb für sehr generös. Dann traten wir in ein langes Zimmer und setzten uns unweit von der Thür auf eine Bank. Nun hörten wir allerdings allerlei Lärm und dazwischen eine sehr eintönige Melodie, aber sehen konnten wir anfangs nicht viel, weil man diesen Ballsaal sehr spärlich mit Thranlampen beleuchtet hatte. Aber die Tänzer machten einen Rundgang und kamen dicht an uns vorüber, immer mit den Füßen aufstampfend, schreiend und singend. Uns zu Ehren und weil wir an der Casse so generös gewesen waren, zündete man noch ein paar Lampen an, die gleichfalls mit Seehundsthran gefüllt waren.

„In dem keineswegs übergroßen Gemache bewegten sich mehr als funfzig Personen und das war keine kleine Kunst. Alle faßten einander bei der Hand: Frauen, Kinder und Männer, und bildeten eine Kette, die sich schlängelnd hin und her bewegte und manchmal im Polkaschritt auftrat. Dabei wurde ununterbrochen gesungen. In den Gesichtszügen Aller lag etwas Gedrücktes und heitere Physiognomien sahen wir nicht. Die Leute ließen es sich bei diesem Vergnügen sauer werden, der Schweiß rann ihnen von der Stirn herab.

Dann und wann sprang ein Tänzer hoch empor und stampfte mit den Füßen auf, als ob er den Bretterboden in Trümmer zerstückeln wollte und schrie dabei ganz entsetzlich; dann ging er weiter und sang monoton gleich den Anderen."

Am nächsten Morgen verließ der Dampfer „Arcturus" (im Juni 1866) Thorshavn, um gen Island zu steuern. Er fuhr um einen Felsenvorsprung, der, wie unsere Illustration zeigt, von einer Anzahl Grotten oder Oeffnungen durchbrochen ist. Das Meer rauscht oftmals donnernd und dröhnend hindurch und kein Schiffer wird sich hineinwagen; deshalb haben in diesen Oeffnungen die Seevögel eine sichere Brutstätte und bleiben ungestört.

Die See ging hoch; nach zwei Stunden waren die Felsenberge der Faröer unsichtbar, weil ein dichter Nebel sich über das Meer lagerte. Alles war schwärzlich grau, nur die Schaumkämme der Wogen waren weiß; eben so die Tausende von Möwen, welche, wie vom Winde umhergewirbelte oder auseinander zerstreuete Papierstückchen, im Sturme hin und her flatterten. Dieses Polarmeer hat etwas Grausig-Gewaltiges, wenn ein Nordsturm die Wellen aufpeitscht. Er treibt mächtige Wogen empor, die so schwarz sind wie der Wolkenhimmel, welcher über ihnen hängt. Dann muß sich der Dampfer seinen Weg gleichsam hindurchbohren und er schwimmt auf und ab wie ein Delphin. Als am zweiten Tage das Wetter etwas ruhiger geworden war, sah man eine Menge von Walthieren, die sich lustig umhertummelten und aus den Spritzlöchern ihres Kopfes hohe Wassergarben in die Luft bliesen. Das Schauspiel war für Alle, welche dergleichen nie zuvor gesehen hatten, um so interessanter, weil dann und wann ein Sonnenblick durch das Gewölk herabstrahlte und jede Wassergarbe in einen Regenbogen verwandelte.

Am Abende des zweiten Tages kam eine gewaltige Schneekuppe in Sicht, welche über die dunkeln Wolken emporragte, — der Oerafa Jökull, Islands höchster Gletscher, welcher an der Südostseite der Insel den Schiffern als weithin sichtbare Landmarke dient. Das Meer war nun spiegelglatt, die Wuth des Sturmes hatte sich erschöpft, es war als ob die Wogen sich ausruhen wollten. Zur Rechten sah man eine Anzahl kleiner Krater und die schneebedeckten Gipfel des Hekla; zur Linken fuhr der „Arcturus" an den Westmanna-Inseln vorbei und war gegen Mittag im Faxa-Fjord und legte bald darauf vor Anker.

Hafen von Reikiavik auf Island.

Insgemein denkt man sich unter diesem „Eisland" eine düstere, finstere Region, über welcher hyperboräische Nebel lagern. Allerdings fällt der Blick zuerst auf kahle Berge, die wie verglast erscheinen, und auf Schnee und Gletscher. Aber bald ist man doch angenehm überrascht, Thäler mit saftigem Grün zu finden, und man freuet sich, daß zwischen den Rasen allerlei bescheidene Blümchen, z. B. Maßliebchen, hervorlugen. Im Sommer hat das südwestliche Island theilweis einen Anstrich von Civilisation und macht keineswegs einen niederschlagenden Eindruck. Der Golf von Reikiavik, der als Faxa-Fjord bezeichnet wird, bietet einen sehr malerischen Anblick dar. In seinem östlichen Theile liegt, durch eine Kette von Inseln umschlossen, der Hafen von Reikiavik, welcher in der guten Jahreszeit sehr belebt ist; die Flaggen von Dänemark und Spanien sind am stärksten vertreten. Im Hintergrunde erhebt sich der Oesja oder Agatberg, von welchem viele kleine Wasserläufe ins Meer hinabrinnen; in diesem steigen manche braune, abgeglättete Felsen etwas über den Wasserspiegel empor, und diese sehen aus der Ferne genau so aus wie ruhende Walfische. Sobald man die Eiderinsel umsegelt hat, kommt die Stadt in Sicht. Sie liegt zwischen zwei Hügeln; auf jedem derselben steht eine Windmühle; in der Mitte erheben sich die Kirche und das Haus des höchsten Beamten. Die meisten anderen Häuser sind einstöckig und schwarz oder grau angestrichen, die Bretterdächer mit stark getheertem Segeltuch überzogen.

Reikiavik mag etwa 1100 Einwohner haben; es ist wesentlich eine Handelsstadt, hat ein europäisches Gepräge und bildet gleichsam nur die Eingangspforte zu Island. Kaufleute, Beamte und auch einige Gelehrte bilden die „Gesellschaft", welche fünf Monat im Jahre ganz angenehm lebt, es fehlt ihr dann nicht an Verkehr mit Fremden, und auch an Klavieren ist kein Mangel. Im Sommer 1866 waren genau sechszehn Stück vorhanden.

Nougaret sah am Tage nach seiner Ankunft ein isländisches Begräbniß. Die Frau des Syffelmanns (Bezirksbeamten) von Arnarfjord war gestorben und man hatte die Leiche von dort zu Schiffe nach der Kirche in Reikiavik gebracht. Vor vielen Häusern lagen Birken- und Wachholderzweige; das ist ein altnordischer Brauch, der so viel sagen will als: wir haben heute Trauer und nehmen keinen Besuch an. Aus den Wolken rieselte ein feiner Regen herab. Der Geistliche sprach in der Kirche den Segen; darauf setzte sich der Zug unter Glockengeläut in Bewegung. Vier schwarzgekleidete Jungfrauen mit schlicht hinabgekämmtem Haar, über welches ein langer, weißer Schleier herabfiel, gingen dem Leichenzuge voran; sie streueten Blumen und Zweige auf den Pfad. Hinter dem von vier Männern getragenen Sarge gingen der lutherische Pastor, der Mann der Verstorbenen, die zahlreichen Angehörigen und Freunde der Familie, dänische Beamte und wer sich sonst angeschlossen hatte. Das letztere gilt auch von einem armen Manne, welcher sein verstorbenes Kind in einem kleinen Sarge unter dem Arme trug. Die ganze Feierlichkeit war einfach aber ergreifend.

* * *

Eine Reise in das Innere von Island ist mit mancherlei Beschwerde verbunden, denn Straßen, gebahnte Wege, Postrelais und andere Bequemlichkeiten, an welche ein europäischer Mensch gewöhnt ist, fehlen gänzlich. Zwischen Reikiavik und den Geysern, also auf der Strecke, mit welcher die gewöhnlichen Touristen sich zu begnügen pflegen, wird die Richtung des Weges allerdings durch aufgehäufte Lavablöcke angedeutet, die allemal einige Hundert Schritte von einander entfernt liegen; weiterhin fehlen aber derartige Wegweiser. Zum Fortkommen bedient man sich der kleinen, munteren Landespferde, die sehr klug sind und sicher gehen, aber der einzelne Reisende kann nicht umhin, wenigstens zehn Stück derselben zu miethen. Diese Zahl erscheint allerdings hoch, ist aber platterdings erforderlich. Es kann sich treffen, daß unterwegs beim Schwimmen durch die vielen kleinen aber zum Theil sehr reißenden Flüsse einige Thiere verloren gehen; ein paar Pferde sind zum Transport der nöthigsten Lagergeräthe und Geschirre zum Kochen ꝛc. nöthig, ein anderes trägt die wissenschaftlichen Instrumente und wieder andere sind mit Lebensmitteln für vierzig Tage beladen. Dazu kommen die beiden Sattelpferde für den Reisenden und dessen Führer. Man zieht mit fünf beladenen Pferden von Reikiavik aus und läßt die fünf anderen frei einherziehen, bis nach einer bestimmten Zeitfrist die Reihe an sie kommt. Auf solche Weise findet eine regelmäßige Abwechselung statt. Die Isländer selbst befolgen diese Methode und finden sie praktisch; Pferde sind wohlfeil und man kann sie nach der Heimkehr mit nur geringem Verluste wieder verkaufen. Nougaret verschaffte sich die erforderliche Anzahl nur mit Mühe, weil am Tage vorher einige Engländer sich reichlich versorgt hatten, so daß nur eine Nachlese übrig blieb. Man bindet anfangs die Thiere, welche einander noch nicht kennen und sich erst an einander gewöhnen sollen, zusammen und läßt sie dann frei gehen, weil sie allemal dem vordersten willig folgen.

Straße in Reikiavik. Ein Begräbniß.

Der Führer trug eine lange Lanze und eine Peitsche; über dem Sattel hing ein Sack von Seehundsfell, in welchem sich wichtige Requisiten befanden, nämlich Hufeisen und Nägel. Dann folgten die übrigen Pferde in einer Reihe nach ein-

ander und hinterher trabte der Reisende. Die Kleidung muß den klimatischen Verhältnissen entsprechen. Auf Sonnenschein kann man auch im Sommer nicht mit Bestimmtheit rechnen, wohl aber auf Regen und Wind. Deswegen empfiehlt sich die bekannte Kopfbedeckung der Matrosen: ein Südwester, dessen weit herabhängende Hinterseite Hals und Nacken schützt. Dazu kommt ein regendichter Mantel, der auch als Schlafdecke benutzt werden kann, und ein Paar hoher, gleichfalls wasserdichter Stiefel. Es versteht sich von selber, daß ein gutes Gewehr nicht fehlen darf.

Als die Pferde sich einigermaßen an einander gewöhnt hatten, wurde fast immer im scharfen Trabe geritten. In jeder Thalvertiefung strömt ein Bach, gewöhnlich in vielen größeren oder kleineren Windungen; auf diese wird keine Rücksicht genommen, denn der Isländer verfolgt immer die gerade Linie und reitet durch jedes beliebige Wasser, das im Wege liegt.

Es fiel Regen an diesem Sommertage. Dann und wann, sagt Nougaret, begegneten uns Karawanen von Landleuten, die nach der Stadt zogen. Manche hatten keine Gepäckpferde bei sich, und unterwegs speisen sie in den Boers, das heißt in den Häusern anderer Landsleute, denn Gastfreundschaft wird auf der Insel allgemein geübt und versteht sich von selber. Die Männersättel gleichen den europäischen und sind gewöhnlich mit einem Schafsfelle bedeckt; jene für die Frauen, von welchen wir eine Abbildung geben, sind von eigenthümlicher Beschaffenheit. Solch ein Sattel bildet einen Stuhl mit niedriger Rücklehne; er ist rund und sehr fest aufgeschnallt. An manchem ist allerlei Zierrath angebracht und auch das Datum der Verlobung eingravirt, denn es ist ein altes Herkommen, daß der Bräutigam seiner Auserkorenen zugleich mit dem Verlobungsringe ein gesatteltes Pferd giebt. Die Frauen sitzen in einem solchen Sattel recht bequem; die Füße ruhen auf einem an demselben befestigten Brette.

Eine Kirche in Island.

„Nach mehrstündigem Ritte kamen wir in eine völlig öde Gegend, in welcher uns kein Mensch begegnete und nirgends eine Wohnung zu sehen war, und doch ist diese Straße, welche von Reikiavik nach Thingvalla führt, auf der ganzen Insel die am meisten besuchte. Hauseten denn gar keine Menschen hier? Als wir uns auf einer ziemlich ausgedehnten Hochfläche befanden, sah ich einige Hundert Schritte zu meiner Linken einen mit Rasen bedeckten Hügel, aus welchem ein Rennthiergeweih hervorragte. Ich ritt dorthin, der Führer folgte mir und die übrigen Pferde blieben sofort stehen, um zu grasen; sie wissen sehr wohl, daß eine Zeitlang Halt gemacht wird, sobald die Reiter von der geraden Linie abbiegen. Nun fand ich, daß hier wirklich ein Rennthiergeweih in einem Rasenhügel steckte, aber ich konnte mir nicht erklären, zu welchem Zweck und wie es an diese Stelle gekommen sei. Mein Isländer war inzwischen auf die andere Seite des Hügels geritten und hatte ein Gespräch mit irgend Jemand begonnen. Ich folgte ihm und sah nun, daß zwei Menschenköpfe aus einem in dem Rasenhügel befindlichen Loche hervorguckten; das Innere war also bewohnt. Als ich durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß mir ein Trunk willkommen sein würde, trat ein Mann heraus und reichte mir saure Milch. Dieses Loch, denn als ein solches darf ich es wohl bezeichnen, war nicht etwa ein Boer, eine Wohnung für isländische Bauern, sondern eine Schänke, welche zu Nutz und Frommen der Touristen von zwei speculativen Männern hier am Wege etablirt worden war. Sie haben das Rennthiergeweih gleichsam als ein Wirthshauszeichen herausgesteckt, verkaufen was sie haben oder auftreiben können und sind mit dem Erlöse wohl zufrieden. Mir boten sie Felle und Geweihe vom Rennthier an, aber mit diesen Siebensachen kann man sich nur beschweren, wenn man nach Reikiavik zurückreitet.

„Von der Rennthierschänke ging der Ritt weiter nach Thingvalla. Man zieht über eine weite Torffläche, die in einer Breite von mehreren Hundert Schritten Tausende und aber Tausende von tief eingedrungenen Hufstritten hat, welche nach allen Richtungen hin kreuz und quer neben und durch einander laufen. Manchmal sind sie recht tief und man thut am besten, den Pferden ihren freien Willen zu lassen. Wer lediglich an europäisch abgerichtete Thiere gewöhnt ist, kommt mit diesen isländischen Ponies nur schwer zurecht, und es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen. So lange sie nach Anbeginn der Reise noch satt sind, gehen sie ganz ordentlich und immer auf dem rechten Wege gerade fort, indem sie den Reitern willig folgen. Das würde auch weiterhin der Fall sein, wenn man nur über nacktes Gelände käme. Aber man trifft auch viele Stellen, an denen Gras wächst, und dort entsteht jedesmal ein Aufenthalt, denn die Thiere lassen es sich ein- für allemal nicht nehmen, stehen zu bleiben und mit aller Muße Gras zu fressen. Dabei benehmen sie sich in ihrer Weise ganz gescheit und befolgen eine praktische Methode, indem sie urplötzlich im Galop abschwenken, bis an eine grasreiche Stelle laufen und dort plötzlich anhalten, um zu grasen. Sie wissen sehr wohl, daß der Führer bald hinterher kommt, um sie auf den Weg zurückzutreiben, aber sie warten ihn ruhig ab und thun sich eine Güte, bis er in ihre Nähe kommt und ihnen einen Peitschenhieb versetzt. Dann drehen sie um, gehen eine Weile ordentlich fort, fangen aber bald nachher dasselbe Manöver wieder von vorn an. Während dann der Führer den Schimmel zur Umkehr treiben will, reißt der Braune aus und fängt in der Entfernung mehrerer Hundert Schritte zu grasen an, ein Gleiches thut der Rappe oder der Fuchs, und es ist allemal ein sehr ermüdendes Kunststück, sie zusammenzutreiben und bei einander zu halten.

„Die Sache wurde so arg und wiederholte sich so oft, daß

Die Allmanagja-Schlucht auf Island.

ich fast daran verzweifelte, weiter zu kommen; auch mein Führer war im höchsten Grade ärgerlich und gereizt. Wir machten längere Zeit einen Halt, obwohl es regnete. Die Pferde mochten ein paar Stunden lang ruhig grasen und sich nach Belieben ausruhen. Als wir dann Abends neun Uhr noch bei Sonnenschein unsern Ritt fortsetzten, benahmen sie sich ganz leidlich, und nach einer halben Stunde muntern Trabes hatte ich von der Hochfläche herab einen Blick über die weite Ebene von Thingvalla.

„Der Regen hatte aufgehört, der große Thingvalla-See lag vor mir gleich einem ungeheuern, blauseidenen Teppich, und in dem Wasser spiegelte sich die Kirche von Thingvellir. Zur Rechten dehnte sich die Ebene des Althing aus, auf welcher die alten Isländer ihre Berathungen hielten. Während ich meinen Blick über diese weite Fläche hinschweifen ließ, welche eben von einigen Sonnenstrahlen beleuchtet wurde, hielten die Pferde plötzlich an, gingen ganz langsam und waren dann verschwunden, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Als ich ihnen nachritt, stand ich bald am Rande einer gewaltigen Schlucht, die mir entgegengähnte. Es war das Allmanagjathal, in welches der Weg furchtbar steil hinabführt, in eine Tiefe von mehr als 400 Fuß, auf einem engen Pfade, den man als eine Treppe bezeichnen kann. Ich ließ bei diesem Ritt in die Unterwelt dem Pferde ganz seinen Willen und kam glücklich hinunter.

„In irgend einer geologischen Epoche hat ein Lavastrom, der etwa durch Abkühlung oder vielmehr in Folge einer Bewegung in seinem Innern sich zusammengezogen hat, diesen gewaltigen Riß, diese tiefe Spalte bekommen. Auf dem Grunde dieser Schlucht sieht man sich von einer Gallerie umgeben, die etwa 70 Fuß breit ist und von zwei Parallelmauern gebildet wird; die höchste derselben steigt bis zu 140 Fuß empor. Durch ein seltsames Naturspiel hat diese Lavaebene in der Zeit, als die Schlucht sich bildete, eine Menge phantastischer Formen erhalten. An den inneren Wänden sieht man gothische Spitzbogenfenster und herausragende Söller, während die oberen Ränder mit bezinnten Thürmen, Glockenthürmen und anderen mittelalterlichen Ornamenten gleichsam besetzt sind. Diese Gallerie ist wohl eine Wegstunde lang. Als meine Pferde auf dem Rasen derselben lautlos hinschritten, war es mir, als ob ich in eine verlassene Stadt aus längst vergangenen Zeiten meinen Einzug hielte. Aber von den Thürmen blies kein Wächter, sondern dort krähten Raben, und auf den Balconen saßen Seevögel. Auf dem Schlackengetrümmer saß der Regenpfeifer und ließ seine Töne hören, gleichsam als wolle er der nun untergehenden Sonne ein Lebewohl sagen; — er ist das einzige Thier auf Island, das singt, und er singt melancholisch!

Typen und Trachten isländischer Frauen.

Isländische Kleidertrachten.

„Nachdem wir eine Weile in dieser Schlucht geritten waren, gelangten wir auf der Ostseite an einen Spalt, welcher als Ausgang dient. Er liegt unweit von Thingvellir, dessen kleine Kirche noch vom letzten Schimmer der unter dem Horizonte verschwindenden Sonne matt erhellt war.

Island bietet dem Reisenden manche Ueberraschungen. Er liest auf der Karte einen Ortsnamen und glaubt ein Dorf an jener Stelle zu finden; er trifft aber, wenn er hinkommt, nur einen Boer oder wohl auch eine Kirche. Die gottesdienstlichen Gebäude sind alle nach demselben Muster aufgeführt worden. Das sehr einfache und anspruchslose Gebäude ist viereckig, etwa 30 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Grundmauer besteht aus einer 3 bis 4 Fuß hohen Unterlage von Lavasteinen, alles Uebrige aus Balken und Brettern, welche ähnlich wie die Häuser in der Stadt einen Ueberzug von getheertem Segeltuch haben; Fensterkreuze und Thürsimse sind weiß angestrichen. Dann und wann erhebt sich über der Eingangspforte ein viereckiger

Glockenthurm, der sich gleichfalls sehr anspruchslos ausnimmt. Dieser isländische Kirchenbaustil erläutert sich durch unsere Illustration. (S. 101.)

„Mein Führer bezeichnete mir das Haus, in welchem ich Unterkommen finden sollte. Als ich vor der Thür anlangte, trat ein Mann heraus, gab meinem Führer die Hand und war ihm beim Abladen der Pferde behülflich; auf dem Kopfe trug er eine Mütze aus Fuchsfell. Dieser Mann war der Ortsprediger. Nachdem er mich gegrüßt, ging er wieder ans Geschäft, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, und benahm sich etwa so wie ein Gastwirth gegen Fremde, die bei ihm einkehren. Also benahm ich mich meinerseits auch so, als ob ich in einem Hotel abgestiegen sei. In Reikiavik war mir gesagt worden, daß man in Thingvellir für täglich einen Speciesthaler vollauf Milch, Kaffee, Forellen und Weide für die Pferde haben kann und obendrein freie Schlafstelle in der Kirche.

„Einige Schritte links vom Eingange zur letztern sah ich eine Anzahl grüner Hügel; dort war der Kirchhof. Auf der andern Seite bemerkte ich einige größere grasbedeckte Hügel, und diese waren nichts mehr und nichts weniger als die Behausung des Predigers. Hier ist die Wohnung der Todten von jener der Lebendigen nur dadurch unterschieden, daß die letztere einen höhern Erdaufwurf bildet und daß aus diesem der Rauch von schwelendem Torfe theils in die Höhe steigt, theils durch den Rasen nach außen schwitzt, wie der Dampf aus einem Düngerhaufen.

„Es war nun bald Mitternacht und ich mußte an mein Nachtessen denken. Auf der Kirchhofsmauer sah ich einen frischen Lachs liegen, welchen der Herr Pastor dorthin zur Schau ausgelegt hatte. Mein Führer nahm ihn und ging ans Werk, mir aus diesem Fisch und einigen Vögeln, die ich unterwegs geschossen hatte, ein leckeres Mahl zu bereiten. Während er damit beschäftigt war, bereitete ich mir auf dem Chor der Kirche meinen Tisch, legte eine Serviette auf, stellte einen Teller, meinen Trinkbecher aus Blech und eine Flasche Wein hin und ruhete aus. Als ich eben ans Essen ging, kam der Herr Pastor, um mir seinen Besuch zu machen. Der Führer sagte ihm, daß ich zwar nicht Isländisch, wohl aber Lateinisch verstände. Also redete mich der geistliche Herr — um Mitternacht, aber allerdings bei Tageslicht — mit einem Bona dies an, was ich mit einem Salve pater erwiederte. Ich lud ihn zum Sitzen ein, reichte ihm meinen Becher und wir führten nun, so gut es eben ging, eine Unterhaltung in der Sprache Cicero's, die einen ganz leidlichen Fortgang nahm. Nach einiger Zeit ging der Pastor hinaus, um mir Kaffee zu kochen. Inzwischen hatte sich der Himmel wieder bewölkt, der Regen schlug in dicken Tropfen auf das Kirchendach herab und es wurde so dunkel, daß die mit Seehundsthran gefüllten Lampen angezündet werden mußten. Sie verbreiteten einen erstickenden Dunst und Qualm; deshalb löschte ich sie aus und steckte einige Stearinkerzen an.

Frauensattel auf Island.

„Als ich nun, von Speise und Trank gesättigt, in dem Winkel der kleinen isländischen Kirche saß, hörte ich plötzlich schwere Tritte und sah auch sofort einen mächtig großen Mann, der sich in einen weiten, braunen Mantel gehüllt hatte. Gleich nachher erscholl draußen ein wildes Hurrah aus mehreren Kehlen und nun stürmten die übrigen Engländer ihrem Landsmanne nach. Sie waren bei den Geysern gewesen, bis auf die Haut durchnäßt und waren froh, ein Obdach erreicht zu haben. Nun befanden sich nicht weniger als funfzehn Reisende in der kleinen Kirche, die erst in einen Bankettsaal und dann in ein Schlafgemach verwandelt wurde. Ich setzte am folgenden Tage meine Reise ins Innere fort, um wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen; darüber soll nach Verlauf einiger Zeit ein Bericht erfolgen.“

# Die Erforschung des innern Tibet durch drei indische Panditen.

In den Jahren 1865 und 1866 unternahmen zwei indische Panditen (d. h. Schriftgelehrte, wissenschaftlich gebildete Männer) eine Entdeckungsreise nach Tibet. Sie waren durch den englischen Ingenieur-Topographen Montgomerie sorgfältig vorbereitet und mit den nöthigen Instrumenten versehen worden. Es gelang ihnen, die Wachsamkeit der Behörden zu täuschen und glücklich heimzukehren. Als Ergebniß für die Wissenschaft stellt sich heraus: eine große Zahl von Meridianhöhen der Sonne und anderer Gestirne zu Breitenbestimmungen an 31 verschiedenen Punkten, einschließlich einer größern Zahl von Beobachtungen in Lhassa (der Hauptstadt), Taschilumbo und manchen anderen Punkten. Sodann eine sorgfältige Routenaufnahme in einer Ausdehnung von mehr als 1200 Miles. Durch dieselbe sind festgestellt worden der Weg von Kathmandu nach dem Buddhistenkloster Tadum und die große tibetanische Straße von Lhassa bis Gartok; sodann der Lauf des Brahmaputra, von seiner Quelle unweit des Mansarowar-Sees bis zur Einmündung des Nebenflusses, an welchem Lhassa liegt. Dazu kommen Temperaturbeobachtungen und die Bestimmung der Höhe von 33 Punkten.

Die Panditen haben sich des in sie gesetzten Vertrauens vollkommen würdig gezeigt, aber ihre Namen wurden sorgfältig geheim gehalten, weil sie eine zweite Reise nach Tibet machen sollten. Auch jetzt, da ein Bericht über diese Wanderung vorliegt (aus Calcutta vom 19. Januar in der „Times-Mail“ vom 19. Februar), erfahren wir nur, daß der sogenannte erste Pandit „halbtibetanischer Abstammung“ sei, daß

aber auch jetzt noch der Name verschwiegen bleiben müsse. Die erste Reise ging von Nepal aus nach Lhassa, die Rückreise von dort über Gartok und Massuri. Die zweite wurde 1867 angetreten. Der „erste" Pandit war der tüchtigere, der zweite drang nicht so weit vor wie jener; jetzt nahm der erste einen dritten zum Begleiter, der zweite war 1865 auf einer Route bis Gartok gekommen und auf einer andern nach Ladakh heimgekommen. Es war nun Zweck der Expedition von 1867, die Lücke in unserer Kunde über die Gegend zwischen Ladakh und Gartok auszufüllen.

Der Erfolg dieser Forschungsreise ist sehr befriedigend. Einmal erfahren wir Näheres über die Beschaffenheit der großen Goldfelder in Centralasien; sodann wissen wir nun mit Bestimmtheit, daß der Indus unweit von seiner Quelle im Norden des Himalaya einen Zufluß von Osten her aufnimmt, und daß dieser als der Hauptarm betrachtet werden muß.

Die drei Panditen hatten sieben Begleiter, zwölf Packesel und ein Pferd. Sie verließen Massuri am 2. Mai 1867, waren am 24. Mai in Badrinat (in Garwal) und erstiegen am 3. Juni den Mana-Paß im Himalaya. Derselbe war noch nicht gangbar, weil auf den umliegenden Bergen viel Schnee gefallen war. Dort an der Grenze haben die tibetanischen Beamten in jedem Jahre „die ergötzliche Unverschämtheit", Erkundigungen über die politischen sowohl wie über die Gesundheitsverhältnisse einzuziehen, und nur wenn dieselben ihnen befriedigend erscheinen, erlauben sie den Reisenden Eintritt auf tibetanisches Gebiet. Die Panditen gaben sich für Kaufleute aus; erst am 28. Juli wurde ihnen gestattet, den Mana-Paß zu überschreiten. Derselbe liegt 18,570 Fuß über dem Meere. Am 6. August wurde ihr Gepäck im Zollhaus untersucht, ohne daß man die Instrumente entdeckte; sie waren also nun einer großen Sorge überhoben. Dann erreichten sie Totling am obern Setledsch und wurden dort von den buddhistischen Mönchen freundlich aufgenommen. Nur an diesem einen Punkte haben sie während ihrer ganzen Reise etwas Ackerbau gefunden; sonst überall sind Hochebenen und Berge öde und baumlos; sie liegen selbst für den Anbau der Gerste zu hoch.

Die Panditen überschritten den Setledsch auf einer eisernen Hängebrücke und gelangten am 9. August in dem Bogola-Paß, 19,220 Fuß über dem Meere, auf die Wasserscheide zwischen dem Indus und Setledsch. Dann gingen sie über den Gugtela-Paß, 19,550 Fuß, in den Gebirgen östlich von Gartok, und zogen durch die wüste Tschogotol- oder Antelope-Ebene, die nur Brakwasser hat, wo aber viel Wassergeflügel sich aufhält. Sie waren sehr erfreut, als sie endlich an den Indus kamen, in 15,730 Fuß Höhe; auf dem andern Ufer befand sich der Lagerplatz Giachurruf. Dort wurden sie angehalten. Sie gaben sich, wie auf ihrer frühern Reise, für Besahiri-Kaufleute aus, weil das ihnen von großem Nutzen gewesen war; ihrer Angabe zufolge wollten sie Korallen verkaufen und dagegen Päschm, d. h. Kaschmir-Shawlwolle, einhandeln. Der Zollinspector erklärte aber, daß er ihnen nicht glaube, denn es sei ja bekannt, daß man allen Besahiri-Händlern den Eintritt ins Land verboten habe, weil sie im vorigen Jahre die Blattern eingeschleppt hätten. Nach vielem Verhandeln gelang es dem ersten und dem dritten Panditen, auf den Zollinspector so weit einzuwirken, daß er sie beide weiterziehen ließ und den zweiten Panditen als Geißel zurückbehielt.

Nun beeilte sich der erste Pandit, nach den Goldfeldern zu gelangen; dem dritten gab er die Weisung, am Indus stromauf zu gehen, und wenn irgend möglich bis zur Quelle desselben vorzudringen. Er kam auch unangefochten bis Dschiachan und war nur noch drei, höchstens vier Tagereisen von der Quelle entfernt. Da wurde sein Diener von Räubern überfallen; er selber, ein starker Mann, packte einen derselben am Haarzopf und riß ihn nieder, die anderen trieb er fort. Indessen fand er die Gegend so unsicher, daß er nach dem Lagerplatze Giachurruf zurückkehrte, wo der zweite Pandit sich als Geißel befand.

Der erste Pandit war von diesem Platze aus nach Osten gegangen; beim Uebergange über die Tschomorang-Kette wurde er des starken Schneefalls wegen vier Tage lang aufgehalten; der Paß hat eine Höhe von 18,700 Fuß. Unterhalb der Kette liegen die Goldfelder von Thok Dschalong, in einer öden, rothbraunen Ebene, 32°24'26,5" Nord, 81°37'38" Ost von Greenwich. Der Zollinspector von Giachurruf hatte ihm an den Hauptmann der Goldfelder einen Brief mitgegeben, welchen er diesem Yudak Mingenar, denn so hieß derselbe, überreichte. Er war ein Mann von etwa 45 Jahren und liebte guten indischen Taback, mit welchem ihn der Pandit gern versorgte. Seiner Frau gelüstete es nach den schönen Korallen und sie kaufte Einiges; der Hauptmann selber war aber sehr mißtrauisch. Zunächst erregte ihm der Koffer des Panditen allerlei Bedenken, welche aber beseitigt wurden, als jener erklärte, daß er denselben aus dem Nachlaß eines englischen Offiziers erstanden habe. Der Hauptmann wußte, daß derartige Versteigerungen in Indien nicht selten sind und kümmerte sich nicht weiter um den Koffer, in welchem sich der Sextant befand. Bei dem eben erwähnten Ueberfalle des dritten Panditen oben am Indus hatten die Räuber ein Thermometer genommen und obendrein eine Kokosnuß, die mit Quecksilber gefüllt worden war.

Es gelang dem ersten Panditen, mit dem Hauptmann in ein recht gutes Einvernehmen zu kommen; sie rauchten mitsammen Taback, tranken Thee und unterhielten sich über das Land „da unten". Aber das Mißtrauen schwand doch nicht und Yudak Mingenar bestand darauf, daß sein Gast umkehren müsse und nicht weiter nach Osten hin vordringen dürfe. Der letztere hatte einen Vorrath von Thee indischen Ursprungs mitgebracht; die Tibetaner trinken aber diesen Himalayathee nicht so gern wie den chinesischen, weil jener stark erhitzt; er ist übrigens wohlfeiler als der chinesische. Außerdem bieten die Chinesen Alles auf, sich ihr bisheriges Theemonopol zu sichern.

Gold wurde in großer Menge bei Thok Dschalong schon vor neun Jahren gefunden. Der Pandit erfuhr auf seiner frühern Reise und auch auf dieser zweiten, „daß in jener Region eine ganze Reihenfolge von Goldfeldern auf der ganzen Strecke von Lhassa bis Rudok vorhanden ist, der Route entlang, welche dicht an der nördlichen Wasserscheide des Brahmaputra hinläuft, wahrscheinlich in der Bodendepression nördlich von derselben." Diese Goldfelder sind nicht ohne erheblichen Einfluß für die gesellschaftliche und politische Zukunft einer Gegend, welche wir erst jetzt kennen gelernt haben, sodann auch auf die Gegenden weiter nach Westen hin. Daß dort überall viel Gold liegt, wissen wir schon seit 70 Jahren durch Moorcroft und die Gebrüder Gerard. Im Jahre 1842 überfluthete der Indus weit und breit das Land oberhalb Attock und man fand, daß er sehr viel Gold herabgeschwemmt hatte. Capitän Montgomerie, ein keineswegs sanguinischer Mann, hält jene Goldregion für unerschöpflich, der Pandit sah einen Klumpen (Nugget) von zwei Pfund Gewicht. Die Russen wissen sehr wohl, daß Centralasien ungemein goldreich ist.

Wie sieht es nun aus auf diesen tibetanischen Goldfeldern? Die Ebene ist weit und breit mit Zelten bedeckt und es herrscht ein lustiges Leben dort auf einer Höhe von 16,330 Fuß über dem Meere. Die Gold-

gräber und ihre Frauen sangen munter bei der Arbeit trotz des scharfen, kalten Windes. Im Winter trägt Jedermann Pelzkleider und das Zelt bildet ein Dach über der Erdhöhle, in welcher jede einzelne Familie lebt und wo sie sich gegen Kälte und Sturm schützt. Die Leute arbeiten am liebsten während der Winterzeit, weil der gefrorene Erdboden nicht nachstürzt. In den mehr als 600 Zelten, welche der Pandit sah, wird weder Kohle noch Holz gebrannt, denn diese fehlen; man muß sich mit getrocknetem Dünger behelfen, der ja überhaupt in Centralasien und in der Mongolei eine so große Wichtigkeit hat und geradezu unentbehrlich ist. Das Wasser ist sehr brakig und kann nur genossen werden, nachdem man es hat gefrieren lassen und dann das Eis schmelzen läßt. Alle Tibetaner schlafen in der Weise, daß sie die Knie bis ans Gesicht hinanziehen. Die Nahrung besteht aus Fleisch vom Grunzochsen (Yak), Gerstenkuchen, Buttermilch und Thee mit Butter. Der Obmann der Goldgräber wohnte in einem aus Yakhaar verfertigten Zelte, das etwa 25 Fuß im Durchmesser und eine Vertiefung von 8 Fuß unter der Oberfläche hatte. Er schien auch die Verrichtungen eines Priesters (Lama) auszuüben; er saß neben einem Kasten, auf welchem sich Schreibmaterial befand, neben zwei hölzernen Schalen; in der einen war Thee, in der andern Tschong, d. h. Branntwein.

Im Tibetanischen heißt Gold Sar; der Goldcommissär, welcher die Aufsicht führt, wird als Sarpon bezeichnet, und hat einen Unterbeamten zur Seite. Jedermann, der jährlich zwei Fünftel einer Goldmünze als Abgabe zahlt, darf graben. Die „Diggers" stammen zumeist aus der Gegend von Schigatze in der Provinz Tschong (Chung, wie die Engländer schreiben). Die Unze Gold galt etwas weniger als 3 Pfund Sterling. An Ort und Stelle arbeiteten zwei Goldschmiede. Im August 1867 sah der Pandit „eine große Grube von 10 bis 200 Schritte breit, 25 Fuß tief und etwa 1 Mile lang." Man ging auf Stufen hinunter und arbeitete theils mit einem langstieligen Spaten, theils mit einer eisernen Hacke. Das Eisen kommt aus Ladakh und aus Besahir; beschädigte Werkzeuge werden sofort von Eisenschmieden ausgebessert, deren mehrere vorhanden sind. Durch die Grube fließt ein Bach, welcher den Boden in einen Morast verwandelt; er ist abgedämmt worden und fließt über eine Böschung hinab, die man mit Tuch belegt hat. Auf diesem bleibt das Gold haften. Viele Diggings sind verlassen worden, weil die Arbeit nicht mehr lohnte.

Der Pandit mußte am 31. August das Goldfeld verlassen und wieder nach Giachurruf zurückgehen, wo er seine beiden Genossen fand. Sie reisten ab und befanden sich am 12. September an der Stelle, wo der Fluß von Gartok sich mit dem Indus vereinigt. Nachdem sie an beiden Flüssen auf und ab Aufnahmen gemacht hatten, ging der erste Pandit nach Gartok, welches sie auf dem Hinwege klüglich vermieden hatten. Dort überzeugte er sich, daß man ihn für einen englischen Beamten hielt. In Gartok hatten damals die Kaufleute aus Totling etwa 200 Zelte stehen. Die beiden anderen Panditen zogen am Setledsch hin bis Schipki und nahmen eine nach Süden hin führende Route auf. Diese geht über den Himalaya vermittelst eines hohen Passes nach Nilong am obern Ganges. — Der erste Pandit, der sich so rasch als möglich von Gartok fortgemacht hatte, war seines Gepäckes verlustig gegangen, aber von einigen Kaufleuten unterstützt worden. Alle drei Panditen trafen in Badrinath wieder zusammen und waren im Anfange des Novembermonats wieder auf britischem Boden.

Capitän Montgomerie hat eine Karte entworfen, aus welcher sich ergiebt, daß durch diese Reise der drei Panditen eine Gegend von 18,000 Quadratmiles geographisch bekannt geworden ist, also mehr als die Schweiz oder ganz Griechenland; 850 Miles Routenaufnahmen mit 130 Breitebeobachtungen an 75 verschiedenen Punkten; sodann 80 Höhebestimmungen. Der obere Lauf des Setledsch ist nun genau bestimmt, und dasselbe gilt von dem Laufe der beiden oberen Arme des Indus, unweit von ihren Quellstätten an bis zu ihrer Vereinigung und von dort bis Ladakh hinein.

Ferner haben wir nun eine neue Gruppe gewaltiger, schneebedeckter Gipfel kennen gelernt, das Aling Gangrigebirge im Norden des Indus; dasselbe hat von 23,000 bis 24,000 Fuß Höhe über dem Meer. Diese Gruppe scheint eine Fortsetzung der Gebirgsreihe zu sein, welche zwischen dem Indus und dem Pangong-See liegt. Während der erste Pandit sich am obern Indus befand, fiel die ganze Zeit über auf den äußeren (nördlichen) Ketten des Himalaya unablässig Regen, und das ist in dieser Jahreszeit alljährlich der Fall. Der gewaltige Spitzberg Kailas, welcher in der indischen Göttersage eine große Rolle spielt, war immer in Wolken gehüllt, und deshalb konnte von Beobachtungen und Messungen keine Rede sein. Es ist also auch jetzt noch nicht ausgemacht, ob der große Indus dort oder, was wahrscheinlicher ist, weiter nach Osten hin entspringt. Er war schon an der höchsten Stelle, wo der Pandit ihn sah, ein bedeutender Strom und nach einem Schneefalle nicht zu durchwaten. Oberhalb der Vereinigung mit dem andern Arme war er 6 Fuß tief und 100 bis 200 Schritte breit. Es wurde schon gesagt, daß der erste Pandit nicht über Thok Dschalong hinaus vordringen durfte. Er erfuhr dort, daß neun Tagereisen von dort nach Osten hin ein großer Bezirk, Magin genannt, liege, der keine fließenden Gewässer habe. Nach Südosten hin liegt Schellifak, ein kleinerer Bezirk, dessen Flüsse sich in einen Binnensee ergießen. Man sagte ihm ferner, daß ein directer Weg von Thok Dschalong nach dem Kloster Tadum an der großen Straße von Gartok nach Lhassa vorhanden sei. Diese letztere hatte der erste Pandit 1866 erforscht. Die Leute auf jenem Wege seien Nomaden und Räuber. —

Die drei Panditen haben sich um die Erdkunde entschiedene Verdienste erworben, indem sie uns umfassende Kunde über theils wenig, theils noch unbekannte Gegenden geben. Sie haben, wie wir in der „Times-Mail" lesen, 1868 wieder eine Expedition nach Centralasien unternommen, „die von großem geographischen und noch mehr von politischem Interesse ist," also wahrscheinlich nach dem chinesischen Turkestan.

---

# Die Niederlassungen der Europäer auf den Inseln des Stillen Oceans.

Von Professor **Dr. Karl Meinicke.**

## II.

Die französischen Besitzungen in der Südsee. — Wie man bei der Occupation verfuhr. — Die Markesas-Inseln. — Das sogenannte Protectorat über Tahiti. — Die Sträflingscolonie auf Neu-Caledonien. — Erfolglosigkeit der französischen Colonisation. — Erfolge der Engländer auf Neuseeland. — Der Viti-Archipel, d. h. die Fidschi-Inseln und deren Bedeutung. — Notizen über Hawaii.

Die französischen Colonien sind dem Anscheine nach meist aus der Begünstigung der katholischen Missionäre durch die französische Regierung und aus ihren Händeln mit den Protestanten hervorgegangen. Auffallend ist es, wie sehr die Regierung Frankreichs stets die katholischen Missionsbestrebungen unterstützt hat im strengen Gegensatz gegen die britische, die consequent den protestantischen Missionären weder Beachtung noch Schutz gewährt. Man hat das zur Zeit der Besitznahme Tahitis daraus erklären wollen, daß die clericalen Bestrebungen sich bis in die Familie des Königs Louis Philipp einzudrängen verstanden und ihn dadurch für sich gewonnen haben. Mag das auch wahr sein, so hat doch auch nach seinem Sturze eine ähnliche Begünstigung fortbestanden. Wenn man aber in des französischen Seeoffiziers Vincendon Doumoulin Buch über Tahiti in der Vorrede auseinandergesetzt findet, daß die französische Regierung eine Reihe von maritimen Niederlassungen rund um den Erdball herum gründen müsse als Stützpunkte, damit im Fall eines Krieges mit England die französische Marine an ihnen beständig Rückhalt finde, so wird es klar, daß auch ehrgeizige Bestrebungen französischer Seeleute nicht ohne Antheil an diesen Unternehmungen im Stillen Ocean gewesen sind. Ein französischer Arzt, der nicht eben clerical gesinnt ist, spricht das, indem er die katholischen Geistlichen dringend auffordert, sich an der Bekehrung der Bewohner der Loyaltyinseln zu betheiligen, damit dort nicht Alles in die Hände der protestantischen Kirche falle, mit klaren Worten aus. Es würden ja, sagt er, die von Protestanten Bekehrten zu Engländern, die Zöglinge der Katholiken zu Franzosen werden. Es ist also der nationale Gegensatz, der hier ebenfalls hervortritt, der trotz aller cordialen Freundschaft fortlebt und fortleben wird, und den die katholischen Missionäre trefflich auszubeuten verstanden haben.

Die erste Besitznahme von Inseln des Stillen Oceans durch die französische Regierung erfolgte 1842. Im April dieses Jahres erschien der Admiral Dupetit-Thouars, der schon zwei Jahre vorher die ersten katholischen Missionäre nach den Markesas geführt hatte, in dieser Inselgruppe, verhandelte mit zwei kleinen Fürsten, wenn man anders Leute, die höchstens einigen hundert Menschen vorstehen, so nennen mag, und bewog sie ohne Mühe, die französische Herrschaft anzuerkennen, an welchen Unterhandlungen die Missionäre lebhaften Antheil nahmen. Damit galt die ganze Gruppe für französisch, obschon die zahlreichen übrigen Fürsten weiter nicht gefragt wurden. Von den Markesas begab sich Dupetit-Thouars nach Tahiti. Hier hatten sich schon 1836 katholische Missionäre eingefunden, angeblich auf den Wunsch einiger Vornehmen des Volkes, wahrscheinlich aber auf Anstiften des Belgiers Moerenhout, des spätern französischen Consuls. Sie waren in Folge eines auf Betrieb der protestantischen Missionäre gegebenen Gesetzes, das katholischen Geistlichen die Niederlassung untersagte, gewaltsam entfernt, worauf Dupetit-Thouars 1838 von der schwachen Regierung eine Geldsumme als Entschädigung für sie und die Niederlassungsfreiheit für jeden Franzosen erzwungen hatte. Ein Jahr darauf hatte Capitän Laplace, obschon er bei einem ernsten Unfall, der sein Schiff betraf, die zuvorkommendste Unterstützung gefunden hatte, die Königin Aimata durch Drohungen zu einem Vergleiche genöthigt, der die katholische Religion der protestantischen gleichstellte und der tahitischen Regierung die Pflicht auflegte, den Bau einer katholischen Kirche zu unterstützen. Da aber trotzdem die katholische Mission keine Fortschritte machte, benutzte man Dupetit-Thouars' Besuch 1842, bewog einige ehrgeizige Große, die mit der Herrschaft der schwachen und charakterlosen Königin unzufrieden waren, eine Adresse um französischen Schutz an ihn zu richten, und so wurde die wehrlose Fürstin durch die Drohung eines feindlichen Angriffs bewogen, die Herrschaft des französischen Königs anzuerkennen. Der Einfluß der hierüber empörten protestantischen Geistlichen war in England stark genug, eine allgemeine Aufregung hervorzurufen, die endlich selbst die Regierung nöthigte, sich der gefährdeten Interessen der Missionsgesellschaft anzunehmen. Da aber die beiden Staaten einen Streit vermeiden wollten, kam es endlich zu einem Compromiß, wonach die französische Regierung die Maßregeln ihres Admirals, der ohne Instructionen gehandelt hatte, verwarf, die Selbständigkeit der Königin Aimata herstellte, aber sie einem französischen Protectorat unterwarf, das nur für ihre Besitzungen, die östlichen Inseln der Gruppe, gelten sollte, während die westlichen von der französischen Herrschaft ganz befreit blieben.

Natürlich ist das Protectorat nichts als ein leeres Wort und mit Herrschaft gleichbedeutend; die Franzosen haben es auch über die sämmtlichen Inseln des Archipels der Paumotu, wie über die südlicher liegende Insel Tubnai ausgedehnt, und als sich die Kunde verbreitete, daß die englische Gesellschaft, welche die Dampfschifffahrten zwischen Panama und Australien eingerichtet hat, die Absicht habe, in Rapa ein Kohlendepot anzulegen, sogleich auch diese Insel 1867 mit dem Protectorat vereinigt. Endlich ist zehn Jahre später noch eine dritte Colonie gegründet worden, indem der Admiral Febvrier Despointes im September 1853 nicht ohne thätige Unterstützung der katholischen Missionäre Neucaledonien mit den davon abhängigen Inseln (Konie und die Loyalty) in Besitz nahm, ohne die Eingeborenen zu befragen, ob sie damit zufrieden seien. In der Besitzergreifungsurkunde ist als Grund für diese Maßregel das Verlangen nach einer Sträflingscolonie angegeben worden.

Daß man bei der Anlegung dieser Colonien in der Wahl der dazu bestimmten Länder viel Unglück gehabt hat, werden jetzt die Franzosen selbst nicht mehr leugnen können. Zunächst sind die Markesas bergige Inseln, in denen das wenige anbaufähige Land in einer Menge kleiner, isolirter Theile zerstreut liegt, die nur wenige erträgliche Ankerplätze besitzen und auf keiner Verkehrsstraße liegen, und deren kriegs-

lustige und wilde Bevölkerung der Aufnahme höherer Bildung in viel größerm Maße abgeneigt ist als alle übrigen Polynesier. So ist es denn zu begreifen, weshalb es hier überhaupt zu keiner Niederlassung gekommen ist. Außer den Missionären lebten die Soldaten der Garnisonen und einige nutzlose Beamte allein hier, und als man endlich zu der Ueberzeugung kam, daß die Kosten für diese überflüssigen Einrichtungen weggeworfen seien, zog die Regierung 1860 ihre Posten zurück und gab damit die Niederlassung, nicht aber das für jetzt freilich werthlose Besitzrecht auf.

Mit Tahiti ist es allerdings etwas, wenngleich nicht viel besser. Die Insel ist eine der berühmtesten des Oceans, allein sie verdankt diesen Ruhm den Zeiten Cook's und der beiden Forster, nicht ihren natürlichen Hülfsquellen. Mit Bezug auf Handel und Verkehr liegt sie kaum günstiger als die Markesas; die zusammenhängende sehr fruchtbare Küstenebene, welche die Gebirge umgiebt, gestattet einen viel ausgedehntern Anbau, allein die Bevölkerung ist dazu bei ihrer Trägheit und der Leichtigkeit, mit der sie sich das zum Leben Nöthige ohne große Anstrengung verschafft, ganz unbrauchbar; man hat daher in neuester Zeit aus Ostasien Arbeiter herbeischaffen müssen. Dazu kommt noch, daß das Verhältniß zwischen den Tahitiern und den Franzosen nicht das beste ist. Was man hätte erwarten sollen, daß nach dem Siege der Franzosen es den katholischen Missionären gelingen würde, die protestantische Religion ganz auszurotten, ist so wenig eingetroffen, daß vielmehr fast die ganze Bevölkerung, obschon ihr die Verbindung mit den englischen Missionären ganz untersagt und sie in Predigt und Unterricht auf sich selbst angewiesen bleibt, der protestantischen Kirche treugeblieben ist. Es kam sogar bald nach Einführung des Protectorats zu einem Aufstande, in welchem die Einwohner viel größere Energie und Ausdauer gezeigt haben, als man einem so verweichlichten Volksstamme zugetraut hätte, obschon sie freilich zuletzt doch den Franzosen unterlagen. Aber sie zu gewinnen, das ist diesen noch nicht gelungen.

Neucaledonien endlich, für welches die französische Regierung bisher das Meiste gethan hat, ist doch ein für Colonisationsversuche recht ungünstiger Boden. Allerdings liegt das Land an einer Straße, welche wenigstens einen Theil des Jahres über den Verkehr zwischen Australien und China vermittelt, allein die von großen und gefährlichen Korallenriffen allenthalben umsäumten Küsten begünstigen trotz der schönen Häfen, die hinter den Riffen liegen, den Verkehr nicht. Im Innern ist der Boden für einen ausgedehnten Anbau wenig geeignet; die Westküste ist zwar weithin eben, allein holz- und wasserarm, durch ihre natürliche Bildung eher dem Boden Australiens ähnlich, weshalb sie auch wahrscheinlich nur eine ausgedehntere Betreibung der Viehzucht gestatten wird; die östliche dagegen enthält zwischen den Bergen viele schmale wenn auch fruchtbare Schluchten, die für große Culturanlagen meist keinen Platz gewähren. Daß aber das an einigen Punkten entdeckte Gold sich in solcher Menge finden werde, wie in Neuseeland, ist kaum wahrscheinlich. Endlich ist auf die rohen und wilden Stämme der melanesischen Ureinwohner, die man nicht ohne Geschick wenigstens in den südlichen und mittleren Theilen des Landes mit den Franzosen in Berührung zu bringen verstanden hat, für Culturzwecke durchaus gar nicht zu rechnen.

Fragen wir aber, was die Thätigkeit der französischen Regierung bis jetzt in Tahiti und Neucaledonien erreicht hat, so lautet die Antwort wenig befriedigend. Der Protectoratstaat (die Inseln Tahiti und Moorea) wurde 1866 von etwa 11,000 Menschen bewohnt, von denen 9000 Ureinwohner und gegen 1000 Ostasiaten sind; von dem Reste sind 430 Soldaten und Beamte und 600 fremde Einwohner, und zwar von diesen nicht die Hälfte Franzosen, die übrigen meist Engländer oder Amerikaner. Die Einfuhr betrug 1864 gegen $2^1/_2$ Millionen, die Ausfuhr noch nicht ganz 1,200,000 Franken, wovon nur die Hälfte aus Producten der Inseln bestand, und zwar kamen Perlen, Kokosöl, Tripang alle aus den Paumotu; der einzige Handelsartikel von einiger Bedeutung, den Tahiti liefert, sind Orangen. Der Verkehr besteht mit den Häfen San Francisco, Valparaiso und Sydney; — mit Frankreich pflegt nur dann directe Verbindung zu sein, wenn die von der Regierung als Transportschiffe gemietheten Kauffartheifahrer anlangen, aber eine Rückfracht für den französischen Handel haben diese bis jetzt noch nicht gefunden. Was die Finanzen betrifft, so schoß die Regierung für die Colonie 1864 noch gegen 700,000 Fr. zu, ohne den Sold und Unterhalt der Truppen zu rechnen, während Alles, was die Colonie selbst aufbrachte, noch nicht 300,000 Fr. betrug. Das sind die Resultate einer fünfundzwanzigjährigen Verwaltung.

In Neucaledonien steht es fast noch schlimmer. So weit die Bevölkerung nicht zu den Eingeborenen gehört, besteht sie aus höchstens gegen 800 Europäern, etwa 900 Soldaten und über 120 Beamten, zu denen noch seit 1864 eine nicht unbedeutende Zahl deportirter Verbrecher kommt, die ohne Zweifel die Stelle der Arbeiter vertreten sollen. Man hat also die Erfahrungen der Engländer in Australien nicht benutzt, sondern beginnt vielmehr die Arbeit derselben, nachdem diese sie aus guten Gründen aufgegeben haben, von Neuem. Unter jenen 800 Europäern sind allerdings aus Frankreich und Réunion gekommene Colonisten; allein die Mehrzahl scheinen Engländer und besonders Australier zu sein. Die Einfuhr betrug 1864 (mit Ausschluß dessen, was auf Kosten der Regierung für den Bedarf der Colonie in das Land gekommen ist) an Werth 1,600,000 Fr., die ganze Ausfuhr nicht mehr als 60,000 Fr.; sie ging ganz nach Sydney, für welche große Handelsstadt Numea in Neucaledonien nichts Anderes als das neucaledonische Comptoir ist. Die Ausgaben für die Colonie bestreitet noch immer die Regierung vorzugsweise; sie gab 1865 für sie über 2 Millionen Franken (ohne den Sold und Unterhalt der Garnison), das ganze im Lande selbst gesammelte Einkommen überstieg die Summe von 80,000 Fr. wenig.

Diese wirklich kläglichen Resultate sind die nothwendige Folge zweier Ursachen. Zunächst sind die Franzosen keine Colonisten. Die in beiden Colonien lebenden beschäftigen sich zumeist mit Handwerken und dem Kleinhandel, einige Einwanderer aus Réunion in Neucaledonien ausgenommen; was die an der Ostküste dieser Insel neuerdings angelegte französische Landbaucolonie in Yate für einen Erfolg haben wird, steht dahin. Selbst die großen Handelshäuser pflegen nicht französische zu sein; in Papeöte, der Hauptstadt von Tahiti, sind es zwei englische Firmen, die trotz aller Maßregeln ihrer französischen Nebenbuhler den ganzen Handel der Paumotu an sich gebracht haben. Eben so schädlich ist dann die Vielregiererei der Regierung. In Neucaledonien kommt auf jede 6 bis 7 Civileinwohner ein Beamter. In Tahiti fordert die Regierung, daß bei den Wahlen der Prediger, die den Eingeborenen zusteht, die Wähler 21 Jahre alt (Tahitier, die meist ihr Alter gar nicht wissen), Eigenthümer und 5 Jahre lang im District ansässig, außerdem zu nicht mehr als 3 Monate Gefängniß verurtheilt gewesen seien. Der Seeoffizier, der dies berichtet, fügt hinzu, die Eingeborenen kehrten sich gewöhnlich an diese Bestimmungen nicht, und das ist auch in der That das Gescheidteste, was sie thun können.

Drei Jahre vorher, ehe die Franzosen Tahiti in Besitz nahmen, hatte die englische Regierung die Gruppe

von Neuseeland occupirt; der Unterschied jedoch ist der, daß, während die französische Regierung dem Volke voranging, die englische ihm folgte und von ihm gewissermaßen gezwungen wurde, die Colonie einzunehmen. Ein für eine Niederlassung günstigeres Land ließ sich nicht wohl wählen. Auf der Verbindungsstraße zwischen Australien und Südamerika und so gelegen, daß es den Südtheil des Stillen Oceans beherrscht, besitzt es eine Fülle der schönsten Häfen und ist danach bestimmt, ein Hauptemporium des Oceans zu werden. Außerdem verbindet es mit dem schönsten Klima große Fruchtbarkeit des Bodens und unerschöpfliche Hülfsquellen, dazu in der südlichen Insel Goldablagerungen von solcher Bedeutung, daß es selbst neben dem südöstlichen Australien Beachtung beanspruchen darf. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Augen der Engländer schon früh auf dies Land fielen. Sobald man nur die Furcht vor den wilden und kriegslustigen Cannibalen, die es bewohnten, überwunden hatte, entstand bald ein lebhafter Verkehr zwischen diesen und hauptsächlich den Walfischfängern, welche die nöthigen Lebensmittel reichlich und bequem hier fanden. Dieser Verkehr führte zu Niederlassungen von Seeleuten, namentlich an der Inselbai, denen später Handwerker und Landbauer aus Australien folgten. Andere ähnliche Colonien entstanden des Handels mit Flachs und Holz halber an vielen Punkten der Küste, auch Walfischfänger faßten hier (besonders an der Cookstraße) festen Fuß, um den Fang der Walfische vom Lande aus zu treiben, und die Robbenjäger ließen sich hauptsächlich an der Foveauxstraße nieder. So fanden sich schon früh hier Europäer in größerer Zahl ein als in irgend einer andern Insel des Oceans, und als mit der Zeit hauptsächlich durch den Einfluß der Missionäre die inneren Kämpfe zwischen den Stämmen der Ureinwohner nachließen und größere Ruhe und Sicherheit eintrat, nahmen die Ansiedelungen durch unaufhörliche Einwanderungen aus Australien immer mehr zu.

Die englische Regierung begriff dann sehr wohl, daß sie diese Colonisten schützen und beaufsichtigen müsse, wie andererseits diese sich eifrig bemühten, die Regierung zum Einschreiten zu veranlassen. Sie verlieh, um den in Neuseeland gebaueten Schiffen den Zugang in Australien möglich zu machen, den Neuseeländern eine besondere Flagge und sandte endlich 1833 einen Agenten nach der Inselbai, um den dortigen Ansiedlern den nöthigen Schutz zu gewähren; eine halbe Maßregel, die ihren Zweck ganz verfehlte, weil der Agent weder bei den Colonisten noch bei den Eingeborenen das nöthige Ansehen zu gewinnen wußte. Da nun inzwischen die Zahl der englischen Einwohner immer mehr zunahm und durch starke Käufe an Land große Striche in europäischen Besitz übergingen, gab die Regierung, als sich die sogenannte neuseeländische Association gebildet hatte, welche einen großen Theil des Küstenlandes der Cookstraße ankaufte und über 1000 Colonisten aus England mit einem Male dorthin führte, ihre Bedenken auf; sie ließ 1839 Besitz von Neuseeland nehmen und es für eine britische Colonie erklären.

Bei den Eingeborenen, die jedes staatlichen Verbandes entbehrten, fand diese Besitzergreifung außer bei einigen von den katholischen Missionären beeinflußten Häuptlingen keinen Widerspruch, sobald nur die Regierung ihre Anrechte auf den Besitz von Grund und Boden anerkannt hatte. Später sind freilich, da sie sich zu keinem Landverkauf verstehen wollten, und dadurch die europäischen Einwohner in ihren Bestrebungen beengt wurden, auf der nördlichen Insel zwischen ihnen und den Europäern die beklagenswerthen Kämpfe entstanden, welche noch fortdauern und ohne Zweifel die Vernichtung des größten Theiles der ursprünglichen Bevölkerung zur Folge haben werden, andererseits jedoch, da sie auf den südlichen Theil der Nordinsel localisirt sind, das Gedeihen der Niederlassung nicht aufgehalten haben.

Die neue Colonie umfaßt allerdings ganz Neuseeland und die in seiner Nähe liegenden Inseln; da aber die Niederlassungen, welche man vorfand, an allen Theilen der Küsten entstanden waren und einzeln ihre besonderen Bedürfnisse hatten, so ist dies von der Regierung anerkannt worden, und sie hat sich als die eigentliche Regierungscolonie, die unter der directen Verwaltung des königlichen Statthalters steht, die sogenannte Provinz Auckland, den größern nördlichen Theil der Nordinsel, vorbehalten. Den südlichen Theil dieser Insel überließ sie der neuseeländischen Association zur Colonisirung, die hier zuerst 1840 die Provinz Wellington an der Cookstraße und später, 1841, noch zwei andere, New-Plymouth (oder Taranaki) im Südwesttheile der Nordinsel und Nelson im nördlichen Theile der Südinsel, gegründet hat. Später sind in der letzten Insel 1847 durch eine aus Mitgliedern der freien schottischen Kirche bestehende Colonisationsgesellschaft die Provinz Otago und 1849 zwischen dieser und Nelson durch eine Gesellschaft von Anhängern der Episcopalkirche Canterbury angelegt worden. Jede dieser Provinzen besitzt ihre besondere Verwaltung und besorgt ihre localen Angelegenheiten selbst, während ein aus Deputirten der Provinzen zusammengesetztes Parlament im Verein mit dem königlichen Statthalter in Auckland die Allen gemeinsamen Angelegenheiten feststellt. Auch sind später noch durch Theilung der größeren Provinzen vier neue geschaffen, Hawkesbay 1858 aus dem östlichen Theile von Wellington, Marlborough 1859 aus dem östlichen Theile von Nelson, Southland 1856 aus dem südlichen Theile von Otago, und ferner ist 1867 der westliche Theil von Canterbury zu einer besondern Provinz gemacht worden, so daß der Bund der neuseeländischen Colonialstaaten, wenn man diese Bezeichnung anwenden will, jetzt aus zehn solcher Provinzen besteht.

Was nun unter allerdings sehr günstigen Bedingungen durch die Energie und Ausdauer einer thätigen Bevölkerung aus Neuseeland geworden ist, das nachzuweisen werden wenige Zahlen hinreichend sein. 1866 waren die damaligen neun Provinzen von über 200,000 Europäern bewohnt, die Ausfuhr betrug über $5^1/_4$, die Einfuhr gegen 6 Millionen Pfund Sterling an Werth, 800 bis 900 Schiffe liefen jährlich aus und ein. Die Einkünfte beliefen sich auf über $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben (des Krieges halber) gegen 3 Millionen, die Schulden der Gesammtcolonie und der einzelnen Provinzen zusammen gegen 4,400,000 Pf. St. Diese Zahlen sprechen so deutlich, daß man ein Weiteres hinzuzufügen nicht nöthig hat.

Wie aber Neuseeland zu einer englischen Colonie geworden ist, so wird es ein zweites oceanisches Land, der Archipel Viti, in nicht langer Zeit ebenfalls werden. Diese Inseln, durch ihre natürlichen Hülfsquellen vor allen übrigen polynesischen Inseln ausgezeichnet, werden von einem Volksstamme von melanesischer Abkunft bewohnt, der aber den Bildungszustand der Polynesier ganz angenommen hat, weshalb man ihn auch gewöhnlich diesen zurechnet. Wegen ihrer Wildheit, Kriegslust und des Cannibalismus waren sie lange Zeit sogar noch mehr als die Neuseeländer gefürchtet; dennoch ließen sich schon im Anfange dieses Jahrhunders einzelne Seeleute der schlimmsten Art unter ihnen nieder, und als in Vanualeva Sandelholz entdeckt wurde und Veranlassung zu einem lebhaften Verkehr gab, nahm die Zahl der Ansiedler bald sehr zu. Es ist sogar aus Männern dieser Art, wie es außer in Neuseeland nirgends im Ocean geschehen ist, eine eigene kleine Niederlassung am Hafen Levuka auf der Insel Ovalau entstanden, deren Hauptbeschäftigung im Schiffsbau und Kleinhandel besteht. Als dann später namentlich durch den

Einfluß der Missionäre die Ureinwohner mehr und mehr an ein friedlicheres Leben und den Verkehr mit den Europäern gewöhnt wurden, erschienen mit der Zeit auch andere Colonisten, welche den Landbau selbst im größern Maßstabe zu betreiben begannen.

1855 besuchte der amerikanische Capitän Bentwell die Inseln und erzwang, wie behauptet wird, auf Anstiften und im persönlichen Interesse des damaligen amerikanischen Consuls, von dem mächtigsten Fürsten des Archipels, Thakombau, mit der Rücksichtslosigkeit, welche sich die gebildeten Völker nur zu oft im Verkehr mit Nichteuropäern zu Schulden kommen lassen, das Versprechen einer Zahlung von 45,000 Dollars für Verluste, welche amerikanische Kaufleute angeblich erfahren haben sollten. Da der Fürst das Geld zu zahlen außer Stande war, so wandte er sich auf Anstiften des englischen Consuls an die britische Regierung und bot ihr den Besitz der Inselgruppe und außerdem 200,000 Morgen Landes an, wenn sie jene Summe für ihn erlegen wolle. Die Regierung ließ darauf durch den Obersten Smythe die Inseln untersuchen, namentlich auch mit Rücksicht darauf, ob sie, wie man behauptete, zu einer ausgedehnten Betreibung des Baues der Baumwolle geeignet seien. Als er nach vorurtheilsloser Prüfung berichtete, daß das nicht der Fall sei, daß Thakombau nicht die sämmtlichen Inseln beherrsche und im Fall einer Besitznahme Mißhelligkeiten mit den Eingeborenen entstehen könnten, die selbst die unseligen Wirren in Neuseeland noch übertreffen dürften, wies die Regierung Thakombau's Anerbieten zurück im seltsamen Gegensatz zu der Beeiferung, mit der die französische die von den katholischen Missionären bewirkten Anerbietungen der kleinen Fürsten von Mangarewa und Uwea, sie unter französischen Schutz zu nehmen, angenommen hat. Aber jene Zurückweisung hat einzelne Engländer, besonders Australier, auch später nicht abgehalten, sich in Viti niederzulassen; namentlich wird in unserer Zeit von Melbourne aus die Colonisation dieser Inselgruppe im großen Maßstabe betrieben, und es kann kein Zweifel sein, daß alles dies zuletzt die englische Regierung zwingen wird, die Vitiinseln in Besitz zu nehmen, gerade so wie früher die Errichtung der neuseeländischen Association die Veranlassung zur Besitznahme Neuseelands gewesen ist.

Endlich ist noch eine europäische Niederlassung zu erwähnen, die im Archipel Hawaii, der, wenn er auch an natürlichen Hülfsquellen Neuseeland weit nachsteht, doch in seiner überaus glücklichen Lage auf dem Schiffswege zwischen Asien und Nordamerika vollständig sich mit ihm messen kann; seine Bedeutung ist namentlich in den letzten Zeiten durch die Gründung der californischen Niederlassung und die Eröffnung Chinas und Japans für den Weltverkehr in ungemessener Weise gestiegen. Diese glückliche Lage ist auch die Veranlassung gewesen, daß sich hier (und zwar schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts) eine Niederlassung aus Kaufleuten und Seemännern gebildet hat, die sich im blühendsten Zustande befindet und in beständiger Zunahme begriffen ist. Sie besteht jetzt bereits aus gegen 5000 Menschen, während die Zahl der Ureinwohner in erschreckender Weise abnimmt. Auf diese hat sie den wesentlichsten Einfluß ausgeübt; ihr ist es zu verdanken, daß das Land mehr und mehr einen ganz amerikanischen Charakter annimmt, auch die Regierung des Volkes in einer Weise, die sonst im ganzen Ocean unerhört ist, der Weise gebildeter Völker entsprechend geleitet wird. Die überwiegende Mehrzahl dieser Colonisten sind Amerikaner, in deren Händen auch fast aller Verkehr der Inseln ist. Wäre die amerikanische Union ein Staat von solcher innern Einheit, wie die alten Monarchien Europas, so wäre Hawaii längst eine amerikanische Colonie geworden; die Hoffnung, welche der vorige Präsident der Union in einer seiner letzten Congreßbotschaften ausgesprochen hat, daß die Regierung von Hawaii einst um Zulassung und Aufnahme in die Union bitten werde, wird allerdings wohl einmal in Erfüllung gehen, obschon vielleicht nicht so schnell, als die Amerikaner es zu hoffen scheinen.

---

# Aus den „Reiseerinnerungen" des schwedischen Archäologen Nilsson.

Mitgetheilt von **Dr. Mestorf** in Hamburg.

Verfertigung von Steingeräthen in vorgeschichtlicher Zeit. — Die steinernen Pfeile der Eskimos. — Die Framea der Germanen. — Zustand des Alterthümermuseums in Kiel. — Privatmuseen in England. — Nichtzünftige Alterthumsforscher.

Der als Natur- und Alterthumsforscher auch in Deutschland bekannte Professor S. Nilsson aus Lund (welcher sich, beiläufig erwähnt, in dem hohen Alter von 82 Jahren noch einer seltenen körperlichen und geistigen Frische und bewundernswerthen Arbeitskraft erfreut) folgte im verflossenen Sommer einer Einladung nach England zu dem in Norwich tagenden internationalen archäologischen Congreß, und hat nun die Haupteindrücke dieser Reise in einem Briefe niedergelegt, den man in der „Nya Dagligt Allehanda" vom 2. und 3. Januar dieses Jahres abgedruckt findet. Das Wichtigste aus den Verhandlungen in Norwich ist uns zwar aus den Mittheilungen der deutschen und englischen Presse längst bekannt; doch enthält der Brief des schwedischen Gelehrten Manches, was auch für andere Leser als die des „Nya Dagligt Allehanda" von Interesse sein dürfte. Dahin rechnen wir außer einigen subjectiven Reflexionen des Verfassers Verschiedentliches über die ältesten roh behauenen Steingeräthe und John Evans' Vortrag über die Fabrikation jener ungemein feinen und zierlichen Pfeilspitzen, die noch heute unsere Bewunderung erregen.

Daß zwischen den Steingeräthschaften zeitlich und räumlich weit getrennter Völkerschaften (der Verfasser erinnert zum Beispiel an die antiken Pfeilspitzen aus Schonen und die vor einigen Decennien aus dem Feuerlande importirten) eine so große Aehnlichkeit herrscht, als wären sie an demselben Tage und von derselben Hand angefertigt, ist allbekannt und als die Wirkung des Instinctes zur Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung auf gleicher Bildungsstufe stehender Menschenstämme erklärt worden. Viel neuer ist dahingegen die Entdeckung, daß die Steinanticaglien aus den Gräber-, Höhlen- und Erdfunden eines Landes bisweilen durchaus verschieden sind. Dies trat nirgend deutlicher zu Tage, als in der letzten Pariser Ausstellung, wo die Fundgegenstände von Morbihan, der Dordogne und St. Acheul ꝛc. neben einander ge-

stellt waren. Professor Nilsson erklärt diese Erscheinung durch eine in vorgeschichtlicher Zeit stattgehabte Einwanderung wilder oder halbwilder Horden, die von verschiedenen Seiten ins Land kamen und sich in verschiedenen Landestheilen niederließen. Je größer die Verschiedenheit der Steingeräthe der drei oben genannten französischen Fundstätten, desto auffälliger ist die Aehnlichkeit zwischen denen von St. Acheul und jenen englischen Funden, welche von der Insel Wight und Southampton, an London vorüber bis hinauf nach Norfolk vorkommen. Sie sind alle von der bekannten Lanzettform, roh und schlecht behauen und liegen immer in bedeutender Tiefe in den Erdschichten (Diluvialschichten), welche von englischen Geologen Drift genannt worden sind. Sie bilden das von Lubbock sogenannte paläolithische Alter. In Skandinavien wurden diese ältesten Steingeräthe bisher nicht gefunden; auch in Belgien und Deutschland sah Nilsson sie nicht*). Dahingegen sollen sie in Spanien vorkommen.

Diese roh bearbeiteten Steinwerkzeuge haben in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit aller Forscher auf sich gezogen, und daher war es von allgemeinem Interesse, als in der Versammlung zu Norwich ein junger Mann aus Indien, Namens Bruce-Foote, eine Sammlung derartiger Steingeräthe aus der Gegend von Madras vorlegte. Dieselben waren hinsichtlich der Form und Bearbeitung denen von St. Acheul sehr ähnlich, doch von anderer Steinart (Quarzit). „Man meinte auch diese Erscheinung als das Resultat gleichartiger Cultur erklären zu dürfen“ — so schließt der Verfasser diese Mittheilung —, „allein mit Unrecht; denn Völkerstämme von eben so geringer Cultur haben auch in anderen Ländern Europas gelebt, wo indessen die hier besprochene Species von Steinalterthümern noch nie gefunden worden ist. Nach meinem Erachten handelt es sich hier um die Frage, ob diese in verschiedenen Ländern gefundenen Geräthe einem Volksstamme angehören und ob dieser in der Urzeit von Indien nach Europa hinübergewandert ist (— ?!! —); und wenn es sich so verhält, welchen Weg er eingeschlagen und was für Spuren er hinterlassen hat. Nicht minder interessant ist die Frage nach der ursprünglichen Heimath jener künstlerisch begabten Zeitgenossen des Mammuths und besonders des wilden Rennthiers, welche einst im Périgord ꝛc. ihren Wohnort hatten und in mancher Beziehung an die Eskimo erinnern. Freilich bleibt dem Alterthumsforscher noch Manches zu ergründen, bevor er zur Beantwortung dieser Frage schreiten kann; allein die Wissenschaft ist noch jung, sie wird von ausgezeichneten Männern cultivirt und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen auf solide Resultate.“ —

Nicht minder interessant war ein Vortrag des Herrn John Evans über die Fabrikation der Steingeräthe in vorhistorischer Zeit. Die Art und Weise der Anfertigung jener aus Gräber- und Erdfunden bekannten Steinwaffen und -Werkzeuge war lange Zeit ein Räthsel und Gegenstand der seltsamsten Vermuthungen gewesen. Endlich entdeckte man — und zwar zuerst in Schweden — das Instrument, welches wahrscheinlich zu diesem Zwecke gedient hat; und nachdem man einmal darauf aufmerksam geworden, fand es sich fast in allen Ländern, wo überhaupt Steinwaffen und -Werkzeuge gefunden wurden*). „So zweckdienlich (wir lassen hier den Verfasser reden) diese Behausteine zur Herstellung der größeren Gegenstände, wie z. B. der Aexte, Keile, Meißel ꝛc., sein dürften, so sah man doch ein, daß sie zur Bearbeitung der fein geperlten Kanten verschiedener Steinmesser oder Dolche und der überaus feinen, bisweilen fast durchsichtigen Pfeilspitzen nicht wohl gedient haben können. Die Frage beschäftigte mich bereits im Jahre 1836. Ich unternahm damals eine Reise nach England und Frankreich und hoffte dort auch über diesen Punkt Belehrung zu erhalten; allein weder die Vorsteher der von mir besuchten Museen, noch die Reisenden, welche sich längere oder kürzere Zeit unter wilden Völkerschaften aufgehalten hatten, wußten mir Auskunft zu ertheilen. In London machte ich die Bekanntschaft des Herrn Stokes, bekannt als Alterthumsforscher und Verfasser einiger trefflichen paläontologischen Abhandlungen und zugleich Theilhaber eines großen Rhedereigeschäftes. Derselbe erzählte mir, daß ein Fahrzeug der Compagnie an der Küste des Feuerlandes gelandet sei und mit den Eingeborenen verkehrt habe. Der Capitän hatte z. B. einige Waffen von ihnen gekauft, unter denen sich zierliche Pfeilspitzen aus Obsidian befanden. Als das Schiff nach einigen Monaten nach demselben Orte zurückkam, stellten die Einwohner sich sogleich wieder ein und boten Pfeilspitzen feil. Als der Capitän dieselben gekauft hatte, äußerten sie ihre Schadenfreude darüber, und nun klärte es sich auf, daß dieselben aus einigen zerbrochenen Porterbouteillen gemacht waren, welche die Matrosen bei der ersten Abfahrt ans Land geworfen hatten. Die Pfeilspitzen, welche Herr Stokes mir als die besagten vorlegte, waren in der That von dunklem Glase; wie dieselben gemacht seien, hatte der Capitän leider nicht gefragt, doch versprach Herr Stokes, seinen Capitänen für künftige Reisen in jene Länder Instruction zu ertheilen.

Inzwischen hatte der englische Marinecapitän und nachmalige Admiral E. Belcher Gelegenheit gehabt, die Eskimos bei der Fabrikation ihrer steinernen Pfeile zu beobachten, und man findet eine Beschreibung des Verfahrens sowohl als des Instrumentes in dem Bd. I, S. 129 der Transactions of the Ethnological Society of London 1861. Dies Instrument besteht in einem etliche Zoll langen, länglichviereckigen Knochenstück, das aus dem Geweih eines wilden Rennthieres gesägt oder gehauen zu sein scheint. Es wurde mittelst eines starken Riemens an einen 8 bis 10 Zoll langen Stiel gebunden. Wollte der Eskimo einen Steinpfeil anfertigen, so legte er einen Feuerstein von passender Größe auf einen Holzblock und drückte das Werkzeug, d. h. das Knochenende, darauf. Durch den Druck löste sich Splitter auf Splitter von dem Steine, bis derselbe die gewünschte Form erhielt. Herr Evans hatte ein solches Instrument mit einem Stiel versehen und diesen in einen Knopf enden lassen, um das Werkzeug gegen die Brust zu stemmen, was die Arbeit wesentlich erleichtert. Bei dem Werkzeuge der Eskimo fehlt dieser Knopf und es ist wahrscheinlich, daß sie den Stiel gegen die Höhlung der Hand stemmten**). Ich

---

*) Der Ausdruck des Verfassers, „auch in Belgien und Deutschland sah ich sie nicht“, scheint uns ungenau und könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben. Lubbock's paläolithisches Alter umfaßt die Mammuth- oder Höhlenbären- und die Rennthierzeit, und Funde an Steinwerkzeugen aus der Rennthierzeit kennen wir in Belgien, Deutschland (Schussenried) und in vielen anderen Ländern. Vielleicht unterscheidet der Verfasser die sehr roh behauenen mit den Ueberresten des Mammuth und Höhlenbären gefundenen Steine von den feiner „gedengelten“ der Rennthierzeit; ob aber sämmtliche belgischen paläolithischen Steingeräthe zu der letztgenannten Art gehören, ist uns nicht bekannt.

*) S. Nilsson: „Das Steinalter.“ Deutsch von J. Mestorf. Otto Meißner, Hamburg 1868, Tafel I, wo derartige Behau- oder Klopfsteine abgebildet sind.

**) Lubbock, welcher dieser Beschreibung Belcher's gleichfalls erwähnt fügt noch hinzu, daß sich in dem Holzblock eine löffelförmige Vertiefung befindet, in welche der zu bearbeitende Stein gelegt wird. Dieselbe Methode bei der Fabrikation der steinernen Pfeilspitzen fand Lieutenant Beckwith bei den nordamerikanischen Indianern. — Aehnlich beschreibt Lubbock das Verfahren der Azteken bei Anfertigung ihrer Messer. Sie nehmen einen ungefähr 8 Zoll langen cylinderförmigen Stein (Obsidian), halten diesen, auf dem Boden sitzend, zwischen den Füßen und fassen das Instrument (dem der Eskimo

hatte jahrelang ein solches Werkzeug besessen, ohne die Nutzanwendung desselben zu errathen. Herr Evans belehrte uns nicht allein darüber, sondern zeigte uns auch von ihm selbst auf diese Weise angefertigte Pfeilspitzen, von denen einige so vortrefflich waren, daß selbst ein Kennerauge sie nicht von den antiken zu unterscheiden vermochte.

Dürfen wir sonach annehmen, daß manche der bei uns gefundenen Steinpfeile mit einem ähnlichen Werkzeuge angefertigt worden sind, so brauchen wir damit unsere früher ausgesprochene Ansicht in Betreff der Klopf- oder Behausteine nicht fallen zu lassen. So wenig wie diese zum Behauen der zierlichen Geräthe taugten, so wenig war das oben beschriebene knöcherne Instrument zum Behauen der größeren Aexte, Beile u. s. w. zu gebrauchen. Ich besitze eine ganze Sammlung derartiger Steine aus allen Ländern und erhielt noch kürzlich einen Brief von Herrn Franklin Peale aus Philadelphia nebst einer Abhandlung, in welcher Behausteine wie die unserigen beschrieben und abgebildet sind, mit der Bemerkung, daß sie in jener Gegend, die überhaupt reich an Steingeräthen ist, keineswegs selten vorkommen.“

Wir wollen Herrn Nilsson nicht durch alle Museen begleiten, die er in England und auf der Reise dorthin besuchte, sondern nur beiläufig erwähnen, daß er in den antiquarischen Sammlungen zu Hamburg zum erstenmal die germanische Framea sah (Tacitus Germ. 6). Als solche erkannte nämlich der Vorsteher der genannten Sammlungen, Herr Professor Dr. Chr. Petersen, gewisse roh gearbeitete Ger- oder Lanzenspitzen, von denen (d. h. von den in Hamburg vorhandenen) eine aus einem holsteinischen Grabe stammt, die übrigen in würtembergischen (allemannischen) Gräbern gefunden sind. Professor Nilsson nahm eine Zeichnung von dieser altnationalen Waffe und wird in seinem nächsten Werke über das Eisenalter ausführlich darüber verhandeln. Die Entdeckung machte ihm um so größere Freude, als er einer der Ersten war, welcher die wohl zuerst von Rhode in seinen „Cimbrischen Antiquitäten-Remarquen“ aufgestellte und nach ihm von anderen Alterthumsforschern adoptirte Meinung bestritt, daß die eiserne Framea (angustum et breve ferrum, sed acre etc.) in den breitschneidigen Bronzemeißeln, den sogenannten Paalstäben der Dänen, gefunden sei.

Auf der Heimreise berührte Professor Nilsson auch Kiel. Er war durch Privatcorrespondenzen und Zeitungsartikel auf die dortigen Sammlungen aufmerksam geworden. Hören wir, was er als Ausländer darüber sagt. „Ueber den Umfang der Sammlung kann ein flüchtiger Besucher nicht urtheilen, weil ungenügendes Licht in dem Local die Besichtigung der dort aufgespeicherten Schätze erschwert; doch sind in den verschiedenen Abtheilungen der Stein-, Bronze- und Eisensachen vorzüglich schöne und interessante Gegenstände vorhanden. Leider gelang es mir nicht, diejenigen Sachen zu sehen, welche in großen Kisten in dem dortigen Schloßkeller verpackt stehen sollen. Es hieß, die Kisten seien noch nicht von der Behörde geöffnet worden! — Wunderliche Zustände! Was nützt der Wissenschaft eine in Kisten verpackte Sammlung, die Niemand sehen kann? Wer läßt in einer Zeit, wo das Studium des Alterthums mit so regem Eifer betrieben wird, wo die meisten Lehranstalten die nöthigen Sammlungen anzuschaffen trachten, einen solchen Schatz in Kisten verpackt stehen! — Den Director des Kieler Museums trifft der Tadel nicht. In dem traurigen Local, das ihm jetzt zu Gebote steht, fehlt es an Raum zur Aufstellung einer zweiten Sammlung, und zur Acquisition eines genügenden Locals gebricht es der Privatgesellschaft, welche als Besitzer dieser Sammlung zu betrachten ist, an Geld. Es hieß, die Regierung wolle die sämmtlichen Alterthümer nach Berlin schaffen! Dieses scheint mir unglaublich. Zu welchem Zwecke? Berlin besitzt ein vortreffliches Museum; warum sollte die preußische Regierung das Land, welches sie kürzlich unter ihren Scepter gelegt, einer Zierde berauben, wie es ein wohlgeordnetes antiquarisches Museum für die Universität Kiel werden müßte? Preußen steht an der Spitze (—?—) der deutschen Volksbildung; es kann nicht fehlen, daß es auch für die wissenschaftlichen Institute der neu acquirirten Länder Sorge tragen wird. Die schleswig-holsteinischen Sammlungen sind schon durch die geographische Lage des Landes merkwürdig und für den Forscher lehrreich; das ist neuerdings in verschiedenen archäologischen Versammlungen erkannt und ausgesprochen worden. Wünschen wir also dem antiquarischen Museum in Kiel eine baldige Aenderung seiner gegenwärtigen Verhältnisse: ein geeignetes Local und — eine Custodin wie z. B. Fräulein Buchheim in Schwerin. Ueber die besondere Befähigung sachkundiger gebildeter Frauen zur Ordnung und Verwaltung wissenschaftlicher Sammlungen unter der Leitung eines gelehrten Directors habe ich mich früher ausgesprochen.

„Es soll den Schleswig-Holsteinern nicht zum Vorwurf gereichen, wenn ich die dortigen Zustände mit denen Englands vergleiche. Was ein reiches, blühendes Land bisher nicht zu erreichen gewußt, das findet man in England in vielen wohlhabenden, gebildeten Familien an: trefflich geordnete naturhistorische, antiquarische oder ethnographische Sammlungen. Ich mußte unwillkürlich unseres großen Linné gedenken, von dem man erzählt, er habe als Kind schon die größte Freude daran gehabt, den Bau der Blumen zu untersuchen und zu studiren, und dies Interesse sei dadurch geweckt worden, daß der Vater ihm, als er noch in der Wiege lag, Blumen zum Spielen gebracht habe. Es liegt Wahres in dieser Erzählung, das erfuhr ich in England. Das Interesse der Eltern geht auf die Kleinen über. Mit den Kindern wachsen die Sammlungen, und die Kinder erwerben spielend, nur durch eigene Anschauung, eine Menge Kenntnisse, über die Erwachsene staunen und, wenn nicht die ganze Schaar, so wird doch einer das Steckenpferd der Eltern weiter reiten und durch später erweiterte Studien des Gegenstandes der Wissenschaft von Nutzen werden.

„So erkläre ich mir nämlich die merkwürdige Erscheinung, daß eine Menge englischer Gelehrter, die auch im Auslande durch ihre Schriften berühmt geworden sind, nicht etwa einen Lehrstuhl der von ihnen cultivirten Wissenschaft bekleiden, sondern dieselbe als Privatleute zu ihrem Vergnügen treiben. Wir wollen dies durch einige Beispiele erhärten. John Lubbock, der bekannte Verfasser der „Prehistoric Times“ und mehrerer anderen werthvollen Schriften, ist seines Berufes Bankier. John Evans, Herausgeber des Werkes „The coins of the ancient Britons“, welches ihm den großen Preis der französischen Akademie eingetragen hat, und Verfasser trefflicher Abhandlungen über Paläontologie, ist Papierfabrikant und beschäftigt als solcher Hunderte von Arbeitern. Herr Christy, bekannt durch die Ausgrabungen, die er mit Herrn Lartet in England, Frankreich und Belgien bewerkstelligte, und durch die er der Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet — dieser Herr Christy war ein reicher Hutfabrikant in London, der in seinen Fabriken Tausenden von Arbeitern Brot gab. Er starb an einer Brustentzündung, die er sich bei einer Ausgrabung in Belgien zuzog, hinterließ ein enormes Vermögen und sehr reiche Sammlungen, welche dem Britischen Museum und anderen englischen Museen zu

ähnlich, doch aus Holz und im Ganzen größer) mit beiden Händen. Das eine Ende wird auf die Kante des Steines gestützt, das andere gegen die Brust gestemmt, und in Folge des Druckes löst sich ein Spahn, der, nachdem die Kante mit einem Wetzsteine nachgeschärft, ein vortreffliches Messer bildet. (Prehistoric Times p. 78. 79.)

Gute kommen. Prestwich, einer der tüchtigsten englischen Geologen, welcher zuerst die große Bedeutung der von Bouchez de Perthes bei Abbeville gemachten Funde außer Zweifel stellte, ist ein reicher, angesehener Weinhändler in London. Jos. Simpson, bekannt durch das von ihm herausgegebene kostbar ausgestattete Werk „Archaic Sculpturings" 2c., ist einer der gesuchtesten praktischen Aerzte seiner Heimath. Ich könnte diese Liste noch um eine Reihe nicht minder vortheilhaft bekannter Gelehrten bereichern, will mich indessen begnügen, noch folgende zu nennen: Mac-Andrew ist Zoologe und Obsthändler; Girkby Geologe und Tabackshändler in Sunderland; der Herzog von Argyll Minister, Geolog und Verfasser eines Buches über fossile Pflanzen in Schottland; Rob. Fitch ist Sheriff in Norwich und Autor werthvoller archäologischer Abhandlungen u. s. w." —

Wir knüpfen hieran eine literarische Betrachtung. In einem Lande, wo die Wissenschaft so in das Privatleben gedrungen und in demselben lebendig geworden ist, werden auch wissenschaftliche Schriften reichere Früchte tragen als in den Ländern, wo die Gelehrsamkeit gewissermaßen das Privilegium einer besondern Kaste ist. Wir Deutschen sind freilich ebenfalls bemüht, die Wissenschaft populär zu machen; allein der Weg zum Ziele durch Bücher, so leicht faßlich und anziehend sie sein mögen, ist doch länger und schwieriger, als der von Engländern betretene der praktischen Anschauung.

Zur Anlage einer wissenschaftlichen Sammlung ist mehr nöthig, als das erforderliche Wissen und Interesse, und eben deshalb lassen wir nicht ab, der Pflege städtischer Museen das Wort zu reden. Was diesen vor allen Dingen Noth thut, ist eine Verwaltung, die, selbst von dem lebhaftesten Interesse beseelt, es sich zur Aufgabe macht, dies Interesse auch auf andere, besonders auf die aufwachsende Generation des Ortes zu übertragen; alsdann können städtische Sammlungen denselben Nutzen stiften, welchen Professor Nilsson in obigen Mittheilungen den Privatsammlungen zuspricht.

---

# Aus dem Leben des Landvolkes in Südspanien.

Vom Bergingenieur **Gustav Klemm** in Dresden.

## II.

Der Ackerbau, die Hauptbeschäftigung der Andalusier, steht fast noch auf derselben Stufe, wie ihn die Mauren eingeführt haben. Die Hauptproducte desselben sind an Feldfrüchten: Weizen, Gerste, Mais, Saubohnen, Flachs und Hanf, Kürbisse, Melonen, Bohnen, Paradiesäpfel oder Tomaten, spanischer Pfeffer, große Erbsen oder Garbanzos, Knoblauch und Zwiebeln, Kartoffeln, Safran, Wassermelonen, Eierfrucht u. s. w. An Fruchtbäumen werden vorzüglich cultivirt: Oelbaum, Mandelbaum, Feigen, Cactusfeigen, Pfirsiche, Wein, Granatäpfel, Kirschen, Birnen, Nüsse, Aepfel, Citronen und Apfelsinen sowie Limonien, d. h. süße Citronen, Cervas, eine Frucht zwischen Apfel und Mispel stehend u. s. w.

Die Fruchtbäume, Gemüse und Obstarten werden meist in der Nähe der Wohnungen, oft auf terrassirten Feldern, den sogenannten Bancales, die meist bewässerungsfähig sind, gezogen, während die Feldfrüchte auf den Secanos, d. h. unbewässerten Feldern, gesäet werden, wo dann freilich der Ertrag davon abhängt, ob das Jahr gut oder schlecht ausfällt. Die Vorbereitung des Feldes ist höchst einfach, geschieht aber stets durch Ackern, selbst an sehr steilen Hängen; der Pflug von höchst einfacher Construction ist der alte römische und reißt nur die Erdoberfläche auf, ohne sie umzuwenden. Sein Hauptbestandtheil ist ein krummes Stück Holz, an welches ein Bodenstück angefügt wird, so daß beide einen spitzen Winkel bilden; in dies Bodenstück ist die lanzenförmige Pflugschar eingelassen und wird an ihrem Ende durch den Sterz, der aus einem Brette geschnitten ist, und einen Keil festgehalten. Damit das Bodenstück seine Lage gegen den krummen Theil nicht verändere, ist es vorn neben der Spitze der Pflugschar durch ein Eisenstäbchen mit ersterm verbunden; ferner trägt es noch zwei divergirend eingeschlagene Pflöcke, welche in gewisser Beziehung die Wendeschaufel ersetzen sollen; vorn ist das krumme Stück mittelst der eisernen Ringe mit der Deichsel verbunden. Zu diesem Pfluge gehört das Joch, Hubio genannt, welches verschieden ist, je nachdem man mit Ochsen oder Maulthieren pflügt. Für erstern Zweck besteht es aus einem geraden Stück Holz, an dem zwei Höhlungen in Form eines Kreisabschnitts für die Nacken der Ochsen angebracht sind; dazwischen befindet sich eine Schlinge von Strick, worein die Spitze der Deichsel geschoben und durch einen vorgesteckten Querriegel festgehalten wird. An beiden Enden sind Stricke befestigt, mittelst derer das Joch den Ochsen an die Hörner und über zwei untergelegte Kissen quer über die Stirn angeschnürt wird. Der Pflüger führt hier eine 3 bis 4 Ellen lange dünne Stange, an einem Ende mit einem kleinen Spaten zum Abstechen der Erde vom Pfluge, am andern mit einem eisernen Stachel zum Antreiben und Lenken der Ochsen versehen.

Für Maulthiere besteht das Joch aus einem schlangenförmig dreimal gekrümmten Stück Holz, in welches vier Pfähle befestigt sind, so ungefähr, wie in Sachsen die Joche für die Ochsen auf dem Lande gebaut sind; an diese werden aus Decken und Stroh Polster als Kummete befestigt, dazwischen hängt wieder die Schleife für die Deichsel. Hier leitet der Pflüger die Thiere mittelst Leinen und führt nur den kleinen Spaten zum Reinigen des Pfluges. Da dieser seiner wenigen Eisentheile halber sehr leicht ist und fortwährend das Bestreben zeigt, aus der Erde herauszukommen, ist der Pflüger stets bemüht, ihn durch das Gewicht seines Körpers tiefer eindringen zu machen, was er dadurch hervorbringt, daß er mit einem Fuße zwischen Krummholz und Sterz tritt, sich zugleich auf letzteres lehnt und so hüpfend das Feld bestellt. Das Pflügen geschieht stets nach einem Regen, der die Erdoberfläche erweicht hat.

Eine Düngung der Felder findet nicht oder nur höchst ausnahmsweise und dann nur oberflächlich dadurch statt, daß man eine Herde Schafe mehrere Nächte auf dem zu düngenden Felde übernachten läßt und dabei Sorge trägt, daß deren Corral oder Hürde, die mit Netzen hergestellt wird, von einer Nacht zur andern versetzt wird. Bei weitem gewöhnlicher ist die sogenannte dreijährige Wirthschaft, wo das ein-

mal besäete Feld dann zwei Jahre ruht, ehe es wieder besäet wird. Das erste Jahr nennt man es Rastrojo, Stoppelfeld, weil es mit den Stoppeln der vorhergegangenen Ernte stehen bleibt, das zweite Jahr Barbecho, da es zu Beginn desselben umgeackert wird und so als Sturzacker noch ein Jahr brach liegt. Auf den Terrenos de Riego aber, den mit künstlicher Bewässerung versehenen Feldern, wird fleißig gedüngt und hier erzielt man oft drei und vier verschiedene Ernten von verschiedenen Gemüsen in einem Jahre.

Wird bisher noch unbenutztes Land, wovon in Spanien noch große Strecken vorhanden sind, urbar gemacht, so dient das darauf stehende Gestrüpp selbst als Düngung, indem man dasselbe abhackt, was mit einem eigenthümlichen sichelartigen Instrument, dem Calabojo oder Hocino, Buschsichel zu übersetzen, geschieht. Ist das Gestrüpp sodann von der Sonne ausgetrocknet, so wird es angezündet und dient die Asche als Düngemittel; nur die größten Wurzelstöcke giebt man sich die Mühe auszuroden, das Uebrige bleibt darin und schlägt in den nächsten Jahren wieder aus.

Dem Pflügen folgt das Säen; der Samen wird sehr dünn ausgestreut, so daß die einzelnen Pflanzen durchschnittlich 4 bis 6 Zoll von einander zu stehen kommen. Das Unterbringen des Samens geschieht entweder durch nochmaliges Ueberpflügen oder in den ebengelegenen Feldern durch eine Art Egge aus Dornsträuchern, sodann wird das Feld mittelst eines Brettes, auf dem der Bauer steht, und welches die Maulthiere ziehen, geebnet.

Die Felder der Secano, also die nicht bewässerten, geben nun ihrem Besitzer bis zur Ernte nichts mehr zu thun; dagegen die, welche bewässert werden, erfordern die stete Aufmerksamkeit ihres Besitzers, der bald jäten, bald anhäufeln, bald bewässern muß. Fast alle Thäler und Schluchten, in denen Wasser fließt, haben an beiden Seiten solche terrassirte Felder oder Bancales, und Wasserleitungen, Azequias, die häufig sehr weit herkommen.

Das Ernten des Getreides geschieht stets mit der Sichel, Hoz, die sehr groß, in weitem Bogen gekrümmt, sowie auf der innern Seite gezahnt ist. Nur in sehr wenig Districten Andalusiens kennt man die Sense, Guadaña. In den weiten Thälern von Cordoba und Sevilla, wo viele Tausende von Morgen mit Weizen besäet sind, geschieht die Ernte meist durch Bewohner der nördlichen Provinzen Spaniens, Gallizien und Asturien, die jährlich zu diesem Zwecke nach Andalusien kommen und einige Wochen lang unter der glühenden Sonne angestrengt arbeiten.

Das geschnittene Getreide wird, je nachdem die Wege sind, entweder auf den in ganz Spanien üblichen zweirädrigen Karren oder auf dem Rücken der Maulthiere nach dem Dreschplatze, Trilla genannt, gebracht. Dieser befindet sich in der Regel in der Nähe des Cortijos und besteht aus einem 40 bis 50 Fuß im Durchmesser haltenden ebenen oft mit Steinplatten belegten runden Platze. Hier wird das Getreide, die Aehren nach innen gekehrt, in einem Kreise ausgebreitet und von 6 bis 8 Maulthieren, auf den größeren Cortijos Stuten, im Kreise und im Trabe darauf herumgetrieben, ausgekörnt; oft aber hat man hierzu auch eine Art Schlitten, bestehend aus einem 4 bis 5 Fuß langen und 2 bis 3 Fuß breiten Brette, dessen Unterseite mit vielen hervorragenden Eisen- und Steinstücken versehen ist, welches von 2 oder 3 Thieren auf dem Getreide herumgezogen wird, während der Lenker auf dem Brette sitzt. Da bei dieser Arbeit die Hauptzwecke sind, erstens die Körner aus den Aehren zu reiben und zweitens das Stroh in kleine Stücke zu zerreiben, so wird selbige unter freiem Himmel und nur bei hellem Sonnenschein vorgenommen, kann auch nicht eher begonnen werden, als bis die Sonne den bei Nacht gefallenen Thau schon abgetrocknet hat. Mit hölzernen Gabeln wird von Zeit zu Zeit das Getreide gewendet, und wenn die Operation beendet ist, wird Alles mit hölzernen Schaufeln gegen den Wind geworfen. Das kurze Stroh ist das allgemeine Fütterungsmaterial in Spanien für die Pferde, Maulthiere und Ochsen, welchen außer demselben nur noch Gerste gereicht wird. Wiesenwirthschaft und in Folge davon Heuernte und Heufütterung kennt man nicht. Das Korn wird endlich noch durch Sieben von Stroh und abgeriebenen Lehmtheilen vom Boden des Dreschplatzes gereinigt und ist nun zum Verkaufe fertig.

Um das erhaltene Getreide in Mehl zu verwandeln, sind überall Mühlen vorhanden, in den wasserarmen Gegenden Windmühlen, die meist Segelflügel haben, in den wasserreicheren Wassermühlen von höchst einfacher Construction, die alle durch horizontale Wasserräder, Turbinen, getrieben werden. Der in seiner Achse durchbohrte Bodenstein liegt fest und ist zum Auffangen des Mehls mit einem Lause von geflochtenem Espartogras umgeben; dieselbe Achse, welche die Turbine trägt, geht durch den Bodenstein und ist oben an dem Läufer befestigt, durch dessen Centrum das Getreide zwischen beide Steine gelangt. Der Müller befaßt sich nicht mit dem Reinigen des Mehls von der Kleie, sondern dasselbe ist, da auf dem Lande und in den Dörfern und kleineren Städten Mehl überhaupt keine Handelswaare ist, Sache jedes Einzelnen, der sein Getreide mahlen läßt. In den Häusern wird das Mehl mittelst Handsieben von der Kleie getrennt und letztere zu Futter für Hühner und Schweine verwendet. Zu Brot wird ausnahmslos nur Weizen verbraucht. Gerste wird nur als Futtermaterial gebaut, Hafer und Roggen kennt man kaum, ersterer wird manchmal gesäet und noch grün an die Zugochsen verfüttert; letzterer dient auch wohl dann und wann statt Surrogat der Gerste gleichfalls für Ochsen.

Auf den Bancales und in den Tierras de Riego überhaupt werden weniger Getreidearten mit Ausnahme des Mais als Gemüse gebaut, ersterer ist besonders in den südlichen Provinzen Andalusiens sehr häufig und dient dort als vielverbreitetes Nahrungsmittel sowohl zu Brot als zu einem Gachas genannten Gericht, welches in Gestalt eines Breies aus Maismehl mit verschiedenen Gewürzen fast täglich verspeist wird. Der Mais wird sehr weitläufig gepflanzt, in jedes Pflanzloch kommen zwei bis drei Körner und ebensoviel Bohnen, welchen dann die Stengel des Mais als Stütze dienen, und die eher reif werden als jener, worauf man sie noch grün pflückt und sammt ihren Hülsen an Fäden reiht, um, sie als Gemüse für den Winter aufzubewahren. Der Mais wird theils vor seiner völligen Reife schon gegessen, indem man die gekörnten aber noch milchigen Kolben über Feuer röstet, theils läßt man ihn reif werden, bricht die Kolben ab und befreit sie vom größten Theile ihrer Deckblätter, bindet die letzten zusammen und hängt die Kolben an dünnen Stangen unter dem Dache auf, indem man nur so viele auskörnt als man zu einmal mahlen verbraucht.

Die übrigen Gemüsearten, besonders Tomates und Pimientos, dienen als beliebtes Nahrungsmittel, sowohl frisch als getrocknet, besonders wird von letzterm, den man in zwei Varietäten, süße und beißende Pimientos, kennt, in ganz Spanien zum Würzen der Speisen ein ausgedehnter Gebrauch gemacht.

Der Flachs und Hanf werden ebenfalls in den Bancales gebaut, nach der Reife ausgerauft und getrocknet, sodann eingeweicht oder geröstet und dann in einer höchst einfachen Maschine gebrochen; der gebrochene Flachs wird in kleinen Bündeln durch Schlagen gegen die scharfe Kante eines Brettes von der Schäbe gereinigt, sodann gehechelt und in den Häusern mittelst Rockens und Spindel versponnen. Ebenso wird

die Wolle durch Handspinnerei in Fäden verwandelt und gleichfalls diese wie die Leinenfäden oft auch auf höchst einfachen Webstühlen in den Häusern selbst verwebt.

Der Weinbau wird mit Ausnahme der Gegenden von Malaga und einiger Striche zwischen Sevilla und Cadiz nicht vorwaltend in Andalusien betrieben; doch ist fast bei jedem Cortijo eine Weinlaube oder ein Rebgang, die besonders in den südlichen Provinzen die berühmten exportfähigen Weintrauben liefern. Werden die Weinstöcke behufs der Bereitung des Weines gezogen, so werden sie in Feldern angelegt und die Stöcke nur ganz niedrig gehalten; nach der Ernte treibt man Ziegen in die Pflanzung, welche die Blätter abfressen, sodann schneidet man die Reben ab, die als Feuerungsmaterial dienen, und läßt bloß die Hauptstöcke stehen.

Eins der Hauptproducte Andalusiens sind die Oelbäume, deren Früchte zugleich auch eins der Hauptnahrungsmittel der Andalusier bilden. Die Oelbäume werden durch Stecklinge fortgepflanzt und beginnen so im vierten oder sechsten Jahre zu tragen; in den Oelbaumpflanzungen oder Olivares stehen die Bäume sehr weitläufig, was erlaubt, den Boden zwischen ihnen zum Baue anderer Gewächse zu benutzen; gewöhnlich säet man Garbanzos, die großen Erbsen, welche in Spanien das unentbehrliche Hauptingredienz zum nationalen täglichen Gerichte, dem Cocido, auch Putchero und Olea genannt, bilden. Die Oliven reifen im November oder Anfang December, wo die anfänglich harten und grünen Früchte weich und blauschwärzlich werden. Als Nahrungsmittel werden sie noch unreif, aber schon vollständig ausgewachsen geerntet, was durch Schlagen mit Stangen geschieht, in Wasser, welches täglich erneuert wird, einige Wochen eingelegt, um ihnen ihre Bitterkeit zu benehmen, sodann in Salzwasser unter Zufügung verschiedener aromatischer Kräuter gebeizt, und bilden so eine sehr angenehme und beliebte Speise.

Die zur Oelbereitung bestimmten Oliven läßt man entweder auf dem Baume oder schon abgenommen reifen, quetscht sie sodann in einer Mühle, bestehend aus einem kreisförmigen Canal, in dem sich eine Walze dreht, oder auf einer kegelförmigen Fläche, über welche ein anderer Kegel hinrollt, und bringt den Brei in Matten von Esparto eingepackt unter eine Presse, deren Construction gleichfalls Erbtheil von den Mauren ist. Sie beruht auf den Gesetzen des ungleicharmigen Hebels; den Stützpunkt bildet die auszupressende Masse, der kurze Arm stemmt unter einen gemauerten Thurm, der lange wird noch beschwert. Der ausgepreßte Rückstand wird nochmals gemahlen und unter Aufgießen von heißem Wasser gepreßt, zuletzt dient er als Futter für die Schweine. Es existiren in Andalusien Oelpflanzungen, welche jährlich bis 50,000 Arrobas (zu 25 Pfund) Olivenöl produciren, von dem der größte Theil im Lande selbst consumirt wird, da alle Speisen mit Oel bereitet werden und man zum Brennen auch nur Olivenöl benutzt.

---

# Die griechisch-russische Kirche und ihre Secten.

## III.

Stellung der Staatskirche und der Regierung zu den Secten. — Einwirkung griechischer Häresien und rationalistischer Anschauungen. — Die Strigotnicks. — Sabbatniken. — Secten des verherrlichten Erlösers. — Die Malakanen, ihre Lehren und Vorstellungen.

### II. Das Sectenwesen in Rußland.

C. S. Einen wichtigen Factor der neuern Entwickelung Rußlands in religiöser und politischer Beziehung bildet die seit wenigen Jahrhunderten gewaltig angewachsene, sectirerische Zersplitterung im Schooße der griechisch-russischen Kirche. Gegen ein Drittheil der ganzen Nation ist dadurch nicht bloß mit der Staatskirche zerfallen, sondern in offene oder heimliche Opposition auch zu der Staatsregierung gerathen, deren Oberhaupt ja seit Peter dem Großen zugleich die höchste Autorität ihrer verhaßten Gegnerin ist. Während die Regierung sich von den verfolgungseifrigen Machthabern der Kirche mehrfach zu harten und grausamen Maßnahmen gegen die Sectirer aufreizen ließ, sah sie sich durch das in Folge der gewonnenen Märtyrerglorie immer mehr zunehmende Wachsthum derselben in ihrem Verfahren gegen die Kirche ernstlich genirt. Sie verkennt ebensowenig, daß letzterer eine gründliche innere Reinigung und Reform sehr von Nöthen sei, daß namentlich die von uns im ersten Artikel geschilderten Mängel des geistlichen Kastentreibens, der elenden Lage der weißen Geistlichkeit und der durchaus ungenügenden theologischen Lehranstalten einer energischen Abhülfe dringend bedürfen, als sie sich andererseits seit der durch Alexander II. inaugurirten „neuen Aera" nicht abgeneigt zeigte, auch anderen Culten, überhaupt der religiösen Ueberzeugung, größere Freiheit und Duldung zu gewähren.

Vielfach ist in neuerer Zeit davon die Rede gewesen, daß die gehässigsten Vorrechte der griechischen Kirche, welche z. B. alle Kinder aus gemischten Ehen für sich allein in Anspruch nimmt und nie den Austritt aus ihrem Schooße den einmal für sie Gewonnenen gestattet, aufgehoben werden sollen. Im vergangenen Sommer wagten gar hervorragende russische Tagesblätter die Beseitigung des Gewissenszwanges zu verlangen und die naheliegende, bedenkliche Frage öffentlich aufzuwerfen: welchen Werth eine religiöse Gemeinschaft haben könne, die sich nur durch Gewalt zu erhalten vermöge? Aber man wagt sich noch nicht an das gefährliche Experiment, weil man für die höheren, französisch gebildeten Stände das bewährte Bekehrungsgeschick katholischer Abbés, für das gemeine Volk die unwiderstehliche Anziehungskraft der nationalen Secten fürchtet.

So befindet sich die Regierung des Czaren in äußerst schwieriger Lage. Sie muß und will die Staatskirche, schon um ihrer Unterwerfung unter die einheitliche Leitung des weltlichen Herrschers willen, schirmen und fördern, aber sie möchte auch zahlreiche, ordentliche und vermögende Anhänger des Raskol mit sich versöhnen und wenigstens zu den gemäßigteren unter den Secten in freundlichere Beziehungen treten; sie schüttelte wohl auch das Odium des gesetzlichen Gewissenszwanges gern von sich ab, darf es indeß nicht wagen, ohne den Bestand ihrer Kirche ernstlich zu gefährden. Sie möchte die herrschende Kirche heben und reformiren, den schreiend-

sten Uebelständen gern abhelfen und steuern, aber ihr fehlen Mittel und Wege dazu, gegen den Willen der geistlichen Autoritäten und ohne sich und diese zu compromittiren, ihre guten Absichten ins Werk zu setzen.

Nicht minder schwierig als eine erfolgreiche Bekämpfung des Raskol für die Regierung ist für uns eine zuverlässige Darstellung desselben, ja eine vollständige, genaue Beleuchtung des gesammten russischen Sectenwesens vielleicht für immer unmöglich. Die innere Geschichte der russischen Kirche überhaupt ist völlig dunkel, namentlich dürfte ihre Entwickelung, ihr inneres Leben und Ringen während der zweihundertjährigen Mongolenherrschaft kaum je genügend aufgehellt werden. Bis in jene Zeit lassen sich nun einige der noch vorhandenen Secten zurückdatiren und man kann mit Grund annehmen, daß mancherlei Ueberbleibsel alter Häresien sich mit den jüngeren altgläubigen Religionsgemeinschaften verschmolzen haben. Die „Altgläubigen", auf Anstiften der Staatskirche auch von den weltlichen Mächten in ihrer Existenz bedroht, verbargen sich vor ihren grausamen Verfolgern, indem sie oft äußerlich als Glieder der Kirche sich gerirten, in die schützende Nacht der Heimlichkeit, in welche sie ihr religiöses Treiben zu hüllen wußten. Daher kommt es, daß man nur allmälig in ihr inneres Leben Einblicke zu gewinnen vermochte und daß viele ihrer Lehren und Gebräuche wenig oder gar nicht bekannt sind. Auch Jul. Eckardt hat über das eigentliche Wesen der Secten nicht viel in Erfahrung bringen können, und in der bereits früher citirten Abhandlung „Baltische und russische Culturstudien" sein Hauptaugenmerk auf die ausführliche Berichterstattung über die politischen Beziehungen gerichtet, welche mit einem Theile der Altgläubigen Seitens der polnischen und demokratischen Flüchtlingsparteien vor einigen Jahren angeknüpft wurden. Eingehender über Lehren und Lebensweise der Raskolniken berichtet in seinen vortrefflichen „Studien über die inneren Zustände 2c. Rußlands" nach kundigen Mittheilungen und stellenweise persönlichen Erfahrungen Freiherr von Haxthausen, doch mengt er verschiedenartige Secten in einiger Confusion durch einander. Auch Schreiber dieses kann sich nur bemühen, nach den ihm zu Gebote stehenden, wenig ausreichenden Quellen einen möglichst vollständigen und correcten Ueberblick über die wichtigsten und bekanntesten Secten zu geben, deren Zahl überhaupt schwer zu ermitteln sein dürfte.

Bekanntlich war den erst spät zum Christenthum bekehrten Russen Griechenland das religiöse Mutterland und der Patriarch von Konstantinopel war bis auf Boris Godunow, welcher den Metropoliten von Moskau zu ihrem Patriarchen erhob, das Oberhaupt der russischen Kirche. Jahrhunderte lang war das rohe, ungebildete Volk des neubekehrten Landes unfähig, aus seiner eigenen Mitte die geistlichen Hirten sich zu gewinnen, und schaarenweise strömten griechische Mönche und Priester in das benachbarte Slavenreich, wo ihre geringen Kenntnisse immer noch als tiefe Weisheit zur Geltung kamen. Mit ihnen drangen auch zahlreiche griechische Häresien ins Land. Bereits in den ältesten Zeiten wirkten gnostische Elemente auf die russische Geistlichkeit ein, und man kann wohl sagen, daß das wuchernde Gestrüpp orientalischer Ketzereien mit allen seinen Auswüchsen üppig aufgekeimt ist im Schooße der russischen Kirche, deren Klöster die fruchtreichsten Pflanzstätten geistiger und fleischlicher Verirrungen abgaben.

Ehe noch das griechische Kirchenthum und die von ihm verbreitete Halbbildung irgend tiefere Wurzeln im nationalen Culturleben zu schlagen vermocht hatte, überschwemmten asiatische Horden das unglückliche Land und errichteten eine zweihundertjährige Herrschaft in demselben, während welcher aller civilisatorische Fortschritt gehemmt, die wenigen früher zum Keimen gelangten Bildungssamen, ohne Früchte getragen zu haben, wieder vernichtet wurden. Als es den unterjochten Slaven endlich glückte, ihre wilden Bedrücker zu verjagen und von dem harten Joche sich für immer zu befreien, war der civilisatorische Einfluß des Griechenthums bereits tief gesunken und bald machte die Gründung des osmanischen Reichs im Oriente demselben völlig ein Ende. Die Wiederbelebung des in den Barbarismus zurückversunkenen russischen Volkes war nun seiner ebenfalls von der Nacht gröbster Unwissenheit umhüllten Kirche überlassen. Bald gab es in Rußland keine Schulen mehr, nur ausnahmsweise war ein Geistlicher des Lesens und Schreibens kundig, von wissenschaftlicher Bildung war kaum noch die Rede und die Buchdruckerkunst noch nicht in Uebung. Kein Wunder, daß die kirchlichen Meß- und Ritualienbücher durch unwissende Abschreiber mit thörichten Schreibfehlern und wahnwitzigen Zusätzen verfälscht oder verdreht wurden. „Hier wurde," schreibt Eckardt, „der Aberglaube förmlich in ein System gebracht, Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten gewannen eine maßgebende Bedeutung, Fundamentalbestimmungen der Kirche wurden mit subjectiven Anschauungen einzelner untergeordneter Lehrer auf eine Stufe gestellt."

Welche religiöse Verwilderung mußte nicht unter solchen Verhältnissen in allen Volksschichten Platz greifen! Ein früherer Versuch des griechischen Mönches Maximus, den eingeschlichenen Irrthümern zu steuern, scheiterte an seinem blinden Zelotismus und seiner Nichtbeachtung des russischen Volkswesens, dessen mißtrauische Abneigung gegen alles Fremde dadurch nur gesteigert ward. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gelang es dem Patriarchen Nikon, eine Revision und theilweise Restauration der entstellten Kirchenbücher durchzusetzen, aber ungeachtet der Mitwirkung der gesammten griechischen Geistlichkeit blieb dieses Reformwerk doch ein sehr unvollständiges, ungenügendes und wurde der Anlaß zu der tief in das russische Leben eingreifenden schismatischen Zersplitterung.

Während die höheren Stände und der größere Theil des Volkes sich der von den geistlichen Machthabern selbst bewirkten Reform anschlossen, mißverstanden ausgedehnte niedere Volksschichten diese Bewegung, erblickten in ihr vielmehr einen Abfall von der einen wahren Kirche und erklärten fest, beim alten Ritus verharren und von den teuflischen Neuerungen nichts wissen zu wollen. In Folge dessen von der herrschenden Geistlichkeit für Ketzer erklärt und durch grausame Verfolgungen in den Augen des schwärmerischen Volkes zu Märtyrern verklärt, sahen sie ihrerseits die Staatskirche für abtrünnig, ja dem Antichrist verfallen an. Ungemein einflußreich und fördernd für die Verbreitung und das Ansehen der altgläubigen Secten war der Umstand, daß, namentlich seit den aufgedrungenen Neuerungen Peter's des Großen, in ihnen sich das nationale Element gegenüber dem verhaßten fremden Wesen verkörperte. Sie blieben in schroffem Gegensatze zu den von ausländischen, namentlich französischen Abenteurern beeinflußten und umgeformten, frivolem Sinnengenusse huldigenden vornehmen Classen den alten Traditionen in Glauben, Sitte und Lebensweise treu, streng abgeschlossen gegen Alles, was Bildung hieß und von außen kam. Sie hatten sich dem „neuen Wesen" bereits widersetzt, als es mit Nikon zuerst auftauchte, und sie waren die auserlesene Schaar der Gerechten, als das Unheil von allen Seiten hereinbrach. Ihnen blieb, da der Antichrist in Staat und Kirche die Zügel der Herrschaft an sich gerissen, nichts übrig, als immer strenger gegen die arge Außenwelt sich abzuschließen und unter treuer Bewachung der ererbten Heiligthümer die ewige Seligkeit zu erstreben.

Außer den Ueberbleibseln mittelalterlicher Häresien und den durch die große Kirchenspaltung hervorgerufenen Gemeinschaften der Altgläubigen sind nun noch im vorigen Jahrhundert einige moderne Secten mystischer und rationalistischer Richtung in Folge deutsch-protestantischer Einwirkungen entstanden.

Um einen einigermaßen geordneten Ueberblick über die zahlreichen, sectirerischen Gemeinschaften zu gewinnen, wollen wir von den an Zahl und Bedeutung bei weitem hervorragenden Altgläubigen die aus anderen Meinungsdifferenzen als in Betreff der Nikonischen Reform entsprungenen Secten scheiden und letztere zunächst in Betracht ziehen. Dieselben lassen sich in zwei Hauptgruppen theilen, in die alten vornikonischen und die neueren Häresien.

Jene haben, wie bereits erwähnt, ihren Ursprung in den ältesten Zeiten der russischen Kirche und beruhen aller Wahrscheinlichkeit nach meist auf orientalischen, gnostisirenden Einflüssen. Bald nach Einführung des Christenthums fanden sich schon unter den russischen Mönchen einige Opponenten gegen verschiedene kirchliche Satzungen; so z. B. wurde die Verehrung der Heiligenbilder von einem Mönche Andreas bereits um 1003 öffentlich verworfen, und ähnliche Satzungen von einem gewissen Demetrius 100 Jahre später angefochten. Bald darauf richteten gar zwei Bischöfe, Leon von Rostow und Antonius von Tschernigow, durch abweichende Lehren, namentlich in Betreff des Fastengebots, einige Verwirrung in der Kirche an. Zu größerer Bedeutung gelangte indeß erst die von einem Moskauer Erzpriester Namens Karp im vierzehnten Jahrhundert gestiftete Secte der Strigolnicks, deren Anhänger wohl heute noch unter den Raskolniken fortbestehen. Sie verweigerten den Bischöfen, welche von ihnen der Simonie beschuldigt wurden, den Gehorsam und erklärten: lieber der Erde als unreinen Priestern beichten zu wollen. Der Patriarch Antonius von Konstantinopel sah sich veranlaßt, gegen diese im Nowgorodschen und Pskowschen verbreiteten Kirchenfeinde mit einer Epistel zu Felde zu ziehen, in welcher er bemerkte: „es käme Ketzern nicht mehr zu, die Geistlichen zu beurtheilen, als den Schafen, ihre Hirten zu führen.“

Eine eigenthümliche und die wichtigste der hierhergehörigen Secten bilden die sogenannten Sabbatniken. Sie bekennen sich zu einer Art von gnostisirendem Judenthum, das noch heute vorzugsweise im südwestlichen Rußland und in Sibirien nicht wenige Anhänger zählt. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts wußte ein Jude aus Kiew, Namens Zacharias, mehrere Priester in Nowgorod zum Gesetze Mosis als des einzig göttlichen zu bekehren und den Glauben an einen irdischen Messias, jedoch ohne Auferstehung, zu verbreiten. Trotz grausamer Verfolgungen fand diese Lehre Anhang, auch in höheren Kreisen; selbst Geistliche, ja der Metropolit Zosima (1490 bis 1494) hingen ihr an. Genaueres über diese Secte ist um so schwerer zu erfahren, als ihre Existenz officiell geleugnet wird.

Herr von Haxthausen, welcher übrigens mehrere altgläubige Secten irrthümlich von den übrigen trennt, erwähnt hier noch der Secte des verherrlichten Erlösers. Während nämlich nach der Legende der lateinischen Kirche das Antlitz des leidenden Heilandes sich in dem Schweißtuche der Veronica abgebildet, ist es nach der Annahme der orientalischen Kirche das Bild des verherrlichten Erlösers, wie er gen Himmel aufgefahren. An dieses Bild nun knüpft sich der ganze Gottesdienst der in Rede stehenden Secte: in den Stunden der Andacht sollen alle Gedanken der Eingeweihten sich in der Anschauung des göttlichen Bildes vertiefen und dieselben dabei in den Zustand entzückter Seligkeit gerathen.

Die modernen Secten, welche erst im vorigen Jahrhundert entstanden, indessen manche Reste früherer Häresien in ihren Schooß aufgenommen haben mögen, sind offenbar das Product occidentalischer, vornehmlich deutsch-philosophischer Einwirkungen. Man hält im Allgemeinen, und wohl nicht mit Unrecht, die Russen für nicht geneigt noch begabt für tieferes Philosophiren und grübelnde Verinnerlichung; dennoch würde man in der Annahme irren, daß, gleichwie die griechische Kirche mehr, als die irgend eines andern christlichen Volkes, in Aeußerlichkeiten sich verliert, so auch alle russischen Secten nur in äußeren Gebräuchen sich von einander unterschieden und nie auf verschiedene Auffassungen des Wesens Gottes oder irgend eine höhere Idee gegründet wären. Bei den in unsere zweite Sectengruppe gehörenden Malakanen und Duchoborzen finden wir eine Art theologischen Systems. Obwohl sie in vielfacher Beziehung mit einander übereinstimmen, leben die Malakanen (d. i. „Milchesser“, weil sie während der Fasten, der orthodoxen Kirchensatzung zuwider, Milch genießen) und die Duchoborzen (d. i. „Geistkämpfer“, Spiritualisten) doch ganz getrennt, und, wenn sie mit einander in Berührung kommen, beständig in Feindschaft. Ihre Entstehungsgeschichte ist völlig dunkel; im Anfang des vorigen Jahrhunderts tauchen die ersten Spuren einzelner ähnlicher Irrlehren auf, beeinflußt durch eingewanderte deutsche Mystiker, der Sage nach namentlich durch einen im siebenjährigen Kriege gefangenen preußischen Unteroffizier; eine geordnete Organisation findet sich bei ihnen nicht. Das russische Volk identificirt diese modernen Reformsecten mit dem Freimaurerthum und nennt sie danach (franc maçons) corrumpirt Farmassony.

Ueber das Glaubensbekenntniß der Malakanen veröffentlicht Haxthausen nach directen Mittheilungen etwa Folgendes: Sie glauben an die Bibel, als an das Wort Gottes, und an eine göttliche Dreieinigkeit. Gott, für sich selbst existirend, ein ewiger, unerforschlicher, unsichtbarer Geist, ist der Urheber alles Geschehenen, weiß, sieht und lenkt Alles. Das Geschaffene war ursprünglich gut und vollkommen; nach dem Sündenfalle folgte mit dem Verluste des Ebenbildes Gottes die Verstoßung aus dem Paradiese, dann aus göttlichem Erbarmen die Verheißung und Sendung eines Erlösers, des eingeborenen Sohnes Gottes aus des Weibes Samen, des Gottmenschen, der die Erlösung der sündigen Menschheit und die Reinheit seiner Lehre durch sein Martyrium besiegelte. Nach seiner Auferstehung sandte er den vom Vater ausgehenden heiligen Geist und gründete durch die Apostel seine heilige Kirche, eine Versammlung der Rechtgläubigen. Bei Auslegung der zehn Gebote verwerfen die Malakanen als abgöttisch die Anbetung der von Menschenhänden gefertigten Bilder, erkennen den Eidschwur für sündlich, den Sonntag als heilig und mit frommer Feier zu begehen, die Obrigkeit berechtigt, Gehorsam zu fordern, verbieten Völlerei, Betrügerei, Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Beschimpfung, Lüge 2c. Wer die Gebote, welche die Liebe zu Gott und dem Nächsten gebieten, hält, wird selig; doch vermag solches nach Adams Fall kein Mensch aus eigenen Kräften; durch den Glauben an Jesum, den man im Worte Gottes zu suchen hat, gewinnt man die Kraft dazu.

Bis hier entfernen sich ihre Lehren wenig von den orthodox-katholischen; in der Lehre von den Sacramenten treten aber spiritualistische Anschauungen hervor, die in protestantischen Einflüssen wurzeln. Unter der wahren Taufe wollen sie nicht die Abwaschung des unreinen Leibes mit irdischem Wasser, sondern die geistige Läuterung der Seele durch den Glauben an den dreieinigen Gott verstanden wissen. Aeußere Salbung verwerfen sie und empfangen mit dem Eindringen in die Lehre Christi eine geistige Salbung von oben. In

den Worten des Evangeliums finden sie das geistige Brot des Lebens und erachten den Genuß irdischen Brotes und Weines zum Gedächtniß Christi für überflüssig. In Betreff der Buße halten sie sich an das Wort Pauli: „Bekennet Einer dem Andern Eure Sünde und betet für einander!" Die Priesterweihe verwerfen sie gleichfalls; ihren Oberhirten verehren sie in der Person Christi, und zur Vornahme religiöser Handlungen wählen sie aus ihrer Mitte ehrbare Männer von frommem Sinn und Wandel. Die Ehe wird durch Uebereinstimmung der Verlobten unter gemeinsamem Gebete geschlossen und ist unauflöslich. Die wahre Oelung suchen sie in brünstigem Gebete der Getreuen für die Kranken. Die Fasten halten sie vor Weihnachten und vor Ostern inne.

Die Malakanen leben im Allgemeinen friedlich und ehrbar; charakteristisch ist, daß sie 1812 in Napoleon den von allen Propheten verheißenen „Löwen aus dem Thal Josaphat" erblickten, der gekommen sei, das Reich des falschen Czaren zu stürzen; sie sandten zu seiner Begrüßung eine Deputation in weißen Gewändern aus, um ihn ihrer Ergebenheit zu versichern; die Boten fielen indeß russischen Kosacken in die Hände und nur ein Einziger gelangte zu den Seinigen zurück.

# Zwei neue Hypothesen über den Golfstrom.

In einer der jüngsten Sitzungen der Londoner Geographischen Gesellschaft wurde der Golfstrom erörtert. Commander Chimmo von der königlichen Marine, der vom Juni bis August 1868 im Auftrage der Admiralität nautische Forschungen angestellt hatte, sprach über „Tiefenmessungen und Temperaturen im Golfstrome". Er hat dieselben angestellt am Nordrande des Golfstromes, innerhalb und außerhalb desselben, südlich von der Neufundlandbank, und von dort bis nach den Azoren. Die größte Tiefe, welche er auf dieser Strecke fand, betrug nur 2700 Faden. Chimmo nahm auch Tiefenmessungen in den Gegenden vor, wo nach Maury's Angaben das Meer unergründlich sein soll, und er fand dort eine Tiefe von nur 1450 Faden, also 8700 Fuß. Er lothete auch auf der Stelle, welche auf den Karten als Milne- oder Sainthill-Bank verzeichnet steht; er fand aber dort keine Bank, sondern sehr tiefes Wasser. Die Temperatur des Meeres unter dem Golfstrome fand er in 44°3′ Br. 48°7′ L. bei 50 Faden Tiefe 43° F., und bei 1000 Fuß 39½, während die Temperatur der Oberfläche 61° F. betrug. Die letztere war weiter nach Osten hin, in 37°47′ L. 43°43′ Br., 69° F., jene in 100 Faden Tiefe 59 und bei 1000 Faden 43° F. Diese letztere Temperatur stellte sich im Allgemeinen als jene der beträchtlichen Tiefen heraus. Vermittelst des Senkbleis kamen viele Ueberreste von Organismen zu Tage und Chimmo hat dieselben mikroskopisch untersucht. Er ist überzeugt, daß in beträchtlicher Tiefe kein lebendes Geschöpf vorhanden ist; alle seine Specimina waren todt und theilweise mit unorganischen Partikeln angefüllt.

Darauf hielt A. G. Findlay seinen Vortrag über „einen Irrthum, welcher in Betreff des Golfstromes obwaltet." Er erörterte zunächst die Dimensionen, welche derselbe zwischen Florida und Cuba hat, also da, wo er am wärmsten ist und am schnellsten fließt. Dann suchte er den Nachweis zu führen, daß die Größe und Stärke des Golfstromes platterdings ungenügend sei, ihn bis an die Küsten von Europa zu treiben und dort den Einfluß der tropischen Hitze über eine so ausgedehnte Oberfläche geltend zu machen. Den Messungen zufolge, welche bei der Küstenaufnahme der Vereinigten Staaten angestellt worden sind, beträgt die wirkliche „sectionale Oberfläche" des Golfstromes im Canale von Florida nicht mehr als von 5 bis 8 englischen Geviertmiles. Im Jahre 1855 lieferte Commander Craven den Nachweis, daß die beträchtlichste Tiefe der See zwischen Cap Florida und den Bemini-Inseln, also auf einer Strecke von 45 Miles, nur 300 bis 370 Faden betrage, daß die Temperatur des Wassers am Grunde sich auf nur 49° F. stelle, daß also das warme Wasser nicht mehr als ein Drittel, höchstens die Hälfte der Gesammtmasse einnehme. Die gesammte über 70° F. Wärme haltende Wassermenge, welche aus der Straße von Florida herauskommt, ist nicht einmal hinreichend, auf der Höhe von Neufundland eine 50 Fuß starke Oberflächenlage zu bilden. Und in dieser Gegend trifft der Golfstrom zusammen mit der arktischen sogenannten Labradorströmung, die viele Gürtel oder Streifen kalten Wassers zwischen correspondirende warme Streifen des Golfstromes hineintreibt. Dieser kalte Labradorstrom schneidet dem eigentlichen Golfstrome ein weiteres Vordringen ab, nämlich den scharf begrenzten westlichen Streifen desselben. Der östliche Golfstrom, welcher sich dann mit dem übrigen Wasser des Atlantischen Oceans vermischt, entsteht durch die vorwaltend südlichen Winde in diesem Ocean und wird von denselben nach Norden hin getrieben. Es ist die dergestalt gebildete oceanische Treibströmung und nicht der Golfstrom, welche die Kokosnüsse und andere tropische Gegenstände an die nördlichen Küsten treibt.

Dies die Ansicht Findlay's. Wir finden nun im „Athenäum" vom 20. Februar eine Bemerkung „über den Golfstrom und insulare Klimate" vom Obersten Greenwood, welche Folgendes besagt: Es ist entschieden ausgemacht, daß insulare Klimate ein Resultat der Luftströmungen, nicht der Meeresströmungen sind. Das Klima einer jeden westlichen Küste auf der nördlichen Halbkugel ist gemäßigter als das auf den östlichen Küsten. Dies ist ganz einfach eine Folge davon, daß auf der nördlichen Halbkugel West- und Südwestwinde vorherrschen. Diese durch das Meer gewärmten Winde modificiren die continentale Kälte im Winter und die continentale Hitze im Sommer. Britisch Columbia und Vancouverinsel liegen unter denselben Breiten wie Labrador und Neufundland. Diese letzteren haben ein äußerst kaltes und rauhes Klima, während in Britisch Columbia das Vieh im Freien überwintert. Wäre etwa der Golfstrom davon die Ursache?? Luft, Wasser und Land wirken gegenseitig auf einander ein, d. h. die Temperatur der einen wirkt auch auf die Temperatur der andern. Wer im Serpentine (in London) badet, weiß, daß Wasser im Sommer warm ist, und das ist es, weil wir dann warme Luft haben. Im Winter kann man dort Schlittschuh laufen, weil im Winter die Luft kalt ist. Bei Nordost haben wir in der Regel Frost, Schnee und Eis, weil der Wind seine Temperatur über dem nördlichen Festlande angenommen hat. Frigora mitescunt zephyris, also bei Südwest wird die Kälte gemildert; dann haben wir Thauwetter. Weshalb das? Weil der Wind seine Temperatur durch das Wasser

des südlichen und westlichen Atlantischen Oceans erhält. Aber das Wasser des Atlantic temperirt unsere Westwinde hier nicht in höherm Grade als das Wasser des Pacific jene in Britisch Columbia. In großen Tiefen ist die Meerestemperatur sehr gleichmäßig, weil die Temperatur der Luft nicht auf sie einwirken kann.

* * *

„Ein großer untergebirgischer Strom unter den Rocky Mountains in Nordamerika als Ursache des Golfstromes.“ Niemand kennt die „rothen Leute“ so genau und gründlich wie Catlin, dem wir bekanntlich mehrere Werke über die Indianer verdanken. Seit einer Reihe von Jahren hat er seine ethnographischen Studien ruhen lassen und sich geologischen Forschungen zugewandt, theils in Südamerika, wo er die Cordilleren bereiste, theils auf den Antillen, dann auch in den Rocky Mountains. Wir ersehen aus der neuesten Nummer (15. Februar) von Trübner's „American and Oriental literary record“, daß von Catlin ein Werk unter der Presse ist „über die emporgehobenen und gesunkenen Gesteine Amerikas und deren Einfluß auf oceanische, atmosphärische und Landströmungen“. Catlin will in seinem Buche insbesondere den Nachweis führen, daß er „einen Fluß entdeckt habe, welcher unter den Felsengebirgen hinströmt. Dieser ist viele Mal breiter als der Mississippi, sein Lauf etwa doppelt so lang wie jener des Mississippi; er strömt durch die weiten Felsengewölbe der emporgehobenen Gebirge, ohne daß er an Wassermenge verlöre durch Abspülungen von Alluvialboden, der ja nicht vorhanden ist, oder durch Verdunstung. In seinem Lauf empfängt er die versinkenden Ströme und Seen Mexicos und strömt dann, ohne daß man es äußerlich wahrnehmen könnte, mit vielleicht hundert Mündungen in sein tiefes Bett — nämlich das caraibische Meer und den mexicanischen Golf. Die vielen rauchenden Berge, zitternden Felsen und Zughöhlen (Montagnes qui fument; Roches qui tremblent; Blowing Caves), welche in den Felsengebirgen so häufig vorkommen, deuten auf submontane Cascaden. Diese entstehen durch das Wasser von Schnee, Regen, Gletschern und tausend versinkenden Flüssen und Seen, welche alle über gebrochenes und winkeliges Gestein sich ihren Weg zum Meere suchen. Die weiten und heißen Wölbungen unter den Andes werden auch ihrerseits einen solchen submontanen Strom haben, welcher vom 30. Grade südlicher Breite nach Norden hin fließt und auch seinerseits in den caraibischen Meerbusen fällt. Die Antillen, welche nun theilweise unter den Ocean hinabgesunken sind, bilden eine Kette von Berggipfeln, welche vor 6000 Jahren noch in ihrer ganzen Großartigkeit über das Wasser hervorragte; sie bildeten einen Theil der Andes. Damals vereinigten sich die beiden gewaltigen untergebirgischen Ströme, ergossen sich nördlich und östlich von den Antillen in den Ocean und unterminirten gemeinschaftlich mit ungewöhnlich heftigen vulcanischen Einflüssen die Antillenkette, welche dann versank. Davon lebt das Andenken in den Ueberlieferungen, dergleichen ich bei den Indianern in Nord- und Südamerika manche gesammelt habe. Dafür zeugt auch das Gestein selber, z. B. durch die Fugen und Rinnen in den riesigen Felsmauern bei Caracas und Santa Martha an der Küste von Venezuela, wo diese mächtige Kette durchbrochen wurde. Jene Katastrophe war vielleicht die gewaltigste, welche unser Erdball jemals erfahren hat. Damals sank die Halbinsel Yucatan mit ihren glänzenden Azteken- (— ?! ? —). Städten; nachher wurde sie wieder theilweise emporgehoben und so entstanden die beiden Aestuarien: der Golf von Mexico und das caraibische Meer, in welche die beiden subterranen Ströme in Folge beständigen Ueberströmens der großen untergebirgischen Cisternen nun ihr klares und blaues Wasser ergießen, welches erhitzt worden ist durch die vulcanischen Oefen, über welche sie fließen. Durch das Einströmen dieser Flüsse in die caraibische See hat der westliche Theil dieser letztern ein um etliche Fuß höheres Niveau als der übrige Ocean. Die Strömung geht dann in den mexicanischen Golf, der Westküste desselben entlang und führt in ihrem Laufe das Wasser des Rio del Norte und des Mississippi mit sich fort. Beim Cap Florida geht dann diese gewaltige Masse in den Atlantischen Ocean über und wird zum Golfstrom, über dessen Entstehung man sich bisher so viel Kopfbrechens gemacht hat.“

Wir geben diese abenteuerlich erscheinende Hypothese so wie Catlin sie hinstellt, bemerken aber, daß es reiner Unsinn ist, die Ruinenstädte in Yucatan als „aztekisch“ zu bezeichnen und ihnen ein Alter von mehr als 6000 Jahren zu geben.

---

# Vom Büchertische.

## Reisen durch Südamerika von J. J. v. Tschudi.

Uebersicht der Reiseroute. — Von Molinos in Catamarca durch die Wüste nach Atacama und Cobija. — Die Apachiteas, geheiligte Steinhaufen. — Vegetationscharakter der Puna und der Wüste. — Die Bergkrankheit und ihre Symptome. — Elektrische Spannung der Luft. — Indianische Alterthümer. — Die Leichenfelder bei Arica. — Mumiengruben und künstliche Augen. — Die Museen in Valparaiso, La Paz und Lima. — Die Erdesser auf dem bolivianischen Hochlande.

Mit dem fünften Bande (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869, 416 Seiten) ist diese Reisebeschreibung zum Abschlusse gekommen. Das Buch ist ungemein lehrreich und voll der interessantesten Mittheilungen, durch welche unsere Kunde über Brasilien, die Laplatastaaten, Chile, Bolivia und Peru eine große Bereicherung erfährt. Herr von Tschudi ist, von seiner gründlichen Gelehrsamkeit abgesehen, ein Mann von praktischer Lebenserfahrung; er hat einen klaren Blick, beobachtet scharf, und überall fühlt man heraus, daß es ihm vor allen Dingen daran liegt, die Wahrheit zu sagen. Er hat keine Voreingenommenheiten und keine Vorurtheile; deshalb fallen seine Aussprüche allemal so ruhig und gediegen aus, und einem solchen Manne darf man trauen und kann dem glauben, was er sagt. Insbesondere sind die Ansichten zu beherzigen, welche er über die anthropologischen und die staatlichen Verhältnisse der von ihm besuchten Länder ausspricht; wir behalten uns vor, speciell darauf zurückzukommen, weil die Wahrnehmungen und Schilderungen eines so gewiegten Kenners ganz geeignet sind, den ethnologischen Phantastereien und den pseudophilanthropischen Wahngebilden ein Ende zu

machen, welche noch immer in den Köpfen vieler Leute wuchern. Herr von Tschudi stellt die Thatsachen den Floskeln und den inhaltleeren Redensarten gegenüber.

Bevor wir auf den Inhalt eingehen, wollen wir ein Bedauern aussprechen. Ein so werthvolles wissenschaftliches Werk muß ein Register haben; sodann sind, der Uebersichtlichkeit halber, Columnentitel nöthig. Wir haben das früher ausdrücklich hervorgehoben, aber leider ist auf die Brauchbarkeit des Werkes und auf den Nutzen der Leser keine Rücksicht genommen worden. Wir tadeln das. Sodann fanden wir viele Druckfehler, welche sonst in der Brockhaus'schen Officin selten vorkommen. Daß dieselbe auch hier wieder Sidney statt des richtigen Sydney druckt, zeugt dafür, daß „Hausorthographien" hartnäckig sind.

Doch das beiläufig. Herr von Tschudi ging von Catamarca im westlichen Argentinien über die Cordillera von Molinos durch die Wüste nach Atacama, eine Strecke von 126 spanischen Meilen, und weiter nach Cobija, dem bolivianischen Seehafen. Er fuhr von dort nach Valparaiso und dann nach Arica, von wo er über die peruanische Handelsstadt Tacna seine Wanderung ins Innere von Bolivia antrat. Er zog durch das Gebiet der Aymará-Indianer nach Oruro, das von Tacna 96 Leguas entfernt ist und 12,450 Fuß über dem Meere liegt, über eine Anzahl von Pässen im Hochgebirge, die bis zu 14,400 englische Fuß hoch liegen. Als er sich der Hauptstadt La Paz näherte, schimmerte ihm der schneebedeckte Illimani (21,149 Fuß hoch) entgegen. Von La Paz aus besuchte er die wunderbaren Ruinen von Tiahuanaco und den Titicaca-See, welche in der Geschichte des alten Peru eine so bedeutende Rolle spielen; ging dann nach Puno, fand unterwegs eine Poststation in 15,590 Fuß Höhe über dem Meere auf dem Passe von Cachipascana, und überzeugte sich, daß noch in 16,000 Fuß Höhe Straßenräuber ihr böses Handwerk treiben. Uns erinnerte das an die Koloräuber, welche in eben so beträchtlicher Höhe den durch Osttibet ziehenden Yak-Karawanen auflauern. In Arequipa, dieser reizenden Oase, fand er Veranlassung genug, Betrachtungen über die Erdbeben anzustellen. Von Islay schiffte er nach Pisco und Callao, verweilte einige Zeit in Lima und nahm den Rückweg über die Landenge von Panama.

Das Studium auch dieses Bandes ist ein wahrer Genuß; man gewinnt dadurch einen großen Schatz von Belehrung. Wir haben die Reiseroute in Umrissen angegeben, können aber einem so reichen Inhalte gegenüber nicht ins Einzelne eingehen, sondern müssen uns begnügen, das Eine oder Andere hervorzuheben.

Der Wanderung von Molinos in Catamarca über die Cordillera und durch die Atacamawüste folgt man mit großer Spannung. Im Gebirge brechen die Schneestürme zuweilen mit erstaunlicher Schnelligkeit los, namentlich in den Wintermonaten, d. h. vom Mai bis November, und die Vorboten derselben sind so unbedeutend, daß sie oft selbst den Indianern entgehen. Manchmal ist keine Rettung möglich und zahllos ist die Menge der Lastthiere, welche auf diesem von den Arrieros (Maulthiertreibern) doch gewöhnlich nur in der günstigsten Jahreszeit bereisten Wege dem Hunger, dem Durst und der Müdigkeit erliegen. Herr v. Tschudi zählte einmal in weniger als einer Viertelstunde an dem Pfade 19 Maulthiergerippe.

Auf dem Kamme des Gebirges traf der Reisende einen jener Steinhaufen an, welche als Apachitas oder Apachetas bezeichnet werden. Dergleichen sind von den Indianern seit den ältesten Zeiten auf den höchsten Punkten der Gebirgsübergänge errichtet worden und sie hatten ursprünglich eine religiöse Bedeutung. Gegenwärtig werfen die Indianer bei denselben gedankenlos einen Stein zu den anderen oder legen ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder sie spucken auch wohl den gekauten Cocaballen auf den Steinhaufen, ohne zu wissen, welchen Sinn ihre Vorfahren einer ähnlichen Opfergabe unterlegten. Es knüpft sich indessen noch allerlei Aberglauben daran. —

Uns erinnern diese südamerikanischen Apachitas an ähnliche Steinhaufen, die Obos in der Mongolei, welche sich gleichfalls an gefährlichen Stellen der Wüste oder des Gebirges befinden und auf welche jeder Mongole, der an ihnen vorüberkommt, unter Gebet einen Stein wirft. Die Entlehnungstheoretiker würden in Verlegenheit kommen, einen „Zusammenhang" zwischen Obos und Apachitas nachzuweisen.

Von dem Passe Abra de la Cortadera, welcher die Grenze zwischen Argentinien und Bolivia bildet, beginnt im Hochland, auf der „Puna", die Wüste, welche, nur von wenigen Oasen unterbrochen, bis an den Stillen Ocean sich erstreckt. Westlich von dem Passe bildet da und dort ein niedriger, dürrer Strauch oder gefrorene Büschel Ichugras (Stipa ichu) den spärlichen Pflanzenwuchs dieser eisigen Region. Diese Grasbüschel bilden den eigenthümlichen Vegetationscharakter des peru-bolivianischen Plateaus; sie kommen unter 11,000 bis 12,000 Fuß nur selten vor, sind zumeist kreisrund, steif, dürr und bürstenförmig. Weiterhin hörte aller Pflanzenwuchs völlig auf, aber man findet trotzdem viele Tausend Löcher von Wühlmäusen. „Wovon mögen sich diese Thiere hier wohl nähren?" Das konnte sich Herr v. Tschudi nicht erklären; „sollte vielleicht hier eine unterirdische Vegetation vorkommen, welche sich bisher dem Auge des Forschers entzogen hat?"

An den vereinzelten Salzlagunen wächst etwas Riedgras und dort findet man wohl die Hütte eines indianischen Hirten, der eine Herde magerer Punaschafe weidet; sie nagen an dem trockenen Ichugrase.

Der Reisende hat in jenen hohen Gegenden großes Ungemach auszustehen. Die Haut des Gesichtes schmerzt in der dünnen Luft und dem eisigen Winde; auch die Augen thun weh und sind entzündet. „Als ich mich auf einer vor dem Winde geschützten Stelle, Rincon genannt, bückte, um meine Satteldecken und Ponchos zum Nachtlager zwischen den Koffern auszubreiten, fühlte ich plötzlich ein heftiges Unwohlsein, das sich in Ohrensausen, Schwindel, Beängstigungen, erschwertem Athmen und stürmischem Herzklopfen äußerte. Ich machte einige Schritte; das Gehen erleichterte einigermaßen die Beängstigung, aber ich konnte vor Mattigkeit die Füße kaum heben. Sobald ich mich zum Feuer niederbeugte, vermehrten sich die Beklemmungen und Respirationsbeschwerden; durch jede Bewegung der Arme steigerte sich das Unwohlsein bis ins Unerträgliche. Mein Puls machte 112 Schläge in der Minute; ich empfand einen unüberwindlichen Ekel vor jeder Speise, der Gaumen war trocken, die Zunge schwer. Es war mir unmöglich Nahrung zu genießen. Nach wenigen Zügen von aromatischem Paraguaythee fühlte ich eine Vermehrung der Gehirncongestionen; nur das Tabackrauchen und eine ruhige, horizontale Rückenlage brachten mir einige Erleichterung."

Das war die Bergkrankheit — Soroche, Puna, Veta, Marea oder Tembladera —, von welcher der Reisende zuerst in der Höhe von 13,200 Fuß ergriffen wurde. Herr von Tschudi geht ausführlich auf diese merkwürdige Erscheinung ein (S. 59 ff. 70, 192) und widerlegt diejenigen, welche das Vorkommen derselben in Abrede gestellt oder doch die Heftigkeit derselben bezweifelt haben. Es ist übrigens Thatsache, daß die Reisenden an gewissen Oertlichkeiten von der Bergkrankheit mit weit größerer Heftigkeit befallen wer-

den als an anderen, die eine viel bedeutendere verticale Höhe haben. Sie ist also nicht ausschließlich eine Folge des verminderten Luftdruckes.

In dem Nachtlager Rincon beobachtete Herr v. Tschudi eine außerordentlich starke elektrische Spannung der Luft. Bei der geringsten Reibung sprüheten alle wollenen Stoffe Funken und ein lästiges Knistern begleitete Tags beim Reiten, Nachts auf dem Lager eine jede Bewegung. Beim Auf- und Absatteln der Thiere schossen aus den Fingerspitzen elektrische Flämmchen, an den Haaren der Thiere saßen bläuliche Punkte, und wenn man ein paarmal lebhaft über die Mähnen strich, dann knisterte und sprühete es wie von einer elektrischen Batterie. „Auf mich brachte dies einen höchst unangenehmen Eindruck hervor; das unablässige Knistern, das eigenthümliche Prickeln auf der Haut versetzten mich in eine gereizte Stimmung und vermehrten das Unbehagliche meiner Lage. Einmal bemerkte ich plötzlich an den Ohren meines Maulthieres etwa zwei Zoll lange blaue Flämmchen, wahre St. Elmsfeuer. Sie saßen nicht an den Ohrenspitzen auf, sondern schwebten ein paar Linien davon, anscheinend frei in der Luft, folgten aber doch immer in gleicher Entfernung zitternd jeder Bewegung des Kopfes."

Der Vegetationscharakter der etwa 4000 Quadratmeilen umfassenden Atacamawüste ist geradezu trostlos. Die wenigen Gewächse sind zumeist grau, oberhalb haarig, kleberig, ungemein stark riechend, viel verästelt, ohne Blätter und Blumen. Auf der bolivianischen Abdachung der Andes kommen in einzelnen geschützten Thälern an kleinen Bächen Grasplätze vor, sogenannte Potreros, aber von allen Gefließen erreicht keines den Ocean. Ohne jene Grasplätze wäre die Wüste absolut nicht zu bereisen. Herr von Tschudi nimmt an, daß im Ganzen nur 80 bis 90 Quadratmeilen fruchtbaren Landes in dieser Wüste zerstreut liegen, Alles „winzige Oasen". Unweit der Ortschaft Atacama dehnt sich ein Salzsumpf von 51 Quadratmeilen aus.

Zwischen der nackten Wüste und den Grasplätzen giebt es noch eine Zwischenstufe, — die Strecken, auf welchen die eigentliche Wüstenvegetation (meistens Synantheren) heimisch ist. Sie besteht aus Pflanzen, die den Boden nicht überdecken, sondern in Abständen von einander auftreten. Sie geben dem Maulthiere kein Futter, dem Auge keine Erquickung und liefern höchstens etwas Brennstoff, so daß man sich in den bitter kalten Nächten erwärmen kann. Auch diese Büschel stehen in einzelnen Gruppen. Ihr strohartiges, dürres Gras wird von den Guanacos gefressen, von den Maulthieren nur dann benagt, wenn sie aufs Aeußerste vom Hunger geplagt sind.

„Der Eindruck, welchen die Wüste besonders in ihren höheren Theilen auf den Reisenden macht, ist zwar ein großartiger, aber auch ungemein melancholischer. Er ist gewaltig durch das Fremdartige, Chaotische, ich möchte sagen Unvollendete, das in ihrem Charakter liegt. Es ist als hätte der Schöpfer nach Vollendung seiner herrlichen Werke alles unnütze Baumaterial hierher geschleudert und es liege nun taub und todt da für alle kommenden Zeiten." —

Vielfach finden wir Notizen über indianische Alterthümer, namentlich auch über die künstlichen Augen in den Schädeln der alten Indianer. Diese Augen haben viel von sich reden gemacht und man wußte längere Zeit nicht, was dieselben eigentlich seien und aus welchem Material sie bestanden.

Ich will hier darauf hinweisen, daß schon ein paar Jahre vor der Reise des Herrn v. Tschudi dergleichen künstliche Augen durch Lieutenant Rising nach Europa kamen. In der Sitzung der Londoner Ethnologischen Gesellschaft vom 10. Januar 1865 wurden drei derselben vorgezeigt und dann ein Bericht darüber verlesen. („On the artificial eyes of certain peruvian mummies", in: Transactions of the Ethnological society of London, Vol. IV, 1866, p. 59.) Sie sind hell, bernsteinfarbig, halbkugelig und bestehen aus vielen concentrischen Lagen. Lieutenant Rising bekam sie zufällig. Er lag im November 1858 mit dem englischen Kriegsschiffe „Tribune" im Hafen von Arica; ein Kaufmann, der sie ihm schenkte, hatte sie in einer „Mumiengrube" unweit von der Stadt gefunden. Rising begab sich dorthin; er fand eine beckenförmige Vertiefung von etwa 30 Fuß Tiefe und 100 Fuß im Durchmesser, mit leichtem sandigen Boden, der an der Seite theilweise vom Rand in die Tiefe herabgefallen war, so daß etliche Leichen theilweise zu Tage gekommen waren. Er löste etliche derselben los und fand, daß Alle auf gleiche Weise bestattet worden sind. Alle, die keine Einwirkungen von der Luft erfahren hatten, waren dunkelfarbig, hatten noch alles Fleisch an den Knochen und das Haar auf dem Schädel. Mumificirt durch irgend eine Vorrichtung waren sie nicht, weil man die Eingeweide nicht herausgenommen hatte, auch waren sie nicht zusammengeschrumpft, also nicht am Feuer getrocknet worden. In den Augenhöhlen mehrerer Schädel fand er künstliche Augen, dann auch andere, welche in losem Sande am Boden der Grube umherlagen. Neben jeder Mumie waren verschiedene Geräthe eingescharrt worden, z. B. Pfeilspitzen von Feuerstein oder irdene Gefäße; man fand aber weder Zeug noch Holz oder überhaupt irgend einen Gegenstand, an welchem diese Augen etwa als Zierrath hätten angebracht werden können. Die Leichen waren einfach etwa zwei Ellen tief eingescharrt worden. Die Eingeborenen halten jene Mumiengrube sehr in Ehre und sehen es ungern, daß man sie besuche; sie selber haben diese Stelle niemals als Begräbnißplatz benutzt.

So weit Lieutenant Rising. Die Augen gelangten nach London an Professor Owen, der dann bemerkte, daß sein Vorgänger Wollaston solch ein Auge eine Zeitlang in seiner Westentasche getragen, und dasselbe seinen Freunden vorgezeigt habe. Diese wußten nichts daraus zu machen, bis endlich Clift, Curator des Museums des College of Surgeons, das Richtige traf. Er erklärte den Gegenstand für die krystallinische Linse vom Auge eines großen Tintenfisches, welcher in der Südsee häufig vorkommt. Jenes Auge befindet sich in der Sammlung des eben genannten Museums. Der Augenarzt Bowman hat erklärt, daß er manche künstliche Augen aus solcher Linse verfertigt habe. Bollaert (Peruvian antiquities p. 151), der übrigens ein vortrefflicher Kenner Südamerikas ist, täuschte sich in Betreff dieser Augen. Er hielt sie für Huacas, geheiligte, geweihete Gegenstände, welche man dem Todten mitgegeben habe.

Wir theilen diese Notizen mit, weil Herr von Tschudi von Rising's Funde und den in London darüber gepflogenen Verhandlungen nichts erwähnt. Er bemerkt, daß einige Jahre vor seiner Ankunft in Arica Hafenbauten unternommen wurden. Bei dieser Gelegenheit grub man Hunderte von Mumien aus, denn bei der Stadt findet man fast nach allen Richtungen ausgedehnte Leichenfelder aus vorspanischer Zeit. Der Reisende beschreibt mehrere derselben, welche er besucht hat. Der Durchmesser eines einzelnen altindianischen Grabes ist, jenachdem es mehr oder minder Leichen enthält, 10 bis 12 Fuß groß; die Wände sind mit Steinen ausgesetzt, damit der lockere Sand nicht abrutsche. In dem mehr oder weniger runden 4 bis 5 Fuß tiefen Loche wurden die Leichen in hockender Stellung beigesetzt. In der Regel überdeckte man das Grab mit Steinplatten, oft wurde es aber auch nur mit Sand zugeschüttet, besonders da, wo es an passenden Decksteinen fehlte. Die meisten Gräber ent-

halten mehrere Mumien und Herr von Tschudi giebt einige derselben in Abbildungen. Auch er erhielt künstliche Augen, deren er drei abgebildet hat. Sie sind 5 bis 6 Linien breit, eben so hoch, an ihrer vordern Fläche etwas concav, nach hinten zu kugelig. Die Farbe des Ueberzugs ist dunkelschwarzbraun mit Ausnahme der vordern Fläche, die von einem intensiven Rothgelb und etwas durchscheinend ist. Im Mittelpunkte derselben bemerkt man einen etwas lichtern Kreis, um denselben eine Anzahl weiterer Kreise. Vom äußern Rande gegen den Mittelpunkt zu verlaufen strahlenförmig eine große Menge ritzenartiger Linien. Die ganze Masse besteht aus einer Anzahl halbkugeliger, concentrisch über einander gelagerter, durchscheinender, gelber, meist stark glänzender Lamellen. Diese künstlichen Augen werden den Leichen, nachdem ihnen die eigenen ausgerissen worden waren, in die leeren Höhlen gelegt; sie geben den Schädeln einen unheimlichen Ausdruck. Man fand sie bis jetzt nur bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Mumien in Peru und Bolivia. „Valenciennes und Fremy unterzogen sie einer chemischen Analyse und fanden, daß sie aus Phaconine bestehen; sie wiesen nach, daß es wirklich natürliche Augen sind, und zwar von dem an der peruanischen Küste nicht selten vorkommenden Riesentintenfische, Loligo gigas."

Herr von Tschudi ist bekanntlich einer der gründlichsten Kenner südamerikanischer Alterthümer, und er hat es nicht versäumt, verschiedene Museen zu besuchen. Das zu Santiago, der Hauptstadt von Chile, fand er in trefflichem Zustande; dasselbe enthält die bedeutendste und bestgeordnete naturhistorische Sammlung Südamerikas, welche man unserm deutschen Landsmanne Professor Philippi verdankt; die mineralogische Abtheilung ist besonders werthvoll. Unter den Alterthümern aus den Zeiten der Inkas befinden sich sehr interessante Figuren aus Bronzeguß. Eine derselben, eine halbe weibliche Figur von 21 Zoll Höhe und 70 Pfund schwer, hat Herr von Tschudi abgebildet. Diese Büste ist ein sonderbares Gemisch von vorgeschrittener Kunst und den ersten künstlerischen Anfängen der dämmernden Civilisation des Inkareiches.

Das Museum zu La Paz in Bolivia ist eine Rumpelkammer von allerlei Curiositäten, unter denen sich werthvolle Alterthümer befinden. Viele derselben, welche aus Gold und Silber bestanden, sind gestohlen worden; was nicht von edelm Metall ist, hat man liegen lassen, z. B. einen Torso, der als ein wahres Muster von vollendeter Arbeit altperuanischer Bildhauerei betrachtet werden kann. Unter den Alterthümern von Stein befinden sich Aexte, z. B. eine Streitaxt, die eine genau europäisch-mittelalterliche Form hat, Steinsterne und kleine Mörser; Metallgegenstände sind flaschenförmige Geschirre mit sehr langem Halse, wie es scheint aus der zur Inkazeit bekannten Legirung von Gold, Silber und Kupfer; Löffelnadeln von verschiedener Größe und Gestalt mit Vicuñaköpfchen aus Bronze und vielerlei Gegenstände, z. B. Pincetten, Meißel und Brechstangen aus Kupfer. Das Museum in Lima hatte Herr von Tschudi vor zwanzig Jahren genau kennen gelernt; es ist aber seit jener Zeit nicht etwa bereichert worden, sondern man hat auch dort einen beträchtlichen Theil des Inhalts gestohlen, und zwar die werthvollsten Gegenstände. Der Dieb war ein gewisser Solar, Director des Museums, der nach seiner Flucht bekannt machte, er habe sich schadlos halten müssen, weil die Regierung ihm seinen Gehalt nicht regelmäßig ausgezahlt habe! —

Noch ein Wort über die Geophagie in Bolivia. Auf den Hochebenen, z. B. in Oruro, besteht die Nahrung vorzüglich aus frischem und luftgetrocknetem Fleische von Rindern, Schafen und Lamas, aus Kartoffeln, Ullucos (Papa lisa), Quinua, frischen Hülsenfrüchten und einigen Kohlarten. Alles wird sehr stark mit spanischem Pfeffer gewürzt. Sehr häufig wird auch eine leichte, weiße Thonerde, die sogenannte Pasa, genossen; man verkauft sie auf dem Markte, wie die übrigen Lebensmittel; sie wird besonders von den Indianern zur Bereitung einer Brühe verwandt und mit gekochten Kartoffeln gegessen. Dieses Erdeessen ist über das bolivianische Hochland weit verbreitet, auch theilweise unter den Weißen, besonders den Frauen. Man isset den Thon entweder gleich roh, so wie er in der Nähe von Oruro gegraben wird, theils schlämmt man ihn und formt ihn zu verschiedenen Figuren, z. B. kleinen Töpfen, Krügen, Monstranzen, Heiligen, Madonnen, Zitherspielern ꝛc., und mengt auch wohlriechende Harze bei, um dem insipiden Geschmacke der Erde ein wenig Aroma zu geben. Diese Figuren werden vorzugsweise von den besseren Classen consumirt. Bei den Indianern ist das Thonessen allgemein verbreitet, bei den Weißen verhältnißmäßig selten. Herr von Tschudi lernte eine Dame kennen, welche seit langen Jahren täglich eine Monstranz oder einen Heiligen aus Thon verspeiste.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Fahrten nach dem nördlichen Polarmeere.

In der zweiten Hälfte des Februar ist ein für den Robbenschlag ausgerüsteter Dampfer, der „Bienenkorb", Capitän Hagens, nach dem nördlichen Polarmeer abgefahren. Rheder des Schiffes ist Herr Rosenthal in Bremerhaven; das Fahrzeug, ein Schraubenschiff von 372 Tonnen, hat 65 Pferdekraft, ist stark gebaut, für die Eisschifffahrt besonders eingerichtet, hat ein Volk von 55 Mann an Bord und ist mit allen Vorräthen auf acht Monate ausgerüstet. Zunächst geht der „Bienenkorb" nach der Insel Jan Mayen, um dort Robben zu schlagen; nachdem er diesen Zweck erreicht hat, soll er, wie wir aus einer Veröffentlichung des Herrn Dr. A. Petermann ersehen, als Entdeckungsschiff in den Central-Polarregionen vordringen, „nach demselben Plane und auf demselben Wege", auf welchem die „Germania" (Grönland) im vorigen Sommer „einen ersten Versuch machte." Dieser gelang bekanntlich nicht; es wurde weder die Küste Ostgrönlands noch der Pol erreicht.

Spätestens im Juni oder Anfang des Juli soll der „Bienenkorb" seine Entdeckungsreise längs der Ostküste von Grönland (— eigentlich wohl entlang der vor derselben sich hinziehenden Eisbarrieren —) nach Norden hin beginnen. Als wissenschaftlicher Begleiter ist der Physiker und Astronom Dr. J. F. Dorst aus Jülich am Bord. Zur Hauptaufgabe hat er sich gestellt: die genaue Aufnahme der Ostküste von Grönland (— natürlich vorausgesetzt, daß man dieselbe erreichen kann —), Forschungen über die physikalischen Verhältnisse des Meeres, sodann magnetische und meteorologische Beobachtungen. — Wir unsererseits wünschen dem „Bienenkorb" wie überhaupt allen Fahrten nach dem hohen Norden den besten Erfolg, können uns aber der Bedenken nicht erwehren, daß man zwischen Spitzbergen und Grönland überhaupt weiter vorwärts kommen werde als die Schweden gekommen sind. Das Project, den „Nordpol" zu erreichen, ist bekanntlich von den schwedischen Forschern, die seit sieben Jahren diesen Theil des arktischen Eismeeres erforscht haben, für ein phantastisches erklärt worden.

Wir ersehen jetzt aus der Veröffentlichung des Herrn Dr. A. Petermann, daß die Fahrt der „Germania" vom 24. Mai bis 10. October 1868 nur als „die erste kleine Pionierfahrt deutscher Entdeckungs-Expeditionen zur See" aufgefaßt werden müsse; den „Bienenkorb" aber müsse man als den „Vorläufer zu der eigentlichen zweiten deutschen Nordpolarexpedition ansehen." Zur Ausrüstung derselben befindet sich Capitän Koldewey an der Unterweser. Sein Bericht über die erste kleine Pionierfahrt soll demnächst erscheinen.

Bekanntlich haben die Männer, welche während der letztverflossenen Jahre, „Nordpolexpeditionen" aufs Tapet brachten, ganz verschiedene Fahrbahnen in Vorschlag gebracht. Der Franzose Lambert sagt: es ist Thorheit, durch den Smith-Sund oder nördlich von Spitzbergen den Pol erreichen zu wollen; Osborne in England steift sich auf den Smith-Sund und verwirft Behringsstraße und Spitzbergen als durchaus unpraktisch; Petermann besteht auf seinem Spitzbergen; die Schweden verhalten sich klug, indem sie sagen: Wir dringen so weit vor wie wir können und lassen uns auf Phantasien nicht ein.

Nun kommt aber auch der Amerikaner Dr. Hayes mit einem Project hervor. Er hat der geographischen Gesellschaft in Neuyork erklärt, daß er den Nordpol zu erreichen wünsche. Unter den vier bisher vorgeschlagenen Wegen: Smith-Sund, Behringsstraße, zwischen Spitzbergen und Grönland, zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, giebt er dem erstern entschieden den Vorzug, stimmt also mit Osborne überein. Ein Vorzug dieser Route bestehe darin, daß Land in der Nähe sei (— so weit man den Smith-Sund kennt, — was weiter liegt ist terra incognita oder mare incognitum, schließt also jede, irgendwie sichere Combination aus —); dadurch sei die Möglichkeit gegeben, eine kleine Colonie von Jägern und Eskimos zu gründen, die als „Operationsbasis" dienen und von welcher aus man sich mit den nöthigen Vorräthen versorgen könne.

Man sieht, auch Dr. Hayes rechnet mit Factoren, die unbekannt sind; denn was im Smith-Sunde über Cap Constitution hinaus liegt, weiß Niemand. Jenseit desselben wollte Kane's Begleiter Morton ein offenes Polarmeer gesehen haben. Das war eine mehr als dreiste Behauptung. Wie konnte er wissen, was über den Bereich seines Gesichtskreises hinaus lag? Wir sind ebensowohl berechtigt anzunehmen und haben dabei die Analogie für uns, daß Morton weiter nichts gesehen hat als eine Wake, eine Polynje, d. h. eine große offene Wasserstelle, die zeitweilig ohne Eis war und die nach ein paar Tagen schon wieder über und über mit Eis angefüllt sein konnte.

Von dem Projecte Lambert's, von der Behringsstraße aus bis zum Nordpole vorzudringen, ist entsetzlich viel Lärmens gemacht worden. Herr Lambert hat dasselbe ungemein stark aufgepufft, die Ausführung desselben den Franzosen als eine nationale Pflicht und Schuldigkeit hingestellt; zu den vielen Gloiren der großen Nation müsse nun auch die Gloire der Entdeckung des Nordpols kommen. Wir wissen nicht ob eine Notiz richtig ist, der zufolge man das Project hat fallen lassen; aber so viel ist ausgemacht, daß mehr als eine halbe Million Francs für das Unternehmen unterzeichnet worden sind. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß Lambert seine Reise unternehme, denn die Wissenschaft kann nichts dabei verlieren. Stieße er aber auf das Wrangells- oder Longs-Land, so könnte auch nicht einmal eine kolossale Zirkelsäge ihm einen Weg durch dasselbe öffnen und er müßte umkehren oder anderwärts herumtasten.

In England ist es, so viel wenigstens wir wissen, von Osborne's Project still geworden. Anfangs wurde dasselbe viel ventilirt; man stritt dafür und dagegen. Dann aber trat die „Times" auf, welche bekanntlich für die öffentliche Meinung ihrer Landsleute seine Fühlfäden hat, und goß eiskaltes Wasser über alle Nordpolprojecte. Viele andere Blätter folgten ihr. Die „Times" sagte:

„Es sind jetzt mehr als einhundert Jahre seitdem die britische Regierung eine Belohnung für die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt ausschrieb und von jener Zeit an bis noch vor wenigen Jahren wurden in kurzen Zwischenräumen Ausfahrten nach dem Polarmeer unternommen. Die Namen Roß und Parry, Franklin, Mac Clure und Mac Clintock wurden berühmt, die Configuration einer öden, von Eis umstarrten Küste wurde theilweise bestimmt. Man machte einige wissenschaftliche Beobachtungen und die Admiralität hatte neue Beispiele von Muth und Ausdauer zu verzeichnen.

„Aber welches ist die Schlußfolgerung, zu welcher jeder Denkende gelangt sein muß? Sie ist keine andere, als daß im Vergleiche zu den verursachten Kosten und den erduldeten Leiden, diese arktischen Entdeckungen das unfruchtbarste Feld sind, auf welches sich jemals die wissenschaftliche Forschung gewagt hat. Seit dem furchtbaren Geschicke des „Erebus" und „Terror" (Franklin und Crozier) hat diese zwecklose Neugier geschlafen und nun soll sie wieder aufgeweckt werden! Kein Seemann ist dem Pole näher gekommen als auf 435 englische Meilen. Ihn wirklich zu erreichen und so zu sagen auf der Spitze der Erdachse zu stehen soll nun der Ehrgeiz neuer Erforscher sein. Aber Osborne hat nicht nachgewiesen, welcher praktische Nutzen mit der Ueberschreitung jener 400 oder 500 Meilen Eisregion gewonnen werden soll. Es handelt sich da mehr um bloße Neugier als um Wißbegier. Wir senden keine Expedition aus, um das Matterhorn zu ersteigen und hoffentlich wird unsere Regierung auch kein einziges Menschenleben mehr aufs Spiel setzen für Erreichung des Nordpols."

So sagte die „Times" vor vier Jahren, im Februar 1865. Wir wollen bemerken, daß Osborne damals in der Londoner geographischen Gesellschaft äußerte: Als praktischer Seemann sei er überzeugt, daß das (— wirkliche oder vermeintliche —) Wasser am Pole nur in einer Jahreszeit erreicht werden könne, wenn alle Schifffahrt zu Ende sei. Er bezweifle auch entschieden, daß der ganze Raum von 150,000,000 Quadratmiles um den Pol nur aus Wasser (— respective Eis —) bestehe.

Wir haben schon früher, „Globus" Band VIII, S. 48, darauf hingewiesen, daß die Hypothese über ein offenes Polarmeer keineswegs neu ist und daß schon 1818 Barrow dieselbe plausibel zu machen versucht hat. Sie ist dann in den letztverflossenen Jahren wieder aufs Tapet gebracht und mit allerlei Neben- und Beiwerk aufgeputzt worden. Was die praktischen Versuche betrifft, über die Hypothese ins Klare zu kommen, so wünschen wir denselben aufrichtig den besten Erfolg. Wir unsererseits glauben aber eben so wenig an das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres, wie daran, daß ein Schiff den Pol erreichen werde. Und diese Ansicht wird von Vielen getheilt. Wie wenn nun „Bienenkorb" oder „Germania", oder Lambert's oder Hayes' Schiff wirklich durch den Eisgürtel dringen und in offene Meeresstellen kommen und dann der Eisgürtel hinter ihnen sich schließt? Dann wird es als „nationale Pflicht" hingestellt werden, die Verlorenen aufzusuchen. Und wenn man dann Expeditionen zu diesem Zwecke ausrüstet und diesen wird dasselbe Schicksal zu Theil? Den vielen Anpreisungen gegenüber kann es nicht schaden, die Dinge auch ruhig und nüchtern zu betrachten und die Befürchtung auszusprechen, daß wir dann eine Schraube ohne Ende haben werden. Wir wollen schließlich noch hinzufügen, daß auch Sir John Richardson Morton's angebliches Polarmeer einfach für eines jener Wasserlöcher erklärte, dergleichen man während der Sommermonate auch nördlich von Spitzbergen beobachtet hat.

---

**Die russische Erforschungs-Expedition nach der Behringsstraße.**

C. S. Von Seiten der russischen Regierung ist im vergangenen Sommer eine wissenschaftliche Expedition von Sibirien aus nach der Behringsstraße ausgerüstet worden; dieselbe wurde der Leitung eines Herrn v. Maydell anvertraut und besteht aus dem Dr. Karl v. Neumann (einem sehr begabten Schüler Liebig's), einem Topographen, einem Chirurgus, 8 Kosaken und etwa 10 Eingeborenen (Jakuten) als Pferde- und Rennthierhirten. Einem uns in Abschrift vorliegenden Privatbriefe eines Mitgliedes der Expedition, d. d. Jakutsk, Ende September 1868, entnehmen wir folgende Einzelnheiten:

Am 15. August reisten die Herren v. Maydell, Dr. Neumann und der Topograph aus Jakutsk zu Boot auf der Lena ab; die Fahrt ging sehr langsam von Statten, weil fast die ganze Strecke von 2500 Werst (über 350 Meilen) conträrer Wind herrschte; sonst war das Wetter schön, wenn auch ziemlich kalt, und zu Beobachtungen günstig. Die Gegend ist sehr hübsch, sobald man an dem steilen Ufer (Kalkfelsen, zwei- bis dreimal so hoch wie die Berge am Rhein und an der Donau) hinfährt; sobald man aber in der Mitte des Flusses sich befindet, glaubt man auf einem See zu schwimmen, so breit ist der Strom, jedenfalls einer der mächtigsten der alten Welt. Jakutsk liegt am linken Ufer in einer trostlosen Gegend und ist ein langweiliges Nest, welches nur zwei Merkwürdigkeiten aufzuweisen hat: die alte hölzerne, über 200 Jahre alte Kosakenfestung und den berühmten 384 Fuß tiefen wasserleeren Brunnen. Die Menschen sind, wie alle Sibirier, höchst zuvorkommend und gastfrei, die Familie des Gouverneurs ist gebildet und artig. Wir wohnen bei dem Veterinärarzt Kollmann, außer einem Schneider dem einzigen Deutschen hier im Orte.

Die eigentliche Reise beginnt erst von hier. Ende October gehen wir zu Pferde über Werchojansk nach Nischni-Kolymsk, wo wir wohl zu Weihnachten und in langer Nacht ankommen werden, da dort die Sonne beinahe zwei Monate nicht mehr aufgeht. In Kolymsk bleiben wir bis zum März und fahren dann mit Hunden nach Anuisk, dem letzten Punkte, bis zu welchem die Russen zu Lande vorgedrungen sind; er ist bekannt durch den Tauschhandel mit den alljährlich im März zum Jahrmarkt dahin kommenden Tschuktschen. Mit den zurückkehrenden Eingeborenen sollen wir dann weiter noch der Behringsstraße. Wie? auf welchen Wegen? auf wie lange? weiß kein Mensch. Verproviantirt sind wir auf zwei Jahre; zur Fortschaffung der Vorräthe brauchen wir 50 Pferde und gegen 200 Rennthiere, die im Verhältniß zur Abnahme des Brotes, Thees, Zuckers, Tabacks u. s. w. auch aufgegessen werden sollen, nebst allen ihren zukünftigen Sprößlingen. Treffliche Fische, namentlich Lachse und Forellen, finden wir überall. So ist für den Magen wohlgesorgt und bei der besten Aussicht auf frisches Fleisch die Gefahr, am Scorbut zu erkranken, nur gering. Unsere Kleidung besteht aus folgenden Stücken: Seidenes Hemd, baumwollenes Hemd, dito Hosen, Pelzrock, Pelzweste, Pelzstrümpfe, Pelzstiefel, Pelzmütze, Alles aus ungeborenen Rennthierfellen. Außerdem trägt man darüber, so lange man reitet, einen großen Pelz, wenn man fährt, eine Bärendecke mit Sack. Auch die Zelte sind aus Filz und Fell. Zur Bewaffnung dienen Büchse, Hirschfänger, Flinte, Revolver, Beil, Messer, kurzum, man kann sich uns als Bären vorstellen, welche eben ein Arsenal geplündert haben.

**Die neue Mündung des Hoang ho.** Dieser chinesische Zwillingsstrom des Yang tse kiang, der nördlich von diesem letztern fließt, hat seit mehreren Jahren radicale Veränderungen in seinem nördlichen Laufe erfahren. Schon 1864 schrieb darüber der jüngst verstorbene Graf d'Escayrac de Lauture, welcher an Ort und Stelle Untersuchungen vorgenommen hatte, eine umfassende Arbeit. Ueber die Thatsache selbst haben wir also bereits seit Jahren Nachrichten, welche dem „Athenäum“ (vom 20. Februar) unbekannt geblieben sind. Die neue Mündung des Hoang ho ist auf den Karten, welche wir gerade zur Hand haben, noch nicht verzeichnet; sie liegt etwa 100 deutsche Meilen nördlich von der frühern. Dr. Martin, einer von den Professoren an der neuerrichteten Pekinger Universität, meldet, daß er vor einiger Zeit trockenen Fußes an der Stelle durch das Flußbett gegangen sei, wo früher die Dschonke des als Gesandter nach China geschickten Lords Amherst gelegen hat. Der Strom hat sich höchst wahrscheinlich sein altes Bett im Norden der Bergzüge von Schantung wieder aufgesucht. Chinesischen Berichten zufolge, die keineswegs unwahrscheinlich sind, hat er seinen Unterlauf in früheren Zeiten mehrfach verändert und ist bald in einer Strommasse, bald auch vermittelst mehrerer Deltamündungen ins Meer abgeflossen.

**Das nordrussische Gouvernement Archangelsk** zählt 272,863 Bewohner, so daß 1 Seele auf $2^2/_3$ Geviertmeilen kommt. In den Städten wohnen nur 28,765 Seelen; massive Häuser zählte man überhaupt nur 355, alle übrigen sind von Holz. Ein nicht geringer Theil der Bewohner besteht aus Syrjänen, welche zu der tschudischen Völkergruppe gehören und zwar zum sogenannten permischen Zweige derselben, und aus Ischemzen. Diese sind Mischlinge von Syrjänen und Russen und reden die Sprache der letzteren. Die Jagdnomaden hatten früher großen Reichthum an Rennthieren, aber unter diesen herrscht seit fünf Jahren eine verheerende Seuche. Der wohlhabendste ischemzische Rennthierzüchter hatte einst mehr als 5000 Thiere; davon waren ihm 1868 kaum 1000 geblieben. Die Bevölkerung verarmte, weil auch der Härings- und Lachsfang seit mehreren Jahren unergiebig war, überhaupt die See- und Pelzthiere ausblieben und obendrein an der Petschora, wo noch Ackerbau getrieben wird, Mißernte war. So kommt es, daß die Syrjänen in diesem Winter Brot essen, das zur Hälfte aus Moos, Stroh und Baumrinde besteht. Die Folge dieser mehrjährigen Calamität ist gewesen, daß schon Hunderte von Syrjänenfamilien nach Sibirien ausgewandert sind und daß auch die übrigen sich vorbereiten, im Frühjahre gleichfalls dorthin zu gehen. So bringt Hungersnoth eine Volkswanderung hervor.

**Steinkohlen in Neu-Granada.** Dergleichen sind in großer Menge vorhanden; aber wegen der innern Zerrüttung und der unablässigen Revolutionen in dieser Mestizen- und Zambo-Republik, in welcher die Weißen nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen, ist noch nichts geschehen, diesen Schatz zu heben. Bisher ist nur ein Kohlenfeld und in beschränkter Weise ausgebeutet worden. Nun aber will man, auf Antrieb von Engländern, die Kohlenfelder am Rio Hacha, also in einer Küstenprovinz, ausbeuten. Sie sind Eigenthum der Regierung, und man will mit dieser Rio-Hachakohle die großen Oceandampfer versorgen und darf auch auf beträchtliche Ausfuhr nach Westindien hoffen. Die projectirte Eisenbahn von Baranquilla am Magdalenenstrome bis zur Küste würde wohlfeilen Feuerungsstoff erhalten.

**Die Einfuhr von Waaren in Oesterreich** hat sich während der letztverflossenen Jahre beträchtlich gesteigert. Amtlichen Nachweisen zufolge betrug sie, in Centnern.

| | 1866. | 1867. | 1868. |
|---|---|---|---|
| Kaffee und Thee ........ | 388,887 | 426,644 | 467,767 |
| Chemikalien und Färbestoffe . | 301,490 | 611,609 | 657,683 |
| Flachs, Hanf, Wolle, Baumwolle ............. | 1,021,021 | 1,435,404 | 1,635,437 |
| Garne .............. | 151,758 | 174,490 | 301,916 |
| Baumwollen-, Seiden- u. Leinenwaaren ......... | — | 137,370 | 254,692 |
| Maschinen ............ | 87,766 | 175,218 | 436,825 |
| Bücher .............. | 20,408 | 26,900 | 28,700 |
| | 1,971,403 | 2,987,635 | 3,783,020 |

**Die Goldzufuhr in Newyork** hat im Jahre 1868 betragen 41,192,902 Dollars, davon 34,107,513 Dollars aus Californien und 7,085,889 aus fremden Ländern. Die Goldausfuhr stellte sich dagegen auf 70,841,599 Dollars, ungerechnet die Goldbewegungen im Unterschatzamte, so daß sich eine Unterbilanz von mehr als $29^1/_2$ Millionen Dollars ergiebt.

**Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.**

Wir finden im „Newyorker Journal“ folgende Zusammenstellungen, die auch bei uns in Deutschland, das alljährlich eine so große Menschenmenge an die westliche Erdhalbe abgiebt, von allgemeinem Interesse sein werden. Sie zeigen, wie buntscheckig die Bevölkerung der ehemals angelsächsischen Union ist und bleibt; sie bildet eine ethnographische Musterkarte aus Bestandtheilen, welchen die innere Affinität mangelt.

„Die Einwanderung im Jahre 1868. Es landeten im Jahre 1868 im hiesigen Hafen 213,686 Personen, welche sich auf die verschiedenen Länder folgendermaßen vertheilen:

Deutschland 101,989, Irland 47,571, England 296,595. Schweden 14,529, Schottland 7390, Schweiz 3302, Frankreich 2811, Holland 1265, Dänemark 1087, Norwegen 1008, Italien 393, Wales 699, Polen 268, Spanien 210, Westindien 171, Belgien 149, Rußland 145, Nordamerika 134, Nova Scotia 52, China 40, Mexico 34, Canada 33, Australien 26, Türkei 22, Centralamerika 21, Portugal 13, Griechenland 10, Afrika 10, Sicilien 3, Japan 3, Ostindien 2, Sardinien 1. Im Ganzen 213,686.

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Einwanderung aus Deutschland beinahe die Hälfte der Gesammteinwanderung beträgt. England steht als drittes Land in der Liste, während Frankreich nur 3000 Seelen zur Bevölkerung dieses Continents lieferte. China hat 43 seiner bezopften Söhne geschickt; immerhin ein Anfang, der vielleicht die Veranlassung zu größeren Nachschüben wird. Welcher Farbe die zehn aus Afrika eingewanderten Personen waren, ob sie dem Volke der Nubier, Abyssinier, Berber, Kabylen, Mandingo, Fulbe, Mauren, Somali, Kaffern, Hottentoten rc. angehörten, ist leider aus den Büchern der Einwanderungscommission nicht zu ersehen. Die 22 eingewanderten Türken werden wohl das Paradies der Heiligen am Salzsee aufgesucht haben. Leider wird nicht angegeben, wie viele der 993 hier angelangten Italiener im Besitz von dressirten Hunden und Drehorgeln waren; es wäre dies eine nicht unwerthvolle statistische Notiz für die Feststellung der Vermehrung der Leiermänner unserer Stadt.

Die Einwanderer ließen sich nieder in: Maine 293, New-Hampshire 411, Vermont 533, Massachusetts 7604, Rhode-Island 8279, Connecticut 3458, Neuyork 65,714, Neujersei 5916, Pennsylvania 6926, Delaware 409, Maryland 1604, Ohio 11,133, Indiana 3852, Illinois 34,625, Kentucky 1392, Michigan 7324, Missouri 6512, Kansas 1085, Arkansas 78, Minnesota 5891, District von Columbia 874, West-Virginia 22, Virginia 731, Tennessee 549, Nord-Carolina 114, Süd-Carolina 148, Georgia 127, Alabama 113, Florida 34, Mississippi 84, Louisiana 567, Iowa 7040, Oregon 30, Texas 266, Wisconsin 16,537, California 3989, Nebraska 1410, Utah 3115, New-Mexico 5, Montana 14, Nevada 18, Dacotah 38, Colorado 38, Idaho 15, Central-Amerika 21, Cuba 15, Britisch Columbia 66, Canada 2723, Nova Scotia 150, New-Brunswick 113, Mexico 14, Westindien 14, Südamerika 185.

Danach ist Illinois der Staat, nach welchem sich der Hauptstrom der Auswanderung hinwendet. Nach Illinois kommen Wisconsin, Ohio, Iowa, Minnesota und Michigan. Auffallend gering ist die Anzahl der nach Indiana gezogenen Einwanderer: sie beträgt nur die Hälfte derer, welche sich in Massachusetts niederließen. Nach Utah sind beinahe eben so viel Einwanderer gezogen wie nach Indiana, was überraschen muß, da für die Anhänger der Vielweiberei oder freien Liebe der Staat, in dem es nicht mehr Mühe macht, ein Ehescheidungsdecret als eine Licenz zum Verkauf von Schnapps zu erlangen, doch wahrlich nichts Abstoßendes haben kann.

Das Arbeitsnachweisungsbureau im Castle Garden ist eine sehr nützliche Anstalt. Wie bekannt, werden alle Einwanderer, welche Stellen zu haben wünschen, an dieses Bureau gewiesen, wo ihnen unentgeltlich Stellen besorgt werden. Im vergangenen Jahre wurden 18,114 Männern und 13,023 Frauen Stellen besorgt. Von den Männern waren 4311 Handwerker, 13,803 gewöhnliche Arbeiter und Landbebauer. Von den Frauen erhielten 474 Stellen, in denen sie feinere Arbeit zu versehen hatten, 12,555 vermietheten sich als Dienstmädchen, Köchinnen rc. In der Stadt Neuyork erhielten 6579 Männer und 6984 Frauen Stellen; 5020 Männer und 8066 Frauen erhielten Stellen außerhalb der Stadt im Staate Neuyork; 6515 Männern und 3056 Frauen wurden Stellen in anderen Staaten, doch nur sehr Wenigen im Süden, verschafft. Der größte Theil der Einwanderer hat ein Vorurtheil gegen eine Niederlassung im Süden. Die großen Eisenbahncompagnien und Speculationsverbindungen des Westens lassen durch ihre Agenten in Europa und besonders in Deutschland und Irland so gut durch haarsträubende Schilderungen der Zustände und schlechten Aussichten im Süden vorarbeiten, daß die Mehrzahl der Einwanderer von einer Niederlassung dort nichts wissen will. Neuerdings haben sich zwar in Richmond, in Virginien und in Nashville und Memphis in Tennessee deutsche Gesellschaften zur Leitung der Einwanderung nach dem Süden gebildet; dieselben werden aber ihre Bemühungen nie gekrönt sehen, wenn sie nicht auch in den europäischen Ländern durch Agenten für sich wirken lassen.

In dem Informationsbureau werden die Einwanderer, welche von hier schon ansässigen Personen erwartet werden, diesen übergeben. Chef des Bureaus ist Oberst Krehbiel vom 96. Regiment. Hier ereignen sich bisweilen sehr rührende Scenen, da sich Verwandte und Freunde manchmal nach jahrelanger Trennung an diesem Orte wiedertreffen. Zwölf Procent der Gesammteinwanderung passirt dieses Bureau. Aus den Büchern dieses Departements geht hervor, daß die Fälle, wo Knaben und Mädchen allein auswandern, und später, wenn sie sich erst irgendwo festgesetzt haben, ihre Geschwister oder Eltern nachkommen lassen, sehr häufig sind. Tausende von verheiratheten Männern wandern hier zuerst allein ein, um später ihre Frauen und Kinder nachkommen zu lassen; ja es kommt ziemlich häufig vor, daß Frauen zuerst herüberkommen, um später ihre Männer und Kinder nachkommen zu lassen. Die den Castle Garden umschwärmenden Runners und auch die Mannschaften der Schiffe gehen oft mit großer Schlauheit zu Werke, um junge Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, die sie dann den Besitzerinnen schlechter Häuser gegen gute Bezahlung ausliefern. Dem Eifer und der Pflichttreue der in dem Informationsbureau angestellten Beamten und besonders dem Chef dieses Departements ist es zu danken, daß die schändlichen Buben nur in den seltensten Fällen reussiren."

---

**Der Menschenraub in der Südsee** wird ununterbrochen ganz systematisch betrieben und gewinnt immer größere Ausdehnung. Die größte Schmach fällt auf die Colonie Queensland im nördlichen Theile Ostaustraliens. Dort hat die Gesetzgebung eine „Queensland Polynesian Labourers Act" erlassen, durch welche allen Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet wird. Ihr gemäß erhalten Schiffscapitäne sogenannte Licenzen. Sie stehlen, wie ein Bericht aus Sydney in der „Mail" sagt, Menschen rechts und links, laufen bei Inseln an, auf denen Wilde wohnen und lassen diese Contracte unterzeichnen! Der Wilde hat natürlich von einem schriftlichen Vertrage keinen Begriff. Jene Acte hat eigentlich die Bewohner der schon etwas civilisirten Inseln im Auge, aber diese sind nicht geneigt, ihre Heimath zu verlassen. Die Menschenräuber treiben also ihr böses Handwerk auf anderen Eilanden, wo sie die Insulaner an Bord locken und dann abführen. Manchmal kommt es dabei zu blutigen Kämpfen und auf manchen Inseln, welche auf solche Weise heimgesucht worden sind, darf kein mit weißen Leuten bemanntes Schiff oder Boot sich wieder blicken lassen. Der erwähnte Bericht hebt hervor, daß „eine Menge von Rhedern sich förmlich auf diesen Gewerbszweig stürzen, ohne auch nur eine Licenz zu nehmen." Der Supercargo eines Schiffes fuhr nach den Samoa-Inseln (Navigatoren), auf denen jetzt Zucker, Baumwolle und Kaffee gebaut wird, wo man also Arbeitskräfte nöthig hat. Unterwegs lief er eine Insel an, raubte eine Anzahl von Menschen zusammen und brachte sie nach den Samoa-Eilanden. Auf den Neuen Hebriden passirt dergleichen häufig; von dort schleppt man die „freien Arbeiter" nach den Fidschi-Inseln. Das französische Amtsblatt auf Neucaledonien enthielt vor einigen Monaten eine officielle Bekanntmachung, daß Jeder, der Arbeiter von den Neuen Hebriden zu haben wünsche, sich an den Colonialsecretär wenden möge, der ihm dieselben verschaffen werde. „Die ärgsten Barbareien werden gerade unter englischer Flagge verübt. Das von Seiten Queenslands beliebte System ist für

diese Colonie selbst eben so verderblich wie für die Inseln. Die wider ihren Willen eingeführten und schwer mißhandelten Menschen werden nur arbeiten, wenn man sie zwangsweise dazu anhält. Sobald sie unlustig sind, läßt man sie hungern oder sie werden ausgepeitscht." — Diese Unglücklichen werden ab- und ausgenutzt, und wenn sie noch ein paar Jahren zu Grunde gerichtet und gestorben sind, holt man andere. Dieses barbarische System ist ärger als die Negersklaverei jemals irgendwo gewesen. Seltsam, aber erklärlich ist, daß die Menschenfreunde von Handwerk in England diesem Menschenraub in der Südsee, der nun schon seit länger als fünf Jahren im Schwange geht, so wenig Theilnahme schenken. Ja, wenn die Polynesier Neger wären, dann ließe sich philanthropisches Capital aus ihnen herausschlagen! Uebrigens haben einige Colonisten in Queensland beim dortigen Parlamente gegen das System ernstlich protestirt und dasselbe wird auch im Londoner Parlamente zur Sprache gebracht werden.

### Statistik der Schiffbrüche im Jahre 1868.

Durch Wind und Wetter ist im verflossenen Jahre auf See großes Unheil angerichtet worden, doch ist die Zahl der Schiffbrüche nicht so bedeutend gewesen wie in den beiden Vorjahren. In Havre ist die große Seeversicherungsgesellschaft „Veritas", eine Art von Lloyd; auch sie hat ihre Correspondenten in allen Häfen des Erdballs und erwirbt sich durch die Zusammenstellung von Nachrichten und Zahlen über Schifffahrtsangelegenheiten ein nicht geringes Verdienst. Soeben hat sie einen Bericht über die Unfälle auf See für 1868 veröffentlicht.

Aus demselben ergiebt sich, daß im vorigen Jahre total verloren gegangen sind 2080 Segelschiffe und 104 Dampfer. Mit Mann und Maus gingen 181 Segelschiffe unter; sodann 6 Dampfer. Der Gesammtverlust stellt sich auf 2371 Fahrzeuge, für 1867 stellt sich heraus ein Verlust von 3045, für 1866 ein solcher von 2932 Schiffen.

Demnach sind binnen drei Jahren nicht weniger als 8348 Fahrzeuge verloren gegangen, theils durch Zusammenstoßen, theils weil sie gescheitert, oder wegen Leck rc. auf See verlassen worden sind, theils durch Brand, Explosionen, Zerquetschung im Eis rc. Alle seefahrenden Völker sind bei diesen Verlusten betheiligt; die norddeutsche Flagge hat, im Verhältniß zu ihrer großen Bedeutung — sie folgt unmittelbar hinter der englischen und nordamerikanischen — die geringsten Verluste gehabt, Dank der Ruhe und Tüchtigkeit unserer Seeleute und der guten Bauart unserer Schiffe. Die Verluste vertheilen sich auf die verschiedenen Flaggen in folgender Weise:

| Flaggen. | 1866. | | 1867. | | 1868. |
|---|---|---|---|---|---|
| England | 1461 | — | 1438 | — | 1222 |
| Nordamerika | 335 | — | 364 | — | 253 |
| Norddeutschland | 183 | — | 206 | — | 203 |
| Frankreich | 261 | — | 273 | — | 210 |
| Holland | 90 | — | 112 | — | 103 |
| Norwegen | 53 | — | 116 | — | 71 |
| Dänemark | 41 | — | 69 | — | 45 |
| Schweden | 37 | — | 46 | — | 29 |
| Italien | 49 | — | 62 | — | 50 |
| Oesterreich | 40 | — | 31 | — | 15 |
| Spanien | 40 | — | 45 | — | 23 |
| Rußland | 26 | — | 39 | — | 29 |
| Griechenland | 24 | — | 36 | — | 24 |
| Portugal | 11 | — | 11 | — | 11 |
| Türkei | 8 | — | 7 | — | 11. |

Auf andere Flaggen entfielen 1868 folgende Verluste, so weit die Nachrichten bis Februar eingegangen waren: Brasilien 1, Chile 2, Hawaii 1, Mexico 1, Guatemala 1, Peru 2, San Salvador 1, Argentinien 3. Von nicht ermittelten Flaggen 167.

**Ericsson's Vorschlag zur Verwerthung der Sonnenstrahlen.** Der schwedische Ingenieur, welcher in Nordamerika lebt, ist bekanntlich vor etwa 15 Jahren mit einer Maschine hervorgetreten, in welcher erhitzte Luft die bewegende Kraft bildet. Jetzt hat er sich nun an ein Problem gemacht, das seit mehreren Jahren manche Köpfe beschäftigte und über welches wir schon in einem frühern Jahrgange des „Globus" allerlei Ansichten mitgetheilt haben. Die Sonnenstrahlen sollen zu vielerlei technischen Zwecken nutzbar gemacht werden und Ericsson hat, seinen Angaben zufolge, einen Apparat ersonnen, vermittelst dessen die Sonnenwärme concentrirt und für Dampf- und Luftmaschinen verwendbar gemacht werden kann. Die Ausstrahlung der Sonne soll, wenn die Strahlen senkrecht auf einen 10 Quadratfuß haltenden Flächenraum fallen, etwas mehr als eine Pferdekraft entwickeln. Demgemäß wird der Sonnenschein, welcher auf die Dächer von Philadelphia fällt, etwa 5000 Maschinen, jede zu 20 Pferdekraft, im Gange erhalten. Aus dieser Angabe mag man abnehmen, welche Menge ein beliebiger Flächenraum auf der Erde an bewegender Sonnenwärmekraft abgeben kann. Ericsson hat seine Berechnungen auch auf die Oberfläche der Sonne selber ausgedehnt; 10 Quadratfuß derselben strahlen Hitze genug aus, um eine Maschine von 45,984 Pferdekraft in Bewegung zu setzen und in derselben zu erhalten.

Das Weitere müssen wir abwarten. Wenn uns künftighin Frau Sonne oder Herr Sol-Apollo-Helios den nöthigen Wärmestoff zu beliebigem Gebrauche liefert, dann haben wir weiter keine Holznoth und können der für die nächsten Jahrhunderte in Aussicht gestellten Steinkohlennoth mit aller Gemüthsruhe entgegensehen. England hat, wie wir in der „Times" lesen, im Jahre 1868 nicht weniger als 100,630,545 Tonnen zu Tage gefördert, ein größeres Quantum als je zuvor. Es wird sich fragen, für welchen Preis die Quadratelle Sonnenhitze zu concentriren und zu verwenden ist. Der Vorrath kann nicht ausgehen. Welche Zukunft hat dann die Sahara, wenn man dort Concentrirungsfabriken anlegt! Man wird die Sonnenstrahlen verschicken, wie man jetzt Petroleum verladet oder wie man portatives Gas hat, und in den Schifffahrtslisten wird es heißen: Hamburg, am 1. April 2222, eingelaufen: Schiff „Helios", Capitän Apollo, Ladung 4000 Last concentrirter Sonnenstrahlen rc. rc.

### Australische Notizen.

g. **Die Panama-Postroute.** Diese erst vor ungefähr 18 Monaten ins Leben getretene und von den australischen Colonien Neusüdwales und Neuseeland unterstützte Postverbindung mit Europa via Panama hat nur ein kurzes Dasein gehabt, denn am 2. December v. J. trat der Dampfer „Ralaia" die letzte Fahrt an. Dieselbe ging an jedem zweiten des Monats von Sydney aus auf Wellington, Hauptstadt von Neuseeland, welche Entfernung in sieben Tagen zurückgelegt ward, und von da in 28 Tagen über Oparo, der südlichsten in der Gruppe der Austral-Inseln, wo eine Kohlenstation angelegt war, auf Panama. Von Colon ging dann ein anderer Steamer anfänglich über St. Thomas, in der letzten Zeit aber direct auf England. Die Gesellschaft, welche wegen finanzieller Schwierigkeiten den Contract hat brechen müssen, besaß die ausgezeichnetsten Schiffe und verrichtete überhaupt den Dienst in jeder Beziehung zur vollkommensten Zufriedenheit. Neusüdwales und Neuseeland waren aber allein nicht im Stande, hinlänglich Fracht zu liefern, und Passagiere für Europa zogen immer die Route über Suez vor, weil sie den vom gelben Fieber meist heimgesuchten Panama-Isthmus fürchteten. (— Jetzt haben nun, wie wir soeben lesen, die Nordamerikaner das Project einer Linie von San Francisco nach Sydney entworfen, auf welcher die Sandwichs- und die Fidschi-Inseln Zwischenpunkte bilden werden. Falls der Suezcanal einst den Erwartungen entspricht, soll monatlich zweimal ein Dampfer zwischen Australien und Europa auf dieser Linie in Fahrt gestellt werden. Auf der Linie um das Cap wird man die Strecke zwischen Southampton und Melbourne in 45 Tagen zurücklegen. —)

— **Mycteria Australis.** Einer der größten Vögel Australiens ist die Mycteria Australis, ein gigantischer Kranich,

der in Folge seiner außerordentlichen Scheuheit und seines entschiedenen Hanges zur Einsamkeit in abgelegenen und schwer erreichbaren Gegenden, wohl nur erst sehr wenigen Australiern zu Gesicht gekommen, und über den überhaupt die Ornithologen bis jetzt nicht viel wissen. Wie und wo er sein Nest baut, seine Brütezeit und wie er seine Jungen aufzieht, — alles das ist noch völlig unbekannt. Ein ausgezeichnetes Exemplar dieses Vogels, welches sich jetzt in der Privatsammlung eines Melbourner Naturforschers befindet, wurde kürzlich von einem Jäger am Campaspeflusse erlegt, und es wird folgende Beschreibung davon gegeben. „Wenn aufrecht stehend, mißt dieser Kranich über fünf Fuß in der Höhe. Der Hals, Kopf und Schwanz, sowie die Deckfedern zwischen den beiden Flügeln auf dem Rücken herab, sind von schönem glänzenden Grün, mit blauer und schwarzer Strahlung, während der übrige Theil des Körpers weiß ist. Die Beine und Füße sind orangeroth. Der Schnabel ist schwarz wie Elfenbein und bayonetartig zugespitzt; die Rückseite desselben 14 Zoll lang und ein wenig convex auslaufend. Die Länge von einer Flügelspitze bis zur andern, wenn ausgebreitet, erreicht sechs Fuß. Seine Nahrung besteht aus Flußmuscheln, Austern, kleinen Crustaceen, Reptilien und Fischen, die er sich in den Lagunen und Marschgegenden aufsucht, welche in Australien meist an die größeren Flüsse und permanenten Seen stoßen. Man trifft ihn gewöhnlich paarweise."

— Ein Seebeben. Der „Melbourner Argus" vom 7. December berichtet über ein Seebeben (seaquake), welches in der Nacht des 18. November vorigen Jahres die Brigg „Deva" in der Nähe von Cape Farewell befiel. Der Stoß, welcher eine Minute anhielt, war außerordentlich heftig. Das Schiff, welches zur Zeit sieben Knoten lief, wurde fast zum Stehen gebracht und man hatte den Eindruck, als würde es über einen rauhen Felsen gezogen. Wer auf den Füßen stand, wurde niedergeworfen; sämmtliche Lampen erloschen; alles Glas und Porzellan ward zerschmettert und das Gebälk des Schiffes schien auseinanderreißen zu wollen.

---

M. **Vulcanische Erscheinungen im Stillen Ocean.** Nahe an der Westseite der Gruppe Tonga liegen in der Richtung von Norden gegen Süden mehrere kleine vulcanische Inseln, auf denen in neuerer Zeit die vulcanische Kraft eine nicht unbedeutende Lebhaftigkeit entwickelt hat. Die nördlichste ist Ninafou, eine durch ihre Bildung sehr merkwürdige Insel, die eigentlich bloß mit dem schmalen, bergigen, nach innen steil abfallenden Rande besteht, welcher den alten, von einem großen See mit brakigem Wasser angefüllten Krater umschließt. Dieser Krater ist jetzt jedoch nicht mehr der Sitz der vulcanischen Thätigkeit, diese hat sich vielmehr in neuerer Zeit allein und zwar in sehr verheerender Weise auf dem südlichen Theile des ihn umgebenden Bergkranzes gezeigt, wo nach starken Erdbeben ein Ausbruch zuerst aus einem mitten in dem kleinen Dorfe Ahan plötzlich entstandenen Krater stattfand, der dieses Dorf zerstörte und einen großen Theil der Umgegend mit Lavaströmen bedeckte. Noch viel verwüstender und schrecklicher ist jedoch der Ausbruch gewesen, der in denselben Gegenden im April 1867 sich ereignete und den der Naturforscher Dr. Gräffe, der die Insel einige Monate später besuchte, im Auslande so gründlich und genau geschildert hat. Die nördlichste Insel der eigentlichen Tongainseln, Fonualei (oder das Elfenbeinland), ist ebenfalls ein Vulcan, der im Juni 1846 einen furchtbaren Ausbruch gehabt hat, bei welcher Gelegenheit der ganze Berg förmlich auseinander gesprengt, die Vegetation total vernichtet, die äußere Form der Insel geändert und Aschenregen bis auf eine Entfernung von 5 bis 6 Längengraden nach Osten hin verbreitet sind. Seit dieser Zeit entsteigen beständig dichte Rauchwolken den vielen kleinen Kratern. Im Südsüdwesten von Fonualei liegt die Insel Late, ein etwa 2500 Fuß hoher Vulcan, aus dem im Januar 1854 ein heftiger Ausbruch stattfand, der ebenfalls alle umliegenden Inseln mit starken Aschenlager bedeckte; auch dieser Berg raucht seit dieser Zeit ohne Aufhören. Noch südlicher liegt die Insel Tofua, deren Vulcan schon seit Cook's Zeit alle Seefahrer haben rauchen sehen, da er in beständiger, wenn auch gerade nicht sehr zerstörender Thätigkeit ist. Der Missionär West, dessen Werke (Ten years in South Centralpolynesia) wir diese Nachrichten hauptsächlich verdanken, hat ihn erstiegen und auf dem Gipfel einen weiten, von steilen Bergabhängen umschlossenen Krater mit einem See gefunden, in dem sich halbinselartig ein steiler Ausbruchskegel erhebt; der Boden war ringsum erhitzt und an allen Seiten stiegen dichte Rauchwolken aus dem Krater in die Luft. 1854 nahmen die Spuren der vulcanischen Thätigkeit plötzlich in auffallender Weise zu und das Wasser des Sees erhitzte sich bis zur Siedehitze; die Einwohner des kleinen Dorfes Manaka verließen, in Schrecken gesetzt, ihre Heimath und suchten sich einen geschütztern Wohnsitz; dennoch ist kein stärkerer Ausbruch erfolgt. Endlich haben noch in neuerer Zeit in der Mitte zwischen Late und Tofua submarine Ausbrüche stattgefunden. Man bemerkte von den zunächst liegenden Inseln aus zuerst 1852 Flammen und Rauchwolken, die mehrere Wochen lang aus dem Meere sich erhoben; an derselben Stelle fand das Missionsschiff 1857 im August eine kleine Insel, die erst ganz kürzlich entstanden sein mußte und die 60 Fuß hoch war und fortwährend Flammen und Dampfwolken ausstieß; auch bemerkte man einen auf dem Grunde des Meeres von ihr ausgeflossenen Lavastrom bis 5 englische Meilen im Süden von der Insel, die ohne Zweifel später wieder von den Wellen zerstört sein wird, da kein späterer Beobachter ihrer gedenkt. Diese Ereignisse haben eine große Aehnlichkeit mit denjenigen, welche im September 1866 im Archipel Samoa im Osten der Insel Olosenga stattgefunden haben.

* * *

— Eulenspiegel in Südamerika. Das Dorf Tiahuanaco in Bolivia liegt 13,930 Fuß über dem Meere; man hat es mit Recht, seiner wunderbaren Alterthümer halber, das südamerikanische Pompeji genannt. Diese Alterthümer sind noch nicht erklärt, obwohl häufig beschrieben worden. Herr v. Tschudi meint, sie würden wohl ewig ein Räthsel bleiben. Dort erzählte man dem Reisenden vielerlei Schnurren von Don Sebastiano Aculla, der dort Pfarrer war. Manche derselben erinnern an unsern braven braunschweigischen Landsmann aus Kneitlingen am Elme. Der Pfarrer lebte in stetem Hader mit dem Bischofe von La Paz, der ihm sein ungeistliches Treiben vorwarf. Aculla behandelte seinen Vorgesetzten mit dem größten Cynismus. Als der Oberhirt zu einer Kirchenvisitation nach Tiahuanaco kam, empfing ihn Aculla sehr glänzend. Abends stellte er in jede Ecke des Saales einen Knaben mit einer großen Wachskerze in der Hand und in die Mitte des Gemaches ein Mädchen mit ausgestreckten Armen, das in jeder Hand eine Wachsfackel hielt. Es waren die fünf Kinder des Pfarrers! Der Bischof sagte: „Sie haben da sonderbare Candelaber." — „Eigenes Fabrikat (hechura de casa), Ew. bischöfliche Gnaden." Am folgenden Morgen bat der Pfarrer den Bischof, er möge zur Weiterreise ein junges Maulthier von außerordentlich sanftem Gange benutzen. Der Bischof ahnete nicht, daß ein Schelmenstreich beabsichtigt werde. Anfangs geht alles vortrefflich. Der Bischof ist des Lobes voll über das sanfte Thier. Einige hundert Schritte vor der nächsten Pfarre Hiaqui verabschiedet sich Aculla in aller Devotion und sprengte dann in voller Carriere nach Tiahuanaco zurück. Er ritt eine Stute, die Mutter des Maulthieres. Das letztere dreht um und folgt, trotz alles Zerrens und Schreiens, der Mutter nach. Der ganze fromme Zug saust nun auf dem Wege nach Tiahuanaco zurück. Aculla, der zuerst dort ankommt, springt rasch vom Pferde, nimmt sein Brevier und geht laut betend mit der unschuldigsten Miene von der Welt auf und ab. Einige Minuten später springt der Bischof mit seinen Begleitern daher und wird vom Pfarrer mit den Zeichen des größten Erstaunens und der Frage, was denn geschehen sei, empfangen. Man kann sich denken, mit welchem Gefühl der Bischof zum zweiten Male von Tiahuanaco wegritt. Nachdem er wieder in La Paz war, entsetzte er den

unwürdigen Prediger seiner Pfarre und ließ ihm auf das Strengste verbieten, jemals wieder den Boden von La Paz zu betreten. Wenige Tage nach Empfang dieses Befehls ließ Aculla eine Menge Pastetchen backen und belud damit ein Maulthier; ein anderes trug einige mit Erde gefüllte Säcke. So ritt er vor den bischöflichen Palast und befahl dort seinem Diener, die Erde auszuschütten; die Pasteten wurden zum Verkauf ausgelegt. So stand Aculla nicht auf dem Boden von La Paz, sondern auf dem von Tiahuanaco und hatte bald großen Zulauf, weil er seine Waare sehr billig verkaufte. Er stand da nicht als Pfarrer, sondern als Pastelero, Pastetenbäcker. Der Bischof sah wohl ein, daß er gegen einen so schnurrigen Patron nichts ausrichten könne und ließ ihm, wohl um noch größeres Aufsehen zu vermeiden, einfach sagen: el cura à su curato, d. h. der Pfarrer auf seiner Pfarre. Aculla packte zusammen, ritt nach Tiahuanaco zurück und spielte dem Bischof seitdem keinen Schabernack mehr.

— Herr v. Tschudi sagt im fünften Bande seiner „Reisen durch Südamerika": „Ich habe noch in keiner Stadt eine solche Menge von Ratten gesehen wie in Valparaiso. Wenn man Nachts besonders durch die näher am Ufer gelegenen Straßen geht, sieht man sie überall hin und herlaufen; am häufigsten kommen sie in den zum Meere führenden Quergäßchen (den Callejones) vor. Das Fenster meines Zimmers im Gasthofe ging auf ein solches Gäßchen, in welchem sie allnächtlich einen Höllenlärm trieben. In den Waarenlagern sollen sie sehr beträchtlichen Schaden anrichten; doch hat es ihr unersättlicher Appetit in Chile noch nicht so weit gebracht wie in Rio de Janeiro, wo sie, nach amtlichen Correspondenzen, im Kriegsarsenale schwere eiserne Ketten auffraßen!!! In Valparaiso ist übrigens die gewöhnliche graue Ratte durch die braune Wanderratte schon fast ganz ausgerottet worden, die letztere war jedoch 1868 noch nicht bis Santiago vorgedrungen."

— Das Auffressen von eisernen Ketten erinnert uns an eine Stelle in des sonst ruhig beobachtenden Bickmore, dessen Reisen im Indischen Archipelagus viele werthvolle Nachrichten bringen. Der Reisende erzählt von seinem Kampfe mit einer gewaltigen Pythonschlange, einem „Ungeheuer, so groß und stark, um auch dem stärksten Pferde den Garaus zu machen." Späterhin bemerkt er ganz unbefangen, er habe diese Schlange in eine 1½ Fuß lange und 1 Fuß hohe Kiste verpackt!

Ueberhaupt werden von Reisenden nicht selten ganz verwundersame Dinge erzählt. Zu Santiago in Chile sind in einigen vom Mittelpunkt entfernten Stadttheilen die Gehwege in den Straßen mit den Gelenkknöpfen der Knochen von Rindern gepflastert. Nun erwähnt ein gewisser Reisender dieser allerdings auffallenden Pflasterung und bemerkt ganz ernsthaft: Der Haß der Chilenen gegen die Spanier sei zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes so arg gewesen, „daß sie sogar mit den Knochen ihrer Unterdrücker die Straßen gepflastert haben."

— Im Yankeelande erzählt man jetzt wahre Mordgeschichten von „wichtigen archäologischen Entdeckungen", die auf reinen Humbug hinauslaufen. Der fossilen Riesenmenschen von 12 Fuß Höhe haben wir schon erwähnt. Nun hat der „Missouri Republican" gemeldet, daß die Ingenieure unweit von St. Louis am Mississippi bei Eisenbahnarbeiten nichts Geringeres gefunden hätten als einen mächtigen Tunnel, der unter dem Strome hindurch von einem Ufer zum andern gehe! Noch wisse man nicht, ob er ganz oder theilweise ein Werk der Kunst oder der Natur sei, aber stupend sei er. Der Hauptgang, 20 Fuß breit, 15 Fuß hoch, sei systematisch gewölbt, theils im Gestein, theils durch Mauerwerk. Nun kommt das Beste, abgesehen davon, daß Altamerika die Bogenwölbung nicht kannte. Ein angeblicher Ingenieur erzählt: „Der Boden war sehr abgenutzt, wahrscheinlich von vielem Rädergefahre! Wir fanden viele Seitengänge, hatten aber keine Zeit, dieselben zu untersuchen." Dann aber heißt es hinterher: „Als wir in einen Seitengang hineinkamen, fanden wir, daß derselbe in ein großes Gemach auslief, welches auf steinernen Säulen ruhete. An den Wänden fanden wir Nischen und in jeder Nische Tafeln mit Runenzeichen, genau denen ähnlich, welche aus den Ruinen von Ninive stammen. Zwischen den Nischen bemerkten wir hervorstehende Pfeiler, die mit assyrischen oder ägyptischen Köpfen geziert waren. Diese flößten uns Ehrfurcht und Staunen ein." — Man sieht, es fehlt nichts: Runen, ägyptische und assyrische Köpfe, Säulen, Bogengewölbe! Wir finden, daß das „Athenäum" (Nr. 244, 13. Februar) diesen Yankee Hoax ganz ernsthaft abdruckt und dann die kindische Frage aufwirft: „Aber ist das auch Alles wahr? Wenn die Sache sich so verhält, dann muß eine alte Stadt am Mississippi gestanden haben, wahrscheinlich St. Louis gegenüber, und dann hätten die Häuser von Memphis und Cairo ein Nebenstück in der neuen Welt." (!!) But we fear the discovery is all a yoke. Das „Athenäum" macht manche komische Sprünge seit der Seelenbrautverfasser Hepworth Dixon die Leitung dieses Blattes führt, das übrigens stets an Einseitigkeit und an Vornirtheit gelitten hat, namentlich der deutschen Literatur gegenüber.

— Auf der Osterinsel in einem abgelegenen Theile des Stillen Oceans haben bekanntlich die Seefahrer merkwürdige Idole aus Stein gefunden, über deren Ursprung und Bedeutung wir völlig im Unklaren sind. Das einsame Eiland ist im vorigen Jahre von dem englischen Fahrzeuge „Topaze" besucht worden und der Capitän desselben hat einige dieser gigantischen Steinbilder an Bord genommen. Es war im December in Valparaiso eingelaufen und wollte seinen Schatz nach London bringen, wo er neben anderen Raritäten im britischen Museum seinen Platz finden wird.

— In Mexico sind unter den etwa 250 Generälen wohlgezählt einundvierzig, welche sich bestreben, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Es wird wohl so ziemlich auf das Richtige herauskommen, wenn wir auf die spanisch-indianischen Republiken Amerikas mindestens 1000 Generäle rechnen. Herr J. J. v. Tschudi bemerkt in seinen „Reisen in Südamerika": „Der in allen südamerikanischen Staaten vorkommende Uebelstand des ungeheuern numerischen Mißverhältnisses zwischen Soldaten und Offizieren ist auch in Bolivia in geradezu lächerlichem Maße vorhanden, denn das stehende Heer zählt in der Regel auf je 96 Mann einen General, auf je 12 einen Obersten und auf je 5 einen subalternen Offizier."

— Aus Italien erschallen die lautesten Klagen über Zunahme der Bettelei. Es ist ausgemacht, daß die sogenannten niederen Stände sich im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen in ganz leidlichen Umständen befinden und dem Landvolke geht es sogar recht gut, weil alle Bodenproducte hoch im Preise stehen. Der Bettel ist in Italien vorzugsweise durch die vielen Klöster und irrationelles Vertheilen von Almosen so arg in Schwang gekommen. Man hat das Ehrgefühl unter den Leuten erstickt. Die Bettelei erscheint den niedrigen Classen der Italiener etwas so Natürliches wie die Muttermilch. Kräftige, wohlgenährte Kinder betteln unverschämt, und mit Wohlgefallen sehen dem die Eltern zu, die in guten Häusern zwischen üppig tragenden Aeckern wohnen. Der Bettel ist ein Erbübel Italiens und liegt in der Race; durch schlechte Regierung und die Klöster ist er zu einer wahren Landplage geworden und es wird viele Mühe und Arbeit kosten, ihn auch nur zu beschränken.

— In Neapel lebten im Januar 1869 mehr als 40 katholische Priester, die sich verheirathet haben, darunter mehrere bisherige Jesuiten und eine Anzahl von Mönchen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Die Osterwoche in Rom.

Sanct Peter's Dom. — Die Bronzestatue des Apostels. — Die Martyrergemälde in der Rotunde der Stephanskirche. — Bettler. — Der Lateran; die heilige Treppe. — Das Fest der Palmen: Feierlichkeiten am Palmsonntage. — Die Madonna Sansovino's in der Augustinerkirche. — Der Bambino in der Kirche Ara Coeli. — Der grüne Donnerstag; die Segenspendung des Papstes. — Die Fußwaschung und die Cena. — Die Elevation am Ostersonntage.

Rom ist die Stadt der Ruinen und des Pompes, der großen Erinnerungen und des tiefen Verfalls. Noch heute wird es als Caput mundi bezeichnet, also mit einem Ausdrucke, der zu viel besagt; aber für einhundert Millionen Menschen, welche sich zur katholischen Kirche bekennen und den auf dem Vatican thronenden Papst als ihr geistliches Oberhaupt verehren, ist Rom allerdings eine „heilige Weltstadt“.

Aller weltliche Ruhm ist längst dahin; in dem Rom unserer Tage sind nur noch kirchliche Feste und geistliche Dinge von einiger Bedeutung. Die Tausende von Fremden, welche aus allen Himmelsgegenden dorthinströmen, werden theils angelockt durch die ehrwürdigen Ruinen und die reichen Kunstschätze, theils treibt sie der Wunsch, an dem römischen Carneval sich zu erfreuen oder den hohen Kirchenfesten beizuwohnen. Diese letzteren fallen zumeist in die Osterwoche, und deshalb ist Rom gerade um diese Zeit am stärksten von Fremden besucht, die dann alle ihre Schaulust gründlich befriedigen können.

Viele von ihnen lenken ihre Schritte zuerst nach Sanct Peter's Dom, der größten Kirche der Welt; sie ist tausendmal beschrieben worden, und die Römer sagen mit einem gewissen Stolze, daß sie mehr als sechszig Millionen Scudi gekostet habe. Auch ich ging am Morgen nach meiner Ankunft, am Freitage vor Palmsonntag, nach diesem San Pietro in Vaticano, wo der Papst während der Fasten an diesem Wochentage um die Mittagszeit seine Andacht verrichtet, denn hier soll der Apostel Petrus begraben worden sein. Allemal wird der Betstuhl des heiligen Vaters kurz vor der Ankunft desselben vom Sacristan mit rothem Sammet überdeckt; die Cardinäle finden sich eine Viertelstunde früher ein und sitzen, des Papstes harrend, in zwei langen Reihen da. Hinter ihnen stehen Schleppträger und andere Diener, um vor ihnen Kissen hinzubreiten, auf welchen gekniet wird. Der Papst erschien einfach und ohne Pomp; über seinem weißen Gewande trug er eine kleine runde Pelzpelerine von rother Farbe; sie war mit Hermelin oder Schwan eingefaßt. Dann kniete er auf dem Kissen nieder, welches der Sacristan hinbreitete. Die Schweizergarde bildete Spalier, um dem lästigen Andrange der Menge zu wehren. Neben dem Papste steht ein Geistlicher mit flammender Fackel, diesem Sinnbilde des Glaubens, welche dem Papste überall dorthin nachgetragen wird, wo er ein Gebet liest. Nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, theilte er den Segen aus und entfernte sich. Es waren nicht gerade viele Leute in der Kirche, denn es ist nicht „Mode“, den heiligen Vater bei diesen Freitagsandachten zu beschauen.

Zur rechten Seite jenes Betstuhles befindet sich eine Bronzestatue des heiligen Petrus, vor welcher viele Wallfahrer beten. Als Kunstwerk ist sie nicht von Bedeutung, ist nicht, wie die Italiener sagen, di primo cartello, auch wird ihre Echtheit von den Alterthumsforschern bestritten; diese sagen, sie sei eigentlich ein Jupiter, welchem man statt des Blitzes den Schlüssel Petri in die Hand gegeben habe. Wie dem auch sein möge, so viel ist ausgemacht, daß jahraus jahrein Tausende von Pilgern sich einfinden, um die große Zehe dieser Statue zu küssen, und jene ist durch dieses unablässige Küssen um ein Beträchtliches kleiner geworden, hat dadurch auch ihre grüne Patine verloren und ist nun glänzend gelb; jeder Bauer wischt sie erst mit seinem Rockärmel ab, nachher bringt er den Kuß an.

Nachmittags besuchte ich die Stephanskirche, in deren gewaltiger Rotunda eine wahre Gallerie, ein förmliches Museum von Martergemälden sich befindet. Diese Fresken sind von Pomarancio und Tempesta, zwei Malern von höchst mittelmäßiger Begabung, die im Widerwärtigen und Abschreckenden mit einer Art von Wollust geradezu herumgewühlt haben. Für sie handelte es sich darum, die Martern darzustellen, welche die Christen in den Zeiten erlitten haben, da sie selber noch nicht Andersgläubige köpften oder verbrannten. „Nun haben beide Maler Alles, was eine verderbte Phantasie nur ausspinnen kann, in diesen Bildern mit einem abscheulichen Realismus dargestellt. Es werden Zähne ausgerissen, Gliedmaßen abgehackt, Brüste abgelöst, Stücke Fleisch aus dem Leibe gerissen; Menschen verbrannt, gerädert, gesotten, gebraten, gehenkt, ersäuft und zerquetscht. Auch alle Marterwerkzeuge sieht man: Brunnen, in welche die Leute hinabgestürzt, Stricke, mit denen sie erwürgt werden, Steine, mit welchen man sie todt wirft, riesige Messer, Zwickbohrer, Kneipzangen, Sägen, ausgezackte Räder und Pferde, mit welchen man die Armen aus einander riß. Es ist geradezu gräßlich! Der heiligen Agathe werden die Zähne vermittelst gewaltiger Zangen ausgebrochen, während man ihr zugleich mit glühenden Krallen die Brüste abreißt. Das Blut läuft und das Fleisch dampft. Einem andern Martyrer wird das Fleisch streifenweise vom Leibe bis auf die Knochen abgeschnitten; ein dritter wird unter Steinen zerquetscht und die blutunterlaufenen Augen starren in dem scheußlich verzerrten Gesichte weit hervor.“ (L. Celler in „Le Tour du Monde“ Nr. 379.)

Welche Andacht soll der Mensch haben können, wenn er solche Gräßlichkeiten vor sich sieht! Ich konnte diese Eindrücke lange nicht verwinden; sie verließen mich erst am andern Tage, als ich zum Lateran wandelte und in der herrlichen Landschaft die frische Frühlingsluft einschlürfte. Ich wollte mir die Sonnabendsprocession ansehen, welche heutzutage allerdings einfacher geworden ist, als sie noch zu Anfang unseres Jahrhunderts war. Bis auf Pius den Siebenten, welcher dieselbe vereinfachte, begab sich der Papst nach seiner Erwählung vom Quirinal aus nach der Kirche San Juan im Lateran, um dort in der Basilica zu beten. Ihm voran zogen mehr als zweitausend Mönche und Mitglieder geistlicher Congregationen; ihnen folgten die Cardinäle, Erzbischöfe, Patriarchen, Bischöfe, die Superiore der Mönchsorden und Klöster, alle zu Roß. Hinter diesen ging die Schweizergarde; dann erst kam der Papst mit der Tiara gekrönt auf einem weißen Maulthiere, neben ihm gingen Pagen mit Bannern und die Nobelgarde schloß den Zug. Heute begiebt sich das geistliche Capitel der Laterankirche in festlicher Tracht aus der Basilica und geht die ziemlich gerade gegenüberliegende heilige Treppe hinauf. Dann wird der Schleier von einem aus Byzanz stammenden Christusbilde hinweggenommen, das in Rom sehr berühmt ist; man trägt es bei Pest, Krieg, Cholera, überhaupt bei großen Calamitäten in der Stadt umher, damit es dem Uebel steuere.

Büßer auf der heiligen Treppe.

Als heilige Treppe bezeichnet man ein langes und niedriges Bauwerk mit fünf Arkaden, zu deren jeder eine Treppe von 28 Stufen hinaufführt. Die zwei Treppen zur linken Seite sind gleich den beiden auf der rechten, von weißem Marmor, jene der Mitteltreppe, welche die eigentliche „heilige“ ist, hat Stufen, die aus dem Hause des Pontius Pilatus in Jerusalem stammen; auf ihnen ist Jesus Christus während der Passion hinauf- und hinabgegangen. Niemand darf sie mit dem Fuße betreten, sondern muß auf den Knien

emporrutschen, und die Zahl der bußfertigen Sünder, welche dorthin kommen, ist so groß, daß man den Marmor unter Papst Clemens dem Zwölften mit Eichenbohlen bekleiden mußte, damit der Stein nicht völlig abgenutzt werde. Diese Holzbekleidung ist im Laufe der letztverflossenen Jahrhunderte dreimal erneuert worden, und es wird wohl bald wieder eine frische nöthig werden. Nach Errutschung jeder einzelnen Stufe erwirbt der Bußfertige einen bestimmten Ablaß entweder für sich selber oder für Seelen im Fegefeuer. Das Hinaufrutschen ist zu unbequem für Viele, die doch gern solcherlei Ablaß haben möchten, und auch für diese ist gesorgt. Gegen eine kleine Vergütung sind allezeit an der Thür arme Frauen erbötig, für Jene das Geschäft zu besorgen; sie haben sich darauf eingeübt. —

Vor Palmsonntag ist ein Besuch des Klosters der Camaldulenserinnen, neben der Kirche des heiligen Antonius, gestattet. Diese Nonnen verzieren die Palmzweige, welche um diese Zeit in Menge von der genuesischen Riviera di Levante nach Rom gebracht werden; doch liefern auch mehrere Klostergärten derartige Zweige. Es würde sich stattlicher und frischer ausnehmen, wenn man sie grün zur Verwendung brächte; sie werden leider getrocknet, gekräuselt, vergoldet oder mit Farben angepinselt. Ich besah mir die, welche für die Peterskirche bestimmt waren; Liebhaber können nach Ablauf der Festtage dergleichen Zweige, welche der Papst gesegnet hat, von den Nonnen billig kaufen. — Die Stadt hat in dieser Zeit eine große Unannehmlichkeit, die nämlich, daß die vielen Kutschen sehr schnell fahren und den Fußgänger belästigen. Das ist allerdings eine Plage, aber doch keine so arge als die Zudringlichkeit der Legion von Bettlern, denen man gar nicht ausweichen kann. Es ist als ob alles Lumpengesindel aus Mittelitalien sich um diese Zeit hier ein Stelldichein gegeben hätte. Die Bettler kommen, sobald die Fremdensaison beginnt, und verschwinden, sobald die Forestieri die

Der Papst trägt das heilige Sacrament aus der Sixtina.

heilige Stadt verlassen. Doch stellt Rom sein eigenes, beträchtliches Contingent dieser unnützen und widerwärtigen Tagediebe.

Das Fest der Palmen, an dem nach ihm benannten Sonntage, soll an den Einzug Christi in Jerusalem erinnern, auf welchem das Volk ihn begleitete und Palmzweige in den Händen hielt. Bis 1839 fand die Ceremonie in der sixtinischen Capelle statt; damals verlegte Gregor der Sechszehnte dieselbe in die große Basilica der Peterskirche, damit eine beträchtlichere Anzahl von Fremden der Feierlichkeit beiwohnen könne.

Ich machte mich schon um sieben Uhr Morgens auf den Weg; auf der Engelsburg, an welcher ich vorüber ging, flatterte das päpstliche Banner. Im Raume der Querschiffe in der Peterskirche hatte man große Zuschauergerüste aufgeschlagen; dort sitzen Frauen, welche so glücklich waren, Einlaßkarten zu erhalten. Im Hintergrunde der Kirche stand der Thronsessel des Papstes; zu beiden Seiten desselben waren Bänke für die Cardinäle aufgestellt; hinter diesen befanden sich Gerüste für das diplomatische Corps und die römischen Fürsten. Alles Holzwerk wird durch violette Decken und Drapirungen verhüllt; das Violette ist bei allen Festlichkeiten in Rom in einer so aufdringlichen Weise vorherrschend, daß man überall Veilchenblau sieht, und das macht einen durchaus nicht angenehmen Eindruck. Rechts und links vom Thronsessel des Papstes lagen Bündel von Palmzweigen, die gesegnet und vertheilt werden sollten.

Um zehn Uhr wurden die Trommeln gerührt, und durch die große Pforte zog das große Gefolge des Papstes in das Schiff der Peterskirche. Der heilige Vater verrichtete eine kurze Andacht in der Capelle de la Pieta, begab sich an den Altar und nahm dann im Hintergrunde der Absis Platz. Die Cardinäle traten einer nach dem andern vor ihn hin und machten ihre „Obedienz". Darauf begann die Vertheilung der Palmen, die sehr lange dauerte und das Publicum höchlich ermüdete, weil nur Wenige etwas davon sehen konnten. Die Sache selber geht derart von Statten, daß man dem Papst eine weiß seidene Schürze über Knie und Lenden breitet; ein Cameriere oder Bussolante legt auf die Schürze einen Palmenzweig, welchen der Papst in die rechte Hand nimmt; an dieser erglänzt der große Fischerring. Wer den Zweig erhalten soll tritt vor, beugt zweimal das Knie, küßt erst den Ring, dann die Palme und tritt ab.

Nach Austheilung der Zweige bildete sich eine lange Procession, welche durch die ganze Peterskirche zog und wieder nach der Absis zurückging, nachdem man, dem Herkommen gemäß, einer der Haupteingangspforten drei Hammerschläge gegeben hatte. Der Papst trug ein aus Strohgeflecht verfertigtes, niedliches Fähnchen, welches er dann an irgend eine hohe Person schickt, der er eine Ehrenbezeigung erweisen will. Die Galakleidung der Soldaten und Geistlichen nahm sich sehr hübsch aus und gegen sie gehalten erschienen die goldbestickten Fracks der Diplomaten und Civilbeamten sehr steif und unvortheilhaft.

Die Messe wurde von einem Cardinale gelesen, der Papst assistirte heute nur. Gegen die vielerlei geistlichen Costüme sticht die Tracht der Schweizergardisten merkwürdig ab. Heute trugen sie eine Art von Panzer und auf dem Helme einen rothen, herabhängenden Busch. Man sollte fast meinen, diese wunderlichen Figuren seien nach einer Zeichnung Michel Angelo's costümirt worden. Die Bekleidung bildet ein Durch- und Nebeneinander von schwarzen, gelben und rothen Längsstreifen, und so nimmt sich das Wamms seltsam aus. Dazu kommen Pluderhosen, die gleichfalls gestreift sind, weiße Strümpfe, Schuhe mit hohen Absätzen, gekrülte Halskrause und Hellebarde. Solch ein Schweizergardist nimmt sich in den belebteren Stadttheilen aus wie ein Anachronismus, und man lächelt über eine solche Figur. Aber auf dem Petersplatze und an einer Thür des Riesendomes ist sie völlig am Platze, weil sie zu der ganzen Architektur paßt.

Ein Schweizergardist des Papstes.

Nachmittags ging ich wieder in den Lateran, wo große Beichte vor einem Cardinale stattfand. Er sitzt in einem Beichtstuhle; wer Buße thut, kniet vor ihm nieder und bekommt einen leichten Schlag mit einer Weidenruthe auf den Kopf; dadurch hat er dann auf einhundert Tage Ablaß erhalten. Nachdem ich mir diese Ceremonie betrachtet hatte, ging ich in die Heilige-Kreuz-Kirche von Jerusalem, deren Basilica in den Gärten des Heliogabalus steht und angeblich von der heiligen Helena erbaut worden ist. In ihr befindet sich ein Stück vom „wahren" Kreuze Christi. In der unterirdischen Capelle der Helena tritt man auf Erdboden, welcher aus Jerusalem geholt wurde; Frauen dürfen diesen Ort nicht betreten. Neben der Capelle sieht man noch Ruinen von einem Venustempel. Die Cistercienser-mönche dieses Klosters betreiben ein frommes Handwerk; sie verfertigen Nägel genau nach dem Muster der echten, mit welchen Christus gekreuzigt wurde; sie sind etwa 20 bis 24 Centimeter lang, viereckig und haben oben einen halbrunden Kopf, der eine Kapsel bildet. Wer gute Fürsprache hat, bekommt in die Kapsel einige Partikelchen Eisen, die von einem „echten" Nagel abgefeilt werden. Ich weiß nicht, wie es sich

damit verhält; die Kenner kirchlicher Alterthümer behaupten, es seien überhaupt nur noch vier „echte“ Nägel vorhanden: einer in dieser Heiligen-Kreuz-Kirche, einer im Petersdom, ein dritter in der Notre Dame zu Paris und ein vierter in der eisernen Krone der lombardischen Könige.

Am Montage betrachtete ich mir die Vorkehrungen, welche in der Peterskirche für die nächsten Feiertage getroffen wurden; man bauete Gerüste mit vorbehaltenen Plätzen, stellte Reihen von Bänken und das Ganze erinnerte an das Gezimmer in einem Circus. Dann trat ich auf die mittlere Loggia hinaus und hatte von dort eine wunderbar herrliche Aussicht bei heiterm Wetter. Zwar der Vordergrund nimmt sich armselig genug aus, aber wenn man darüber hinausblickt, wird man durchbebt von Wonne und Entzücken. Da liegt die Engelsburg mit ihrer gewaltigen Masse, dort schlängelt sich die Tiber und glitzert in der Sonne; man sieht die Villa Medici, den Quirinal, die Kuppeln vieler Kirchen; — weiterhin die Villas Ludovisi und Borghese, das Auge schweift über die Campagna bis zu dem Sabinergebirge; zur Rechten schimmert in lichtem Grün die Hochebene, auf welcher einst Hannibals Lager stand und von wo aus der große karthagische Feldherr nach Rom hineinsah, dessen Volk vor ihm zitterte. Diese Landschaft macht auf Jeden einen unvergeßlichen Eindruck; man vergißt dabei alle Kirchen und alles geistliche Gepränge.

Aber es ist nun einmal nicht anders, namentlich in der heiligen Woche: man geht von einer Kirche zur andern in diesem heiligen Rom. Ich überlegte mir, ob ich zunächst nach der Kirche des heiligen Paulus mit den drei Fontänen gehen solle, welche um diese Zeit von vielen Büßern besucht wird. Sie soll auf der Stelle gebaut worden sein, wo man dem Apostel das Haupt vom Rumpfe hieb. Der Kopf sprang dreimal an verschiedenen Punkten in die Höhe und sofort entsprangen dort auch drei Quellen, aus welchen die frommen Büßer gern trinken. Diese Paulskirche liegt aber ziemlich weit entfernt, an der Straße, welche nach Ostia führt; deshalb zog ich es vor, heute den Bambino und die Madonna in der Augustinerkirche zu besuchen. In Rom ist kein Mangel an wunderthätigen Bildern, geschnitzten sowohl wie gemalten, z. B. der Christus von der heiligen Treppe, der Schwarze Christus in der Santa Maria del Popolo, aber an Popularität stehen sie alle hinter den beiden zuerst genannten weit zurück.

Der Bambino in der Kirche Ara Coeli.

Mein Weg führte mich von der Peterskirche über die Engelsbrücke durch die lange, lebhafte Coronaristraße, wo einst in einem ziemlich verfallenen Hause Raphael gewohnt hat; dann kam ich zur Augustinerkirche, welche mitten im modernen Rom liegt und architektonisch von keinem Belang ist. Aber in ihr steht die Madonna, ein Werk des berühmten Sansovino, im Innern, an der Mauer der Vorderseite. Die Gruppe ist von weißem Marmor. Die Jungfrau hält den kleinen Jesus im Arme. Man sieht ein Kunstwerk, wenn auch keins vom ersten Range. Es ist eine alte und allgemeine Erfahrung, daß der Wunderglaube der Volksmassen seine Verehrung solchen Bildern zuwendet, die künstlerisch unbedeutend oder gar häßlich sind; bei dieser marmornen Madonna Sansovino's findet eine Ausnahme statt, — die einzige in Rom. Die Madonna Michel Angelo's befindet sich, vom Volke unbeachtet, in der Capelle de la Pieta in St. Peter.

Sansovino's Madonna hat einen schlechten Platz; sie steht im Dunkeln, umgeben von qualmenden Lampen, die ein unsicheres Licht werfen, und dieses wird nur wenig verstärkt durch die an den Wänden aufgestellten Wachskerzen. Die Marmorfigur ist völlig überdeckt mit Diamanten, anderen Edelsteinen und Perlen; die Stränge hängen zu zwanzig und dreißig an der Madonna herunter; die Arme sind mit Bracelets überladen, vom Kopfe sieht man fast gar nichts, weil er mit Kämmen und Diademen förmlich überdeckt ist. Mit Kostbarkeiten gefüllte Schmuckkästchen stehen auf dem Piedestal und auf den Schultern der Figur; selbst die Draperien und der Raum zwischen den Armen sind damit angefüllt. Alle diese Weihgeschenke sind von Frauen dargebracht worden und sie bilden nur einen geringen Theil der Schatzkammer. Diese Madonna in der Augustinerkirche ist ja beim Allmächtigen Fürsprecherin der Frauen, welche sich Muttersegen wünschen; sie ist Beschützerin der Mütter und der Kinder, bis diese erwachsen sind. Daraus erklärt sich, daß sie so reich geworden ist. Man erzählt, daß dann und wann eine Frau,

nachdem ihre Wünsche erhört worden sind, ihr Opfer bedauert und den Schmuck, welchen sie der Madonna geweihet, wieder zurück haben möchte. Eine römische Dame hatte einen goldenen, mit Diamanten besetzten Kamm geopfert, damit ihre kranke Tochter durch Fürbitte der Madonna gesund werde. Als das Mädchen hergestellt war, ging die Mutter nach einigem Zaudern zum Superior, um sich ihren Schmuck wieder auszubitten. Der Geistliche, ein kluger Mann, sagte einfach, sie möge denselben eigenhändig vom Kopfe der Madonna herabnehmen. Das aber ließ die Frau wohl bleiben, und der Schmuck befindet sich heute noch auf dem Haupte der Marmorstatue. Die Madonna ist, wie gesagt, außerordentlich reich, denn sie bekommt auch von auswärts viele Gaben. Man erzählt eine hübsche Anekdote. Eine französische Dame, die in Nimes wohnt, wandte sich an eine ihr befreundete Römerin, damit diese für sie Muttersegen von der Madonna erbitte. Die Römerin, welche Kinder genug hatte, that allerdings, was ihre Freundin wünschte, fügte aber vorsichtig die Clausel hinzu: „Heilige Jungfrau, laß ja kein Versehen obwalten; ich bitte nicht für mich, sondern für meine Freundin."

Von Sansovino's Madonna ging ich zur Kirche Ara Coeli, welche aus den Steinen des Jupiter-Capitolinus-Tempels aufgebaut worden ist. In dieser Kirche befindet sich der Bambino, eine umwickelte Holzpuppe. Von den Armen ist nichts zu sehen, weil sie eingeschnürt sind; das Gesicht hat einen heitern, freundlichen Ausdruck und ist angemalt etwa so wie ein Franzapfel aussieht. Schnitzwerk und Bepinselung sollen von keinem geringern Manne herrühren, als vom Apostel Lucas. Er schnitzte die Puppe aus dem Holze eines Baumes, der auf dem Oelberge bei Jerusalem stand. Sie wurde, man weiß nicht wie und wo, ins Meer geworfen, in welchem sie lange liebe Zeit umherschwamm. Endlich trieb sie bei der Tibermündung ans Land und wurde in die Ara-Coeli-Kirche gebracht, wo sie in einem Kasten verwahrt wird. Dieser steht in einem Schranke zwischen zwei häßlichen Wachsfiguren von natürlicher Größe, welche die Jungfrau und den heiligen Johannes vorstellen sollen.

Vom Bambino sieht man (wie unsere Illustration zeigt) lediglich das Gesicht; im Uebrigen ist die Holzpuppe mit façonnirtem Zeug umwickelt. Diese Bekleidung ist geradezu übersäet mit Diamanten, Perlen und Edelsteinen; aber diese bilden, gleich dem Schmuck an der Madonna Sansovino's, nur einen Theil seines beträchtlichen Reichthums. Der Bambino hat eine besondere Civilliste, die freilich seit 1849 beträchtlich verkürzt worden ist. Vor jenem Jahre hatte er seinen eigenen Marstall und überhaupt seine Equipage. Es soll ihm in den Augen der Römer nicht zum Vortheil gereicht haben, daß man ihm sein Budget beschnitten und seinen Luxus vermindert hat; die südlichen Völker lieben äußern Pomp, welcher den Massen imponirt. Indeß hat der Bambino auch heute noch viele Anhänger, die ihm getreu bleiben. Ein Kranker zum Beispiel, der den Bambino bei sich zu sehen wünscht, hat sich an das Kloster zu wenden, welches ihm durch einen Mönch die Puppe ins Haus bringen läßt. Je nachdem dort der Bambino ein heiteres oder betrübtes Gesicht macht, wird der Leidende geheilt, oder muß sterben. Einst war es einer vornehmen römischen Dame gestattet worden, den Bambino mehrere Tage in ihrer Wohnung zu behalten, weil sie dadurch rascher geheilt zu werden vermeinte. So wenigstens gab sie vor, sie hatte aber die Absicht, einen so wirksamen Tröster für immer zu behalten, und ließ rasch einen unechten Bambino verfertigen, welcher dem echten genau glich. Die Mönche holten ihr Kleinod wieder, bekamen aber das falsche. Doch was geschah? Um Mitternacht wurde laut an die große Pforte der Ara-Coeli-Kirche geklopft. Der echte Bambino hatte sich wieder eingefunden, ganz auf eigene Faust und der Wechselbalg wurde verbrannt.

Der Bambino hat übrigens seine glänzende Zeit in den Weihnachtstagen. Dann wird zur linken Seite der großen Thür ein hölzernes Theater hergerichtet; auf der Wand im Hintergrunde sieht man auf einem Hügel die Stadt Bethlehem. Zwischen aufgestellten Bäumen gehen Hirten umher und weiden ihr Vieh, man sieht die Grotte, die Krippe, die Jungfrau und die drei Weisen aus Morgenland; diese letzteren sind in natürlicher Größe abgebildet und zwischen ihnen liegt die nun mit allen ihren Kostbarkeiten förmlich überdeckte Bambinopuppe. Hoch oben schwebt, von einem Glorienschein umstrahlt, der liebe Gott mit seinen Engeln.

Eine eingehende Schilderung der Feierlichkeiten während der Osterzeit würde ganze Bogen füllen; hier kann nur Einzelnes dargestellt werden.

* * *

Am grünen Donnerstage wird die sixtinische Capelle geöffnet. Heute waltet in ihr die weiße Farbe vor, als symbolische Erinnerung an das Abendmahl; Altar, Thron rc. sind mit weißem Zeuge bedeckt; die farbigen Trachten der vielen geistlichen Würdenträger stechen dagegen scharf ab, doch macht das Ganze einen ansprechenden Eindruck. Der Papst erschien und las Messe, bei welcher die Elevation den wichtigsten Moment bildet. Ein Ceremonienmeister tritt aus der Sacristei hervor; ihm folgen zehn Bussolanti mit brennenden Fackeln und stellen sich zu beiden Seiten des Altars auf. Der zwischen ihnen stehende Priester segnet die Hostien für den Gründonnerstag und für Charfreitag, und diese trägt der Papst selber nach der Messe in die paulinische Capelle. Auf dem Zuge dorthin wird ihm das Kreuz vorhergetragen; er selber geht unter einem Baldachin, und ein Diener hält ihm einen weißen, goldverzierten Schirm über das Haupt; in der Hand trug er den „Kelch des Grabes", dessen Ciselirung von Benvenuto Cellini herrühren soll. Während der Chor Gesänge anstimmte, schritt der heilige Vater durch den Königssaal und begab sich an den Altar in der paulinischen Capelle; dort übergab er den Kelch einem Cardinal, und dieser stellte ihn in eine Urne, welche als „das Grab" bezeichnet ward.

Eine Weile später drängte sich die Menge aus der Peterskirche auf den Platz hinaus. Bald erschienen die Ceremonienmeister und die Cardinäle auf der großen Loggia und gleich nachher wurde auch der Papst sichtbar; das Gerüst, auf welchem er sich befand, wurde von rothgekleideten Männern getragen. Der heilige Vater erhob sich, und Alles weit und breit war still. Er sprach den Segen mit volltönender, weithinreichender Stimme, langsam, fast in singendem Tone. Die ersten Sätze sprach er von seinem Sitze aus, aber gegen den Schluß hin stand er auf, breitete die Arme aus, segnete und als er die letzten Worte gesprochen, donnerten Kanonen auf der Engelsburg, schmetterten die Drommeten der Militärmusik.

Der heilige Vater trug am Gründonnerstage keinen Krummstab, der jetzt überhaupt aus dem päpstlichen Ceremoniel verbannt zu sein scheint. Es knüpft sich hier eine Legende an. Sanct Petrus, so lautet die fromme Sage, schickte Sendboten nach dem Norden aus, um den alten Sachsen das Evangelium zu predigen. Der heilige Maternus machte sich, von zwei anderen Gläubigen begleitet, auf den Weg, starb aber in Trier. Dort ließen seine Gefährten die Leiche und gingen nach Rom zurück. Hier gab ihnen Sanct Peter seinen Stab; mit demselben sollten sie die Leiche berühren, dann werde Sanct Maternus lebendig werden und die wahre Lehre

verkündigen. So geschah es auch; Maternus bekehrte viele Heiden und wurde Bischof von Trier. Also hatte Sanct Peter sich seines Hirtenstabes entäußert, um den heiligen Maternus wieder zu erwecken, und zum Andenken daran führen die Päpste den Krummstab nur, wenn sie ihren Bischofssitz besuchen oder einmal nach Trier kommen sollten.

Man liest oft, daß in der lateinischen Segensformel, welche der Papst ausspricht, die Worte: Urbi et Orbi, also der Stadt Rom und dem ganzen Erdballe, vorkämen; sie befinden sich aber nicht darin *).

Sobald der Papst nach der Spendung des Segens sich zurückgezogen hat, verlesen zwei Cardinäle, in lateinischer und italienischer Sprache, die Formel, welche den anwesenden Gläubigen vollen Ablaß gewährt. Sie werfen dann die Zettel, auf welchen die Formel geschrieben steht, in die Luft; das Volk streckt die Hände aus, Jeder will ein Blatt auffangen. Das gelingt gewöhnlich zwei eingeborenen Römern, welche nachher die Blätter an fromme Gläubige theuer verkaufen.

Auch die Speisung der Armen und die Fußwaschung finden am Gründonnerstage statt, die letztere in einem Querschiffe der Peterskirche, die Cena in der Capelle, in welcher eine gewirkte Tapete hängt, auf welcher nach dem bekannten Bilde Leonardo's da Vinci das heilige Abendmahl dargestellt ist. Die Apostel, an welchen der Papst die Fußwaschung verrichtet, sitzen auf einem Gerüste. Es sind ihrer dreizehn, Priester aus verschiedenen Völkern und von ihren Gesandten vorgeschlagen; so stellten nach altem Herkommen Oesterreich, Frankreich, Spanien und Portugal je einen Candidaten; der Cardinal-Kämmerling und der Präfect der Propaganda stellen jeder zwei; der Major Domus des Vaticans drei; der Hauptmann der Schweizergarde und der Cardinal der Armenier je einen. Da Jesus Christus nicht repräsentirt und Judas Ischarioth ausgeschlossen ist, so bleiben eigentlich nur elf Personen; aber man nimmt noch einen Mann hinzu, weil es Brauch beim heiligen Gregorius war, zwölf arme Leute an seinem Tische zu speisen. Eines Tages kam ungeladen ein dreizehnter hinzu; ein Engel, vom Himmel gesandt, um diesen Papst zu glorificiren. Zur Erinnerung an dieses Wunder ist nun die Zahl der Gründonnerstagsapostel auf dreizehn festgestellt worden. Sie tragen ein weißes Gewand und eine Pelerine, dazu eine eierförmige Kopfbedeckung, die einem aufgestülpten Turban ähnlich sieht. Ein Badknecht entblößt ihnen die Füße, welche der Papst wäscht; ein Bussolante hält ihm das Becken vor. Nachdem der heilige Vater den Fuß abgetrocknet hat, küßt er ihn. Dann erhält jeder Apostel einen Blumenstrauß und zwei Denkmünzen, eine goldene und eine silberne. Auf der einen Seite befindet sich die Jahreszahl, in welcher die Feierlichkeit stattfand, und das Bildniß des Papstes, auf der andern ist Jesus abgebildet, wie er den Aposteln die Füße wäscht.

Darauf begeben sich die Apostel in die Basilica zur Cena. Auf einer langen Tafel steht auch ein Osterlamm; Blumen fehlen nicht, und man hat auch dreizehn Körbe hingestellt, in welchen die Apostel nicht nur den Ueberrest der Speisen vom Nachtisch mitnehmen, sondern auch die Servietten und eine gefüllte Börse. Sobald die Apostel Platz genommen haben, setzt sich auch der heilige Vater, welchem kniende Bussolanti die Schüsseln darreichen. Auf der Speisekarte figuriren allemal Krebse und gebackene Fische. Sobald der Papst sich entfernt hat, füllen die Apostel ihre Körbe, werfen die Blumen unter das Publicum, und nachher verläuft sich die Menge, welche diese Ceremonie wie ein Schauspiel betrachtet. Von der symbolischen Bedeutung derselben versteht sie nichts.

Am Ostersonntage um fünf Uhr in der Frühe donnern die Kanonen auf der Engelsburg, und bald nachher wird es lebendig in den Straßen. Alles strömt nach der Peterskirche hin und außerordentlich ist der Zudrang von Frauen, namentlich von neugierigen Engländerinnen. Soldaten bilden eine Hecke. Die Cardinäle, welche sich im Vatican versammelt haben, kommen in Staatscarossen angefahren. Um zehn Uhr wird der Papst auf seinem Sessel herbeigetragen; dann öffnet sich die große Pforte, und der Zug begiebt sich in die Basilica unter dem Schalle der Militärmusik. Der Papst trägt die Tiara auf dem Haupte; hinter ihm halten Diener die großen Fächer von Pfauenfedern; Schweizergardisten tragen die Flammberge der sieben Cantone.

Der ganze Zug ist in hohem Grade packend, reich, überraschend. Bei ihm entfaltet die Kirche alle Pracht und allen Glanz, über welche sie zu verfügen hat. Das weiße, golddurchwirkte Gewand des Papstes nimmt sich prachtvoll aus. Er steigt von seinem Thronsessel herab und geht zum Altar; dabei umarmt er die beiden jüngsten Cardinaldiaconen, zur Erinnerung an das erste Zusammentreffen, welches der Heiland nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern hatte. Dann liest er, unter Assistenz eines Cardinals, Messe, und nachher findet die Elevation statt. Der Papst wendet sich während derselben nach allen vier Himmelsgegenden, macht das Zeichen des Kreuzes und setzt sich nieder. Während er die Hostie gen Himmel emporhielt, spielte die Militärmusik — eine italienische Cavatine, welche zu der heiligen Handlung schlecht paßte.

Bevor der Papst die Peterskirche verläßt, erweist er seine Verehrung noch den sogenannten großen Reliquien, welche dann eine kleine Weile zur Schau ausgestellt bleiben: die Lanze, mit welcher Jesus gestochen wurde, das wahre Kreuz und das heilige Antlitz, welches der Apostel Lucas gemalt haben soll. Doch cursiren über dasselbe noch einige andere Angaben.

Man athmet freier auf, sobald Ostern vorüber ist. Die kirchlichen Feierlichkeiten sind prachtvoll und großartig, aber für den Beschauer noch anstrengender als für die, welche bei denselben mitzuwirken haben.

---

*) Die Formel lautet: Sancti apostoli Petrus et Paulus, de quorum potestate et auctoritate confidimus, ipsi intercedant pro nobis ad Dominum. Amen. — Precibus et meritis beatae Mariae semper Virginis, beati Michaelis archangeli, beati Johannis Baptistae et sanctorum Apostolorum Petri et Pauli et omnium Sanctorum, misereatur vestri omnipotens Deus, et dimissis omnibus peccatis vestris, perducat vos Jesus Christus ad vitam aeternam. Amen. — Indulgentiam, absolutionem omnium peccatorum vestrorum, spatium verae et fructuosae poenitentiae, cor semper poenitens, et emendationem vitae, gratiam et consolationem sancti spiritus et finalem perseverantiam in bonis operibus tribuat vobis omnipotens et misericors Dominus. Amen. — Et benedictio Dei omnipotentis Patris et Filii et Spiritus Sancti descendat super vos et maneat semper. Amen.

# Die griechisch-russische Kirche und ihre Secten.

## IV.

Die Duchoborzen. — Ihre Lehren und Vorstellungen. — Raskolniki und Starowerzy. — Priesterlose und priesterhafte Secten. — Die Glaubensvereinten. — Die Skopzy, Selbstverstümmler. — Die Selbstkasteier und die Selbstverbrenner. — Die Wanderer und noch andere Secten.

C. S. Weit weniger positiv christlich als die der Malakanen sind die Lehren der Duchoborzen. Ueber ihre Entstehung wissen sie selbst nichts Genaueres anzugeben und wähnen, nach Harthausen, von den drei Männern im feurigen Ofen, welche das Bild Nebucadnezars anzubeten verweigerten, abzustammen. Sie scheinen jüngern Ursprungs als die Malakanen, vielleicht zum Theil aus denselben, und zwar selbständig an verschiedenen Orten, entstanden zu sein, worauf sie bei im Einzelnen verschiedenen Lehren wegen der Gemeinsamkeit gewisser spiritualistischer Grundanschauungen unter eine allgemeine Bezeichnung zusammengefaßt werden. Sie sind über das ganze innere Rußland und über Sibirien bis Kamtschatka hin verbreitet. Das theologische System der Duchoborzen ist von allen russischen Religionsgemeinschaften wohl das ausgebildetste, voll großartiger Anschauungen in mystisch-philosophischer Richtung. Sie glauben an einen Gott, welcher Einer in der Dreiheit ist; der Vater ist das Licht, der Sohn das Leben, der heilige Geist die Ruhe, in dem Menschen aber wird begründet der Vater als das Gedächtniß, der Sohn als die Vernunft, der heilige Geist als der Wille. Die menschliche Seele ist ein Ebenbild Gottes, sie existirte und fiel schon vor Erschaffung der Welt mit anderen Geistern in der Höhe. Zur Strafe in den Kerker des menschlichen Körpers gebannt, fiel die Seele zum zweiten Male, welcher Fall sich seitdem in allen Generationen durch die Verführung des Fleisches zum dritten Male wiederholt. Obgleich Jeder aus eigener Schuld und Willkür fällt, so ist doch Keiner frei von Sünde, denn Jeder fiel schon in der geistigen Welt und bringt die Neigung zur Sünde mit sich. Da Gott den Sündenfall von Ewigkeit voraussah, beschloß die ewige Liebe, als Mensch auf die Erde niederzusteigen, um durch seine Leiden die ewige Gerechtigkeit zu versöhnen. Christus ist das Wort und die Kraft Gottes, die Alles bewegt und belebt, nach dem neuen Testamente der Fleisch gewordene Geist der höchsten Weisheit, der Geist der Wahrheit und der Liebe, der heiligen Freude und des Friedens. Demnach ist Christus eine göttliche Kraft, die sich im Menschen offenbart; ein Jeder ist Gottes Sohn, der den Geist der Weisheit und Heiligung empfangen und, wie Christus, den Weg der Tugend wandelt. Den historischen Christus verleugnen die Duchoborzen indeß nicht geradezu, doch erkennen sie keine körperlichen Wunder an; die Errettung der in Sünden erstorbenen Menschheit erachten sie als Wunderverrichtung Jesu, der aber auch nur in ihnen, den echten Nachfolgern, thätig fortlebt. Demnächst unterscheidet Harthausen zwei Hauptrichtungen unter den Duchoborzen, je nachdem sie auf die durch den Sündenfall bedingte Buße, oder auf den Glauben an den innern Christus mehr Gewicht legen. Die Sittenlehre jener mystisch-asketischen Richtung ist sehr streng: die Welt und ihre Freuden, in welche die Seele zur Strafe für ihren Fall gekerkert worden, sind zu verachten, Leibesgenüsse zu meiden, die Leidenschaften zu verdammen. Die andere Richtung deducirt dagegen, daß, wenn der lebendige Glaube den wahren Christus erweckt habe, der Gott in ihnen keine Sünde mehr begehen könne: alles, was sie thun, ist gut, weil sie es thun. Die Duchoborzen allein verstehen auch die heilige Schrift in ihrem geheimnißvollen Sinne, die innere Erleuchtung giebt allein den Schlüssel zu deren Verständniß. So statuiren sie auch nur innere Sacramente in weit mehr symbolischer Bedeutung als die Malakanen. Die Ceremonie der Trauung ist ganz überflüssig; die Ehe beruht auf der Liebe und Uebereinkunft der Verlobten und muß, wo jene aufhört und diese zur Auflösung drängt, getrennt werden. Priesterthum und Weihe kennen sie natürlich nicht; jeder Gläubige ist Tempel Gottes, Priester, Altar und Opfer. Gemeinschaftlich halten sie, wie Harthausen aus persönlicher Erfahrung berichtet, an bestimmten Feiertagen eine Art Gottesdienst, die Männer und Weiber auf je einer Seite, wobei sie nach Absingen einer Hymne sich zu dreien gegen einander dreimal verbeugen und gegenseitig küssen, als Anerkennung der Dreieinigkeit Gottes und der Dreiheit in jedem von ihnen. Ihre eigentlichen Gebräuche, mit welchen zuweilen grauenvolle Ceremonien und Orgien verbunden sein sollen, sind aber in ein mysteriöses Dunkel gehüllt; an gewissen Tagen soll ein weißgekleideter Jüngling auf einen Altar gestellt und als Vertreter des in Jedem lebendigen Gottes knieend angebetet werden. In Betreff der neuern Geschichte und Lebensweise der Duchoborzen verweisen wir auf Harthausen, der gerade mit einem Hauptzweige derselben in nähere Berührung gekommen ist und interessante Beobachtungen gemacht hat, deren Wiedergabe uns hier aber zu weit führen würde.

Wir wenden uns nunmehr zu den altgläubigen Schismatikern, welche, wie früher bereits ausgeführt worden, in der Nikonischen Kirchenreform ihren Ursprung haben. Von der Staatskirche als Abtrünnige (Raskolniki) bezeichnet, nannten sie sich selbst Altgläubige (Starowerzy) oder Rechtgläubige (Prawoslawnyje) und wurden dann auf den Protest der Kirche gegen diese Anmaßung auch Starobrädzy, d. h. solche, welche alten Gebräuchen huldigen, genannt.

Während die oben besprochenen Reformsecten immer nur vereinzelte, im Ganzen bedeutungslose sectirerische Erscheinungen waren, ist die Revision der Kirchenbücher und die dadurch hervorgerufene Abänderung einiger in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche Anlaß zu einer allgemeinen Volkshäresie gewesen, die sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen und Auswüchsen rasch über das ganze Reich verbreitete, die Landeskirche wohl um ein volles Drittheil ihrer Anhänger beraubte und in ihrer Existenz erschütterte. Eine wesentliche Ursache ihres Erfolges haben wir bereits früher hervorgehoben: Die Verknüpfung der religiösen Anschauungen mit den nationalen Sympathien des niedern Volks. Daher die Fernhaltung der fremden Bildungselementen zugänglichen höheren Stände vom Raskol. Wie wir gesehen, recrutirte sich in den ersten Zeiten christlichen Lebens in Rußland die höhere Geistlichkeit aus orientalischen Klöstern, deren halbgebildete Sendboten sich stolz und nichtachtend von den barbarischen Slaven zurückzogen.

Als später allmälig auch geborene Russen in die Hierarchie Eingang fanden, nahmen sie das vornehme Wesen ihrer griechischen Collegen an und schlossen sich ebenfalls theilnahmlos gegen ihre unwissenden Landsleute, namentlich auch gegen die ungebildete niedere Geistlichkeit ab. Auf diesem traditionell gewordenen Umstande mag es mit beruhen, daß sich nur ein einziger Geistlicher höhern Ranges den Altgläubigen angeschlossen hat, was für einen großen Theil derselben von der höchsten Bedeutung geworden ist.

Auf ein zweites wichtiges Moment für die enorme Verbreitung des Schismas im niedern Volke sei hier auch noch hingewiesen: auf die Leibeigenschaft. Den Leibeigenen mag der unbezwingliche Drang nach einer Aeußerung seines überall erstickten Freiheitsgefühls unbewußt zur Bethätigung seines freien Willens auf religiösem Gebiete angetrieben haben; er war geleitet von dem natürlichen angeborenen Hasse gegen eine ihm fremd und stolz gegenüberstehende Hierarchie, welche ihn nur lehrte seine grausamen Ketten geduldig zu tragen. Im Raskol konnte er doch wenigstens seinen Gott nach eigenem freien Willen und eigenen Gedanken anbeten, hier galt nicht die Sklaverei als alleinige Bestimmung seines Daseins. So finden sich denn auch, namentlich in den ersten Zeiten ihres Bestehens, fast nur Leibeigene oder Nachkommen von Freigelassenen unter den Anhängern des Raskol.

Gleich den nicht mit dem Schisma zusammenhängenden Secten können wir auch die zahlreichen altgläubigen Secten (und zwar nicht bloß nach einem willkürlichen historischen Momente, sondern nach einem wesentlichen Unterschiede) in zwei Hauptgruppen scheiden: in die „Priesterlosen" und die „Priesterhaften". Bekanntlich ist die Priesterweihe in der griechisch-katholischen Kirche ein Sacrament, zu dessen Ausübung durch Handauflegung die Fähigkeit von den Aposteln auf die Bischöfe übertragen worden und von Bischof zu Bischof sich fortgepflanzt. Durch den Umstand nun, daß nur ein einziger zur Weihe berechtigter Bischof, Paulus von Kolowna, sich dem Raskol angeschlossen hat und, ohne einen neuen Bischof creirt zu haben, verstorben war, ist nach der consequenten Ansicht der radicalen Secten mit dem Abfall Nikon's und der von ihm verführten gesammten höhern Geistlichkeit vom wahren Glauben die Gabe der Weihe verloren gegangen und in der Folge „alles echte" Priesterthum unmöglich geworden. Bis zum Tode des Bischofs Paulus und der von ihm geweihten Priester waren die Schismatiker alle einig und ordneten sich diesen Geistlichen unter. Nach deren Aussterben aber entstand ein gewaltiger Zwiespalt unter den Schismatikern, indem ein großer Theil, jener radicalen Ansicht entgegen, sich der mildern Annahme zuneigte, daß in den Bischöfen der vom wahren Glauben abgefallenen Staatskirche die von den Aposteln auf sie vererbte Gabe der Priesterweihe verblieben und demnach jeder von ihnen geweihte und dem alten Glauben wiedergewonnene Priester zur Austheilung der Sacramente befähigt sei. Es kommt diesen gemäßigteren Secten demnach nur darauf an, griechische Geistliche zum Uebertritte zu bewegen, was ihnen bei ihren oft großen Mitteln und der jämmerlichen Lage Jener noch stets, wenngleich in geringem Maßstabe, gelungen ist. Freilich erfreuen sich diese Apostaten um äußerer Vortheile willen, oder auch zur Strafe für Vergehen aus ihrer Kirche ausgestoßen, selbst unter den neuen Glaubensgenossen selten einer geachteten Stellung, und von der höhern Geistlichkeit haben die Altgläubigen noch keinen für sich zu gewinnen vermocht.

Die Priestersecten (Popowskije, in der Gesammtheit Popowschtschina genannt), deren es auch nicht wenige giebt, unterscheiden sich von einander durch Differenzen in Betreff der Aufnahme der Priester, der Beschaffung des von Bischöfen zu weihenden heiligen Oels u. s. w. Ein großer Theil der Popowschtschina hat sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Folge gänzlichen Mangels an Priestern mit der Bitte um Creirung solcher an die Staatsregierung gewandt. Diese griff die günstige Gelegenheit zu einer theilweisen Annäherung der Schismatiker an die Staatskirche mit Freuden auf und begründete durch Constituirung der „glaubensvereinten" Kirche eine tiefe Spaltung unter den priesterhaften Secten. Die Glaubensvereinten (Jedinowerzen), welche den revidirten alten Ritus, die vom Staate ihnen bestellten Priester und das Gebet für den Czaren annahmen, wurden von dem auf den übrigen Altgläubigen lastenden Drucke entbunden; sie unterscheiden sich von der Staatskirche, mit welcher sie ausgesöhnt sind, nur noch durch wenige äußere Gebräuche, z. B. Gebrauch anderer Finger beim Kreuzschlagen, Verbot des Bartscheerens zc.

In weit radicalerm Gegensatze zu Staat und Kirche stehen die priesterlosen Secten (Bespopowschtschina). Ihnen ist die Staatskirche gar keine Heilsanstalt mehr, sondern das Reich des Antichrist, mit ihr desgleichen der Staat und überhaupt die ganze bestehende Weltordnung ein Greuel. Sie haben consequenterweise auch, außer der Taufe, welche ihre Aeltesten vollziehen, keine Sacramente mehr und befinden sich in der Unmöglichkeit, gültige Ehen zu schließen. Leistung der Militärpflicht, Verzeichnung zu einer Gemeinde zc. verwerfen sie gleich dem Gebet für den Czaren als Postulate des „satanischen Reiches", dessen Herrschaft mit Nikon, dem Antichrist, begonnen. Sie, die dem wahren Heilande allein Treugebliebenen, befinden sich inmitten der abgefallenen Sündenwelt in einer traurigen Ausnahmestellung und streben durch Selbstkasteiung, Aufopferung und dergleichen mehr der innern Heiligung theilhaftig zu werden. Während indeß bei einzelnen priesterlosen Secten der erleuchtende Einfluß der allmälig vorschreitenden Civilisation zu einer mildern, versöhnlichern Auffassung der Dinge treibt, haben sich die Grundanschauungen der Bespopowschtschina namentlich bei drei ihrer Secten in grauenvoller Schroffheit und Consequenz durchgebildet und fest erhalten.

Sehr ausgebreitet, besonders unter den reichen Kaufleuten und Goldarbeitern der Haupt- und größeren Handelsstädte, sind die Skopzy (Selbstverstümmler, Eunuchen), die sich nach Erzeugung eines Sohnes entmannen. In wiefern diese Operation in innerm Zusammenhange mit ihrem Glaubenssystem steht, oder vielleicht mehr aus dem Wunsche, dem Staate keine Recruten stellen zu müssen (einzige Söhne sind in Rußland von der Dienstpflicht eximirt), hervorgegangen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Castration, auch ohne Rücksicht auf die Geburt eines Sohnes, an neu zu dieser Secte übertretenden Mitgliedern vollzogen wird, natürlich heimlich, da die Regierung sie streng verfolgt und bestraft. Die Dreieinigkeit fassen sie folgendermaßen auf: Im Anfang sei nur Gott, der Vater, eins, untheilbar gewesen, dann nach Erschaffung der Welt habe er sich dieser zu verschiedenen Malen geoffenbart als Sohn in Christus, der aber doch nur von Gott durchdrungen und geweiht, nicht Gott selbst gewesen sei; als heiliger Geist wirke Gott aber täglich in seinen „wahren Kindern" (den Skopzen). Christus sei nie gestorben und wandele beständig auf Erden, geschlechtlos, unter irgend einer Gestalt, gegenwärtig „als Peter III.," welcher keineswegs wirklich umgekommen, sondern nach Irkutsk entflohen sei und heilbringend wiederkommen werde. In der That wird Peter's III. Bild bei den meisten Skopzen gefunden. An ihrer zarten Stimme erkennt man sie am leichtesten, sonst führen sie einen geregelten Haushalt und leben äußerlich wie ihre Nebenmenschen, verträglich mit ihren Hausfrauen und

liebreich sorgend für deren oft mit benachbarten Männern gezeugte Kinder*).

Als den Skopzen in der Lehre nahe stehend, aber sonst weit ungefährlicher und ziemlich harmlos bezeichnet Herr von Harthausen die Secte der sich Kasteienden (Chlystowtschiny).

Grausenvoll in ihrer Wirkung ist die Lehre der Selbstverbrenner (Soschigateli), die als einziges Mittel zur Reinigung von den Sünden dieser Welt den freiwilligen Feuertod suchen. Von Zeit zu Zeit thun sich Anhänger dieser im Norden, namentlich in Sibirien, immer noch ziemlich zahlreich vorhandenen Secte in kleineren oder größeren Abtheilungen zu 20, 50, 100, zuweilen zu 1000 und mehr zusammen, graben sich unter gewissen Ceremonien eine große, tiefe Grube, umgeben dieselbe mit brennbaren Stoffen, Holz, Stroh u. s. w., zünden diese rund um sich an und empfangen unter Anstimmung wilder Gesänge mit stoischem Gleichmuthe die „Feuertaufe". In diese Kategorie von wahnwitzigem Fanatismus dürfte auch der Herrn von Harthausen mitgetheilte Fall zu rechnen sein, wo eine kleine Gemeinde von 50 überspannten Seelen sich zu gegenseitiger Opferung verabredet hatte. Als ein junges Weib, in welchem die Lust zum Leben endlich siegte, Hülfe aus der Nachbarschaft herbeiholte, fand man bereits 47 Todte und nur noch zwei der Mörder am Leben. Letztere erhielten die Knute, frohlockten aber bei jedem Hiebe über ihr Martyrium.

Viel weniger abschreckend ist die Lehre der Wanderer (Stranniki), mit welcher auch alt-sectirerische, gnostische Elemente verschmolzen sein mögen. Die bestehende Weltordnung ist den strengen Altgläubigen, wie schon oben ausgeführt, das Reich des Antichrist, jede Unterordnung unter die Machthaber des Staats und der Kirche ein Greuel vor dem Herrn, daher das Heil nur in ewiger Flucht vor der Welt, steter Wanderschaft und absoluter Negation aller staatlichen, kirchlichen und sittlichen Ordnung möglich. „Sie zählen sich," schreibt Eckardt, „zum Mönchsstande, verwerfen die Ehe, gestatten aber ein „freies" Zusammenleben der Geschlechter und theilen sich in zwei Classen: die eigentlichen Wanderer und die Asylgeber. Diese letzteren bilden die sogenannte Prüfungsclasse; der Aufenthalt in der Welt und der Verkehr mit derselben wird ihnen „um ihrer Schwachheit willen" noch vorläufig gestattet, sie müssen aber in ihren Wohnungen heimliche unterirdische Kammern zur Aufnahme und zum Schutz der eigentlichen Wanderer, welche heimath-, berufs- und beschäftigungslos durch die Welt streifen, bereit halten. Bei zunehmendem Alter oder Krankheit sind aber auch die Asylgeber zum förmlichen Uebertritt in die Wandersecte und zur Auflösung ihrer Verhältnisse verpflichtet; überrascht sie schwere Krankheit, so lassen sie sich bei herannahendem Tode in Wald und Feld hinaustragen, um, wenn auch in der Nähe ihrer Wohnungen, so doch als Wanderer und „auf der Flucht" zu sterben."

Während diese drei schwärmerischen Secten durch ihre starre Negation aller bestehenden rechtlichen und sittlichen Ordnung, wie durch die ihnen zur Last gelegte Abhaltung zügellosester Orgien und grauenhafter Ceremonien die erbittertste Verfolgung Seitens der weltlichen Macht hervorgerufen haben, nehmen andere selbst priesterlose Secten dem Staate gegenüber eine weit bessere Stellung ein, ob sie gleich die Ehe und das Gebet für den Czaren verwerfen. Sie werden meist nach ihren ersten Lehrern benannt, so die Theodosianer, Philipponen, Danieliten, Kapitonen, ein Theil auch nach seinem Wohnsitz am Meere die Pomorianen. Großen Anhang haben diese Secten unter den Kosacken; Theodosianer, die verbreitetste derselben, finden sich auch in Polen und Livland, namentlich Riga, zahlreich vor, in welchen Ländern sie sich zur Zeit strenger Verfolgungen zahlreich niederließen und Duldung und Schutz fanden. Auch über Lehre und Treiben dieser Secten findet man bei Harthausen ausführliche Mittheilungen. Interessant ist, daß sowohl die Priesterlosen als Popowskije, ungeachtet ihrer mannichfachen Verschiedenheiten und Feindschaften unter einander, dennoch einen allgemeinen Sammelpunkt haben, jene den Preobraschenskischen, diese den Rogosch-Friedhof in Moskau, wo sie sich alljährlich zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten und zur Einsammlung nöthiger Geldspenden zusammenfinden. Charakteristisch für die oberflächliche Deduction der Raskolniken ist, daß die Radicalen unter ihnen der Staatskirche vorwerfen, statt des Heilandes den Antichrist anzubeten, weil sie den Namen Jesus nicht mehr in der durch Unwissenheit der mittelalterlichen Kirche corrumpirten Weise „Issus", bei welcher die Altgläubigen natürlich hartnäckig

---

*) In Bezug auf die Skopzy werden möglicherweise bald merkwürdige Enthüllungen erfolgen, die einen genauen Einblick in das Treiben dieser Secte gewähren. Wir haben durch die Güte eines Russen folgenden aus einer Februarnummer der „Moskauer Zeitung" übersetzten Bericht erhalten.

„Das ganze Gouvernement Tamboff ist in die größte Aufregung versetzt worden durch Entdeckungen, zu denen eine gerichtliche Verhaftung geführt hat. Die Veranlassung zu derselben war eigenthümlicher Art.

In der Kreisstadt Morschansk waren in der Neujahrsnacht 1869 beim Stabscapitän Scott mehrere Gäste versammelt, unter denen sich auch der Polizeimeister Trischatny befand. Gegen Mitternacht wurde dieser letztere in Scott's Hause von einem Diener des Kaufmanns und Millionärs Plotizin aufgesucht. Der Diener hatte einen Brief seines Herrn an den Polizeimeister zu übergeben nebst einem Packete, in welchem 10,000 Rubel Banknoten lagen. Plotizin sprach in diesem Schreiben die Bitte aus, daß drei im Gefängnisse sich befindende Frauen nur bis zum nächsten Morgen daraus entlassen werden möchten. Begreiflicherweise erwachte der Argwohn des Polizeimeisters in Betreff eines Mannes, der die Gewährung eines solchen Gesuchs mit 10,000 Rubeln bezahlen wollte. Schnell wurden Vorkehrungen getroffen. Trischatny nahm im Beisein der Anderen von ihm hinter einem Vorhange verborgenen Gäste das Geld in Empfang und übergab es sofort der Behörde. Plotizin wurde verhaftet, und es stellte sich heraus, daß dieser Mann das Oberhaupt der ganzen in Rußland weit verbreiteten Secte der Selbstverstümmler (Skopzy) ist.

Die ihm in Morschansk gehörenden Häuser bilden ein ganzes Stadtviertel. Die Fenster aller dieser Gebäude sind verrammelt, und die inneren Räume bilden ein wahres Labyrinth. Es wurden vier weite Gewölbe entdeckt, und im letztern, das einen geheimen Eingang hatte, sind große, viele Centner wiegende Haufen von Goldmünzen, meistentheils mit dem Gepräge des vorigen Jahrhunderts, gefunden worden. Man spricht von mehr als zehn Millionen, welche in verschiedenen Verstecken unter den Fließen des Bodens in halbvermoderten Säcken gefunden worden sind. Außerdem waren große Koffer bis an den Rand mit Banknoten und Werthpapieren gefüllt.

Es ist dies, wie man vermuthet, der Schatz der Secte, aus dem sie die Mittel schöpfte, um die bisher gegen sie so oft angeordneten Untersuchungen erfolglos zu machen.

Diese Häuser sind jetzt von Wachen umringt, und des Eigenthümers Papiere wurden confiscirt. Sie enthalten seine Correspondenz mit vielen seiner Sectengenossen, zu denen auch der in Petersburg als Millionär bekannte Kaufmann Tretjakoff gehört. Aus diesem Briefwechsel ergiebt sich, daß der unermeßliche Reichthum der Selbstverstümmler von ihnen heimlich aufbewahrt wurde, um mit dessen Hülfe den jetzigen Zustand der Dinge in Rußland zu stürzen und ein neues Reich zu gründen, mit dem die künftige Aera der Secte beginnen soll. In den Wohnzimmern Plotizin's befanden sich, in reiche Goldrahmen eingefaßt, die Abbildungen mehrerer der Secte angehörenden Männer und Weiber, unter Anderen auch das Bildniß der als Mutter Gottes verehrten Anna Ssafonoff. Diese Anna Ssafonoff lebte noch im Jahre 1847 in Morschansk bei dem als Sectirer bekannten Bürger Posujakoff und zog nach dessen Tode in das Haus des Plotizin. In dem letztern sind neun in grausamer Weise verstümmelte Frauen gefunden worden, deren eine Plotizin's leibliche Schwester ist!

Mit der größten Spannung sieht man nun der Eröffnung der Gerichtssitzungen und dem Verlaufe des Processes entgegen, denn die Zeiten sind vorüber, da in Rußland dergleichen Ereignisse dem Publicum verheimlicht werden konnten." D. Red.

verbleiben, sondern correcter Weise dreisilbig „Jissus" aussprechen!

Am günstigsten nächst den der Staatskirche ganz nahe stehenden Glaubensvereinten hat sich dem Staate gegenüber die Stellung der Priestersecten gestaltet, namentlich seitdem die emsigen Bemühungen polnischer Emissäre und der russischen revolutionären Emigranten, während des Krimkrieges und des polnischen Aufstandes diese Raskolniken gegen die russische Regierung aufzuhetzen, schließlich gescheitert sind und dieselben sogar in einer Adresse an den Kaiser 1863 denselben feierlich ihrer Unterthanentreue versicherten. Ueber die eben erwähnten politischen Bestrebungen, welche von der Gründung eines altgläubigen Erzbisthums im berühmten Kloster Bjelokrinitz in der Bukowina ausgingen (ein abgesetzter griechischer Erzbischof trat zum Raskol über), findet man nach authentischen Enthüllungen eine interessante Ausführung bei Julius Eckardt.

Eine durchgreifend erfolgreiche Bekämpfung des Schismas und alsdann gefahrlose freie Duldung desselben kann erst mit höherer Civilisation eintreten. Neuerdings thut die russische Regierung das entschiedene Bestreben kund, der macht- und bildungslosen niedern Geistlichkeit, so weit sie vermag, aufzuhelfen und den Bildungsstand der unteren Volksschichten gründlich zu heben.

---

# Die Ursachen der europäischen Eiszeit und deren Umwandlung.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

## I.

Gerade wie die sämmtlichen Ströme der Erde in der Gegenwart nur noch ohnmächtig kleine Ueberreste von dem geblieben sind, was sie ursprünglich waren, so sollen auch unsere heutigen Gletscher, die ebenfalls fließenden Eisströme, bloß verschwindend kleine Ueberbleibsel ihrer einstigen Riesengröße sein. Zu beiden Ansichten haben uns lautredende Thatsachen geführt, daher werden sie auch von den hervorragendsten Männern der Wissenschaft für unumstößlich wahr gehalten. So berichtet Alexander v. Humboldt, daß er auf seiner Reise durch das Orinocogebiet oft in Höhen von 150 bis 180 Fuß über dem Spiegel des heutigen Stromes die deutlichsten Spuren des ursprünglichen Wasserstandes aufgefunden habe, und fügt dann die interessante Bemerkung hinzu: „Ihre Existenz lehrt, was auch in Europa bei allen Flußbetten zu bemerken ist, daß die Ströme, deren Größe jetzt noch unsere Bewunderung erregt, nur schwache Ueberreste von der ungeheuern Wassermenge der Vorzeit sind. Selbst den rohen Eingeborenen der Guyana sind diese einfachen Bemerkungen nicht entgangen. Ueberall machten uns die Indianer auf die Spuren des alten Wasserstandes aufmerksam. Ja in einer Grasflur bei Uruana liegt ein isolirter Granitfels, in welchem laut der Erzählung glaubwürdiger Männer in 80 Fuß Höhe Bilder der Sonne, des Mondes und mannichfaltiger Thiere, besonders Bilder von Crocodilen und Boaschlangen, fast reihenweise eingegraben sind. Ohne Gerüst kann gegenwärtig Niemand an jener senkrechten Wand hinaufsteigen, welche die aufmerksamste Untersuchung künftiger Reisenden verdient. In eben dieser wunderbaren Lage befinden sich die hieroglyphischen Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramanda. Fragt man die Eingeborenen, wie jene Züge eingegraben werden konnten, so antworten sie: es sei zur Zeit der hohen Wasser geschehen, weil ihre Väter damals in dieser Höhe schifften." — Daß nun auch die Gletscher, von denen das ununterbrochene Hinabfließen nicht mehr in Zweifel zu ziehen ist, früher eine viel größere Höhe und Ausdehnung gehabt haben müssen, ist auf vielfache Weise aus den von ihnen selbst zurückgelassenen Zeichen auf das Deutlichste erkannt. Man hat Endmoränen, d. h. Felsentrümmern, welche die Gletscher herabgeführt und schließlich abgelagert haben, sowie Abschleifungen und Parallelritzungen in den Felsgehängen aufgefunden, welche unverkennbar auf die frühere Thätigkeit der Gebirgseisströme hindeuten, und zwar in einer Entfernung von 10 bis 20 geographischen Meilen der heutigen Lagerplätze der Gletscher und in einer oft mehr als 1000 Fuß höhern Lage. Um in dieser Hinsicht auch gleich einen vollgiltigen Gewährsmann zu haben, so beziehen wir uns auf Bernhard Cotta, der in seinen berühmten „Geologischen Bildern" sich hierüber in folgenden Worten ausspricht: „Aus der Zusammenstellung dieser Erscheinungen, welche eine frühere weit größere Ausdehnung der Alpengletscher beweisen, ergiebt sich, daß die ganze niedere Schweiz zwischen den Hochalpen und dem Juragebirge einst in einer bestimmten geologischen Periode von Gletschereis überdeckt war, welches besonders aus den beiden Hauptthälern der Rhone und der Aar hervorkam. Die gegenwärtigen Gletscher sind davon gleichsam nur kleine Ueberreste, obwohl sie immer noch groß genug sind, um die Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich zu ziehen." — Man hat auch vielfach an solchen Plätzen die früheren Spuren der Gletscher erkannt, wo man in unseren Tagen weder ewigen Schnee noch Eislager antrifft, wie dies z. B. Colomb in den Vogesen und in Schottland nachwies.

Was nun diese frühere größere Ausdehnung der Gletscher betrifft, so haben sich ganz vorzugsweise die Schweizer Naturforscher bemüht, die dazu nöthigen Thatsachen aufzufinden, wobei Saussure die erste Anregung gab, welche dann von Hugi, Charpentier und Anderen weiter und weiter verfolgt wurde, bis zuletzt Agassiz mit der merkwürdigen Hypothese auftrat, daß einst die Oberfläche der ganzen Erde eine zusammenhängende Eiskruste gebildet haben müßte, woraus dann später das flüssige Wasser hervorgegangen sei. Damit führte er in die Entwickelungsgeschichte der Erde eine allgemeine Eiszeit, eine hypothetische Ansicht, welche sich eines großen Beifalls erfreute, und in den Reihen ihrer Anhänger befanden sich sogar die bedeutendsten Männer von Fach aller gebildeten Nationen. Man erkannte indeß gar bald, daß sie etwas zu allgemein gehalten sei, und daß sich dafür sehr schwer eine wissenschaftlich befriedigende Ursache auffinden lasse. Darin lag nun der Grund, daß man in der Entwickelungsgeschichte der Erde von der allgemeinen Eisperiode wieder abging und nur die speciell auf Europa bezogene festhielt, wofür die eingesammelten Thatsachen auch am lebhaftesten

sprachen. „Es kann kaum noch einem Zweifel unterliegen," sagt Cotta, „daß die vielen nordischen Geschiebe, welche aus Skandinavien und Finnland abstammend über die große europäische Niederung in Deutschland, Dänemark und Rußland ausgestreut sind, auf diese Weise transportirt wurden." Er deutete zugleich darauf hin, wie noch heutigen Tages die losgelösten Eisberge und Eisschollen Felsblöcke und Gebirgstrümmern von Norden zu niederen Breiten herabführen, welche dann im Meere zu Grunde gehen, sobald ihre Unterlagen geschmolzen sind oder umschlagen; es sei dabei nur noch der durch Thatsachen bewahrheitete Act der Erhebung des Meeresgrundes zu späterm Festlande hinzuzudenken, damit man es sich erklären könne, daß die erratischen Blöcke an Orten angetroffen würden, welche jetzt weder mit dem Polarmeere noch mit den Gletschern in unmittelbarer Verbindung stehen. Das sind die Grundzüge einer Hypothese, wozu die scharfsinnigen, emsigen Forschungen von Leopold v. Buch, Alexander v. Humboldt, Darwin und Anderen geführt haben. Verknüpft man hiermit die auf Thatsachen gestützte Ansicht, daß sich die Nordcontinente, besonders aber unser Europa, erst nach der Eiszeit emporgehoben haben, so fehlt auch die Möglichkeit zu einer im Norden herrschenden sehr ausgedehnten Eisperiode nicht. Denn in eben dem Maße, wie jetzt die continentarme Südhemisphäre kälter ist als die continentreiche Nordhemisphäre, kann ja früher gerade das umgekehrte Verhältniß stattgehabt haben; und wie dort im Allgemeinen noch jetzt das Erheben des Festlandes und hier das Senken desselben vorherrscht, so läßt sich auch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß dies einst gerade umgekehrt der Fall gewesen sein könne.

Dies interessante Gebiet der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit wurde allmälig immer mehr und mehr ausgebaut, und man wäre damit ganz zufrieden gewesen, wenn nur nicht eins gefehlt hätte, nämlich die befriedigende Einsicht in die Ursachen der Erhebungen und Senkungen der Erdoberfläche. Dieses wichtige Eine fehlt aber noch heutigen Tages und es ist auch wenig Aussicht vorhanden, dasselbe mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sobald herbeiführen zu können. Die Gelehrten haben sich indeß hieran nicht gestoßen, sie wissen, daß dies sehr oft bei ihren Untersuchungen der Naturphänomene vorkomme, daß das Zurückführen der Wirkungen und Thatsachen auf die Ursachen immer seine unübersteigliche Grenze finde.

Der bisher zur Darstellung gebrachte Standpunkt nahm aber vor ungefähr zehn Jahren auf einmal eine ganz andere Richtung. Die Schweizer faßten den Gegenstand sehr speciell nur für ihr Land ins Auge und suchten bloß die Ursache aufzufinden, warum die Gletscher ihrer Alpen jetzt verhältnißmäßig viel kleiner seien als früher. Die Sache wurde viel besprochen und berathen, bis zuletzt eine Hypothese auftauchte, welche man mit triumphirender Freude als die allein richtige begrüßte. Der berühmte Geolog Escher von der Linth war der glückliche Finder der Idee, welche alle seine Fachgenossen bis zur Begeisterung entzückte und in den ersten Jahren nicht auf eine einzige Einrede stieß.

Bei dem Uebersteigen der Alpenpässe zu Winterszeit fiel dem genannten Naturforscher jedesmal die gewaltige Masse von Schnee auf, die sich hier abgelagert hatte; er war dann aber noch viel mehr verwundert über das rasche Verschwinden der großen Schneelager im Frühjahr. Fragte er die Spitalmeister, Gemsjäger und Andere, welche in diesen Höhen wohnten oder ihre beständige Beschäftigung fanden, so erhielt er immer dieselbe Antwort: „Das thut der Föhn." Ein solcher Ausspruch war das vollgiltige Resultat vieljähriger Erfahrung ohne die geringste Beimischung von Volksaberglauben, und wenn man denselben in sorgfältige Erwägung zog, so lag selbst wissenschaftlich volle Wahrheit darin und paßte genau mit unseren Erfahrungen in unserm deutschen Vaterlande zusammen, denn es ist derselbe Südwest, welcher im Winter den Schnee bringt und im Frühjahr ihn wieder wegnimmt. Wir benennen denselben nach seinen Wirkungen in den verschiedenen Jahreszeiten mit den Namen Regen-, Schnee-, Thauwind, während der Schweizer dafür nur die einfache Benennung Föhn hat, aber ihm noch viel umfangreichere Eigenschaften beilegt. Durch ihn wird der Schnee geschaffen und verzehrt, durch ihn entstehen und vergehen Stürme und Gewitter, regenreiche und regenarme Jahre, er ist bald ein ausdörrender, heißer, bald ein übernasser, kalter Wind. Solche Widersprüche kommen aber oft vor, wenn man im Volksmunde eine Classe von verschiedenen Ereignissen mit einem einzigen Namen zusammenfaßt; man pflegt dann, weil die Gelegenheit günstig ist, Wahrheit und Unwahrheit, Erfahrung, Vorurtheil und Aberglauben in einen und denselben Topf zu thun. Als nun Escher von der Linth einst gegen einen Gebirgshirten seine Verwunderung darüber aussprach, daß der Weideplatz so außerordentlich rasch von dem vielen Winterschnee gereinigt und so herrlich wieder mit Futter für das Vieh bewachsen sei, erhielt er die gewöhnliche Hinweisung auf den Föhn, aber mit folgendem kräftigen Zusatze: „Der lieb Gott und die guldi Sunn vermöged nüd, wenn der Föhn nüd chunt." Lag nun in diesem Ausspruche auch zugleich eine ziemliche Portion abergläubischen Unverstandes mit, besonders weil der Föhn der Wirkung der Sonne gegenübergestellt wurde, obgleich derselbe ohne Beihülfe der Sonne eine Null ist, — so ließ sich doch nicht leugnen, daß in dieser Volksbeobachtung eine beherzigenswerthe regelfeste Wahrheit stecke. Für Escher wurde dies die Veranlassung zu andauerndem ernsten Nachdenken. Was ist der Föhn? Was veranlaßt den Föhn? — Das waren die Fragen, welche ihm in Gedanken lagen und wozu er eine Antwort suchte. Er dachte nicht daran, daß darauf unser Dove mit seiner Theorie der Winddrehung schon längst, schon vor dreißig, vierzig Jahren, geantwortet habe, und schlug daher einen durchaus selbständigen Weg ein. Aus der Geschichte der Gletscher ging hervor, daß die für ganz Europa kalten zehn Jahre von 1812 bis 1822 auch in der Schweiz ein ungewöhnliches Wachsen der Gletscher bewirkt hätten; aber in derselben Zeit habe auch der Föhn nur selten seine Herrschaft entfalten können, er sei nicht viel zum Vorschein gekommen und habe stets nur unvollkommen gewirkt, besonders im Frühjahr, Sommer und Herbst. Es lag nun nahe, sich das Bild weiter auszumalen für den Fall, daß der Föhn immer mehr und mehr behindert würde, den Gebirgsschnee zu schmelzen. „Bliebe also der Föhn so gut wie ganz aus," dachte Escher von der Linth, „so bekämen wir ein kaltes, frostiges Klima, ähnlich dem, wie es an der Südspitze von Südamerika beständig herrscht, wo unter einem Breitengrade, welcher Lugano und Tessin entspricht, die Gletscher sich ins Meer erstrecken. Es kann daher kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei einem solchen kältern Klima unsere Gletscher allmälig wieder das ganze Gebiet überdecken würden, welches sie in der Vorzeit innegehabt haben. Der Föhn würde aber ausbleiben, wenn sein Stammort, die heiße Saharawüste, sich wieder in ein Meer umwandelte; denn von der Wasserfläche würde nicht mehr, wie es jetzt bei dem von der Tropensonne erhitzten Boden der Fall ist, ein heißer Luftstrom aufsteigen, welcher nach den Gesetzen der Luftcirculation in der obern Atmosphäre sich nordwärts wendet, herabsinkt und als Föhn über unsere Alpen wegzieht." Mit diesen und ähnlichen Reflexionen beginnt unser Forscher seine Theorie. Dabei wurde er auch noch durch einen Ausspruch von Karl Ritter bestärkt, welchen dieser schon 1817 im ersten Bande sei-

ner unsterblichen Erdkunde gethan hatte, daß die ganze Sahara in verhältnißmäßig gar nicht ferner Zeit aus dem Meere gehoben sei, — eine geistreiche Ansicht, welche durch spätere geologische Forschungen sich immer mehr als wahrscheinlich herausgestellt hat. Daraus schloß nun Escher, daß der Föhn, der Schweizer Schnee- und Gletscherfresser, eigentlich erst mit dem Hervorheben der Saharawüste aus dem Meeresgrunde ins Leben gerufen worden sei; daß also vor dieser Erhebung die Schweiz und der größte Theil von ganz Europa unter dem Einflusse der Eiszeit stand.

Offenbar besitzt diese Entwickelung viel Anziehendes und Ueberredendes, aber man muß sich hüten, ihr zu rasch eine Herrschaft über sich gewinnen zu lassen. Es ist nämlich ein sehr gewichtiges Aber dabei, welches sogleich das Ganze wieder in Frage stellt. Ich meine die darin ohne Weiteres angenommene Voraussetzung, daß der Föhn einzig und allein nur seinen Ursprung in der Sahara habe. Sowie man hieran zweifelt, fällt das ganze Gebäude von Escher von der Linth wieder in Nichts zusammen. Und der, welcher hieran zweifelt, ist Dove, der große Wetterkenner und Auffinder der Gesetze für alle Winde und Stürme der Erde. Nach seiner Theorie der Drehung der Winde, welche jetzt Niemand mehr in Zweifel stellt, folgt ganz entschieden, daß der von Afrika kommende Oberwind gar nicht oder doch nur unter sehr abnormen Umständen nach Europa gelangen kann, sondern der Regel nach Vorder- und Centralasien treffen muß. Dieser von oben kommende Wüstenwind ist aber auch himmelweit von dem verschieden, was wir Föhn nennen; er ist ausdörrend heiß, während dieser sich stets feucht und von milder Temperatur zeigt, jener kann nie Schnee und Regen bringen, während dieser nur mit höchst seltener Ausnahme ohne diese Niederschläge auftritt; nur in der schneeverzehrenden Eigenschaft stimmen beide mit einander überein. Daher stellen wir Dove's Ansicht als die allein richtige voran, wenn derselbe den Föhn als einen Theil des über ganz Europa herrschenden westlichen Südwestwindes bezeichnet, der in Centralamerika seinen Ursprung nimmt, hier reich mit Wasser und Wärme beladen emporsteigt, oben gen Norden abfließt und mit seiner überwiegenden östlichen Rotationsgeschwindigkeit in höheren Breiten als westlicher Südwestwind wieder zur Oberfläche der Erde zurückkehrt, um seine Wärme und Feuchtigkeit abzugeben. Diese Anschauung paßte nun natürlich gar nicht für die neue Theorie von Escher von der Linth, und es scheint auch nicht, als wenn man in der Schweiz daran gedacht hat. Hier hielt man die einmal gefaßte Annahme fest, daß der Föhn von der Sahara komme und ein „heißhungeriger Schneefresser“ sei.

---

# Zur Ethnographie von Peru.

Von **D. von Schütz.**

## Neger, Mischlinge und Chinesen.

In Bezug auf die Negerrace und ihre Mischlinge hege ich ziemlich dieselben Ansichten, welche Dr. von Tschudi, der gleichfalls mehrere Jahre in Peru gelebt hat, in seinem Werke über dieses Land ausgesprochen hat. Wie die meisten Europäer, welche längere Jahre unter Negern gelebt haben, bezweifle auch ich, daß der Schwarze dieselben geistigen Anlagen und dieselbe Culturfähigkeit besitze wie der Weiße, obgleich ich Ausnahmen nicht ableugne. Ferner glaube ich, daß die aus der Mischung von Negern mit Weißen oder Indianern hervorgegangenen Individuen, die Mulatten, Zambos und Chinos, wohl die Fehler, aber wenige von den guten Eigenschaften ihrer Eltern geerbt haben. Da seit dem letzten nordamerikanischen Kriege die öffentliche Meinung in Deutschland so sehr zu Gunsten der Neger mit Erfolg bearbeitet worden ist — freilich von Personen, die praktisch wenig mit denselben bekannt sind —, so will ich hier, um nicht mit den populären Illusionen in Conflict zu gerathen, nur Weniges über jene Race sagen und dafür mich mehr mit den Chinesen beschäftigen.

Wie eben bemerkt, viel Intelligenz traue ich dem Schwarzen nicht zu, hingegen besitzt er großes Nachahmungstalent, und tüchtige mechanische Arbeiter sind unter den Negern gar keine Seltenheit. Die materiellen Bedürfnisse und die Sinnlichkeit sind die Triebfeder, welche den Neger bewegt; von Natur ist er gutmüthig und für einen guten Herrn besitzt er oft die rührendste Treue und Anhänglichkeit, wovon der letzte amerikanische Krieg Hunderte von Beispielen geliefert hat. Hierbei muß ich aber bemerken, daß die in Afrika geborenen Schwarzen, sowie die aus dem Süden der Vereinigten Staaten weit besser sind, als die schon sehr corrumpirten Creolenneger Südamerikas; namentlich die freien Schwarzen in Neu-Granada, Venezuela, Ecuador und Peru sind unter den jetzigen politischen Verhältnissen jener Länder gar nicht mehr zu bessern. Fast überall ist der ganz freie Schwarze eine wahre Plage für die Gesellschaft; steht er aber unter richtiger Bevormundung und wird er durch gerechte und streng ausgeführte Gesetze gegen alle rohen Uebergriffe der ihm geistig überlegenen weißen Race geschützt, so kann aus ihm ein guter und nützlicher Mensch erzogen werden, weit mehr als aus den Mischlingen, an denen im Allgemeinen Hopfen und Malz verloren ist *).

Durchschnittlich wurden die Sklaven in Peru besser behandelt, als in Brasilien und Cuba, und nicht so gut, als im Süden von Nordamerika der Fall war. Die Behandlung der Sklaven auf den großen Plantagen bei Pisco, südlich von Lima, war die folgende. Des Morgens um fünf Uhr wurden sie durch den Klang der Glocke aus dem Schlafe geweckt, vor sechs Uhr mußte sich Jeder auf dem zu bearbeitenden Felde eingefunden haben und seine Arbeit beginnen.

---

*) Den Negern gleiche politische Rechte wie den Weißen zu geben, ist Wahnsinn. Man denke nur an eine vorwiegend aus ungebildeten Negern zusammengesetzte Jury, wie sie heute oft im Süden der Vereinigten Staaten vorkommt, nur von Sympathien oder Antipathien beeinflußt, auf welche jeder geriebene Advocat so leicht einzuwirken versteht. Humanität war es gewiß nicht, welche die im heutigen nordamerikanischen Congresse herrschende radicale Partei bestimmte, den Negern das Stimmrecht zu geben, sondern ganz einfach die Berechnung, hierdurch soviel mehr ihr blind ergebenes Stimmvieh zu gewinnen. Hatte doch der jetzt so vergötterte Lincoln, als er die Aufhebung der Sklaverei in den aufgestandenen Staaten decretirte, erklärt, dies sei ausschließlich eine „measure of war“ — eine durch den Krieg gebotene Maßregel. Einen andern Grund wußte er in seiner ersten Emancipationsbotschaft nicht anzugeben.

Um neun Uhr ward ihnen das Frühstück gekocht nach dem Felde gebracht, in einer halben Stunde mußte es verzehrt sein, und darauf ward mit den Feldarbeiten bis zwölf Uhr fortgefahren. Dann ging Alles nach Hause zum Mittagessen, welches schon gekocht bereit stand; — eigene Köche bereiteten es für die auf den Feldern Beschäftigten. In einigen Pflanzungen ruhten die Leute aus bis zwei Uhr, wo sie an Ort und Stelle bei der Arbeit sein mußten, in anderen hatten sie schon um ein Uhr das Haus zu verlassen. Nach sechs Uhr begann der Feierabend und Alle kehrten nach ihren Wohnungen zurück. Die Unverheiratheten schliefen zusammen im „Galpon", einem großen, langen Hause ohne Abtheilungen, wo ihnen auch das Abendessen gekocht vorgesetzt ward; die Verheiratheten hatten ihre eigenen Hütten und hier bereiteten die Frauen das Abendmahl.

Ihre Rationen bestanden täglich in getrocknetem Fleische (Charqui), Bataten, Cassava, Bohnen, Reis und Erbsen; war besonders harte Arbeit zu verrichten, so erhielten sie frisches Fleisch und jeden Sonntag ward dem erwachsenen Manne einen Real für Tabak ausgezahlt. (Acht Realen sind ein Peso oder Dollar, dessen Werth in den verschiedenen spanischen Republiken verschieden ist, in Peru ist er jetzt ungefähr 1 Gulden 52 Kreuzer, in Chile 2 Gulden 20 Kreuzer, in Mexico 2 Gulden 30 Kreuzer.) An Sonn- und Feiertagen arbeiteten sie des Morgens zwei Stunden vor der Messe, nachher konnten sie ihre eigenen Felder bebauen, da Jedem ein kleines Stück Land zu eigenem Gebrauche angewiesen war, oder sie durften Holz in des Herrn Holzung schlagen und für eigene Rechnung Kohlen daraus brennen; einen Esel, um das Holz nach dem Markte zu bringen, lieh gleichfalls der Herr. Jeder Neger bekam im Jahre zwei vollständige Anzüge. Sie wurden überhaupt lange nicht so hart behandelt, wie jetzt die Chinesen, aus denen in den acht Jahren ihrer Dienstzeit Alles, was nur möglich, herausgepeitscht wird. Die Negersklaven waren Katholiken und schon deshalb Grausamkeit gegen sie verpönt, während die Creolen den heidnischen Chinesen gegenüber keinerlei Religionsscrupel fühlen. Natürlich gab es hier auch Ausnahmen. So erzählte man mir von einem spanischen Verwalter der Plantage von Cancato bei Pisco, der zwei Negerinnen, welche Zuckerrohr gestohlen hatten, jeder zwei Zähne ausbrechen und den gepeitschten Negern die Wunden immer mit Essig auswaschen ließ. Derselbe Mann gerieth später in die größte Armuth und mußte sein Brot in den Straßen von Pisco erbetteln.

Im Jahre 1855 ward die Sklaverei von dem damaligen Präsidenten, General Castilla, aus politischen Gründen mit einem Federzuge ohne alle Vorbereitungen abgeschafft. Die Eigenthümer wurden entschädigt, wobei freilich nur diejenigen, welche bei der herrschenden Partei gut angeschrieben waren, ihre volle Bezahlung und oft noch weit mehr erhielten. Seit jener Zeit hat die Negerbevölkerung in Peru fast um die Hälfte abgenommen; der Lebenswandel, den die freien Schwarzen jetzt führen, trägt daran allein die Schuld. Die meisten Neger sind vom Lande weg nach den Städten gezogen, wo sie wenig mehr arbeiten und allen Lastern, namentlich der Trunksucht und einer bestialischen Unsittlichkeit fröhnen. Hat so ein Bursche zwei Tage in der Woche gearbeitet, so verdient er bei den hohen Arbeitslöhnen und seinen geringen Lebensbedürfnissen genug, um an den übrigen Tagen der Woche faulenzen und sich in schlechtem Schnapse betrinken zu können. Dabei isset er nur Bananen, Bataten und Mais und stiehlt nebenbei, um seine übrigen Bedürfnisse zu befriedigen. Viele zogen es vor, sich gänzlich dem Räuberhandwerke zu widmen, und fast alle Banditen, welche seit Aufhebung der Sklaverei die viel von Schwarzen bewohnten Küstengegenden unsicherer als je zuvor machten, sind Neger, Mulatten oder Zambos*). Außerdem ward zu derselben Zeit, als die Schwarzen frei erklärt wurden, die Aufhebung der Todesstrafe vom Congresse decretirt — in einem Lande, wo jede Revolution die Gefangenen in Freiheit setzt! Uebrigens nahmen es nicht alle Behörden sehr genau mit diesem Decrete, und ich selbst hörte einmal den Subpräfecten von Huacho seinen Gendarmen den Befehl ertheilen: „Bringt mir ja keinen gefangenen Räuber lebend hierher." — „Dies," sagte er mir dann, „ist der Grund, weshalb in meiner Provinz, die früher eine der gefährlichsten war, jetzt mehr Sicherheit herrscht, als in den meisten anderen Provinzen der Küste. Meine Gendarmen erschießen jeden Banditen, den sie gefangen nehmen, auf der Stelle; im Berichte wird dann angegeben, er sei im Kampfe gefallen." Doch hatte im Ganzen das Räuberwesen so überhand genommen, daß vier Jahre nachher der Präsident Castilla es für nöthig erachtete, durch den ihm gefügigen Congreß die Todesstrafe wieder einführen zu lassen.

Die Mulatten sind von allen Mischlingen bei weitem die intelligentesten, namentlich besitzen sie großes Nachahmungstalent und gutes Gedächtniß. In Bezug auf ihre Moralität sieht es dagegen desto schlimmer aus. Das Lügen ist ihnen angeboren, und ein wahrheitsliebender Mulatte ist eine große Seltenheit; zudem sind sie auch falsch, rachsüchtig, wollüstig und ohne alles Ehrgefühl. Die Erziehung hat daran weniger Schuld, als man glauben sollte, denn je bessere Bildung dem Mulatten zu Theil wird, ein desto gefährlicherer Mensch wird er. Die Zambos, Nachkömmlinge von Negern mit Mulatten, und die Chinos, Nachkömmlinge von Negern mit Indianern (in Mexico heißt „Zambo" der Sohn eines Negers und einer Indianerin), sind die lasterhafteste Race, die in der Welt existirt. Grausamkeit, Lüge und thierische Wollust sind ihre charakteristischen Eigenschaften. Ich bin so ziemlich mit Dr. von Tschudi einverstanden, wenn er sagt, unter tausend Zambos fände man nicht ein einziges nützliches Glied der Gesellschaft. Aus ihnen werden auch die meisten und gefährlichsten Banditen recrutirt.

Besser als die von Negern abstammenden Mischlinge sind die Mestizen, die Nachkommen von Weißen und Indianern; die Mestizen des Innern ziehe ich jedenfalls weit den verkommenen weißen Creolen Limas vor. Der Mestize von Peru ist kein großer Held, etwas träge, sehr eitel und nicht besonders wahrheitsliebend, aber er ist gutmüthig und gastfrei und durch gute Erziehung kann aus ihm ein nützlicher Mensch gemacht werden. Seine Schwäche ist es, für einen Weißen zu gelten und daher sieht er mit großer Verachtung auf den „Indio bruto", den dummen Indianer, herab. Fast alle Krämer und Handwerker des Innern sind Mestizen und Einige unter ihnen sind durch ihre Thätigkeit zu bedeutendem Wohlstand gelangt. Leider sind dies nur Ausnahmen und in ihrer Sucht, die Spanier nachzuahmen, haben sie auch deren Fehler angenommen und sind namentlich dem Spiele sehr ergeben.

In den meisten tropischen Ländern Amerikas hat man die Sklaverei der Neger abgeschafft und an ihrer Stelle unter veränderter Form die der Chinesen eingeführt, welche in Peru wenigstens in einer viel häßlichern Gestalt erscheint, als dies je bei der Knechtschaft der Schwarzen der Fall war. Theils durch Hunger werden die Chi-

*) In dem ausschließlich von Indianern und Mestizen bewohnten Gebirge von Peru kann man fast überall ebenso sicher reisen, wie in Europa. Bei meinen vielen Reisen im Innern hatte ich selten Waffen bei mir, an der Küste aber vergaß ich dieselben nie.

nesen aus ihrem Vaterlande vertrieben, theils auch durch die schändlichsten Mittel von chinesischen Agenten auf die Schiffe geliefert, welche sie dann, dicht im verpesteten Schiffsraume zusammengepreßt, nach Peru transportiren. Ich kannte Schiffe von nur 600 Tonnen, welche 800 Chinesen mitführten, und häufig starb der dritte oder vierte Theil auf der Reise, da man, blutige Meutereien befürchtend, sie nie auf dem Verdecke Luft schöpfen ließ und sie mit schlechten, verdorbenen Lebensmitteln fütterte. Jedoch fanden es die Sklavenhändler bei den jetzigen hohen Preisen der Chinesen in Peru am Ende vortheilhafter, für sie während der Reise besser zu sorgen, und in neuerer Zeit sind die meisten Schiffe im Hafen von Callao angelangt, ohne auf ihrer Passage viele Sterbefälle erlitten zu haben.

Die Chinesen werden durch Scheincontracte gebunden, worin sie sich verpflichten, acht Jahre lang irgend einem Herrn zu dienen, sei es als Ackerbauer, Handwerker oder Diener und wofür ihnen freie Reise, ein monatlicher Gehalt von vier Dollars — was dem armen Teufel in seinem Vaterlande eine ungeheure Summe dünkt — und hinreichende Kost und Kleidung versprochen wird. Der Chinese weiß jedoch nicht, daß in Peru einem armen Manne gegenüber Niemand einen Contract hält, wenn es nicht sein eigener Vortheil erheischt, und wie könnte er in dieser Republik, mittellos, ohne Freunde, der Sprache unkundig, wo die meisten Behörden und Gerichte käuflich sind, Recht finden?

In Peru angekommen werden die Chinesen wie jede andere Waare an verschiedene Leute, die gerade Arbeiter nöthig haben, verkauft; im Jahre 1865 war der Preis eines jungen, kräftigen Chinesen 350 Dollars, während sich sämmtliche Kosten seiner Recrutirung und Reise auf kaum 100 Dollars belaufen können. Auf den Schiffen wiederholen sich nun dieselben Scenen der Untersuchung und Betastung der Chinesen, die man früher so oft auf den Sklavenauctionen zu Neworleans sehen konnte, und der arme Gefangene begreift schon im Hafen, welchem Loose er entgegengeht. Den Sklavenhändlern selbst ist es auch sehr wohl bekannt, welches gräßliche Schicksal der Mehrzahl ihrer Opfer in Peru harrt, und doch ist gar keine Schande mit diesem Geschäfte verknüpft — einige der ersten Kaufleute von Lima haben ja damit enorme Profite gemacht. Noch im Jahre 1864 bildete sich in Lima eine Actiengesellschaft zum Behuf der Chineseneinfuhr, an welcher sich einige der durch ihre Stellung und Reichthum angesehensten Bewohner der Hauptstadt betheiligten. Doch muß ich hierbei bemerken, es ist mir in Peru kein einziges anständiges deutsches oder englisches Handlungshaus bekannt, das seinen Namen mit diesem Schacher beschmutzt hätte, desto mehr aber haben sich die Italiener darauf geworfen. Von Deutschen weiß ich außer einigen armen Commis, die bei solchen Geschäften eine Stelle fanden, nur einen deutschen Schweizer, der sich damit befaßt und ein großes Vermögen erworben hat.

Wie oben bemerkt, wird der Chinese in Peru schlechter behandelt, als dies früher bei den Negersklaven der Fall war. Das eigene Interesse des Herrn erheischte es ja, letztern zu schonen, denn er war Eigenthum und sein Werth verringerte sich bei übler Behandlung, während der Chinese nur auf acht Jahre gebunden ist. Freilich kann auch dieser in den acht Jahren seiner Dienstzeit verkauft, oder wie der technische Ausdruck heißt, sein Contract kann auf Andere übertragen werden, weshalb er gewöhnlich in den ersten Jahren besser behandelt wird, als gegen das Ende seiner Zeit. Gar nicht selten wird auch der Chinese nach Ablauf der acht Jahre unter dem wahren oder erlogenen Vorwande, daß er Schulden abzuarbeiten habe, auf der Pflanzung festgehalten. — Der Chinese findet ja nirgends Recht, er hat keinen Consul oder einflußreiche Landsleute, die sich seiner annehmen. Und doch ist es allgemein bekannt, daß es schwer hält, den schlauen Chinesen derart in Schulden zu bringen, wie den dummen Indianer, der dadurch mit Kindern und Kindeskindern in Leibeigenschaft geräth. Nur im Falle von Desertion, die allerdings häufig genug ist, kommt der Chinese in Schulden, die er so bald nicht wieder abtragen kann und dafür weitere Jahre arbeiten muß. Die meisten Plantagen haben unter sich eine eigene Polizei zur Verfolgung der entlaufenen Chinesen organisirt und die letzteren finden, trotzdem sie so schwer von anderen ihrer Landsleute zu unterscheiden sind, ihre Flucht gar nicht mehr so leicht. Meist sind es Neger und Mulatten, aber auch Chinesen selbst, welche sich auf dieses Menschenfangen verlegen. Für jeden eingefangenen Flüchtling erhalten sie 50 Dollars (dem Opfer werden noch 50 Peitschenhiebe aufgezählt, dies ist die Taxe), welche der Chinese nebst anderen etwaigen Unkosten wieder ersetzen muß.

Sonst nimmt der kluge Sohn des himmlischen Reiches fast nie einen Vorschuß, und wenn dies der Fall war, so weiß er immer auf Heller und Pfennig, wieviel seine Schuld beträgt. Die Nahrung, welche den Kulies verabreicht wird, ist auch weit schlechter, als die, welche früher die Negersklaven erhielten — Reis und Fisch das ganze Jahr hindurch und weiter nichts; außerdem müssen sie täglich mehr Stunden arbeiten, als früher die Neger*). Die Aufseher sind Schwarze und Mulatten, welche sich ein Vergnügen daraus machen, die Peitsche gehörig tanzen zu lassen. Jedoch wird auf vielen Plantagen die Prügelstrafe nur bei Diebstahl und Desertion angewendet, Trägheit wird mit Abzügen vom Lohne bestraft; die Arbeiter bekommen jeden Tag gewisse Aufgaben, die sie vollenden müssen, z. B. eine gewisse Menge Baumwolle zu pflücken, oder ein bestimmtes Feld zu pflügen u. s. w. — Auf anderen Pflanzungen hingegen herrscht das folgende grausame System: Des Morgens um vier Uhr werden die chinesischen Arbeiter durch die Glocke geweckt, müssen sofort ihr Frühstück bereiten und verzehren und um fünf Uhr an die Arbeit gehen. Bis zwölf Uhr wird ununterbrochen gearbeitet. Dann gehen Alle nach Hause, kochen schnell, wenn sie dies nicht früher gethan haben, und finden auf diese Weise oft keine Zeit, ihr Essen im Hause zu verzehren, sondern thun dies während des Gehens, da sie häufig eine halbe Stunde zum Hin- und Hermarsche brauchen und um ein Uhr wieder auf dem Felde sein müssen. Um sechs Uhr ist Feierabend und Alle werden zu dieser Zeit — Gesunde und Kranke zusammen — in einem langen, nicht ventilirten Stalle, „Galpon" genannt, eingeschlossen, worin sie kochen, schlafen, ihre Nothdurft verrichten u. s. w. Welche Atmosphäre in einer solchen Höhle herrschen mag, kann man sich denken! An Sonntagen müssen sie arbeiten, wie an Werktagen; nur um Neujahr, den Hauptfesttagen der Chinesen, bekommen sie ein paar Tage frei. Nie erhalten sie andere Nahrung als Reis und Fisch und bei den Saumseligen wird die Peitsche nicht gespart. Die Chinesen begehen oft Selbstmord aus Verzweiflung und um ihnen diese üble Sitte abzugewöhnen, kam ein deutscher Pflanzer, der seine Kulies so grausam wie die schlimmsten Peruaner behandelte, auf die Idee, die Cadaver der Selbstmörder zu verbrennen. Nachher kam kein Selbstmord mehr auf seiner Pflanzung vor, denn der arme Chinese glaubt, daß seine verbrannte Seele nicht nach der geliebten Heimath zurückkehren werde.

*) In China sowohl wie in Peru giebt es chinesische Lastträger, welche bei dieser Kost — Reis und Fisch und letztern nicht jeden Tag — Lasten von 3 Centnern auf dem Rücken tragen. Dies stimmt nicht ganz zu den Moleschott'schen Hypothesen über Erzeugung der Kraft, es müssen hierbei außer den Nahrungsmitteln doch noch andere Factoren mitwirken, wie Klima, Race, natürliche Anlagen u. s. w.

Ein gewisser Herr Elias hatte vor einigen Jahren mit der peruanischen Regierung einen Contract abgeschlossen, das Laden der Guanoschiffe zu besorgen; zu diesem Zwecke hatte er viele Kulies gekauft und als ihren Oberaufseher einen Ungar angestellt, der unter dem falschen Namen Kossuth von Californien nach Peru gekommen war. Den Schiffscapitänen ist es natürlich darum zu thun, die Ladung ihrer Schiffe sobald als möglich an Bord zu haben und sie lassen gern ein paar hundert Dollars springen, wenn sie vierzehn Tage oder einen Monat früher von den Guanoinseln fortkommen können. Kossuth machte nun ein glänzendes Geschäft. Er ließ seine Chinesen Tag und Nacht arbeiten, immer wurden sie wieder mit Peitschenhieben angetrieben, bis die Sterblichkeit unter ihnen so groß ward, daß Herr Elias, der selten nach den Inseln kam und von der ganzen Sache nichts ahnte, es endlich erfuhr und seinen Aufseher fortjagte. Derselbe hatte aber schon ein Blutgeld von 30,000 Dollars in wenig mehr als einem Jahre verdient.

Trotz der schlechten Behandlung, welche den Chinesen auf vielen Plantagen zu Theil wird, ist im Allgemeinen die Sterblichkeit unter ihnen nicht so groß, wie man erwarten sollte. Sie sind oft krank, aber auch sehr zähe und unterliegen nicht leicht einer Krankheit. Da selten chinesische Weiber herüberkommen, so sind die unnatürlichsten Laster, die auch in China schon so häufig vorkommen, unter den Kulies allgemein, und ein deutscher Apotheker, der längere Zeit auf einer großen Baumwollenplantage bei Pisco als Arzt fungirte, sagte mir, noch nie zuvor hätte er so viele neue und ekelhafte Krankheitsformen gesehen, als auf dieser Pflanzung unter den Chinesen. Jedenfalls steht der Chinese an Corruption keiner andern Race nach, und dieses neue asiatische Element muß mit der Zeit im Küstenland von Peru mit den Negern, Indianern, Mulatten, Zambos u. s. w. eine recht erbauliche Mischung hervorbringen*). Das Kind eines chinesischen Vaters und einer schwarzen Mutter habe ich in Lima gesehen und ein häßlicheres Geschöpf ist mir noch nie zu Gesicht gekommen; es war schmutzig braun, hatte mongolische Augen, wolliges Haar und Negerlippen. Kurz zuvor traf ich in einer Kirche zu Callao einen kleinen Negerkakerlaken mit erdfahlem Gesichte, heller Wolle und rothen Augen, und ich weiß wirklich nicht, welches der beiden Kinder das widerwärtigste war.

Auf einigen großen Plantagen der peruanischen Küste, deren Besitzer beständig in der Hauptstadt weilen, sind deutsche Verwalter angestellt, die durch langjährige Erfahrung sich eine genaue Kenntniß des chinesischen Charakters erworben haben. Sie alle meinen, daß ohne strenge Beaufsichtigung der Kuli nicht zu regieren wäre, aber weit mehr Intelligenz und Geschick besäße als Neger oder Indianer. Er arbeite tüchtig, wenn er gerecht behandelt, wenn stricte Ordnung beobachtet und ihm nahrhafte Kost gereicht würde; was ihm an Körperkraft abgehe, ersetze er durch Intelligenz. Wenn man ihm aber zu sehr die Zügel schießen ließe und er keine unnachsichtliche Strenge mehr fürchtete, dann kämen alle seine Laster wieder zum Vorschein — Lüge, Diebstahl, Falschheit und Spielsucht. Unter diesen Chinesen sollen zuweilen blutige Kämpfe vorkommen, in denen sie wie wilde Thiere sich geberden, die Peitsche des Aufsehers soll aber bald die Ordnung wieder herstellen. Ihre Hauptleidenschaft ist außer dem Genusse des Opiums das Spiel, und Manche unter ihnen verdienen damit noch als Sklaven mehrere hundert Dollars, die sie wieder durch Wucher vermehren. Das Opium, dessen Verkauf in Peru keinen Schranken unterworfen ist, wird ihnen häufig durch italienische oder auch chinesische Händler besorgt. Nach erlangter Freiheit wird der Chinese ein unermüdlicher Geschäftsmann, kein Genuese oder Jude kann sich mit dem schlauen Sohne des himmlischen Reiches im Kleinhandel messen. Nichts ist ihm zu niedrig oder zu schlecht. Er ist Diebshehler, hält ein schlechtes Haus der gemeinsten Art, oder eine obscure Spielhöhle und betrügt wann und wo er kann, wenn er nur dabei Geld verdient; dabei weiß er sich die Polizei vom Leibe zu halten, was in Peru durch am richtigen Orte angewendete Bestechungen sehr leicht ist.

Im Kleinhandel mit Victualien, im Schnapsverkauf und Speisewirthschaften machen die Chinesen den Italienern, welche früher diese Art von Geschäften in Lima ganz monopolisirt hatten, schon die gefährlichste Concurrenz. Fast alle Restaurationen für das niedere Volk sind bereits in Händen der Chinesen, die weit billiger verkaufen als Andere, aber es freilich mit der Wahl ihrer Lebensmittel nicht sehr genau nehmen. Die armen Aasgeier, welche bisher die Straßenpolizei so gewissenhaft ausübten, haben auch darunter zu leiden; nur selten wird ihnen jetzt der Leckerbissen eines todten Hundes oder einer Katze zu Theil, denn der langbezopfte Sohn des Reiches der Mitte benutzt alles und verschmäht nichts. In vielen Familien Limas dienen chinesische Köche, welche einen sehr hohen Lohn erhalten. Einen solchen Koch hatte auch eine Dame meiner Bekanntschaft in Lima, mit dem sie vollkommen zufrieden war. Eines Tages kam sie zufällig in die Küche — denn die Damen Limas bekümmern sich nur wenig um die Haushaltung und geben ihrem Koche täglich eine gewisse Summe, um damit die Kosten der Lebensmittel zu bestreiten — und sah zu ihrem Entsetzen im Fleischtopfe eine große Ratte in der siedenden Brühe schwimmen. Bleich vor Schreck fragt sie den Chinesen, was dies wäre. „Nun," meinte dieser mit der größten Seelenruhe, „hierüber brauchen Sie nicht zu erschrecken, die Ratte soll ja Ihnen nicht vorgesetzt werden. Ich habe sie für mich zugleich mit dem andern Fleische gekocht, die Fleischbrühe wird auch dadurch viel wohlschmeckender."

In einem Lande wie Peru, wo eine vernünftige Sparsamkeit gar nicht gekannt ist und jeder Eingeborene, der nur etwas Anspruch auf weiße Hautfarbe machen kann, sich jeder Handarbeit schämt und sie gern Anderen überläßt, muß der thätige und schlaue Chinese prosperiren. Hat er einmal seine Freiheit erlangt, so arbeitet er Tag und Nacht, lebt wie ein Hund, giebt keinen unnützen Heller aus — er müßte denn im Spiele, dem Viele sehr ergeben sind, verlieren —, vermehrt sein Vermögen durch jedwede Art von Wucher und Betrug und ist gewöhnlich schon nach wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Sogar weiße Creolinnen von sogenannten anständigen Familien haben es nicht verschmäht (doch ist der Fall höchst selten), ihre Hand reichen Chinesen zu geben, die sich zuvor taufen lassen mußten. Vielen Creolinnen ist es bei einer Heirath nur um eine gute Versorgung zu thun, die Liebe kommt dabei gar nicht in Betracht.

Die verschiedenen Menschenracen Perus finden sich in der benachbarten Republik Ecuador fast ebenso wieder vor; auch in den meisten anderen spanisch-amerikanischen Staaten bestehen ähnliche Verhältnisse, nur daß in ihnen die Chinesen fehlen und in Chile, Bolivia und den Laplatastaaten das Negerelement nicht vertreten ist. — In wenigen anderen Ländern der Welt wird der Anthropologe ein so reiches Feld für interessante Studien antreffen.

*) Glücklicherweise gedeiht das Negerelement nicht im gebirgigen Innern des Landes, sondern nur an der Küste.

# Aus dem Leben des Landvolkes in Südspanien.

Vom Bergingenieur **Gustav Klemm** in Dresden.

## III.

In den bisher mitgetheilten Aufsätzen sind die hauptsächlichsten Arbeiten des andalusischen Landmannes kurz geschildert worden. Als Ergänzung möge hier eine Sammlung der hauptsächlichsten Lebens- und Wetterregeln folgen, wie man sie noch täglich im Munde führt. Sie enthalten manche Wahrheit, da sie auf die Erfahrung langer Jahre gegründet sind.

### Bauern- und Wetterregeln.

Cuanto el año va acabar
Entierra el habar,
El mes de Enero no pierdes
Si vieres los trigos verdes.
En Febrero siembra el yero
En Marzo — el garbanzo
En Abril — el maiz
En Mayo — esperarlo
Y cuanto llega San Juan
Los dineros te durán.

Zu Ende des Jahres
Pflüge die Pferdebohnen *) ein.
Den Monat Januar verliere nicht,
Wenn Du die Saaten grün siehst.
Im Februar säe den Yero **),
Im März die Garbanzos (Kichererbsen),
Im April den Mais,
Im Mai warte es ab.
Und wenn der Sanct Johannis (24. Juni) kommt
Werden sie Dir das Geld bringen.

---

Con los granos de un buen año,
Se remedian tres de daño.

Das Korn eines guten Jahres
Hilft den Schaden von drei schlechten tragen.

---

Se hay faja en el Guadiana
Aqua habrá por la mañana.

Wenn über dem Guadiana ein Schleier liegt,
Wird es morgen regnen.

---

Cuanto el cerrojillo canta
Aqua lleva en la garganta.

Wenn das Thürschloß quitscht,
Steht der Regen draußen.

---

Arco Iris por levante
Levanta el tiempo al instemte
Mas si lo ves por poniente
Coje los bueyes y vente.

Der Regenbogen in Osten
Klärt das Wetter sogleich auf,
Aber siehst Du ihn in Westen,
Schirre die Ochsen aus und geh' heim.

---

*) Die Pferde- oder Saubohnen dienen in Andalusien, wenn sie frisch sind, als beliebtes Gemüse, trocken aber als Pferdefutter und gemahlen auch für die Ochsen.

**) Yero ist eine der Luzerne ähnliche Pflanze, die hauptsächlich als Grünfutter für die Zugochsen gebaut wird.

Por Octubre
Eche pan y cubre.

Im October
Kaufe Korn ein und decke die Dächer.

---

Mas produce el año
Que el campo bien labrado.

Mehr thut das Jahr dazu
Als das noch so gut geackerte Feld.

---

Por San Andrés
Mata tu res.

Um Sanct Andreas
Schlachte Dein Schwein.

---

Haz me bien la cama
Y tapa me con una rama;
Quien ara en Abril
Su madre no lo habia de parir.
Quien ara en Mayo
Ni parirlo ni criarlo *).

Mach mir das Lager gut zurecht
Und bedecke mich mit einem Zweige.
Wer im April ackert,
Ist nicht werth, daß er geboren werde.
Wer im Mai ackert,
Verdiente nicht geboren und aufgezogen zu werden.

---

¡ Adonde vas tardio?
— En busca del temprano —
— Ni en paja ni en grano — **).

Wohin willst Du, Verspäteter?
Das Zeitige zu suchen,
Weder im Stroh noch im Korn.

---

En el tiempo de la granada
La gallina no pone nada.

Zur Zeit der Granatäpfel ***)
Legt die Henne nichts.

---

Aqua de nube
Ce unos los baja y à otros los sube.

Wolkenwasser
Bringt den Einen herunter und hilft den Anderen auf.

---

En Enero
Ya busca la tombra el perro.

Im Januar
Sucht schon der Hund den Schatten auf.

---

*) In ganz Spanien, besonders aber in Andalusien, wird sämmtliches Getreide im Spätherbst gesäet, weil der Winter gewöhnlich Regen bringt, und man hält es für ganz falsch, auch im Frühjahr Korn zu säen.

**) Bezieht sich auf dieselbe Vorschrift.

***) Um Weihnachten.

San Matías
Marzo al quinto dia
Entra el sol por las umbriás
Y calienta las aquas frias.

Wenn Sanct Mathiastag kommt (24. Februar),
Kommt der März am fünften Tage,
Dringt die Sonne auf die schattigen Berglehnen
Und wärmt die kalten Gewässer.

---

Por Setiembre
Las gallinas vende
Y por Natividad
Vuelve las à compras.

Im September
Verkaufe Deine Hühner,
Und um Weihnachten
Kaufe sie wieder ein.

---

Lloviendo el dia de Santa Bibiana
Llueve cuarenta dias y una semana.

Wenn es am Tage der heiligen Bibiana regnet (2. Decbr.),
Regnet es vierzig Tage und eine Woche lange fort.

---

Por San Simon y San Judas
Mata tu puerco y atesta tres cubas.

Am Simon- und Judastag (28. October)
Schlachte Dein Schwein und fülle drei Eimer voll.

---

Los pollos de Enero
Suben con su madre al gallinero
Y los de San Juan
Van al muladar.

Die jungen Hühner vom Januar
Steigen noch mit ihrer Glucke auf die Hühnersteige *),
Und die von Johannis
Kommen auf den Müllhaufen.

---

Aqua por San Mateo
Puercos, vendimias y gordos borregos.

Wenn es um Sanct Mathäus (21. Septbr.) regnet,
So giebt es viele Schweine, gute Weinernte und fette Lämmer.

---

El mejor ternero
Por Mayo quiero.

Das beste Kalb
Soll im Mai sein.

---

La neblina
Del aqua es madrina
Y del sol vecina.

Der Nebel
Ist Pathe des Regens
Und Nachbar der Sonne.

---

Entre gavilla y gavilla
Hambre amarquilla.

Zwischen Garbe und Garbe
Ist bitterer Hunger.

---

Año de ovejas
Año de abejas.

Ein gutes Jahr für die Schafe
Ist es auch für die Bienen.

---

*) Weil sie im Laufe des Jahres und bevor der Winter kommt, schon kräftig genug geworden sind, was bei den letzteren oft noch nicht der Fall ist.

Cuanto Marzo magea
Mayo Marzea.

Wenn der März wie der Mai ist,
Wird der Mai wie der März sein.

---

En Enero
Se abriga el madero
Viene Febrerillo el loco
Con sus dias veinte y ocho,
Y si Marzo vuelve el rabo
No hay oveja con pelleja
Ni pastor desgamarada,
En el mes de Abril
Podo el aqua cabe en un barril,
Pero si el barril esta desfondado
Podo el campo esta anegado.
Im Januar
Verdickt sich der Baum,
Kommt der närrische Februar
Mit seinen achtundzwanzig Tagen,
Und wenn der März sich umkehren will,
Bleibt kein Schaaf in seinem Fell,
Und kein Hirt ohne seine Zamarra *).
Im Monat April
Hat aller Regen Raum in einem Fasse,
Wenn aber dasselbe keinen Boden hat,
Wird das ganze Feld überschwemmt.

---

Aqua por San Juan
Quitta vino y no da pan.

Regen um Johannistag
Verdirbt den Wein und giebt kein Brot.

---

Podas las flores del mundo
Las cautiva el mes de Enero,
Pero cuanto llega Mayo
Salmen des su cautiverio.
Alle Blumen der Welt
Hält der Monat Januar gefangen,
Aber wenn der Mai kommt,
Befreien sie sich aus ihrer Gefangenschaft.

---

Año de nieves
Año de bienes.

Schneejahr
Gutes Jahr.

---

Año de pitones
Año de montones.

Knospenjahr
Ueberflußjahr.

---

Ein Hirt sagte zum März, wenn er sich gut aufführe, wolle er ihm einen Hammel schenken; März versprach es thun zu wollen, hielt sein Versprechen und betrug sich ausgezeichnet. Als er bald zu Ende ging, forderte er vom Hirten den versprochenen Hammel, aber die Schafe und Hämmel waren so schön, daß der Hirt, der wußte, daß dem März nur noch drei Tage blieben, zurücktrat und den versprochenen Hammel nicht geben wollte. „Du willst nicht," sagte März, „nun, sei ohne Sorge":

Con tres dias que me quedan
Y tres que me preste mi compadre Abril.
He de poner tus ovejas al parir.
Mit drei Tagen, die mir bleiben,
Und dreien, die mir mein Gevatter April leiht,
Will ich Deine Schafe schon zurichten.

*) Zamarra heißt die von den spanischen Hirten allgemein getragene Jacke aus Schaffellen, welche im Sommer mit der Wolle auswärts, im Winter umgedreht getragen wird.

Und es ward während sechs Tagen ein so furchtbares Regenwetter und Kälte, daß alle Schafe und Hämmel des Hirten starben.

---

Llave para mi Abril y Mayo
Y para ti todo el año.

Wenn es nur für mich im April und Mai regnet,
Kann es für Dich das ganze Jahr regnen.

---

Aqua en Agosto
Azafran, miel y mosto.

Regen im August,
Safran, Honig und Most.

---

Al alcornoque
No hay palo que lo toque
Sino la encina
Que le quiebra la costilla.

Den Korkbaum
Rührt kein anderer Baum an,
Außer der Eiche,
Die ihm die Rippen bricht.

---

El mal año entra nadando.

Das schlechte Jahr kommt geschwommen.

---

Para tierra buena
No hay inteligencia agena.

Guter Boden
Braucht keine fremde Weisheit.

---

El año seco tras el mojado
Guarda la lana y vende el bilado.

Im trocknen Jahre nach dem nassen
Hebe die Wolle auf und verkaufe das Gespinnst.

---

Año de brevas
Nunca lo veas.

Feigenjahr *)
Mögest Du nie sehen.

---

Podo tardio y siembra temprano
Si errastes un año, acertarás cuatro.

Mache Alles spät, säe nur zeitig,
Irrtest Du in einem Jahre, wirst Du es doch in vieren getroffen haben.

---

El arado rabudo
El arador barbudo.

Der Pflug mit langem Sterz,
Der Pflüger bärtig.

---

Ara por enjuto o por mojado
Y no besaras à tu vecino el rabo.

Pflüge, wenn es feucht oder naß ist,
Und Du wirst Dich vor Deinem Nachbar nicht zu bücken brauchen.

---

Cada cosa à su tiempo
Y los nabos en Advento.

Jede Sache zu ihrer Zeit
Und die Rüben im Advent (vor Weihnachten).

---

*) Brevas sind die ersten Feigen, die der Feigenbaum Ende des Frühjahrs trägt, die späteren, Higos genannt, reifen erst im Herbst; sind viele Brevas, so ist das Frühjahr außerordentlich trocken.

Un año bueno y dos malos.
Para que nos entendamos.

Ein gutes Jahr und zwei schlechte,
Damit wir uns verstehen *).

---

Cuando la perdiz canta
Nublado viene.
No hay mas señal de aqua
Que cuando lleuve.

Wenn das Rebhuhn ruft,
Kommt Uebel.
Es giebt kein sichereres Zeichen für Regen,
Als wenn es regnet.

---

El que siembra alcachofas
Espinas coge;
El que cria colmenas
La miel se come.

Wer Artischocken säet,
Erntet Dornen;
Wer Bienenstöcke pflegt,
Ißt den Honig.

---

Ha venido Mayo
Bien venido sea,
Que con su venida
Las flores se alegran.

Der Mai ist gekommen,
Willkommen sei er,
Denn bei seiner Ankunft
Erfreuen sich die Blumen.

---

Nieve en Febrero
Hasta la hoz el tempero.

Schnee im Februar
Zeigt Unwetter bis zur Zeit der Sichel an.

---

Buena es la nieve
Que en su tiempo nieva.

Gut ist der Schnee,
Der zu seiner Zeit fällt.

---

Yerba mala
No se empieza la helada.

So lange Unkraut ist,
Beginnt nicht der Frost.

---

Ara con helada
Y matarás la grama.

Pflüge bei Frost,
Und Du wirst die Quecken tödten.

---

Ni carbon ni leña
No compres cuando hiela.

Weder Kohlen noch Holz
Kaufe, wenn es friert.

---

Con cierzo, llueve de cierzo
En verano, mas no en invierno.

Mit Nordwind regnet's kalt
Im Sommer, aber nicht im Winter.

---

*) So sagen die Landleute in Andalusien, damit der Ueberfluß der Feldfrüchte die Preise nicht allzu sehr herabdrücke.

Barba roja
Molt vent posta.

Rother Bart*)
Zeigt viel Wind an.

---

Al loco y al aire
Da les calle.

Dem Narren und dem Winde
Muß man freien Lauf lassen.

---

Guardate de un hombre mal barbado
Y de viento en canalado.

Hüte Dich vor einem Manne mit schlechtem Bart, und vor dem Winde, der aus einem Hohlweg kommt.

---

Cuando Dios quiere
Con todos vientos llueve.

Wenn Gott will,
Regnet es aus allen Winden.

---

Aquel que tiene tres viñas
Y el tiempo lo quita dos
Contentese con la una
Y di gracias à Dios.

Wer drei Weinberge hat
Und mit der Zeit zwei verliert,
Sei zufrieden mit dem einen, der ihm bleibt,
Und danke Gott dafür.

---

En Abril llueve bastante
Las aquas no son dañinas
Que las manda el criador
Para que salga la espiga.

El primer dia do Mayo
A punto de medio dia
A visitas los sembrados
Salen Jesus y Maria.

Se paran de trecho en trecho
Y echan su benedicion
Mandan que cornen los vientos
Para dar la granazon.

En llegando el mes de Junio
Me da mi Dios la licencia
Para que puedo segar
De los campos la cosacha.

Por la voluntad divina
La, que todos nos mentiene
Y la ayuda de los hombres
San recogidas las mieses.

Im April regnet es viel,
Der Regen ist aber nicht schädlich,
Denn ihn schickt der Schöpfer,
Daß die Aehren aufgehen.

Am ersten Tage des Maies,
Genau um die Mittagsstunde
Gehen, um die Saaten zu besuchen,
Jesus und Maria aus.

Sie bleiben von Zeit zu Zeit stehen
Und geben ihren Segen,
Lassen die Winde wehen,
Damit die Aehren Frucht tragen.

Wenn der Monat Juni kommt,
Giebt mir mein Gott die Erlaubniß,
Daß ich mähen kann
Von den Feldern die Ernte.

Durch den götllichen Willen,
Der uns Alle erhält,
Und mit Hülfe der Menschen
Sind die Garben eingebracht.

---

Ay! madre de los Remedios
Madre de los afligidos
Los trigos se van secando
Manda tu santo rocio!

Ach, Mutter der Gnade,
Ach, Mutter der Traurigen,
Die Saaten vertrocknen,
Schick' Deinen heiligen Thau.

*) Catalonisches Sprüchwort. Starke Abendröthe soll viel Wind bringen.

---

# Die Loddefischerei im norwegischen Lappland.

Von **Dr. Mehwald.**

Im elften Bande des „Globus“ beschrieb ich die norwegische Härings- und Brislingsfischerei; im zwölften Bande die Lofot- oder Dorschfischerei, und hier will ich die dritte Hauptfischerei im äußersten Norden Europas, nämlich die sogenannte Loddefischerei, beschreiben.

Im Eismeere rund um den Nordpol lebt ein kleiner Fisch, den man im Allgemeinen Lodde (Mallotus arcticus und Osmerus arcticus) nennt. Die beiden Geschlechter dieses Fisches unterscheiden sich durch ihre Länge, ihren Geruch und ihre Verwendbarkeit. Das Weibchen ist 3 bis 6, das Männchen 6 bis 9 Zoll lang. Beide haben dem ganzen Körper entlang an den Seiten schwarze, erhabene, rauhe Striche, welche den Fischen eine vierkantige Form geben, sie unbehülflich erscheinen lassen und ihre Bewegung erschweren. In Bezug auf den Geruch sind zwar beide Geschlechter unangenehm, doch riecht das Männchen am schlechtesten, und man glaubt, daß die Raubfische hauptsächlich diesem Geruche nachschwimmen, wenn sie die Lodden — ihre Lieblingsspeise — aufsuchen. — Ferner ist die Verwendbarkeit der beiden Geschlechter eine verschiedene; denn das Männchen ist mager, das bläuliche Fleisch schmeckt und riecht schlecht; das Weibchen dagegen hat ein besseres, weißes Fleisch, läßt sich verspeisen und namentlich zu Anschovis verwenden. Auch ist der Rogen der Weibchen bei der Sardellenfischerei zu gebrauchen, und die Loddeweibchen geben verhältnißmäßig ungemein viel Rogen. Nach der Erfahrung des Fischereicommissärs Herrn Löberg in Norwegen ist die Lodde der rogenreichste unter allen Fischen. In Lappland ißt man diesen Fisch nicht, wohl aber in Grönland, wo man ihn trocknet und als Winternahrung genießt.

Wie im Westen Norwegens im Nordseebecken die Häringe den größten Theil des Jahres in der Tiefe in träger Ruhe

liegen und erst im Januar, Februar und März sich in gewaltigen Strömen den Küsten zuwälzen, um ihr Fortpflanzungsgeschäft zu verrichten, so liegt im Eismeere die Lodde, der Zeit harrend, wo die nordische Nacht endet und der anbrechende Tag allen Geschöpfen, also auch den Lodden, neue Hoffnung und neues Leben verleiht. Dieser Zeitpunkt trifft mit dem Ende unsers Winters zusammen. Dann ziehen die Lodden nach allen an das Eismeer grenzenden Küsten Europas, Asiens und Amerikas, verrichten an diesen Küsten ihr Laichgeschäft, dienen mit ihrem Leib und Leben den Menschen, den Dorschen und den anderen Raubfischen sowie den Raubvögeln, und die Uebrigbleibenden gehen wieder in ihre kalten Tiefen, um den ihnen von der Natur vorgezeichneten Kreislauf ihres Lebens zur rechten Zeit von Neuem zu beginnen.

Zu dieser Zeit — die Lappen nennen es Frühling — zieht die Lodde in ungeheuern Strömen oder Zügen an die Nordwest- und Ostküsten Lapplands, welches in Norwegen Finmarken heißt. Der Fortpflanzungstrieb drängt jedes Individuum dieser Fischströme mit aller Gewalt an die Küsten, und dieses allgemeine Andrängen verursacht, daß oft an den Gestaden meilenweit und -breit die Lodden so dicht stehen, daß man sie mit Schöpfgefäßen herausnehmen kann. Ja, es kommt vor, daß bei gar zu großem Andrang ein breiter Streifen des Fischzuges an flachen Ufern hinaufgedrängt wird, so daß man sie in Körbe, Kähne und andere Behältnisse einschaufelt. Doch flieht die Lodde Fluß- und Sumpfwasser, weshalb man sie niemals in Flußmündungen trifft.

Die Loddeweibchen suchen für den Absatz ihres Rogens gern flache Uferstellen und liegen auf dem Sande so dicht, daß sie eine ganze flache Strecke wie ein farbiges Unterlager erscheinen lassen. Sind die Weibchen mit ihrem Rogenabsatz fertig, so erscheinen die Männchen und werfen ihre Milch über den Rogen.

Der Knochenbau der Lodden ist knorpelig, weshalb die Dorsche so lüstern auf die weiche Lodde sind, und dies ist wieder der Grund, weshalb die lappländischen Fischer so eifrig die Lodde als Köder für die Dorsche suchen. Eine reichliche Loddefischerei giebt allemal auch eine reiche Dorschfischerei, und auf letzterer beruht der Bestand Norwegisch-Lapplands; denn dieses Landes „Herbst", d. h. Ernte, liegt oder schwimmt im Meere. Deshalb werden die Lappen durch den Ruf: „die See wird schwarz" längs der ganzen lappischen Küste elektrisirt, denn da sind die Loddeströme aufgestiegen und kommen an die Küsten.

Eigenthümlich ist es, daß die Häringe und die Lodden sich nicht zusammen vertragen. Stellen sich in den lappländischen Fjorden im Spätsommer oder Herbst viele Häringe ein, so wissen die Fischer, daß im nächsten Frühlinge wenig oder keine Lodden zu finden sein werden und mithin auch wegen Mangels bester Köder der Dorschfang fehlschlagen muß. Kommen dagegen wenig oder keine Häringe nach den lappischen Küsten, so hat die Lodde freien Spielraum; ihr Fang ist daher leicht und massenhaft, und des Köders für die Dorsche giebt es dann im Ueberfluß. Sind aber die Lodden sehr zahlreich, so sind es auch die Dorsche, weil letztere den Lodden nachziehen, sie in die vielen Fjorde jagen und verschwenderische Mahlzeiten halten. Außer den Dorschen sind auch die Hvale (Wale) und Seevögel den Fischern sehr nützlich, denn die Seevögel thun viel, um die im Oberwasser schwimmenden Loddeströme zur Flucht anzutreiben, indem sie fortwährend tauchen und Fische rauben; die Hvale aber jagen nicht nur die Dorsche, sondern auch die Lodden, und so ist im Varangerfjord oft ein Tummeln, Jagen, Verfolgen und Fliehen von verschiedenen in Masse versammelten Thieren, daß die Fischer nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen.

Dieses nennen die Lappen: „Gebrauch in der See".

Eigenthümlich ist es, daß die Loddeströme oder -Schwärme niemals ihre Brut bei sich haben, vielmehr sieht man diese an den Küsten nur, wenn sie zum Leben erwacht und in der Masse als trübes Wasser erscheint. Bald darauf verschwindet die Brut, und Niemand weiß, wohin. Auch sieht man sie nicht eher wieder, bis sie als ausgewachsener, zeugungsfähiger Fisch in großen Zügen das Land sucht, um zu laichen.

Ebenso eigenthümlich erscheint es, daß die Loddezüge oft Jahre hindurch aussetzen, gewöhnlich aber bald in diesem, bald in jenem Fjord erscheinen, so daß bald um die Insel Loppen (Flohinsel), bald ums Nordcap, bald bei Vardö, bald bei Kiberg, bald bei Vadsö der erste und größte Andrang stattfindet. Dieses hat seinen Grund theils in den verschiedenen Meerströmungen, theils in der Richtung der um die Loddezeit, d. h. im lappländischen Frühlinge, fürchterlich wüthenden Polarstürme. Letztere scheinen die meiste Einwirkung auf die Richtung der Loddezüge zu haben, weil die unbeholfene, schwächliche Lodde nicht in jener großen Seetiefe schwimmen kann, daher sich bis zur Wasserhaut, d. h. zur Oberfläche, erheben muß und dort den schrecklichen Einwirkungen der Nord- und Oststürme ausgesetzt ist.

Das jahrelange Ausbleiben der Lodden, wie ich es bei den Häringen angegeben, beruht jedenfalls auf derselben Ursache, wie bei den Häringen, nämlich auf unterseeischen Erderschütterungen. Ich hatte diese Ansicht schon früher in einem andern Blatte ausgesprochen und habe jetzt die vollständige Bestätigung derselben erhalten. Kopenhagens „Dagblad" meldete nämlich vor Kurzem, daß die sonst so ergiebige dänische Fischerei um die Insel Island im vorigen Jahre fast gar keine Ausbeute gegeben. Kein Schiff hatte Wale gesehen; Robben hatte nur ein Schiff geschlagen, Häringe und Dorsche deckten nur einen kleinen Theil der Ausgabe; — und was war der Grund für die Entfernung aller Fische von der Insel? Die fortwährenden Erderschütterungen auf und um Island. —

Die lappländische Fischerei heißt dort im Lande Loddefischerei, während sie in Wirklichkeit eine Dorschfischerei ist. Denn man benutzt die Lodde nicht zur Nahrung in Lappland, ebensowenig ist sie Handelsartikel; ihre einzige Verwendung findet sie, wie gesagt, als Köder für die Dorsche. Diese letzteren gehören zum Geschlecht gadus morrhua, zeichnen sich aber in Farbe und Form aus vor dem gewöhnlichen Lofotendorsch und heißen deshalb auch in Norwegen Loddedorsche. Dieser Fisch laicht ziemlich früh im Jahre und zwar im höchsten Norden an den theils bekannten, theils unbekannten Inseln des Eismeeres, zieht dann in diesem Meere südlich und trifft endlich an den europäischen, asiatischen und amerikanischen Gestaden die dort laichende Lodde, frißt sich an diesen Fischen satt und verschwindet dann wieder. Wo er sich die übrige Zeit des Jahres aufhält, ist unbekannt. Man glaubt, daß er in den ungeheuern Meertiefen zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja wohne und sich im Frühlinge, wenn er das anstrengende und abmagernde Laichgeschäft verrichtet hat, an die lappländischen Küsten begebe, um die Wohlthat der Loddeschwelgerei zu genießen. Doch konnte bis jetzt Niemand diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erheben, weil die Untersuchungen nur in einer Zeit können vorgenommen werden, wo es in jenen Regionen Nacht ist, und wo jene Meere mit Eis bedeckt sind, mithin keinem Schiffe der Zugang möglich ist.

Da, wie gesagt, der Loddedorsch schon von Milch und Rogen entledigt an die lappländischen Küsten kommt, so hat

er dort nichts zu schaffen, als Lodde zu fressen. Dieses nährt ihn dergestalt, daß er täglich fetter wird und also das gerade Gegentheil von den Lofotendorschen zeigt, welche während ihres Laichaufenthaltes an den Küsten täglich magerer werden.

Die Fettzunahme des Loddedorsches ist so auffallend, daß z. B. bei seiner Ankunft an den lappländischen Küsten 600 Dorschlebern zu einer Tonne Leberthran gehören, wobei der Thran noch mager, dunkelfarbig und für den Medicinalgebrauch untauglich ist. Hat der Loddedorsch aber acht Tage in Lodden geschwelgt, so geben schon 400 Lebern eine Tonne Leberthran. Hat er sich vierzehn Tage oder länger in Lodden satt gefressen, so geben schon 200 Lebern eine Tonne Thran und zwar von bester Sorte.

Da der Dorsch Lapplands Hauptfisch ist, so ist die Dorschfischerei auch Lapplands Hauptfischerei. Seit den letzten 24 Jahren ist die Erscheinung der Lodde und in Folge dessen die reichste Dorschfischerei in der Jahresordnung gewesen, und dieses hat auf die Volksvermehrung und den Wohlstand der Einwohner jener fernen Gegenden aufs Wohlthätigste eingewirkt. Die Städte vergrößern sich alljährlich; neue Höfe werden in den Strandgegenden in Menge gegründet, Fischerhäuser gebaut, Lagerplätze und Bauplätze erworben und Anlagen, welche den Geschäften und der Bequemlichkeit dienen, in Menge gemacht. Wie groß die Zunahme aller dieser Anlagen ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß im vorigen Jahre (1868) in Lappland 14,000 Mann mit 4000 Fischerbooten fischten — also doppelt so viele, als vor 5 bis 6 Jahren zurück — und daß überall auf den Schiffbauplätzen neue Schiffe und Boote für den Fischfang gebaut wurden und werden.

Zum Fange der Fische bedienen sich die Lappen der Grundangeln — lappländisch Jux genannt —, der Handschnüre und des bewaffneten Taues. Netze kann man nicht anwenden wegen der starken Meerströmungen und der vielen Polarstürme. Die Fischerboote sind theils nach norwegischem, theils nach russischem Modell gebaut. Weil nicht jeder Fischer, oder nicht jede Fischgesellschaft von 3, 5 oder 6 Mann ein Boot haben kann, so sind am Varangerfjord mehrere Bootleihanstalten etablirt worden, wo jede „Fischcommunität", gleichviel ob sie aus 3, 5 oder 6 Mann besteht, gegen Abgabe des siebenten Theils der Fische, welche auf dem betreffenden Boote gefangen werden, ein entsprechendes Boot kann geliehen erhalten.

Um die ganze lappländische Küste giebt es sogenannte Fiskevär, d. h. Strandgegenden, wo das Meer nicht zu tief ist, wo aber die Fischer mit ihren Schiffen bequem anfahren, sich ihres Fanges entledigen und die nöthigen Köder und Lebensmittel in Empfang nehmen, bei übermäßigem Hochgange der See auch ihre Boote aufs Land ziehen und auf diese Weise vor dem Zerschellen bewahren können. Solcher Fischerstellen zählt man jetzt 66; darunter ist kein einziger Hafen, und dennoch wissen die Fischer den Polarstürmen zu entgehen und ihren Fang zu bergen. Dieser ist in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen; denn während 1862 5000 Mann auf 1200 Booten 9 Millionen Fische heimbrachten, fischten, wie oben bemerkt, im vorigen Jahre 14,000 Mann mit 4000 Booten und machten eine Ernte von 13 bis 15 Millionen Dorschen.

Es dürfte vielleicht Vielen wunderlich vorkommen, zu lesen, 14,000 Mann hätten an der norwegisch-lappischen Küste Fische gefangen, da doch, wie bekannt, in norwegisch, schwedisch und russisch Lappland auf einer Fläche von 42,000 Quadratmeilen nur 26,000 Lappen zerstreut leben. Diese Verwunderung dürfte wachsen, wenn noch bemerkt wird, daß sich die Lappen in Fjeld- oder Renthierlappen und Fischlappen theilen, also nicht sämmtlich beim Fischfange beschäftigt sind. Dieses Räthsel löst sich folgendermaßen:

In Finland lebt ein Volksstamm, welcher den Namen Quänen führt. Dieses Volk ist, ganz im Gegensatze zu den Lappen, sehr kräftig, aushaltend, genügsam und arbeitsam. Von diesem Volke wanderten zur Zeit des schwedischen Königs Karl XII., welcher mit seinen Kriegen den Nordosten Europas schrecklich beschwerte und die Russen mit ihrem eisernen Scepter ins Land brachte, eine große Anzahl nach norwegisch Lappland aus, setzten sich an dem schönen und fruchtbaren Ufer des Altenfjords fest, führten den Getreidebau in jenen Gegenden ein und machten sich vielfach nützlich durch ihren Fleiß und ihre Kenntnisse. Später als man die reichen Kupfererze am Kaafjord, Vosekop und anderen Orten zu verwerthen begann, erwiesen sich die Quänen als die schätzenswerthesten Grubenarbeiter und genießen diesen Ruhm bis auf den heutigen Tag. —

In den letzten Jahren herrschte, wie bekannt, in Finland schreckliche Hungersnoth, weshalb dort Viele an ihre stammverwandten Brüder in Norwegen dachten und nach den östlichen Küsten Lapplands auszuwandern begannen. Sie setzten sich namentlich im Varangerfjord als Fischer fest und übervölkerten nach und nach die Vorstädte von Vadsö. Daher ist die starke Volksvermehrung an jenen unwirthbaren Küsten gekommen.

Und merkwürdigerweise befindet sich diese starke Volksvermehrung in jenen rauhen Gegenden wohler, als sie sich in ihrem Vaterlande befand, und sie würde, da Lapplands immer reiche Ernten aus dem Meere geholt werden, ganz glücklich sein, wenn nicht der bekannte Vers: „Der Himmel ist überall (auch in Lappland!), wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", auch in Lappland zur Wahrheit gemacht würde.

Die norwegische Regierung hat nämlich, wie Herr Löberg berichtet, aus Furcht vor Rußland, welches gern einen eisfreien Hafen im Norden hätte und daher vielleicht mit feinem Anspruche an seine Unterthanen (die Quänen), wenn sie angesessen wären, auch den Anspruch auf den sogenannten lappischen Kopf Norwegens verbinden könnte, verboten, Grund und Boden an Quänen zu verkaufen. Obschon nun alle Jahre Land von der Regierung vermessen und verkauft wird, so bereichern sich dabei doch nur die Kaufleute, welche große Strand- und Landstrecken erwerben, dann entweder parcelliren, oder, wenn es gute Landestellen enthält, an Fischer verpachten, aber jeden Concurrenten beim Fischhandel fernhalten. Bei diesem Landauctionsgeschäft muß der Auctionator das harte Gesetz respectiren und deshalb die Nationalität der Bietenden vorher feststellen, wobei den Quänen klar gemacht wird, daß das Sprüchwort: für Geld bekommt man Alles, in norwegisch Lappland für die Quänen keine Wahrheit enthalte. Wie überall die schlechten Gesetze umgangen werden, so auch in Lappland: die Normänner kaufen das Land, siedeln die Quänen, welche überall, wo sie wohnen, den Hauptarbeitsstock ausmachen, unter sehr billigen Bedingungen an und erwarten die Zeit, wo es auch den fleißigen Quänen gestattet sein wird, lappländisches Glück zu genießen.

Neben den Quänen fischen auch Russen in Lappland und zeigen sich als Muster von Unermüdlichkeit, Fleiß und Ausdauer, werden aber, soweit sie bloß Fischer sind, von den Normännern ebenfalls sehr kurz gehalten. Früher, d. h. vor etwa 20 Jahren, war die Fischerei der Lappen noch so unbedeutend, daß die Russen ihren großen Fischbedarf von jenen nicht erhalten konnten und genöthigt waren, jährlich 600 bis 800 Mann stark sich vom Weißen Meere nach den Ostküsten und Nordküsten Norwegens zu begeben und dort zu fischen.

Weil sie aber ziemlich ungewandt waren, konnten sie mit den später auftretenden geschickten Quänen nicht concurriren, weshalb sie mehr eine Raubfischerei trieben. Darüber kam es zu Streitigkeiten, und nun wurde ein Gesetz erlassen, daß die Russen nur in einmeiliger Entfernung vom Lande fischen dürften. Dieses Recht wurde später auf den District Kiberg eingeschränkt, wodurch die Russen so ziemlich von der selbständigen Fischerei an den Ostküsten Norwegens ausgeschlossen sind und daher jetzt jährlich kaum 80 bis 100 Mann stark auf den lappländischen Fischereiplätzen erscheinen.

So eifersüchtig die lappländischen Fischer auf die Russen waren und sind, so gern sind die Russen in den lappländischen Städten als fleißige Arbeiter und auf dem Meere als Fischkäufer gesehen. Denn früher fischten die Lappen bloß um ihres Leibes Nahrung und Nothdurft willen, und wenn sie für diese Nahrung gesorgt, so fingen sie nur noch Dorsche, um die Lebern derselben zu gebrauchen: die Fischkörper warfen sie sogleich wieder ins Meer. Jetzt wirthschaften sie besser mit dieser Gottesgabe und verschaffen der stärker gewordenen lappischen Bevölkerung die Mittel, leben und neben den Fischen auch Brot genießen zu können. Es hat sich nämlich an den Küsten jener entfernten Meere ein Tauschhandel gebildet, welcher den Russen wie den Normännern gleich vortheilhaft ist.

Die Russen aus den Provinzen am Weißen Meere haben großen Geschmack an den lappländischen Fischen gefunden, und umgekehrt bedürfen die Einwohner Lapplands Mehl, Graupe, Hafergrütze, russische Nüsse, Hanfleinwand und viele andere russische Artikel. Zur Fischereizeit kommen nun viele russische Schiffe und bringen den lappländischen Einwohnern die genannten nothwendigen Artikel, wogegen sie als Rückfracht Fische erhalten. Die Tauschbedingungen sind sehr verschieden und hängen sowohl von der Höhe der Kornpreise in Rußland, wie von der Ausbeute der Fischereien in Lappland ab. Daher kommt es, daß zu der einen Zeit die Fischer für 6 bis 8 Centner Fische einen Centner Mehl erhalten; wohingegen sie zu einer andern Zeit 40 bis 50 Centner Fische für einen Centner Mehl geben müssen. Der Preis der russischen (Zirbel-) Nüsse — die Frucht von Pinus cembra — (einer Kieferart in Sibirien) ist dagegen ziemlich gleichmäßig.

Die Fische werden von den Lappen sehr schlecht behandelt; denn sie waschen keinen; sie nehmen keinen aus und unterlassen alle übrige Zubereitung, welche ich in der Beschreibung der Losotfischerei angegeben. Daher sind die Russen gezwungen, auf ihren Fahrzeugen alles Nöthige, so gut es geht, selbst zu thun, um die Waare zu conserviren und sie nicht ganz verfault nach Hause zu bringen. Man sieht also, wie nothwendig die Russen für norwegisch Lappland sind; denn erstens erhalten sie die lappischen Einwohner durch Einführung der Brotfrüchte und dann nehmen sie ihnen den einzigen Handelsartikel — Fische — im rohen Zustande, wie er aus dem Meere gezogen wird, sogleich ab und überheben sie dabei noch jeglicher Mühwaltung bei der Zubereitung. Wären die Russen nicht, so gäbe es auch keine Fischerei in norwegisch Lappland und in Folge dessen eine sehr geringzählige Bevölkerung. Denn man würde den Dorsch nur um der Leber willen fangen können und für diese noch sehr wenig erhalten, weil sie zu weit verfahren werden müßte, ehe sie zur Verwendung kommen könnte.

In den letzten Jahren sind auch viele Nordlandsfischer, wenn die Lofotenfischerei zu Ende war, nach den lappischen Küsten gefahren, haben dort nicht nur Dorsche, sondern auch Hysen — die kleinste Schellfischspecies — gefangen, die Fische entweder zu Russenfischen gemacht, d. h. dieselben unausgenommen gesalzen und getrocknet und als Rundfische verhandelt, oder sie haben dieselben nach norwegischer Manier zubereitet und dann die Bewohner Lapplands mit Winternahrung versorgt. Bei dieser Zubereitung erdulden die armen Fischer oft dasselbe Ungemach, wie in Lofoten. Denn da sie erst auf den lappländischen Fischereiplätzen ankommen können, wenn die Lappen und Quänen alle Häuser, Schuppen und Aufenthaltsstellen besetzt haben, so sind sie genöthigt, auf ihren Booten zu bleiben und ihre Zubereitung unter freiem Himmel an den Küsten vorzunehmen. An beiden Orten — auf dem Lande wie auf dem Meere — sind sie aber fortwährenden Unbilden des rauhen Wetters ausgesetzt und müssen den nothdürftigen Unterhalt für sich und die Ihrigen mit Leib und Leben verdienen.

In schneereichen Jahren werden sowohl im westlichen wie im östlichen Lappland viele Fische im Schnee vergraben, dann im Frühlinge, wenn sie aufgethaut sind, erst zur Versendung und zum Hausgebrauch zugerichtet. Alle Lebern aber werden auf künstlichem Wege des Thrans beraubt und dann als Thrangrax ins Drontheimsche verfahren, wo diese schwarze Masse, wie ich früher bei der Losotfischerei angegeben, als das wirksamste Düngmittel benutzt wird.

---

# Vom Büchertische.

## Reise auf der Insel Sardinien. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Ein geschichtlicher Rückblick. — Die alten Sardinier. — Die Mastruca. — Uralte Bräuche. — Eine Art von Couvade. — Heulweiber. — Alterthümer im Museum zu Cagliari. — Skarabäen; Verquickung ägyptischer und phönicischer Cultuselemente. — Ursardinische Götzenfiguren. — Zu welchem Zwecke haben die Nurhagen gedient? — Die Zinkgruben von Iglesias. — Mumie einer spanischen Marchesa.

Man hat bisher Sardinien in vieler Beziehung als eine terra incognita betrachtet, und es ist richtig, daß wir über diese mehr als 400 Quadratmeilen große Insel eine verhältnißmäßig geringe Kunde besitzen. Vor etwa vierzig Jahren wurde ein Buch Mimaut's ins Deutsche übersetzt; späterhin stoppelte der bekannte Neigebauer eine dürftige Compilation aus italienischen Quellen, namentlich aus Lamarmora zusammen; ich erinnere mich auch früher einmal Auszüge aus einem Buche des Engländers Tyndall gelesen zu haben, welcher nach Sardinien gegangen war, um sich die Korkeichenwälder zu betrachten. Seit jener Zeit sind auf der Insel viele Entdeckungen auf geologischem und archäolo-

gischem Gebiete gemacht worden, und in der allerneuesten Zeit hat man auch angefangen, an einzelnen Punkten die reichen Mineralschätze mit großem Erfolg auszubeuten. Für die Wissenschaft bietet Sardinien ungezählte Fundgruben dar, und Herr von Maltzan gewann eine reiche Ausbeute.

Er gehört zu den tüchtigsten Reisenden unserer Zeit und ist auf dem Gebiete, welches er sich zur Forschung auserkoren hat, Nordafrika, vortrefflich zu Hause. Dafür zeugen seine Arbeiten über Marokko und Algerien; auch haben wir von ihm eine ansprechende Schilderung Mekkas. Neuerdings war er längere Zeit in Tunis. Zu Anfang des Jahres 1868 wurde er „durch eine Epidemie aus Afrika verschlagen", ging nach Palermo, fuhr von dort nach Cagliari und unternahm von diesem Punkte aus Streifzüge. Seinem Verständnisse that sich „eine ganze Welt des Alterthums" auf, namentlich aus jenen sehr frühen Perioden, welche anderswo entweder gar nicht oder nur spärlich vertreten zu sein pflegen, d. h. der ursardinischen, phönicischen und karthagischen Zeit. Die Bedeutung dieser Alterthümer war bisher noch nicht im Zusammenhange dargestellt worden, und es ist deshalb um so dankenswerther, daß dies durch Herrn v. Maltzan mit Erfolg geschieht. Wir ersehen aus seinen Erläuterungen der phönicischen Inschriften, z. B. der Tafeln von Nora, der Inschriften von Sulcis und jenen von Tharros, daß er mit einem tüchtigen philologischen Rüstzeug und guten archäologischen Kenntnissen auch in Bezug auf Erklärung von Münzen und der alten Bronzefiguren ausgestattet ist. Sein Buch ist nicht minder werthvoll in ethnographischer und geschichtlicher Hinsicht und der Stil klar; es ist entschieden eine Bereicherung unserer Literatur.

Das alte Eiland Sardo oder Ichnusa (Fußsohle, wie die Griechen es seiner sandalenartigen Gestalt wegen nannten) wird niemals einen Anziehungspunkt für Reisende bilden, denn es gehört zu den ungesundesten Ländern der Welt; es ist überall ungesund, selbst da, wo angeblich die Fieber nicht gefährlich sein sollen, und die Stadt Oristano an der Westküste ist „das Greuel aller Greuel". Man kennt keinen Nichtsardinier, welcher dort dem Fieber entgangen wäre, und nur wenige Fälle, in denen es nicht den Tod zur Folge hatte; auch die Sardinier widerstehen selten der dortigen Malaria.

Sardinien ist von Afrika durch eine Entfernung von nur zwei Breitegrade geschieden, während die nächste italienische Küste 50 Wegstunden entfernt liegt; von seinem südlichen Punkte, dem Cap Spartivento, kann ein Schiff bei günstiger Fahrt fast in einem Tage bis in die Bucht von Tunis gelangen. Man begreift leicht, weshalb diese Insel ein Schauplatz für die Thätigkeit der Karthager werden mußte; sie waren dort ruhiger und ungestörter als auf Sicilien, wo Griechen und Römer ihnen feindlich gegenübertraten. Alles was auf Sardinien von älterer Cultur vorhanden war, ist durch die gewerbsamen und handelskundigen Leute semitischer Abstammung dorthin gebracht worden, und überall findet man ihre Spuren in Cultus, Kunst und Inschriften. Als Urbewohner hatte die Insel Menschen iberischen Stammes; Angehörige der Völkergruppe, zu welcher auch die iberischen Italioten und Ligurer, die Basken, Aquitanier rc. gehörten; also Leute, die anderen Völkern gegenüber passiv waren und nirgends selbständige Staaten zu bilden fähig gewesen sind. Auf Sardinien finden wir im Fortgange der Zeit neben und nach einander, von den Urbewohnern abgesehen, Tyrrhener, Phönicier, Karthager, und dann seit 228 vor Christus die Herrschaft der Römer volle 600 Jahre hindurch. Daraus erklärt sich, daß die romanische Sprache tief einwurzeln konnte. Nach den Römern erschienen Vandalen, Byzantiner, Araber; eine Zeitlang hatte dann Sardinien einheimische Häuptlinge, Judices, wurde seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Krone Aragonien unterthan, fiel 1713 an Oesterreich und gehörte seit 1720 zu Savoyen-Piemont.

So ist ein Völkersturm nach dem andern über das Volk Sardiniens gekommen, und alle die oben genannten fremden Zukömmlinge haben eine ethnische Ablagerung auf der Insel zurückgelassen. Die Sardinier haben somit stark gemischtes Blut, aber im Laufe der vielen Jahrhunderte hat sich nach und nach ein eigenartiger Typus herausgebildet. Für das höhere Culturleben haben die Sardinier nie etwas geleistet; auch bei ihnen haben Kirche und Clerus wie ein Mehlthau verderblichster Art ein freies und frisches Leben nicht aufkommen lassen. Die Hauptstadt Caglari zählt genau ein halbes Hundert Kirchen, das Land war mit Kirchen, Capellen und Klöstern übersäet, aber wie viele Menschen können lesen und schreiben? Das Volk ist verwahrlost worden. Alles ist auch jetzt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unentwickelt, Vieles geradezu halbbarbarisch, und wir müssen abwarten, was die neue Aera Italiens für den Fortschritt leistet. Die Klöster sind aufgehoben, der hohe Clerus in seinen Einkünften verkürzt worden; die Feudalrechte, welcher der zahlreiche, sehr arme und sehr dünkelstolze Adel sich erfreuete, erloschen bereits 1837.

Die Römer benutzten Sardinien als eine Art von Cayenne, sie verbannten politisch mißliebige Leute nach der ungesunden Insel, deren Bewohner ihnen für Barbaren galten. Sie schildern insbesondere auch die alte Tracht, namentlich die Mastruca, welche noch heute allgemein vom Landvolk, insbesondere von den Hirten getragen wird. Man bezeichnet sie aber jetzt als Bestipedi, d. h. Fellgewand, und sie bildet das eigentlich nationalste Kleidungsstück. Herr von Maltzan hat es nicht unterlassen, seinen Text durch eine große Menge von Holzschnitten bildlich zu erläutern, und das Werk wird durch dieselben nur um so werthvoller.

Es ist noch so vieles urthümlich beim Volke Sardiniens, das, beiläufig bemerkt, im Allgemeinen vor den meisten übrigen Italienern sich durch Liebe zur Reinlichkeit auszeichnet. Wer die, man verzeihe den Ausdruck, die Schweinerei, selber gesehen hat, welche in Italien so vielfach an der Tagesordnung ist, wird die Tugend der Sauberkeit den Sardiniern hoch anrechnen, um so mehr, da sie auch in dem Zimmer herrscht, in welchem gekocht, gegessen, geschlafen und gearbeitet wird und in welchem sich nicht selten auch noch die antike, von einem Esel gedrehte Hausmühle befindet. Diese letztere gehört recht eigentlich zum Volksleben Sardiniens. Das zum Kochen nöthige Feuer befindet sich in einem Kohlenbecken auf der Straße einer beliebigen Stadt; der Landmann hat in seiner Hütte einen Herd, aber keinen Rauchfang. Alles Fleisch wird gebraten, nicht gekocht, und die Hirten bereiten es nicht selten in ähnlicher Weise zu, wie manche wilden Völker es gewohnt sind; sie braten es in der Erde, über welcher sie ein großes Feuer unterhalten. Die Bauern im Gebirge bereiten zu festlichem Schmause zwei oder drei verschiedene Thiere derart zu, daß z. B. in einen ausgeweideten Ochsen ein Kalb und in dieses ein Lamm oder eine Ziege gelegt wird, oder auch ein Spanferkel. Nachdem über diesem dreifach geschichteten Braten den ganzen Tag über ein gewaltiges Feuer gebrannt hat, wird er aus der Erde und aus seiner Umhüllung hervorgenommen und dient zum Abendschmause.

Der Brauch, daß nach Niederkunft der Frau der Mann sich ins Bett, oder, wie bei einigen Indianerstämmen, in die Hängematte legt, um die Glückwünsche der Freunde und Nachbaren zu empfangen, kommt in verschiedenen Erdtheilen vor. Dieser sogenannten Couvade erwähnt Strabo bei den alten Iberern. Im heutigen Sardinien kommt diese alte Sitte

abgeschwächt und modificirt vor. Der Mann legt sich einen Augenblick zu der Wöchnerin ins Bett, aber nicht um die Familienfreunde zu empfangen, sondern weil es herkömmlich ist, daß bei einem ganz besonders erfreulichen Familienverhältnisse Mann und Frau nicht nur von einem und demselben Teller, sondern auch mit einem und demselben Löffel essen. Dies geschieht am Hochzeitstage zum ersten Mal und wiederholt sich später bei einzelnen Gelegenheiten, z. B. der Geburt des ersten Kindes, bei der Verheirathung eines Sohnes oder einer Tochter und namentlich auch bei der silbernen Hochzeit.

Frühere Reisende haben erzählt, daß bei den Sardiniern folgender grausame Brauch herrsche. Man verkürze planmäßig das Leben der Greise und unterhalte zu diesem Zwecke eine eigene Classe von Weibern, die Accabadure, d. h. Beschleunigerinnen des Endes (von accabare, französisch achever, abthun). Ja es ist behauptet worden, man schlage die hochbejahrten Leute ohne Weiteres todt. Derartige Grausamkeiten kommen nicht vor.

Uebrigens trägt noch Manches im Nationalcharakter und in den Bräuchen der Sardinier ein alterthümliches Gepräge. So hat sich die alte Sitte der Römer und Orientalen, die Todtenklagen durch bezahlte Heulweiber anstellen zu lassen, bis auf diesen Tag erhalten. Diese Weiber führen im Todtengemach eine förmliche Tragödie mit höchst ausdrucksvollen Pantomimen auf. Bei ihrem Eintreten stellen sie sich anfangs, als ahneten sie gar nichts von dem Todesfalle und noch weniger von der Anwesenheit der Leiche; sie gehen mehrmals wie müßig im Zimmer umher, dann entdecken sie plötzlich den Verstorbenen und brechen bei dessen Anblick in ein fürchterliches Schmerzensgeheul ohne articulirte Worte aus. Allmälig scheinen sie sich zu erholen und gelangen von Stufe zu Stufe, nachdem sie alle verschiedenen Stadien des Schmerzes erschöpft haben, in eine elegische Stimmung und beginnen dann ihre Improvisationen über den Verstorbenen, seine Verdienste und über den Verlust, welchen Alle durch seinen Tod erleiden.

Wenn eine Braut nach der Trauung unter den Tönen der alten sardinischen Flöte, der Launedda, nach dem Hause des Mannes geführt wird, dann steht auf der Schwelle desselben die Schwiegermutter in vollem Pompe. Sie breitet erst die Arme segnend und schützend über die junge Frau aus und nimmt dann von einem der alten Patera ähnlichen Gefäß einige Weizenkörner, welche sie langsam und feierlich der Kommenden entgegenwirft; — ein sehr entsprechendes Symbol der fruchtbaren und befruchtenden Eigenschaften des Hymen, welche man durch diejenige Form des Pflanzenlebens andeutet, welche zugleich Frucht und Samen ist.

Wir müssen mit Anerkennung hervorheben, daß Herr von Maltzan gründlich, gelehrt und mit Klarheit und kritischem Verstande auf die Alterthümer der Insel eingeht, die so viel Interessantes und Neues darbieten. In Caglari lernte er den Canonicus Spano kennen, welcher sich um die Archäologie der Insel geradezu großartige Verdienste erworben hat und welchem das Museum jener Stadt die werthvollsten Schätze verdankt, z. B. die dreisprachige Inschrift von Gerrei, welche zur Sicherstellung unserer Kenntniß der phönicischen Sprache so viel beigetragen hat, sodann eine Bronzetafel aus der Zeit des Kaisers Otho, auf welcher einige bisher unbekannte Völkerschaften Sardiniens genannt werden. Karales, das heutige Caglari, hat in den Zeiten der Römer mehr als hunderttausend Einwohner gehabt; die Insel zählte etwa zwei Millionen. Wir können auf Schilderung der alten Nekropolen, Tempel, Amphitheater &c. ebensowenig eingehen, wie auf die numidischen und phönicischen Inschriften, wollen aber doch bemerken, daß das Museum in Caglari eine sehr werthvolle Classe ägyptisch-sardinischer Alterthümer an den vielen Skarabäen besitzt. Diese als Siegel dienenden Zierrathe haben auf der obern Seite die erhabene Figur einer Gattung des Mistkäfers, des Scarabaeus sacer Linné's, der jetzt gewöhnlich als Ateuches sacer bezeichnet wird und welcher bekanntlich den Aegyptern für heilig galt. Die untere Seite trägt in vertiefter Sculptur Götterbilder und Cultussymbole, welche hier — und das bezeichnet den sardinischen Ursprung — ein Gemisch sehr verschiedener Formen und religiöser Embleme bilden. Herr von Maltzan weist an mehreren Stellen seines Buches überzeugend nach, daß auf Sardinien, und nur allein dort, ägyptische Cultuselemente mit phönicisch-karthagischen verquickt worden sind. Bei den phönicischen Ansiedlern scheint die Verehrung ihrer eigenen Götter unter ägyptischen Formen ein vielfach verbreiteter Brauch gewesen zu sein. Auch unter griechischen Formen war dieser Cultus gestattet; wir wissen, daß namentlich die späteren Karthager sich griechische Typen aneigneten; sie verehrten ihren Baal Esmun unter der Form des Aesculap, ihre Astoreth unter jener der Ceres, ihren Baal Melkarth als Herkules, welch letztern übrigens die Griechen den Phöniciern entlehnt haben. Der „Einflug ägyptischer Cultusgegenstände" begann, Herrn von Maltzan zufolge, unter den Ptolemäern; damals wurde die Religionsmengerei allgemein, welche ägyptische und fremdländische Cultusformen mit einander vermischt.

Phönicische und karthagische Bronzen kommen auf Sardinien in Menge vor; merkwürdiger sind jedoch die einheimisch-sardinischen Götzenfiguren von Bronze, deren das Museum in Caglari über 500 besitzt. Sie sind als einzig in ihrer Art zu bezeichnen und in keinem andern Lande ist etwas ihnen Aehnliches gefunden worden, auch haben sie nirgends Nebenstücke. Zu Winkelmann's Zeiten kannte man erst vier solcher ursardinischen Götzenfiguren, jetzt sind mehr als eintausend ans Licht gebracht worden. Sie sind wahre Ungeheuer, ganz und gar urwüchsig-barbarisch, reichen aber vielleicht nicht in ein hohes Alterthum hinauf, nicht über das fünfte oder sechste Jahrhundert nach Christus. Damals gab es noch heidnische Völkerstämme in Sardinien, und gerade in deren Gebiete sind diese Figuren gefunden worden, im Lande der Ilienses, der letzten Heiden auf der Insel. Viele dieser Götzenbilder sind geschwänzt, gleich einem Satyr; sie waren eine Art von Sylvanen, Waldgötter, tragen einen Laubwald auf dem Haupte, einen Pfeil in der linken, manchmal in der rechten Hand eine Schlange.

Ein archäologisches Räthsel waren bis auf unsere Tage herab die Nurhagen, Gebäude, welche nur allein auf Sardinien vorkommen und die man, weil man nichts Besseres wußte, bequem genug als „Riesengräber" bezeichnete. Solche „Gigantengräber" sind auf Sardinien allerdings vorhanden und man kennt etwa eintausend derselben. Oft sind es kegelförmige, nach Art eines modernen Grabsteines aufgestellte Monolithen; zuweilen, aber selten findet sich ein aus einem einzigen Stein ausgemeißelter, niedriger Rundbogen über einer Grabstätte, doch kommt die kegelförmige Gestalt am meisten vor. Außer dieser einfachen Form eines einzigen kegelförmigen Monolithen kommt noch eine andere vor, bei welcher sich schon eine gewisse architektonische Absicht zu erkennen giebt. Mehrere, oft fünf, sieben oder neun solcher Steine sind in einem Halbkreis aufgestellt, und in der Mitte desselben befindet sich dann ein großer Kegel, welcher die anderen um das Vierfache überragt. Gigantengräber der letztern Art sah Herr von Maltzan am Orte Perdu Pas und bei Goronna, unweit von Paulilatino. Das Riesenhafte ist

Zuthat der Sage; denn die ausgegrabenen Gerippe sind solche gewöhnlicher Menschenkinder.

Dagegen sind die Nurhagen wirkliche Gebäude. Sie bestanden im Hauptplane meist aus einem runden Thurme, bald höher, bald niedriger, mit einem oder mehreren Stockwerken. An diese schlossen sich nicht selten festungsartige Vorwerke an, die oft mit kleineren Seitennurhagen in Verbindung standen. Ein Dach ist nirgends erhalten geblieben, doch wird wohl überall ein solches als Abschluß des Gebäudes vorhanden und der zunächst unter demselben befindliche Raum, als eine Art von Terrasse, bewohnbar gewesen sein. Wozu auch sonst die Wendeltreppe, welche oben hinaufführt? Der innere Bau zeigt mehrere, über einander gelegene, gewölbte Gemächer, in jedem Stockwerk eins; sie sind durch die Wendeltreppen mit einander verbunden. Selten sind der Stockwerke, außer dem Erdgeschosse, zwei, öfter jedoch eines. Gewöhnlich besteht das Innere aus einem großen, gewölbten Raum im innern Erdgeschosse, welcher sich zu einem Keller vertieft, und einem kleinern, aber hohen, gleichfalls gewölbten Gemach im ersten Stock, um welches auf der Südseite, d. h. jener des Einganges, ein halbrunder Corridor herumläuft. Dieser steht mit der Wendeltreppe in Verbindung, welche auf seinem einen Ende vom Erdgeschoß herauf, auf dem andern zum Dach hinanführt. Fast bei allen Nurhagen besitzt das erste Stockwerk noch einen zweiten Eingang, unmittelbar von außen, der gerade über dem untern angebracht ist; man gelangt zu demselben auf einer in der äußern Mauer angelegten Treppe. Der obere Eingang ist hoch und bequem, der untere dagegen so niedrig, daß man nur auf allen Vieren hineingelangen kann.

Diese bisher räthselhaften Denkmäler hielt man für Gräber von Königen oder Häuptlingen, oder für „Heldentrophäen", auch für Signalthürme. Sardinien zählt zwischen 3000 und 4000 solcher Monumente. Der Jesuit Madao wollte in ihnen sogar „vorsündfluthliche Bauwerke" erkennen; Andere erklärten sie für cyclopisch und wieder Andere für tyrrhenisch, für karthagisch, für Hirtengräber, und, damit der Unsinn Alles erschöpfe, erklärte noch 1850 Bresciani, sie seien von den durch Josua vertriebenen Kanaanitern aufgeführt worden. Daß auch eine ägyptische Hypothese zum Besten gegeben wurde, versteht sich von selbst.

Der Canonicus Spano in Cagliari hat 1854 allen diesen Phantastereien ein Ende gemacht. Die Nurhagen waren Wohngebäude; sie dienten auch noch im Mittelalter den Hirten zur Behausung, und es sind, wie bemerkt, gegen 4000 derselben vorhanden. Nulla sepulcrorum signa, nulli ibi inventi cineres aut cadaverum ossa, sagte schon ein alter Berichterstatter. Nur hag oder Nur chag bedeutet: kreisförmige Wohnung, rundes Haus, und das entspricht durchaus der wirklichen Form dieser Bauten. Dieselben scheinen in Sardinien die nächste Culturstufe nach dem Aufgeben des Troglodytenlebens, d. h. des Wohnens in ausgehauenen Felsengrotten, bezeichnet zu haben; solcher künstlicher Grotten findet man viele in allen Theilen der Insel vereinzelt. Als sich das Bedürfniß gemeindlichen Zusammenlebens herausstellte, bauete man Nurhagen, die fast überall in größeren oder kleineren Gruppen beisammenstehen und nur ausnahmsweise vereinzelt vorkommen. Man findet sie fast alle in fruchtbaren, zum Ackerbau geeigneten Gegenden. Spano hat einige Hundert Gruppen nachgewiesen.

„Die Verschiedenheit in der Größe der Nurhagen, der Zahl ihrer Kammern und Gänge, ihrer mehr oder weniger festungsartigen Anlage erklärt sich leicht aus den Umständen. Um die Wohnung des Stammhäuptlings, eines stattlichen, oft zweistöckigen Nurhags (z. B. bei jenen von Santinus bei Torralba), schaarten sich die niederen, nur aus einem einfachen Erdgeschoß gebildeten Hütten der Unterthanen oder Schützlinge; ohne Zweifel hatten die runden Wohnthürme der Häuptlinge auch einen festungsartigen Zweck; Wasser lieferten die Cisternen. Die Nurhagen sind ein Werk der alten ureingeborenen Sardinier.

„In keinem andern Lande der Welt findet man ähnliche Gebäude, mit einziger Ausnahme der Insel Minorca, wo die uralten, sogenannten Talayot allerdings eine gewisse Verwandtschaft mit der Architektur der Nurhagen darbieten. Freilich zeigen die Talayot mancherlei Abweichungen, sie besitzen zum Beispiel niemals mehrere Stockwerke, auch befindet sich regelmäßig ein Opferaltar mit ihnen in Verbindung und sie bildeten wahrscheinlich Häuser und Tempel zugleich. Dennoch erscheint die Aehnlichkeit in der allgemeinen Bauart mit den Nurhagen unverkennbar. Aber der einzige Schluß, welchen man aus derselben ziehen kann, ist der, daß die autochthonen Bevölkerungen der beiden geographisch benachbarten Inseln etwa einen verwandten Ursprung oder doch vielfache Berührungspunkte mit einander besaßen. Die Nurhagenbauer standen, was ihre Architektur betrifft, über den Gründern der sogenannten cyclopischen, pelasgischen und tyrrhenischen Bauten *)."

Wir sagten weiter oben, daß Sardinien ungemein reich an Metallen sei. Von besonderer Wichtigkeit sind die erst 1867 entdeckten ungemein reichhaltigen Zinkgruben von Iglesias. Herr von Maltzan unternahm einen Ausflug dorthin. „Ich habe schon viel schlechtes Pflaster, schon viele schmutzige, von offenen Cloaken durchzogene Straßen gesehen, auch schon viele elende Landstädte, aber ich muß gestehen, daß nur wenige mit Iglesias wetteifern können und daß diesem unstreitig der Preis der Unbewohnbarkeit, Schmutzigkeit und Unbequemlichkeit zukommt. Und doch ist es gegenwärtig die einzige Stadt der Insel, welche von Fremden und zwar in ganzen Schaaren bewohnt wird." Man findet Engländer, Deutsche, Franzosen, Holländer, Spanier und

*) Mir drängt sich hier unwillkürlich eine gewisse Analogie mit den sogenannten Brochs auf den Orkneys und den Shetlands-Inseln auf, über welche George Petrie aus Kirkwall eine Abhandlung geschrieben hat. (Notice of the Brochs and the so called Picts-houses of Orkney. In den Memoirs read before the Anthropological Society of London. Vol. II, p. 216 ff. 1866.) Er sagt: „Der Broch war ein kreisrunder Thurm, 50 bis 60 Fuß im Durchmesser, 40 bis 50 Fuß hoch; das sogenannte Pictenhaus war ein napfförmiger Barrow und nur 10 bis 15 Fuß hoch." Petrie kennt allein auf den Orkneys die Ruinen von wenigstens 40 Brochs und zweifelt nicht, daß eine noch viel bedeutendere Anzahl vorhanden sei; aber es sind nur erst sehr wenige untersucht worden. Sie stehen zumeist an hervorragenden Punkten, z. B. an der Seeküste, am Rande eines Sees oder am Abhange eines Hügels. Petrie hat den Broch bei Kirkwall genau untersucht. Er sagt: „Die Brochs oder Burgs sind Rundthürme von 50 bis 70 Fuß Durchmesser von der einen Außenseite der Mauer bis zur andern. Unter den auf den Orkneys bisher untersuchten Ruinen war keine über 16 bis 17 Fuß hoch; die kreisrunde Mauer ist von 12 bis 15 Fuß dick und durchgängig eine solide Masse von Mauerwerk bis zur Höhe von 12 Fuß, von da ab bildet sie zwei concentrische Mauern, zwischen welchen eine Gallerie, ein Gang hinläuft. — In den Orkneys-Brochs findet man allgemein einige Kammern oder Zellen in der Dicke der Mauer und eine nach oben hin zur Gallerie führende Treppe. Der obere Theil des Gebäudes steht nirgends mehr, sondern ist eingestürzt." Ich begnüge mich für jetzt mit diesen Notizen und füge nur noch hinzu, daß auch die Brochs als Wohnungen benutzt wurden, dafür zeugen die Herde, auf welchen man noch Asche gefunden hat, sodann die vielerlei Geräthe, z. B. Querns (Handmühlen), steinerne Lampen, Trinkgefäße aus Walfischknochen 2c. Diese Rundthürme dienten auch als Burgen zur Vertheidigung. Es versteht sich von selber, daß von einer Verwandtschaft weder mit den Nurhagen noch den Talayots platterdings keine Rede sein kann und daß hier für die Entlehnungstheoretiker gar nichts zu machen ist. Die Spontaneität des menschlichen Antriebes und Bedürfnisses tritt analog in sehr verschiedenen Gegenden auf.

A.

Italiener, — Alles Ingenieure, Chemiker, Geschäftsmänner ɾc. im Dienste der verschiedenen Bergwerksgesellschaften, aber während der vier Sommermonate müssen sie der äußerst gefährlichen Fieber wegen die Stadt meiden. Sardinien ist überreich an Zinkminen und diese liegen in den meisten Fällen fast offen zu Tage; an einzelnen Punkten stoßen sie so nahe an die schon längst im Bau begriffenen Bleigruben, daß die Bergleute täglich an ihnen vorübergehen mußten und sie doch nicht sahen! Noch im Jahre 1867 erschien ein Werk des Ingenieurs Gouin über die Mineralien Sardiniens; aber von Zink steht kein Wort darin! Herr von Maltzan widmet den Bergwerken ein ganzes Capitel, in welchem insbesondere auch die geschichtlichen Verhältnisse erörtert werden. Nachdem er zehn Blei- und Zinkbergwerke beschrieben hat, bemerkt er, daß das Zink bei Iglesias nur im Galmei vorkomme (gialla mina, gelbes Erz, jetzt calamina), während andere Theile Sardiniens auch ausgedehnte Lager von Zinkblende besitzen. So reich ist das offen zu Tage liegende Erz, daß eine Speculantengesellschaft in Monte Poni während des ersten Jahres der Galmeiausbeutung 1867 schon über 30,000 Schiffstonnen ausführen konnte und für 1868 Contracte für die Lieferung von 80,000 Tonnen abgeschlossen hatte.

Bei Cagliari liegt auf einem kleinen Berge das Kloster von Bonaria, welches bis vor wenigen Jahren im Besitze der Mercedarii war. Diese Mönche besaßen das Privilegium, das aragonische Wappen in einer silbernen Kapsel um den Hals tragen zu dürfen; bei festlichen Gelegenheiten erschienen sie mit dem Degen an der Seite. Ihre Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweis auf den Loskauf der Christensklaven von den Barbaresken; daß es dabei an Wundern nicht gefehlt hat, versteht sich von selber. Ein Mercedarier war nach Algier gekommen, und begab sich täglich nach dem Bagno, um Lebensmittel unter die Sklaven auszutheilen. Das wurde ihm von dem grimmigen, ungläubigen Dey bei Todesstrafe verboten. Der Mönch aber gehorchte nicht; die Häscher faßten ihn auf frischer That ab und schleppten ihn, sammt den mit Brot gefüllten Korbe vor den Dey, der ihn wuthschnaubend anranzte. Der biedere Mercedarier deckte seinen Korb auf, und siehe da, o Wunder, alles Brot war in Rosen verwandelt. Das hatte der Mönch sich von seinem lieben Gotte ausgebeten. Ein hübsches Bild in der Klosterkirche stellt die Wunderscene dar.

In derselben Kirche befindet sich auch eine Art von mumificirter Aurora von Königsmark, die jedoch aus Spanien stammt. Der Sacristan führte unsern Reisenden „zur Marchesa". „Wer mochte diese Dame sein und inwiefern war sie merkwürdig?"

Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Diese Marquise war eine längst verstorbene Person, welche einst am Hofe Philipp's des Zweiten geglänzt hatte; jetzt lag sie als vertrocknete Mumie in einem Kellerloche und wurde den Engländern für Geld gezeigt. Der Sacristan ging sehr respectlos mit ihr um. Er packte sie nämlich, nebst drei anderen Mumien aus dem Schrank heraus und ließ sie auf den Boden fallen, daß es knallte. Ich war jedoch nicht tief genug in die spanische Etikette eingeweiht, um die Marquise unter den drei anderen Mumien zu erkennen. Der Sacristan belehrte mich: „Sehen Sie denn nicht, sie hat als Hofdame einen rothen Strumpf an; mit diesem Zeichen ihrer Würde war sie bei der Hochzeit einer portugiesischen Prinzessin zugegen. — Sic transit gloria mundi!"

---

# Aus allen Erdtheilen.

### Der Proceß der Skopzen-Secte in Rußland.

Wir haben schon an einer andern Stelle unseres Blattes Mittheilungen über diese merkwürdige Secte gegeben, und wollen hier sogleich einen Nachtrag beifügen, durch welchen unsere Leser einen vollständigen Einblick in das Treiben dieser abscheulichen Fanatiker gewinnen werden. Zuvor mag bemerkt werden, daß auch sie sich auf die Bibel berufen und natürlich, wie Alle, sich allein für „rechtgläubig" halten. Für sie ist der Vers 12 im 19. Capitel des Apostels Matthäus maßgebend und somit glauben sie auf dem Boden „der heiligen Schrift" zu stehen. Die Selbstverstümmelung, welche für alle Mitglieder der Secte verbindlich ist, hat zwei Grade; sie ist entweder nur partiell, oder bei denen, welche eine höhere Stufe der Heiligkeit erringen wollen, radical. Auf speciellere Andeutungen können wir natürlich nicht näher eingehen.

Der Proceß des Heiligen Plotizyn macht begreiflicherweise ein ungeheures Aufsehen und wird eine europäische Berühmtheit erlangen; die Sache eignet sich in der That zur Erörterung im Neuen Pitaval, todtzuschweigen ist sie nicht mehr. Wir finden nun Folgendes in einer Nummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung":

Nach Ansicht der Skopzen ist die Ursache alles Uebels der Menschheit die geschlechtliche Berührung. Um diese unmöglich zu machen, vollziehen sie an sich die ihre Secte kennzeichnende Verstümmelung. Auch Frauen unterwerfen sich den verschiedenen möglichen Formen derselben; doch scheint das Entfernen der Brüste als das genügendste Mittel zur Ertödtung des Geschlechtstriebes betrachtet zu werden. Durch diese Verstümmelung entziehen sich die Skopzen aber demjenigen Elemente, welches nicht nur zur Erhaltung, sondern auch wesentlich zur Veredlung der Menschheit beiträgt: dem Familienleben, und so findet denn der Fanatismus den freiesten Spielraum in ihren allen echt menschlichen Regungen entfremdeten Gemüthern. Nach ihrer Ansicht ist ihr Messias bereits zum zweiten und letzten Male erschienen: es ist der Kaiser Peter III., der unter dem Namen Sseliwanow das Märtyrerthum erlitt und nach Sibirien geschickt wurde. Von dort zurückgerufen, mußte er neue Verfolgungen erleiden, aus welchen ihn jedoch die Treue und der Eifer seiner Anhänger errettete. Nachdem er viele Jahre in seiner Eigenschaft als „Erlöser" unter seinen Anhängern gelebt, wurde er nach Ssusdal geschickt. Von da ging er jedoch nach Sibirien, wo er sich in der Gegend von Irkutsk bis zur Zeit des Gerichts verborgen halten wird. Dann wird er in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit einhergezogen kommen, die große Glocke in der Uspenski-Kathedrale läuten, die Gläubigen um sich versammeln, den Thron in Beschlag nehmen und in St. Petersburg das letzte Gericht halten. Von der Zeit an ist die Welt als erlöst zu betrachten; da alsdann alle Menschen Skopzen sein werden, wird alle Sünde aufhören und die Erde wird ein Paradies, wie vor dem Sündenfalle, sein. Die Menschen werden nicht sterben, sondern im Zustande der Glückseligkeit ewig leben.

Historisch und sicher festgestellt ist, daß ein fanatischer Skopez, der Bauer Kondratij Sseliwanow aus dem Dorfe Sstolbowo, Gouvernement Orel, wegen überführter Proselytenmacherei in

dem Dorfe Ssosnowka (Gouvernement Tambow), dem Schauplatze seiner Umtriebe, mit der Knute bestraft und nach Sibirien geschickt wurde. Diesen Sseliwanow hielten die Skopzen für identisch mit Peter III. Ein aus Sibirien zurückberufener Skopez, ein Moskauer Kaufmann, der sich Massonow nannte, aber eigentlich Kolesfnikow hieß, und Sseliwanow oder vielmehr Peter III. in Sibirien kennen gelernt hatte, theilte Kaiser Paul mit, daß sein Vater noch unter dem Namen Sseliwanow in Sibirien lebe. Der Kaiser ließ Sseliwanow wirklich zurückberufen, aber, da er den Betrug erkannte, sofort ins Irrenhaus stecken. Von hier kam er 1802 auf Befehl Kaiser Alexander I. in das Armenhaus des Smolnaklosters. Durch die Bemühungen und Geldopfer der Petersburger Skopzen wurde er auch aus dem Armenhause befreit, und nun lebte er in den Häusern der reichen zur Skopzensecte gehörigen Kaufleute Nenasstjew, Kosstrow und Ssolodownikow als „Messias" und erfreute sich wahrhaft göttlicher Ehren. So trieb er es bis 1820, wo die Nachsicht, welche den Skopzen geschenkt worden, ein Ende fand, da ihr freieres Hervortreten eine Untersuchung herbeigeführt hatte, die damit endigte, daß Sseliwanow noch dem Kloster in Ssusdal geschickt wurde, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Nächst dem Pseudo-Messias Sseliwanow ist der Pseudo-Johannes, der Bauer Schilow aus dem Dorfe Maßlowo (Gouvernement Tula), ein Gegenstand besonderer Verehrung für die Skopzen. Sie halten denselben für identisch mit der Person eines Fürsten Daschkow, Begleiters Peter III. Zur Zeit der Kaiserin Katharina wurde Schilow in den Festungen von Dünaburg und Riga gefangen gehalten; wahrscheinlich aber nicht bloß der Ketzerei wegen, da er bei der Thronbesteigung des Kaisers Paul nicht, wie alle anderen gefangen gehaltenen Ketzer, begnadigt, sondern nach Schlüsselburg gebracht wurde, wo er 1799 starb. Man begrub ihn am Fuße des Berges Preobraschenski, und sein Grabhügel ward Gegenstand allgemeiner Verehrung. Oft wurde an demselben die zweite Operation (des sogenannten Kaisersiegels) vollzogen.

Die Anna Ssofonowna ist die Tochter eines gewissen Ssafon Popow, eines der ersten Anhänger des in Ssosnowka aufblühenden Skopzenthums, und lebte noch 1844, 90 Jahre alt, in Morschansk, wo sie noch als die Skopzenprophetin genannt wird.

Eine noch größere Bedeutung für die Skopzen hat jedoch Akulina Iwanowna, welche sie Mutter Gottes nennen und mit der Kaiserin Elisabeth Petrowna für identisch halten. Die historischen Nachrichten über diese Person sind unsicher. Wahrscheinlich ist es dieselbe, von welcher in dem Befehl des heiligen Synods vom 7. August 1734 die Rede ist, wo es heißt, daß zu der Zahl der im Jahre 1733 von der geheimen Kanzlei verurtheilten Personen eine Akulina Iwanowna gehörte, die mit der Knute bestraft und nach Sibirien geschickt wurde.

Nachdem wir das eben ausgeführte vorausgeschickt, hoffen wir, unsere Leser für das Verständniß der Mittheilungen der „Nachrichten aus der Gegenwart" hinlänglich vorbereitet zu haben. Es heißt daselbst:

„Die wichtigste Neuigkeit, welche aus dem Gouvernement Tambow mitzutheilen wäre, ist, daß eine Commission zur Untersuchung der Skopzenangelegenheit eingesetzt ist. Der Morschansker Kaufmann erster Classe und Millionär Maxim Kusmin Plotizyn, das Haupt der Skopzensecte in ganz Rußland, ist verhaftet; in seinem Hause sind 9 verschnittene Frauen und die in goldene Rahmen gefaßten Porträts der Skopzenheiligen Sseliwanow, Schilow, Peter III., der Mutter Gottes Akulina Iwanowna gefunden worden. Von diesen Porträts sind photographische Copien gemacht und nach Petersburg geschickt. Diese hochwichtige Angelegenheit verdankt ihren guten Fortgang dem unbestechlichen Eifer des Gouverneurs Harting, des Vice-Gouverneurs Abaſa und des Morschansker Polizeimeisters Trischotny.

In dem Hause des Hauptes aller russischen Skopzen wurden außerdem in einem geheimen Versteck in dem letzten der vier einer sorgfältigen Nachforschung unterworfenen Waarenlager Haufen von Gold, nach Zehnen von Puden zu berechnen, in den Kasten gefunden. Gold und Silber im Betrage von Millionen wurde hinter eisernen Thüren, unter den Fliesen, in Kasten und Fässern entdeckt, wo es in halbverfaulten Säcken aufgehäuft lag. Mehrere Millionen waren in Bankbilleten zur Stelle. Der Betrag des ganzen hier aufgefundenen Capitals ist noch nicht bekannt; es waren jedoch, wie man sagt, allein 100 Reichsbankbillete à 100,000 Rubel, im Ganzen also im Betrage von 10 Millionen Rubel vorhanden. Alles dieses Geld bildet das Capital der russischen Skopzengemeinde, ohne daß das Vorhandensein ähnlicher Schätze an anderen Orten dadurch ausgeschlossen wäre. Jedenfalls ist dies ein organisirtes Capitol, vermittelst dessen die Skopzen der Regierung schon oft genug die Hände gebunden haben und sie ihr noch binden.

Im Hause Plotizyn's und auf dem Hofe desselben ist jetzt eine Wache aufgestellt; die Papiere und Correspondenzen mit den sibirischen und Petersburger Skopzen sind confiscirt. Der bekannte Millionär, der Petersburger Skopez Jermolai Jegorow Tretjakow, ist durch Correspondenzen in diese Angelegenheit verwickelt und war unlängst nahe daran, in Morschansk verhaftet zu werden.

Eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit muß natürlich die Aufmerksamkeit der höchsten Regierungskreise auf sich ziehen. Die Goldhaufen werden von den Skopzen für das „neue Reich" in Rußland aufbewahrt, welches die gegenwärtig bestehende Ordnung der Dinge umstürzen und die neue Skopzenära beginnen soll. Zur weitern Führung dieser Sache müßte ein Vertrauensmann aus der höchsten Regierungssphäre nach Morschansk entsendet werden. Skopzenprocesse ohne Abschluß sind genug dagewesen. Wie sprechen nicht dafür allein die Processe der Millionen besitzenden Moskauer Skopzen, die ruhig in Moskau fortleben?

Man hat sogar Spuren eines Zusammenhangs der Morschansker Skopzen mit einer polnischen Revolutionspartei, an deren Spitze ein gewisser Olscha (Czriechowski) in Konstantinopel steht, aufgefunden. Derselbe soll damit umgehen, unter den Skopzen einen Aufstand zu organisiren, und dabei besonders auf den Effect einer Inscenesetzung der Person Peter's III. rechnen. Zu diesem Zwecke sind, wie man sagt, neun Emissäre mit Aufrufen in die Gouvernements Moskau, Tambow, Kursk, Ssimbirsk und Woronesch entsendet worden, die unter der Leitung eines Alexander Krylowski stehen. (?)

Das Haus Plotizyn's in Morschansk bildet ein ganzes Quartier; es ist ein Labyrinth mit vielen geblendeten und vermauerten Fenstern. Die daselbst aufgefundenen neun Frauen mit verschnittenen Brüsten waren: die Morschansker Ehrenbürgerin Tatjana Jegorowa Plotizyn, eine Cousine Maxim Plotizyn's, die Bürgerinnen Jekaterina Stepanowa Glintschinkow, Akulina Jegorowa Popow, Irina Fedorowna Newjerow und Akulina Michailowna Seljapukin, und die Bäuerinnen Jekaterina Jakowlewa Glintschinkow, Maria Alexejewa Schepelew, Axinja Maximowa Setjapukin und Marfa Filippowa Popow. Morschansk ist das Jerusalem und das Dorf Ssosnowka das Mekka der Skopzen, die Heimath der berühmtesten Häresiarchen des Skopzenthums. Die Morschansker Skopzen Senlin, Popow, Ssergejew und Kunawin haben bereits die Aufmerksamkeit der Commission auf sich gezogen. Auch ist ein Proceß gegen den im Gefängniß in Kamyschin sitzenden Kaufmannssohn Grigorij Maximow Plotizyn angestrengt worden.

Natürlich setzen die Skopzen alle Mittel in Bewegung, um sich aus der Affaire zu ziehen. Von dem Petersburger Skopez, dem Kaufmann zweiter Gilde J. J. Tretjakow, fand man unter den confiscirten Papieren Briefe vor, in welchen er Maxim Plotizyn von der seinem Hause bevorstehenden Haussuchung Anzeige macht. Auch sollen Briefe aus Petersburg für einen in hoher dienstlicher Stellung befindlichen Herrn gefunden sein, der viele Skopzenangelegenheiten Plotizyn's in eifrigster Weise in Petersburg betrieb.

---

**Der Nordpol des Herrn Doctors Georg Rathgeber.**

Dem Himmel und dem Doctor Rathgeber ist man zu großem Danke verpflichtet. Der Nordpol, dieser mathematische Punkt, hat aufgehört ein Problem zu sein. Wir wissen nun ganz genau, wie es sich mit demselben verhält und wie es „dort oben“ aussieht. Es ist fernerhin nicht nöthig, daß kühne Seefahrer mit ihren Schiffen in das eisige Labyrinth hineinfahren und sich der Gefahr aussetzen, von Schollen und schwimmenden Bergen zerquetscht zu werden. Capitän Koldewey kann ruhig an der Ostküste Grönlands, falls er einen Weg durch die vorliegende Eisbarriere findet, nördlich vom 75. Grade Forschungen anstellen; Monsieur Lambert braucht seine kolossale Zirkelsäge nicht rotiren zu lassen, und Doctor Hayes braucht sich nicht durch den Kennedycanal hindurchzuquälen, um das „offene Polarmeer“ zu suchen, von welchem er phantasirt. Denn wir wissen ja schon gründlich und genau, was „dort oben“ zu sehen und zu finden wäre. Dr. G. Rathgeber sagt es in seinem Buche: „Ueber den Nordpol der Erde. Aus den Propyläen der Reformation der Wissenschaft des Hellenismus.“ Gotha 1868 bei C. F. Windeus.

„Mit Südlicht war Nordlicht vorhanden, als Gott den Asteroiden Erde noch nicht zum Planeten umgestaltet hatte. Beide haben fortbestanden während der vielen Jahrtausende, in welchen die Erde Planet ist. Nordlicht entsteht durch die allererst durch mich zur Sprache gebrachte Ausathmung des Nordpoles, Südlicht durch die Ausathmung des Südpoles.“

Darüber wären nun die Physiker ein- für allemal ins Klare gebracht, denn „Gott hat, als er den Asteroiden schuf, über beiden Polen Schlünde für Ausathmung gebildet. Am Nordpole wird oberhalb des von mir beschriebenen festen Poles, der nicht zu Tage ist, eine Oeffnung sein, welche niederwärts zu einem der Stoicheien, genauer zu dem die langen Seiten der Achse ringsum unmittelbar umgebenden Stoicheion führt. Wie ein lebendes Wesen ausathmet, athmet die Erde heiße Luft ihres Innern aus und zwar so, daß Nordpol ausathmet, wenn Südpol pausiret und umgekehrt. Ausathmung des wässerigen Stoicheion ist Fluth.“

Es würde auf eine Sünde und Ketzerei hinauslaufen, wenn man fernerhin noch an einem offenen Polarmeere zweifeln wollte, denn:

„Da um den Nordpol herum Meer und um den Südpol herum Meer ist, mag durch die Ausathmung des luftigen Stoicheion von Anbeginn bewirkt worden sein, daß dortiges Meer erwärmt nicht zufror und daß erst da, wo die Nachwirkung ein Ende hatte, Eis sich bildete. Den zwei Stellen der Ausathmung des luftigen Stoicheion entsprechen die insonderheit für den nachmaligen Planeten Erde fern vom Südpol und Nordpol in Stand gesetzten zwei in Tiefe des Großen oder Stillen Oceans und in Tiefe des Atlantischen Oceans verborgenen und bisher von Schiffenden völlig unbemerkt gebliebenen Stellen für Ausathmung des wässerigen Stoicheion. Die zwei Schlünde werden wohl da sein, wo das Meer am tiefsten ist. — Für völlig unrichtig halte ich eine jüngst ausgesprochene Behauptung, daß Fluth und Ebbe in dem Polarmeere selber entstehe. Sie erstreckt sich vielmehr aus den zwischen den Polen befindlichen Meeren zu dem einen und dem andern Pol und endiget daselbst.“

Also auch darüber wären wir nun völlig im Klaren. Wir erfahren aber noch viel mehr.

„Luftiges Stoicheion hat im Innern der Erde unmittelbar neben der Achse seine Lagerungsstätte, wässeriges Stoicheion dagegen steht außer der Berührung mit der Achse. Des Schlundes des Südpoles Umwallung und des Schlundes des Nordpoles Umwallung war seit Anbeginn von nicht frierendem Meere, das nicht frierende Meer von eisigen Anhäufungen der angrenzenden Landzone des Asteroiden umlagert.“

Herr Dr. Rathgeber weiß, „wie Gott die Achse des Asteroiden, nachmaligen Planeten Erde, eingerichtet hat.“ Man könne sich, so meint er, zu der Annahme entschließen, Gott habe diese Achse aus Magneteisenstein gemacht, „den er jüngst selbst angeordnet hatte, als er zu allerletzt oder am spätesten Metalle entstehen ließ.“ Solchen Ausweg will jedoch Herr Dr. Rathgeber nicht einschlagen.

„Für Zufall halte ich, daß aus Eisen und Sauerstoff, ferner aus Eisen und Schwefelkies bestehendes Metall, welches ich irdisches nennen will, die Eigenschaften des kosmischen besitzt, erkenne jedoch an, daß, wenn kein irdischer Magneteisenstein vorhanden wäre, ich selbst nicht einmal zu einer Ahnung, geschweige dunkeln Vorstellung des kosmischen Materials gelangt wäre. Soll nicht unbekannt bleiben, woher Gott das Material zur Erdachse bezogen habe, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, er habe, als er die Erdachse schaffen wollte, vorher das Material selbst geschaffen. Nach allen diesen Erörterungen dürfte Niemand es mißbilligen, wenn ich so zu sagen ein prototypisches Material, vorher aufgelagert in der Milchstraße, annahm und lediglich als Ersatzmittel für fehlende Kunde des prototypischen Materiales wie ein Abbild desselben oder als Illustration den jetzigen Magneteisenstein handhabe.“

„Als Gott einst die Zonen des Asteroiden Erde einrichtete, hatte er im Süden angefangen, im Norden aufgehört. Auch des Asteroiden Erde totale Umgestaltung unternahm Gott vom Süden aus. Er hörte im Norden auf. Gott ließ in Umwaltung des Wasserbeckens, von welchem Südpol umgeben ist, den vorher nicht vorhandenen Erebus bis zur Höhe von 12,367 Fuß aufsteigen, nicht wegen des Südpoles, höchstens zum Behufe des Durchreißens der fern von ihm anhebenden Umwaltung; auch nicht ausschließlich wegen des südlichen Eismeeres, sondern gewissermaßen als einen Anfang der totalen Umgestaltung des Asteroiden Erde.“

„Nachdem Gott nicht bloß eine, sondern, wie ich annehme, mindestens drei Durchbrüche bisherigen Eiswalles der dem Südpole benachbarten Gegend bewerkstelliget hatte, ließ er den Eiswall selbst, welcher das nicht zugefrorene Meer umgab, als unanwendbar oder als untauglich für den projectirten Satelliten Mond auf der Erde zurück. Durch die Abreißung ungemein großer Bestandtheile der Landstreifen des Asteroiden Erde, aus denen Satellit Mond gebildet worden ist, entstanden damals: Indischer Ocean, Atlantischer Ocean und Stiller oder Großer Ocean.“

Darüber wären wir also nun auch gründlich unterrichtet worden; Herr Rathgeber löst aber sofort noch ein anderes Räthsel, — denn er weiß Alles.

„Wegen enormer Anhäufung der Cadaver urweltlicher Thiere hat die nördliche Küste Asiens den Namen Mammuthsküste erhalten. Jene Thiere müssen (sic!) damals ihren Tod gefunden haben, als Gott den größten Theil des Asteroiden Erde aus Land zu Wasser machte. Der damals entstandene Große Ocean trieb ihre Cadaver da, wo Behringsstraße ist, in das Eismeer hinein. Abermals wurden die Cadaver, im Eismeere angelangt, südwärts an die nördliche Küste Asiens gedrängt.“

Ein vorwitziger Mensch könnte fragen, weshalb denn nicht die Mammuthe mit den Erdstrichen, auf welchen sie lebten und aus welchen der Mond fabricirt wurde, in diesen letztern mit genommen wurden, sondern weshalb der Gott des Dr. Rathgeber ein so unbarmherziger Planetenfabrikant war, daß er diese unschuldigen Thiere elendiglich ersaufen ließ?

Doch wir wenden uns zu den Offenbarungen, welche wir durch Dr. Rathgeber über den Nordpol erhalten. Der biedere Mann giebt eine „gedrängte Angabe der Einrichtung, welche Gott, bevor er der Erde den Satelliten Mond gab, der ihren Nordpol bildenden Stelle ertheilt hat“. Wir erfahren von dem Autor, der mit seinem Gott offenbar auf ganz speciellem Fuße steht, „daß an der Stelle des Nordpoles die Oeffnung sich befindet, aus welcher in zeitlichen Zwischenpausen emporgestiegene Luft des Innern der Erde hervordringt. Kurgäste in Karlsbad machen sich die Unterhaltung, im Wasser des dor-

tigen Sprudels Eier zu sieden. Aus dem Schlunde des Nordpoles emporströmende Luft hat um Vieles größere Hitze als jenes Wasser. Die Hitze verbreitet sich in die wässerige Umgebung, so daß natürlich nächste Umgebung ihrer im höhern Grade theilhaftig wird als entferntere. Im Wasser der allernächsten Umgebung kann kein Thier verweilen."

„Rings um die Oeffnung Wall!"

„Des Schlundes felsige Umwallung hat keinen andern Zweck, als Hinabfließen des Meerwassers in die Vertiefung unmöglich zu machen."

In Betreff der Umwallung hat Herr Rathgeber „zweifelnd zwei Vorstellungen." Er weiß nicht, ob sie äußerlich ziemlich kreisrund ist, denn ein Grund, sie genau kreisrund zu machen, habe für Gott nicht vorgelegen, oder ob sie dreiseitig ausgefallen sei!

Wenn man die enorme Größe des Erdkörpers erwäge, welchem Gott den Nordpol gab, dann liege am Tage, daß die Umwallung sich ausbreite. „Einen Umfang von ungefähr 49,500 Schritt halte ich nicht für unangemessen. — Enorme Höhe der Umwallung könnte ich nur für zweckwidrig oder unweise ausgeben. Daher äußere ich, daß sie zwar der Thiere und Menschen größte Höhe übersteige, jedoch auch nicht ohne Zweck und Nutzen übertrieben sei."

Nichts liegt Herrn Rathgeber, wie er selber sagt, mehr am Herzen, als „wissenschaftliche Angabe des von Gott für die Umwallung angewendeten Gesteins. Weder Kalksinter noch Gestein, wie es zu Karlsbad als Röhre den aufsteigenden Sprudel so zu sagen umröhret, kann dem Schöpfer für innere und äußere Seite anwendbar erschienen sein. Granit wird von mir für völlig untauglich erklärt, ebenso Porphyr und das Gestein, welches ich in noch ungedruckter Schrift über Thüringisches Waldgebirge drittes zu nennen pflege. Gott hat eins der Gesteine gewählt, welche da waren, bevor er den Granit entstehen ließ." Herr Rathgeber wünscht, daß man vom Nordpol ihm nicht etwa Eisbären mitbringe, „denn die sind mir hinreichend bekannt, und ein ausgestopfter von enormer Größe steht sogar vor meinen Augen," — nein, „ein derber Felsblock des Nordpolumwallungsgestein" wäre ihm das Werthvollste. Er besorgt nicht, daß die schwedische Nordpolexpedition seitwärts an der Stelle vorüberschiffe, um welche es sich handelt.

Weiter. „Rings um die Umwallung, zwischen ihr und dem Anfange der umzingelnden eisigen Landzone breitet das etwa 1½ Millionen englische Quadratmeilen große ungefrorene und niemals (ge)frierende Meer sich aus, bewohnt von bejahrten und — erst heranwachsenden Walfischen und von anderen Thieren, überdies überflogen von nicht zu zählenden Vögeln. Wenn diese ermüdet sind, setzen sie ausruhend sich auf die Umwallung nieder, jedoch begreiflicherweise lediglich in denjenigen Zwischenzeiten, während welcher die verscheuchende, ja Tod bringende Ausströmung der Luft aus dem Innern der Erde nicht hier am Nordpole, sondern am Südpole stattfindet." Kluge Vögel das!

Wer an die felsige Umwallung des Nordpolschlundes gelangt, der kann dieselbe wohl übersteigen, aber nicht ganz leicht, deshalb räth Herr Rathgeber, daß man sich dabei langer Leitern bediene. Freilich riskirt man, daß die aus dem Schlunde emporsteigende Luft ihrer Beschaffenheit halber für Menschen unzuträglich ist. In die Höhe kann sie nicht gelangen, weil sie von der „irdischen Atmosphäre" niedergedrückt wird, deshalb verbreitet sie sich um die Oeffnung horizontal und vereinigt sich allmälig mit der sie umgebenden gewöhnlichen Luft.

Zu solchen Resultaten ist Herr Rathgeber „nach unbeschreiblich ausgedehnten Untersuchungen" gekommen. Er hat sein wunderliches Werk den „Manen Alexander's von Humboldt" gewidmet und er meint es verzweifelt ernst mit seinen Abspurigkeiten; es ist Methode darin. Die 184 Seiten des Buches sind ein Abschnitt aus einem großen Werke: „Propylaien zur Reformation der Wissenschaft des Hellenischen", welches mit Erschaffung der Sonne beginnt. Herr Rathgeber hat eine ganz stupende Belesenheit in allerlei Fächern, offenbar auch tüchtige philologische Kenntnisse, und in den Anmerkungen zu seinem Texte, aus welchen wir im Vorstehenden Proben mitgetheilt haben, ist manche werthvolle Notiz zu finden. Freilich kommt er, wie das bei Leuten, welche sich einmal unrettbar verrannt haben, gewöhnlich ist, aus dem Hundertsten ins Tausendste; da, wo er die Moose bespricht, welche am Gestein seiner Nordpolumwallung möglicherweise wachsen könnten, giebt er eine lange Reihe von Büchertiteln, in welchen man die Moose wissenschaftlich behandelt finden kann, und seine Citate sind pedantisch genau. Er giebt eine „unvermeidliche Nachricht über den Magnet" und hat alle möglichen Notizen auch über die Magnetnadel zusammengetragen; auch giebt er die Ausdrücke, mit welchen dieselbe bei den verschiedenen Völkern bezeichnet wird. Einen Ausdruck hat er indeß übersehen; im Mittelalter bezeichneten unsere deutschen Seefahrer den Magnet als den Segelstein.

Von Seite 68 bis 132 giebt er eine vollständige Uebersicht der Expeditionen nach dem hohen Norden, und diese ist, nebst dem Abschnitt über die Magnetnadel, das einzig brauchbare an dem Buche; das Uebrige läuft auf seltsame Phantasterei hinaus, und man hat sehr gemischte Gefühle und Eindrücke, wenn man dasselbe liest. Manchmal überwiegt die Heiterkeit, manchmal aber wird man auch vom Mitleid übermannt, gegenüber der kolossalen und methodischen Abspurigkeit eines mit gelehrtem Wissen übervoll gepfropften Kopfes.

---

**Die Menschen vor der Gletscherperiode oder geologische Chronologie.** Darüber hat sich ein Irländer, J. Scott Moore, eingehend verbreitet und, wie das nun einmal bei den Leuten jenseits des Canals Brauch ist, die alten jüdischen Bücher herangezogen. Er beweist, daß ein Dreieck rund oder viereckig sei, indem er „zu seiner eigenen Genugthuung" herausbringt, daß „die geologischen Thatsachen der mosaischen Offenbarung (sic!), und astronomische Berechnungen mit einander übereinzustimmen scheinen und sehr gut mit einander zusammenpassen." Moore nimmt, gleich Hugh Miller, an, daß die mosaischen Phantasien über eine Schöpfung eine Reihe von Visionen sei, ein Diorama, vor dessen sich verschiebenden Gemälden der Vorhang sechsmal nach einander gefallen und wieder aufgezogen worden sei. In jedem mosaischen Tage findet er einen Zeitcyclus, und ihm zufolge entspricht das mosaische Hexahemeron den sechs geologischen Hauptperioden, die mit der azoischen Periode beginnen und mit der Tertiärzeit endigen. Der fünfte Tag findet seinen Abschluß mit der Kreideperiode; die Eocenperiode beginnt mit dem sechsten Tage, der eine Zeit von über eine Million Jahre einnimmt. Die letzte große Eiszeit wird in die nachpliocene Periode verlegt und füllt zwischen 50,000 und 320,000 Jahre rückwärts von unserer Zeit. Vor 750,000 Jahren fand dann wieder eine „extreme Excentricität" statt, und eine andere, die noch viel beträchtlicher war, 850,000 Jahre früher. Die postpliocene Eiszeit umfaßt 400,000 Jahre, und in derselben hat die Gletscherepoche 250,000 Jahre gedauert. Moore weiß überhaupt Alles genau, bis auf ein Haar genau; es ist beinahe, als ob er in Person alle geologischen Epochen durchgemacht habe, etwa so, wie der Professor Häckel in Jena ganz genau zu sagen weiß, wie alle „Transmutation" aus der Zelle gekommen ist, und das durch Stammbäume veranschaulicht. Es ist erstaunlich, was die Leute Alles über das zu sagen verstehen, wovon — sie nichts wissen können. Herr Moore weiß, daß die untere Miocenzeit vor nun gerade 1,000,000 Jahren begann, die obere Miocenperiode vor 850,000. Die letztere dauerte mit der Pliocenperiode etwa 675,000 Jahre und die Pliocenzeit mit der Postpliocenperiode 350,000, die postpliocene Eiszeit kam allmälig vor nun 350,000 Jahren und dauerte 270,000 oder vielleicht auch 280,000 Jahre. Die neueste geologische Epoche hat vor 50,000 Jahren begonnen, und die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben, begann, genau bestimmt, vor nun 6001 Jahren, als — Adam geschaffen wurde. Also der alte Adam! Stupend und stupid.

Der Mensch vor der Eiszeit, der präglaciale, wird „genau bestimmt durch — Conjectur! Er ist vor mehr als 350,000 Jahren auf Erden erschienen. Wäre der Mensch nur

postglacial, dann dürften wir ihn nur vor etwa 70,000 oder 80,000 Jahren auftreten lassen." Herr Moore ist naiv genug zu sagen, daß er nicht nur an den wahrhaftigen Moses, sondern auch an den geschaffenen Adam glaube, daneben aber auch an das, was der Geolog Lyell gesagt habe. Darauf sucht er sich nun einen Vers zu machen, und wir sehen, was dabei herauskommt, wenn einer solch einen mosaischen Sparren im Kopfe hat.

## Die deutsche Sprache in Pennsylvanien.

Deutsche Ansiedler beackerten schon den Boden am Delaware, bevor noch Wilhelm Penn ins Land kam; und Deutsche sind es vorzugsweise, durch welche jene Colonie zur Blüthe gelangte. Noch im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts war es nahe daran, daß das Deutsche zur amtlichen Sprache erhoben werden sollte. Die Anglo- und Irisch-Amerikaner verhalten sich indeß ablehnend gegen jede andere Sprache als die ihrige, und die überwiegende Mehrzahl ist viel zu geistesträg, um eine Sprache zu erlernen, die von mehr als acht Millionen ihrer Mitbürger gesprochen wird. Selbst in solchen Staaten, in welchen die deutsche Bevölkerung der andersredenden gleichsteht, wollen sie die deutsche Sprache aus den Freischulen ausschließen. In Indiana wird aber jetzt dahin gewirkt, daß sie in denselben als Lehrgegenstand aufgenommen werde, und in Pennsylvanien macht man gegenwärtig Anstrengungen zu demselben Zwecke.

Nicht ohne lebhaftes Interesse lasen wir den Bericht über eine Versammlung, welche in Allentown von Seiten der Mitglieder des „Vereins der deutschen Presse Pennsylvaniens" in der Mitte des Februars abgehalten wurde. Man beschloß, von der Legislatur des Staates zu verlangen, „daß in allen Schulunterdistricten, in welchen sich die Mehrzahl der Steuerzahler dafür erkläre, deutsch-englische Schulen gegründet oder mindestens doch deutsche Unterrichtsstunden in allen öffentlichen Schulen gegeben werden, und endlich, daß überall dort eine deutsche Classe errichtet werden solle, wo sich 50 Kinder dafür erklären, daß sie Deutsch lernen wollen."

Deutsch-englische Schulen wurden als eine Nothwendigkeit bezeichnet für eine große Anzahl von Counties, in welchen die Bevölkerung bloß deutsch redet; man müsse die deutsche Schriftsprache namentlich auch dort pflegen, wo der bekannte deutsch-pennsylvanische Dialekt vorherrscht. Dieser letztere wurde als eine besondere Volksmundart für nicht unberechtigt erklärt, denn er sei der pfälzisch-oberrheinische, welchem sich dann auch Mundartliches aus Bayern, Franken und vom Mittelrhein beigemischt hat. Die Einmengung englischer Wörter sei nicht ganz so arg, wie man oft, des Scherzes wegen, drucken lasse. Es gebe ganze Gegenden, wo gar keine englischen Wörter eingemischt werden und wo das Volk so rede, wie in Schwaben oder in der Pfalz. Aber es sei die Pflicht der höher gebildeten Deutschen und namentlich der Presse, diesen Landsleuten die hochdeutsche Sprache und ihre Leistungen in Dichtkunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Die englischen Wörter, die sich eingeschlichen haben, müsse man ausmerzen, namentlich in deutsch-pennsylvanisch geschriebenen Artikeln. Uebrigens finde im Staat unter dem deutschen Landvolk eine erfreuliche Bewegung statt für Förderung des Unterrichts im Deutschen, für deutsche Schulen, Anstellung deutscher Lehrer, Halten deutscher Zeitungen und Anschaffung von Büchern. Diese Bewegung soll im Gange erhalten und gesteigert werden.

Am Abend feierte der Goethe-Verein zu Allentown sein erstes Jahresfest im Mühlenberg-Collegium; dieses letztere ist aus dem frühern Keßlerschen Seminar entstanden; Hauptzweck ist Vorbildung von Predigern und Lehrern; Unterrichtsgegenstände sind alte Sprachen, Englisch und Deutsch. Die Schüler haben zum Behuf weiterer Ausbildung den Goethe-Verein gebildet, und an jenem Abend hielten zehn junge Männer deutsche Vorträge. Pastor Brobst von Allentown hob in seiner Eröffnungsrede hervor, daß das Studium des Deutschen bei allem deutsch-pennsylvanischen Volke offenbar einen neuen, frischen Aufschwung nehme. Alle jene jungen Männer stammen aus altansässigen Familien, die sich nicht haben verpankeen lassen; so z. B. führte Student Brobst (Sohn des Predigers) in einer Skizze über die deutsche Einwanderung an, daß sein Urahn, von welchem er in der siebenten Generation abstamme, 1689, also zur Zeit Penn's, ins Land gekommen sei. Und solcher deutschen Familien giebt es viele und sie beschämen manchen unreifen Neuling, der, kaum eingewandert (— manche Kaufmannsdiener leisten Starkes darin —) sich vom deutschen Wesen und deutscher Sprache abwende und durch Radebrechen des Yankee-Englisch glaubt, einen Amerikaner vorstellen zu können. Solche Zwitterlinge kann man nicht achten. Die deutschen Familien, welche schon vor 200 Jahren einwanderten, sind gewiß echte eingeborene Amerikaner, und doch sind sie deutsch gewesen bis auf diesen Tag und wollen es auch für alle Zukunft bleiben.

Dr. Kellner von Philadelphia sprach im Namen des Preßvereins. Der deutsch-pennsylvanische Stamm bedürfe der weitern Civilisation vermittelst des Hochdeutschen, und die deutsche Pädagogik müsse ihre Wirksamkeit ausdehnen nach der Methode, die im alten Vaterlande befolgt werde. Man müsse namentlich auch das Studium des classischen Alterthums pflegen; „aus ihm schöpfte Goethe, der zu den Füßen der griechischen Götter saß, den Adel, die Plastik und die Lieblichkeit, welche unsere deutsche Sprache, neben der gewaltigen Kraft der Luther'schen Bibelübersetzung, zur Sprache der Sprachen, zur classischen Sprache der neuern Zeit macht."

## Ethnographische Studien in Ostindien.

Dieses Land bietet in ethnographischer Hinsicht eine Musterkarte buntester Art, und durch den eifrigen Fleiß vieler Beobachter sind wir nach und nach mit den Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten vieler Völkerschaften und Stämme bekannt geworden. Aber noch immer sind viele Lücken vorhanden, und der Forschung bleibt noch ein weites Feld offen. Zur Förderung der ethnographischen Studien wurde vor drei Jahren in der asiatischen Gesellschaft von Bengalen zu Calcutta der Vorschlag gemacht, in dieser Stadt einen Congreß aller Völker aus der alten Welt dorthin zu berufen; auf demselben sollte jede Gruppe, die sich als Stamm fühle, durch lebendige Exemplare vertreten werden. Für jetzt ist an die Ausführung nicht zu denken, und es sind noch viele Vorstudien erforderlich, bevor an die Verwirklichung dieses großartigen Planes gedacht werden kann. Wir ersehen aber aus einer Mittheilung des Herrn Emil Schlagintweit in der „Allgemeinen Zeitung", daß die oben genannte Gesellschaft einen „Congreß der Racen Indiens" veranstalten wird. Das Land zählt 193,000,000 Bewohner; diese zerfallen bekanntlich in eine sehr große Menge verschiedener Stämme mit weit von einander abweichenden Sprachen. Man nimmt die Zahl der Volkssprachen auf 21 an mit 3 verschiedenen Schriftsystemen. Die Sprachen mancher Urstämme sind noch sehr unvollkommen untersucht worden. Die Urbewohner, die Aboriginer, von der erobernden auf einer höhern Stufe der Bildung stehenden Menge zurückgestoßen und in die hügeligen Gebirgslandschaften gedrängt, welche die fruchtbaren Niederungen umsäumen, haben hier, sich selbst überlassen, in der steten Beschäftigung mit der Jagd und bei dem Mangel eines seßhaften Lebens, den Zustand eines ganz ursprünglichen Volks bewahrt und, was für ethnographische Forschung besonders werthvoll ist, ihre Race rein erhalten. Dazu kommt, daß das englische Reich in Indien auch die Himalaya-Landschaften umfaßt, selbst tibetische Länder, sowie Theile der indo-chinesischen Halbinsel (Hinterindien) unmittelbar beherrscht, und durch diese auf die noch von selbständigen Herrschern regierten Reiche dieser Landschaften einen wichtigen Einfluß ausübt. Die Bewohner dieser Länder sind in Race und Sprache völlig verschieden von den Bewohnern Indiens; nur mit den Aboriginern ist eine Verwandtschaft gesucht worden, die sprachlichen Berührungen konnten jedoch nicht als genügender Nachweis der Zusammengehörigkeit angenommen werden, da das Aeußere so große Verschiedenheiten zeigt. Es wird neuerdings eine Verbindung der Aboriginer mit den Malayen, sohin mit der Bevölkerung der Halbinsel, von Osten aus ge-

sucht. Es giebt kein anderes Land der Erde, wo so viele schon äußerlich sich unterscheidende und dabei unter sich so verschiedene Racen und Völker auf einen im Verhältniß zur ganzen Erde kleinen Raum zusammengedrängt sind; neben den Eingeborenen fehlt es auch nicht an Europäern aus allen Ländern. Es ist sehr wichtig für die Förderung dieser Studien, daß die Regierung und die gelehrten Gesellschaften in Indien sich für dieselben so eifrig zeigen; die neuesten Jahrgänge der asiatischen Gesellschaft von Bengalen sind voll der belehrendsten Detailberichte. Justice Campbell hat eine vorzügliche Uebersicht der Bewohner des nördlichen Indiens gegeben (152 Seiten als Beilage zu der Zeitschrift); Reverend Long in Calcutta hat mit großem Fleiße „500 Fragen über die socialen Zustände der Eingebornen Indiens" zusammengestellt, welche Aeußeres, Geschichte und Lebensweise umfassen, und Jedem eine vorzügliche Anleitung gewähren, um das Wichtige zu erkundigen. Die Regierung ging bereitwillig auf den Antrag der Gesellschaft ein, die Localbeamten zu Berichten über die Bewohner ihrer Bezirke zu beauftragen; bereits sind 52 solcher Detailberichte eingelaufen, welche, in Verbindung mit den Mittheilungen, die in den gewöhnlichen Verwaltungsberichten, den „Annual Reports", enthalten sind, ein überaus dankbares Material bieten.

Es ist mit Recht verlangt worden, daß der Congreß der Völkerschaften Indiens erst berufen werden solle, wenn die noch lückenhaften Nachrichten über einzelne Stämme, über Gestaltung des Kastenwesens, über die agrarischen Verhältnisse und Anderes ergänzt sind. Der Zeitpunkt, in welchem dieser Congreß zur Ausführung kommt, ist noch nicht bestimmt.

**Die Wiedereinführung der Todesstrafe im Staate Illinois** ist von der Legislatur mit sehr starker Mehrheit beschlossen worden. Während der Erörterung wurden haarsträubende Beispiele in Hülle und Fülle über die grauenhafte Verwilderung und Bestialität angeführt, welche vorzugsweise in den Staaten grassiren, „in welchen eine pseudophilanthropische Gesetzgebung jedem Halunken und Mörder eine Prämie auf Kosten der rechtschaffenen Leute giebt." Es sei so, wie es geworden sei, nicht länger auszuhalten: Räuber und Mörder von Handwerk hätten kein Recht zum Dasein; sie seien die gefährlichste Pest für die Gesellschaft, welche eine heilige Ehrenpflicht habe, sich unverbesserlicher Banditen und Schurken zu entledigen. Seit Aufhebung der Todesstrafe auch für das verruchteste Gesindel sei kein Mensch mehr sicher und die Mißachtung der Gesetze an der Tagesordnung. Gegenüber einer „verrückt und toll gewordenen falschen Menschenfreundlichkeit, welche es darauf absehe, die Halunken (rascals) zu verhätscheln, und ihnen die rechtschaffenen Leute preiszugeben," reagire ein gesundes Volksbewußtsein, das sich durch keine schönklingende Floskeln irre machen lasse; sie thue das aber, weil kein anderer Ausweg bleibe, in illegaler Weise. Ein mehrmals des Raubmordes überwiesener Verbrecher sei allemal eingesperrt worden, allemal ausgebrochen und habe wieder gemordet. Solchen Verbrechern gegenüber tritt dann das Lynchgericht ein, und es vergeht keine Woche, manchmal im Monate kein Tag, ohne daß von vermummten Bürgern die Galgenvögel aus „der Jail", d. h. dem Gefängnisse, bei Nacht und Nebel herausgeholt und am ersten besten Baum aufgehängt werden. Man kennt die Lyncher, und allgemein wird gebilligt, daß sie die Gesellschaft von Verbrechern befreit haben. Keine Jury würde ein Schuldig über sie aussprechen. —

In mehreren südamerikanischen Staaten, wo gleichfalls Räuber und Mörder durch Abschaffung der Todesstrafe einer für sie sehr werthvollen Prämie durch die Güte und Fürsorge der humanitätsbeflissenen Gesetzgeber sich erfreuen, werden sie eventuell nicht gelyncht, — denn das Lynchen ist speciell eine Yankeeinstitution, — sondern man verfährt mit ihnen noch kürzer und äußerst praktisch, z. B. in Peru und Mexico, diesen Paradiesen der Mörder und Räuber. Energische Präsidenten oder Gouverneure haben den Gendarmen Befehl gegeben, jeden, der auf frischer That ertappt wird, niederzuschießen; man nimmt an, daß er sich widersetzt habe. Das ist gleichfalls ein rohes Verfahren, aber auch dieses findet Beifall, weil kein anderes die Gesellschaft von ihren ärgsten Feinden befreiet. Peru ist im Laufe des Jahres 1868 auf solche Weise von nahezu vierhundert professionellen Banditen befreiet worden; sie alle waren früher eingesperrt, dann durch Bestechung oder Beihülfe ihrer Spießgesellen wieder frei geworden und hatten ihr böses Treiben von vorn angefangen.

Aus Troy im Staate Neuyork wird unterm 22. Februar Folgendes berichtet: — „Gestern Abend wurde ein junger Mann, der auf dem Hudson über das Eis ging, von einer Rowdybande angefallen und muthwillig ermordet. Sie mißhandelten ihn erst mit Steinwürfen und Knütteln und schlugen ihm dann die Hirnschale ein. Er verschied nach etwa einer Stunde. Drei von den Mördern, Thomas Nugent, Michael Mickle und William Robertson, halbwüchsige Jungen, sind in Haft; dem Hauptmörder, Robert Pickel, ist die Polizei auf der Spur. Der Ermordete war Arbeiter in einer Eisenfabrik." Dergleichen Fälle kommen nicht etwa selten vor; wir könnten aus den nordamerikanischen Zeitungen ganze Bogen mit Berichten über dergleichen Abscheulichkeiten füllen.

Man schreibt aus St. Louis vom 20. Februar: „Der radicale Gouverneur des Staates Missouri, Mac Clurg, entließ in voriger Woche nicht weniger als 34 Mörder, Räuber, Falschmünzer, als begnadigt, aus dem Zuchthause." — Ferner: „Nicht weit von Raleigh Springs in Tennessee drang am Freitag Abend eine Mörderbande in das Haus des Colonel Thomas Dickens, griff ihn und seine Gesellschaft mit Pistolenschüssen und Messerstichen an, ermordete dann einen Herrn Wilson und eine farbige Dienerin, schoß nachher Herrn Dickens und Herrn Armstrong nieder, plünderte das ganze Haus und zog dann ab." Und so weiter in infinitum.

* * *

— Im Staate Massachusetts kommt, nach amtlichen Angaben, ein Almosenempfänger auf je 22 Seelen. Es ist der „reichste" Staat in der Union, der verhältnißmäßig die meisten Millionäre zählt.

— In der „Wiege der republikanischen Freiheit", in dem Erzyankeestaate Massachusetts, hat sich im Februar 1869 Folgendes begeben. Ein Prediger, Namens Stark, ist Senator in der gesetzgebenden Versammlung und sprach als solcher gegen einen Vorschlag, welcher die bisherigen Maßregeln zur Erzwingung der „Temperanz" noch verschärfen will. Dafür ist er von den Puritanern seiner Gemeinde bitter verfolgt worden, andere puritanische Pastoren haben ihm auch das Leben gründlich sauer gemacht, und Stark mußte seine Pfarrstelle, welche er seit länger als dreißig Jahren bekleidet hat, aufgeben. „Weshalb vertrat er auch die Sache des gesunden Menschenverstandes gegenüber dem Fanatismus?"

— In Florida ist die Korkeiche mit Erfolg angepflanzt worden. Sie gedeiht dort vortrefflich. Der Samen wurde aus Portugal geholt.

— Die Californier sind stolz auf ihre rasch anwachsende Seidenzucht. Auf dem Capitolium in San Sacramento wehet eine mächtige Flagge von Seide; „einheimisches Erzeugniß". — Wir wollen bemerken, daß auf der Industrieausstellung zu Bermuda (— denn auch „die stürmischen Bermudas" haben eine solche —) ein gelbseidenes Taschentuch aus Spinngewebe allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat.

— An Austern ist in Virginien kein Mangel; nähere Untersuchungen haben ergeben, daß diese Schalthiere einen unterseeischen Flächenraum von etwa 640,000 Acres einnehmen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Die Neucaledonier.

Von Professor Dr. Karl Meinicke.

I.

Die Franzosen und die Eingeborenen. — Ein Pilupilufest der schwarzen Leute. — Ein Kampf unter den Neucaledoniern. — Kannibalismus. — Wie es unter sogenannten Naturvölkern zugeht. — Menschenfressen in Verbindung mit religiösen Anschauungen. — Expeditionen der Franzosen nach der Nordwestküste. — Bauart der Dörfer. — Der Palast eines Häuptlings. — Die bevorstehende Ausrottung.

Die Insel Neucaledonien ist von James Cook im September 1774 entdeckt, von dem französischen Admiral Febvrier Despointes im September 1853 für die französische Regierung in Besitz genommen und dadurch eine französische „Colonie" geworden. Die Eingeborenen hat man dabei nicht gefragt; erst später ist ein Theil der kleinen, getrennt und vereinzelt lebenden Stämme derselben nach und nach genöthigt worden, die französische Oberhoheit anzuerkennen. So findet sich jetzt in diesem Lande die verfeinerte Bildung der Franzosen und die abschreckende Rohheit wilder Kannibalen unvermittelt neben einander, ein Gegensatz, wie er in dieser Schärfe selten hervortritt, da, man muß es gestehen, die rohen Eingeborenen von ihren europäischen Gebietern bis jetzt noch überaus wenig angenommen haben.

Die Franzosen haben sich hauptsächlich an zwei Punkten der Küsten niedergelassen. Der eine ist die an der Ostküste an dem schönen Hafen Kanala angelegte Stadt Napoleonville, der andere, die Hauptstadt der Colonie, an der Südwestküste, hat ihren ursprünglichen Namen Port de France neuerdings gegen den einheimischen Numea vertauscht, um die Verwechselung mit dem ähnlich lautenden Namen der Stadt Fort de France in Martinique zu vermeiden. Außerdem besitzen sie noch hier und da an den Küsten einzelne militärische Posten, angelegt, um die Ureinwohner in Ruhe zu erhalten und die Stämme der französischen Herrschaft immer mehr zu unterwerfen. Freilich ist die Erwartung, daß diese Posten sich zu Niederlassungen erweitern sollten, welche als Mittelpunkte für die Verbreitung höherer Bildung unter den rohen Eingeborenen dienten, bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen. Wie die Verhältnisse gegenwärtig sind, das lernt man am besten aus den Berichten des französischen Ingenieurs Garnier kennen, der 1864 den größten Theil der Insel besucht und geschildert hat.

Einer dieser Posten ist Wagap an der Ostküste im Norden von Napoleonville, wo Garnier den Arzt Vieillard traf, den besten Kenner der neucaledonischen Flora, dem wir so schätzenswerthe Mittheilungen über das Land und seine Bevölkerung verdanken. Halbwegs zwischen Wagap und Napoleonville liegen die Besitzungen des Stammes Windu, der die französische Herrschaft anerkannt hat und deshalb in seinen Händeln mit dem benachbarten Stamm Poneriwen, der sich den Franzosen noch nicht unterworfen und beständig ihnen feindselig gezeigt hat, Hülfe von den Europäern erhält. Diese Verhältnisse waren der Grund, weshalb der Häuptling der Windu die Franzosen von Wagap im Juni 1864 zu der Feier des Festes Pilupilu einlud, obschon die Eingeborenen sonst bei diesen Festen die Gegenwart der Europäer und besonders der französischen Soldaten nicht gern sehen. Diese Pilupilu sind eine Art Erntefest, bei dem die Erstlingsfrüchte der Ernte der Yamswurzeln, welche die Hauptcultur der Neucaledonier bilden, den Göttern dargebracht werden. Garnier beschloß, die seltene Gelegenheit, einem solchen Feste beizuwohnen, zu benutzen und begab sich daher mit den Männern des um Wagap lebenden Stammes Tiwaka, die auch eingeladen waren, doch nicht ohne den Schutz von zehn französischen Soldaten, nach Windu. Der Häuptling nahm ihn freundlich auf, wies ihm eine Hütte an und zeigte ihm die Vorsichtsmaßregeln, welche getroffen waren, um einem Angriffe zu begegnen, den man während des Festes von den Poneriwen erwartete. Vor dem Hause des Häuptlings sah Garnier vier hohe Stangen, auf denen Schädel erschlagener Feinde steckten und von deren Leichen höchstens noch halbverbrannte und abgenagte Knochen zu finden gewesen wären.

Am folgenden Tage fand das Fest auf einer weiten Ebene statt, in deren höherm Theile die Häuptlinge des Stammes und die geladenen Gäste saßen, während das Volk den tiefern Theil einnahm. Hier waren zugleich zahlreiche Yamswurzeln zu einem großen Haufen aufgestapelt; einige dreißig Jünglinge nahmen jeder eine Last davon auf und trugen sie laufend zu den Häuptlingen, vor denen sie dieselben niederlegten; die übrigen liefen springend, schreiend, die Waffen schwingend neben ihnen her. Die Wurzeln wurden in Haufen von verschiedener Größe getheilt, auf jeden Fische, Kokosnüsse und dergleichen gelegt und jeder für einen Häuptling oder Gast bestimmt. Plötzlich unterbrach ein scharfer, durchdringender Schrei das Fest; man erkannte es sogleich für das Kriegsgeschrei der ausgestellten Wachen. Alles eilte schnell zu dem kleinen Flusse, der die Grenze der Stämme Windu und Poneriwen bildet, und an dessen Mündung eine kleine Sandbank liegt, auf der die Wachen bereits mit den herbeigekom-

Ein nächtliches Pilupilu.

menen Feinden handgemein geworden waren. Der Anblick erschien Garnier in hohem Grade bizarr; die Krieger, theils ganz nackt, theils mit verschiedenen Stücken bunter Zeuge bekleidet, schwangen die Waffen und riefen heulend und springend die Feinde zum Kampf auf. Die Greise, in der Nähe auf Steinen sitzend, ermuthigten die Kämpfer, die Poneriwen kämen zur rechten Zeit, denn es fehle an Leichen zur würdigen Feier des großen Festes, während diese die Windu höhnisch aufforderten, sie möchten nur ihre weißen Bundesgenossen fortsenden, dann würden sie mit ihnen allein bald fertig werden. Während dessen eilten nun die Krieger von beiden Seiten auf die Sandbank, auf der die Schlacht ausgefochten wurde; sie warfen zuerst die Schleudersteine, eine Waffe, die sie eben so geschickt zu werfen wissen, als sie Gefahr bereiten kann. Die wenigen Flinten, welche sie besaßen, ließen sie bald fort, da sie es nicht recht verstehen, diese ihnen ungewohnte Waffe zu benutzen, und griffen zu Speer und Streitart; so stürzten sie mit rasender Wuth auf einander los. Die Ueberzahl und die Tapferkeit des Häuptlings sicherten zuletzt den Windu den Sieg; die Poneriwen zogen sich langsam in den Fluß zurück, dessen Wasser ihre Widerstandskraft hemmte. Hier fiel ihr Häuptling mit noch zwei bis drei anderen, und um den Besitz dieser Leichen entspann sich im Flusse der wüthendste Kampf, bis es den Windu gelang, sich der Leichen zu bemächtigen und die Feinde zurückzutreiben. Im Triumphe wurden nun diese Leichen herbeigetragen; einer der Greise, welcher im Kriege einen Sohn verloren hatte, hieb einen Arm von dem Körper des feindlichen Häuptlings ab, schwang ihn um seinen Kopf und riß dann mit den Zähnen ein Stück des Fleisches heraus, das er verschlang. Das Bein einer Leiche wurde Garnier, dem Gaste, zum Geschenk dargeboten, das andere war für den Commandanten von Wagap bestimmt. Es erregte nicht geringes Erstaunen, als Garnier es zurückwies und seinen ganzen Abscheu gegen das Menschenfressen offen aussprach.

Als Garnier darauf nach drei Stunden zum Festplatze zurückkehrte, fand er dort die Festfeier bereits wieder im vollsten Gange. Die Frauen und Mädchen führten ihre großen Tänze auf, nackt bis auf einen schmalen Gürtel von Pandanusblättern, mit Blumen im Haar und mit Arm- und Halsbändern geschmückt; die letzten waren bei einigen von demselben Nephrit, den man hier nicht weniger als in Neuseeland schätzt; die meisten hatten Gesicht und Oberkörper schwarz bemalt. Unter diesen Tänzen, an denen auch die aus dem Kampfe zurückkehrenden Männer Theil nahmen, ging der Tag hin. Gegen Abend lud man Garnier ein, der Vertheilung der Yamshaufen beizuwohnen. Man führte ihn auf den Platz, wo sie lagen; hier standen vor den Haufen die Krieger und vor diesen die Häuptlinge, durch Federschmuck im Haar und Flinten in den Händen vor den Kriegern ausgezeichnet. Jeder Häuptling trat einige Schritte vor und richtete eine kurze Rede an die Versammelten, auf welche diese mit allgemeinem Geheul antworteten; hierauf folgten Scheinkämpfe, von jungen Häuptlingen dargestellt; allein während derselben unterbrach ein Vorfall, der den Franzosen unverständlich blieb, die bis da beobachtete Ordnung. Ein fremder Häuptling sprang plötzlich auf, sprach einige heftige Worte und warf seinen Speer mit wilder Wuth in einen Haufen Kokospalmen. Es mußte in dem, was er gesagt, viel Beleidigendes für die Windu gelegen haben, denn es brach ein allgemeiner Tumult aus. Der Häuptling der Windu stürzte sich in heftiger Aufregung auf den Redner, nur das Dazwischentreten eines Greises hinderte einen Kampf, und Alles gerieth in eine Verwirrung, die um so auffallender war, da diese Menschen sonst bei Festen dieser Art den äußern Anstand in hohem Maße zu bewahren wissen. Während dieser Ereignisse verließen die Franzosen den Festplatz, nachdem ihnen noch ein Mann im Namen des Häuptlings den Haufen Yams übergeben hatte, der für sie bestimmt war. Auf diese Vertheilung der Nahrungsmittel folgte dann ein allgemeines Mahl und diesem in der Mitte der Nacht der eigentliche Haupttheil des Festes, über den Garnier keine weitere Auskunft zu geben weiß. Beim Schein einiger Fackeln laufen Männer und Frauen heulend und springend umher und schlagen mit Stücken Rinde gegen einander. Von dem dadurch hervorgebrachten Schall ist nach Garnier's Ansicht der Name des Festes Pilu, der im Norden der Insel Pelu lautet, abgeleitet. Aber von den religiösen Feierlichkeiten, welche mit dem Feste verbunden sind und die Vieillard in seiner Darstellung desselben erwähnt, hatte man die Fremden absichtlich zurückgehalten.

Es war Garnier nicht zu verdenken, daß er, so freundlich auch Alle sich gegen ihn benommen hatten, dennoch die Nacht unter so reizbaren und aufgeregten Menschen zuzubringen nicht für rathsam hielt. Kaum war die Sonne untergegangen, so beschloß er aufzubrechen, vorher aber noch von dem Häuptlinge der Windu Abschied zu nehmen. Dieser war jedoch auf dem Festplatze nicht zu finden, und die nach ihm Befragten wollten keine Auskunft geben, sie fürchteten Strafe, wenn sie seinen Aufenthalt verriethen. Dies machte Garnier's Neugier rege, obschon er den Zusammenhang ahnte; es gelang ihm endlich, einen Eingeborenen zu gewinnen, der zitternd vor Angst dem Franzosen die Hütte des Häuptlings zeigte. Jener näherten sie sich in möglichster Stille; hinter einem Kokoshain, der die Hütte umgab, zeigte sich ein großes Feuer, und hier erblickte Garnier zwischen den Bananenblättern eine Scene, die ihn mit grenzenlosem Abscheu und Ekel erfüllte. Im Scheine des Feuers saßen gegen zwölf Häuptlinge; zwischen ihnen lagen auf Bananenblättern Stücke gebratenen Fleisches mit gekochten Yams und Tarowurzeln. Es waren die Leichen der im Kampfe erschlagenen Feinde, welche das Material zu diesem gräßlichen Mahl geliefert hatten. Aber das Widerwärtigste war ein Greis mit weißen Haaren, der einen Schädel hielt und mit einem spitzen Stock das Gehirn herauszuholen sich bemühte; der Anblick war so entsetzlich, daß Garnier einem Soldaten in den Arm fallen mußte, der unwillkürlich das Gewehr erhob, um den Kannibalen niederzuschießen.

So sehen wir also den Kannibalismus noch in unmittelbarer Nähe der französischen Garnison fortwährend geübt, und selbst im südlichen Theile der Insel findet er sich nur bei solchen Stämmen nicht mehr, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen; sonst ist er auch hier noch immer im Gebrauch, wenngleich die Einwohner, da sie den Abscheu wohl kennen, mit welchem die Europäer diese Gastmähler ansehen, sich bemühen, sie vor den Augen der Fremden verborgen zu halten. Die Frage, wie die Neucaledonier oder, richtiger gesagt, alle melanesischen Volksstämme überhaupt zu dieser gräßlichen, allem menschlichen Gefühl Hohn sprechenden Sitte gekommen sind, hat sich auch Garnier vorgelegt. Er theilt uns ein Gespräch mit, das er darüber mit einem Neucaledonier geführt hat, der lange auf einem europäischen Schiffe als Matrose gedient und dadurch die sonst allgemeine Scheu verloren hatte, von solchen Dingen mit Europäern zu reden. Dieser erklärt die Sache damit, daß die Europäer andere und bessere Speisen hätten; für die Neucaledonier sei Menschenfleisch das Beste. Allein die Aussagen eines solchen Menschen, dem der geistige Zusammenhang mit den nationalen Ansichten seines Volkes durch den langen Verkehr mit den Europäern größtentheils verloren gegangen sein mag, beweisen nichts gegen die wohlbeglaubigten Berichte, daß (in den Loyaltyinseln) das Menschenfressen stets mit gewissen religiösen Ceremonien verbunden war, und dieses berechtigt zu der Ansicht, daß es bei den Melanesiern (wie es auch

bei den dem Kannibalismus ergebenen Polynesiern der Fall gewesen ist) mit gewissen religiösen Anschauungen zusammenhing, und, davon ausgegangen, mit der Zeit freilich eine Sache des bloß sinnlichen Genusses geworden ist. Uebrigens benutzte man dazu nicht bloß erschlagene Feinde oder Kriegsgefangene, sondern auch Uebelthäter, die auf den Befehl des Häuptlings oder von diesem selbst getödtet waren. Ferner wurden alte Leute in manchen Fällen und zwar mit ihrer Genehmigung den Göttern geopfert und dann getödtet und gefressen, zu Zeiten auch wohl lebendig begraben, — eine Sitte, die bekanntlich auch bei den Bewohnern des Archipels Viti vorkam. Endlich sollen sogar Kinder, wenn sie mißgestaltet geboren oder die Familie zu zahlreich war, geschlachtet und gefressen werden, und das zwar von den eigenen Eltern, wie Garnier von einem Eingeborenen gehört haben will; wir wollen zur Ehre dieser Menschen glauben, daß dies eine Lüge gewesen sei.

* * *

Die an der Nordwestküste der Insel lebenden Stämme haben bis 1864 keine Verbindung mit der französischen Herrschaft gehabt. Jene Küste ist von ausgedehnten Korallenriffen eingeschlossen, daher sehr gefährlich und von den Schiffen gemieden; das Küstenland wie das Innere waren ganz unbekannt, nur an einzelnen Stellen hatten es bis dahin wenige Europäer, meist Vagabunden und entlaufene Seeleute, gewagt, sich unter den Eingeborenen niederzulassen, um auf den Riffen Tripang für den chinesischen Markt zu fischen

Junge Neucaledonier.

und zu trocknen und Kokosöl zu bereiten oder anzukaufen, welche Waaren dann die französischen Küstenfahrer von Numea zu Zeiten abzuholen pflegten.

Im Jahre 1864 beschloß der französische Gouverneur, eine Expedition in diese Gegenden zu unternehmen, vor Allem nach dem Hafen, den die Karten Chasseloup nennen. Die Veranlassung dazu war der Ueberfall und die Ausplünderung eines französischen Küstenfahrers durch Männer des Stammes Puange, der an jenem Hafen wohnt, bei welcher Gelegenheit die Mannschaft des Schiffes, zwei Franzosen und zwei Eingeborene, getödtet und gefressen waren. Allein der wahre Grund der Unternehmung, zu der deshalb eben bedeutende Kräfte verwandt wurden, war die für nothwendig erachtete Züchtigung und Unterwerfung von zwei der mächtigsten Häuptlinge der Insel, Gondu und Poindipatschili, welche gegen die Franzosen überaus feindselig gesinnt waren und den ganzen Norden der Insel beständig gegen sie aufregten. Garnier hatte seiner geologischen Untersuchungen halber den Gouverneur um die Erlaubniß gebeten, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen; sie war ihm um so lieber gewährt worden, da seine Bekanntschaft mit den Eingeborenen, auf deren Mitwirkung viel gerechnet wurde, und seine Vertrautheit mit ihren Sitten und Ansichten seine Theilnahme um so schätzenswerther machte. So erhielt er im August 1864 den Auftrag, sich zu dem Lieutenant Banaré zu begeben, dem Commandanten der Goelette „La Fine“, die mit der Aufnahme der Küsten beschäftigt war, und jetzt damit beauftragt wurde, die schwierigen Zugänge in den Hafen Chasseloup zu erforschen.

Als die „La Fine“ in die Bai eingelaufen war, gerieth ein

kleiner, zu dem Schiffe gehörender Kutter bei dem Versuche, das den Hafen im Norden begrenzende Riff zu durchschneiden, bei der Ebbe auf das Trockene, ein Ereigniß, das keine Besorgniß erregte, da die nächste Fluth das kleine Schiff wieder flott machen mußte. Banaré landete nun, obschon die Eingeborenen, stark bewaffnet, durch das Erscheinen des Schiffes in großer Menge herbeigelockt waren, begleitet von einem der Sprache kundigen Schweden, der mit zwei anderen Seeleuten in dem am Hafen liegenden Dorfe Gatop gewohnt, aber nach der Plünderung jenes Küstenfahrers die Flucht ergriffen hatte. Er ließ den Häuptling von Gatop, einen alten Mann, Mango, zu sich berufen und bemühte sich, ihn für die Franzosen zu gewinnen und ihnen geneigt zu erhalten, zumal da er wußte, daß Mango von dem mächtigen Häuptlinge Gondu, dem erbitterten Feinde der Franzosen, stets angegriffen und verfolgt wurde. Obwohl nun jener Stamm Puange, der das Schiff überfallen hatte, mit den Bewohnern von Gatop in freundlichen Beziehungen stand, ließ sich Mango dennoch bewegen, sogar das Schiff zu besuchen und gab hier über das Vorgefallene die bestimmteste Auskunft. Während dessen war trotz des Steigens der Fluth der Kutter nicht angekommen; eine genauere Untersuchung ergab, daß das Schiffchen noch immer auf dem Riffe lag, seines Mastes beraubt und von zahlreichen Eingeborenen umgeben war, welche der Lage der Dinge nach zu den Puange gehören mußten. Banaré sandte sogleich ein Boot dahin, und dies fand alle Befürchtungen vollständig gegründet; die Eingeborenen hatten sich bei der Ebbe heimlich über das Riff geschlichen, das Schiff überfallen und ausgeplündert, die fünf Matrosen, welche seine Mannschaft bildeten, fortgeschleppt.

Nun wurde, um über deren Schicksal Kunde einzuziehen, noch eine Landung versucht. Man fand die Eingeborenen, stark bewaffnet und in den Gebüschen in der Nähe des Strandes versteckt, in aufgeregter und drohender Haltung. Mango, auf Banaré's Wunsch herbeigerufen, gestand, daß er es unterlassen habe, einen bei der ersten Zusammenkunft ihm zur Bestellung übergebenen Brief an den Commandanten des Kutters abzugeben, und die Lage der Gelandeten wurde so bedenklich, daß sie sich zuletzt nach ihrem Boote zurückziehen mußten, während sie sich doch bemühten, den Ausbruch

Der Posten Gatop.

der Feindseligkeiten zu vermeiden, um dadurch nicht die Zahl ihrer Feinde noch zu vermehren. Durch solche Vorsicht gelang es endlich doch noch, Mango zu dem Geständnisse zu bewegen, daß jene fünf Seeleute des Kutters getödtet und gefressen worden seien; von den Leichen hatten die beiden Stämme, welche sich zu dem Ueberfall des Schiffes verbunden hatten, je zwei erhalten; die fünfte hatte man der Sitte des Volkes gemäß in Stücke zerhauen und diese den einzelnen befreundeten Stämmen zugesandt. Der verständigen und besonnenen Haltung Banaré's gelang es zuletzt, die Eingeborenen nach und nach ganz zu beruhigen, zumal da sie bei der geringen Zahl der Franzosen nichts zu besorgen hatten; sie kamen später selbst häufig auf das Schiff und brachten Lebensmittel und andere Dinge zum Handel. Das Vertrauen zu den Franzosen stieg zuletzt so sehr, daß selbst ein Mann der Puange, welcher an dem Ueberfalle des Küstenfahrers und der Ermordung seiner Besatzung Theil genommen, die Kühnheit hatte, den Compaß des Schiffes zum Kauf anzubieten.

Garnier wagte es, im Vertrauen auf die friedliche Haltung der Eingeborenen, die ganze Umgegend der Bai Chasseloup zu durchstreifen. Er fand hier die Dörfer nicht wie in den übrigen Theilen der Insel aus zerstreut in den Pflanzungen liegenden Häusern bestehend, sondern vielmehr von den Pflanzungen getrennt und im Schatten zahlreicher Fruchtbäume und Kokospalmen nahe an einander gebaut, so daß sie Straßen bilden, deren Boden feines, weiches Gras ist. Die Häuser sind hier besser gebaut als sonst, in der Form aber wie alle neucaledonischen Hütten, heuschoberartig und rund mit einem hohen Pfosten in der Mitte, der über das mit Gras gedeckte Dach fortragt, die der Häuptlinge geschmückt mit interessantem Schnitzwerk, und vor den übrigen ausgezeichnet durch die davorstehenden Stangen, auf denen Schädel erschlagener Feinde befestigt sind. Mango's Haus war alt und sehr verfallen; aber Garnier hörte, daß es Sitte sei, bei der Geburt eines Häuptlings ein neues Haus für ihn zu bauen, das niemals ausgebessert wird. Geräth es in einen solchen Zustand, daß es unbewohnbar wird und verlassen werden muß, was für ein böses Omen gilt, so wird ihm ein neues errichtet. Die Frauen und jungen Mädchen haben ihre besonderen Häuser, die viel niedriger und nicht rund, sondern viereckig sind.

Neucaledonier von den Stämmen der Häuptlinge Mango und Kahua.

So waren die um den Hafen wohnenden Stämme durch Banaré's Vorsicht und das ruhige Verhalten der französischen Seeleute über die Strafe, welche sie für ihre Handlungsweise zu erwarten hatten, ganz beruhigt, als das plötzliche Erscheinen eines großen Dampfbootes mit einem Theile der für die Expedition bestimmten Truppen im September Alles in die äußerste Bestürzung versetzte. Die Unternehmung war mit Vorsicht und Geschicklichkeit angelegt. Während die eine Colonne zur See nach der Chasseloupbai geführt wurde, drang eine zweite auf dem Landwege von Wagap aus quer durch das Innere vor, um die beiden gefährlichen und den Franzosen so feindseligen Häuptlinge Gondu und Poindipatschili zu schrecken und von der Unterstützung der ihnen verbündeten Stämme an der Küste abzuhalten, bei welcher Gelegenheit es zugleich gelang, den Häuptling des Stammes Hunua, Tongo, einen erbitterten Feind Gondu's, zu gewinnen und zu bewegen, die Franzosen in ihren Unternehmungen gegen seinen Feind zu unterstützen. Als die beiden Colonnen sich im Dorfe Kone an der Westküste, das unter Gondu stand und zerstört wurde, vereinigt hatten, gelang es ohne Mühe, die Puange, von denen die letzten Mordthaten vorzugsweise ausgegangen waren, zu züchtigen und ihr Dorf zu zerstören. Zugleich erhielt ein anderes Corps Befehl, gegen Gondu selbst zu ziehen, und ein Haufe von 400 Eingeborenen von den die Küste bewohnenden und mit den Franzosen befreundeten Stämmen wurde ihm mitgegeben und Garnier zum Führer derselben bestimmt, der dadurch in eine Stellung kam, die ihm wenig zusagte, da es hauptsächlich wissenschaftliche Zwecke (die geologische Erforschung des Landes) gewesen waren, die ihn bewogen hatten, sich an dem Unternehmen zu betheiligen. Der Hauptangriff war gegen das Dorf Tono gerichtet, in welchem Gondu gewöhnlich seinen Aufenthalt hatte, und wo man in seinem Wohnhause ein Gebäude fand, wie es ein ähnliches schwerlich noch in Neucaledonien giebt und das eine gewisse Kunst nicht verkennen ließ. Es war eine Hütte von viel größeren Dimensionen und sorgfältiger gearbeitet als gewöhnlich, umgeben von einer Umzäunung aus hohen, neben einander in die Erde gesteckten Stämmen, deren jeder roth angestrichen und so geschnitzt war, daß das obere Ende einem menschlichen Körper glich in möglichst verschiedenen und verzerrten Stellungen; eine eigenthümliche Verzierung der Köpfe durch zusammengewundene Lianen sollte offenbar das krauswollige Haupthaar der Eingeborenen nachbilden. Hinter dem Zaune standen um das Haus die gewöhnlichen Stangen mit Schädeln, und das Ganze umgab ein tiefer Graben. Als man sich dem Dorfe näherte, erschienen sieben Abgesandte des feindlichen Häuptlings mit Stücken weißen Zeuges, legten, zitternd vor Furcht, ihre Waffen vor dem französischen Befehlshaber nieder und baten um Frieden. Sie erhielten zur Antwort, daß sechs von ihnen als Geiseln zurückbleiben, der siebente mit dem Auftrage entlassen werden sollte, sie hätten, ehe sie Frieden erhielten, vor allen Dingen Gondu an die Franzosen auszuliefern. Da hierauf kein Bescheid erfolgte, mußte man sich damit begnügen, alle Dörfer der Gegend in Brand zu stecken und die Pflanzungen zu zerstören, und kehrte dann zur Küste zurück, wo inzwischen der Gouverneur an der Chasseloupbai einen militärischen Posten bei Gatop hatte anlegen lassen.

Die nächste Expedition wurde gegen den Stamm Puanloitsch ausgesandt, der eine Züchtigung verdiente, weil er sich mit den Puange zu dem Ueberfalle des französischen Kutters verbunden hatte. Geführt von Ti, dem Sohne des Häuptlings Mango, der sich den Franzosen eng angeschlossen, hoffte man sie in ihrem Dorfe zu überfallen, ehe sie fliehen konnten; allein sie waren von dem Vorhaben der Europäer unterrichtet worden, und daher gelang es ihnen, sich auf die ihr Dorf umgebenden Berge zu retten, wohin die Franzosen ihnen nicht folgen konnten. In dem Dorfe fand man die Köpfe von drei erschlagenen Matrosen des Kutters auf Stangen vor dem Hause des Häuptlings, und in den Hütten vieles, was von dem ausgeplünderten Schiffe herrührte. Dann, nachdem das Dorf angezündet war, traten die Soldaten den Rückzug an, umgeben und verfolgt von den Eingeborenen, deren Erbitterung und Wuth sich in dem wilden und durchdringenden Kriegsgeschrei aussprach, — einem Geschrei, das, wie Garnier sagt, eher dem Geheul wilder Bestien gleicht und manchen tapfern Mann erbleichen machte. Sie warfen von allen Seiten ihre Schleudersteine, die um so gefährlicher sind, da sie dieselben im Nordtheile der Insel aus Stücken Schwerspath bereiten. Man trieb sie zwar schnell durch einige Angriffe zurück, allein ihre Geschicklichkeit und Gelenkigkeit ließ sie die überlegenen Waffen ihrer Feinde leicht vermeiden; sie sind überhaupt so flink und schnell und wissen sich vor den Wirkungen des Feuergewehres so wohl zu schützen, daß nach Garnier's Ansicht in den funfzig Tagen, welche die französischen Soldaten im Felde gegen sie gewesen waren, gewiß nicht zwanzig Menschen erschossen worden sind.

Den Schluß der ganzen Unternehmung machte eine von dem französischen Gouverneur angeordnete Expedition, welche den Zweck hatte, die ganze Insel in dieser Gegend zu durchschneiden und das Innere bis Wagap hin wo möglich zu beruhigen und der französischen Herrschaft dauernd zu unterwerfen. Die dazu bestimmte Abtheilung zog von Gatop aus durch das schöne Thal Boh und darauf durch das Land des Stammes Tschita, der sich bereits unterworfen hatte. Nach zwei und einem halben Tage erreichte sie das Gebiet des Stammes Pamale, dessen Häuptling Poindipatschili einer der erbittertsten Feinde der Franzosen war und erst kürzlich einen französischen Colonisten von Wagap hatte ermorden lassen. Der Marsch wurde so schnell und so geheim als möglich unternommen, um die Feinde in ihrem Dorfe überfallen zu können. Um Mitternacht verließen die Soldaten das Lager und zogen schweigend auf schmalen, von Gebüschen eingeschlossenen Pfaden gegen Poindi's Dorf, das auf der Höhe eines hohen, steilen und schwer zugänglichen Berges lag. Garnier, der sich ihnen angeschlossen hatte, gerieth in der Dunkelheit, von zwei Soldaten und einigen Eingeborenen begleitet, auf einen andern Weg und trennte sich von der Colonne. Bevor diese noch die Höhe erreicht hatte, kam er daselbst an und in das Dorf, dessen Bewohner, durch den unvorsichtigen Schuß eines Soldaten und das Bellen eines Hundes gewarnt, schnell die Flucht ergriffen und sich in die umherliegenden Dickichte gerettet hatten. In der Mitte des Dorfes stand ein alter, hoher Bananenbaum, unter dessen dichtverschlungenen Wurzeln Garnier einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Eingeborenen versteckt fand und hervorholen ließ. Kaum sah ihn Ti, der unter Garnier's Begleitern war, als er blitzschnell auf den Armen losfuhr und schon die Streitaxt erhoben hatte, um seinem Leben ein Ende zu machen, als ihn Garnier mit der Flinte vor die Brust stieß und so den Knaben dem unvermeidlichen Tode entriß. Er hat ihn dann mit sich nach Numea genommen, allein seinen Plan, ihn nach Europa zu führen und dort erziehen zu lassen, nicht ausführen können, weil der französische Gouverneur, ohne dessen Einwilligung kein Eingeborener nach Europa gebracht werden darf, die Genehmigung versagte. Daher übergab er das Kind, das sich bis zu seiner Abreise stets dankbar und freundlich gegen ihn benahm, der französischen Schule, in der es bald französisch sprechen gelernt hat.

Nachdem das erwähnte Dorf zerstört war, ging der Zug weiter durch das am Fuße des Berges, auf dem es liegt, sich hinziehende Thal, das besser angebaut und stärker bewohnt

war, als sonst das größtentheils sehr unwirthliche Innere der Insel zu sein pflegt. Allein die Eingeborenen, durch das Vorgefallene gewarnt, hatten die Dörfer verlassen und sich in die Dickichte und Wälder geflüchtet, die das Land weithin bedecken, und wohin man sie unmöglich verfolgen konnte. Von diesen Schlupfwinkeln aus fielen sie die Franzosen hartnäckig und erbittert, wo sie nur konnten, mit Flintenschüssen und Steinwürfen an, wenn sie es auch nicht zu verhindern im Stande waren, daß ihre Dörfer verbrannt, ihre Pflanzungen zerstört wurden. Als die Expedition dies erreicht hatte, kehrte sie nach Gatop zurück; sie hatte keinen Verlust erlitten, ein einziger Eingeborener war verwundet worden, und er wurde zum nicht geringen Verdrusse des französischen Arztes durch seine Landsleute vermittelst der Blätter und Wurzeln der Pflanzen, deren heilbringende Kräfte sie kennen, schneller und besser geheilt, als es möglich schien, denn die Neucaledonier sind in der Heilung von Wunden keineswegs unerfahren. Außer jenem Knaben hatte man während aller dieser Züge keinen Gefangenen gemacht. Dieser Art sind überhaupt die Kriegszüge, welche die Franzosen seit der Gründung der Colonie gegen die Ureinwohner unablässig unternommen haben, bis jetzt alle gewesen. Immer fliehen diese, ihre Dörfer und Felder der Zerstörung preisgebend, und fallen ihre Gegner mit Heftigkeit und Erbitterung aus Hinterhalten an, bemüht, ihnen den möglichsten Schaden zuzufügen. Man wird es allerdings nicht leugnen können, daß sie durch die Hartnäckigkeit, mit der sie sich dem Vordringen der europäischen „Bildung“ und des europäischen Einflusses widersetzen, ihre Feinde zum großen Theil zu solchen Maßregeln zwingen; allein ein Treiben dieser Art ist doch andererseits nicht geeignet, die Sympathien eines Volkes zu gewinnen, das trotz seiner argen Rohheit und Wildheit doch unverkennbar Energie, eine gewisse Kraft und Unabhängigkeitssinn besitzt. Bei den Ereignissen, die wir soeben nach Garnier's Erlebnissen geschildert haben, wurde der Hauptzweck der Unternehmung, die beiden mächtigen und unruhigen Häuptlinge des Innern zu demüthigen und unschädlich zu machen, ganz verfehlt; beide sind sie noch immer erbitterte Feinde der Franzosen, die freilich darunter nichts gelitten haben. Ihren ganzen Zorn und Unwillen haben sie vielmehr an den mit den Europäern verbündeten Stämmen ausgelassen und sie, wo sie nur es vermögen, zum Abfall gereizt oder überfallen, erschlagen und — gefressen. Der einzige reelle Gewinn der Unternehmung schien darin zu bestehen, daß ein Häuptling Kahua, dessen Gebiet an der Ostküste etwas nördlich von Wagap liegt, und der, obschon weder durch vornehme Abkunft, noch durch Größe seiner Besitzungen ausgezeichnet, doch durch seine Kühnheit, Verschlagenheit und besonders seinen bittern Haß gegen die Franzosen im ganzen Norden der Insel sich ein bedeutendes Ansehen erworben hatte, plötzlich und unaufgefordert zu den Franzosen übertrat und ihre Oberhoheit anerkannte. Aber dieser Gewinn erschien Hrn. Garnier sehr problematisch; er war der Ansicht, seine Unterwerfung nur für scheinbar und für schlaue Berechnung zu halten, und bei der Zusammenkunft mit dem französischen Commandanten, bei welcher der stolze Mann in leichter europäischer Tracht und mit einer Flinte und einem großen Regenschirm in den Händen erschien, konnte er seinen Widerwillen und seine Verachtung gegen die Europäer kaum verhehlen. Aber an einen erfolgreichen Widerstand oder gar an eine Abschüttelung des fremden Joches durch die Ureinwohner ist nicht zu denken; ganz abgesehen von den überlegenen Hülfsmitteln der Franzosen wird das schon durch die Zersplitterung der Eingeborenen in so viele kleine und unabhängige Stämme und die fortdauernden Feindseligkeiten, die unter diesen bestehen, verhindert. Dagegen ist auch hier, wie es, wenn auch aus anderen Gründen, in Neuseeland geschieht, eine allmälige Ausrottung und Vernichtung der ursprünglichen Bevölkerung zu erwarten.

---

# Die Ursachen der europäischen Eiszeit und deren Umwandlung.

Von Dr. Heinrich Birnbaum.

## II.

Im Herbste des Jahres 1863 unternahmen Desor, Escher von der Linth und Martins eine Reise nach der Sahara, um zu erforschen, ob und wann diese Wüste aus dem Meere emporgehoben worden sei. Der Erfolg dieser Reise paßte vortrefflich für die schon mitgebrachten Ansichten. Die ganze Wüste zeigte überall die Spuren des Meeresgrundes. Sie war also aus dem Wasser emporgehoben, und diese Erhebung mußte von verhältnißmäßig jüngerm Alter sein, denn die geologischen Forschungen deuteten überall auf die quaternäre Entwickelungsgeschichte der Erdoberfläche hin. Paßte nun dieser Theil der Nachforschung auch sehr gut für Escher's neue Lehre, so kam doch noch ein anderer Umstand hinzu, welcher gar nicht günstig dafür stimmen wollte. Denn die Saharaerhebung konnte nach offenbaren Thatsachen nur sehr allmälig geschehen sein, während die Vereisung Europas im tertiären Entwickelungsstadium höchst wahrscheinlich urplötzlich zu Stande gekommen war, wovon die vielen zusammenhängenden Elephantengerippe, ja sogar noch ganze Leichname dieser Thiere im Eis einen lautredenden Beweis abgaben. Bei allmäliger Abkühlung der Erde hätten die Ueberreste dieser Thiere den Proceß der Verwesung durchmachen müssen, wovon hier kaum eine Spur zu erkennen war, ja es fehlte sogar nicht an Beispielen, daß selbst das Fleisch solcher Jahrtausende im Eis vergrabenen Leichen noch von den Hunden der Tungusen mit Appetit verschmaust worden ist. Für eine solche urplötzliche Temperaturkatastrophe gab also die Escher'sche Theorie gar kein Licht. Indeß, dies wollte sie auch gar nicht, sie hatte nur im Sinn, den Nachweis dafür zu geben, daß die allmälige Abnahme der Schweizergletscher mit dem Erheben der Sahara aus dem Meeresgrunde und dem dadurch entstehenden Wüstenwinde, dem Föhn, in ursachlicher Verbindung stehe.

In dieser Beschränktheit des Gegenstandes stimmte also scheinbar Alles sehr günstig für Escher's neue Theorie. Es fehlte ihm dann auch die Anerkennung nicht. In der Schweiz waren alle Geologen, ja fast alle Naturforscher für diese neue Lehre. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte mit reger Beachtung davon Notiz genommen; Sir

Charles Lyell, der hochgefeierte Geologe Englands, erklärte sich ganz ohne Rückhalt für Escher's Ansicht und bezeichnete dieselbe als einen bedeutungsvollen Fortschritt der Wissenschaft unseres Jahrhunderts, ja in einer 1864 an die britische Association zu Bath gerichteten Adresse hielt er es für Pflicht, seinen Beitritt zur Theorie Escher's öffentlich und mit Nachdruck zu erklären. Ebenso erhob 1865, als die Schweizer Naturforscher in Genf tagten, der Präsident de la Rive in der Eröffnungsrede sein Wort zu einem begeisterten Lobe, als er Escher's Theorie zur Sprache brachte und dieselbe als eine ereignißvolle That des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnete. Es fehlte also nicht an Lob, an Anerkennung.

Von diesem Jubel hatte Deutschland wenig oder gar nichts vernommen. Und da sich die ganze Angelegenheit ausschließlich nur in dem engen Gebiete der Geologie der Schweiz bewegte, so war es erklärlich, daß auch unserm Dove nichts davon zu Ohren kam. Erst im Sommer 1864, als die Schweizer Naturforscher in Zürich versammelt waren und Dove einer ehrenvollen Einladung Folge geleistet hatte, hörte dieser zum ersten Male von der neuen Hypothese Escher's, worin der Föhn als ein Sohn der Wüste Sahara bezeichnet wurde, der mit ihr gleichzeitig entstanden sei, und seitdem rastlos an der Verkleinerung der Schweizergletscher und überhaupt an der Austilgung der Spuren der europäischen Eiszeit gearbeitet habe. Man war verwundert, als man aus Dove's Munde vernahm, daß derselbe noch keine Silbe von diesem großen Fortschritt der Schweizer Gletscherforscher gehört habe, aber noch viel größer wurde das Staunen, als Dove sich ganz entschieden gegen die neue Lehre erklärte. Er hatte einen schweren Stand, in Gegenwart so vieler begeisterter Gläubigen der einzige Ungläubige zu sein. Es war aber eine heilige Pflicht seiner innern Ueberzeugung, hier nicht zu schweigen, er war es seinem Rufe, er war es seiner schwer errungenen Lehre von den Drehungsgesetzen der Winde schuldig, laut und kräftig gegen die Behauptung Escher's aufzutreten. Doch fehlte es ihm auch nicht an Muth, den die feste Ueberzeugung für das Wahre und Rechte verleihet, gewaltig zu kämpfen. An das Erlangen des Sieges war natürlich damals noch nicht zu denken, dazu war die Zahl der Gegner zu groß und ihre Liebe zum Rechthaben noch viel größer. Nachdem man ihm zu einem ausführlichen Vortrage das Wort gegeben hatte, wobei er entwickelte, daß der Schweizer Föhn gar kein anderer Wind sei, als den man in ganz Europa unter dem sogenannten Oberwinde kenne, als der, welcher seinen Ursprung im caraibischen Meere und an der Nordgrenze Südamerikas habe, wurde er von Desor freundlich gebeten, die ganze Angelegenheit zu Hause noch einmal in die ruhigste Ueberlegung zu ziehen und dieselbe ihm später zur weitern Benutzung brieflich mitzutheilen. Damit erklärte sich Dove ganz einverstanden. Sein Schreiben langte an und wurde unter folgendem Titel gedruckt: „Ueber den Föhn, aus einem durch A. Escher der naturforschenden Gesellschaft vorgelegten Briefe von Dove an Desor vom 2. Januar 1865, in Zürich erschienen." — Als nun in dem genannten Jahre die Schweizer Naturforscher in Genf tagten, hatte man an den oben schon erwähnten Worten de la Rive's noch nicht genug, sondern erlaubte sich sogar hämische Ausfälle gegen Dove, wobei sich namentlich Desor am breitesten machte. Man las bald darauf in dem „Compte Rendu" folgende merkwürdigen Worte: „Mr. Désor combat les objections faites à la theorie de Mr. Escher et en particulier l'opinion de Mr. Dove lequel estime, que c'est la partie tropicale de l'Ocean Atlantique, et non le Sahara, qui nous envoie des vents chauds." — Der Brief Dove's wurde stark kritisirt und alle darin vorgebrachten Gründe wurden mehr bespöttelt als sorgfältig erwogen. Es ist erklärlich, daß Dove nicht schwieg, und daß die ganze Angelegenheit nun zu einer wissenschaftlichen Streitsache wurde. Fast sämmtliche Schweizer hielten es mit Escher von der Linth und waren des Höchsten erstaunt, daß ein Berliner Stubengelehrter, der den Föhn kaum einmal durch Selbstbeobachtung kennen gelernt habe, sie über den Charakter dieses Windes ihrer Heimath belehren wolle, als sei ihnen derselbe total unbekannt. So wurde der Kampf immer bitterer. Dove blieb ruhig bei seiner Behauptung stehen, daß der Schweizer Föhn kein Wüstenwind sei, und bewies dieselbe durch rein wissenschaftliche Gründe und durch Erfahrungsberichte. Die Schweizer hielten ebenfalls an ihrer Ansicht fest und suchten dieselbe mit der geologischen Entwickelungsgeschichte unserer Erde in Verbindung zu bringen.

Um gegen Dove Recht zu behalten, erklärten Desor und seine Anhänger, daß der Föhn in der That ein heißer, trockner Wind sei und daher wesentlich verschieden von dem mildwarmen, feuchten Winde aus Westindien, der als oberer Passat in Europa wieder zur Erdoberfläche gelange. Da zeigte dann Dove, daß die Gegner dem Föhn auf einmal eine Eigenschaft andichteten, welche derselbe im Erfahrungssinn ihrer Landsleute gar nicht besäße. So schreibe Jeremias Gotthelf, der weit bekannte Verfasser des Bauernspiegels, bei der am 13. August 1837 im Emmenthal stattgehabten Wassersnoth: „Da hatte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Föhn komme über die Berge vom warmen Italien her und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wägli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. . . . Aber wenn der Föhn über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters von Brandis Grabe. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitart, muß durch sein Hämmern, das schauerlich wiederhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, um zu wahren zur rechten Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum." Und im Jahre 1842, wo diese Erzählung vom Ritter von Brandis wiederholt wird, ist noch folgender Zusatz hinzugefügt: „Später vernahm man, daß das seltsame Wetter mit einem Sturme auf den westindischen Inseln, welcher den 2. August mit seltener Heftigkeit wüthete, seinen Anfang genommen." — Diese Bemerkung hatte der Verfasser aus Dove's „Witterungsverhältnisse von Berlin" genommen. — Die weltberühmten Föhnstürme von 1808, 1863 und 1865 lassen die Dove'sche Ansicht ebenfalls als durchaus wahr begründet erscheinen. Deicke, welcher in St. Gallen schon seit vielen Jahren eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf den Föhn gerichtet hat und auch wiederholt darüber geschrieben, sagt: „Die hervorragendste Rolle unter den unregelmäßigen Winden in St. Gallen und Appenzell nimmt der Föhnwind ein. Das Auftreten dieses Windes ist an keine Tages- noch Jahreszeit gebunden. Seine Hauptströmung geht von Süd nach Nord. Dieser Föhnwind ist ein heißer, feuchter und schwüler Wind, der die Atmosphäre oft trübt. Fast durchgängig tritt der Föhnwind mehr oder minder als ein Sturmwind auf, der zuweilen local in einen Orkan übergeht." — Auf ähnliche Weise charakterisirt auch Ebel den Föhn.

Den wichtigsten Beweis für die Richtigkeit der Dove'schen Ansicht liefert indeß Sir John Herschel in seiner 1861 erschienenen „physikalischen Geographie". Derselbe widmet dem untern und obern Passate in Afrika eine ganz specielle Aufmerksamkeit, und da er sich längere Zeit am Cap der guten Hoffnung für wissenschaftliche Zwecke aufgehalten hat, so beruht seine Mittheilung auf selbständiger Er-

fahrung. Nach ihm verfolgt der obere Passat, nur in umgekehrter Richtung, ganz denselben Weg wie der untere, aber derselbe berührt nie Europa, sondern geht stets nach Asien hinüber. Um seine Erklärung recht augenscheinlich zu machen, unterstützt er dieselbe durch eine Windkarte. Da man nun bisher nie gewagt hat, gegen Herschel aufzutreten oder seine Auffassung für unrichtig zu halten, so wird man auch unserm Dove die Richtigkeit seiner Behauptung lassen müssen, denn dieselbe fällt ganz genau mit der von Herschel in Eins zusammen. Das bleibt aber von Desor ganz unbeachtet.

Um in der Untersuchung nichts zu versäumen, hat Dove auf das Emsigste die Beobachtungen der Rückkehr des obern Passats in Asien verfolgt, und auch hier gelangte er zu Resultaten, welche ganz schlagend mit seiner Vorherbestimmung übereinstimmten. Dies speciell hier weiter zu verfolgen, führt aber zu sehr von unserm Hauptthema ab, darum verweisen wir die Leser einfach nur auf das 1867 erschienene Werk: „Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco von H. W. Dove", — in welchem nicht bloß die ganze Kampfgeschichte ausführlich behandelt worden ist, sondern auch vielfache Beiträge gegeben werden, welche in Bezug auf Wind und Wettergesetze sehr belehrend sind.

Damit kommen wir nun schließlich wieder zu der Ueberzeugung, daß Escher's Theorie in Bezug auf das Schwinden der Schweizergletscher durch den von der Sahara kommenden Föhn auf Sand gebaut ist. Der Föhn kommt nicht von der Sahara, sondern von Westindien, und ist sicher schon lange vor der Erhebung der Sahara aus dem Meere dagewesen. Da nun die Hoffnung zu einer befriedigenden Erklärung der Eiszeit und ihrer Umwandelung selbst in dieser bescheidensten Form für die Schweizergletscher wieder in Nichts zusammengesunken ist, so wäre es allerdings am natürlichsten, sie überhaupt ganz aufzugeben; das verträgt sich aber durchaus nicht mit den höheren Zwecken des wissenschaftlichen Fortschrittes. Hier giebt es überhaupt keine hoffnungslose Verzagtheit, selbst wenn die Aussicht auf Erfüllung auch verschwindend klein geworden ist. Die Wege der neuen Entdeckungen in den Naturwissenschaften sind gar nicht zu berechnen, und ebensowenig die Folgen davon vorauszubestimmen. Lassen wir daher vorläufig die Sache auf sich beruhen, und gestehen wir offen, daß wir bis jetzt noch gar keinen vollkommen befriedigenden Grund für das Entstehen und Vergehen der Eiszeit aufgefunden haben. Allerdings können und wollen wir das einstige Dasein einer solchen Eiszeit nicht in Abrede stellen; dafür sprechen tausend und aber tausend Thatsachen. Die Sache steht also ganz auf demselben Standpunkte der Erhebung und Senkung unserer gesammten Erdoberfläche, wofür wir auch unzählig viele Thatsachen, aber keinen vollkommen befriedigenden Erklärungsgrund haben. Es bezweifelt Niemand eine solche ewig fortwirkende Thätigkeit der Erde, obgleich wir die Causalverbindung nicht kennen. Wir müssen uns hier ebenso wie dort mit guten Hypothesen begnügen. Und in dieser Hinsicht halten wir es für wahrscheinlich, daß es in der Entwickelungsgeschichte unserer Erde einst eine Zeit gegeben habe, wo die Nordhemisphäre ebenso continentarm war, wie jetzt die Südhemisphäre, und daß diese sich vielleicht gerade um dieselbe Epoche continentreich zeigte, denn das Heben und Senken der Erdoberfläche spricht günstig für eine solche Annahme. Sobald aber diese Voraussetzung für wahr gehalten wird, fehlt auch die Schlußfolge nicht, daß in einer solchen Epoche die Nordhälfte der Erde einst kälter gewesen sein müsse als die Südhälfte, daß also damals die Eiszeit im Norden ebenso vorgewaltet habe, wie jetzt im Süden der Erde. Wir leugnen nicht, daß eine solche Hypothese noch nicht gerade gut genannt werden kann, und daß sie wegen gar zu großer Allgemeinheit noch nicht recht befriedige; aber vor der Hand giebt es nichts Besseres, und wir müssen uns einstweilen damit begnügen.

---

# Wie gelingen Civilisationsbestrebungen bei einem wilden Volke?

## Holländer und Alfurus in Minahassa auf Nordcelebes.

Unsere europäische Civilisation ist, wie bekannt, im Allgemeinen keineswegs ersprießlich für die Völker anderer Racen, welchen wir dieselbe aufbürden. Unabänderlich und unabwendbar hat sie eine Menge böser Begleiter, namentlich Branntwein, Blattern und andere schlimme Krankheiten; durch die Ueberlegenheit des weißen Menschen wird der Farbige aus seinem geistigen und seelischen Gleichgewichte geworfen, und die dogmatischen Formeln, mit welchen man den Unglücklichen heimsucht, kann er vermöge seiner ganzen Naturbegabung und Racenanlage nicht begreifen. Er bekommt durch die Civilisation keine Tugenden, wohl aber Laster. Diese Civilisation, von welcher so viel Aufhebens gemacht wird, äußert begreiflicherweise auf die verschiedenen Racen auch sehr verschiedene Wirkungen; die einen sind in einem gewissen Grade fähig, sich Einiges davon zu assimiliren, während andere das gar nicht vermögen. Viele gehen zu Grunde, weil sie in ihrem ureigenen Wesen und in ihrem ganzen Leben gestört werden. Man blicke nur nach Australien, Tasmanien, Neuseeland, auf manche Inseln der Südsee und nach Nordamerika.

Es giebt indessen einige wenige Fälle, in welchen die Civilisation mehr oder weniger wilden Völkern gegenüber (— mit dem Namen „Naturvölker", der jetzt Mode geworden ist, wissen wenigstens wir nichts anzufangen —) nicht als Anthropophagin, als Menschenvertilgerin aufgetreten ist. In solchen Fällen hat sie den farbigen Leuten nicht mehr zugemuthet, als dieselben geistig vertragen und bewältigen können, und die Missionäre sind dort anspruchslos, bescheiden und verständig zu Werke gegangen. Solche Ausnahmen sind rühmlich und verdienen Anerkennung.

Wir sind in der angenehmen Lage, auf eine Region hinweisen zu können, in welcher bisher wenigstens die europäische Civilisation für ein wildes Volk ersprießlich geworden ist und demselben zu wahrem Segen gereicht. Wir bitten die Leser, eine Karte des Indischen Archipelagus zur Hand zu nehmen und einen Blick auf die große Insel Celebes (sprich Sselebes) zu werfen. Dieses Eiland hat eine wunderliche Gestalt; es besteht aus vier großen Halbinseln, welche sich weit hinaus in die See erstrecken. Die nördlichste derselben, zwischen der Sulusee und dem durch das Moluckenmeer gebilde-

ten Golfe von Tomini oder Gorontalo, bildet die holländische Provinz Menado. Der nordöstliche Vorsprung derselben, zwischen 1 und 2° N., wird als Minahassa bezeichnet.

Dieses Minahassa bildet „die herrlichste Landschaft, welche der Erdball überhaupt aufzuweisen hat". Dieser Ausspruch Bickmore's (Travels in the East Indian Archipelago, London 1868, S. 316) wird von anderen Reisenden in vollem Umfange bestätigt. Zunächst schildert der eben genannte nordamerikanische Naturforscher den Ausflug, welchen er vom Hafenplatze Kema, unweit von der Nordostspitze, quer durch das Land gen Westen hin nach Menado unternahm. Diese Ortschaft ist Sitz des holländischen Residenten und „das größte Dorf" dieser Gegend. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt gegen sechs deutsche Meilen. Zu beiden Seiten der fahrbaren Straße stehen schattenspendende Bäume, die auf manchen Strecken ein völliges Laubdach bilden. Im Gezweige bemerkte Bickmore mancherlei Vögel mit glänzendem Gefieder, und sie waren nicht schüchtern, da sie nur selten den Knall einer Flinte hören. So z. B. ein Rabe, Corvus enka, und ein hellgelber Vogel von der Größe eines Rothkehlchens. Der Dicrurius, etwas größer als eine Amsel, hält sich auf der Erde; er hat schwarzblaues Gefieder und einen langen Leierschwanz. Das Dorf Ayar madidi (heißes Wasser), in dessen Nähe eine früher warme, jetzt erkaltete Quelle sprudelt, ist ein großes Dorf, ein Kampong, oder wie man auch wohl sagt, eine Negerey, in herrlicher Lage am Berge Klabat. Alle Straßen schneiden einander in rechten Winkeln und sind mit Bäumen bepflanzt. Die Kampongs in Minahassa fand Bickmore in ganz vortrefflichem Zustande; er hat im ganzen Archipelagus keine gesehen, welche mit diesen den Vergleich aushalten können. Die Straßen sind sauber und regelmäßig und Alles zeugt von Wohlstand.

Der eingeborene Häuptling verwaltet einen aus mehreren Dörfern bestehenden District. Sein Titel lautet Hukom Bisa, großes Oberhaupt, doch hört er lieber, wenn man ihn Major nennt; der Vorsteher eines kleinern Dorfes wird als Hukom Kadua bezeichnet, jener in einem noch kleinern als Hukom Tua (alter Hukom), der dann im Hukom Kaschil (dem kleinen Hukom) einen Unterbeamten hat. Diese Vorsteher werden vom Volk erwählt, das gewöhnlich dem Sohne des verstorbenen Vaters Amt überträgt.

Die Majore und zweiten Häuptlinge bekommen einen Antheil von der Kaffeeernte, welche der holländischen Regierung abgeliefert wird. Im Jahre 1866 betrug das für die 17 Bezirke, in welche Minahassa zerfällt, etwa 20,000 Gulden. Außerdem zahlt jede Familie jährlich an den Major einen, an den zweiten Häuptling einen halben Gulden, und dem Hukom Tua leistet jeder gesunde erwachsene Mann fünf Tage Arbeitsdienst im Jahre.

Von den Holländern werden die Eingeborenen eingetheilt in „Burgers", freie Bürger, und in „Eingeborene", und diese müssen eine bestimmte Anzahl Tage im Jahre in den Kaffeegärten der Regierung arbeiten. Nach einer amtlichen Aufnahme des Residenten betrug 1866 die Gesammtbevölkerung von ganz Minahassa 104,418 Köpfe. Davon waren Europäer 550, Eingeborene (malayischen Stammes) 102,423, Chinesen, welche im Archipelagus nirgends fehlen, 1434, und Araber 11. Um das Jahr 1700 hat sie nur etwa 24,000 Köpfe betragen, 1825 war sie auf 73,000 und 1835 schon auf 99,588 angewachsen. Dann brach 1854 eine Seuche aus, von welcher etwa ein Siebentel aller Einwohner hinweggerafft wurde.

Bickmore besuchte in Ayar madidi den Major. Derselbe wohnte in einem saubern, nach europäischer Art gebaueten und mit Farbe angestrichenen Hause, das von eben blühenden Bäumen umgeben war. An den Seiten des Hofraumes befanden sich die Stallungen. Der Major schmauchte sein Pfeifchen wie ein Holländer, und unterhielt sich mit dem Fremden in holländischer Sprache über Wetter, Ernte und dergleichen Dinge mehr; seine Manieren waren anständig, sein ganzes Benehmen war höflich, das Mittagessen war in europäischer Weise zubereitet worden und im Speisezimmer hingen verschiedene Bilder, darunter auch Scenen aus Paul und Virginie.

Menado, der Verschiffungsplatz für den Kaffee, zählt etwa 2500 Einwohner, darunter gegen 300 Europäer und 600 Chinesen; die Eingeborenen sind theils Christen, theils Mohammedaner. Bickmore ging von dort an der Bai nach Norden hin zu einem Dorfe der Bantiks. Dieser eigenthümliche Stamm zählt nur etwa drittehalbtausend Seelen; sie haben standhaft sowohl den Islam wie das Christenthum von sich fern gehalten und sind bis heute ihren alten heidnischen Ueberlieferungen treu geblieben. Ihre Häuser, in deren jedem mehrere Familien beisammen wohnen, stehen auf Pfählen. Die Bantiks haben sich von der Vermischung mit Ausländern freigehalten, und an ihnen kann man abnehmen, wie die Volkszustände vor Ankunft der Portugiesen beschaffen gewesen sind.

Der Kaffee von Minahassa ist ganz ausgezeichnet; er kommt als „Menado" in den Handel und übertrifft an Güte nicht nur den besten Java, sondern auch alle übrigen Sorten des Archipelagus. Der Angabe des Residenten zufolge hatten die Kaffeepflanzungen der Regierung während der letztverflossenen Jahre durchschnittlich 37,000 Pikols, also etwa 5,000,000 Pfund geliefert. Die Zahl der Bäume, welche der Regierung gehören, betrug 5,949,616, doch waren darunter manche noch junge. Auch mehrere Privatleute besitzen große Plantagen. Am besten gedeiht der Kaffee an Stellen, die über 1000 Fuß hoch liegen; die Eingeborenen nennen ihn Kopi. Reis wird bis zu 4500 Fuß über dem Meere gebaut, in „trockenen Gärten", Kebon kring; er giebt aber dort nicht so reichen Ertrag als in den Sawas, dem bewässerungsfähigen Unterlande. Auch Tabak und Kakao wird gebaut und von Kokosnüssen exportirt man jährlich etwa vier Millionen Stück.

Als im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Portugiesen bis zu den Molukken vordrangen, war Minahassa dem Sultan von Ternate unterworfen. Alle Eingeborenen waren noch Heiden; die Mohammedaner in Menado stammen alle aus anderen Theilen des Archipelagus und haben keine Proselyten gemacht. Im Jahre 1833 schrieb der Resident Pietermaat in einem amtlichen Berichte: „Die Eingeborenen können weder schreiben noch lesen oder rechnen; statt des letztern machen sie Einschnitte in ein Stück Bambus (— also unser Kerbholz! —) oder Knoten in einen Strick." Bei jeder Festlichkeit wurden Menschenköpfe abgesäbelt. „Der Missionär im Dorfe Langowan zeigte mir das von einem Eingeborenen für ihn gezeichnete Bild eines solchen Festes. Vor dem Hause des Häuptlings waren rundum niedrige Bambuspfähle aufgestellt und auf jeder Spitze steckte ein Menschenkopf. Für jenes Fest waren zwischen 30 bis 40 Menschen ihrer Köpfe beraubt worden; der Missionär fand in dem Bilde keinerlei Uebertreibung."

Diese Zustände sind seit 1833 durch die Bemühungen verständiger Missionäre und der holländischen Regierung radical anders geworden. Die ersteren gründeten Schulen, bildeten die begabteren Eingeborenen zu Lehrern aus und diese hatten Erfolg, so daß gegenwärtig zwei Christen auf drei Heiden kommen.

* * *

Wir wenden uns nun zu einem zweiten Gewährsmanne, welcher zu den gründlichsten Kennern des Archipelagus gehört, und der gerade den Gegenstand, den wir speciell im Auge haben, genau bespricht. Wir meinen den Naturforscher A. R. Wallace, denselben, welchem wir ein ganz vortreffliches Werk über den Amazonenstrom verdanken. Eben jetzt, Ende des März, ist seine große Arbeit über die hinterindischen Eilandfluren in London erschienen; dieselbe ist uns noch nicht zugekommen. Wir finden aber in den Transactions der Londoner ethnologischen Gesellschaft (Band IV, S. 61 ff.) eine Mittheilung: On the progress of Civilisation in Northern Celebes (aus dem Jahre 1865), auf die wir näher eingehen wollen. Zunächst wird hervorgehoben, daß Minahassa einen durchaus vulcanischen Boden habe. Ein beträchtlicher Theil liegt 2500 Fuß über der Meeresfläche und bildet die Hochebene von Tondano; auf dieser befindet sich ein See, der etwa 20 Miles im Umfange hat. Auf der Hochebene und am Rande derselben erheben sich vulcanische Kegelberge und Bergketten bis zu 7000 Fuß Höhe, und bis zu 4000 Fuß hinauf liegen viele Dörfer unweit von einander. In keiner andern Gegend hat Wallace eine so mächtige und fruchtbare Ackerkrume gesehen; der Boden wird durch die warmen Aequatorialregen bewässert, und deshalb sind die Berge bis zum Gipfel mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt. Vulcanische Ausbrüche sowohl von Asche wie von Lava sind keineswegs selten, Erdbeben kommen allwöchentlich oder doch allmonatlich vor.

Die Portugiesen errichteten im Jahre 1540 eine Factorei zu Menado; sie wurden 1677 von dort durch die Holländer vertrieben. — Die Einwohner von Minahassa, namentlich jene im centralen Hochlande, unterscheiden sich bedeutend von den übrigen und auch von allen anderen Leuten des Archipelagus. Ihre Haut ist hellbraun oder gelb, und manchmal so hell wie jene eines Europäers; der Wuchs gedrungen, der Körper wohlgestaltet, der Ausdruck des Gesichts offen und gefällig, doch treten bei zunehmendem Alter die Jochbeine stark hervor; das Haar ist straff und schwarz, wie ja überall bei den sogenannten malayischen Völkern. In einigen entlegenen Dörfern, wo muthmaßlich keine Vermischung mit Fremden stattgefunden hat, sind Männer wie Frauen auffallend hübsch, während nach der Küste hin, wo man das Blut nicht rein gehalten hat, die Menschen denselben Typus haben, welchen man insgemein bei den wilden Bewohnern der Umgegend findet.

Auch in geistiger und moralischer Beziehung treten eigenthümliche Züge bei ihnen hervor. In ihrem Benehmen zeigen sie sich ruhig und sanft, gehorsam und unterwürfig gegen die, welche sie als ihre Vorgesetzten betrachten; auch nehmen sie die Gewohnheiten civilisirter Leute willig und leicht an. Ferner sind sie geschickte Handarbeiter und scheinen einer geistigen Entwickelung in nicht unbeträchtlichem Grade fähig zu sein, natürlich durch gute Erziehung.

Vor wenig mehr als einem Menschenalter herrschten unter ihnen noch völlig barbarische Zustände, genau so wie sie im sechszehnten Jahrhundert gewesen sind. Praktisch genommen war jedes Dorf von einem besondern Stamme bewohnt, jeder hatte seinen eigenen Häuptling und der Krieg war an der Tagesordnung *). Sie baueten ihre Häuser auf Pfählen, um sich besser gegen ihre Feinde vertheidigen zu können (— schwerlich deshalb allein; die Pfahlbauten sind über den ganzen Archipelagus verbreitet; man stellt, schon aus Rücksicht auf die Gesundheit der Einwohner, die Hütten nicht auf den platten Erdboden —). Sie waren Kopfjäger (Kopfschneller, wie die Holländer sagen) gleich den Dayaks auf Borneo, und sollen dann und wann auch Cannibalen gewesen sein. Das Grab eines Häuptlings wurde gleich nach dessen Tode mit zwei Menschenköpfen geschmückt, und man tödtete zu diesem Behufe, falls gefangene Feinde nicht vorräthig waren, Sklaven. Schädel waren der Hauptzierrath an den Häusern der Häuptlinge; die Bekleidung war äußerst dürftig, das Land weit und breit eine Waldöde, in welcher die Dörfer in Lichtungen zerstreut lagen. Das Volk hatte dort Fruchtbäume und bauete Reis. Die gefürchteten Götter hausten in Vulcanen, in Bergströmen und in dem großen See; gewisse Bäume und Vögel waren von Einfluß auf die Handlungen der Menschen und deren Schicksal. Diese Götter oder Dämonen suchte man durch barbarische Festlichkeiten und Bräuche zu versöhnen; man glaubte, daß durch jene Dämonen Menschen sowohl bei Lebzeiten wie nach dem Tode in Thiere verwandelt werden könnten (— also der Glaube an Währwölfe —).

Hier also haben wir den wilden Menschen, so wild und barbarisch, wie er nur sein kann. Er lebt in kleinen Gemeinden beisammen, in steten Fehden mit seinen Nachbaren, er hat keinen Begriff von Verbesserung seiner Zustände, von irgend welchem Fortschritte.

Nun wurde im Jahre 1822 der erste Versuch mit dem Anbaue des Kaffees gemacht. Der Baum gedieh herrlich in einer Höhe von etwa 1500 bis 4000 Fuß über dem Meere, und von Seiten der Holländer wurden die Dorfhäuptlinge veranlaßt, sich beim Anbau zu betheiligen. Aus Java kamen Saatbohnen und Aufseher, welche den Wilden zeigten, wie man verfahren müsse; die Arbeiter bekamen gute Nahrung, und für den Kaffee, welchen sie ablieferten, erhielten sie einen festbestimmten Preis. Die Häuptlinge wurden zu „Majors" ernannt und es wurden ihnen fünf Procent vom Ertrage zugebilligt. Nach Verlauf einiger Jahre konnten schon Straßen von Menado, das am Meere liegt, nach der Hochebene hinauf gebaut werden; man bahnte gute, gangbare Pfade zwischen den einzelnen Dörfern, und nun kamen auch Missionäre, welche Schulen eröffneten. Nicht minder fanden chinesische Hausirer sich ein, von welchen die bisherigen Wilden allerlei Waaren, namentlich Kleider, kauften; sie lernten Behäbigkeiten kennen und zahlten mit dem Erlöse, welchen sie für ihre Arbeit baar bekommen hatten. Ohne alle Schwierigkeit konnte man das Land in Bezirke eintheilen und das System der Controleure einführen, welches sich auf Java so gut bewährt hatte. Der Controleur war ein Europäer oder doch ein Mann von europäischer Abstammung; er beaufsichtigte den Anbau in seinem Bezirke, ging dem Häuptlinge mit gutem Rath an die Hand, war Schutzpfleger des Volkes und Mittelsmann zwischen diesem und der holländischen Regierung. Er besuchte jedes Dorf in seinem Bezirke wenigstens ein Mal im Monate und erstattete dem Residenten Bericht. Während seiner Rundreise wohnte er bei den Häuptlingen, welche bald mit einander wetteiferten, ihn angemessen aufzunehmen und zu bewirthen. Die Dorfgemeinde war gern erbötig, eine bequeme Wohnung zur Aufnahme von Fremden zu erbauen, und als die Häuptlinge durch die Procente, welche sie von der Kaffeeernte bekamen, verhältnißmäßig wohlhabend wurden, fingen sie an, sich in ihren Wohnungen europäisch einzurichten und gut zu kleiden. Etwaige Streitigkeiten zwischen Dorfgemeinden wurden nun von einer höhern Autorität friedlich geschlichtet; man bedurfte keiner befestigten Pfahlhütten mehr, und unter der Leitung und nach Anweisung der Controleure wurden die meisten

*) Wallace fügt hinzu, daß diese Alfurus der verschiedenen Dörfer auch ganz verschiedene Sprachen geredet hätten (speaking languages unintelligible to each other); das kann aber platterdings nicht richtig sein und hat alle Analogien im Archipelagus gegen sich. A.

Dörfer nach einem regelmäßigen Plane zweckmäßig neu- und umgebaut. —

„Auf meinem ersten Ausfluge in das Innere von Minahassa,“ so sagt Wallace, „begleitete mich der Controleur des Bezirkes Tondano. Wir kamen zunächst in das sechs Miles von Menado entfernte Dorf Lotta, von wo wir weitere sechs Miles ununterbrochen bergauf gingen, bis wir das 2400 Fuß hohe Plateau erreichten. Unterwegs zogen wir durch drei Dörfer; sie waren so reizend und nett, daß ich darüber geradezu erstaunte. Die Hauptstraße, deren Geleise von den Ochsenkarren, welche den Kaffee ins Unterland bringen, tief ausgefahren sind, läuft an der Außenseite der Dörfer, so daß die Straßen in denselben reinlich gehalten werden können. Zu beiden Seiten derselben bestand der Gehweg aus grünem Rasen, der so glatt geschoren und so gut gehalten war, wie in einem englischen Park bei einer Villa. Die Häuser stehen etwas von der Straße zurück und ihre Vorgärten sind von derselben durch Rosenhecken geschieden. Die Rosen gedeihen in diesem prächtigen Klima ganz ausgezeichnet, blühen das ganze Jahr hindurch und sind für den Europäer, welcher dergleichen hier nicht vermuthet, eine höchst angenehme Ueberraschung. Die hübschen Häuser werden regelmäßig aus Holz aufgeführt und stehen auf 6 Fuß hohen Pfählen; diese sind blau, die Häuser selbst weiß angestrichen; jedes hat an der Vorderseite eine breite Veranda mit Geländer, zu welcher eine Treppe hinaufführt. Im Garten stehen Reihen von Orangenbäumen, einige Kaffeesträuche und blühende Staudengewächse. Alle Leute sind reinlich in Baumwollenzeug gekleidet. Die Landschaft ist im höchsten Grade malerisch, sie ist ganz herrlich. Kaffeeplantagen wechseln mit Reisfeldern und Gemüseäckern ab; der Hintergrund wird von bewaldeten Hügeln und vulcanischen Kegelbergen, gebildet; diese tragen Palmen und Baumfarren. Man hatte mir viel davon erzählt, daß Minahassa wunderschön sei, aber alle hochgespannten Erwartungen wurden doch weit übertroffen!

„Um ein Uhr Mittags erreichten wir das große Dorf Tomohon, welches den Mittelpunkt eines großen Kaffeedistrictes bildet, und kehrten beim Major ein. Hier wurde mir eine neue Ueberraschung. Das große, solid gebauete Haus war luftig, die Zimmer wurden Abends durch Hängelampen beleuchtet, Stühle und Tische waren von eingeborenen Handwerkern, die sich ihren holländischen Lehrmeistern gegenüber sehr anstellig gezeigt hatten, sauber gearbeitet. Als wir in der Veranda Platz genommen hatten, wurden nach holländischem Brauche Madeira und Liqueure herumgereicht, und dann brachten zwei glattgekämmte, hübsch gekleidete Knaben Waschwasser und Handtücher. Das Mittagessen ließ nichts zu wünschen übrig; wir hatten gekochte Hühner von verschiedener Zubereitung, Wildschwein gedämpft, geröstet, gebraten, ein Fricassee von Fledermäusen mit Kartoffeln, Reis und verschiedenen Gemüsen, französischen Rothwein und englisches Ale. Das Geschirr war von weißem Porzellan, das Tischtuch untadelhaft weiß. Der Major, unser Wirth, war in schwarzer Kleidung; er trug eine seidene Weste und Glanzschuhe; sein Benehmen war zwanglos und gentlemanly. Die Unterhaltung wurde in malayischer Sprache geführt. Ich blieb über Nacht und schlief in einem Gemache, das ich als ein kleines Juwel bezeichnen möchte: blau und weiße Gazevorhänge um das Bett, Laken und Ueberzüge schneeweiß, und auch sonst fehlte nichts von allen den Bequemlichkeiten, welche wir Europäer verlangen.

„Nun, der Vater des Majors, war ein gründlicher und urwüchsiger Wilder gewesen, der seinen Leib mit Baumrinde dürftig bekleidete und in einer befestigten Pfahlhütte wohnte!

„In jenen Dörfern werden die Kaffeeplantagen und Reisfelder durch gemeinschaftliche Arbeit bestellt. Der Häuptling und einige alte Männer bestimmen, an welchen Wochentagen gearbeitet werden solle. Um sieben Uhr Morgens werden die Leute durch Schläge auf die Gongs herbeigerufen, und dann ziehen Männer, Weiber und Kinder ins Feld, um zu jäten, Kaffee zu pflücken oder sich auf den Reisfeldern zu beschäftigen. Ueber die Arbeitsstunden, welche eine Familie geleistet hat, wird Buch geführt, und nach der Ernte erhält jede den auf sie treffenden Antheil.

„Solch ein System gemeinschaftlicher Arbeit kommt in den ersten Stadien der Civilisation auch sonst nicht selten vor, und da, wo es besteht, sollte man verständigerweise Alles aufbieten, um es zu erhalten, wäre es auch nur deshalb, weil bei demselben der Anbau neuer Producte und verbesserte Arbeitsmethoden leicht bewerkstelligt werden können. In Minahassa waren die Leute daran gewöhnt, jenem Systeme gemäß ihre Reisfelder zu bestellen, und deshalb machte es sich eigentlich ganz von selber, daß sie es mit dem Kaffeebau in derselben Weise hielten. Sie ziehen vergnügt mit ihren Angehörigen und Nachbaren ins Feld; sie brauchen keine Aufseher und arbeiten gut und munter. Sie thun es für sich selber, denn Alles, was sie ernten, gehört ihnen, und so erwirbt jede Familie Mittel genug, um sich Waaren und Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche früher zu den unbekannten Dingen gehörten. Von Zwangsarbeit kann hier überall keine Rede sein.

„Im kleinen Dorfe Rurukan wohnte ich dem Schulhause gegenüber, das auch als Kirche diente, und hatte vollauf Muße zum Beobachten. Der Schulmeister war ein Eingeborener und von dem Missionär zu Tomohon erzogen worden. An jedem Morgen wurde drei Stunden Schule gehalten und an zwei Abenden in der Woche war Katechismusstunde. Die Kinder wurden in malayischer Sprache unterrichtet und zum Schlusse sangen sie Psalmen. Der Gesang gehört zu den (nicht eben zahlreichen) Wohlthaten, welche die Wilden überall den Missionären verdanken; denn an die Stelle des eintönigen und zumeist melancholischen Singsangs der „Naturmenschen“ treten wohlklingende und auferbauende Melodien. In Minahassa singt das Volk gern auch im Familienkreise.

„An den Katechesirungsabenden ist der Schulmeister mächtig groß, denn er predigt und lehrt volle drei Stunden hinter einander trotz dem langweiligsten Methodistenpastor. Aber es muß rühmlich hervorgehoben werden, daß hier, in diesem Lande, die Missionäre ohne allen Zweifel Großes geleistet haben. Unter Beihülfe der Regierung, von der sie rechtschaffen gefördert wurden, haben sie binnen kurzer Zeit wilde Barbaren in gesittete Menschen umgewandelt. Vor dreißig Jahren war, wie schon gesagt, das Land weit und breit eine Wildniß, und Menschenköpfe an den Häusern galten als Schmuck und Zierrath. Nun ist ganz Minahassa wie ein lieblicher Garten, Wege und Straßen sind überall, bei den Dörfern liegen die schönsten Reisplantagen der Welt und die Reisfelder liefern Nahrung in Fülle. Das Volk hier ist nun das betriebsamste, friedlichste und civilisirteste im ganzen Archipelagus. Kein anderes ist besser gekleidet und genährt, keins wohnt bequemer, keins ist besser erzogen.

„Diese wohlthuenden und erfreulichen Resultate — so fährt Wallace fort — verdankt man zum großen Theile dem Regierungssysteme, welches die Holländer in ihren Besitzungen befolgen. Man bezeichnet dasselbe wohl als väterlichen Despotismus. Wir Engländer lieben den Despotismus nicht, wir hassen sowohl die Sache wie den Namen, wir würden lieber sehen, daß ein Volk unwissend, faul und moralisch nichtsnutzig ist, als daß wir andern als moralischen

Zwang gebrauchen möchten, um es fleißig, verständig und gut zu machen."

Der Engländer Wallace vergißt das bekannte Landraub- und Ausrottungssystem, z. B. auf Neuseeland, dann aber sagt er seinen Landsleuten eine ethnologische Wahrheit, gegen welche die philanthropische Sorte John Bull's stupid genug die Ohren und Augen verschließt: „Wir thun daran ganz recht, wenn wir mit Menschen zu thun haben, die unserer eigenen Race angehören, welche denken wie wir und mit uns dieselben Fähigkeiten haben. Bei solchen werden Lehre und Beispiel, die Gewalt der öffentlichen Meinung, die langsamen aber sicheren Wirkungen der Erziehung ihren Einfluß nicht verfehlen; dann wird auch keine Bitterkeit, keine Servilität, keine Heuchelei und kein Gefühl des Druckes aufkeimen, wie das unter despotischem Zwange nicht anders sein kann."

Die Sache ist aber ganz anders, wenn die Regierten einem Stamme angehören, welcher eingestandenermaßen und ohne alle Frage niedriger steht als die Regierenden. Dann sind Schutz und wohlwollende Bevormundung an ihrer richtigen Stelle. Man hat geistig Minderjährige vor sich. Und üben wir Europäer denn nicht auch einen gewissen Despotismus, wenn das der Name sein soll, aus in der Familie und in der Schule? Wir gehen von dem Erfahrungssatz aus, daß Kinder und Minderjährige nicht für sich selber über das entscheiden können, was zu ihrem dauernden Wohlergehen nothwendig und ersprießlich ist. Kindern muß eine Autorität fühlbar gemacht werden; sie haben manche Dinge zu lernen, deren Nutzen und Nützlichkeit sie nicht begreifen und zu welchen sie sich nicht herbeilassen würden, wenn sie nicht durch Gebot und Zwang dazu angehalten würden. Es wird ihnen anbefohlen und nöthigenfalls zwangsweise eingeschärft, daß sie fleißig, reinlich, folgsam sein müssen; darauf halten Eltern oder Vormünder. Das mag in noch so milder Weise geschehen, ist aber darum nicht minder „despotischer Zwang". Diesem sind Schüler und Lehrlinge unterworfen, zu ihrem eigenen und der Gesellschaft Besten, und das wird ihnen denn auch bald klar.

Nun ist aber nicht bloß eine Aehnlichkeit, sondern in vielen Fällen eine genaue Einerleiheit vorhanden in den Verhältnissen zwischen Meister und Lehrburschen, Vater und Kind einerseits, und zwischen einem wilden Volke und dessen Beherrschern andererseits. Der Wilde begreift sehr wohl, daß der civilisirte Mensch ihm überlegen ist, und er eignet sich gern solche Gebräuche an, die nicht allzu sehr gegen seine Trägheit, seine Vorurtheile oder Leidenschaften verstoßen. Aber das bloße Beispiel reicht nicht aus, wenn er auf eine höhere Entwickelungsstufe gebracht werden soll. Wenn wir Europäer uns für berechtigt halten, ein beliebiges Land in Besitz zu nehmen und in demselben über ein wildes Volk zu herrschen, — wenn wir ferner es für unsere Pflicht halten, diese unsere wilden Unterthanen möglichst zu civilisiren, — dann dürfen wir uns nicht allzu sehr an die Redensarten von „Despotismus" und „Sklaverei" stoßen. Es ist vielmehr unsere Pflicht, die Autorität, welche wir besitzen, derart geltend zu machen, daß wir jene Wilden zu mancherlei anhalten, das ihnen gar nicht zusagt, das wir aber für durchaus nothwendig für ihren geistigen und moralischen Fortschritt halten. In dieser Beziehung haben die Holländer ein durchaus verständiges Verfahren beobachtet. Sie haben in den meisten Fällen die Autorität der eingeborenen Häuptlinge, welchen das Volk freiwillig gehorchte, gekräftigt; sie haben die Intelligenz und das eigene Interesse dieser Häuptlinge klug zu benutzen verstanden, und auf solche Weise ein Volk für die Civilisation gewonnen, das wahrscheinlich sehr widerspenstig sich gebehrdet hätte, wenn die Fremden Zwang hätten üben wollen.

Bei der Durchführung eines solchen Systems hängt natürlich viel von der Anlage und dem Charakter eines Volkes ab; was hier ganz vortrefflich wirkt, hat dort vielleicht wenig oder gar keine ersprießlichen Folgen. In Minahassa ist bei von Natur gelehrigen, ganz intelligenten Leuten der Fortschritt rasch von statten gegangen. Wie viel auf solche Charaktereigenschaften ankommt, das sieht man an einem scharfen Gegensatze, nämlich bei den Bantiks (— wir haben derselben, nach Bickmore, schon weiter oben erwähnt —). Dieser Stamm wohnt in der unmittelbaren Nähe von Menado, aber alle Bemühungen der Regierung, ihn zu regelmäßigem Anbau des Feldes zu bewegen, sind durchaus vergeblich geblieben. Die Bantiks sind und bleiben wild, wie sie stets waren, und lassen sich höchstens nur gelegentlich zum Lasttragen herbei.

Jenes System, das unter Umständen so wohlthätig wirkt, stimmt allerdings nicht überein mit „freiem Handel, freier Arbeit, Gewerbefreiheit, freier Beweglichkeit des Verkehrs" rc. und würde in Europa, selbst wenn es durchführbar wäre, doch ganz verwerflich erscheinen. Der Eingeborene darf sein Dorf nicht verlassen, ohne einen Paß zu haben; er kann bei keinem Kaufmann oder Capitän in Arbeit treten, wenn er keine Erlaubniß von der Behörde dazu hat. Aller Kaffee muß an die Regierung abgeliefert werden, die nur halb so viel dafür zahlt, wie ein Privatkaufmann geben würde. Das nimmt sich allerdings monopolistisch aus; man muß aber wohl in Erwägung ziehen, daß ohne solche Beschränkungen überhaupt kein Kaffeebau stattfände und das nun vergleichsweise civilisirte Volk noch heute in seiner barbarischen Wildheit verharren würde.

Die Kaffeepflanzungen verursachten der holländischen Regierung viel Mühe und große Auslagen; sie ließ die Straßen bauen, sorgte für Erziehung rc., und dafür entschädigt sie sich durch ihr Monopol, welches für die Eingeborenen nichts weniger als Druck ist. Welch ein Recht haben wir, uns darüber zu ereifern, wir, die wir Salzsteuer erheben und in Indien ein Opiummonopol aufrecht erhalten, die doch beide auch nicht ein Iota zur Wohlfahrt des Volkes beitragen und gegen welche das Kaffeemonopol in Minahassa sich doch in hohem Grade respectabel ausnimmt! Und, wohlgemerkt, die holländische Regierung betrachtet dasselbe nicht als ein permanentes, sondern als eine Uebergangsstufe.

Concurrenz und Freihandel sind an und für sich ganz vortreffliche Dinge, es fällt uns aber nicht ein, zehn- bis zwölfjährige Knaben und Mädchen der freien Concurrenz in der weiten Welt zu überantworten. Wir (Engländer) gehen meiner Ueberzeugung zufolge sehr bedachtlos und unverständig zu Werke, indem wir wilde Völker, welche wir unterworfen haben, sogleich der vollen Concurrenz mit unserer gesammten europäischen Civilisation preisgeben und dann in dem Wahne stehen, daß sie sich dabei wohlbefinden oder bestehen könnten! Wer wagt es zu bezweifeln, daß die Neuseeländer der Entwickelung und des Fortschrittes fähig gewesen wären, falls man sie mit einem Bevormundungssysteme bedacht hätte, bei welchem für ihre Erziehung und ihren Schutz gesorgt worden wäre, so lange, bis sie auf eigenen Beinen hätten stehen können? Statt derart verständig und wohlwollend zu verfahren, haben wir sie ohne Weiteres in unmittelbare Berührung mit unserer Macht, unserer Energie und unserm ganzen überlegenen Vermögen gebracht und erreichen es denn auch, daß wir sie über kurz oder lang ausrotten, nachdem wir sie bereits zu Grunde gerichtet haben. Auf Ceylon und in Indien sind große Capitalien im Kaffee- und Indigobau angelegt worden; aber wo wäre denn dort

ein Fortschritt, eine Entwickelung in der Civilisation bei den Arbeitern zu verspüren, wie in Minahassa? Dagegen wächst auf Java und in Nordcelebes die Bevölkerung unablässig an und ihre materiellen und sittlichen Verhältnisse bessern sich immer mehr. Das Volk kommt zu Wohlstand und die Regierung hat ein beträchtliches Einkommen, ohne daß sie directe Steuern aufzuerlegen brauchte. Ein System, das so ersprießliche Resultate bringt, ist gut, und wir sollten uns wohl hüten, unsere Maximen von freiem Verkehr, unbeschränktem Wettbewerb &c. in Anwendung zu bringen, wenn es sich darum handelt, wilde Völker ihrer Barbarei zu entreißen, nicht aber sie der Vertilgung und Ausrottung preiszugeben. **A.**

---

# Das Familienleben im islamitischen Osten.

Von **Hermann Vambery** in Pesth *).

## I.

Die Idee, über das Familienleben im Osten eine Vorlesung zu halten, dürfen Sie keinesfalls als einen plötzlichen, unüberlegten Einfall ansehen. — Während meines jahrelangen Aufenthaltes in islamitischen Ländern, wo ich ausschließlich in mohammedanischen Häusern wohnte, ja in einer Familie mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Mentors, Französisch-Meisters und Elementarlehrers vertretend beinahe zum Familienmitgliede gerechnet wurde, hat mich immer jene Aehnlichkeit frappirt, die zwischen dem Schalten und Walten im engern Kreise des häuslichen Lebens und dem großen staatlichen Connexe vorhanden ist.

Dieselben Fehler und Gebrechen, welche ich in der Familie als Hauptstörer des Glückes, als Beeinträchtiger der Ordnung und des Fortschrittes bemerkt, dieselben Fehler, am allertreuesten copirt, nahm ich auch in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung wahr, und da ich mir schon früh die Ueberzeugung verschaffte, daß zur Heilung des letztern die Heilung des erstern unumgänglich nothwendig sei, d. h. daß man, um einen geregelten Staat zu haben, ein gut geordnetes Familienleben haben müsse; so hat die häusliche Existenz der Mohammedaner, sei dies in der Türkei, Persien oder in der Tatarei, immer meine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Das Bild, obwohl schon seit einigen Jahren meinem physischen Auge entrückt, steht dem ungeachtet noch immer in hellster Farbentracht vor meinem geistigen da; nicht aber, als ob ich es mit Bewunderung und verstohlener Sehnsucht anblicken würde; nein! Es lebt als jener wichtige Moment in meinem Angedenken, dem ich das Wohl und Wehe der Mohammedaner, ja sämmtlicher islamitischer Asiaten zuschreibe; es lebt als der grellste Contrast zwischen unserm christlich-abendländischen Familienleben und dem des islamitischen Orientes, — ein Contrast, der selbst für den Beobachter aus zweiter Hand noch genug Interesse hat.

Mir bietet sich nur eine Schwierigkeit, und diese ist, daß es mir schwer fällt zu wählen, in welchem Lande und in welcher Classe der Gesellschaft ich das Zeichnen meines Bildes beginnen solle. — Sprache, Nationalität und klimatologische Verhältnisse bilden nur leise Nuancen des in Rede stehenden Themas, denn daß Chinesen, Hindu, Araber, Perser und Türken, was das große Gebäude ihrer Familie betrifft, sich nur wenig unterscheiden, wird heute, nach dem, was die reiche Reiseliteratur Asiens uns erzählt hat, wohl keine Neuigkeit mehr sein. Wir hätten demnach nur mit der Verschiedenheit des Standes zu thun, des Standes, von welchem es auch in Asien verschiedene Kategorien giebt. Ich sollte Ihnen demnach das Familienleben des Armen, des Mittelmannes und des Allerreichsten schildern; doch da das Familienleben der ersten Classe sowohl in Europa als auch in Asien gar nicht wesentlich differirt, so wollen wir diese beiseite lassen und uns lieber eingehender mit den beiden letzteren beschäftigen, da diese jenen Weg bilden, den wir einschlagen müssen, um unsere Civilisationsbestrebungen im Osten zu verwirklichen. Mit ihnen muß begonnen werden, um auf die übrigen zu wirken; denn wenn selbst im gebildeten Europa die großen Massen dem Beispiele einiger Weniger zu folgen gewohnt sind, so ist dies in Asien noch hundertmal eher der Fall. —

* * *

Wir beginnen bei den Türken, bei der mit uns verhältnißmäßig am meisten und am längsten in Berührung stehenden Nation.

Stellen Sie sich vor, Sie wohnen mit mir, als Fremde natürlich, im Selamlik, d. h. in dem von Männern bewohnten Theile des Hauses; denn nur Frauen hätten das Recht, sich im Harem einzuquartieren. Wir wohnen im ersten Stock eines Hauses, von dem der zweite, wie gewöhnlich, zum Empfange der Gäste, das Erdgeschoß zum Aufenthalt der Dienerschaft bestimmt ist. Wir sind also im ganzen Stockwerke des Hauses völlig allein. Eine traurige Position, die mir jahrelang in der Mitte einer der bewohntesten Städte der Welt Begriffe von Einsiedlerexistenz gab. Doch soll es uns jetzt gar nicht schaden, denn unseren Beobachtungen wird diese Einsamkeit um so nützlicher sein. —

Es ist 6 Uhr am Morgen.

Hören Sie einige dumpfe Schläge am Dolab, an diesem runden Drehkasten, durch welchen die beiden Theile der Wohnung mit einander in Verbindung stehen? Die Schläge wiederholen sich immer heftiger, bald darauf folgen die schweren Tritte eines Dieners, dem eine Sklavin die wichtige Mittheilung macht, daß der Herr des Hauses sein Bett verlassen, sein Bad genommen habe, und nun das Selamlik mit seiner Gegenwart beglücken werde, um seinen Morgentschibuck zu rauchen.

Eine kleine Pause tritt ein. Bald verbreitet sich die Nachricht, daß der Pascha, Bey, Efendi, Chan oder Mirza „herausgekommen sei", womit man auf seine Transmigration von der Frauenabtheilung des Hauses in die Männerabtheilung hindeutet. Der eine Satz: „Er ist herausgekommen", bringt die Dienerwelt auf die Beine; ein Tschibuck-, Nargileh-

*) Ein Vortrag, welchen jüngst Herr Professor Vambery zu Sheffield, Leeds und Halifax gehalten hat. Wir theilen denselben im deutschen Originale mit. D. Red.

und Tschilimwärter schleppt sich mühselig durch den Gang, dem Gemache seines Herrn zu, indem er sich mit den Händen theils die halbverschlafenen Augen reibt, theils aus voller Brust in das Feuer bläst, welches das narkotische Gift beleben soll. Ihm folgt der Kaffee- oder Theediener, denn obwohl der Hausherr sich schon im Harem an diesen Genüssen einmal regalirt hat, so muß er es doch im Selamlik noch einmal. Das dort Geschehene wird hier als nicht geschehen betrachtet, und wenn er dort auch schon einmal erwacht ist, so muß er doch hier noch einmal erwachen. — Ohne gegrüßt zu werden, oder selber zu grüßen — (denn der eigene Diener grüßt im Osten nie seinen Herrn, wird auch von diesem nicht gegrüßt) —, so verlangt es orientalische Etikette, muß er nun mit langen Zügen dem Pfeifenrohr oder dem Getränke zusprechen. Kaum aber hat er sich dieser Pflicht entledigt, da nähert sich ihm schon der Wekil Chardsch — Majordomus — oder Chazi Nedar — Schatzmeister —, die auf ellenlanges Papier geschriebenen Rechnungen ihm vorlegend, um seine Genehmigung für diese oder jene Hausangelegenheit zu erlangen, oder um seine Unterschrift, d. h. seinen Siegeldruck, der zur Behebung der bestimmten Summe beim Familienbankier nöthig ist, zu erhalten. Denn wohl verstanden, die Pflicht der Hausfrau wird bei den Mohammedanern immer von dem Hausherrn besorgt. Mit schläfriger, verdrießlicher Miene durchläuft der Gebieter den Säulengang der verschiedenen „Detto" und Hausausgaben, mit noch größerm Widerwillen aber greift er zu dem auf nackter Brust befindlichen Seidensäckchen, welches die verschiedenen Siegel enthält, und das, vor den eigenen Kindern verborgen gehalten, selbst bei Nacht nicht vom Leibe entfernt wird. — Die Rechnung wird richtig befunden, Anweisungen auf Geld werden ausgefolgt, doch thut dies der orientalische Hausherr immer in Begleitung einiger tiefen Stoßseufzer. Er weiß, daß die Hälfte oder ein Drittheil des Aufgeschriebenen erlogen ist, er weiß es, daß der Mann, den er schon 10 bis 15 Jahre im Hause hat, ihn schrecklich bestiehlt und ferner bestehlen wird; das Alles ist ihm kein Geheimniß. Denn der betreffende Diener bezieht einen Monatsgehalt von 200 bis 250 Piaster, seine Ausgaben aber belaufen sich auf 500, ja manchmal 1000 Piaster; Nebengeschäfte betreibt er nicht, also woher nehmen, wenn nicht stehlen? Der Türke seufzt, doch helfen kann er sich nicht. Erstens behauptet er, daß ihm unbemerkter Diebstahl gar nicht wehe thue, zweitens ist es seiner Ansicht nach besser, „die Fliege, welche an seinem Blute sich sattgetrunken hat, weiter trinken zu lassen, als durch Forttreiben oder Todtschlagen einer neuen, hungerigern den Platz zu räumen." —

Und sehen Sie! Dasselbe trifft man auch im Staatsleben an. Beamte mit 500 Piaster Monatsgehalt verbrauchen 1000, die mit 5000 verbrauchen 10,000 u. s. w. Der Sultan oder Schah sieht, wie dieser oder jener, ohne Handel zu treiben, ohne besondere Industrie, einzig und allein vom kargen Gehalte sich stupende Reichthümer anhäuft. Hier und da, namentlich im fernen Osten, wird wohl so manche Fliege, die sich vollgesogen hat, gepackt, das tropfenweise genommene Blut wird ihr dann auf einmal confiscirt; doch am Bosporus schämt man sich, barbarisch zu sein, und ein türkisches Sprüchwort sagt: Padischahhin mali deniz, Jeme jon domuz; d. h. des Padischahs Reichthum ist ein Meer, wer nicht davon trinkt, ist ein Schwein. Doch genug von dieser saubern Staatsökonomie!

Sehen wir weiter, wie es im Hause zugeht! Nach Verrichtung des mühseligen Geschäftes des Zählens und Schuldenmachens wird zur Erholung eine zweite Pfeife geraucht. Auch der Dolab fängt an, seine Schläge von Neuem hören zu lassen; eine gellende, jugendliche Stimme ruft einen der Diener, gewöhnlich den ältesten und vertrautesten, herbei, damit er dem jungen Bey, der nun auch den Harem verlassen will, die Hände reiche, und ihn zu seinem Vater führe. Der Diener begiebt sich vor den von der Haremthür herabhängenden Vorhang, steckt die Hand hinter denselben und zieht ein, zwei oder auch mehrere Kinder auf einmal hervor, die in frischem Anzuge ihrem Papa vorgestellt werden, und schon im Alter von 4 bis 5 Jahren mehrere Mal aufgefordert werden müssen, sich niederzusetzen, denn das Kind soll aus Achtung vor seinem Vater stehen bleiben, — aus Achtung, die oft Liebe verdrängt und dennoch schon so früh eingeschärft worden ist.

Nachdem sich die Kinder zurückgezogen, beginnt die eigentliche Arbeitszeit, welche bis 11 Uhr, d. h. bis zum Frühstück oder Mittagsmahl, wie Sie es nennen wollen, dauert. Es ist dies die belebteste Periode des Tages in dem Hause der Orientalen, die von der kleinsten Arbeit bald ermüden, und die nur in den ersten Morgenstunden mit einem gewissen Grade von Lebendigkeit und Behendigkeit an die Arbeit gehen können. Ob in Konstantinopel, Teheran oder anderswo, überall findet man den Herrn zu dieser Zeit am sichersten zu Hause. Wenn Beamter, was übrigens jeder Orientale höherer Classe ist, empfängt er zu dieser Stunde seine Subalternen. Die Vorhalle des Selamliks ist von den Dienerhaufen der hin- und herrennenden Gäste angefüllt, die Zimmer selbst sind in dicken Rauchqualm der dampfenden Pfeifen gehüllt. Zwanzig bis dreißig Gäste aber werden hier zusammen oft kaum so viel Zeichen der Lebhaftigkeit geben, kaum so viel Geräusch verursachen, als zwei oder drei Europäer, namentlich Südeuropäer pur sang. Ereiferung ist einmal dem Orientalen eine verhaßte Gemüthsbewegung, welche er stets meidet und meiden wird, sowie er jede überflüssige körperliche Bewegung meidet. Im Gegensatze zu unseren Ansichten sieht er geistige und körperliche Ruhe als Haupterforderniße zur vollkommenen Gesundheit an. — Sonderbar genug haben diese Herren, trotz der schwerfälligen, unbeweglichen Position, die sie durch mehrere Stunden eingenommen, dennoch einen Riesenappetit für das nächste Frühstück bereit, wozu sich alle Anwesenden ohne jede Aufforderung eingeladen fühlen; denn wie unpassend, ja unerhört es wäre, in einem Zimmer zu verbleiben, wo Andere speisen ohne an dem Essen Antheil zu nehmen, für ebenso anstandslos wird es angesehen, bei verlängertem Morgenbesuche ohne Morgenmahl ein Haus zu verlassen.

Auf die einfache Anzeige eines Dieners, welcher die Worte, „das Essen ist herausgekommen" hören läßt, macht sich die Gesellschaft speisebereit. In einer Secunde ist der runde Tisch abgeräumt, die große Messingtafel aufgelegt, Brotstücke und Löffel werden rundum ausgetheilt, und kaum hat sich die Gesellschaft vom Sitze erhoben, als schon die vom Eiwas aus der Küche auf dem Kopfe herbeigetragene große Holztasse, auf der die verschiedenen Schüsseln stehen, entweder im Zimmer selbst oder im Vorhause niedergestellt wird, und die einzelnen Gerichte werden dann mit staunenswerther Schnelligkeit durch die Hände der stehenden Diener den Speisenden vorgesetzt und auch bald wieder abgenommen. Wie die der Uebereilung so überaus feindlich gesinnten Orientalen bei der Tafel eine Hast sondergleichen an den Tag legen, trotzdem sie die Schädlichkeit dieses Gebrauches kennen; wie diese Menschen, die so langsam gehen, langsam sprechen, langsam denken, ja in jeder Hinsicht langsam handeln, eben beim Essen so schnell und flink sind, das wird Sie ebenso sehr überraschen, wie es mich überrascht hat. Ich habe lange über die Ursache dieses sonderbaren Phänomens nachgedacht und schließlich herausgefunden, daß nur das monotone Aeußere der Männergesellschaft diesen naturwidrigen Gebrauch, der

heute überall herrschende Sitte geworden ist, erzeugt hat. Hätten unsere lieben Orientalen, so wie wir in Europa, eine Dame an ihrer Seite, welche sie selbst dann gesprächig machen würde, wenn sie es auch nicht sein wollten, eine Dame, der gegenüber sie sich geistreich und gefällig zeigen wollten, wie wir es thun, und — meine ich — gern thun; so würden sie erstens langsamer essen, zweitens würden die Pausen zwischen den einzelnen Gerichten länger anhalten und drittens müßten sie, was eigentlich die Hauptsache ist, einsehen, daß die Tafel nicht nur materielle, sondern auch geistige Genüsse bieten kann, was aber heute noch nicht der Fall ist. — In weniger als einer Viertelstunde zehn bis funfzehn Gerichte zu verspeisen, das muß nothgedrungen den Magen in einen elastischen Sack verwandeln, der in der Eile vollgestopft wird; und wirklich gleichen unsere orientalischen Menschenbrüder nach dem Essen solchen Wesen, die einen solchen Sack in sich herumzutragen scheinen. Sie werden noch schwerfälliger, noch müder, und es ist wahrlich kein kleines Kunststück, wenn der Türke oder Perser sich nach dem Gabelfrühstück an sein Geschäft begeben kann. Am Bosporus pflegt die Herrenwelt nach dem Essen, das ungefähr bis $11\frac{1}{2}$ Uhr dauert, ins Büreau zu gehen. — Das Selamlik wird öde, das Haus nimmt eine andere Gestalt an. Von meinem Zimmer aus werden Sie dies am besten beobachten können.

---

# Schädel und Menschenracen.

Mit der sogenannten Kraniologie ist so viel Spielerei und so mancher Mißbrauch getrieben worden, daß Viele derselben nun überdrüssig sind und ihr geringere Beachtung schenken als sie in einiger Hinsicht verdient. Allerdings gewann es beinahe den Anschein, als ob die Anthropologie zu einem wahren Golgatha, zu einem Calvarienberge werden sollte, und man verstieg sich in der Wunderlichkeit dermaßen weit, daß man annahm, die sogenannte Civilisation könne im Fortgange der Zeit die Knochenkapsel erweitern, um größern Raum für die civilisatorische Thätigkeit des Gehirns zu schaffen! Der Schädel werde größer und größer — aber, so wird entgegnet, wo nähme das Wachsthum ein Ende, und kämen wir dann nicht zu einer Makrokephalie der „civilisirten" Völker? Und ließe sich nicht mit demselben Recht analog annehmen, daß bei „wilden" oder „Natur"-Völkern auch eine rückgängige Bewegung zu größerer Nichtcivilisation stattfinden müsse? Wenn Jemand, der sehr viele Schädel untersucht hat, den Schädel eines Joloffnegers vom Senegal für „prächtig und eminent kaukasisch" erklärt hat, so begreift man leicht, daß die Kraniologie, welche heute noch so wenige sichere Resultate aufzuweisen hat, für die Bestimmung und Eintheilung der Menschenracen von keinem Werth sein kann. Ohnehin muß sie die Hauptsache, die Psyche der Völker und die Racenanlage, das Immanente und Permanente in der Seele der großen, eigenartigen Menschengruppen aus dem Spiele lassen. Für diese giebt das Knochengehäuse gar keine Erklärung. So wie die Kraniologie gegenwärtig dasteht, hat sie gewiß ihren großen Nutzen für die anatomische Wissenschaft, für die Culturanthropologie dagegen kann sie noch keine Bedeutung in Anspruch nehmen.

In der „Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hülfswissenschaften als Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und Geschichte", herausgegeben von Adolf Bastian und R. Hartmann (Berlin 1869; soeben ist das erste Heft erschienen, und wir werden demnächst specieller auf dasselbe eingehen), bemerkt Bastian in einem Aufsatz „über das natürliche System in der Ethnologie" Folgendes: „Der eigentliche Schöpfer unserer neuen Ethnologie (Blumenbach) gedachte dieselbe auf der Basis der Kraniologie aufzubauen, und wäre das kraniologische Princip für die Eintheilung eben so ausreichend als übersichtlich und praktisch, so würde es Thorheit sein, nach einem andern suchen zu wollen. Wenn wir die Menschenracen mit derselben Genauigkeit ihren Schädeln nach in unsere Fächer einreihen könnten, wie die Krystallographie die gemessenen Krystalle; — wenn es möglich wäre, dieselbe Sauberkeit und Schärfe, welche die Arbeiten der Mineralogen so vortheilhaft auszuzeichnen pflegen, auch für die Ethnologie zu bewahren, — wer würde dann noch ungenügsam sein und mehr verlangen? Leider aber werden wir solchen Träumen entsagen müssen, denn nicht der Kopf allein ist der Mensch, und nur ein geringer Theil der Gehirnthätigkeit läßt sich aus der knöchernen Umhüllung ablesen. Das Lückenhafte in der kraniologischen Eintheilung war nicht länger zu verdecken." —

Robert Hartmann hebt in einem ganz vortrefflichen Aufsatz: „Untersuchungen über die Völkerschaften Nordostafrikas" die Wichtigkeit hervor, welche eine gründliche Untersuchung der physischen Beschaffenheit des Menschen für die Völkerkunde in Anspruch nehmen darf. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen:

„Diese Methode hatte sich leider längere Zeit hindurch von Seiten der Linguisten und Historiker keiner besondern Beachtung zu erfreuen gehabt. Nur zu häufig hatten sich vielmehr die beiden letzteren Kategorien angehörenden Forscher damit begnügt, in ihren Völkerbesprechungen mit einigen vagen Redensarten wie: kaukasischer Habitus, semitische Physiognomie, negerähnliche Gesichtsform &c. zu kokettiren. Eine solche Vernachlässigung, deren Hauptgrund Nichtkenntniß jener eben erwähnten Methode war, und ferner so viele unsichere Erfolge auf linguistisch-historischem Boden der Ethnologie konnten bei den Naturforschern wohl einige Erbitterung hervorrufen."

„Nicht wenige derjenigen, welche sich neuerdings Anthropologen von Fach genannt, welche also den Menschen hauptsächlich als Object naturgeschichtlicher Untersuchung betrachteten, haben denn auch ihrem Verdruß über die Anmaßung der Anderen, allein das Woher und Wie der Völker entscheiden zu wollen, Raum gegeben. Mit einer gewissen Gereiztheit hat man von Seiten etlicher Naturforscher dazu aufgefordert, vor Allem den Schädel- und Gliederbau, den physiognomischen Charakter, die Maßverhältnisse der Theile des Organismus, die Farbe der Haut, die Beschaffenheit der Haare &c. zu studiren, dagegen aber von sprachlichen, religiösen und traditionellen Verhältnissen mehr Abstand zu nehmen. Dadurch ward nun wieder an vielen Orten eine Einseitigkeit der Auffassung geschaffen, welche lähmend wirkte, zumal diese Auffassung mehr und eifrigere Anhänger fand, als man bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei der Klarheit der Sachlage doch hätte erwarten und wünschen mögen. Was nun aber die naturwissenschaftliche

Forschung in der Lehre vom Menschen in gehöriger Verbindung mit anderen Forschungsmethoden zu leisten im Stande sein werde, das zeigen die Arbeiten deutscher, englischer und französischer Fachmänner schon zur Genüge."

„Die naturwissenschaftliche Methode in der Ethnologie wendet sich vor Allem mit voller Berechtigung dem Baue des menschlichen Skeletes zu, namentlich aber des Schädels, in welchem letztern Gehirn und Sinneswerkzeuge ihren Sitz haben, an dessen Antlitztheil alle die Physiognomie darstellenden Weichgebilde sich anlehnen. Die möglichst gründliche Erforschung dieser Theile ist sicherlich von der höchsten Wichtigkeit. Aber auch solche Arbeitsmethode hat ihre Gefahren, wenn sie zu einseitig betrieben, wenn ihre Leistungsfähigkeit für das große Ganze überschätzt wird. So hat man neuerlich leider schon begonnen, mit der reinen, einseitigen, ich möchte sagen übertriebenen Kraniologie ins Blaue hinein recht erklecklichen Unfug zu treiben. Schädelmessungen sind ja geradezu Mode geworden."

Robert Hartmann sagt weiter und wir pflichten ihm von unserm culturanthropologischen Standpunkte aus vollkommen bei: „Bei solchem Verfahren hat freilich die Ethnologie bis jetzt herzlich wenig gewonnen, besonders wenn man die Beschränktheit und Unbestimmtheit eines großen Theiles des vorhandenen Materials ins Auge faßt. Was kann es z. B. wohl viel nützen, wenn ein Anatom aus irgend einer Sammlung dieses oder jenes Kranium mit der Etikette: Schädel eines Negers aus dem Sudan versehen, herausgreift, dasselbe mißt, beschreibt, zeichnet, kindliche Freude an den Tag legend, wenn er schließlich dahin gelangt ist, besagtes Specimen unter einer der gebräuchlichen kraniologischen Rubriken zu katalogisiren."

„Was haben wir ferner speciell für unsere (Herrn Hartmann's) Zwecke (Untersuchungen über die Völkerschaften Nordostafrikas) davon zu hoffen, wenn Männer, die niemals einen neuern Aegypter mit Augen gesehen haben, welche sich kaum je die Mühe gegeben, aus einer der Hauptquellen früherer ägyptischer Menschenkunde, aus den Denkmälern, zu schöpfen, — wenn diese vermittelst etlicher irgendwie in ihren Besitz gelangter Mumienschädel, welche sie betasten, messen, beschreiben, allein sich den altägyptischen Menschen reconstruiren wollen? Wie sonderbare Verirrungen bei solchem Beginnen schon stattgefunden haben und noch immer stattfinden, das zeigt bis zum Ekel (— stark ausgedrückt, aber vollkommen richtig —) die einschlägige Literatur."

Es ist erfreulich, daß zwei Männer, die zugleich Reisende, Naturforscher und Gelehrte ohne Einseitigkeit sind und in der Wissenschaft einen hervorragenden Rang einnehmen, der oft anmaßenden und aufdringlichen Einseitigkeit der Calvarienberger entgegentreten, dieser Golgathaner, welchen die Anthropologie mit Schädeln und anderen Knochen fast gleichbedeutend zu sein scheint. Herr Hartmann, das versteht sich von selber, spricht übrigens der kraniologischen Behandlung der Ethnologie nicht jede Bedeutung ab; sie dürfte indeß wohlthun, wenn sie bescheidener aufträte.

Wir hatten eines Tages im Saale der Brühl'schen Terrasse in Dresden ein Gespräch mit einem uns befreundeten Arzte, welcher ein eifriger Kraniolog ist. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß in jenem Saale bei einigen Hundert Menschen die allerverschiedensten Schädelformen zu beobachten waren. Wie, wenn man nun alle diese Schädel für „Dresdener" ausgegeben hätte, wenn man aus ihnen irgend welchen Schluß hätte ziehen wollen? Wir hatten einige Tage vorher die japanischen Gaukler beobachtet und untersucht, und gefunden, daß bei ihnen Stirn- und Schädelbildung mit nichten einerlei Typus hatten. Auf der Terrasse zeigten wir unserm Freunde einen deutschen Israeliten, dessen ganze Kopfbildung eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Typus des Japaners aufweist, und bei welchem die Merkmale, welche man bei jenem ostasiatischen Volke als vorzugsweise kennzeichnend ausgiebt, auf das Schärfste hervortraten.

Wir begreifen sehr wohl das „herbe Urtheil eines berühmten lebenden Anatomen", welchem Herr Hartmann übrigens nicht völlig beipflichten will. Derselbe hält „von der ganzen Geschichte" nicht viel. „Er stellte, den Kraniologen gleichsam zum Memento, eine Sammlung aller möglichen sogenannten Racenschädel aus den osteologischen Präparaten des ihm untergeordneten innerhalb der deutschen Grenze belegenen Institutes zusammen." Man kann das in jeder beliebigen Versammlung, die einigermaßen zahlreich ist, und sehr oft sind die Schädelbildungen von Angehörigen einer und derselben Familie ganz auffallend verschieden. Die bisher angestellten Schädelmessungen haben für die Ethnologie nur einen geringen Werth; für die Culturanthropologie haben wir unsererseits in denselben nichts Ersprießliches gefunden.

In England ist der im Jahre 1868 verstorbene Präsident der Londoner ethnologischen Gesellschaft, der alte John Crawfurd, den einseitigen Calvarienbergern scharf entgegengetreten. Als wir die Bemerkungen Bastian's und Hartmann's lasen, erinnerten wir uns an Crawfurd's Abhandlung: On the Classification of the Races of Man, according to the form of the Skull, welche am 9. April 1867 in dem erwähnten Vereine vorgelesen wurde. („Transactions of the Ethnological Society", London 1868, VI, p. 127 sqq.) Wir wollen Einiges aus derselben mittheilen.

Crawfurd hebt zunächst hervor, daß Blumenbach's bekannte Eintheilung des Menschengeschlechtes auf willkürlichen Annahmen beruhe, für die Racenbestimmung gar keinen Werth habe, sondern illusorisch und auch in praktischer Beziehung werthlos sei. Wenn eine Theorie annehme, daß der Urstamm der Menschen weiße Hautfarbe habe, „kaukasisch" sei, so müsse sie auch nachweisen, wie die angeblich von den Weißen abstammenden braunen, schwarzen &c. Menschen zu diesen Färbungen gekommen seien. Darüber schweige indeß die Theorie völlig. Wir wissen aber, daß die verschiedenen großen Menschengruppen vom Anbeginn der Geschichte an weder in Gestalt noch Hautfarbe irgend welche Veränderung erlitten haben. Die Abartung und Farbenveränderung der Theoretiker müßte also in einer unbekannten Zeit stattgefunden haben. So verliert man sich ins Blaue hinein.

Der Schädel ist ein Theil des Gerippes, auf welchem die fleischigen Theile unserer thierischen Oekonomie haften; diese verrichten alle unsere Lebensfunctionen, dies thut aber das Skelet nicht. Wir können uns sehr wohl vorstellen, daß alle Lebensfunctionen, die Bewegung allein ausgenommen, ihren Fortgang ohne ein Skelet haben, und sie thun das auch während des Schlafes; bei manchen niederen Thieren fehlt jedes Skelet. Beim Menschen ist am Skelet der Schädel der edelste Theil, weil er das Gehirn enthält, das Organ des Denkens; aber er ist doch nicht eben mehr als ein Juwelenkasten, in welchem die Kostbarkeiten verwahrt werden.

Der Schädel hat keine festbestimmte Form, er ist rundlich, aber in sehr mannichfaltiger Art. Er schließt das Gehirn ein, wir finden an ihm aber auch die Organe des Hörens, Sehens, Riechens und Schmeckens; sodann enthält er die Maschinerie zum Kauen der Speisen. Es ist eigentlich schwer zu begreifen, wie man darauf verfallen konnte, gerade den Schädel als kennzeichnendes und unterscheidendes Merkmal zur Bestimmung der Racen zu wählen. Blumenbach hat es gethan nach Proben, die er gerade in seiner Sammlung besaß. Er gab dann seine bekannten Definitionen der

Schädelformen, aber diese Erklärungen sind durchaus verschwommen, und man könnte sie in gleicher Weise auf Hunde- oder Affenfamilien anwenden. Man verfiel später auf den Index cephalicus, und demgemäß theilte Retzius die Schädel in zwei Classen, lange und kurze (dolichokephale und brachykephale). Retzius selber konnte aber nicht recht ins Klare darüber kommen, wo der lange Schädel anfängt und der kurze aufhört 2c. Es ist eben auch hier Alles willkürliche Annahme. Man hat nun für den Index cephalicus nicht weniger als acht Unterabtheilungen festgestellt, von denen drei auf die kurzen und fünf auf die langen Schädel entfallen. Das ist, wie gesagt, willkürlich. Die wilden Völker, welche den Kopf ihrer Kinder dem bekannten Druck unterwerfen, können lange Köpfe in kurze umschaffen, und haben das seit Jahrhunderten gethan, ohne daß dadurch eine bemerkbare Aenderung an Körper oder Geist hervorgebracht worden wäre.

Man findet bei einem und demselben Volke, bei einer und derselben Stammgruppe, Race, lange wie kurze Schädel. In den vielbesprochenen Kists von Caithneß, welche Huxley beschrieben hat, waren von den in dem Grabe gefundenen zehn Schädeln fünf lang und eben so viele kurz, und man hat allen Grund zu der Annahme, daß sie alle derselben Menschenrace, vielleicht sogar einer und derselben Familie angehörten.

In der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia befindet sich eine Sammlung von 575 Schädeln, welche allesammt ureingeborenen Völkern aus allen Theilen Amerikas angehören. Sie sind von einem sehr erfahrenen Kraniologen, Dr. Meigs, genau untersucht worden. Nicht weniger als 245 gehören Peru an; von diesen sind 168 kurzköpfig, 50 langköpfig, 27 sind mesokephal, d. h. weder kurz- noch langköpfig, sondern von einer intermediären Form, so daß die Classification von Retzius auf sie nicht anwendbar ist. Aus einem und demselben Lande liegen also 68 Procent Langschädel vor, 20 Procent Kurzschädel und 11 Procent, welche weder das eine noch das andere sind!

Beim afrikanischen Neger waltet der Langschädel vor, während alle Schädel, welche wir von Andamanen-Negern haben, kurzköpfig sind. Die einzige Menschengruppe, bei welcher der Langschädel ganz allgemein auftritt, wird von den Australiern gebildet, also von Menschen, die von allen anderen geistig und leiblich sehr verschieden sind. Bei den Malayen, sagen wir der Völkergruppe, welche Malayisch und Javanesisch redet, ist der kurze oder „runde" Schädel vorherrschend, aber bei den Dayacks auf Borneo, welche man bisher zu derselben Gruppe gerechnet hat und die von den Malayen nicht zu unterscheiden sind, wenn sie den Islam und malayische Kleidung angenommen haben, — bei diesen sind die Schädel lang. Bei den tropischen Polynesiern, z. B. auf Tahiti und Hawaii, sollen, den vorliegenden Angaben zufolge, die Schädel kurz sein, dagegen bei den Neuseeländern, welche ganz entschieden derselben Gruppe angehören, lang. Die Schädel der Völker in Hinterindien sind „kurz"; das sind aber auch jene der Chinesen, die doch einen ganz andern Volksschlag bilden.

Retzius zog aus seiner willkürlichen Eintheilungsscala die seltsamsten Folgerungen. Er nahm frischweg als ausgemacht an, daß die Bevölkerung der sogenannten Neuen Welt von jener der Alten Welt abstamme. Für eine solche rein aus der Luft gegriffene Annahme kann aber nicht ein Schatten, nicht ein Iota von Beweis beigebracht werden. Retzius nimmt für die Neue Welt drei Racen an, welche er mit jenen der Alten Welt vermöge der relativen Breite und Länge des Schädels in Verbindung bringt. Die Eskimos sind brachykephal, und das sind auch die Chinesen, also (— das wäre der Luftsprung des schwedischen Golgathaners! —) stammen die Eskimos von den Chinesen ab!! Das Verbindungsglied sollen die aleutischen Inseln gewesen sein! Er fabelt weiter und stellt abermals rein willkürlich die Behauptung auf, daß die kurzköpfigen Amerikaner auf der Westseite des Continents mongolischen Ursprungs seien. (— Diese widersinnige Annahme spukt übrigens immer noch viel in Büchern und Zeitschriften herum, denn die Entlehnungstheorie ist zähe. —) Aber woher sollte Retzius die langschädeligen Amerikaner holen? Nichts leichter als das, denn Hypothesen sind so wohlfeil wie Brombeeren. Diese langköpfigen braunen Amerikaner holt er her von den nun längst ausgestorbenen Guanchen der canarischen Inseln, den Mauretaniern (!), den Tuarek und — den Aegyptern! Was man doch nicht Alles vermittelst solch eines Index cephalicus, einer imaginären Scala, bewerkstelligen kann! Daß auf der Ost- wie auf der Westseite Amerikas Lang- und Kurzköpfe bunt durch und neben einander vorkommen, das macht ja weiter nichts aus, das bleibt bei Seite.

Crawfurd sagt weiter: „Als angebliches Unterscheidungsmerkmal für die Eintheilung der Menschenracen hat, um es rund herauszusagen, meiner Meinung nach die relative Länge und Breite des Schädels nicht mehr Werth, als die relative Breite der Schultern oder die Länge und Breite des Fußes in Bezug auf den Wuchs des Menschen; das weit vorstehende Fersenbein des afrikanischen Negers ist ein besseres Merkmal für seine Race als seine Schädelbildung."

„Man kann die natürlichen Familien der Thiere leicht von einander unterscheiden vermittelst der Form des Schädels und des Gesichtes; es fällt aber Keinem ein, die Species der Thiere nach dem Schädel bestimmen zu wollen, obwohl doch die Thierspecies weit mehr von einander verschieden sind als die Menschenracen. Arten einer und derselben Thierfamilie sind sich aber oftmals einander so sehr gleich, daß man sie nach dem Schädel gar nicht von einander trennen kann, während das nach anderen äußeren Merkmalen sehr leicht ist; auch kann man diese letzteren mit Bestimmtheit beschreiben, so daß Jedermann sich eine genaue Vorstellung derselben machen kann. Es giebt keine scharf hervortretenden Merkmale, vermittelst welcher man den Schädel des Pferdes von jenem des Esels unterscheiden könnte. Der Schädel des wilden ostindischen Hundes und jener des australischen Dingo sind von mehreren Species des Wolfes, Fuchses und Schakals nicht zu unterscheiden; aber die lebendigen Thiere unterscheidet Jedermann auf den ersten Blick. Man braucht kein Naturforscher zu sein, um zu wissen, was ein Löwe, Tiger, Panther, Leopard ist, aber die nackten Schädel dieser Thiere sind von einander nicht zu unterscheiden. Wenn ein fossiles Katzenthier neben Knochen von Elephanten und Rhinoceronten ausgegraben wird, ein Thier, das wilde Schweine und Rennthiere fraß, — dann kann Niemand bestimmen, ob es ein Löwe, Tiger 2c. gewesen sei. Der braune, der graue und der weiße Bär sind ganz verschiedene Species, aber die Schädelform ist dieselbe und kann nicht als Unterscheidungsmerkmal dienen."

„Die Schädelform also ist ganz und gar kein Criterium für die Bestimmung der Menschenracen. Griechen, Perser und Hindus haben so ziemlich dieselbe Schädelform und weichen doch in leiblicher wie geistiger Beziehung weit von einander ab. Hindus und Araber sind zwei von einander sehr verschiedene Völker, aber die Abweichung in der Schädelgestalt ist gering. Aehnliches ist der Fall mit dem Chinesen und Mongolen, Tibetaner und Japaner, Hinterindier und Malayen, deren jeder seinen besondern Typus hat, obwohl die Schädel wesentlich dieselben sind."

„Die Schädelgestalt giebt auch gar kein Crite-

rium für die intellectuelle Fähigkeit. Ein in England sehr berühmter Anatom und Naturforscher erklärte den Schädel eines schottischen Sergeanten für den eines afrikanischen Negers. In einem Naturforscherverein in England war der Schädel eines Kruman aufgestellt worden; diese Westafrikaner gehören bekanntlich zu den intelligentesten unter den Negern. Ein Kraniolog, dem man nicht gesagt hatte, woher jener Schädel stamme, erklärte stracks mit größter Bestimmtheit, derselbe gehöre einem geistig sehr tief stehenden Individuum an und habe einen so niedrigen Grad, wie ein Menschenschädel ihn nur erreichen könne!" —

Man nehme ein paar Dutzend beliebige Schädel von Völkern aus allen Erdtheilen, stelle oder lege sie bunt durch einander und lasse dann einen erfahrenen Kraniologen herantreten. Er wird vielleicht den einen oder andern glücklichen Treffer haben, aber nicht im Stande sein, sie alle auch nur annähernd genau zu classificiren.

Was ist Alles hin- und hergestritten worden, ob die Keltenschädel lang- oder kurzköpfig seien; was ist Alles über den bekannten Schädel von Disentis zu Tage gebracht worden, das man dann wieder fallen ließ, — was ist erörtert worden über die Baskenschädel vom Kirchhofe zu Zaruz in Guipuscoa! Da nun die Kraniologen vom Fache zumeist weit davon entfernt sind, mit einander übereinzustimmen, und da von sicheren, zuverlässigen Resultaten überhaupt noch gar keine Rede ist, so können wir Golgatha, so da heißet Schädelstätte, auf sich beruhen lassen. Für die Culturethnologie ist sie ohne Werth, und das Anatomische geht uns nichts an.

A.

---

# Die Kirgisen und ihr Leben.

Eine ethnographische Skizze von **Fr. Fuhrmann** *).

Von den drei Nomadenstämmen, welche in den Gouvernements Astrachan, Samara Orenburg, den südlichen und mittleren permschen, den südlichen tobolschen und den kirgiskaisakschen Steppen herumziehen, den Kirgisen, Baschkiren und Kalmücken, sind erstere wohl bis jetzt die am wenigsten abhängigen und in Lebensart und Sitten am wenigsten von den Russen beeinflußten. Diese drei Völker werden häufig mit einander verwechselt, selbst von den dortigen russischen Einwohnern, die oft genug sie nicht einmal durch die Benennung unterscheiden, sondern schlechtweg alle drei „Tatarin" nennen. — Dabei ist aber doch der Einfluß der Russen von solcher Bedeutung gewesen, daß sich die beiden so nahe verwandten Völker, Baschkiren und Kirgisen (ausgenommen in der Sprache**), fast gar nicht mehr ähnlich sind.

Der Kirgise ist bis jetzt vollständiger Nomade, und als solcher fast alleiniger Bewohner der unabsehbaren Steppen, die er nur mit Völkern derselben Abstammung, Gesinnung, Lebensart und Sitte theilt und nach allen Richtungen durchkreuzt. Vom Ural bis zum Balkasch-Nor (See), vom Kaspischen Meere bis zum Altai — überall ist seine Heimath. —

Nicht so die Baschkiren. Diese haben zum Theile Dörfer und Aecker (so daß man wohl von Baschkirendörfern, aber nicht von Kirgisendörfern sprechen kann), und verlassen nur theilweise im Sommer ihre erbärmlichen Hütten, um ihr abgemagertes Vieh auf den verhältnißmäßig engbegrenzten Weideplätzen wieder auszufüttern. Der Baschkir lebt nach ihm gegebenen Gesetzen und dient in den Reihen der russischen unregelmäßigen Reiterei, den uralschen Kosacken; — der Kirgise trägt sein Gesetz in sich und fühlt sich nur dann militärpflichtig, wenn ihm persönlich Gefahr droht.

Bis jetzt war es den Russen, ungeachtet der vielen in den Steppen zerstreuten Ostrogs***), nicht möglich, die Kirgisen ganz unterthänig zu machen, was ihnen dagegen ein Leichtes mit den Baschkiren war, die in verhältnißmäßig von Russen bevölkerteren Gegenden leben, so daß jetzt stellenweise Baschkiren mehr unter Russen, als diese unter ihnen wohnen; — daher der große Einfluß der Russen auf dieses Volk. Von Jahr zu Jahr verlieren sie mehr und mehr an ihren nationalen Eigenthümlichkeiten und gewöhnen sich an feste Wohnsitze, so daß in nicht mehr ferner Zeit auch die letzten Nomaden unter ihnen verschwunden sein werden.

Die Baschkiren stehen auf einer höhern Stufe der Civilisation, wenn man so sagen darf, als die Kirgisen, sind aber auch ein verdorbenes Volk, tückisch, schweigsam, bei scheinbarer Stupidität falsch und räuberisch. Der Kirgise dagegen ist gastfreundlich (was dem Baschkiren auch nicht ganz abzusprechen ist), offenherzig, gutmüthig, naiv und unbesonnen bei all seinem Phlegma. —

Für den Reisenden, welcher genöthigt ist, in einem Baschkirendorfe, das oft nur aus einer einzigen Bande besteht, zu übernachten, oder der einen Baschkiren als Kutscher auf dem Bocke hat, ist es rathsam, seine Waffen besonders bei Nacht zur Hand zu haben und nicht allzu fest zu schlafen. In einem Kirgisenzelte dagegen kann er ruhig schlafen, ohne befürchten zu müssen geplündert oder gar ermordet zu werden. —

Das Gebiet der Kirgisen ist westlich durch den Ural und die daran wohnenden Kosacken von dem Lande ihrer Stammgenossen, der Kalmücken, getrennt, nordwestlich und nördlich grenzt es an das Land der Baschkiren. Die östlichen Nachbaren der Kirgisen sind die Mongolen, nach Süden erstreckt sich ihr Gebiet bis in die ischimschen Steppen hinein. Bestimmtere Grenzen ihres Gebietes zu geben ist nicht möglich, da dieselben sich zum Theile sehr oft ändern oder dergleichen gar nicht existiren.

In großen Horden, die unter dem Befehle eines Chans stehen, trifft man die Kirgisen jetzt nicht mehr an; gewöhnlich ziehen sie in kleinen Horden von 5 bis 10 Familien auf rohen zweirädrigen Karren ihren Herden nach und schlagen bald hier, bald dort in der Nähe von trinkbarem Wasser ihre Zelte auf. — Zufälliger Weise sammeln sie sich in größeren Horden, theilen sich und sammeln sich dann wieder ebenso zufällig. Man sieht zuweilen sogar eine einzelne Familie mit ihren kleinen Herden in den weiten Steppen einsam umherirren.

*) Der Herr Verfasser ist aus Jekatherinburg gebürtig und mit den am Ural wohnenden Völkern in vielfache Berührung gekommen. Seine Darstellung beruhet auf eigenen Anschauungen. D. Red.

**) Die Sprache der Baschkiren und Kirgisen ist fast ein und dieselbe, da sich beide ohne Schwierigkeit in derselben verständigen, daher Unterschiede als dialektische Verschiedenheiten anzusehen wären.

***) Kleine mit einem Wall und Graben umgebene Bretterfestungen.

Die dürftigen Wohnungen der Kirgisen sind so praktisch eingerichtet, wie es nur der natürliche Verstand und die lange Erfahrung zu lehren vermochten. In drei bis vier Stunden ist ein Zelt aufgebaut, oder in noch kürzerer Zeit abgenommen und auf den Wagen gepackt. Solch ein Kascha (von den Baschkiren und Kalmücken Jurta, von den Mongolen Gyr' genannt) hat die Form einer Käseglocke, 150 bis 200 Quadratfuß Grundfläche und 10 bis 12 Fuß Höhe in der Mitte. Viele mit Riemen zusammengebundene Holzstäbe bilden das Gerippe, welches mit zuweilen beinahe zolldickem Filz (Koschma) bedeckt und mit handbreiten, aus Roßhaaren geflochtenen Bändern oder Roßhaarstricken umbunden ist. Den Eingang verdeckt ebenfalls eine mit Leinwand gefütterte Filzdecke. In der Mitte der Zeltdecke über dem Feuerherde, welchen ein paar Steine bilden oder ein gußeiserner Dreifuß vorstellt, befindet sich eine 2 bis 3 Fuß weite Oeffnung, welche vermittelst zweier Roßhaarstricke auf- und zugemacht werden kann, und sowohl zum Austritte des Rauches, wie als Lichtöffnung dient. Das Zelt ist durch eingeschlagene Pfähle an den Boden befestigt. Seiner zweckmäßigen Form wegen ist ein solches Zelt sturm- und regenfest. Im Winter wirft man zwei bis drei Schichten Filz über einander und bepackt es unten herum mit Schnee. Als Heizmaterial gebrauchen die Kirgisen trockenen Kuh- oder Pferdedünger. —

Das Innere einer solchen Kascha stellt ein Durcheinander der ganzen Wirthschaft des Kirgisen vor: Filzdecken, Schafspelze, Kochkessel, Lumpen, Lebensmittel, Filzhüte und Stiefel, viereckige Kasten, hölzernes Geschirr, Sättel und andere Sachen liegen ohne jegliche Ordnung und Reinlichkeit umher. Da der Boden nur zum Theile mit Filzdecken, welche als Lagerstätte dienen, bedeckt ist, so ist der übrige Theil kahle Erde, welche, ausgetrocknet und aufgewühlt, bei jeder Bewegung stäubt. Der auf dem Herde brennende Dünger füllt die Kascha stets mit Rauch; außerdem herrscht darin ungeachtet der Oeffnungen ein saurer, eigenthümlicher Geruch, welcher bei Nacht wahrhaft entsetzlich wird, wenn in einem so engen Raume zuweilen acht Personen schlafen. Ungeziefer jeglicher Art hat sich in Pelzen, Matten, selbst in den Decken des Zeltes eingenistet. Besonders unerträglich ist das Wohnen in einer Kascha im Winter, wo die ärmeren genöthigt sind, junge Kälber, Lämmer und Füllen mit ins Zelt zu nehmen. Alles dieses zwingt Brustkranke, welche zu zwei- bis dreimonatlichem Kumystrinken von den Aerzten verurtheilt sind, sich gleich ein besonderes Zelt aufschlagen zu lassen, um es wenigstens nur mit den Insecten zu thun zu haben. — Als seltene Ausnahmen giebt es übrigens Kaschas, deren Inneres anders aussieht: reiche persische Teppiche bedecken den Boden, schöne Stoffe die Wände, an denen sich Sitzpolster hinziehen. Auf einem Tischchen steht schönes Theegeschirr, an der Wand ein niedriges Bett, von unzähligen Vorhängen zum Schutze gegen Mücken umgeben. — Ein solches Zelt gehört gewöhnlich einem besonders Reichen, der öfter und längere Zeit in großen Städten gewesen ist, häufiger aber ist es das Zelt eines Tataren oder Bucharen, der auf einer Geschäfts- oder auch nur Vergnügungsreise begriffen ist. —

Ein unentbehrliches Hausgeräth in jeder gewöhnlichen Kascha ist der Tursuk, ein lederner Sack, welcher ungefähr zehn Eimer hält, — der Behälter des Kumys, in welchem dieser auch zubereitet wird.

Der Kumys, eine Hauptnahrung der Kirgisen, ist bekanntlich ein Gemisch von Kuh-, Schafs- und hauptsächlich Pferdemilch, welches ungefähr 8 bis 14 Tage lang säuert und gährt. Während dieser Zeit wird ein solcher Mischmasch mehrere Male täglich tüchtig mit Hülfe eines Stockes, an dessen Ende ein Querbrettchen befestigt ist, durchgeschüttelt, was übrigens auch jedesmal vor dem Einschenken geschieht. — Der Kumys hat einen sauern, athembenehmenden Geruch und ungefähr den Geschmack der Buttermilch. Er sättigt ungemein, so daß Jemand, der ihn zum ersten Male trinkt, nicht im Stande ist, mehr als ein gewöhnliches Wasserglas voll herunterzubringen; doch die schwächsten Leute, die anfangs keinen Geschmack daran fanden, können nach kurzer Zeit 8 bis 10 Gläser voll ohne besondere Anstrengung trinken und finden ihn schmackhaft. Wenn man sich recht satt daran getrunken hat, bekommt man eine Art Rausch; man wird matt, ohne schläferig zu sein, und fühlt eine Unlust, sich zu bewegen, zu sprechen oder zu denken. Ohne diesen Kumys können die Kirgisen keinen Augenblick sein: treibt der Hirt die Herde auf die Weide, so nimmt er einen kleinen Tursuk (ungefähr einen Eimer haltend) voll mit; fährt ein Kirgise nur auf kurze Zeit aus, den unvermeidlichen Tursuk hat er gewiß bei sich. Alle Augenblicke sieht man Kinder und Erwachsene ein Schüsselchen davon herunterschlürfen; erhält der Kirgise Besuch, so wartet er diesem mit Kumys auf. — Und die Leute können viel darin leisten; in der Zeit von drei bis vier Stunden trinken sie bei guter Unterhaltung, oder auch statt derselben die Beine gekreuzt und um den Herd sitzend, 8 bis 10 Schüsselchen, von denen jedes ungefähr 1 Quart, und, meint's der Wirth recht gut mit dem Gaste, auch mehr enthält.

Im Frühjahr und Sommer, während der milchreichen Zeit, bereiten sie aus Kuh- und Schafsmilch einen überaus scharfen Faustkäse, den sie an der Sonne trocknen, für den Winter zu. Da sie für ihre Mahlzeiten keine bestimmte Zeit innehalten, so sieht man sie den ganzen Tag mit einem solchen Käse in der Hand. Er steht bei ihnen auf gleicher Stufe mit dem Kumys. Mehl und Butter verbrauchen sie meist nur zum Backen einer Art Pfannkuchen, Brot dagegen sieht man selten bei ihnen.

Bei feierlichen Gelegenheiten, selten zu anderer Zeit, schlachten sie ein Rind oder Pferd*) und bereiten das Fleisch mit Reis ziemlich schmackhaft zu, doch wie alle anderen Speisen ohne Salz. — Gewöhnlich laden sie dann gleich so viele Gäste, daß das ganze Gericht verspeist wird, wobei jeder Gast sein Möglichstes thun muß, um den Wirth nicht zu beleidigen. —

Gastfreundlich sind die Kirgisen überhaupt in hohem Grade. Sobald dem Wirthe gemeldet wird, daß Gäste sich seinem Zelte nähern, tritt er heraus und erwartet sie am Eingange, geht ihnen einige Schritte entgegen, ergreift mit beiden Händen die dargebotenen Hände der Gäste, heißt sie willkommen und führt sie in sein Zelt, wo er einem jeden seinen Platz um den Herd anweist. Zuerst wird dann Kumys geboten in Erwartung anderer Speisen. Erscheinen diese endlich, so fangen alle an, aus gemeinschaftlicher Schüssel mit den Fingern zuzulangen und das Vorgesetzte zu verspeisen, wobei der Wirth beständig nöthigt, doch noch mehr zu essen, und es sich wohl zur Ehre anrechnen würde, einen Gast todt gefüttert zu haben.

Nach der Mahlzeit, wenn sich Alle die Finger sauber an den Stiefeln oder Rockschößen abgewischt haben, erscheint wieder Kumys, welcher während der ganzen Dauer des Besuches fortgetrunken wird. — Ist der Gast ein Europäer, so bekommt er bei der Mahlzeit eine besondere Schüssel, Löffel und Messer. — Dessen ungeachtet isset ein Europäer selten mit besonderm Appetit ihre Speisen, denn eine Hauptbedingung des Genusses derselben ist, daß man die Zubereitung derselben gar nicht ahne. Es kommt z. B. sehr häufig

*) Man sagt, sie sollen auch crepirtes Vieh essen, was schwerlich der Fall ist, da sie keinen Mangel an lebendem haben; bei den Baschkiren dagegen ist dieses Factum.

vor, daß beim Melken der Schafe in den Milcheimer, der nicht besonders vortheilhaft gestellt zu werden pflegt, oft sehr Ungehöriges gelangt. Nur in selteneren Fällen wirft man dergleichen heraus, und geschieht es, nur direct mit der schmutzigen Hand. Gewöhnlich nimmt man es mit solchen Kleinigkeiten nicht eben genau, sondern gießt es ohne Bedenken zur Gährung mit in den Tursuk. Ein Blick auf die Kochkessel überzeugt, daß diese nie gereinigt werden, weswegen sich inwendig eine dicke Kruste aus Erde, Asche und den verschiedenen darin gekochten Speisen gebildet hat.

Eben so unreinlich halten die Kirgisen ihre Kleidung und ihren Körper; ein Hemde trägt der Kirgise so lange, bis es ihm in Stücken vom Leibe fällt, an Festtagen zieht er nur sein Feierkleid, welches aber auch von Fett glänzt, darüber. Obschon er sich, wie Mohammed gebietet, mehrere Male täglich waschen müßte, so geschieht dieses doch nur höchst selten, und dann pflegt er es als Ceremonie anzusehen, er benetzt sich daher nur ein wenig mit Wasser. Was an der Rauheit und Bräune der Haut Sonne und Luft nicht vollenden, das thut der festsitzende Schmutz.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem langen bis über die Knie gehenden Kittel mit langen am Ende breiteren Aermeln und kurzen Hosen. Außerdem tragen sie, da sie das Kopfhaar glatt abscheeren, lederne oder aus anderen Stoffen gemachte, fest anschließende Kappen, welche in der Regel gestickt oder mit Figuren aus dünnem Messing- oder Silberbleche belegt und mit Edelsteinen oder farbigem Glase geschmückt sind. Stiefel oder Pantoffeln tragen sie gewöhnlich nicht, sondern nur, wenn sie Besuche abstatten oder in Städten erscheinen. Dann sind sie auch mit einem Schafspelze oder Schlafrock, einer Pelzmütze oder einem Filzhute bekleidet. Zuweilen trifft man sehr reich und sauber gekleidete Kirgisen in den Städten, doch sind diese keine reine Kirgisen mehr, sondern bucharisch civilisirte Handelsleute. Ueberhaupt nehmen sie gern die Kleidung und die Sitten der Bucharen an.

Die Kinder laufen gewöhnlich ebenfalls in einem Kittel umher, im Uebrigen aber, die Kappe abgerechnet, wie sie Gott geschaffen hat. Sie werden von Jugend auf an Unreinlichkeit gewöhnt. So fiel es z. B. einer Kirgisin einmal ein, ihr 5 bis 6 Monate altes Kind zu waschen. Sie wählte hierzu einen recht heißen Tag aus und brachte das Kind im stärksten Sonnenbrande nackt aus dem Zelte an den nahe liegenden See, schöpfte Wasser, welches sie über das Kind hinweggoß, indem sie es recht behutsam schwebend in der Luft an einem Arme hielt, dann nahm sie es beim andern Arm und begoß es von der andern Seite. Um nun noch ein Uebriges zu thun, bespritzte sie es noch ein paar Mal, und damit war der anstrengende Reinigungsproceß genügend beendet.

Die Kirgisen lieben ihre Kinder außerordentlich und verziehen sie in höchstem Grade. Es ist nichts Seltenes, daß Jungen von 5 oder 6 Jahren noch nicht von der Brust entwöhnt sind und zum Schlafe mit Riemen zugeschnürt und in dem gewöhnlichen viereckigen Kasten angebunden (wie man hier zu Lande die Kinder zu wickeln pflegt), in demselben in den Schlaf gerüttelt werden. Eben solche Zärtlichkeiten erweisen sie dem Alter; so wurde z. B. der Großvater meines Wirthes, ein Greis, der, wie man sagte, über hundert Jahr alt war, während kälterer Nächte in die heiße Asche des Herdes bis an den Hals eingescharrt. Dieser Alte lebte nur von Kumys.

Ein charakteristisches Stück der Kleidung der Frauen ist der sackähnliche Schleier, welchen sie in den Städten tragen. Ueber den Kopf geworfen, verdeckt er das Gesicht, läßt nur eine Oeffnung für die Augen und fällt in zwei Zipfeln auf Brust und Rücken, welche dort von je einer Hand festgehalten werden. Mit diesem Schleier wissen die Tataren- und Kirgisenfrauen vortrefflich zu kokettiren, indem sie, sobald ihnen ein Europäer zu Gesicht kommt, durch leises Ziehen an einem Theile des Schleiers denselben lüften, so daß das Gesicht frei wird, während sie dasselbe sofort für einen Moslem verhüllen. Als Schmuck tragen die Frauen in den zwei Flechten an langen, farbigen Bändern goldene oder silberne Münzen, oft 30 bis 40 an der Zahl und darunter Stücke von der Größe eines Thalers. Sie schminken sich gern möglichst lebhaft roth und weiß, und färben sich wie alle Orientalinnen die Nägel an den Fingern gelb mit Henna.

In der Regel haben die Kirgisen nur zwei Frauen (die reicheren aber auch sechs bis sieben), welche sie durch Zahlung eines Kalym (Kaufpreises, welcher in einer gewissen Anzahl Rinder, Schafe und Pferde besteht) von Eltern oder nächsten Anverwandten erkaufen und sie dann als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachten. Wird die Frau gestohlen, was übrigens nicht selten vorfallen soll, so wird den Angehörigen nach Uebereinkunft die Zahlung nachträglich zugeschickt.

Da die Zeit der Männer durch Hüten der Herden, den Handel und die Jagd vollständig in Anspruch genommen wird, so liegen alle übrigen Arbeiten den Frauen ob: so das Aufbauen und Abnehmen der Zelte beim Wechsel der Wohnplätze, Filzmachen, Schafescheeren, Stricke flechten u. s. w., außer den täglichen Arbeiten, wie Melken der Schafe, Kühe und Stuten, Käsemachen, Kumys- und Schnapsbrauen und Wartung der Kinder.

Die drückende Hitze am Tage im Sommer zwingt Alle, sich in die Zelte zurückzuziehen, da es außerdem auch fast die einzige Zeit ist, wo man ruhig schlafen kann, ohne von den Mücken, welche schrecklich in den Steppen sind, beunruhigt zu werden. Da dann Alles, was im Lager ist, zu dieser Zeit schläft und die Herden mit ihren Hirten auf der Weide sind, so herrscht eine große Stille im Lager. Desto mehr Lärm ist dafür Morgens und hauptsächlich Abends, wenn die Herden zum Melken in das Lager kommen. Schon von weitem kündigen sie ihre Ankunft durch Blöken, Brüllen und Wiehern an und erwecken dadurch das Lager. Die Frauen suchen ihre Melkgeschirre zusammen, die Alten kriechen ächzend zu den Zelten heraus, um etwas Neues von den Hirten zu erfahren, die Kinder rüsten sich zum Einfangen der Kälber und Füllen und jubeln den Herden entgegen, als wäre es ihnen etwas ganz Neues.

Im Lager angelangt, werden die Herden von den Hirten in einzelne Haufen getheilt, und nun gehen die Kinder an ihre Arbeit. Unter fortwährendem Lärmen, Lachen und Schreien fängt eine fürchterliche Hetzjagd an, welche so lange dauert, bis alle Kälber und Füllen eingefangen und in einem Kreise angebunden sind. Dann stellt sich jede Kuh oder Stute zu ihrem Jungen, so daß auf diese Weise kein Stück beim Melken verfehlt werden kann. Dazu erschallt beständig das Gezänk der Frauen, das Commandiren der Hirten und das Blöken und Wiehern der Thiere. Nach dem Melken werden die jungen Thiere losgebunden und die Herden ruhen eine Zeit lang, bis sie dann wieder zur Nacht weiter ab von den Zelten getrieben werden.

Im Winter bleiben die Herden ganz und gar vernachlässigt, ihr Futter müssen sie sich unter dem Schnee mit den Hufen hervorscharren, und sind allem Unwetter, der Kälte und den Schneestürmen ausgesetzt, so daß in sehr strengen Wintern eine Menge Vieh zu Grunde geht, in weit höherm Maße, als in bisweilen allzu trocknen Sommern.

Die Ausdünstungen des vielen gefallenen Viehes sollen

schon oft Anlaß zur Pest gegeben haben; es ist auch wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß von einem Verscharren der gefallenen Thiere wegen der Größe der Herden nicht die Rede ist. Den Hauptbestandtheil der Herden bilden die Pferde und Schafe; außerdem Rinder und, doch nur in einigen Gegenden, auch Kameele.

Die Schafe werden von dem auf salzigem Boden wachsenden Grase bald fett und haben am Hintertheile nicht einen Fettschwanz, sondern ein doppelt gespaltenes Kissen, in welchem sich der Talg bis zu 5 Pfund ansammelt.

Die einhöckerigen Kameele sind Transportthiere für die Karawanen zwischen der Bucharei und den russischen Märkten.

Die Pferde sind klein, knochig und unansehnlich, nicht besonders kräftig, aber schnell und von einer außerordentlichen Ausdauer. Gewöhnlich werden sie wild verkauft und lassen sich manchmal nur mit großer Mühe und Geschicklichkeit zum Ziehen anlernen. Seltener kommt es vor, daß solch ein Thier sich nicht reiten läßt, denn die Kirgisen fragen gewöhnlich nichts danach, ob der Gaul geritten ist oder nicht, sondern schwingen sich, wenn es Noth thut, auf das erste beste Pferd aus der Herde, und es hilft dem Thiere dann kein Springen, Bäumen und Umherwerfen, der Mann ist wie angewachsen; wie ein Pfeil schießt es dann nach fruchtlosen Versuchen, den Reiter abzuwerfen, durch die Steppen; nach mehrstündigem Herumjagen ist es dann ein gelassenes Thier und läßt sich ruhig lenken.

Die Centaurennatur der Kirgisen findet, wie bei allen Reitervölkern, ihren Grund darin, daß sie von Kindheit auf mit Pferden umgehen und darauf herumklettern, fast ehe sie gehen können. Einige Pferde sind in der Nähe der Kascha immer gesattelt angebunden, und diese dienen der hoffnungsvollen Jugend zum Tummelplatze bei ihren gymnastischen Uebungen, um so mehr, da die Thiere sehr ruhig stehen, so daß man selten von einem Unglücksfalle hört. Gelingt es den Jungen, ein Pferd loszubinden, so klettern sie von einem Pferde zum andern, bis sie alle auf dem losgebundenen sitzen, und reiten nun mit Jubel umher, fallen dabei natürlich unzählige Male herunter, lernen aber dadurch allmälig sich fest im Sattel halten.

Hat ein Knabe ein Alter von 8 bis 9 Jahren erreicht, so muß er, um als befähigt zum Reiten anerkannt zu werden, eine Art Probe- oder besser Weiheritt machen. Wenn man die Pferde von der Weide zu den Kaschas treibt, wird der Knabe auf den besten Renner gesetzt und fest an den Sattel gebunden; der Rückmarsch geht zuerst ganz langsam vor sich, bis der vorderste Hirt der Herde etwas zubrüllt und davonjagt. Dann fliegt plötzlich die ganze Herde in gestrecktem Galop den Zelten zu, wo der Eingeweihete, oft halb ohnmächtig vor Schreck und dem schnellen Ritt vom Pferde genommen wird. Von jetzt ab reitet er täglich mit zur Weide und kann bald, ohne angebunden zu sein, einen ähnlichen Ritt mitmachen.

Es ist etwas Leichtes für den Kirgisen, in gestrecktem Galop ein ausgebreitetes Taschentuch oder eine Münze von der Erde aufzuheben. Bei feierlichen Gelegenheiten sieht man bei ihnen dieses Spiel, außerdem Ringen, Scheibenschießen mit Pfeil und Bogen u. s. w.

Besondere Gelegenheit, ihre Fertigkeit im Reiten und ihre Geschicklichkeit zu zeigen, giebt ihnen die Wolfsjagd, welche sie zu Pferde machen, und den einzigen Feind ihrer Herden, den Wolf, mit fingerdicken Peitschen, wie sie die Kosacken haben (Nogaika), todtpeitschen. Gewöhnlich hängen sie nur mit einem Beine im Sattel und halten sich mit der einen Hand an der Mähne des Pferdes, um den Wolf mit der Peitsche erreichen zu können.

Da sie von Jugend ab den ganzen Tag im Sattel sitzen und beim Reiten in den Bügeln stehen, selbst im Sattel schlafen, so haben sie alle krumme Beine.

Die Frauen können sich zwar mit den Männern nicht messen, reiten aber auch sehr gut, natürlich nicht in Damensätteln.

Sehr häufig kommt der Pferdediebstahl vor, und er giebt oft Anlaß zu langwierigen Streitigkeiten. Bemerkt eine Horde, daß ihre Nachbaren nachlässige Hirten haben, so wird alsbald beschlossen, sich zu plötzlichem Aufbruche zu rüsten. Gegen Abend stiehlt sich ein recht gewandter Reiter zu dem Weideplatze, paßt einen günstigen Augenblick ab und legt einem Pferde aus der Herde einen Zaum über. Dann schwingt er sich darauf, jagt davon und verlockt einen Theil der Herde, ihm zu folgen. Die Hirten thun natürlich ihr Möglichstes, um die Thiere zurückzuhalten, und geben dadurch dem Diebe die Möglichkeit, zu entrinnen und zu seinen Angehörigen zu gelangen, die, zum Aufbruch gerüstet, nur auf ihn warten. Natürlich lassen die Bestohlenen sie nicht in Frieden ziehen, sondern verfolgen sie lange Zeit. Auf diese Art entstehen die beständigen kleinen Kriege, zu denen auch der Frauenraub häufig Veranlassung geben soll.

Die Kirgisen sind Mohammedaner, doch scheint der Islam bei ihnen sehr verändert und ihrem eigenen Charakter angepaßt zu sein. Auch haben sie verschiedene Bräuche, die den Gestirnen und den Schutzgeistern ihrer Herden gelten.

Tanz scheinen sie gar nicht zu haben, und ihre Lieder sind außerordentlich eintönig, melancholisch und leise, eine getreue Copie der monotonen Steppen. Bei lustigen Freudenfesten passen zu dem lauten Jubel die melancholischen Lieder nicht recht, trotzdem sie nicht ohne Wohlklang sind.

Zu gewissen Zeiten nähern sich die Kirgisen den Städten, mit welchen sie einen beträchtlichen Tauschhandel mit Filz, Schafen, Pferden gegen Mehl, hölzernes und eisernes Geschirr und Luxusartikel führen. Orenburg, Troizk und Petropawlowsk sind hauptsächlich die Städte von russischer Seite, in denen mit ihnen dieser Handel betrieben wird. Hunderttausende von Schafen werden alljährlich auf diesen Märkten von russischen Kaufleuten aufgekauft und des Talgs wegen geschlachtet, und dieses wird nach dem Auslande verschickt. Ebenso werden zu den zweimal in Jekatherinburg stattfindenden Märkten viele Hunderte, manchmal Tausende in den Steppen aufgekaufter Pferde gebracht, welche ihrer Ausdauer wegen gern von den russischen Fuhrleuten für ihre Frachtzüge (Oboshy) gekauft werden. Auch werden sie vielfach zur Cavallerie verwendet.

Außer den benannten Städten wird dieser Tauschhandel mit den Kirgisen in all den kleinen Ostrogs betrieben. Von bucharischer Seite sind Taschkend, Samarkand, Chiwa die Hauptmärkte des Verkehrs.

# Communistische Auslassungen in Paris.

Seit der ersten großen Revolution haben die Franzosen etwa 17 verschiedene Staatsverfassungen sich gegeben und den ganzen Kreislauf durchgemacht von der einen und untheilbaren Republik der Bergpartei bis zu dem Kaiserthum des „allgemeinen Stimmrechts“. In der That und Wahrheit haben sie sich stets bureaukratisch despotisiren lassen; sie sind Sklaven der Centralisation und eines Verwaltungsmechanismus, aus welchem sie, wie aus einem verhexten Kreise, nicht herauskommen können; wer Paris knechtet, knechtet sie Alle. Von Selbstverwaltung und Autonomie der Gemeinde und der Körperschaften wissen sie nichts mehr, und praktisch genommen werden sie Sklaven bleiben, so lange sie die jede freie Beweglichkeit und Selbstbestimmung lähmende Centralisation behalten. Diese aber schmeichelt ihrer Eitelkeit; sie wähnen, daß sie eine Grundbedingung ihrer Machtstellung und ihres „Ruhmes“ nach Außen sei. Aber was für ein Ruhm, welcher nur auf Kosten der Freiheit zu erwerben ist! Ihre sogenannte Republik war nicht viel anders, wie ihr gegenwärtiger mit allerlei Freiheitsfloskeln verbrämter Kaiserstaat, ein Mechanismus, in welchem das Individuum keine Selbstbestimmung hat, sondern sich reglementiren lassen muß. In dieses Reglementirtwerden findet sich der Franzose, vermöge seiner romanischen Racenanlage; er kommt sich nicht anders vor, denn als ein Rad in einer großen Maschine, und als solches wird von ihm der Staat aufgefaßt. Aber es ist ein schlimmes Ding mit derselben; kein geringerer Mann als Ludwig Philipp hat es betont: „daß Frankreich eine Maschine sei, die alle Augenblick in Unordnung gerathe,“ und Guizot sagte einmal: „die Staatsmaschine hat ungeachtet aller Revolutionen stets schlecht gearbeitet.“

Nun knirschen Viele in die imperialistischen Ketten hinein, welche sie sich vermittelst des „allgemeinen Stimmrechts“ selber aufgehalst haben. Die Mißvergnügten gehen aber dabei wieder völlig aus Rand und Band; sie machen, wie das in ihrem romanischen Racencharakter liegt, Sprünge von einem Extrem zum andern, und wähnen auf solche Weise aus der bösen Lage herauszukommen, in welche sie sich, wir wiederholen es, kraft des „allgemeinen Stimmrechts“ selber gebracht haben. Dieses angebliche politische Universalmittel läuft aber, wie die Geschichte so deutlich lehrt, allemal auf eine verderbliche Quacksalberei hinaus, und die Franzosen könnten bei sich selber sehen, wie weit sie mit demselben gekommen sind. Vier Millionen Bauern und Kleinstädter werden ohne Weiteres reglementirt; ihr Satrap, der Präfect, befiehlt ihnen, wie sie zu stimmen haben; er schüchtert sie ein oder wirft ihnen ein paar Brocken als Gnadenbeweise des „Heilands“, Napoleons, hin; so erkauft er ihre Stimmen. In den großen Städten dagegen tritt eine doppelte Opposition hervor; die eine möchte gern in möglichst regelrechter Weise den schreienden Mißbräuchen und der schaudbaren Corruption ein Ende machen, welche dem napoleonischen System anhaften; sie schämt sich der politischen und sittlichen Prostitutionswirthschaft und mühet sich nach besten Kräften ab, den Skandal wenigstens theilweise zu beseitigen. Sie findet aber in der andern Oppositionsgruppe, welcher sie nicht extrem genug zu Werke geht, ihre bittersten Gegner. Die Demokraten gelten den sogenannten „Socialrepublikanern“ für einfältige, weit zurückgebliebene Leute, denen man mit äußerster Entschiedenheit entgegentreten müsse; solchen Renegaten und Verräthern dürfe man keine Rücksicht angedeihen lassen!

Von diesen sogenannten Socialrepublikanern gilt in der That der bekannte Ausspruch, daß sie rein gar nichts gelernt und Alles vergessen haben. Sie wollen die staatliche und gesellschaftliche Krankheit vermöge der Quacksalbermittel beseitigen, welche sich schon so oft als schädlich und grundverderblich erwiesen haben. In Frankreich werden demnächst die Wahlen zu dem sogenannten gesetzgebenden Körper vorgenommen, der sich bisher im Allgemeinen als eine Gesellschaft politischer Lakaien des Cäsarismus charakterisirt hat. Er zählte nur wenige unabhängige Männer, welche den Kampf gegen die allgemeine Corruption mit Muth und Ausdauer aufnahmen. Diese aber werden von den „Socialrepublikanern“ am bittersten befehdet. Die Abspurigkeit dieser Leute zeigt sich in den Reden, welche sie in ihren Versammlungen halten. So rief neulich der Socialrepublikaner Bajol:

„Wir werden euch (die demokratischen Candidaten) fragen: Seid ihr Revolutionäre? Seid ihr Socialrepublikaner? Haltet ihr euch für stark genug, die Reformen durchzusetzen, welche wir verlangen? Nur unter solchen Bedingungen werden wir für euch stimmen. Ich meinerseits bin ein Revolutionär; ich verlange die socialistische Republik; meine Flagge ist die Flagge der Revolution, mein Stichwort jenes vom Juni 1848: Vivre en travaillant ou mourir en combattant!“ Ein Anderer sprach: „Man sagt uns, daß demnächst die Wahlen stattfinden sollen; aber ich glaube, und viele Andere glauben mit mir, daß die Revolution kommen werde. Unser Zweck ist, das Kaiserthum über den Haufen zu werfen.“ Ein Dritter rief: „Wir müssen bis ins Jahr 1787 zurück und es wieder so machen wie unsere Vorväter. Die Deputirten der Opposition haben nichts ausgerichtet. Sie hätten ihr Mandat niederlegen und an das Volk appelliren sollen.“ Ein Vierter: „Wir müssen die Flagge der Revolution aufhissen. Dann wird Blut fließen, aber was macht das aus? Blut ist unbedingt nothwendig zu unserer gesellschaftlichen Erneuerung und zur Wiedererwerbung der Rechte, welche man uns gestohlen hat. Nur Muth! haltet die Augen offen! Mit dem Kampfe, der bald ausbrechen muß, wird eine neue Aera beginnen. Wir werden eine Revolution haben und uns diesmal nicht, wie Anno 1848 geschehen, um die Früchte derselben betrügen lassen. Wir brauchen nicht länger zu zittern vor der Gewalt und ihren Handlangern!“ Bis dahin hatte der anwesende Polizeicommissär ruhig zugehört; nun erklärte er die Versammlung für aufgelöst. Die Socialrepublikaner riefen: „Hängt ihn auf; laßt ihn nicht hinaus! Tod dem Commissär, er soll hängen!“

Bei einer andern Versammlung im Saale Rochechouart erklärte ein Redner, Vibal, der Dichter Rabelais, der Verfasser des Gargantua und Pontagruel, sei der eigentliche und wahre Papst von Frankreich; dann erinnerte er an „die großen Tage der Revolution“. Ein anderer Socialrepublikaner, Bachellery, nahm die Jesuiten anfangs arg mit, aber er lobte zuletzt den Orden Loyola's, welcher sich große Verdienste dadurch erworben habe, daß Königsmörder wie Jacob Clement und Ravaillac aus seinen Erziehungsanstalten hervorgegangen seien. „Sind wir heutigen Franzosen noch die Männer von 1793, oder sind wir elend geworden, wie einst die Unterthanen im byzantinischen Reiche? Wir wollen

fortfahren zu protestiren und nöthigenfalls unsere Rechte mit den Waffen in der Hand erkämpfen. Wir sind schon zu oft massacrirt worden; nun wollen wir einmal unsererseits unsere Bedrücker massacriren."

Man sieht, das sind die bekannten Redensarten aus der Zeit des Berges von 1793. Dann und wann treten auch Frauen auf, die „sich von allen kindischen Vorurtheilen emancipirt haben", und es ist auch, z. B. Ende Januars, vorgekommen, daß sechszehnjährige Knaben von ihrer Rednerbegabung Proben ablegten, und ausführlich darzuthun bemüht waren, daß alle gesellschaftlichen Verhältnisse durch und durch faul seien. Die Gesellschaft soll „liquidiren", das Eigenthum, welches sich jetzt widerrechtlich in den Händen Weniger befindet, muß Allen zutheil werden; Religion, Familie und namentlich die Ehe müssen abgeschafft werden; es soll ganz unbedingte und uneingeschränkte Gleichheit herrschen. Robespierre war ein Schwachkopf und Einfaltspinsel, weil er ein höchstes Wesen anerkannte, und Danton hatte keineswegs das richtige, volle Zeug zu einem tüchtigen Revolutionär; er war viel zu sanft und mild. In den heutigen miserabelen Zuständen der Gesellschaft ist die Bourgeoisie allmächtig; sie besitzt Grund und Boden, Capital und Credit. So darf es nicht bleiben; das Volk leidet, darbt und wird in den Staub niedergedrückt, „aber sein Angstruf wird nicht eher gehört werden, als bis dasselbe zu einem Wuthgebrüll geworden ist." Reformen, die lediglich das Uebel, unter welchem man seufzt, erleichtern, sind ganz und gar nichts werth. Wozu sollte man auch Pflaster auf ein Glied legen, das amputirt werden muß? „Es giebt nur ein einziges gründliches und praktisches Heilmittel: das collective Eigenthum, den Communismus."

Der schon erwähnte Redner Bachellery erläutert diesen Satz in folgender Weise: „Nehmen wir einmal an, daß Frankreich 40 Millionen Einwohner habe. Davon besitzen etwa 3 Millionen liegendes Eigenthum, und die übrigen 37 Millionen sind dadurch völlig in der Gewalt jener 3 Millionen. Wäre es nun nicht viel besser und zweckmäßiger, wenn man das, was diese 3 Millionen besitzen, in die Hände der 37 Millionen gäbe? Das herbeizuführen ist unsere Absicht; wir wollen das collective Eigenthum schaffen. Die Privilegirten haben uns das Recht der Versammlung erlaubt; das ist zwar herzlich wenig, denn es besteht eigentlich nur darin, daß wir durch Schweigen reden, — wie dem aber auch sein mag, es ist gut so. Ich sehe euch, ihr seht mich und — wir verstehen ja einander! Wir wollen diese kleine Waffe nach bester Möglichkeit benutzen, sie nützt doch zu etwas, und wir können sie ja schärfen. Jetzt schneidet sie noch nicht scharf, es läßt sich aber doch mit ihr etwas anfangen, denn wir haben Messerschleifer unter uns. Noch einmal und rund heraus gesagt: wir wollen das collective Eigenthum haben; es giebt außer demselben weder Heil noch Rettung. Alles Andere ist durchaus werthlos; alle die Vereine und Körperschaften nützen zu gar nichts. Man will uns damit nur einlullen, aber das soll und darf nicht sein. Also müssen wir wieder und immer wieder darauf zurückkommen: das individuelle Eigenthum soll abgeschafft, das collective Eigenthum soll eingeführt werden. Von Arbeitslöhnen darf überall keine Rede mehr sein; die müssen wir abschaffen, weil sie den unglücklichen Arbeiter den Krallen dessen überantworten, welcher den Lohn zahlt. Alle gesellschaftliche Ungleichheit muß aus der Welt hinaus geschafft werden; der Mensch muß die Freiheit haben, sich selber zu entwickeln."

„Nun rathe ich euch, habt noch ein Weilchen Geduld. Freilich haben wir schon lange liebe Zeit gewartet und doch nichts gesehen. Als wir Jüngeren heranwuchsen, war es mit der Freiheit all und vorbei. Aber wir haben unsere Augen offen. Man hat uns Alles confiscirt; wir trafen indeß unsere Vorbereitungen, und wir müssen nun, gleich unseren Vätern, rufen: Vivre en travaillant, mourir en combattant!"

Noch ein anderer Redner, Chauvière, zog nach Herzenslust über die Bourgeoisie los. „Ha, diese Bourgeoisie! Sie sind unsere geschworenen Feinde, diese Bourgeois. Im Jahre 1793 gestatteten sie einem jungen Menschen, Namens Bonaparte empor zu kommen. Er beherrschte das durch die Revolution vergrößerte Frankreich, und als er fort war, ächzte es unter der Lanze der Kosacken. Die Schuld fällt unseren Feinden, den Bourgeois, zur Last. Im Jahre 1830 reichten sie uns die Hand, damit wir sie retten sollten, und 1848 thaten sie dasselbe. Als wir im Juni auch für uns etwas haben wollten, da antworteten sie mit Kugeln und Kartätschen. (Ungeheurer Beifall.) Die Arbeiter können sich nur retten, wenn sie die probaten Mittel von 1793 in Anwendung bringen."

Dagegen stellte Cantagrel den sehr mißliebigen Satz auf, daß unter den obwaltenden Umständen ein gewaltsames Eingreifen nicht zum Zwecke führen werde. Mit Gewalt könne man das gesellschaftliche Problem nicht lösen. Uebrigens verlangte auch er eine radicale Veränderung.

Der Communist Ferrey war anderer Ansicht: „Wir müssen Gruppen bilden und Proselyten machen, nöthigenfalls, wenn wir das für ersprießlich halten, auch Gewalt anwenden. Das muß ohnehin geschehen, wenn wir oben auf sind; wir werden dann die Royalisten, Orleanisten und Imperialisten uns gegenüber finden, denn sie alle sind unseren Ideen feindlich, sie sind unversöhnliche Feinde der Gleichheit, auch wenn sie sich für Republikaner ausgeben. Und deshalb sage ich, daß wir diese Gegner zermalmen müssen!"

„Aber ihr habt ja Volksküche, wohlthätige Vereine, den Verein der heiligen Vincenz von Paula und was nicht noch Alles! Es giebt ja auch viele Gesellschaften, welche Glückseligkeit und Wohlfahrt verbreiten wollen. Ei ja! Wenn aber die Arbeiterclasse zu zahlreich wird, und viel mehr Leute als wünschenswerth erscheint keine Arbeit finden, nun, dann giebt es ja in der Welt eine Krim, ein Italien, ein Mexico und ein Cochinchina, und so verringert sich die Zahl. (Zehnmal wiederholter Beifallsruf.) Für einen solchen Zustand will ich keine Palliativmittel. Durch solche mag ein gewisses Ding eine Zeitlang noch sich halten können, aber dieses Ding muß erst beseitigt sein, bevor wir unsere gesellschaftliche Erneuerung und Wiedergeburt durchführen können. (Lebhafter Beifall.) Bürger, die Junitage sind wieder da, die französische Frage ist zu einer europäischen geworden, und wenn wir selber nicht sociale Vernunft genug haben, so denkt mit Bedauern und Zorn an das Blut, von welchem das Pflaster von Malaga und Cadiz geröthet worden ist!"

Als ein Redner auftrat, um einige Einwendungen zu machen, wurde er niedergeschrien, und der Sturm wurde gewaltig, als er im Namen der Freiheit verlangte, daß man auch den Jesuiten ihren Glauben lassen solle. Er wolle von Proscriptionen nichts wissen; vermittelst derselben seien Ideen noch niemals besiegt worden. „Man hat vor siebenzehn Jahren euch hier geächtet, und seid ihr heute etwa nicht da?" Man lachte ihn hell aus, denn von Erörterung ist bei den Communisten keine Rede. Ein erprobter Liberaler, Namens Bernard, Mitredacteur des „Siècle", ist ein anerkannt tüchtiger Nationalökonom. Er äußerte den Wunsch, vor den Communisten, welche im Saale Rochechouart sich versam-

meln, einen volkswirthschaftlichen Vortrag zu halten, der allerdings nicht günstig für den Communismus ausgefallen wäre. Man bedeutete ihn einfach: er werde wohl lebendig in den Saal, aber nicht lebendig wieder herauskommen! Er kam trotzdem, wurde aber dermaßen angeheult und angeschrien, daß er sich zurückziehen mußte. Natürlich, Eigenthum ist Diebstahl; wer Eigenthum besitzt, ist „ein Räuber“; die ganze Bourgeoisie mit ihren Krämern und Kaufleuten, Grundbesitzern und Geldinhabern wird „den arbeitenden Classen“ geschildert als „ein Krebs, welcher an dem Herzen des Volkes nagt: das Eigenthum muß demolirt, die haute pigre unterdrückt, am Bourgeois Rache genommen werden.“ Zur haute pigre werden von den communistischen Räubern in spe Alle gerechnet, die Grundeigenthum oder Capitalien besitzen, dann auch jeder, der Habe erbt, und jeder Beamte. Gegen die Geistlichkeit rücken hauptsächlich Frauen ins Feld. Im Saale des Mont Parnasse führt Madame Desiré das große Wort, um ähnliche Lorbeeren zu erwerben, wie Frau Paule Minck, die Heldin des Saales im Pré aux Clercs, also der Pfaffenwiese. „Nichts flößt mir größern Abscheu ein als die Pfaffen. Ich habe deren drei oder vier in meiner Familie, ich mag aber mit keinem derselben etwas zu thun haben. Hinter einem derselben laufen alle alten Weiber her und schleppen sich mit Kreuzen und Rosenkränzen. Leider bin ich zweimal zur Kirche gegangen, aber nicht um zu beten, sondern um die Lichter und auch die Grimassen der versammelten Gemeinde zu betrachten.“

Es mag hier beigefügt werden, daß am vergangenen Charfreitag, an welchem bekanntlich die Katholiken nur Fastenspeise genießen sollen, in Paris ein großes Banket veranstaltet worden war, an welchem nur Fleisch gegessen wurde, und bei welchem es sehr lärmend herging. Damit wollte man Opposition gegen die Geistlichkeit machen! Es traf sich aber, daß seit langer Zeit keine so große Menge in die Kirche geströmt war und so inbrünstig auf den Knien gerutscht hatte, als am Charfreitage. So scharf treten im romanisch-gallischen Wesen die Extreme hervor; eine richtige Mitte, ein juste milieu, verstehen die Leute nicht; sie haben dasselbe, zu ihrem eigenen Schaden, verhöhnt, als es in der Politik sich geltend machen wollte; und so bekamen sie den Zwang und Druck des Cäsarismus, gegen welchen sich nun Viele wild aufbäumen. Ihren Gebietern können so wilde Ausschreitungen hirnverbrannter Leute nur willkommen sein. Die Regierung weiß, daß Bürger und Bauern von Liquidirung der Gesellschaft und des Eigenthums nichts wissen wollen, und sie läßt deshalb die Reden der Communisten überall, namentlich in den Dorfgemeinden, verbreiten. Der französische Bauer ist nur ausnahmsweise des Lesens mächtig, aber der Schulmeister hilft auf Befehl des Beamten nach und fügt, nach einem von der Präfectur ihm zugeschickten Zeitungsartikel, den erforderlichen Commentar in Betreff des Rothen Gespenstes hinzu.

Die französischen „Socialrepublikaner“ wollen „Alles über den Haufen werfen und massacriren“; sie stecken in der Gedankenverwirrung und in den Floskeln von 1793. Die Socialisten in Deutschland haben sich andere Formeln zurecht gemacht, die allerdings keine Aussicht auf Verwirklichung haben, in denen aber eine gewisse Logik ist. Der Staat soll eventuell den Arbeitern unter die Hände greifen rc., aber Staat und Gesellschaft sollen nicht „massacrirt“ werden. Allzuluftige Sprünge widerstehen unserm deutschen Racencharakter. Der Gegensatz zwischen diesem und dem romanischen zeigt sich eben jetzt wieder bei den Bewegungen unter den Arbeitern in Basel und in Genf. In der erstgenannten Stadt rückten sich die Dinge leidlich wieder ins Geleise, in Genf dagegen traten die Arbeiter, welche höhern Lohn verlangt und Ausstand gemacht hatten, sofort tyrannisch auf. Sie versuchten alle übrigen Arbeiter zum Anschluß an ihre Partei zu zwingen; man sollte nur für einen Lohnsatz arbeiten, den sie, die Ausstehenden, für angemessen halten. Mit Recht waren die verständigen Bürger in Genf empört über eine Anmaßung, welche die Freiheit des Individuums geradezu mit Füßen trete und die Freiheit der Arbeit in die Acht erkläre. „Wenn das Comité einer Gesellschaft (der sogenannten Internationalen) sich eine solche Gewalt anmaßt, und mit Unterstützung des Auslandes eine zweite Regierung im Lande schafft, dann haben die Bürger die heilige Pflicht, mit allen ihren Kräften solchen Wühlereien entgegen zu treten. Man richtet den Canton Genf zu Grunde durch Decrete, welche von Paris oder London gesandt werden.“ So sagt eine Adresse an die Regierung, welche ihrerseits den Leuten des Zwanges folgende gute Lehre gab: „Die individuelle Freiheit, welche wir aufrecht erhalten wollen, giebt dem Arbeiter das Recht, seine Arbeit zu verweigern, ihre Bedingungen und ihren Lohn zu discutiren; aber sie giebt ihm auch das Recht zu arbeiten, wenn das ihm gutdünkt, sich individuell mit einem Lohn zu begnügen, wie er will und ohne darüber Jemand um Rath zu fragen. Diese Freiheit der Arbeit ist unbedingt und ohne Grenzen, und sie darf nicht in Frage gestellt werden.“

---

# Die mittlere Tiefe des Großen Oceans.

Die heute so bewundernswürdig fortgeschrittene physikalische Geographie befindet sich bezüglich der Kenntnisse der oceanischen Tiefen noch in dem Stadium der Kindheit. Kaum wissen wir etwas Genaueres über die uns am nächsten liegenden Theile des Atlantischen Oceans; das Stille Weltmeer ist in dieser Hinsicht noch so gut wie ganz unbekannt, und während Einige demselben Tiefen von 40,000 Fuß zuschreiben, setzen Andere, anscheinend mit derselben Berechtigung, diese Zahl auf die Hälfte und den vierten Theil herab. Der Grund dieser Incongruenzen liegt in der Schwierigkeit des Gegenstandes begründet. Ein vollkommen zuverlässiges Instrument zur Messung von beträchtlichen submarinen Tiefen existirt zur Zeit noch nicht. Der Siemens'sche Tiefenmesser wird sich erst in der Praxis bewähren müssen.

Um so angenehmer ist es daher, daß unsere Anstrengungen von einer Seite her eine wesentliche Unterstützung erhalten, von der ein mit den Gesetzen der Wellenbewegung Unbekannter dies am wenigsten vermuthen würde, nämlich durch die Erdbeben, welche ihren Erschütterungskreis über eine sehr weite oceanische Fläche ausdehnen. Die höhere Mechanik zeigt, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen in dem Falle, wo die Höhe der Wellen sehr gering gegen die Tiefe des Wassers und diese wieder sehr gering gegen die Breite der Wellen ist, nach einem sehr einfachen

Gesetze von der Tiefe des Wassers abhängt. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen mit sich selbst multiplicirt ist nämlich gleich dem Producte aus der Constante der Schwerkraft in die Tiefe des Meeres. Die Constante der Schwerkraft beträgt $32^{16}/_{100}$ englische Fuß, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen kann aus den Beobachtungen berechnet werden, und dann ist die Tiefe des Meeres die einzige Unbekannte, welche aus der obigen Gleichung leicht gefunden werden kann. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit läßt sich aus den Zeitangaben des ersten Stoßes, dem die Wellen ihr Auftreten verdanken, und der Momente ihrer Ankunft an gewissen Küstenpunkten ableiten. Je länger der Weg ist, und je freier von Inseln der Ocean auf der von den Wogen durchlaufenen Strecke erscheint, um so genauer werden im Allgemeinen auch die Resultate für die mittlere Meerestiefe sein müssen. Leider liegen in den meisten Fällen bezüglich der Momente der Erdstöße und der ersten Ankunft der Wellen nur ungenaue Angaben vor, indem in solchen Augenblicken die Wenigsten daran denken, die Uhrzeit zu notiren, wann das Unglück seinen Anfang nahm.

Sehen wir nun zu, welche Resultate sich aus den Wirkungen einzelner Erdbeben für die Tiefe des Stillen Weltmeeres ergeben.

Das große Erdbeben, welches im Jahre 1854 verheerend in Japan auftrat, sandte seine Wogenkreise quer über die größte Breite des Großen Oceans bis zur Westküste von Amerika. Während die höchsten Wellen im Hafen von Simoda 30 Fuß erreichten, machten sie sich an dem Fluthmesser zu San Francisco und ebenso zu San Diego zwar nicht sehr bedeutend — die größte Höhe überstieg nicht $^2/_3$ Fuß —, aber doch ganz unzweifelhaft geltend, während Bodenschwankungen hier nicht verspürt wurden.

Die gerade Entfernung zwischen Simoda und San Diego beträgt 4917 Seemeilen und wurde von den Wogen in 13 Stunden 50 Minuten zurückgelegt. Die mittlere Geschwindigkeit betrug also stündlich 355,4 Seemeilen oder 0,098,735 Seemeile in jeder Secunde. Die gerade Entfernung von Simoda nach San Francisco beträgt 4527 Seemeilen und wurde in 12 Stunden 28 Minuten durchlaufen, was eine Geschwindigkeit der Wellen von 0,100,868 Seemeile in jeder Secunde ergiebt. Nun beträgt die Länge der Seemeile $^1/_4$ geographische Meile oder 6086,6 englische Fuß; die eben angegebenen Geschwindigkeiten entsprechen also 601 und 614 engl. Fußen. Der Mittelwerth hieraus ist 607,5 engl. Fuß, und wenn man diesen in die obige Formel setzt, so ergiebt sich als mittlere Meerestiefe $c$

$$c = \frac{607,5 \times 607,5}{32,16} = 11,474 \text{ engl. Fuß.}$$

Diese mittlere Tiefe gilt für den 35. nördlichen Parallelkreis. Das Erdbeben gegen Mitte August 1868, durch dessen Wirkungen Fluthercheinungen an den Gestaden der Südsee, von Valdivia und San Francisco an der Westküste Amerikas bis nach Neuseeland und den Japanischen Inseln zum Theil mit schreckensvoller Vehemenz entstanden sind, trägt ebenfalls dazu bei, unsere Kenntnisse von der mittlern Tiefe des Großen Oceans wesentlich zu bereichern. Ferdinand von Hochstetter nimmt, nach einer eingehenden Untersuchung des sämmtlichen von ihm gesammelten Materials, die unglückliche, heute in Trümmern liegende Stadt Arica (70° 16′ westlicher Länge von Greenwich, 18° 25′ südlicher Breite) als Centrum der Erschütterung und den Zeitmoment der ersten und gewaltigsten Stöße um 5 Uhr 15 Minuten Nachmittags an. In Folge dieser furchtbaren Erschütterungen gerieth die ganze ungeheure Wassermasse des Stillen Weltmeers von der Oberfläche bis zu den größten Tiefen in Schwankungen um ihren Gleichgewichtszustand. Diese schwingende Bewegung der pacifischen Wassermassen dauerte volle 2 bis 3 Tage an. Es ist hier nicht der Ort, detaillirter auf alle Wirkungen jenes großen Erdbebens einzugehen, wie sie Fr. v. Hochstetter in zwei Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien vorgelegt hat; hier genügt es, die Zeitangaben für das Eintreffen der Welle an verschiedenen Punkten der pacifischen Küste ins Auge zu fassen. Leider sind auch bei diesem Erdbeben wieder genaue und zuverlässige Zeitangaben sehr selten. Die meisten Berichte begnügen sich mit beiläufiger Angabe der Stunde, und manchmal ist auch selbst diese noch nicht einmal sicher. Hr. v. Hochstetter hat acht mehr oder minder genaue Zeitbestimmungen der Ankunft der Fluthwelle von verschiedenen Punkten des Großen Oceans zusammengebracht. Ich begnüge mich, diejenigen hier zur Berechnung zuzuziehen, welche ich für die genaueren erachte.

Den Weg von Arica zu den Chatham-Inseln, 5520 Seemeilen, legte die Welle in 15 Stunden 19 Minuten zurück. Die mittlere Geschwindigkeit in jeder Secunde betrug daher 0,10011 Seemeile.

Die Strecke von Arica nach Rapa, 4057 Seemeilen, wurde in 11 Stunden 11 Minuten durchlaufen. Sonach war die mittlere Geschwindigkeit in jeder Secunde 0,10077 Seemeile.

Von Arica nach Newcastle, 7380 Seemeilen von einander entfernt, gelangte die Welle in 22 Stunden 28 Minuten. Sonach betrug ihre durchschnittliche Geschwindigkeit 0,09125 Seemeile in jeder Secunde.

Die Entfernung Arica bis Apia in der Samoa-Gruppe, 5760 Seemeilen Distanz, wurde in 16 Stunden 2 Minuten durchmessen. Es war also die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in jeder Secunde 0,09979 Seemeile.

Stellen wir jetzt die Resultate, auf englische Fuß reducirt, mit den entsprechenden mittleren Breiten zusammen, so haben wir zwei Gruppen:

| Richtung. | Mittlere Breite des Weges. | Geschwindigkeit in jeder Secunde. |
|---|---|---|
| Arica bis Chatham | 26° südl. | 609 |
| „ „ Rapa | | 613 |
| „ „ Newcastle | | 555 |
| „ „ Apia | 16° „ | 607 |

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit, wie sie sich aus den Beobachtungen in Arica und Newcastle ergiebt, fällt beträchtlich geringer aus, als nach den drei anderen Bestimmungen; indeß liegt kein Grund vor, die Angabe auszuschließen, und man erhält auf diese Weise:

Mittlere Meerestiefe unter 26° s. Br.: 10,811 engl. Fuß
„ „ „ 16° „ „ 11,444 „ „

Das Mittel aus diesen beiden Werthen, 11,130 engl. Fuß oder in runder Zahl 11,000 engl. Fuß, wird für die Breiten zwischen 16 und 26 Grad südlich wenig von der Wahrheit abweichen, und stimmt mit der eben berechneten und für 35 Grad nördl. Breite gültigen Tiefe von 11,500 engl. Fuß sehr gut überein.

Man ersieht aus diesen Daten, daß die ungeheuren Tiefen, mit welchen einige Hydrographen den Großen Ocean sehr freigebig ausgestattet haben, sehr illusorisch sind, wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß die Tiefe des Stillen Weltmeeres in den dem Aequator näheren Gegenden nicht unbeträchtlich größer als 11,000 bis 12,000 engl. Fuß sein wird.

Herm. J. Klein.

# Aus allen Erdtheilen.

### Der Ausfuhrhandel Großbritanniens.

Derselbe war 1866 stärker als je zuvor; 1867 verminderte er sich um etwa 4 Procent und 1868 um weitere 3/4 Procent. Er stellte sich aber doch noch auf die ungeheure Summe von 179,463,664 Pfund Sterling, also auf reichlich 1200,000,000 Thaler. Davon kamen auf den Export nach britischen Besitzungen 28 Procent, nämlich nahe an 50 Millionen Pfund Sterling.

Für uns Deutsche springt aus der Tabelle, welche wir in der „Times Mail" vom 2. April finden, eine interessante Thatsache hervor, nämlich:

Der Exporthandel Englands nach Deutschland ist beinahe so beträchtlich, als der nach sämmtlichen britischen Colonien, mit Ausnahme Indiens, und Deutschland steht allen übrigen Ländern der Welt voran.

Es importirt von England mehr als Indien, fast doppelt so viel wie Australien, viermal so viel als ganz Britisch-Nordamerika, weit mehr als Hongkong, Britisch-Westindien, Singapore, die Capcolonie, Ceylon, Gibraltar, Guyana, Westafrika, Malta, Mauritius und manche kleinere Besitzungen alle zusammen genommen.

Es übertrifft die Vereinigten Staaten von Nordamerika; es übertrifft Frankreich um das Doppelte; es bezieht einen beträchtlichen Theil der englischen Importe, welche nach Holland und Belgien declarirt sind; es ist doppelt so wichtig wie ganz Südamerika. Wir bilden demnach für unsere Nachbarinsel den besten Markt und sind ihre besten Abnehmer.

Es wird manchen Lesern genehm sein, wenn wir zeigen, wohin die Ausfuhrerzeugnisse Großbritanniens sich vertheilen und in welchem Verhältnisse die einzelnen Abnehmer zu einander stehen.

Der Export nach sämmtlichen englischen Besitzungen und Colonien stellte sich auf 49,772,563 Pfund Sterling.

Davon entfielen auf: Indien 21,211,343; — Australien 12,071,435; — Britisch-Nordamerika 4,847,560; — Hongkong 2,186,100; — Britisch-Westindien 1,786,728; — Singapore 1,513,397; — Cap der Guten Hoffnung 1,322,111; — Ceylon 835,798; — Gibraltar 705,627; — Guyana 671,098; — Westafrika 613,279; — Canalinseln 556,453; — Malta 500,422; — Mauritius 383,613; — Natal 269,122; Britisch-Honduras 137,573; — Aden 75,763; — Bermudas 48,963; — St. Helena 32,562; — die Falkland-Inseln 13,403; — Ascension 3034 und Helgoland 164 Pfund Sterling.

Der Export nach fremden Ländern:

Deutschland 22,777,390; — Vereinigten Staaten von Nordamerika 21,410,184; — Frankreich 10,633,721; — Holland (zum großen Theil für Deutschland bestimmt) 10,392,253; — Türkei 8,157,701; — China 6,068,569; — Aegypten 6,068,569; — Brasilien 5,323,937; — Italien 4,980,216; — Westindien 4,250,721; — Belgien (zum Theil für Deutschland bestimmt) 3,209,490; — Neu-Granada 2,704,958; — Spanien 2,403,545; — Argentinische Republik 1,922,991; — Chile 1,958,234; — Portugal 1,723,270; — Dänemark 1,441,768; — Schweden und Norwegen 1,392,371; — Peru 1,135,212; — Japan 1,106,069; — Oesterreichische Länder 1,084,575.

Ferner: Griechenland 955,554; — Uruguay 930,973; — Philippinen 955,554; — Westafrika 901,309; — Java und andere holländische Besitzungen im Archipelagus 851,620; — Mexico 819,484; — Marokko 195,665; — Centralamerika 160,051; — Venezuela 69,559; — Südsee-Inseln 47,988; — Tunis 47,611; — Inseln des Grünen Vorgebirges 30,852; Ecuador 28,982; — Algerien 23,697; — die Häfen des Kirchenstaates 22,903; — Ostafrika 20,641; — Persien 20,641; — Arabien 4774; — Bolivia 3425; — Madagaskar 3257; — Siam 3072; — Cochinchina 431; — die nördlichen Walfischereien 300; — Abyssinien 128 Pfund Sterling.

Aus dieser geographischen Musterkarte und aus diesen colossalen Summen ersieht Jeder, was Großbritanniens Welthandel bedeutet.

---

### Baumwollenfabrikation in Nordamerika.

In den nördlichen Staaten der Union zählte man im Januar 1869 nicht weniger als 664 Spinnereien mit 6,359,020 Spindeln. Sie verbrauchten 1868 an Baumwolle 385,952,021 Pfund. In den südlichen Staaten waren 86 Spinnereien vorhanden, mit 225,663 Spindeln; sie verbrauchten 31,415,750 Pfund. Im Süden werden gegenwärtig viele neue Spinnereien angelegt, welche das ganze Jahr hindurch mit Wasserkraft arbeiten können, also wohlfeiler als jene im Norden, welche Kohlen gebrauchen; ohnehin haben jene den Rohstoff gleich zur Hand. Man kann annehmen, daß die Vereinigten Staaten jetzt etwa 450,000,000 Pfund verspinnen, etwa 1,125,000 Ballen, je zu 400 Pfund. Der Verbrauch in Europa und Nordamerika wird für 1868 auf 2,094,105,000 Pfund geschätzt; im Jahre 1859 belief er sich auf 2,284,901,000 Pfund.

---

**Goldabzug aus Nordamerika nach China.** Alle Dampfer, welche von San Francisco nach China fahren, nehmen beträchtliche Baarsummen mit nach Schanghai. Der, welcher um die Mitte März Californien verließ, hatte nicht weniger als 823,000 Dollars an Bord. „So wird also auch für uns Amerikaner das chinesische Reich der Schlund, in welchem unser Baargeld verschwindet, und auch Japan erhält eine große Menge desselben. Diese Länder geben nichts wieder heraus. Sie behielten alles Silber bei sich, schon bevor die Goldfelder Californiens und Australiens entdeckt worden waren, und seitdem geht auch Gold in ungeheurer Menge in diesem ostasiatischen Moelstrom unter." — Wir wollen hinzufügen, daß nach dem Berichte des californischen Münzcommissärs Blake die Gold- und Silberproduction der Erde für das Jahr 1853 sich auf 193 1/2 Millionen Dollars gestellt hat; davon entfallen auf: Nordamerika 61 Millionen, Australien 60, das russische Reich 15,700,000, Mexico und Südamerika 37, Europa 8,800,000, Afrika 1, Asien 10 Millionen Dollars — Alles Gold, bis auf etwa 37,000,000 Silber. Die Production des letztern ist bekanntlich seitdem beträchtlich gestiegen.

---

### Ein Besuch beim Sultan von Siak auf Sumatra.

M. Dieser kleine Staat an der Ostküste der Insel Sumatra in 1 bis 2 Grad südlicher Breite ist 1858 eine holländische Besitzung geworden durch einen Vertrag, in welchem der Sultan die Oberhoheit Hollands anerkannt und Stücke Landes zur Anlegung von Befestigungen in seiner Hauptstadt wie in Benkulen abgetreten hat. Das Land bildet eine ununterbrochene Ebene, die sich ganz sanft gegen Westen bis an die Gebirge der Westseite der Insel erhebt, und in der man vergebens einen Hügel oder selbst nur einen Stein sucht; es ist allenthalben mit dichten Urwäldern bedeckt und nur an den Ufern der Flüsse einigermaßen bewohnt und angebaut. Trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, der alle tropischen Producte in Fülle liefern könnte, und der natürlichen Reichthümer, welche die Wälder darbieten, liegen Handel und Industrie in solchem Grade

darnieder, daß der holländische Arzt Gramberg, welcher das Land 1863 besuchte, auf dem Flusse Siak, der für große Schiffe weithin fahrbar ist, in den zwei Tagefahrten zwischen der Mündung und der Hauptstadt Siak nur eine Handelsprahu aus Singapore und zwei Fischerboote sah. Der Grund so kläglicher Zustände liegt in dem Drucke, welchen der Sultan und die übrigen Vornehmen auf das Volk ausüben, dem sie, was der Landbau und die Ausbeutung der Wälder einbringt, unter allerhand Vorwänden zu nehmen wissen; deshalb ist ein großer Theil der Einwohner aus dem Lande gezogen, und die Zurückgebliebenen bauen bloß das Nöthigste an und auch das möglichst im Schutze des Waldes.

Gramberg, der Gelegenheit hatte, die Verhältnisse genauer kennen zu lernen, entwirft eine Schilderung, die freilich alles erklärt. Bei seiner Ankunft in Siak machte er zuerst dem sogenannten Reichsverweser (Mangkobmei), wie auch hier der Beamte genannt wird, dem in den malayischen Staaten gewöhnlich die Leitung der Verwaltung im Einzelnen übertragen ist, seinen Besuch und fand ihn krank in seinem nach landesüblicher Art auf Pfosten gebauten Hause. Dieses war in solchem Zustande, daß Gramberg auf der Treppe fast das Bein gebrochen hätte. Die ihm angebotene ärztliche Hülfe nahm er gern an, aber gegen die für nöthig befundenen Blutegel zeigte er großen Widerwillen; es kostete Hrn. Gramberg nicht geringe Mühe, diesen zu überwinden. Die Kunde von diesem Ereignisse füllte das Zimmer schnell mit neugierigen Menschen, welche die Kur mit ansehen wollten, und sich trotz der Hitze, des Lärms und Gestankes, die den Arzt sehr behelligten, nicht entfernen ließen. Zuletzt kam der Sultan selbst, gerieth aber in nicht geringen Zorn, als Gramberg sich weigerte, ihm, der ja gesund sei, Blutegel anzusetzen; er sei doch der Sultan, und es schicke sich nicht, daß das einem unter ihm stehenden Manne früher geschehe als ihm. Später besuchte der Arzt noch den Sultan, der ihn mit einem sammetnen, mit einer Art von silbernem Sterne geschmückten Rocke bekleidet, jedoch barfuß empfing; den Rock zog er der Hitze wegen bald aus und saß nun mit bloßem Oberleibe da, auch nahm er die ihm von Gramberg angebotene Cigarre freundlich an. Als darauf der anwesende holländische Assistent-Resident Arnold auf die Pläne des Fremden kam, welcher das Land zu untersuchen beabsichtige, inwiefern es den Anbau der Baumwolle und des Tobacks gestatte, und den Sultan bat, er möge diese auch für ihn vortheilhaften Unternehmungen unterstützen, sprang dieser plötzlich auf, führte den Holländer bei Seite und versprach ihm in allen Fällen Schutz und Beistand, nur müsse er dafür für jetzt einige Dollars, später bei Gramberg's Rückkehr aus Batavia für seine Frau Brillanten, Sammet und Seide erhalten. Das gewährt einen Einblick in die grenzenlose sittliche Verkommenheit dieser durch das Opium ruinirten malayischen Fürsten, wenn man es auch für eine Verleumdung halten will, was Gramberg auf Hörensagen hinzufügt, daß die Schwestern des Sultans die holländischen Kreuzboote besuchten, wenn dieselben in den Fluß kämen, und das thäten sie, um von der Mannschaft sich Geld zu verdienen! Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß es mit dem Lande so weit gekommen ist, daß 1862 die ganze Einfuhr gegen 113,000, die Ausfuhr kaum 88,000 Gulden betrug. Es wird allerdings besser werden, seitdem die holländische Regierung dem Fürsten und seinen Großen, wie sie es nicht besser verdienen, das Recht, ihr Volk zu besteuern, für jährliche Geldzahlungen abgekauft hat, so daß sie jetzt den Betrag der Steuern festsetzt und sie einzieht. Aber das ist nicht hinreichend, weil der Einfluß des Herrschers auf das Volk durch die unbeschränkten Forderungen sogenannter Herrendienste aller Art fortwährend erhalten wird.

---

**Die Gräkoslaven im Königreiche Hellas.**

Diese „Nationalitätsbastarde", ein Gemisch aus sehr verschiedenen Bestandtheilen und nebenbei einer Mosaik aus Walachen, Arnauten und Slaven, haben jüngst Europa in Unruhe versetzt, und man ist gegen sie über alle Gebühr langmüthig gewesen. Sie bezahlen ihre Schulden nicht und wollen eben jetzt wieder eine Anleihe erheben, um für das Geld Panzerschiffe gegen die Türken zu bauen oder zu kaufen. An eine Verbesserung ihrer völlig verwahrloseten Zustände im Innern denken sie nicht. Im Monat März hat nun der junge König Georg eine Rundreise gemacht, um einmal mit eigenen Augen zu sehen, wie kläglich es in seinem Lande aussieht, und viel Gutes hat er nicht gefunden. Er fuhr von Athen auf der eben durch ausländische Betriebsamkeit und Capitalien vollendeten Eisenbahn nach dem Piräus, schiffte sich dort nach der Landenge von Korinth ein, ritt über Land nach Patras, dann südlich nach Pyrgos, nach Tripolizza in Arkadien zum Golfe von Nauplio und dampfte von dort zurück nach Athen. Die ganze Landstrecke beträgt etwa 60 deutsche Meilen, aber er fand auf derselben keine Straße und keine Brücke! In Folge anhaltenden Regens waren die Flüsse ausgetreten, von einer Fähre war nirgends die Rede, und mit Mühe, Noth und Lebensgefahr schwammen Roß und König und Gefolge hindurch. In Athen hatte sich das falsche Gerücht verbreitet, der Monarch habe in den Fluthen des Alpheus seinen Tod gefunden. Als noch die Türken das Land beherrschten, waren alle Flüsse und Bäche überbrückt und die Felder wurden bewässert, das Land war angebaut und trug reiche Ernten. Was heute in Griechenland überhaupt noch an Brücken vorhanden ist, das verdankt man den Türken. Auch sind es Türken und Venetianer gewesen, welche steinerne Wege durch sumpfige Gegenden angelegt haben. Die „Hellenen" machen Lärm in der Politik und wollen die Türkei in die Luft sprengen, aber sie haben, seitdem sie unabhängig sind, keine Brücke und keine Straße gebaut. Doch nein, eine Brücke haben sie wirklich gebaut, und zwar auf dem Wege von Athen nach dem nahen, durch Aristophanes so berühmt gewordenen Acharnä. Sie ist zwar nur klein, aber schon zweimal, wegen fehlerhafter Bauart, zusammengestürzt. Die Griechen sagen, ihr Land würde in bessere Umstände kommen, wenn es mehr Menschen hätte, aber weshalb wandern Hellenen aus Griechenland nach Australien und Nordamerika? Weshalb bestellen sie nicht die verödet liegenden, fruchtbaren Aecker z. B. in Elis und Lakonien? Die Höflinge, Handwerkspolitiker, Stellenjäger, Advocaten und Räuberbanden sind eine wahre Landplage. Ein Berichterstatter in der „Times Mail" (26. März) schreibt: „Ein wahrer Philhellene (— giebt es noch solche Phantasten? —) bekommt Herzweh, wenn er sieht, wie das Königreich Hellas mit jedem Jahre mehr in der Civilisation Rückschritte macht. Die Türkei, Aegypten und selbst Rumänien contrahiren mit Leichtigkeit Anleihen zur Herstellung nützlicher öffentlicher Arbeiten. In Hellas dagegen ist Alles weit hinter der Türkei zurück: öffentliche Werke, Straßen, Brücken, Eisenbahnen, Dampfverbindungen, Häfen, Posten *rc.* Griechische Capitalisten schießen lieber dem Sultan und dem ägyptischen Vicekönige Geld vor, selbst zu kriegerischen Zwecken und zu Palastbauten, als der Regierung des Königs Georg für Zwecke von öffentlichem Nutzen."

---

**Juden in China.** Vor der amerikanischen Gesellschaft hielt in Neuyork Dr. Martin, früher protestantischer Missionär und jetzt Professor der kaiserlichen Universität zu Peking, einen Vortrag über seine Reise von Peking nach Schanghai, die er im Winter von 1866 unternommen, um die Colonie der Juden am Gelben Flusse zu besuchen. Als er einst in Hongkong ein Hospital betreten, sei ihm eine hebräische Inschrift mit den Worten: „Höre o Israel; der Herr, dein Gott, ist nur Ein Gott," aufgefallen. Er habe weitere Erkundigungen eingezogen und dann, wie gesagt, von Peking aus die Reise unternommen. Dr. Martin fand den Ort, wo die Colonie von Juden gewesen, bei einer zerfallenen Stadt, die ehemals den Namen Ki-Fung-Fu geführt hat. Jetzt steht auf dem Platze, wo die Synagoge gewesen, nur noch ein alter Thorweg und ein Stein mit jüdischen Inschriften, welche besagen, daß vor 2000 Jahren Juden von Indien nach China kamen, sich dort ansiedelten und eine Synagoge bauten. Diese gerieth vor etwa 250 Jahren in Verfall, und da kein Rabbi vorhanden war, wurde sie nicht wieder auf-

gebaut, und Religion wie Sprache wurden vergessen. Er fand noch eine alte hebräische Handschrift vor, welche die ersten beiden Bücher Mosis' enthielt. Man wird wohl gelegentlich erfahren, in wie weit diese Angaben correct sind.

**Die Catawba-Indianer** in Südcarolina waren einst ein mächtiger Stamm; sie waren im Februar 1869 auf 85 Köpfe zusammengeschmolzen, unter denen sich nur 17 erwachsene Männer befanden. Dieses Häuflein wohnte bisher auf Indian-Island im Catawbaflusse, in den Counties York und Lancaster. Ihr Häuptling Harns hat sich jüngst an die Staatsbehörden gewandt, um von denselben Geldmittel zur Uebersiedelung nach dem westlichen Indianergebiete zu erhalten. Dort wollen sie sich den stammverwandten Choctaws und Cherokees anschließen, und ruhig den Tag abwarten, an welchem der letzte des Stammes von der Erde verschwindet.

**Fund alter Gerippe auf Bornholm.** Herr Dr. Mehwald theilt uns folgende Notizen mit, welche er dem Briefe eines in Rönne wohnenden Bekannten entlehnt.

Jüngst fand man auf der Insel Bornholm, eine halbe Meile nördlich von der Hauptstadt Rönne, unfern der Meeresküste beim Umgraben eines kleinen-Hügels 12 bis 18 Zoll unter der Oberfläche elf Skelette, welche sämmtlich in gerader Richtung von Ost nach West lagen, mit den Köpfen nach West. Nur ein einziges Gerippe hatte eine etwas schräge Lage, und dessen Hirnschädel war stark zusammengedrückt, mit einem Loche auf der linken Seite und mehreren Rissen im Scheitelknochen. Alle übrigen Skelette waren unbeschädigt bis auf das, was der Zahn der Zeit abgenagt hat. Die beiden südlichen Gerippe lagen etwas höher als die anderen, ihre Lagerstätte war sorgfältig mit Steinen umsetzt und in der Mitte zwischen beiden Gerippen durch eine etwas höhere Mauer getrennt. Die übrigen lagen in loser Erde ohne alle Umfriedigung.

Beim Messen des größten männlichen Skelets fand sich, daß der Schenkelknochen vom Becken bis zur Ferse 16¼ Zoll maß und die Entfernung vom Hüftknochen bis auf den Scheitel nur 27 Zoll betrug: es waren also sehr kleine Menschen, welche zur Zeit, als die obgedachten Leichname an genannter Stelle begraben wurden, auf Bornholm lebten. Ein Theil der oben angegebenen Skelette hat man an das altnordische Museum nach Kopenhagen eingesendet; die übrigen hat man unberührt gelassen und wieder sorgfältig zugedeckt, bis einmal ein kundiger Alterthumsforscher auf die Insel kommt und die Sache genau untersucht. Die Bornholmer Gelehrten meinen, daß die Gerippe wohl aus der „Vikingerzeit" herrühren und mehr als tausend Jahre in dem Fundhügel geruht haben.

**Ausgrabungen in Herculanum.** Dieselben sollen mit Eifer betrieben werden. Im Anfange des Februars besuchte König Victor Emanuel den Ort und weihete die neuen Arbeiten ein, indem er selber die ersten Spatenstiche that. Sie werden unter der Leitung Fiorelli's stehen, der sich um die Ausgrabungen und die Alterthümer in Pompeji so große Verdienste erworben hat. Der Plan, in Herculanum endlich methodisch und mit Nachdruck vorzugehen, war schon vor mehreren Jahren entworfen worden, scheiterte jedoch an einem eigenthümlichen Verhältnisse. Um die Arbeiten zu beginnen, mußte man ein Grundstück mit Garten erwerben, das einem alten Priester gehörte. Dieser wollte sich um keinen Preis zum Abtreten desselben verstehen; er erklärte, es würde sein Tod sein, wenn man ihm den Garten nehme. Man ließ diese Einrede nicht gelten und nach langen Verhandlungen entschied das Obergericht, daß hier eine Zwangsenteignung stattfinden könne. Als man mit der Expropriation Ernst gemacht hatte, starb richtig der alte geistliche Herr. Der italienische Staat hat keine Geldmittel für die Ausgrabungen; deshalb hat der König für jedes der nächsten fünf Jahre 6000 Lire (zu 8 Silbergroschen) angewiesen und noch weitere Zuschüsse in Aussicht gestellt. Seit 40 Jahren ist für Herculanum nichts geschehen; die Bourbons hatten Alles, was an Alterthümern ausgegraben wurde, und auch das Museum in Neapel für Privateigenthum der Krone erklärt; nun aber sind alle diese Schätze Staatseigenthum geworden.

**Archäologischer Humbug in Nordamerika.** Wir konnten uns neulich lustig machen über die angebliche Entdeckung eines mächtigen Tunnels, welcher unter dem Mississippi hindurch laufe, große Bogengewölbe, Seitengänge, Spuren von Rädergefahee, Tafeln mit Runenzeichen, ägyptische Köpfe etc. etc. enthalte („Globus" XV, Seite 128). Der ganze Schwindel wurde von uns als „Yankee-Hoax" bezeichnet, und wir sprachen unsere Verwunderung aus, daß das Londoner „Athenäum" eine so plumpe Mystification ernsthaft behandelt habe. Nun lesen wir in demselben Blatte (vom 20. März) eine Zuschrift des berühmten amerikanischen Reisenden und Archäologen E. G. Squier (aus Neuyork vom 2. März), in welcher derselbe den Schwindel brandmarkt, welchen ein Theil der transatlantischen Presse treibt „mit einem Mixtum compositum von Satire und Sensationsmacherei", das man nicht besser als mit dem Ausdrucke hoaxing bezeichnen könne (— also: die Leute foppen und aufs Narrenseil führen —). „In der jüngsten Zeit hat sich nun diese Fopperei darin gefallen, daß sie monströs abgeschmackte Geschichten über archäologische Entdeckungen zum Besten giebt. Das ist namentlich in unseren westlichen Städten der Fall, und es liegt dabei auch wohl die Absicht mit zu Grunde, einen gewissen hirnverbrannten soi-disant-Alterthumsforscher zu verhöhnen, der jetzt jene Gegend unsicher macht, und als ein wahrer Fliegenschnäpper auftritt. Zu diesen Sensationsartikeln gehört auch jener über die angeblich extraordinäre Entdeckung unter dem Mississippi. Im Wesentlichen ist diese Geschichte schon früher einmal zum Besten gegeben worden, nur daß, statt der großen Gewölbe und der Tunnels und der Denkmäler von assyrischem Typus, dergleichen Raritäten unter Rock Island (im obern Mississippi) gefunden worden seien. Ich habe einen langen Brief aus Wien vor mir liegen, in welchem ein Savant allen Ernstes bei mir anfragt in Betreff der Einzelheiten der, wie er meint, ungeheuern unterirdischen Bauten in den Cliffs bei den Palissaden am Hudson, gleich oberhalb der Stadt Neuyork. Er drückt sein Erstaunen darüber aus, daß die amerikanischen Archäologen noch keinen gründlichern Bericht darüber abgestattet hätten, als das, was man in den Zeitungen lese!! — Vor etwa drei Jahren wurde fast jeder Archäolog in den Vereinigten Staaten mit Anfragen über einen frechen Betrug gequält, nämlich über die Heiligen Steine, welche angeblich bei Newark in Ohio in einem alten Mound entdeckt worden seien. Sie hatten hebräische Inschriften und namentlich auch einen Auszug aus den zehn Geboten. Diese Fopperei erhielt auswärts einigen Credit, weil der damalige Secretär der amerikanischen ethnologischen Gesellschaft sich für die Echtheit erklärte. Jener Secretär war ein braver Mann, aber er war auch die eingefleischte Leichtgläubigkeit, und in dieser Beziehung hatte er im Lande seines Gleichen nicht, außer etwa den verstorbenen Henry Rowe Schoolcraft. Dieser compilirte bekanntlich das monströse Mondkalb von Afterwissenschaft (that monstrous mooncalf of pseudo-science), welches auf Kosten des Congresses gedruckt wurde, die Historical Notes on the history and condition of the Indian tribes. Schoolcraft scheint den Grave Creek Stone mit seinen angeblich runenähnlichen Inschriften für echt gehalten zu haben. Joe Smith's goldene Platten, die in einem Hügel im westlichen Neuyork gelegen haben sollen, wurden übrigens vor der Grave-Creek-Inschrift der heiligen Steine zum Besten gegeben; das Buch Mormon's ist also eine ältere Fopperei. Ich könnte übrigens eine ganze Reihe solcher Hoaxe zum Besten geben, die sich auf Mexico und Centralamerika beziehen, und auch des „Chevalier Pontelli" in Guatemala erwähnen, dessen archäologische Bilder in Europa die Runde durch manche illustrirte Blätter machten. Dann dürfte ich auch das außerordentliche griechische Manuscript nicht übergehen, welches in Südmexico bei Oaxacingo (Hoax by Jingo!) gefunden wurde. Doch sind alle diese Albernheiten die Tinte nicht werth, mit welcher man sie niederschreiben müßte."

**Die Bevölkerung von Paris und London nach ihrer Dichtigkeit.** Nach der Zählung von 1866 hatte Paris 1,829,274 Seelen, London dagegen 3,150,000. Diese letzteren wohnen auf einem Flächenraume von 31,563 Hectaren, jede zu 2½ englischen Acres, so daß etwa 100 Menschen auf jede Hectare entfallen. Die Pariser Bevölkerung dagegen wohnt auf einem Raume von nur 7806 Hectaren, so daß auf eine jede 233 Menschen kommen, mehr als doppelt so viele wie in London. Für dieses entfallen auf jedes Haus durchschnittlich 7 bis 8 Seelen, in Paris 40 bis 50. Es ist von selber klar, von welcher Wirkung dieser Umstand auf das ganze Familien- und Gesellschaftsleben ist. Der scharfe Gegensatz zwischen beiden Weltstädten tritt auch sonst in mancher andern Hinsicht hervor. Londons Volksmenge wächst im Jahre durchschnittlich um 44,263 Köpfe an, und das zu neun Zehnteln durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle; nur ein Zehntel entfällt auf die Eingewanderten. In Paris findet gerade das entgegengesetzte Verhältniß statt. Bei der oben angegebenen Volksmenge von 1,829,274 Seelen betrug 1866 der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle nur 4674, während die Volksmenge jährlich um etwa 30,000 Köpfe sich vermehrt. Es ist ein schlimmes Zeichen, daß so viele Menschen vom platten Lande sich in die großen Städte drängen, und wir können dem Manne nicht unrecht geben, welcher diese in das Colossale angewachsenen sogenannten Weltstädte als „ungesunde Wasserköpfe der Staaten" bezeichnet hat.

## Australische Notizen.

**Die Dürre in Australien.** Wir haben darüber schon Nachricht gegeben, finden aber jetzt in den australischen Correspondenzen der „Times-Mail", aus Sydney vom Ende Januars und aus Melbourne vom Anfange Februars Schilderungen, denen zufolge das Land weit und breit „verbrannt" war. Die Viehzüchter, so schreibt man, sind geradezu in Verzweiflung, während die Küstengegenden von Neusüdwales, wo vorzugsweise Ackerbau getrieben wird, einige Male Regen hatten. Aber die Ansiedler im Innern leiden entsetzlich; die „Runs" sind verlassen; auf den Pfaden, auf welchen man die Herden trieb, liegt ein todtes Stück Vieh neben dem andern. Man schlägt ein Schaf gern für 10 Silbergroschen (1 Schilling) los. Ein Pferdezüchter hat 400 Rosse Stück für Stück für 5 Pence verkauft. Allerdings giebt es in der Wüstenei einige wenige grüne Stellen, aber es sind eben nur wenige. Hier einige geographische Notizen. Alle australischen Flüsse, nur mit Ausnahme des Murray, steigen und fallen je nach der Jahreszeit. In dürren Zeiten ist ein Strom, in welchem man früher beim Durchreiten beinahe ertrunken wäre, gar nicht zu sehen. Von Ufern gewahrt man überhaupt nur selten eine Spur; man sieht wohl, daß viele große Bäume da und dort umherliegen, aber sonst ist weit und breit nur Sand, aus welchem hin und wieder ein Strauch hervorragt, welchen die Wasserfluth nicht mit fortgerissen hat. In den ersten Stadien der dürren Zeit schrumpft das Flußbett zu einer Reihenfolge von Teichen oder Wasserlöchern zusammen; diese sind von sogenannten Snags, Sandhöckern, eingefaßt worden. Das Wasser dieser Löcher filtrirt durch diese Ufer und wird dadurch gereinigt. Aber jetzt — so schreibt der Berichterstatter — findet dieser Filtrirungsproceß nicht statt, weil die seichteren Löcher durch die Sonne völlig ausgetrocknet werden. Das Wasser der tieferen Löcher, wohin Pferde, Schafe, Rindvieh und Känguruhs sich drängen, ist in Schlamm verwandelt und zumeist auch mit Thierleichen angefüllt, also unbrauchbar und geradezu giftig. — Wer seine Schafherde aus einer Gegend in eine andere treiben will, hat dabei gewisse Vorschriften und Regeln zu beobachten; er muß z. B. seine Thiere auf einem Wege treiben, der zu jeder Seite der Straße eine halbe englische Meile breit ist; darüber hinaus darf er nicht. Mit Schafen muß er in 24 Stunden 6, mit Rindvieh 10 Miles zurücklegen und 24 Stunden zuvor die Besitzer der Ländereien, über welche er zieht, benachrichtigen, daß er ihren „Run" passiren wolle. Die Besitzer wohnen aber manchmal 20 bis 30 Miles weit entfernt. — Viele Viehzüchter wollen in ein paar Jahren reiche Leute werden und übertreiben Alles; sie halten auf ihren „Runs" viel mehr Thiere, als sie in ungünstiger Zeit auf denselben durchbringen können, und vernachlässigen alle Fürsorge; sie denken nicht an schlimme Tage; andere dagegen sind vorsichtig, halten nur mäßig viel Vieh und haben nur geringen Schaden. Auf manchen Runs ist schlechte Wirthschaft, und von ihnen, z. B. aus Queensland, kommt eine so schlechte Wolle nach Sydney, daß sie kaum die Transportkosten werth ist. — Die Dürre erstreckte sich übrigens von Melbourne im Süden bis nach Queensland im Norden. Der Berichterstatter der „Mail" meldet, daß auf einem einzigen Run in Victoria mehr als 30,000 Schafe fielen; auf anderen Runs kochte man so viel Vieh, als irgend thunlich war, zu Talg ein. In Melbourne selbst wurden gute Pferde zu 8 bis 10 Schilling das Stück verkauft.

**Die verwilderten Pferde in Australien.** Auf den Rinder- und Schafstationen im Wagga-Waggadistricte, am Murrumbidgee, einem Zuflusse des Murray, schwärmen herrenlose Pferde zu ungezählten Tausenden umher, und sie sind zu einer wahren Landplage für die Herdenbesitzer geworden. Wir finden im „Melbourne Argus" vom 4. Januar folgende Notizen. Seit Gründung der Colonien sind Hitze und Trockenheit in allen Theilen des Landes nie so abnorm gewesen, wie in diesem australischen Sommer. Am 24. December 1868, dem allerschlimmsten Tage, „strömte uns die Luft wie aus einem Glühofen entgegen;" wir hatten hier in Melbourne im Schatten 35° R.; in Beechworth beobachtete man 36° im Schatten und 53⅓° R. in der Sonne. Viele Vögel fielen todt nieder; Buschfeuer (Waldbrände), die bei starker Hitze nie fehlen, richteten arge Verwüstungen an und viele Tränkplätze sind ausgetrocknet." Dadurch wurden die verwilderten Pferde gezwungen, andere Wasserstellen aufzusuchen, welche nicht versiechen. Neben denselben haben nun die Landleute systematische Vorkehrungen getroffen, um die Rosse einzufangen und niederzuschießen. Ein einziger Herdenbesitzer „auf den Plains" hatte bis Ende December mehr als 1500 Stück erlegt, einige andere hatten an 500 bis 700 getödtet. Die Roßjagd war förmlich organisirt, Hunderte von Waidmännern zogen auf dieselbe aus, und dennoch bemerkte man um Neujahr kaum eine Abnahme. Manche Tränkplätze wurden von den Squatters mit Zäunen umfriedigt, und es erregt unser tiefes Mitleid, wenn man sieht, wie ganze Herden verwilderter Pferde und Rinder im Angesichte des Wassers, welches sie nicht erreichen können, verzweiflungsvoll auf- und abrennen und am Ende vor Durst verenden. Im Pfandhause zu Blayney wurden 180 verwilderter Pferde das Stück zu einem Penny verkauft; — ein Roß für einen Silbergroschen! Das ist noch nicht dagewesen. Viele Leute machen sich ein Geschäft daraus, den gefallenen Pferden die Haut abzuziehen; das Stück wird in Melbourne mit 40 Silbergroschen bezahlt.

**Aus der Colonie Victoria in Australien.** In der eben erwähnten Nummer des „Argus" lesen wir ferner, daß die Ernte in Victoria sehr günstig war. Man veranschlagte den Ertrag an Weizen auf mehr als 4,500,000 Buschels, also auf weit mehr, als der eigene Verbrauch verlangt. Auch der Weinstock versprach das Beste, namentlich in der Gegend von Bendigo (etwa 120 Miles von Melbourne, vormals ein reiches Goldfeld); dort ist nächst Albury und Geelong die beste Weingegend der Colonie.

Alle Nahrungsmittel waren wohlfeil; man zahlte um Neujahr für das Pfund Hammelfleisch 2 bis 3 Pence (30 Pfennige), Rindfleisch, je nach Qualität der Stücke, 3 bis 5 Pence. Der Tagelohn für einen gewöhnlichen Arbeiter stand auf 7 Schilling (70 Silbergroschen).

Die Bevölkerung der Colonie Victoria wird zu Anfang des Jahres nicht unter 700,000 Seelen betragen haben. Davon entfallen etwa 170,000 auf die Hauptstadt Melbourne und deren Vorstädten; und diese verbrauchen, nach amtlichen Angaben, wöchentlich im Durchschnitt 2100 Stück Rindvieh und 52,000 Schafe.

Aus Albury am Murrayflusse in der Colonie Neusüdwales schreibt man: Aus Südaustralien wandern jetzt viele deutsche Colonisten in diese Gegend. Mitte November trafen hier an einem Tage zwanzig Wagen mit deutschen Familien von dort her ein, um sich in unserer Nachbarschaft, welche sich zum Weinbau ausgezeichnet eignet, niederzulassen.

* * *

— Wir haben dann und wann an Beispielen nachgewiesen, daß Engländer sich künstlich, seltsam und wunderlich ausdrücken, um „in erhabenem Stile" die einfachsten Dinge zu erklären. Jetzt treten aber auch Nordamerikaner auf, welche im Fache des Abstrusen das Menschenmögliche leisten. Ein Herr Henry Spencer will erklären, was Leben sei. Uebersetzen läßt sich das Nachfolgende nicht: „Life is the definite combination of definite composite heterogeneous changes, both simultaneous and successive in correspondence with external coexistence and beauty."

— In manchen Gemeinden Schottlands wird ein Brautpaar nur dann eingesegnet, wenn es zuvor den kleinen Katechismus hergesagt hat. Als neulich ein Bräutigam in der Katechismusprüfung schlecht bestand, wollte der Geistliche die Trauung nicht verrichten, ließ sich aber am Ende erweichen, als sich zwei „Cautioners", jeder mit einer Summe von 12 Pfund Sterling, dafür verbürgten, daß der Bräutigam nach Ablauf eines halben Jahres ganz sattelfest im Katechismus erfunden werden solle.

In dem frommen Schottland giebt es aber auch sogenannte „Ruglen Marriages", und mit diesen, welche wohl so ziemlich allen unseren Lesern unbekannt sein werden, hat es folgende Bewandtniß. Im Jahre 1661 wurde ein Gesetz erlassen, welches auf heimlichen Abschluß von Ehen schwere Strafe setzte, jedoch die ohne Aufgebot ꝛc. geschlossenen Ehen nicht für ungültig erklärte. Aber die Liebespaare wußten sich zu helfen. Sie schlossen ihre Ehen insgeheim und schickten dann einen Freund ab, der sie anzeigte. Sie wurden nun vor den Richter geführt, erklärten sich für schuldig und bezahlten eine kleine Strafsumme; dafür erhielten sie eine Bescheinigung, welche den Abschluß der gültigen Ehe bestätigte. An mehreren Orten machte man aus dem Verabfolgen solcher Certificate ein förmliches Geschäft; auf dem Rathhause lagen gedruckte Formulare bereit, welche vom Brautpaar unterzeichnet wurden, nachdem dasselbe die Gebühren erlegt hatte. Das oben erwähnte Gesetz verhängte zwar eine dreimonatliche Gefängnißstrafe, gab aber den Richtern anheim, zu erwägen, ob und inwiefern die betreffenden Parteien eingesperrt werden sollten. Diese „Verheirathungen vor den Richtern" waren namentlich in der Ortschaft Rutherglen sehr häufig, und man bezeichnete sie deshalb insgemein als Ruglen-Ehen.

— Die Repräsentanten des radicalen Congresses in Washington haben sich für die am 4. März abgelaufene Sitzungszeit seit December mehr als 4000 Dollars für Kämme und Seife zugebilligt. „Das mag hingehen," sagt das „Newyorker Journal", „denn der Trieb zur Reinlichkeit ist etwas Löbliches, obwohl er nicht auf Kosten des steuerzahlenden Volkes befriedigt werden sollte. Aber das ganze Land würde sich beifällig äußern, wenn die ehrenwerthen (!) Gesetzgeber weitere 4000 Dollars verausgaben wollten für eine entsprechende Anzahl von Exemplaren eines Handbuches der guten Lebensart."

— „Das muß," sagt die „Neuyorker Handelszeitung", „ein erbärmlicher Pfuscher sein, der in 18 Jahren nur 18,000 Dollars stehlen kann. Man meldet aus Sanct Thomas die Entdeckung einer großen (!) Defraudation, deren sich der dortige Oberrichter Rosenstand schuldig gemacht. Innerhalb der letzten acht Jahre hatte dieser Beamte, der kaum den Gouverneur als seinen Vorgesetzten anerkennt, die Summe von 18,000 Dollars unterschlagen und war, als endlich eine Revision den Betrug aufdeckte, geflohen. Der geringste unserer Newyorker Stadtbeamten hätte innerhalb eines solchen Zeitraumes, frei von jeder Controle, die ganze Insel St. Thomas gestohlen."

— Im Jahre 1868 sind in London nicht weniger als 203 Personen dadurch zu Tode gekommen, daß sie durch Pferde niedergeworfen oder überfahren wurden.

— Der Dnjeprstrom bildet eine Hauptverkehrsader zwischen dem Norden und Süden Rußlands. Jüngst hat nun eine Odessaer Zeitung als eine „unbestreitbare Thatsache" nachgewiesen, daß dieser wichtige Strom bei Jekaterinoslaw und auf der ganzen Strecke seiner Stromschnellen einer außerordentlich starken Versandung unterworfen sei.

— Aus dem Territorium Montana wird gemeldet, daß man fast gleichzeitig in verschiedenen Theilen des Landes fossile Thierknochen und Zähne von mächtiger Größe gefunden habe. Man schafft sie nach Neuyork, wo sie wissenschaftlich bestimmt werden sollen.

— Die Stadt Baltimore hatte nach der im December 1868 veranstalteten Zählung 352,136 Einwohner; darunter 48,375 Farbige.

— Die Universität Dorpat ist bekanntlich deutsch und bisher ist sie dem Mißgeschick, russificirt zu werden, entgangen, wenn auch mit genauer Noth. Die Zahl der Studirenden betrug zu Ende des vorigen Jahres 593; davon waren 56 Theologen, 201 studirten Jura, 9 Diplomatie, 131 Medicin, 42 Pharmacie, 1 Philosophie, 50 Philologie, 1 vergleichende Sprachkunde, 1 russische Sprache, 17 Volkswirthschaft, 19 Geschichte, 18 Mathematik, 2 Mineralogie, 2 Botanik, 11 Landwirthschaft. Aus Livland waren 262, aus Kurland 131, aus Esthland 77, aus dem „Königreich" Polen 16, die übrigen aus anderen Theilen des russischen Reiches.

— In einem Pariser volkswirthschaftlichen Blatte, dem „Moniteur des Interets materiels", sind die Staats-, Eisenbahn- und dergleichen Anleihen zusammengerechnet, welche im Jahre 1868 auf dem europäischen Geldmarkt öffentlich emittirt worden sind. Die Gesammtsumme dieser Anleihen beläuft sich auf 3,662,475,000 Fr. (976,660,000 Thlr.), nämlich 2,127,400,000 Fr. Staatsanleihen (darunter die bedeutendsten: Spanien 625, Frankreich 430, Aegypten 297, Italien 237, Ungarn 212 Millionen Franken), 184,080,000 Fr. Anleihen von Städten, 315,275,000 Fr. Eisenbahnanleihen in Actien (darunter $123_{,8}$ Millionen Franken für preußische Eisenbahnen) und 642,270,000 Fr. in Obligationen, für verschiedene Unternehmungen 202,150,000 Fr. in Actien (darunter die bedeutendsten: belgische Immobiliargesellschaft 35, atlantischer Telegraph $32_{,8}$, französisch-transatlantisches Kabel 30, foreign and Colonial government trust $29_{,2}$ Millionen Franken) und 103,580,000 Fr. in Obligationen (davon für den Suezcanal 100, die Pariser Gasgesellschaft 28 Millionen Fr.). Diese $3\frac{1}{2}$ Milliarden Anleihen haben die Bestände der europäischen Banken fast gar nicht afficirt. Von den genannten Anleihen ist etwa noch $1\frac{1}{2}$ Milliarde im Jahre 1869 einzuzahlen. Nach Staaten geordnet sind die gesammten Anleihen wie folgt emittirt worden: von Frankreich 827 Millionen Fr. oder 23 Procent, Spanien 627 Millionen Fr. oder 18 Procent, Oesterreich 424 Mill. Fr. oder 12 Proc., Deutschland 412 Mill. Fr. oder 11 Proc., Italien 330 Mill. Fr. oder 9 Proc., Rußland 285 Mill. Fr. oder 8 Proc., Großbritannien und Amerika 185 Mill. Fr. oder 5 Proc., Belgien 130 Mill. Fr. oder $3_{,6}$ Proc., die Schweiz 32 Mill. Fr. oder 1 Proc., die Niederlande, Aegypten und andere Staaten 370 Mill. Fr. Auffallend ist die geringe Betheiligung Großbritanniens an den Anleihen; im Jahre 1863 wurden auf dem Londoner Markt allein 2,347,000,000 Fr. Anleihen emittirt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Der Hafen Kanala auf Neucaledonien.

# Die Neucaledonier.

Von Professor **Dr. Karl Meinicke.**

## II.

**Die südlichen Theile von Neucaledonien. — Hauptstadt Numea. — Andere Niederlassungen der Franzosen. — Napoleonville am Kanalahafen. — Vertheilung des Grundeigenthums bei den Eingeborenen. — Die Missionäre und die Fehden unter den Schwarzen. — Der Häuptling Waton. — Stammverfassung. — Erfolglosigkeit der Missions- und Civilisationsbestrebungen bei den Neucaledoniern. — Ethnographische Schilderungen.**

Wir wollen jetzt unserm Gewährsmann in die südlichen Theile der Insel folgen, wo die hauptsächlichsten Niederlassungen der Franzosen liegen, und diese wie die Beziehungen genauer betrachten, welche zwischen den Europäern und den hier wohnenden neucaledonischen Stämmen bestehen.

Die Hauptstadt der französischen Colonie, Numea, liegt an einem schönen, sichern und wohl geschützten Hafen, der einen Theil der großen Bai Ndumbea bildet und nur den Nachtheil hat, schwer zugänglich zu sein, da die Schiffe lange vorher, ehe sie ihn erreichen, zwischen gefährlichen Korallenriffen zu passiren haben. Die Stadt ist jedoch nicht unmittelbar am Hafen gebaut; ein langer, niedriger Hügel, der La butte de Conneau genannt wird und einen Sumpf von dem Hafen trennt, nimmt ihr die Aussicht auf diesen; man hat in neuester Zeit angefangen, ihn abzutragen und den Sumpf damit auszufüllen. Die Stadt ist nicht bedeutend; sie enthält allerdings den größern Theil der ganzen Colonialbevölkerung, allein diese zählt im Ganzen jetzt nach 16jährigem Bestehen der Colonie (mit Ausschluß der 1500 deportirten Verbrecher, welche auf der in dem Hafen liegenden

Mangrovebäume.

Insel Nu, Dubouzet der Franzosen, leben) mit Soldaten und Beamten aus wenig mehr als 2000 Menschen. Die Umgegend ist nicht besonders ergiebig und wie der größte Theil der Westküste der Insel arm an süßem Wasser; Trinkwasser wird jetzt aus einem kleinen Flüßchen, über das die Franzosen eine zierliche Brücke (Pont des Français) auf der Straße nach Conception gebaut haben, über fünf englische Meilen von der Stadt entfernt, hergeschafft und das Faß (barrique) für fünf Franken verkauft! Es ist nicht zu bezweifeln, daß man viel besser daran gethan hätte, die Hauptstadt an der nördlicher gelegenen Bai, die den Namen St. Vincent führt, anzulegen, weil ihre Umgegend viel fruchtbarer und besser bewässert ist, der Hafen aber hinter der Insel Ducos dem Port de France nicht nachsteht.

Südlicher liegen an der Küste mit Ausnahme der noch zu erwähnenden Missionen keine Niederlassungen von einiger Bedeutung; die einzigen erwähnenswerthen finden sich in dem Küstenlande zwischen den Baien Ndumbea und St. Vincent. Die nächste ist das kleine Dorf Paita an dem kleinen Flüßchen Kataramonan zwischen der Bai Ndumbea und dem Hafen Laguerre, welches 1859 angelegt ist und von Deutschen und Irländern bewohnt wird, die durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen und Landbau, noch mehr aber Viehzucht treiben. Hierauf folgt nördlicher die Niederlassung Tongoin, die ein Chinese angelegt hat, um das Land zu bebauen und auf den Riffen Tripang fischen zu lassen. Am Hafen St. Vincent hat sich ein Engländer aus Australien auf der Insel Ducos niedergelassen, um Schafzucht zu treiben, und neuerdings sind noch einzelne Ansiedelungen auf den reichen Ebenen um diesen Hafen entstanden, welche nur den Nachtheil haben, daß sie gegen das Meer hin, wie so viele Theile der Küsten des Landes, von breiten Gürteln der sogenannten Mangroven (Rhizophora) begrenzt werden, den bekannten, nur in dem Schlammboden der Seeküsten wachsenden Bäumen, deren dicht verschlungene und über die Meeresfläche erhobenen Wurzelstöcke das Durchschneiden dieser Küstenwälder so sehr erschweren. Weiterhin finden sich keine europäischen Niederlassungen; doch sind die Stämme der Eingeborenen, welche hier das Küstenland bewohnen, wie die dahinter im Innern lebenden jetzt bereits so mit den Franzosen und ihrer Herrschaft vertraut geworden, daß es keine Gefahr hat, der Küste bis zum Hafen Uaraï zu folgen und darauf das Innere auf einem allerdings überaus beschwerlichen Wege zu durchschneiden, um den Hafen Kanala an der Ostküste zu erreichen.

Wohnung des englischen Schiffbauers W. Young auf Neucaledonien.

An diesem Hafen liegt die zweite Hauptniederlassung der Franzosen, Napoleonville, in der jedoch außer der Garnison und den Beamten nur wenige Colonisten wohnen, die sich hauptsächlich mit der Cultur des Reises beschäftigen und jetzt auch Kaffee zu ziehen beginnen. Das Thal, in dem die Stadt liegt, ist eine reiche und fruchtbare, von hohen Bergen eingeschlossene Ebene, daher sehr anmuthig und pittoresk, der Hafen sicher und schön. Dann wurde in der neuesten Zeit noch an der Ostküste der Versuch gemacht, südlicher im Thal von Yate eine Niederlassung von französischen Landbauern zu gründen, über deren Entwickelung noch nichts bekannt ist.

Dies sind die französischen Niederlassungen alle; es haben sich außerdem noch einzelne Colonisten zerstreut angesiedelt,

besonders in der Nähe der militärischen Posten und der Missionen, und die bedeutendste Ansiedelung der Art ist die auf der Insel Koniö (der Fichteninsel der Karten), an der Südspitze der großen Insel. Allein diese Leute beschäftigen sich wenig oder gar nicht mit dem Anbau des Bodens, sondern mit dem Sammeln der Handelsproducte des Landes (den Lebensmitteln der Eingeborenen, Kokosöl, Sandelholz, dem sehr schätzbaren Holze des Niauli [Melaleuca viridiflora], dem besten Bauholze der Insel, Tripang u. s. w.) und mit dem Kleinhandel. An Arbeitern fehlt es noch sehr; man hat dazu einige Indier aus der Colonie Réunion und Einwohner des Archipels der neuen Hebriden gemiethet; eine Einführung chinesischer Kulies ist noch nicht versucht worden.

* * *

Bei der Gründung der Colonie 1853 war den Franzosen nur ein sehr kleiner Theil der Nordostküste des Landes und die Insel Koniö bekannt, welche damals die mit dem Handel mit Sandelholz sich beschäftigenden Kaufleute besonders besuchten. Es ist daher sehr begreiflich, daß der erste Versuch einer Niederlassung in Balad unternommen wurde am nördlichen Ende der Insel, wo eine katholische Mission bereits bestand, obschon der Hafen nichts weniger als genügend ist. Deshalb verlegte 1854 Capitän Montravel, der bei seiner Aufnahme der Küsten des Landes die schönen Häfen der Südwestküste kennen gelernt hatte, den Mittelpunkt der französischen Herrschaft von Balad nach Port de France und wurde damit der Gründer des jetzigen Numea. Von Anfang an sahen die Bewohner der Gegend die Ansiedelung der Franzosen ungern, besonders aber reizte sie den Unwillen des mächtigen Stammes Nengara, dessen Gebiet von der Bai Bulari im Süden von Numea bis zur Ostküste bei Yate reichte. Es ist das auch leicht begreiflich; denn obschon die Neucaledonier nur einen sehr geringen Theil des Bodens für ihre Pflanzungen gebrauchen, so ist doch alles Land unter die einzelnen Stämme bestimmt getheilt und Eigenthum derselben, dessen Grenzen nur durch Besiegung oder Vertreibung der Nachbaren verrückt werden können. Deshalb sahen die Nengara in der französischen Niederlassung natürlich einen Eingriff in wohlerworbene Rechte. Auch die Häuptlinge in dem Küstenlande nördlich von der Stadt zeigten sich bis auf einen, Kuindo, Häuptling von Paita, den Franzosen abgeneigt. Aber noch mehr erregte und erbitterte es die Nengara, daß die Missionäre auf ihrem Grund und Boden an der Bularibai Conception gründeten und Hunderte von „belehrten" Eingeborenen aus dem nördlichen Theile der Insel daselbst ansiedelten. Dieses Eindringen ihrer Landsleute in ihr Gebiet erschien ihnen als ganz unerträglich, und so kam es bald zu Reibungen, endlich zu einem offenen Kriege zwischen den Nengara und den Franzosen, welcher die Entwickelung der Colonie nicht wenig aufgehalten hat. Man konnte allerdings die Dörfer der Eingeborenen ohne große Mühe zerstören, aber doch nicht verhindern, daß sie die französischen Niederlassungen umschlichen, allen möglichen Schaden thaten und über jeden herfielen, den sie ohne Schutz trafen. Noch fünf Jahre nach der Gründung der Stadt Port de France war es nicht rathsam, sich ohne Bedeckung aus der Nähe der Häuser zu entfernen. Es kostete nicht geringe Anstrengungen und gelang hauptsächlich nur durch den thätigen Beistand der belehrten Eingeborenen von Conception, die Eingeborenen allmälig aus dem Küstenlande in das Innere zurückzudrängen. Die Beendigung des Krieges führte dann eine nach Yate unternommene militärische Expedition und vor Allem den Abfall des Häuptlings von Titema, Waton, von den Nengara zu den Franzosen, denen er seitdem ein treuer Freund und Bundesgenosse geblieben ist, herbei. Lediglich sein Beistand machte es möglich, den Häuptling der Nengara, Kandio, gefangen zu nehmen, der alsdann 1859 erschossen wurde. Dies stellte die Ruhe in der unmittelbaren Nähe von Port de France her; das Uebrige vollendete das kluge und verständige Verfahren des Gouverneurs Guillain, der ebensowohl auf den Stolz und Hochmuth als auf das Interesse der neucaledonischen Häuptlinge rechnete und sie bewog, einerseits der jährlichen Napoleonsfeier am 15. August beizuwohnen, bei der ihnen die möglichsten Ehren erwiesen wurden, andererseits Leute aus ihren Stämmen auf bestimmte Zeit als Arbeiter gegen einen bestimmten Lohn in die Colonie zu senden, die anfangs für die Regierung arbeiteten, später, als das nicht mehr nöthig war, den Colonisten als Arbeiter überlassen wurden. Durch diese Maßregeln hat sich der Einfluß der französischen Regierung auf alle Stämme bis nach Uarai und Kanala hin ausgebreitet, und es ist nur selten nöthig gewesen, zur Unterdrückung einzelner Ausbrüche der Unzufriedenheit strengere Maßregeln zu ergreifen.

Häuptling Kale von Kanala.

Wie sich aber die Häuptlinge ihr Verhältniß zu den Europäern denken, darüber giebt das Leben des eben erwähnten Häuptlings Waton Aufschluß. Die Neucaledonier besitzen in seltsamem Gegensatze zu ihrer Wildheit und Rohheit eine complicirte politische Ordnung, die zugleich auffallend an die ganz ähnlichen politischen Institutionen der polynesischen Völker des Oceans erinnert. Die Stämme sind jetzt allerdings überaus zahlreich und deshalb klein und unbedeutend; in früheren Zeiten bildeten jedoch mehrere derselben, eng mit einander verbunden, ein Ganzes, an dessen Spitze ein Häuptling stand, eigentlich ein erblicher König aus einer bestimmten Familie von anerkannt altem Adel und mit einer absoluten Macht und einer Verehrung, welche der der Götter ganz gleichkam, während unter ihm einzelne Häuptlinge, ebenfalls aus bestimmten Familien, den Unterabtheilungen der Stammverbindung vorstanden. Die übrige Bevölkerung zerfiel dann in eine Art Adel und das gemeine Volk, und der Hauptunterschied für beide lag darin, daß der Adel und die Häupt-

linge die einzigen Grundbesitzer waren, während die Gemeinen zwar persönliche Freiheit, allein kein Grundeigenthum besaßen, das sie daher nur durch den Adel verliehen, gleichsam als Pächter derselben erhalten konnten. In neuerer Zeit, wenn nicht schon früher, ist es nicht selten vorgekommen, daß einzelne der untergeordneten Häuptlinge sich durch persönliche Eigenschaften ein außerordentliches Ansehen erworben und die ursprünglichen Herrscherfamilien sogar verdrängt haben, und das hat wesentlich zu der allmäligen Auflösung jener älteren Stammverbindungen geführt. So war der schon erwähnte Häuptling Gondu ein Häuptling niedern Ranges, welcher seinem Oberkönige, dem jetzigen Häuptling Mango von Gatop, seinen Einfluß und den größten Theil seiner Besitzungen entrissen hat. — Derselbe Fall war mit Waton. Sein Großvater Pore war noch ein solcher König und Beherrscher eines großen Gebietes gewesen; allein die Schwäche der beiden Söhne, welche ihm nach einander gefolgt sind, war die Veranlassung, daß die Familie zuletzt alles Ansehen verlor. Als dann Waton die Herrschaft übernahm, fand er sein Gebiet auf den kleinen District Titema beschränkt, der zwischen dem Hafen Laguerre und den ersten Bergen des Innern liegt und in welchem der Häuptling seinen Wohnsitz in dem Dörfchen Naniuni besaß. Bei der Ankunft der Franzosen war er, wie schon gesagt ist, auf die Seite ihrer Feinde getreten; 1859 fiel er von diesen ab und ging zu den Franzosen über, die ihn seitdem seiner Treue und Ergebenheit halber stets der Art begünstigt haben, daß er 1862 sogar von dem Marineminister eine goldene Medaille als Ehrenzeichen erhielt. Dennoch fühlte er sich keineswegs befriedigt, nicht bloß weil die Landverleihungen des französischen Gouverneurs sein Gebiet immer mehr beschränkten und seine Eigenthumsrechte nicht achteten, sondern auch weil er mit den Hoheitsansprüchen der europäischen Regierung in allerlei unangenehme Conflicte gerieth. Einen Mann, der einen Mord begangen hatte, ließ er ohne Weiteres erschießen, ein Vorfall, der ihm nur deshalb nachgesehen wurde, weil er erst nach langer Zeit zur Kenntniß der Behörde kam, und als die sechs Krieger, welche, wie schon weiter oben erzählt wurde, bei Gelegenheit der von Gondu mit den Franzosen versuchten Unterhandlungen als Geiseln zurückbehalten waren, später nach ihrer Heimath entlassen wurden, ließ er sie in Verbindung mit seinem Freunde, dem Häuptling Kuindo, unterwegs überfallen und alle erschlagen. Im Mai 1866 starb sein ältester Sohn Matamoe, bei welcher Gelegenheit nach der alten Sitte des Volkes, die es mit den Vitiern und den Bewohnern der Hebriden gemein hat, zwei Frauen des Verstorbenen auf dem Grabe erwürgt wurden. Die Regierung zeigte darüber große Unzufriedenheit; die Sache wurde endlich so beigelegt, daß man die Ausrede annahm, die Frauen hätten sich selbst getödtet. Vielleicht wollte Waton ähnliche Weiterungen dadurch vermeiden, daß er, als er bald darauf erkrankte, den Befehl gab, nach seinem Tode keine seiner Frauen zu opfern, wie es denn auch wirklich geschehen ist. Immer aber zeigen solche Vorfälle, wie wenig die Hoheitsansprüche der neucaledonischen Häuptlinge, welche sie durch die Anerkennung der französischen Herrschaft als durchaus nicht für aufgehoben ansehen, sich mit den Ansichten der europäischen Regierung vereinigen lassen, und hierin liegt die Wahrscheinlichkeit des Ausbruchs von neuen Unruhen und Kämpfen.

Im Uebrigen haben selbst diese eng mit den Europäern verbündeten und befreundeten Häuptlinge wenig von ihnen angenommen. Waton und Kuindo trugen allerdings bei feierlichen Gelegenheiten europäische Uniformen, sonst aber gingen sie in der hergebrachten Kleidung ihres Volkes, die so gering ist, daß sie kaum noch eine Kleidung genannt werden kann. Waton's Haus in Naniuni zeichnete sich nur durch seine Größe und einige Eleganz vor den übrigen Hütten des Dorfes aus; Kuindo besaß allerdings ein nach europäischer Art gebauetes Haus mit zwei Zimmern, und nichts weiter darin, als ein elendes, hölzernes Bett, aber dies gebrauchte er nur zur Aufnahme europäischer Gäste, er selbst wohnte in seiner runden, einem Heuschober ähnlichen Hütte mit schmaler, niedriger Thür, die sich während der Nacht leicht zur Vertreibung der Moskiten mit Rauch anfüllen läßt, wie jeder andere Mann seines Volkes. Als Waton bald nach seinem ältesten Sohne starb, bestattete man ihn ganz nach der alten Weise, zwar mit seiner Uniform bekleidet und mit der Medaille geschmückt, aber, wie stets die vornehmsten und geachtetsten Häuptlinge, auf einem der heiligen Plätze des Volkes, welche hier die Tempel vertreten, im Schatten des dichtesten Waldes zwischen den Zweigen und Wurzelstämmen eines heiligen Banianenbaumes (Ficus prolixa), an denen man die Zeugstücke, Lebensmittel, Waffen und dergleichen aufhängt, und die der jetzt als ein göttliches Wesen verehrten Seele des gestorbenen Häuptlings von seinen Freunden und Unterthanen geopfert werden. Haben aber die Vornehmen des Volks so wenig von den Europäern angenommen, so ist das noch in viel höherm Maße der Fall mit den Gemeinen, welche durch den Umgang mit den Franzosen höchstens Laster kennen gelernt haben, die ihnen bisher unbekannt waren.

Belehrter Neucaledonier.

Das führt uns von selbst auf die Frage, welchen Einfluß die katholischen Missionen auf die Ureinwohner aus-

Waton's Grab auf Neucaledonien.

geübt haben. Diese sind der französischen Besitznahme vorausgegangen, und die erste wurde 1843 in Balad gegründet. Während der ersten Zeit hatten die Geistlichen unter dem rohen und kriegslustigen Volke so gut wie keine Erfolge; diese haben sich vielmehr erst hauptsächlich nach der Besitznahme des Landes durch die französische Regierung gefunden und stehen mit dieser vielleicht in einem causalen Zusammenhange. Es ist unmöglich, der Aufopferung und großen Energie Bewunderung zu versagen, welche die katholischen Missionäre an den Tag gelegt haben, als sie sich unter Menschen von so zurückschreckender Rohheit niederzulassen wagten, wie die Neucaledonier sind. Ebensowenig läßt es sich verkennen, daß da, wo sie Einfluß auf die umherwohnenden Eingeborenen gewinnen, sich eine größere Ruhe und Sicherheit, namentlich auch ein geordneteres Verhältniß zu den Europäern kenntlich macht. Aber dennoch können die Resultate, welche diese Geistlichen erlangt haben, trotz allen Rühmens, das sie davon machen, nicht für bedeutend gelten. Sie stehen dem, was die protestantischen Missionäre z. B. in den Loyalty geleistet, weit nach, und vielleicht liegt das eben darin, daß diese letzteren sich auf keine sie begünstigende Staatsgewalt zu stützen haben. Ein Vorfall der neuesten Zeit hat das Ungenügende in der katholischen Bekehrung recht deutlich gemacht. Im October 1867 überfielen die Männer des Stammes Puebo im nördlichen Theile der Insel, der seit Jahren ganz und gar zur katholischen Kirche übergetreten ist, und auf dessen Gebiete man eine steinerne Kirche in gothischem Stil gebaut hat (die wohl das großartigste Bauwerk auf der ganzen Insel sein mag), plötzlich den von der Regierung bei der Mission errichteten Posten. Sie tödteten den Commandanten des Districts und noch einige Europäer, und griffen auch das Haus des dort lebenden Engländers Henry an, welchem der französische Gouverneur die Ausbeutung des Sandelholzes im ganzen nördlichen Theile der Insel als Monopol überlassen hat, und den die neuhebridischen Arbeiter, welche er eingeführt hatte, vor dem Untergange retteten. Dieses Ereigniß, das die Franzosen den Aufreizungen ihrer erbitterten Feinde, der Häuptlinge Gondu und Poindipatschili, zuschreiben, und das im ersten Augenblicke sogar in Numea nicht geringen Schrecken verbreitete und als der Anfang einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen angesehen wurde, entspringt ohne Zweifel aus der tief in den Verhältnissen der Urbevölkerung zu den Europäern begründeten Mißstimmung. Wenn dergleichen auch bei der großen Zerklüftung des Volkes die französischen Waffenerfolge nicht aufzuhalten vermag, so zeigt der Vorfall doch recht bestimmt, wie wenig sich auf die Bekehrung der katholischen Missionen rechnen läßt, wenn sie als eine Maßregel angesehen werden soll, die dazu beitragen möchte, die beiden so ganz verschiedenen Volksstämme näher mit einander zu verbinden.

Die Niederlassungen der katholischen Missionen liegen übrigens vorwiegend im nördlichen Theile der Insel und auf der Ostküste, was auffallend genug ist. Der südliche Theil, dessen Bewohner mit der französischen Bevölkerung doch in viel engeren Beziehungen stehen, enthält außer den an der Bai Bulari nur noch die kleine Mission auf der Insel Wen und die auf Konië. Die bedeutendsten von allen sind die beiden Missionen im Küstenlande der Bai Bulari, Conception 1855 und S. Louis, etwas später angelegt. Sie zeigen bereits durch den Titel, welchen ihre Gründer ihnen gegeben haben (Reduction) an, daß dabei eine ähnliche Einrichtung beabsichtigt ist, wie die Jesuiten sie früher in Californien und Paraguay eingeführt haben. Man hat zu diesem Zweck, als es sich zeigte, daß man den Feindseligkeiten der Einwohner halber die Mission von Balad aufgeben müsse, die dort bekehrten Eingeborenen und andere aus Puebo fortgeführt und auf dem den Missionären verliehenen Lande am Ufer der Bularibai angesiedelt, wo sie unter der Leitung der Geistlichen das Land bauen und andere Geschäfte für die Mission und in deren Interesse verrichten. Die Mission hat eine Sägemühle gebaut, selbst Schiffbau angefangen, und setzt die Erträge der Thätigkeit ihrer Angehörigen in Numea leicht und mit Vortheil ab. Selbst französische katholische Schriftsteller behaupten, daß das ganze Unternehmen so gut wie fehlgeschlagen sei, und man wird sich darüber nicht wundern, wenn man erwägt, wie groß die Verschiedenheit in der Sinnesweise und den Charaktereigenthümlichkeiten zwischen den Neucaledoniern oder den californischen Indianern und den südamerikanischen Guarani ist.

* * *

Wie im Obigen die Neucaledonier geschildert worden sind, ist es vorzugsweise die Rohheit und Wildheit, welche uns in ihnen entgegentritt, und das ist nicht bloß in sittlicher Hinsicht der Fall, wie es sich am schärfsten in der Neigung, Menschen zu fressen, ausspricht, es tritt auch in ihrer äußern Erscheinung hervor. Ihre Züge sind, nach europäischen Begriffen wenigstens, entschieden häßlich, obendrein zeigt sich in ihnen der Hauptcharakterzug dieses Volks, Argwohn und Mißtrauen, fast stets auf das Bestimmteste, wie es auch die hier gegebenen Bilder beweisen. Die Kleidung kann um so weniger dazu beitragen, sie zu verschönern, da sie noch kaum eine solche genannt werden kann, denn der Gürtel schwindet häufig bei ihnen zu einem schmalen Stricke um den Leib zusammen, und die Verhüllung dessen, was sonst die Schamhaftigkeit fast allenthalben die Menschen zu verbergen bewegt, dient bei ihnen fast mehr dazu, es hervorzuheben, so daß ein Franzose mit gutem Grunde sagt: vollständige Nacktheit wäre bei ihnen der erste Schritt zur Decenz. Allerdings gilt das nur von den Männern; die Frauen sind, wie bei allen Melanesiern, besser und ordentlicher bekleidet. Dazu kommt die Ausputzung des unförmlich ausgedehnten, krauswolligen Haares, dessen Spitzen noch mit Kalk weiß oder roth gefärbt sind, die langgezogenen, manchmal bis zur Schulter reichenden Ohrlöcher, und die Einreibung des Gesichtes wie des Körpers mit einem fetten, mit einer schwarzen Flüssigkeit gefärbten Oele, um ihre äußere Erscheinung für uns unangenehm und widerwärtig zu machen. Von der Anmuth und Zierlichkeit, an denen es den Polynesiern in so vielen Fällen gar nicht fehlt, ist auch keine Spur bei ihnen zu finden.

Mit dieser unverkennbaren Rohheit bilden dagegen andere Erscheinungen in ihrem Leben einen seltsamen und unerwarteten Contrast. Vor Allem gilt das von ihrem Landbau. Schon Cook und d'Entrecasteaux waren über die Sorgfalt und Geschicklichkeit, welche sie darin zeigten, erstaunt; die jetzigen Franzosen sprechen so begeistert davon, daß sie den Landbau der Neucaledonier über Alles stellen, was die Polynesier in dieser Beziehung leisten, ein Urtheil, dessen Unrichtigkeit aus einer Vergleichung z. B. mit den so kunstvoll angelegten Tarofeldern in Hawaii hervorgeht. Aber immer muß man es bewundern, mit welcher Sorgfalt sie ihr Hauptculturgewächs, die Knollen der Yams (Dioscorea und zwar vorzugsweise Dioscorea alata, während Dioscorea aculenta einzig den Häuptlingen vorbehalten ist), behandeln, den Boden des Feldes nicht durch Düngung, die sie durch häufigen Wechsel in dem zu Feldern dienenden Lande ersetzen, sondern durch eine Art Auflockerung vermittelst eines spitzigen Stockes für das Gedeihen der Pflanze vorbereiten, dann ebenen, die getheilten Knollen regelmäßig geordnet in die Erde stecken, vor allen Dingen aber, wie geschickt und überlegt sie die Pflanzungen zu bewässern verstehen, theils durch wahrhaft großartig angelegte Wasserleitungen aus Bächen und Flüssen (wie denn Vieillard

an dem Abhange des Berges Gumba, den die Franzosen Mont d'Or nennen, die Ruinen einer solchen von nicht weniger als 3 Kilometer Länge sah), theils durch kleine Röhren aus Bambus. Allerdings ist eine solche Sorgfalt sehr nöthig bei der großen Wasserarmuth, namentlich der westlichen Küsten des Landes, und der Dürre und Unfruchtbarkeit so vieler Theile des Innern. Namentlich die ganze Gegend zwischen beiden Küsten vom Flusse von Yate bis zu dem von Bulari, die Thäler dieser Flüsse ausgenommen, ist, nach Bourgey's genauer Schilderung, unbewohnt und unanbaubar. Bei der Lage der Insel an der äußersten Grenze der Tropenzone, gedeihen die hauptsächlichsten Nahrungsgewächse der oceanischen Inseln, die Kokospalme, der Brotfruchtbaum, die Banane, nur schlecht und sind verhältnißmäßig sparsam verbreitet; doch bleibt diese Sorgfalt immerhin eine auffallende Erscheinung, die mit der übrigen Rohheit des Volkes in völligem Gegensatz steht.

Aehnlich verhält es sich mit den Waffen. Es ist freilich sehr begreiflich, daß ein so krieg- und kampflustiges Volk, wie die Neucaledonier, bei denen Muth und körperliche Tüchtigkeit und Gewandtheit die erste Tugend ist, auf deren Verfertigung und Ausschmückung so große Sorgfalt wendet. Die gefährlichste sind die Schleudern, 4 bis 5 Fuß lang und in der Mitte 2 Zoll breit, kunstvoll aus Kokosnußfasern gewebt. Die Steine polirt man glatt durch Reiben an härtere oder indem man zwei bis drei fortwährend im Munde gegen einander reibt, und man trägt sie in einem Netzsack beständig um die Hüften gebunden bei sich. Die Keulen sind aus möglichst hartem Holz und mit bizarrem Schnitzwerke geziert, manchmal wie ein Kopf oder mit mehreren Frauenbrüsten ähnlichen Hervorragungen; häufig auch in der Form des Schnabels eines Raubvogels, der Handgriff ist verziert mit Streifen eines Gewebes aus dem Felle der Fledermaus (Pteropus). Die steinernen Beile, die sie vor Cook's Zeit allein kannten, brauchten sie fast nie im Kampfe, die von den Europäern erhaltenen eisernen dagegen sehr oft. Ihre Speere sind aus dem schweren Holze der Casuarinen und Mangroven, an beiden Enden gespitzt und an dem einen mit einer besondern Knochenspitze oder Zähnen versehen, schwarz angestrichen und häufig, besonders aber die bei den religiösen Festen gebrauchten, schön und zierlich geschnitzt. Sie werfen dieselben mit Hülfe eines Strickes aus Kokosfasern oder Fledermausfell, der in den einzelnen Dialekten der Sprache verschiedene Namen (Puole, Tain, Unep) führt und das Analogon für das den eingeborenen Australiern eigenthümliche, von den Europäern Wurfstock benannte Instrument ist, eine Vorrichtung, die sie mit den Bewohnern der neuen Hebriden gemein haben. Auffallend und von der Sitte der übrigen Melanesier abweichend ist es, daß sie keine Bogen und Pfeile (außer zum Fischfang) gebrauchen; sie folgen darin der Weise der Polynesier.

Die Geräthe für ihre Arbeiten waren natürlich sehr einfach und bestanden größtentheils aus Holz und Stein. Zu Beilen nahmen sie Stücke des im ganzen Lande so häufigen Serpentins, welche sie mit großer Mühe auf der einen Seite schärften und auf der andern unter einem spitzen Winkel an eine hölzerne Handhabe befestigten. Mit ganz besonderer Sorgfalt waren jene gearbeitet, deren einzige Bestimmung das Zerlegen der zum Fraß dienenden Leichen war. Zum Haarschneiden dienten Muscheln und scharfe Quarzstücke, zu Messern Bambussplitter. Um Holz zu durchbohren schnitten sie ein Loch in die Oberfläche, zündeten ein Feuer darin an, das sie durch zugegossenes Wasser auf einen bestimmten Raum beschränkten, und ließen es so lange brennen, bis das Holz durchlöchert war. Andere Geräthe waren wenig und einfach; sie hatten sehr zierlich aus Bambus geschnitzte Kämme, Fackeln aus der Rinde des Niauli, hölzerne Ohrkissen, um den Kopf beim Schlafen daraufzulegen, Kalebassen, Kokosschalen und dergleichen mehr. Ein eigenthümlicher Putz bei gewissen Tänzen ist der Dangat, eine Art Maske, die ein häßlich grinsendes und verzerrtes Gesicht darstellt, aus schwarz angestrichenem Kokosholz in Verbindung mit einer Perrücke aus den schwarzen Wurzeln des Blechnum gibbosum. Zeuge bereiteten sie nicht ohne Geschick, wenn auch nicht in der Schönheit und Fülle, wie die Polynesier, in ganz ähnlicher Weise, wie diese, und aus denselben Materialien, der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, der Ficus prolixa, Hibiscus Pani und einiger Arten Urtica; sie verstanden auch dieselben mit Pflanzensäften verschiedenartig zu färben. Stricke zu Zierrathen aller Art lieferten auch die zusammengeflochtenen Fäden des Fledermausfells, Netze besonders eine Liane (Rara), deren Bast sie zu feinen Fäden schlugen und dann mit hölzernen Nadeln nähten. Wie alle Melanesier verstanden sie sich auf die Verfertigung thönerner Gefäße, welche sie mit der Hand und mit Hülfe eines Steines darstellten und dann mit einem Firniß aus dem Harze des Kaori (Dammara) überzogen. Endlich bereiteten die Frauen Körbe mit großem Geschick aus Kokoszweigen oder Rohr, und Matten, wie allenthalben auf den Inseln des Oceans, aus den Blättern des Pandanus.

Ihre Boote sind denen der Bewohner der Hebriden ähnlich und übertreffen sie vielleicht noch etwas, allein sie sind dennoch immer noch roh und ungeschickt. Ein Seevolk sind die Neucaledonier nicht, wie das von allen Melanesiern gilt, und wenn sie auch die Loyaltyinseln besuchen, so taugen ihre Fahrzeuge doch eigentlich nur für das von den Riffen umschlossene Küstenmeer. Die kleineren sind aus einem Stamm gehöhlt, haben Ausleger, die sie vor dem Umschlagen schützen, und werden durch Ruder fortbewegt; die großen sind Doppelboote und bestehen aus zwei durch Querhölzer verbundenen einfachen Booten, über denen eine Plateform liegt; sie gleichen im Bau ganz den in Tonga und Samoa gebauten, stehen ihnen aber in Zierlichkeit und Schnelligkeit weit nach, sind schwer zu regieren, ungeschickt und plump. Sie führen an einem oder zwei Masten Segel aus Matten.

Es führt diese Aehnlichkeit der neucaledonischen und der tongischen Boote auf die Frage, ob nicht etwa die Neucaledonier den Bau dieser Boote von ihren östlichen Nachbaren entlehnt haben. Unmöglich wäre es nicht. Denn offenbar ist die Verbindung zwischen den südlichsten von Melanesiern bewohnten Inseln und den östlicher lebenden polynesischen Stämmen viel enger gewesen und hat viel länger gedauert, als man gewöhnlich annimmt. Es ist bekannt, daß die nördlichste der drei Loyaltyinseln ihren Namen Uwea einer Colonie von Einwohnern der gleichnamigen polynesischen Insel (Wallis der Europäer) verdankt, die sich hier vor vielleicht 150 Jahren niedergelassen und ihre neue Heimath nach der alten benannt haben. Während sie ihre polynesische Sprache wenigstens zu großem Theile bewahrten, haben sie die Sitten und Gebräuche und damit die Rohheit und Wildheit der vorgefundenen Ureinwohner angenommen. Das ist aber nicht das einzige Beispiel von solchen Ereignissen. Als die englischen Missionäre ihre ersten Missionsversuche in der südlichsten Loyaltyinsel, Rengone, unternahmen, fanden sie daselbst die Mannschaft eines tongischen Bootes aus Ninatolutabu, das 1834 an die Küste getrieben war, und dergleichen ist hier sicher oft genug vorgekommen. Es hat daher nichts Auffallendes, daß wir in den Loyalty so viele Spuren einer Vermischung der Polynesier mit den Melanesiern finden. Allein dasselbe ist in kaum geringerm Grade in Neucaledonien der Fall, mag nun das polynesische Element direct durch verschlagene Boote oder indirect durch Vermittelung der Einwohner der Loyalty, die mit den Neucaledoniern

in vielfachen Verbindungen stehen, hierher gelangt sein, und dieser polynesischen Beimischung darf man wohl die Aehnlichkeit und Verwandtschaft, die häufig zwischen den Neucaledoniern und Vitiern bemerkt ist, zuschreiben, wenngleich die Vermischung der beiden Volksstämme in Neucaledonien bei weitem nicht so innig und ausgedehnt gewesen ist als in Viti. Auf der Insel Konix bemerkte der Arzt Rochas bei den Häuptlingen und Vornehmen ganz polynesische Körperbildung und Formen, und schloß daraus, daß die vornehmen Familien dieser Insel von eingewanderten Polynesiern abstammten, und der oben erwähnte Häuptling Kahua ist nach Garnier's Schilderung an Farbe und Bau ein vollständiger Polynesier und von seinen melanesischen Unterthanen durchaus verschieden. Ja, der Missionär Turner behauptet, daß in einem neucaledonischen Districte, Kraji, noch ein polynesischer Dialekt gesprochen wird.

---

# Samuel Baker's Plan zur Eroberung der Länder am obern Nil und an den centralafrikanischen Seen.

Samuel Baker ist von Haus aus ein Waidmann, ein leidenschaftlicher Elephantenjäger, der auf Ceylon wie in Afrika viele Proben seiner Schießfertigkeit abgelegt hat. Er besitzt Muth, Ausdauer, Klugheit und Willenskraft in hohem Grade, und seinen Hang zu Abenteuern weiß er auch für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Er war von dem Ehrgeize beseelt, unbekannte Regionen zu entdecken, und wagte sich in Begleitung seiner Frau bis zu den großen Aequatorialseen Afrikas. Er befuhr mit einem Kahn eine kleine Uferstrecke des Luta-Nzige-Sees, und zwar lediglich am Nordostgestade. Nachdem Speke den großen Nyanza-See mit dem bei Engländern unvermeidlichen Namen Victoria belegt hatte, verstand es sich von selber, daß der loyale Elephantenjäger und Philanthrop den Zwillingssee (2720 Fuß über der Meeresfläche) zum Albert taufte.

Wenn Speke triumphirend und lakonisch nach Europa meldete: „The Nile is settled," so war das einfach eine Renommisterei, und wenn Baker in der Vorrede zu seinem Werke über „die Nilzuflüsse in Abyssinien" sagt: „Der ägyptische Fluß entspringt in dem äquatorialen Seensysteme," so ist das einfach nicht wahr. Speke hat von dem einen See eine eben so dürftige Kunde, wie Baker nur ganz wenig über den andern zu sagen weiß. Beide Reisende kennen weder Umfang noch Küstenverhältnisse der Seen, sie wissen nichts über die Zuflüsse und deren Quellgebiet; die wichtigsten Probleme sind noch lange nicht gelöst. Speke hat in seinen Berichten manche Lücken, und man muß sich ihm gegenüber stets kritisch verhalten. Das ist auch Baker gegenüber wohlgethan. Sein schon erwähntes Werk über die Nilzuflüsse in Abyssinien liest sich vortrefflich; es ist anregend und gut geschrieben, und wir können es empfehlen*). Aber es enthält viele unrichtige und ungenaue Angaben; davon hat sich namentlich ein so gewissenhafter und wahrheitsliebender Forscher, wie Georg Schweinfurth, an Ort und Stelle überzeugt.

Baker's Reise nach Süden hin bis zum „Albert"-See und durch Unyoro ist von großem Werthe. Durch ihn lernen wir insbesondere die bisher wenig oder gar nicht bekannten Landschaften von Gondokoro (4°55' N., 31°46' O. v. Gr., nach Baker) bis zu 1° N. kennen, und seine ethnographischen Schilderungen sind ganz vortrefflich. Das Gleiche gilt von seinen Landschaftsbildern, von seiner Darstellung der Handelsverhältnisse und der gesellschaftlichen Zustände. Vom Lande der Schilluks am untern Bahr el Abiad nach Süden hin bis zu 4° N. gehen alle Bewohner des Weißen Stromes völlig nackt; erst in der Landschaft Obbo tragen die Schwarzen wieder eine Art von Bekleidung, z. B. Thierfelle; weiterhin auch andere Stoffe, und dort würden wohl gedruckte Kattune, wollene Hemden, Decken und dergleichen Absatz finden.

Ich hebe hier mit Absicht folgende Stelle aus Baker's Vorrede zu den „Nilzuflüssen in Abyssinien" hervor (Dr. Steger's Uebersetzung, S. VIII): „In Centralafrika (in dem Gebiete des Weißen Nils) haust ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden, für das es keine Aussicht auf Civilisation giebt."

In dieser ganzen Region drehet sich bekanntlich Alles um das Elfenbein. Bis 1864 war noch keiner von den zumeist nichtswürdigen Abenteurern, welche den Handel mit Elephantenzähnen betrieben, bis ins Land Unyoro gekommen; der am weitesten nach Süden hin liegende Punkt war Faloro im Lande Madi, etwas nördlich von 3° N., unweit vom „Nil", der etwas weiter oberhalb aus dem Albert-See abfließt. Dort hatte der Maltese Debono seine Stationen. Am Flusse Atabbi in Obbo, einem Zuflusse des Asua, sah Baker Herden von 200 Stück Elephanten. Bei dem Häuptling Kamrasi in Unyoro fand er in einem Lager eine so große Masse von Elfenbein, daß 700 Träger zum Fortschaffen desselben erforderlich waren, und an einem andern Punkte jener Region hatten die türkischen Händler 1218 Träger gemiethet, von denen je zwei eine Last von etwa einem halben Centner trugen. Dort hatte die Elfenbeincampagne während der letztverflossenen zwölf Monate eine Ausbeute von etwa 32,000 Pfund ergeben, und diese waren nach dem damaligen Marktpreis in Aegypten 9630 Pf. St. werth.

Der Elfenbeinhandel ist für die Gegenden am Weißen Nil zu einem wahren Fluche geworden, denn fast durchgängig sind die Leute, welche ihn betreiben, „Schurken der infamsten Art, Menschenräuber, Mordbrenner und Mörder; Chartum ist ein Paradies der abscheulichsten Teufel." Es wird einem unaussprechlich weh ums Herz, wenn man in den Büchern Brun Rollet's, Petherick's, Baker's und Anderer eine Schilderung der grauenvollen Barbareien liest, deren Schauplatz diese nilotischen Gegenden bis tief ins innere Land gen Osten und nach Westen hin bis auf den heutigen Tag sind. Die Uferlandschaften haben ein äußerst ungesundes Klima. Als die katholischen Missionäre aus Oesterreich „Gott versuchten", indem sie in der Nähe von Gondokoro eine Station gründeten, starben sie fast Alle rasch hinweg, wie die Fliegen, und als sie nach Jahren endlich die Mission

*) Die autorisirte deutsche Ausgabe (Braunschweig 1868, 2 Bde. Verlag von G. Westermann) ist von dem sachkundigen Dr. Friedrich Steger besorgt worden. Sie führt den Titel: „Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Forschungsreise vom Atbara zum Blauen Nil und Jagden in Wüsten und Wildnissen. Von Sir Samuel Baker."

aufgeben mußten, hatten sie auch nicht eine einzige Seele bekehrt.

In diese ungesunden Gegenden will nun Samuel Baker „Civilisation, Christenthum und geregelten Handel" bringen, und vor Allem dem abscheulichen Menschenraub und Sklavenhandel ein Ende machen. Die edle philanthropia soll mit dem eben so edeln commercium Hand in Hand gehen, wie sich das bei einem Engländer von selbst versteht.

Der Prinz von Wales hat bekanntlich mit seiner Gemahlin als Tourist Aegypten besucht und ist vom dortigen Vicekönige glänzend genug aufgenommen worden. Als der mohammedanische Potentat vor zwei Jahren in London war, nahmen Hof und Regierung von ihm nur die allernothdürftigste Notiz; man betrug sich gegen ihn fast unhöflich. Dafür hat er nun dem britischen Thronerben eine Lection über das gegeben, was gute Lebensart ist. Im Gefolge des Prinzen befand sich Samuel Baker; der Vicekönig war verständig genug, sich mit einem Manne, welcher die Verhältnisse am obern Nil so gut und genau beobachtet hat, in lebhaften Verkehr zu setzen. Der Beherrscher Aegyptens ist ehrgeizig; es ist seit langer Zeit Staatsmaxime in Kairo, die Grenze nach Süden hin zu erweitern. Am Blauen Nil ist sie bis hart an die Grenze Abyssiniens vorgerückt worden; am Weißen Nil lag sie factisch oberhalb Chartums.

Baker hat nun dem Vicekönig einen Plan zur Eroberung und Colonisirung der ganzen Region nach Süden hin bis zu den großen Seen vorgelegt, und derselbe ist auch sofort angenommen worden. Der ägyptische Potentat soll nicht bloß als Philanthrop und Civilisator auftreten und sich als Wohlthäter des Menschengeschlechtes einen großen Namen in der Weltgeschichte machen, sondern er soll auch handgreifliche Profite machen. Zu alle dem will Samuel Baker ihm verhelfen.

Der Plan ist großartig, er hat aber auch seine abenteuerlichen Seiten und wird in der Praxis auf viele Hindernisse stoßen. Ob die „Civilisation" bei den Völkern, welche Baker selber als ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden bezeichnet, für welche es keine Aussicht auf Civilisation gebe (siehe weiter oben), wohlthätig einwirken könne, das wird die Folge lehren. Wir unsererseits gestehen offen, daß wir keine große Erwartungen hegen.

„Die centralafrikanische Expedition" soll unter der Leitung Baker's stehen. Sie ist, dem Plane zufolge, die erste, umsichtig organisirte Unternehmung der ägyptischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels am Weißen Nil. Dieser Strom soll gleich den großen Aequatorialseen für den rechtschaffenen Handelsverkehr erschlossen werden. Bis jetzt haben alle ernsten Mahnungen der europäischen Mächte, welche auf Abstellung des barbarischen Unfuges drangen, nichts gefruchtet. Als vor vier Jahren Baker vom Albert-See nach Gondokoro zurückkam, erfuhr er dort allerdings, daß die ägyptischen Behörden in Chartum Befehl zur Unterdrückung des Sklavenhandels gegeben hätten; auch wurden wirklich mehrere Sklavenschiffe von ägyptischen Dampfern aufgebracht. Die Bemannung wurde eingesperrt, sie bekam die Bastonnade, und die Gefangenen wurden „befreit". Darunter ist zu verstehen, daß sie den türkischen Menschenräubern weggenommen, und Aegyptern als Sklaven zugetheilt wurden. Baker hat in seinem Werk über den Weißen Nil mehrfach betont, daß er keinen Aegypter gesprochen habe, welcher die Sklaverei nicht für eine durchaus nothwendige Einrichtung halte; auch die ägyptische Regierung erachtete dieselbe für unentbehrlich. Mehr oder weniger wird auch wohl stets eine Art von Sklaverei bestehen bleiben; dieselbe ist aber bekanntlich im mohammedanischen Orient allzeit viel milder gewesen als bei den Christen des Abendlandes.

Baker hat von Seiten des Vicekönigs ganz uneingeschränkte Vollmachten bekommen; er ist absoluter Gewalthaber der ganzen Expedition, und dadurch wird seine Verantwortlichkeit nur um so größer.

Seine Expedition ist, richtig betrachtet, lediglich ein Flibustierzug, und er selber erscheint nicht minder als ein Freibeuter, wenn er auch verspricht, diesen Zug im Interesse der „Civilisation" zu unternehmen. Der Vicekönig ertheilte ihm den Auftrag, für ihn, den Aegypter, das ganze Gebiet von Gondokorro, 4° 55' N. nach Süden hin bis zu 2° S., also bis an die südlichen Gestade des Victoria-Nyanza-Sees, zu erobern; — den Albert Luta Nzige natürlich nicht zu vergessen. Der ägyptische Dynast hat zwar auch nicht einen Schatten von Recht, jene Gegenden mit Krieg zu überziehen, aber der philanthropische Brite hat keine Schwierigkeit gefunden, ihm eine solche Civilisationsrazzia annehmbar zu machen. Um Förderung der höhern Gesittung und all die philanthropischen Schwindelredensarten schert er sich ganz und gar nicht; das kann man daraus abnehmen, wie er mit den Fellahs in seinem eigenen Lande umgeht; die Phrasen sind gut genug für einfältige Europäer, denen man leider diesmal nicht auch den Köder von einer Verbreitung des heiligen Evangeliums hinhalten kann. Das wäre hierbei ein gar zu arger Humbug, denn der christliche Philanthrop agirt als besoldeter Bevollmächtigter eines Mohammedaners gegenüber — „einem hoffnungslosen Geschlecht von Wilden".

„Sir Samuel hat despotische Gewalt über die Expedition." So steht in der „Times-Mail" vom 16. April, in welcher wir eine Skizze des Planes finden. Der Aegypter stellt seinem Flibustier so viele Soldaten, Dampfer und Barken zu Gebote, wie dieser verlangt; er gewährt ihm außerdem alle möglichen Hülfsmittel, und „Sir Samuel wird auch absolute und despotische Gewalt über die von ihm eroberten Gegenden haben." Daß er sich eine so unbedingte Vollmacht ausgewirkt hat, ist sehr verständig und war nothwendig, wenn er überhaupt etwas ausrichten will mit dem Material, welches man ihm zu Gebote stellen kann.

Zunächst gedenkt er in Chartum, dem Hauptsitze aller Infamie, ein gutes Werk zu thun. Er wird von Glück sagen können, wenn die commerciellen Banditen ihn nicht vergiften oder auf irgend eine andere Art aus dem Wege räumen. Indem er ihnen das abscheuliche Handwerk legt — und das ist zunächst seine Aufgabe —, wird er sie zum Aeußersten treiben, und sie sind Halunken ohne jeglichen Scrupel. Er wird nicht dulden, daß Schiffe der Elfenbein- und Sklavenhändler nach dem obern Nil abgehen, sondern will oberhalb Chartums einige Dampfer auf dem Strome kreuzen lassen. Das reicht vollkommen aus, und die ägyptische Regierung hätte den Barbareien längst ein Ende machen können, wenn es ihr damit ein Ernst gewesen wäre. Aber sie bezahlte ja ihre Truppen im Sudan mit Sklaven, welche sie den Menschenräubern abnehmen ließ! Dann legte sie auch dem Transporte von Sklaven nach Aegypten selbst und nach dem Rothen Meere hin keinerlei Hindernisse in den Weg. Wir werden nun erfahren, wie sich derartige Dinge in Zukunft gestalten.

Baker will von Chartum aufwärts in angemessenen Zwischenräumen Militärposten anlegen, so daß er den Strom völlig controliren kann. Diese Militärposten sollen auch als Handelsstationen dienen und bis über Gondokoro hinausreichen. Dort will er an einer geeigneten Stelle ein großes Lager bilden, das ihm als Depot dienen soll. Von Chartum aus sollen auf einer Strecke von mehr als 200 deutschen Meilen fortwährend Verstärkungen an Mannschaften und Vorräthe aller Art auf Dampfern dorthin geschafft werden. Von diesem großen Lager aus gedenkt er in Abständen von

etwa 20 deutschen Meilen kleinere Militärhandelsposten bis zum Südende des Albert-Luta-Nzige-Sees anzulegen und jeden derselben unter einen besondern Agenten zu stellen. Er hat sich dabei die Pelzstationen der Hudsonsbai-Gesellschaft zum Muster genommen, denn die Agenten sollen zugleich Handelsfactore sein und gegen europäische Fabrikate von den Eingeborenen Landeserzeugnisse eintauschen, insbesondere Elfenbein, Wachs, Häute 2c. Jeder Posten hat eine militärische Besatzung.

Der Weiße Nil ist bekanntlich bis Gondokoro für Dampfer fahrbar; dann legen ihnen die Katarakte von Garbo Hindernisse in den Weg; oberhalb dieser Stromschnellen sei jedoch der Strom wieder bis zum Albert-See schiffbar. Das hat wenigstens Baker in der Beschreibung seiner Reise behauptet und auf der von ihm entworfenen Karte ausdrücklich gesagt; er selber hat aber diesen Nilarm nicht befahren, und auf dieser Karte bei Apuddo (bis wohin vor ihm Miani gekommen ist) südlich von 4° N. eingetragen: „Cataracts 30 to 40 feet high." Aber noch mehr. Auf derselben Karte, die vor mir liegt, hat er noch einmal „Katarakte" bei Lokia, ein wenig unterhalb der Einmündung des Asua-Atabbi verzeichnet. Demnach wäre nur eine kleine Strecke des aus dem Albert kommenden „Nil"-Abflusses fahrbar; aber diese Strecke kennt Baker nur von Hörensagen. Er will auf derselben einen aus Stahl gebaueten Dampfer nebst zwei stählernen Rettungsbooten fahren lassen, und diese sollen auch auf dem Albert-See Dienst thun. Von den Küsten des letztern ist so gut wie gar nichts bekannt, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die Umrisse, welche Baker auf seiner Karte verzeichnet hat, auch nur entfernt oder annähernd zutreffen. Nachdem der See erforscht und die Linie vom militärisch-commerciellen Posten bis zur Wasserscheide im Süden eingerichtet und vorgeschoben worden ist, dann will Sir Samuel diese stählernen Fahrzeuge über die etwa 20 deutsche Meilen breite Landenge bis in den Victoria-Nyanza schaffen, und auf diesem See, über welchen Speke nicht viel zu sagen weiß, und von dessen Küstenumrissen wir so viel wie gar nichts wissen, dasselbe System wie auf dem Albert befolgen und Posten anlegen.

Baker ist sanguinisch genug, zu behaupten, daß er auf solche Weise das ganze Land unter die Herrschaft des Vicekönigs bringen könne. Er will den eingeborenen Stämmen das Kriegführen unter einander verbieten, weil sie als „ägyptische Unterthanen" dazu kein Recht mehr hätten; er will den Sklavenhandel an seiner Quelle „austrocknen und ausrotten". Die Häuptlinge seien fortan nur noch als „Lehnsleute, als Vasallen des Vicekönigs" zu betrachten. Sie sollen dazu angehalten und dafür verantwortlich sein, daß eine im Verhältniß zur Volksmenge stehende Bodenfläche bebaut werde, und zwar so bebaut, wie es ihnen befohlen wird. Man wird ihnen die erforderlichen Sämereien liefern. „Dafür, daß man ihnen die Wohlthaten des Schutzes angedeihen läßt und dem Volke den Segen des Friedens bringt, soll eine geringe Abgabe in Naturalproducten gezahlt und damit die Grundlage eines ausgedehnten Handels gelegt werden."

Dieser letztere Satz enthält des Pudels Kern. Der Christ Baker erobert ohne Weiteres, vorausgesetzt, daß er kann, für einen mohammedanischen Potentaten eine ausgedehnte von „Heiden" bewohnte Region. Diese sind rohe, „hoffnungslose, der Civilisation unfähige Wilde", aber Sir Samuel und Ismael Pascha wissen doch, daß sie gut genug dazu sind, nicht nur Elfenbein, Wachs und Häute zu liefern, sondern auch Baumwolle, Oelfrüchte und dergleichen zu bauen, so viel man ihnen abverlangt. Sie werden zur Zwangsarbeit angehalten; diese ist der Preis dafür, daß man sie erobert hat und daß sie fernerhin nicht als Sklaven verkauft werden dürfen. Der ganze Handel dort wird und kann, der Beschaffenheit der Dinge nach, nichts Anderes sein, als ein Monopol des Vicekönigs. In Aegypten versteht man sich bekanntlich auf das Monopolwesen. Ich will nur daran erinnern, daß in allen jenen nilotischen Gegenden die Schwierigkeit des Transportes ein großes Hinderniß bildet. Man kennt dort keine Lastthiere; Träger sind häufig gar nicht zu haben, weil die Stämme so oft mit einander in Fehde liegen oder der kaufmännischen Strompiraten wegen weit ins Innere sich zurückgezogen haben. Die ägyptische Regierung aber wird Dampfer stromauffahren lassen, um den verschiedenen Stationen Soldaten und Vorräthe zuzuführen. Diese Regierungsdampfer laden dann die an den Regierungsstationen gelagerten Tribute als Rückfracht, und damit allein ist factisch ein Monopol gegeben, welches allen Privatleuten die Concurrenz ohne Weiteres abschneidet.

Die schwarzen Barbaren werden gar nicht übel dabei fahren, wenn Baker's Plan durchgeführt wird. Die Chartumer Banditen werden lahmgelegt, die „hoffnungslosen" Wilden doch einigermaßen brauchbar gemacht. Aber man sollte uns mit den philanthropischen Schwindelphrasen verschonen, wo Plan und Absicht so leicht zu durchschauen sind. Es wird gar kein Unglück sein, wenn man die schwarzen Müßiggänger zu einer gewissen Frohnarbeit anhält, aus welcher man Profit zu ziehen gedenkt, — man soll uns aber nicht den Glauben zumuthen, daß ein ägyptischer Türke das aus purer Menschenfreundlichkeit thue. Sir Samuel, der Baumwollen-Engländer, weiß sehr gut, was er will. Gerade in jene Gegenden, wo er an den Seen und am obern Flusse „militärische Handelsposten" anlegen will, und wo die Schwarzen für die ihnen auferoberten Wohlthaten eine kleine Abgabe zahlen sollen, die bei Leibe nicht drückend sein wird, — gerade in jene Gegenden verlegte Speke das Baumwollenparadies, welches Baker nun mit Hülfe ägyptischer Soldaten und Frohnarbeit der Schwarzen zu einer Wahrheit machen will.

Wie dem aber auch sei, die Wissenschaft wird durch die Ausführung dieses Planes großen Nutzen haben, und sowohl die Geographie wie die Völkerkunde dürfen auf eine reiche Ausbeute hoffen. Das Project ist großartig, und an Neuigkeiten aus Afrika wird in den nächsten Jahren kein Mangel sein. Baker ist völlig der Mann, die Sache durchzuführen, falls sie überhaupt durchführbar ist. Allerdings fragt es sich, ob der ägyptische Potentat, der ungezählte Millionen für Innerafrika auszugeben haben wird, auf die Dauer Stich hält. Die ägyptische Regierung hat schon mehr als einmal sich erboten, ähnliche, wenn auch nicht so großartige Pläne zur Eröffnung Innerafrikas zu fördern, hinterher aber allemal dieselben vereitelt. In Kairo ist für Intriguen ein wahres Treibhaus; das hat schon vor zwölf Jahren Graf d'Escayrac erfahren, dem auch alle mögliche Unterstützung zur Entdeckung der Nilquellen bündig zugesagt worden war.

Doch angenommen, daß die ägyptische Regierung ausnahmsweise die Sache ernstlich meine und auf die Dauer ihren guten Willen bethätige, so bleiben doch kolossale Schwierigkeiten zu überwinden. Wer die Verhältnisse der Länder am Weißen Nil auch nur einigermaßen kennt, wird das von vornherein begreifen. Die Waaren und andere Vorräthe lassen sich allerdings, wenn auch mit großen Kosten, bis Gondokoro und an die Seen schaffen; aber es fragt sich, ob die Tausende mohammedanischer Soldaten, die weit und breit in vereinzelte Stationen verzettelt werden müssen, in Zucht zu halten sind? Keinem Zweifel unterliegt es, daß die ägyptischen Offiziere einem Ungläubigen sich nur widerwillig un-

terordnen werden. Und wenn nun Baker, dessen Leben sicherlich nur an einem seidenen Faden hängt, hinweggeräumt wird, wer soll dann den Plan weiterführen? Handelsvortheile liegen vorerst in weiter Ferne, und der Vicekönig hätte erst nach Verlauf mancher Jahre auf einige wenige Einkünfte zu hoffen, die zu dem erforderlichen Geldaufwand in gar keinem Verhältnisse stehen. Elfenbein, das hat Baker in seinem mehrerwähnten Buche selber hervorgehoben, sei die einzige Handelswaare jener Gegenden, welche die Transportkosten nach Europa tragen könne; was wird nun unter solchen Verhältnissen aus Baumwolle und Sesam?

Ohne Zweifel wird viel Aufhebens auch von dieser Expedition gemacht werden, denn Sensationsberichte sind leider auch bei uns in Deutschland nicht mehr selten; wir haben sie ganz in englischer oder amerikanischer Weise, und das leichtgläubige Publicum beißt gierig an Köder, welche man ihm hinwirft. Es kann nicht schaden, wenn man den auftauchenden Projecten gegenüber die Prosa des gesunden Menschenverstandes als Maßstab anlegt, man braucht dann nicht zu besorgen, daß man hinterher unangenehme Enttäuschungen erfahre.

Dresden, 20. April. **Karl Andree.**

---

# Enthüllungen über Paraguay.

Die grausenvolle Tragödie, welche länger als vier Jahre in jenem südamerikanischen Mesopotamien spielt, geht ihrem Ende entgegen. Seit den Tagen des spanischen Blutrichters Vargas, der in den Niederlanden auf des Herzogs Alba Geheiß mehr als siebenzigtausend Ketzer martern und verbrennen ließ, und seit den wilden Auftritten im dreißigjährigen Kriege sind ähnliche Barbareien nur in Paraguay vorgekommen. Wenn bisher Berichte über die Missethaten des Dictators Lopez in Europa bekannt gemacht wurden, dann erklärten die Agenten desselben, man dürfe keinen Angaben trauen, die von feindlicher Seite geflissentlich verbreitet würden, um einen Mann zu discreditiren, welcher die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und die republikanische Freiheit so standhaft gegen eroberungssüchtige Nachbaren vertheidige und dem ein ganzes Volk treu zur Seite stehe.

Nun aber kommt die reine und volle Wahrheit zu Tage. Wir haben eine Anzahl von Briefen und beschworenen Aussagen vor uns liegen, die ferner keinen Zweifel über die Sachlage gestatten. Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, welche jahrelang in Paraguay gelebt und freiwillig oder zwangsweise dem Dictator Dienste als Ingenieure, Baumeister, Offiziere, Aerzte, Apotheker &c. geleistet haben, sie alle sprechen wie aus Einem Munde. Alles was seither über die durch Lopez verübten Grausamkeiten in die Oeffentlichkeit gelangt ist, bleibt weit hinter der blutigen Wirklichkeit zurück. Aber wie erklärt es sich, daß ein Volk, welches etwa eine Million Köpfe zählte, sich von einem nicht einmal mit hervorragenden geistigen Eigenschaften begabten Dictator in einer beispiellosen Weise knechten und hinschlachten ließ?

Die Bevölkerung Paraguays besteht zu mehr als vier Fünfteln aus Guarani-Indianern. Diese sind früher von den Jesuiten in meisterhafter Weise disciplinirt worden; man hat sie zum Ackerbau angeleitet, sie sind anstellig, bildungsfähig bis zu einer gewissen Stufe und deshalb brauchbare Menschen. Als die Spanier ihre Colonien in der La-Plata-Region geräumt hatten, verstand es der vielbesprochene Doctor Francia, das Land Paraguay völlig zu isoliren und vor den unaufhörlichen Wirren und Bürgerkriegen zu bewahren, von welchen die anderen hispano-indianischen sogenannten Republiken bis auf diesen Tag heimgesucht werden. Diese hatten und haben zumeist jähen Wechsel zwischen Anarchie und Dictatur; indem Francia ein- für allemal die letztere aufstellte, bewahrte er sein Indianerland vor den bösen Einwirkungen der erstern. Das von den Jesuiten mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführte System des unbedingten Gehorsams, an welchen die Guaranis sich gewöhnt hatten, wurde von Francia beibehalten, und das Volk hat sich willig gefügt. Fremden wurde der Einlaß verwehrt, und der Dictator hielt Alle, welche seinem Verbote zuwider ins Land gekommen waren, als Gefangene fest.

Das auf staatliche Verhältnisse angewandte System der Jesuiten ist auch nach Francia's Tode fortgeführt worden und erst während der letztverflossenen Monate zusammengebrochen. Ganz Paraguay war eine Maschine, welche der Maschinenmeister arbeiten ließ. Die Centralisation war in straffster Weise durchgeführt; kein Individuum hatte seinen eigenen Willen, nur allein des „Supremo" Wort und Geheiß galten. Ihm gegenüber war selbst die Geistlichkeit ohnmächtig, und als Lopez im vorigen Jahre sogar den Bischof von Asuncion unter ganz frivolem Vorwande hinrichten ließ, murrten weder Clerus noch Volk. Francia's Nachfolger und Neffe, Carlos Lopez, sorgte dafür, daß in allen Gemeinden Schulen vorhanden waren, in denen Lesen, Schreiben und Rechnen, aber nicht mehr, gelehrt wurde. Ein Offizier aus Deutschland, Wiesner von Morgenstern, war Obercensor, und durch dessen Hände ging jedes Buch, das nach Paraguay kam. Wer aber ein Buch vom Auslande beziehen wollte, mußte dafür eine Erlaubniß vom Dictator auswirken, und wer ein vorher nicht controlirtes Zeitungsblatt las, war des Hochverraths verdächtig; das amtliche Blatt, der „Semanario", sollte für Alle ausreichen, und das Volk sich mit dem Katechismus begnügen, welchen die Jesuiten in das Guarani übersetzt haben. Nur ein Landeseingeborener konnte sich dem geistlichen Stande widmen, jeder Ausländer war vom Eintritt in den Clerus ausgeschlossen. In einer höhern Lehranstalt wurde Unterricht im Lateinischen und im Französischen, in Arithmetik und in „Philosophie" ertheilt, aber nur nach den alten Lehrbüchern der Jesuiten. Fachwissenschaften wurden nicht gelehrt, nicht einmal Jurisprudenz, Medicin erst seit wenigen Jahren. Der Dictator ernannte den ersten Besten zum Richter, und ließ für technische Zwecke eine Anzahl von Europäern kommen. Ein Deutscher, Johann Beckmann, war viele Jahre lang Eisen-, Bergwerks- und Münzdirector, Regierungsmechanikus, Uhrmacher, Silberschmied und Kaufmann in einer Person, und galt bei dem Vater des nun gestürzten Dictators für einen unentbehrlichen Mann; er wurde gut behandelt. Von Rechtssicherheit war keine Rede; die sogenannten Richter hatten beim Dictator anzufragen, was mit den Angeklagten geschehen solle, und sie verfügten, wie ihnen befohlen wurde.

Nichts kann einfacher sein als das paraguayensische Finanzsystem. Ich finde in dem Berichte eines Deutschen, welcher im Januar aus langer Haft befreit wurde („Deutsche Zeitung am Rio de la Plata" vom 13. Februar), fol-

gende, auf eigener Anschauung beruhende Mittheilung. „Finanzminister des Dictators war ein Herr Gonzalez, dessen arithmetische und finanzielle Kenntnisse nicht weit über die Regel de tri hinausreichten. Er zählte selber die ein- und ausgehenden Gelder; das Verrechnungssystem ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Auf vier großen Nadeln, welche vermittelst starker Fäden an Nägeln hingen, wechselten die bezahlten und zu bezahlenden Rechnungen und Abgabenlisten ihren Bestimmungsort. Da das Eintreiben des Zehnten verpachtet war und, von diesem abgesehen, das Einkommen bloß aus der Douane, dem Pachtgelde für Ländereien, Stempel, Patentsteuer und dem Monopole des Yerba (des Maté, Paraguaythees) floß, so war das Rechnungswesen ohne alle Schwierigkeit, und obendrein fand die Verfertigung des Papiergeldes, dessen Annahme nicht verweigert werden durfte, nach Bedürfniß und ohne jede Controle statt." —

Für das vorwiegend indianische Gepräge ist der Umstand kennzeichnend, daß selbst von den höheren Offizieren nur die wenigsten das Spanische geläufig sprechen können; von kriegswissenschaftlichen Kenntnissen war auch bei ihnen keine Rede. Gute Scharfschützen ließ Lopez in folgender Weise ausbilden. Er schickte Compagnien in die Einöden des Gran Chaco und gab ihnen Waffen und Schießbedarf mit, aber durchaus keine Mundvorräthe. Sie mußten Wild schießen, um nicht zu verhungern. Eine bestimmte Rangordnung unter den Offizieren ist nicht vorhanden; heute war ein Soldat Gemeiner, nach Wochen vielleicht Hauptmann und umgekehrt. Der Capitän hat das ihm unbequeme Privilegium, als Standesauszeichnung Stiefel zu tragen. Sold bekam Niemand, sondern nur dann und wann wurde eine Gratification nach Gutdünken des Dictators verabfolgt. Als Disciplinarstrafen waren im Gebrauch das Estaqueo, d. h. Ausspannen an Pfählen, und die Lazazos, Prügel mit dem Lazo.

Es wurde schon gesagt, daß jeder Richter nur so entschied, wie der Dictator es befahl; auch die wenigen Advocaten, welche sich in Asuncion befanden, ertheilten weder Rath noch Beistand, bevor sie für jeden einzelnen Fall eine Erlaubniß ausgewirkt hatten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Supremo, des höchsten Herrn, durfte keine Ehe geschlossen werden. Jeder Verstoß gegen die vielerlei Formen, welche ein- für allemal vorgeschrieben waren, hatte Geldstrafe zur Folge. Hier ein Fall. Ein Verwandter der Familie Lopez, Namens Barreira, Vater des paraguayensischen Ministerresidenten in Paris, war in Ungnade gefallen und beschäftigte sich als Advocat. Er gab ein Heirathsgesuch ein, dahin lautend, daß sich der Bräutigam N. N. mit Erlaubniß seiner Eltern mit der Braut N. N. zu verheirathen wünsche. Der Dictator ertheilte folgenden Bescheid: „Wird mit allerhöchster Erlaubniß gestattet. Dem Advocaten Barreira werden 100 Silberpiaster Strafe und acht Tage Gefängniß zuerkannt wegen wahrheitswidriger Darstellung des Sachverhaltes, sintemalen der Vater des Bräutigams schon seit mehreren Jahren verstorben ist." Derselbe Barreira sagte in einer Eingabe wegen eines Pachtvertrages, daß der Don N. N. Folgendes vorzustellen habe rc. Lopez gab in der Sache selbst einen günstigen Bescheid, aber der Advocat mußte abermals 100 Piaster Strafe zahlen und auf acht Tage ins Gefängniß wandern, weil er einen Mulatten ungebührlicherweise als Don, Herr, titulirt habe!

Carlos Lopez, Francia's Nachfolger und Vater des jetzt gestürzten Francisco Solano Lopez, kannte ganz Paraguay vortrefflich; gleich seinem Vorgänger war er allem Ausländischen abgeneigt, und er bot Alles auf, um dem Volke Haß und Abscheu gegen alles Fremde einzuflößen. Das ist ihm auch gründlich gelungen. Den Indianern wurde gesagt, daß die Brasilianer und Argentiner eroberungssüchtige Pläne hegten und darauf ausgingen, die Paraguayenser in die Sklaverei zu bringen. Fremde Diplomaten und Consuln, welche dann und wann nach Asuncion kamen, wurden gastlich bewirthet und mit Aufmerksamkeit überhäuft; in die Geheimnisse des Landes und der Regierung drangen sie nicht ein. Lopez wußte sich der europäischen Presse zu bedienen und besoldete seine Agenten gut. Sein thätigster Agent war Graty, der seit einer Reihe von Jahren als Geschäftsträger Paraguays in Deutschland und Belgien im Interesse seines Auftraggebers wirksam gewesen ist. Er schrieb in französischer Sprache ein Werk über Paraguay, dessen Kosten der Dictator trug, und das weit und breit versandt wurde, um die öffentliche Meinung günstig zu stimmen. Auch Schreiber dieser Zeilen ist seinerzeit mit einem Exemplare bedacht worden. In Lissabon und Marseille, dann in Paris und Brüssel befanden sich Preßagenturen; daß sich selbst die große Presse in Deutschland, aus völliger Unkunde der Verhältnisse, mehr oder weniger hinter das Licht führen ließ und einen bluttriefenden Tyrannen als einen Vorkämpfer republikanischer Freiheit pries, läßt sich leider nicht in Abrede stellen. Wenn andererseits von den Gegnern des Dictators behauptet worden ist, derselbe sei ein Feigling und alles militärischen Talentes bar und ledig, so wird von deutschen Offizieren, welche in seinen Diensten gestanden haben, und die ihn im Uebrigen auf das Schärfste verurtheilen, das gerade Gegentheil behauptet. Ihnen darf man glauben, wenn sie als Thatsache hinstellen, daß nicht eine einzige Operation, nicht eine einzige Divisionsveränderung, „ja fast kein einziger Schuß ohne seinen persönlichen Befehl vollzogen worden ist." Daß er als Befehlshaber sein Leben nicht ohne Noth in Gefahr bringen wollte, darf ihm nicht verargt werden.

So urtheilt R. R. Fischer von Treuenfeld, einer der deutschen Ingenieure, welche Lopez zum Tode verurtheilt hatte, denen aber durch die Einnahme von Asuncion Rettung zu Theil wurde. Er war zu Anfang des Jahres 1864, also vor dem Kriege, als Director des Telegraphenwesens nach Paraguay berufen worden und hatte Gelegenheit, einen gründlichen Einblick in alle Verhältnisse zu gewinnen. Bis zum October 1868 war er in gutem Einvernehmen mit der Regierung geblieben. Als dann zwei europäische Dampfer, ein italienischer und ein französischer, in der Nähe von Asuncion erschienen, um Europäer an Bord zu nehmen, bat auch Fischer von Treuenfeld, ein preußischer Staatsbürger oder „Unterthan", um Erlaubniß, nach Europa heimkehren zu dürfen. Das ist ihm dann gleichsam als hochverrätherisches Attentat ausgelegt worden. Eines solchen Mannes Lob ist unverdächtig. Ihm zufolge war Paraguay vor dem Kriege in seiner Art ein südamerikanisches Paradies mit fruchtbarem Boden, herrlichen Wäldern und guter Bewässerung. Das Klima ist auch für Europäer gut zu ertragen. Das Volk war in seiner eigenthümlichen Weise zufrieden; aber ein Europäer könne sich freilich von der Gesinnungsart desselben kaum eine Vorstellung machen, namentlich nicht solch einen unbedingten Gehorsam begreifen, der völlig blind auch gegen den untersten Vorgesetzten sei. „Ein Befehl der Regierung stand höher als das Wort der Heiligen Schrift." Ueberall herrschte unbeschränkte und offene Gastfreiheit im Familienkreise; jeder fand freundliche Aufnahme, und das Anerbieten von Bezahlung wäre als eine Beleidigung aufgenommen worden. Der Guarani ist tapfer, er arbeitet, und ist nicht ohne Geschick der Nachahmung in Bezug auf Handwerkerarbeit. „Er ist ein liebenswürdiger und milder Gefährte; Raub und Mord, welche in den Nachbarstaaten so häufig vorkommen, waren gänzlich unbekannt. Pietät jüngerer Leute gegen ältere und ein patriarchalisches Verhältniß der ganzen Paraguayer Familie machte das Leben

unter diesen Leuten zu einem angenehmen und glücklichen." Dieses Volk also war zufrieden.

Wir wollen folgende Ansicht des Herrn F. von Treuenfeld nicht unterdrücken, weil manches Richtige in derselben enthalten ist. Er sagt, die Regierung habe es verstanden, die Nation ihrem Culturgrade (— er meint, ihrer indianischen Racenanlage —) gemäß zu regieren, und nicht mit copirten Constitutionen, welche unter dem Namen der Freiheit und des Rechtes den nur halbcivilisirten Südamerikaner nicht in einen guten Staatsbürger, sondern viel eher in einen Banditen verwandeln. Darin lag das große Geheimniß, weshalb der Paraguayenser sich so vortheilhaft vor allen anderen Südamerikanern auszeichnet. Hier herrschten Frieden, Gehorsam, Häuslichkeit und Arbeitsamkeit; in anderen sogenannten Republiken reiben sich die Völker auf und machen Rückschritte. — In Paraguay war in materieller Beziehung ein Fortschritt nicht zu verkennen; im Hafen von Asuncion herrschte reges Leben; Lopez bauete Zeughäuser, Schiffswerfte, Gießereien, Eisenbahnen, Straßen, Telegraphen und neue Ortschaften (— freilich zumeist in Hinblick auf einen künftigen Krieg, welchen er dann auch leichtsinnig genug und in einer völkerrechtswidrigen Weise vom Zaune gebrochen hat —). Paraguay hatte keine Staatsschuld, aber Lopez gab Papiergeld mit Zwangscours nach Belieben aus und ersparte auf solche Art die Zinsen. „Jeder Unterthan, selbst der im tiefen Walde lebende, war von seinem Vorgesetzten gekannt und wurde beaufsichtigt. Das Volk fügte sich übrigens allen Befehlen auf das Genaueste, von eigener, selbständiger Prüfung war nie die Rede." Also eine durch und durch reglementirte Glückseligkeit!

Aus dem absoluten Gehorsam erklärt es sich auch, daß ein so wenig zahlreiches Volk einen blutigen Krieg vier Jahre lang mit einer geradezu großartigen Ausdauer zu führen vermochte, und daß es gegen Ende desselben sich der Schreckensherrschaft fügte, durch welche der Dictator sich retten zu können vermeinte. Als ihm klar wurde, daß doch manche Männer dem Ruine des Landes gegenüber nicht gleichgültig blieben, stieg böser Argwohn in ihm auf; er witterte überall Verschwörungen und ließ ganze Hekatomben von Eingeborenen und Ausländern geradezu abschlachten. Die Wüthereien wurden immer ärger, je mehr das Kriegsglück den Verbündeten günstig war und Lopez eine Enttäuschung nach der andern erfuhr. Schon im Mai 1868 begann er mit der Verhaftung von Ausländern; er beschuldigte sie des Verrathes und der Anzettelung einer Conspiration. Es sind von allen in Paraguay befindlichen Fremden nur sehr wenige unbehelligt geblieben, und auch diese nur, weil Lopez sich den Anschein geben wollte, als würden von ihm lediglich Hochverräther zur Rechenschaft gezogen, einerlei, ob dieselben Fremde oder Eingeborene seien; auch Priester in Menge wurden eingesperrt. Nach und nach galt ihm mehr oder weniger Jedermann für verdächtig. Fischer von Treuenfeld erzählt als Augenzeuge, wie es bei den Verhaftungen gehalten wurde. Ein Polizeimann nahm das ihm bezeichnete Individuum gefangen, ließ dasselbe sofort in Eisen legen und führte es in den Kerker ab. Aus diesem wurden manche Gefangene nach dem Hauptlager geschleppt und in andere Gefängnisse gebracht, wo sie von Soldaten bewacht wurden. Diese durften kein Wort reden. Von dem Schicksale der Unglücklichen hörte man nichts mehr; aber das Volk murmelte von Inquisitionstorturen, von Spann- und Preßschrauben, von Auspeitschungen und dergleichen mehr, und es traf damit das Richtige. Viele Hunderte der gemarterten Gefangenen sind ganz und gar verschollen.

Verhaftungen und Ermordungen nahmen ihren ununterbrochenen Fortgang vom Mai bis in den September; dann war vorerst genug aufgeräumt worden in der eigenen Familie des Dictators, unter der Geistlichkeit, unter Beamten, Fremden und Soldaten. Aus einem jüngst von der Admiralität in London veröffentlichten Berichte geht hervor, daß nur zwei britische Unterthanen ohne Angabe eines Grundes erschossen worden sind, also unschuldige Opfer, während andere Engländer, welche mit Verletzung der Neutralitätsgesetze als Söldlinge im Heere des Dictators dienten, die Folgen ihrer Unbesonnenheit zu tragen hatten.

Allgemein bekannt sind die Händel, in welche sich Lopez mit dem nordamerikanischen Ministerresidenten Washburne verwickelt hatte. Als der letztere Erlaubniß bekam, sich in Asuncion einzuschiffen, wurden zwei zur Gesandtschaft gehörende Männer, Bliß und Masterman, ohne Weiteres gefangen genommen und eingesperrt. Auch der letztere ist durch die Verbündeten befreit worden und hat einen sehr ausführlichen Bericht über seine Leidensgeschichte veröffentlicht; er bekräftigt die Wahrheit seiner Aussagen mit Eid und Ehre. Wir wollen das Wesentliche hervorheben, weil die Schilderungen Masterman's einen Einblick in die schauderhafte Lage der Dinge eröffnen.

Zunächst wird hervorgehoben, daß das Volk Paraguays während des ganzen Krieges „eine mehr als spartanische Ausdauer" bewährt und sein Blut, buchstäblich genommen, wie Wasser vergossen habe, auch dann noch, als es halb verhungert und fast nackt gewesen sei, und während die Seuchen im ganzen Lande, namentlich unter den Soldaten, ganz entsetzlich wütheten. Die Festung Humaita hielt sich fast drei Jahre lang und fiel dann nur, weil die Besatzung, welche ohnehin zumeist nur aus Knaben bestand, von der Cholera heimgesucht und dem Hungertode nahe war. Thatsächlich waren alle Menschen in Paraguay Sklaven des Dictators, aber weit über einmalhunderttausend Männer sind dem Tode zur Beute gefallen, um diese Sklaverei aufrecht zu erhalten. „Männer, Weiber und Kinder sind zu vielen Hunderten und Tausenden erschossen, eingesperrt, ausgepeitscht worden; viele nur, weil sie Schmerz über den Verlust ihrer nächsten Angehörigen haben verlauten lassen, oder weil Brüder, Ehemänner oder Väter zum Feinde übergegangen waren."

Der Bericht des Engländers stimmt vollkommen mit jenem des Herrn F. von Treuenfeld überein. Masterman war 1861 als Militärapotheker in die Dienste des Dictators getreten, bald nachher zum Professor der Chemie und Materia medica ernannt worden, und diente seit 1866 im Militärspitale zu Asuncion als Arzt. Im October jenes Jahres ließ Lopez zwei andere englische Aerzte, Rhind und Steward, gefangen nehmen, weil sie angeblich nicht pflichteifrig genug seien. Etwa vierzehn Tage später erhielt Masterman vom französischen Consul ein Briefpacket für Dr. Rhind, und bat den Platzmajor um Erlaubniß, dasselbe persönlich übergeben zu dürfen. Der Platzmajor verlangte die Briefe zu lesen, darauf ging indeß Masterman nicht ein. Noch in derselben Nacht wurde er verhaftet und in eine Zelle gesperrt, die niedrig, feucht und dunkel war, ohne Fußboden oder Fenster. Vor der Thür stand Tag und Nacht eine Schildwache, welche alle Viertelstunde ihr „Sentinela alerta!" rief. Der Gefangene hatte niemals ruhigen Schlaf; er litt am Fieber, das er sich im Spitale zugezogen hatte, und seine Nerven waren aufs Aeußerste angegriffen. Während des Winters verabfolgte man ihm nicht einmal eine Decke, obwohl Matratzen und Bettstelle geradezu verfaulten. In der Zelle wimmelte Ungeziefer aller Art; besonders lästig waren Scorpione und Tausendfüße. Die Speisen mußte er sich für sein eigenes Geld kommen lassen, durfte aber mit seinem Diener, welcher sie ihm brachte, nicht ein Wort reden. Am

peinlichsten aber war es ihm, daß in dem innern Hofraume neben seiner Zelle sehr häufig politische Gefangene auf eine entsetzliche Weise der Tortur unterworfen wurden. Sehen konnte er die Unglücklichen nicht, aber er hörte ihr Stöhnen und Schreien, und manchmal wurde er dabei so erregt, daß er in Ohnmacht fiel.

Volle elf Monate lang hielt ihn Lopez in jener moderigen Zelle eingeschlossen, und während dieser ganzen Zeit drang nicht ein einziges Mal Tageslicht zu ihm. Krank, abgemagert und halb erblindet verließ er den Kerker; seine beiden Unglücksgefährten durften ihr Gefängniß schon nach drei Monaten verlassen, aber Rhind hatte so viel gelitten, daß er den Verstand verlor und schon im Juni starb. Masterman wurde dann zu der erkrankten Frau Washburne berufen und bei der Gesandtschaft als Arzt angestellt. Die Anträge, abermals in die Dienste des Dictators zu treten, lehnte er ab. Lopez ließ ihn fortan als einen des Hochverraths verdächtigen Mann von Polizeileuten Tag und Nacht überwachen. Späterhin erfolgte die bekannte Episode mit Washburne. Lopez nahm den portugiesischen Consul Leite Pereira und seinen frühern Freund und Bundesgenossen Carreras aus Montevideo als Verschworene gefangen und ließ sie in Ketten nach San Fernando abführen. Am folgenden Tage verlangte er von Washburne die Auslieferung Masterman's und des Dolmetschers Bliß. Als diese verweigert wurde, wandte Lopez Gewalt an und nahm beide gefangen. Das war am 10. September des vorigen Jahres.

Man legte zuerst den beiden Engländern Daumschrauben an und brachte jeden in eine einsame Zelle. Abends kam ein Grobschmied nebst zwei Soldaten. Sie sprachen kein Wort, nahmen die Daumschrauben ab und belasteten Herrn Masterman mit Ketten im Gewichte von 35 Pfund. Nachdem sie tüchtig darauf losgehämmert, führten sie ihn auf die Straße hinaus und setzten ihn dort auf ein Maulthier. Aehnliches war mit Herrn Bliß und einem Neger des Doctor Carreras geschehen, und alle drei, an den Beinen gekettet, wurden nach dem etwa sieben bis acht deutsche Meilen entfernten Billeta abgeführt. Dort wies man ihnen einen offenen, mit Stricken umzäunten Platz an, in welchem sie schon etwa vierzig andere Gefangene fanden. Solcher Gefängnißplätze unter freiem Himmel waren mehrere vorhanden, alle in geringer Entfernung von einander und scharf bewacht. Carreras, einst Premierminister in Montevideo, lag von Schmutz und mit Ungeziefer bedeckt am Boden, statt der Kleidung hatte er einige blutige Lumpen, und seine Hände konnte er nicht rühren. Er hielt den Arm ein wenig in die Höhe und sprach: „Sie haben mich der Tortur unterworfen." Rodriguez, einst Secretär der Gesandtschaft von Uruguay, war einige Tage vorher erschossen worden. Washburne hatte seit anderthalb Tagen nichts zu essen bekommen; jetzt ließ man ihn bis zum Abend mit seinen Ketten in der Sonne am Boden liegen. Als er die Weisung erhielt, vor dem Kriegsgerichte zu erscheinen, und sich nur mit Mühe emporhob, wurde er von dem wachthabenden Sergeanten mit einem Knüttel geprügelt und unterwegs noch dreimal geschlagen, weil er nicht rasch genug gehe.

In einer Hütte fand er den Hauptmann Falcon und einen Priester. Der erstere sprach: „Nun haben wir Sie ja endlich doch! Gestehen Sie nur, daß Sie in der amerikanischen Gesandtschaft eine Zuflucht gesucht haben, um gegen die Regierung zu conspiriren, und daß Washburne der Hauptverschwörer ist." Masterman erklärte, daß weder er selber noch der amerikanische Ministerresident an ein Conspiriren auch nur gedacht habe. „Also Sie wollen nicht beichten; ich werde jedoch die geeigneten Maßregeln treffen." Nun wurden ihm die Arme auf dem Rücken zusammengebunden; dann setzte man ihn nieder, sperrte ihm die Beine weit aus einander und steckte eine Muskete unter die Knie, während man ihm eine zweite auf dem Nacken festband. Ein Soldat trat ihm mit einem Fuße zwischen die Schulterblätter, drückte ihm den Kopf nieder und band ihn an den Knien fest. Derart gefoltert, blieb er eine Zeitlang liegen und litt die ärgsten Schmerzen. Dann fragte man ihn, ob er genug habe und nun gestehen wolle. Als er schwieg, band man ihm eine zweite Muskete auf den Nacken und zog den Strick vom Kopfe bis zu den Knien noch schärfer an. Er sank ohnmächtig nieder. Späterhin redete der Priester ihm zu, er solle eingestehen, weil er nur dadurch das Leben retten könne, und dann sagte Masterman aus, was von ihm verlangt wurde. Er that es, als er sah, daß man dem weiter oben erwähnten Neger die Finger mit einem Hammer zerschmetterte, und als er an Carreras dachte, welchem man dieselbe Marter angethan hatte. „Drei Monate lang war ich Tag und Nacht gepeinigt worden und seit zwei Tagen hatte ich keine Nahrung genossen. Jetzt nahmen sie mir die Marterinstrumente ab, banden mir aber die Beine mit Stricken aus Ochsenhaut zusammen. Dann schlief ich ein, unter freiem Himmel, obwohl man mich mit einem andern Manne, dem Oberstlieutenant Campos, zusammengefesselt hatte. Am andern Morgen erwachte ich, vom Nachtregen völlig gebadet; mein erster Blick fiel auf meinen Leidensgefährten, — aber der war eine Leiche; man hatte ihn verhungern lassen. Volle zwei Wochen lang ließ man mich dann mit gebundenen Gliedmaßen unter freiem Himmel liegen; ich war den Sonnenstrahlen und dem Regen ausgesetzt und bekam nur sehr wenig zu essen." Nachher führte man ihn an eine andere Stelle, wo er abermals den Doctor Carreras traf, welcher ihm dann erzählte, daß Pater Maize, der oben erwähnte Priester, ihm an drei Tagen hinter einander mit dem Hammer auf die Fingernägel geschlagen habe, um ein Geständniß zu erpressen! Am 27. September wurden, in Masterman's Gegenwart, Doctor Carreras, ein Herr Benitez und etwa 50 Gefangene erschossen, dann auch einige paraguayensische Offiziere. Masterman selber blieb verschont, aber er war in Ketten und mußte täglich auf das Schlimmste gefaßt sein. Kaum entging er dem Hungertode; Nachmittags vier Uhr kettete man den Gefesselten obendrein an, und seine Nächte waren so peinlich wie seine Tage. Es verging während dreier Monate kein Tag, an welchem nicht mehrere seiner Leidensgefährten ausgepeitscht oder erschossen worden wären.

Am 10. December nahm man ihm die Ketten ab, nachdem von Seiten Nordamerikas Lopez eine scharfe Verwarnung erhalten hatte. Er durfte sich einschiffen und mit Herrn Bliß Paraguay verlassen. In Washington haben dann beide eine Schilderung der Zustände Paraguays gegeben und die Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen mit einem Eide bekräftigt. Masterman hat obendrein im Londoner „Standard" die Geschichte seiner persönlichen Leiden ausführlich erzählt. An Berichten über Paraguay wird es in der nächsten Zeit nicht fehlen. Bemerkenswerth ist übrigens die Angabe, daß Francisco Solano Lopez seit Jahren nur deshalb gerüstet und dann den Krieg begonnen habe, um ein Kaiserthum Laplata zu gründen. Es scheint ihm ein napoleonischer Gedanke vorgeschwebt zu haben, und es war ja auch in Mexico ein Kaiserreich gegründet worden! Ohne Zweifel erhalten wir nach und nach weitere Enthüllungen über das entsetzliche Drama in Paraguay und über den Tyrannen, welcher dasselbe in Scene gesetzt hat.

A.

# Das Familienleben im islamitischen Osten.

Von **Hermann Vambery** in Pesth.

## II.

Sehen Sie, wie sich dort der Vorhang an der Haremthür bewegt; einige muntere Mäuschen spüren, daß die Katze sich entfernt habe, und fangen an, ihre Köpfchen freier zu bewegen. Sklavinnen, oder sonstige jugendliche Damen finden es jetzt an der Zeit, sich mit Späßen oder Neckereien zu unterhalten. Man klopft, man ruft, um den einen oder andern Diener herbeizulocken, und verschwindet bald wieder; man neckt sich mit Worten, oft mit den derbsten Ausdrücken, ohne dabei von der Gestalt mehr als irgend einen Kleidzipfel oder einen oder zwei Finger zu zeigen. Dies ist auch der Zeitpunkt, in welchem die Damen ohne Scheu vor actäonischen Blicken im Selamlik mit der Außenwelt zu verkehren pflegen. Es ist die Stunde, in welcher der Sklavenhändler in Begleitung eines tschirkassischen Seelenverkäufers vor der Haremthür erscheint, um mit der Hausfrau sein abscheuliches Geschäft abzuschließen. Am Bosporus sowohl, als auch überall im Osten betrachten es die Damen als einen Gewerbszweig, junge, unansehnliche Sklavinnen zu erziehen, und später für einen 20, ja 40 Mal höhern Preis als es der Einkaufspreis gewesen, wieder zu verkaufen. Selbst die Reichste und Allerhöchste kann hierbei ihre Gewinnlust nicht verbergen, ja selbst der kaiserliche Harem macht hierin keine Ausnahme. Denn wenngleich von den auf dem Markte erschienenen Sklaven und Sklavinnen der fünfte Theil durch Vermittlerhand (Dellal) abgesetzt wird, so sind doch die übrigen vier Fünftel an bestimmte Kunden verkauft. — Der wildaussehende Tschirkassier mit seiner barbarischen, hohen Pelzmütze, der die Außenseite seiner Brust mit Kartuschen schmückt, Pulver und Blei, ganz in Uebereinstimmung mit seinem rauhen, wüsten Innern beständig bei sich trägt, schleicht in seinem zerrissenen Anzuge und seinen kaukasischen Saffianstiefeln ganz leise durch die Vorhalle dahin, zwei von Hunger und Kälte gemarterte Kinder an der Hand nachschleppend. Sie werden vor den Vorhang gestellt, vor den Vorhang, unter welchem die Frau des Hauses nebst einigen Sachkennerinnen auf die Waare ihre prüfenden Blicke werfen. Es wird gefeilscht; die Kinder frieren und sind hungerig, zähneklappernd blicken sie bald zu dem herzlosen Vater, bald zu der unter dem Vorhange stehenden Matrone empor; die Armen wissen nicht, wen sie in diesem kritischen Momente ihre Eltern nennen sollen, den, der sie als Waare absetzt, oder jene, die sie käuflich an sich bringen will. Ich habe derartige Scenen oft gesehen, und immer haben sie mich tief erschüttert.

Nach langen, leise gepflogenen Verhandlungen, während welcher sich Käuferin und Verkäufer gar nicht zu Gesicht bekommen haben, wird das Geschäft abgeschlossen. Der rauhe, elende Tschirkassier, den man in Europa zum Freiheitshelden gestempelt hat, nimmt sein blankes Gold. Schon hat er eine Treppe hinter sich, als er hurtig zurückläuft und mit lärmenden Worten das Kleid des verkauften Kindes zurückverlangt, welches, wie er sagt, nicht im Handel mitbegriffen war. Pourparlers eröffnen sich aufs Neue, bald wirft man ihm das zerfetzte Stück Kattun oder alter Leinwand, welches seinen Sprößling bekleidet hatte, zu; es ist gewiß nicht so viel werth, als das schlechteste Halfter eines europäischen Pferdes, welches demselben beim Verkaufe gewöhnlich gelassen wird; doch auch diese Lumpen rafft er begierig zusammen und rennt von dannen. Ja, das ist eine Musterprobe von jenem Volke, für welches in Großbritannien vor einigen Jahren sub titulo: Freiheitsmärtyrer, Gold gesammelt wurde. Wahrlich eine traurige Ironie!

Ein andermal wieder pflegt zu dieser Stunde eben in halbcivilisirten Häusern des islamitischen Ostens der europäische Doctor in Begleitung des Eunuchen oder eines männlichen Familienmitgliedes im Harem die Kranken zu besuchen, oder sich im Allgemeinen über die Gesundheitszustände der Damenwelt zu erkundigen. Tief verschleiert empfängt man denjenigen, dem hygienische Rücksichten das sonst dickste Dunkel enthüllen. Hier und da, wenn der Doctor der Landessprache nicht mächtig war, hatte ich ihn auf einer solchen Visite begleitet, eine Visite, die immer mehr des Komischen als des Ernsten darbot. Denn die Türkinnen sind sehr besorgt um ihr körperliches Aeußere, und nachdem schon alle Frauen und Tanten genügend untersucht worden sind, waren wir beim Ausgange aus dem Harem oft einer ganzen Front schwarzer und weißer Dienerinnen begegnet, die mit ausgestreckten Händen und ausgesteckten Zungen dastanden, um letztere besichtigen, an ersteren den Puls fühlen zu lassen, und die ein drolliges Spectakel darboten.

Die Damen pflegen auch zu dieser Zeit den Bazar zu besuchen.

Begleitet von einem alten Hausdiener oder einem geschändeten Sohne des heißen Afrikas schlendert die türkische Dame mit ihrem Zofengefolge mit einer geflissentlichen Nonchalance durch die Straßen. Dichter vergleichen sie mit dem von den Plejaden gefolgten Monde. Geregelte Schritte würden dem poetischen Bilde einen Eintrag thun, daher dieser den Orientalen gar so herzig dünkende Ausdruck der Nachlässigkeit in den Bewegungen. Im Bazar hat man nicht besonders viel zu thun, denn der kleinste Einkauf macht drei bis vier Visiten erforderlich. Hierin bleibt sich die Welt überall gleich! Die High-life-lady in London sitzt stundenlang bei unangenehmster Witterung in den vornehmen Läden der Regentstreet; die Türkin watschelt mit ihrer leichten Fußbekleidung im Bazar umher. Welche von beiden die Klügere sei, ließe sich nur sehr schwer entscheiden.

Zwei- wenn nicht dreimal in der Woche werden Bäder besucht, Orte, in denen man bei 44° R. 6 bis 8 Stunden im Scherz und Spaß, im Plauschen und Singen zuzubringen pflegt, was dem Körper, wie sich leicht versteht, anstatt zu nützen, beträchtlich schadet. Sind aber weder Bazar noch Bäder zu besuchen, so bleiben die Spaziergänge übrig, wobei die Frauen von den Ihrigen begleitet, jedoch ohne die Männer öffentliche Spazierplätze besuchen. Europäische Touristen ergötzen sich an den phantastischen Kränzchen weißbeschleierter Damen, wenn sie solche an irgend einem romantischen Platze finden, wo sie von der Höhe herab stundenlang die majestätischen Wellen des Bosporus mit auffallender Ruhe bewundern können, sie schreiben den Türkinnen eine besondere Liebe zur Natur zu. Aus der Ferne betrachtet, ist die Anschauung eine ganz richtige, doch wenn wir näher treten, so werden wir finden, daß die älteren Damen in den starken Rauchqualm ihrer Tschibuke gehüllt, die mittleren im

unnützen Gespräche vertieft sind, und nur die jüngeren Damen werden trotz Wächter und Begleitung immer einen Punkt finden, wo sie einen Blick oder irgend ein erotisches Abzeichen zu beantworten haben. Kein Wunder! Sie sind allein, Langweile nöthigt sie, Einsamkeit befähigt sie, sich in unerlaubte Scherze einzulassen.

Nur gegen Abend finden sich die Familienmitglieder wieder zu Hause ein; doch auch jetzt nur auf einige Momente, denn kaum haben die männlichen Mitglieder im Harem ihre Hauskleider angelegt, da verlassen sie denselben schon wieder, und noch hat Phöbus der Erde seinen Abschiedsgruß nicht zugesendet, als schon die Classe der Orientalen, von der wir reden, dem Genusse geistiger Getränke, zumeist des Branntweins, sich hingiebt. —

Die Damen nehmen ihr Diner gleich nach Sonnenuntergang, die Herren erst einige Stunden nach demselben. Erstere unterhalten sich nach dem Essen, letztere vor dem Essen. Die Unterhaltung kann bei beiden Theilen keine erhebliche genannt werden; denn während die Männer, wie schon erwähnt, ihre Tagessorgen, ihren Kummer im Gläschen Raki ersäufen, oder die Zeit durch die allerwiderlichsten Gespräche tödten, horcht man im Harem entweder dem Vortrage einer Märchenerzählerin, oder man läßt spielen, während die Sklavinnen tanzen, oder man unterhält sich unter einander; immer aber auf eine Weise, die Ohr und Auge eines Europäers choquiren muß. Besonders starke Zuflucht wird zu diesen heimischen Gesellschaftskreisen im Winter genommen, wo sich Alle hinter das Tendur (eine über das Kohlenbecken gebreitete Decke) verstecken, und wo die sonst so zartaussehenden weiblichen Mitglieder des Hauses auf unsittliche, zumeist auf die empörendsten Unterhaltungen fallen. Soviel als schwächste Skizze von dem häuslichen Leben der Ostmohammedaner.

Wenn wir uns nun nach einem tiefern Einblick das gesammte Bild vorstellen wollen, so müssen wir in diesem folgende Züge, welche als merkliche Contraste unserm europäischen Auge auffallen, besonders hervorheben.

Erstens vermißt der Europäer im Osten allenthalben jenes einheitliche Zusammenleben, jene innige Freundschaft und Liebe, welche sich die Familie als das Hauptziel ihrer Bestrebungen gestellt hat. Wir sahen, daß die Trennung und Uneinigkeit gleich eiskalten Fäden das ganze Gewebe der Familienexistenz durchziehen, daß Trennung und Uneinigkeit Alles erstarren machen und das Familiengebäude selber in einen schlottrigen, leichtzerreiblichen Körper verwandeln. Dadurch, daß Mann und Frau den größten Theil des Tages von einander getrennt zubringen, ist nicht nur das gegenseitige Antheilnehmen an Freud und Leid, das gesellschaftliche Durchschreiten durch das Leben unmöglich gemacht, sondern es bilden Mann und Frau an und für sich im Hause gleich zwei Parteien, zwischen denen das religiöse und bürgerliche Gesetz eine hohe Scheidewand aufgestellt hat, Parteien, die mit dem besten Willen nie vereinigt sein und dasselbe Ziel nie anstreben können. Die Frau hat, wenn noch so unbemittelt, eine große Zahl von Anverwandten, Sklavinnen und Dienerinnen um sich herum, die beim Mangel an reeller Beschäftigung auf die schädlichsten Launen verfallen, und der Herr des Hauses braucht auch nur den kleinsten dieser Launen nicht zu willfahren, und sofort hat er einen großen Theil der weiblichen Familie, oft seine eigenen Töchter darunter, sich feindlich gegenübergestellt. Bei den Einen tritt dieser schroffe Parteistand bald nach der Ehe, bei den Anderen einige Monde oder vielleicht Jahre später ein, und der pater familias wird, im Fall er sich nicht freiwillig von allen Seiten bestehlen läßt, oder zu den Intriguen und Verleumdungen keine gute Miene macht, des Harems bald so überdrüssig werden, daß er diesen während des ganzen Tages gern meidet, um im Selamlik in Ruhe leben zu können. Natürlich bleibt er hier nicht allein. Die älteren männlichen Diener, einige männliche Anverwandte bilden hier einen Kreis um ihn, und wenngleich seine Partei die entschieden stärkere des Hauses ist, so kann er es dem ungeachtet nicht verhindern, daß die Freuden des Familienlebens, die bei uns im Abendlande so häufig anzutreffen sind, aus seinem Hause gänzlich verbannt sein müssen.

Zweitens überrascht uns nicht nur beim Mohammedaner, sondern auch wo immer im Morgenlande jenes mehr Ehrfurcht als Liebe beurkundende Betragen der Kinder gegenüber ihren Eltern. Es ist schon gesagt worden, daß sich im Osten das Kind in Gegenwart seines Vaters nicht niedersetzen kann, bevor es nicht die Erlaubniß dazu erhalten hat. Das Kind darf in des Vaters Gegenwart nicht laut reden, darf sich nicht des Tschibuks bedienen, ja, es darf gar nichts thun, was auf seine Unabhängigkeit hinzeigen könnte. Dem oberflächlich denkenden europäischen Beobachter pflegt diese Sitte zu gefallen, denn er will darin einen hohen Grad der Achtung entdecken, mit welcher die Kinder ihren Eltern begegnen. Doch ist dieses nur eine irrige Auffassung. Was der oberflächliche Beobachter sieht, ist nur kalte Etiquette und nicht Liebe, da erwähnte Höflichkeitsbezeigungen nur auf den Vater und nicht auch auf die Mutter Bezug haben. Ich fragte mich oft, woher dieses unnatürliche, ja unerklärliche und oft vielleicht unglaubliche Laster seinen Ursprung nimmt. Was ich früher nur geahnt, steht heute fest vor meinem Auge. Ich sehe es klar, daß ein Kind, welches im Harem Augenzeuge aller jener Intriguen, aller jener geheimen Spiele ist, die hier gegen seinen Vater in Scene gesetzt werden, ein Kind, welches sieht, wie sein Papa von Allen gefürchtet, oft sehr gefürchtet ist, von der Jugend auf mit solchen Gefühlen erfüllt sein muß, die es gegenüber seinem Vater mit wahrer inniger Liebe nur selten durchglühen. Hierzu kommt noch, daß das Kind, ob Knabe oder Mädchen, bis zum zehnten Jahre seines Lebens, ja oft auch noch länger im Harem lebt, und als Knabe denselben nur in Begleitung seines Lalas, zumeist eines Eunuchen, verlassen kann. Oder glauben Sie vielleicht, daß die Kinder ihre Mutter etwa inniger lieben? Entschieden könnte ich auch hierauf nicht bejahend antworten, denn wenngleich die große Mehrzahl der Kinder für die Mutter mehr Liebe und innigere Liebe empfinden, so kann ich doch nicht umhin, auf jenen Umstand hinzudeuten, daß Mütter, die früher Sklavinnen waren, sich nicht immer eines gleichen Looses mit der freien Tochter erfreuen, und Sklavinnen giebt es doch viele in den vornehmen Häusern der Mohammedaner, Sklavinnen, denen man, wenn sie auch noch so sehr geliebt werden, wohl nicht immer, aber doch vorwurfsweise es in Erinnerung bringt, wie viel sie gekostet, wie arm und einfach sie aussahen, wie ungebildet und wild sie waren, als die Familie sie aufgenommen. Ich wiederhole es, dieses geschieht wohl nur scherzweise, doch was muß das Kind dabei empfinden, wenn es seine Mutter so behandelt sieht. Sie meinen wohl, kindliche Liebe werde den Ehrgeiz erdrücken! Ja wohl, oft geschieht dies, oft aber auch das Gegentheil, und ich kann mich einer Episode erinnern, die uns als traurige Bestätigung dienen kann.

Ich hatte einst zwei Zöglinge, von denen der eine ebenso friedfertig, gehorsam und fleißig war, wie der andere zänkisch, widerspenstig und nachlässig. Der eine gehorchte seiner Mutter auf den Wink, während der andere der seinigen durch seine Ungehorsamkeit ewigen Verdruß bereitete. Sie waren Kinder eines Vaters, aber von verschiedenen Müttern, und als ich den Widerspenstigen wegen seiner Schlechtigkeit zurechtwies und ihm als Muster seinen Bruder

und dessen Folgsamkeit seiner Mutter gegenüber aufführte, wendete sich der böse Bursche zu mir, indem er voll Trotz die Worte sprach: Willst Du etwa, daß ich meiner Mutter so gehorchen soll, wie mein Bruder der seinigen? Hat doch seine Mutter 40,000 Piaster gekostet, und die meinige nur 20,000!?

Ich gestehe es gern ein, die Gesetze der Natur bleiben überall dieselben, und der angeführte Fall gehört wohl bloß zu den seltenen Ausnahmen; doch wird es Niemand in Abrede stellen können, daß so wie der immer mehr aufblühende, mit seinem Machtgebote alle Welt durcheilende, mit der segensreichen Fackel der Aufklärung alle Zonen durchziehende Westen vom schläfrigen, in Ruine zusammenstürzenden Osten absticht — ebenso grell der Contrast ist zwischen der Familie im Abendlande und dem Oriente.

Von jenem Punkt angefangen, wo der Islam den giftigen Samen seiner Lehre ausgestreut, bis zu den fernen Grenzen des Himmlischen Reiches, wo er eben im üppigsten Unkraute wuchert, wird der Reisende vergebens nach jenem Bilde der Familienglückseligkeit forschen, welches unser Auge so süß ergötzt. Familienfeste sind selbst dem Namen nach unbekannt und könnten auch gar nicht existiren. Die anmuthigen Perlen, welche Weihnachtsabend, Frühlingspromenaden, Osterfeste oder sonstige Feierlichkeiten in unser vom Hauche der Thätigkeit durchwehtes Leben streuen, sind dem Orientalen unbekannt; Frau und Kind, diese theuerste Hälfte seines Ichs, werden als schlüpfrige, Anstand verletzende Gegenstände angesehen; selbst wenn die Frau auf dem Todtenbette liegt, dürfte sich Niemand um ihr Wohlbefinden erkundigen; wem eine Tochter geboren worden, dessen Haupt hat Unheil getroffen, und die Trennung zwischen Harem und Selamlik ist so groß, daß bei Feuersbrünsten (die in Konstantinopel übrigens nicht selten sind) sich viele Frauen lieber dem Flammentode preisgeben, als sich durch eine Flucht im Negligé durch den Männertheil zu retten.

Stunden, ja Abende lang könnte ich über diesen Gegenstand sprechen. Glauben Sie nicht, es geschehe aus Mangel an einem bessern Vorwurfe, nein, ich habe die Gebrechen des Familienlebens im Osten nur deswegen erwähnt, weil wir diese eben als jene Hauptfactoren ansehen, die den Ruin und den Untergang des großen Orientes herbeiführen. Ich hoffe, es wird mich Niemand in dieser Ansicht als überspannt ansehen, Niemand, der nur mit dem Alpha der gesellschaftlichen Zustände der Menschheit vertraut ist. Ja, es wird Niemandem neu sein, wenn ich sage, daß nicht nur Türken, Perser rc., sondern sämmtliche Nationen des Ostens, um sich mit unserer Civilisation bekannt zu machen, anstatt der Nachahmung europäischer Staatsverfassungen und äußerlicher Gebrechen lieber mit der Reformirung des allerunterſten Grundpfeilers des Staates, nämlich mit der Familie, beginnen sollten. Das ist aber bis heute nicht geschehen, und daß die unglückseligen Folgen nicht ausgeblieben sind, will ich Ihnen sogleich beweisen. In Konstantinopel z. B. überrascht uns das europäische Aeußere der Türkenwelt natürlich nicht ganz mit Unrecht. Wir finden den Osmanli in europäischen Kleidern nach dem letzten Modejournal, statt abgeschorenen Hauptes zu sein, trägt er frisirte Haare; in öffentlicher Gesellschaft parlirt er französisch; man besucht ihn in seinem Hause und findet sein Zimmer statt mit den früher üblichen langen Divanen mit allerlei europäischen Möbeln versehen. Er hockt nicht, sondern setzt sich auf einen Sessel zu Tische, gebraucht Gabel, Messer und Serviette, genießt europäische Küchenproducte, trinkt europäischen Wein u. s. w., so daß wir es gar nicht verargen können, wenn optimistische Reisende uns von der fortgeschrittenen Bildung der Türken im Osten so Vieles erzählen. Glauben Sie nun, die Bemerkungen seien richtig? Leider nein, entschieden nein. Der Herr, wie Sie hier gehört haben, repräsentirt die Außenseite des Familienlebens, er kann mit der türkisch bemalten Gardine, mit der bombastischen Annonce verglichen werden, aber wie weit anders verhält es sich in seinem Innern, in seinem wahren Familienleben, im Harem. Sie brauchen nur die Schwelle überschritten zu haben, die das Männergemach vom Frauengemache scheidet, und die Civilisationsbestrebungen sind wie plötzlich abgehackt, denn im Harem selbst ist kein Funke, keine Spur von europäischem Einflusse zu bemerken. Sessel, Tisch rc. sind hier nicht nur unbekannt, sondern verhaßt; die Frauen kleiden sich noch so, wie vor 200, — ja vor 300 Jahren, sie hocken noch so wie früher auf dem Boden, während sie ihre Mahlzeit nehmen; so wie ehedem wird das Lernen, das Aneignen einer guten Handschrift als gefährlich betrachtet, da eine zu gebildete Frau als Zauberin verschrien wird.

Beinahe ein halbes Jahrhundert schon bemüht sich Europa, den Osten auf einen bessern Pfad zu lenken. Was sich an der Männer- oder Außenwelt gebessert hat, kostete viele Ueberredung; auf den weiblichen Theil, oder auf ihre eigene Familie, wenn auch von der besten Ueberzeugung beseelt, haben sie auch nicht den kleinsten Einfluß ausüben können. Ich frage nun: Kann es bei derartigen Familienverhältnissen auch anders sein? Wäre es möglich, selbst die nächste Generation, wo das Kind die in der Außenwelt erlernten besseren Ansichten im Harem gewiß wieder vergessen muß, mit mehr Erfolg für unsere Lebensanschauungen zu gewinnen, als es bis jetzt der Fall war? Leider werde ich hierin nicht von den besten Hoffnungen geleitet. Bei einem Familienleben, wie es das heutige der westlichen Mohammedaner ist, kann jeder reformatorische Versuch von vornherein als unfruchtbar bezeichnet werden.

---

# Caracas, die Hauptstadt von Venezuela.

Von **Franz Engel.**

## I.

Caracas war schon als Hauptstadt der spanischen Generalcapitanie von großer Bedeutung. Sie hat eine günstige Lage unweit der Küste, ist vom Binnenlande her bequem zugänglich, unter 10° 30′ 50″ nördl. Br. und 69° 25′ westl. L. von Paris. Sie wurde 1567 in dem schönen Hochthale des Küstengebirges, damals Valle de San Francisco genannt, von Diego de Losada gegründet und damals Santiago de Leon de Caracas genannt. Im Jahre 1595 landeten die Engländer in Cumana, nahmen Caracas und brannten die Stadt nieder; sie wird von diesen in ihren Berichten noch Santiago genannt.

Karl V. hat bekanntlich im Jahre 1526 einen Theil des Vicekönigreiches Venezuela, welchen die heutige Provinz Caracas umfaßt, den Augsburger Handelsherren Welser als Kronlehen verliehen zur Entschädigung für eine Anleihe, die er bei ihnen erhoben hatte. Er gab ihnen das Recht: Eroberungen zu machen, Bergwerke anzulegen, Niederlassungen zu gründen und die Eingeborenen dienstbar zu machen. Die Welser verpflichteten sich dagegen, binnen drei Jahren zwei Städte zu gründen und drei Festungen zu erbauen. Aber die Goldgier und Grausamkeiten der Soldaten und Beamten gegen die Indianer, die Streitigkeiten mit den spanischen Abenteurern, die wüsten Streifzüge, welche nach dem Fabellande „El Dorado" unternommen wurden, vereitelten die energischen Bemühungen der Welser. Kaiser Karl nahm das Lehen wieder zurück und schickte Juan Perez de Tolosa als Statthalter nach dem Vicekönigreiche Venezuela; von der Zeit an wurde das Land unter dem Namen Capitania general de Caracas von Generalcapitänen regiert und 1636 das Erzbisthum errichtet.

Im Jahre 1808 erhob sich Caracas gegen Joseph Napoleon zu Gunsten des entthronten Königs Ferdinand VII. Jedoch am 2. März 1811 wurde, herbeigeführt durch die in Madrid herrschende Verwirrung und unverbesserliche Mißregierung der Colonien, im Congresse zu Caracas die Lostrennung vom Mutterlande beschlossen, und am 5. Juli erklärte man die Provinzen von Venezuela für eine Conföderation von freien, souveränen und unabhängigen Staaten. Der spanische General Monteverde und die eigene Uneinigkeit der Republikaner machte dem jungen Freistaate schon im nächsten Jahre wieder ein Ende; aber einen großen Einfluß auf die Wendung hatte auch das furchtbare Ereigniß vom 26. März 1812, jenes Erdbeben, welches neun Zehntel der Stadt Caracas zerstörte. Die Colonie blieb, mit wenigen Unterbrechungen im Jahre 1815, bis zum Jahre 1816 dem Mutterlande unterworfen, erst im Jahre 1821 wurde die Centralrepublik von Columbia proclamirt.

Diese erwieß sich als unhaltbar. Das ehemalige Vicekönigreich Venezuela wurde in seinen Grenzen von 1820 von der Republik Columbia als selbständiger Staat abgetrennt. Am 22. September 1830 wurde die Constitution der neuen „Centralrepublik" Venezuela publicirt.

Eine Reihe von Jahren hindurch erfreute sich die Republik unter der trefflichen Leitung ihrer drei ersten Präsidenten, dem General Jose Antonio Paëz, dem Doctor Jose Maria Vargas und dem General Carlos Soublette, einer ruhigen und friedlichen Entwickelung. Mit dem Jahre 1847 aber fiel dies Land in die Gewalt des Militärdespoten Monagas, und seit jener Zeit haben die inneren Unruhen kein Ende gehabt.

Caracas hat gegenwärtig eine Bevölkerung von etwa 35,000 Seelen; im Jahre 1800, zur Zeit des Aufenthaltes Alexander von Humboldt's, betrug die Einwohnerzahl an 40,000 Seelen; diese stieg bis zum Ausbruche der Revolution auf 50,000. Durch das Erdbeben vom 26. März 1812 sank die Zahl auf 20,000. Den Vorstellungen von einer großen Stadt mit hervorragenden Bauwerken, prächtigen Straßen, ornamentalem und großstädtischem Prunke entspricht Caracas nicht; nicht einmal ist dem Libertador Bolivar, dem Stolze der Creolen, der in Caracas am 30. Juli 1793 geboren wurde, ein Denkmal gesetzt worden, während man in Bogota und selbst in dem kleinen Merida ihm ein Monument errichtete. Die freundlichen, sauberen, mit weißem Kalk beworfenen und solid aus festgestampfter Erde aufgeführten einstöckigen Häuser geben den Straßen ein gefälliges Ansehen. Hohe Gebäude würden auf dem von Erdstößen heimgesuchten Boden der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt sein.

Die Stadt wird mit Trink- und Badewasser durch eine Wasserleitung versorgt, die in einem schmalen Canale alle Höfe durchfließt und ein kleines verschlossenes oder offenes Becken mit stets ab- und zufließendem Wasser füllt; die Wohlhabenden fangen das Wasser in einem Badezimmer auf; dadurch wird dem Mangel an geeigneten und für das Klima unentbehrlichen Badeplätzen abgeholfen. Außer dieser Leitung fließen noch drei Gebirgsbäche durch die Stadt.

Die Hauptstraßen führen an zahlreichen Läden mit eleganten Schaufenstern vorüber, die freilich nur mit ausländischen Fabrikaten gefüllt sind. Die breiten Gehwege sind in den Früh- und Nachmittagsstunden durch eine müßig oder geschäftig hin- und hereilende Volksmenge belebt; Herren und Damen huldigen der Pariser Mode so gewissenhaft, wie in allen Städten Europas; aber der farbige Arbeiter und Landmann bleibt bei der alten Tracht.

Die Straßen durchschneiden einander in gleichen Entfernungen rechtwinkelig und theilen die Stadt in regelmäßige Häuservierecke; diese Quadrate führen ebenso wie die Straßen eigene Namen, so daß nächst den Straßen (Calles) die Quadrate (Cuadros) die Oertlichkeit bestimmen helfen; an jeder Ecke liest der Vorübergehende zuerst den Namen des Cuadros und darunter den Namen der Calle. Unter den sechs geräumigen freien Plätzen hat die Plaza mayor 346 Fuß im Geviert; an ihr liegen die Hauptgebäude der Stadt: die Kathedrale, der Regierungspalast, das Universitätsgebäude und der unansehnliche erzbischöfliche Palast; viele kleine schmutzige Verkaufshallen zwischen diesen Gebäuden verunzieren den Platz; er entbehrt jeglicher Verzierung, selbst des nützlichen Schmuckes erfrischender Springbrunnen.

Caracas hat auch eine öffentliche Bibliothek, ein Priesterseminar, eine Militärschule, eine Maler- und Zeichnerakademie, ein Telegraphenbüreau, durch welches es mit La Guayra, Puerto Cabello und Valencia in Verbindung steht, und mehrere Druckereien. Das einzige Theater, welches in seinen Leistungen auf sehr niederer Stufe stand, ging im Jahre 1857 ganz ein. Fabriken zur Erzeugung eigener, inländischer Fabrikate zählt Caracas nur eine Streichhölzchenfabrik, die ein Deutscher angelegt hat; selbst das Handwerk ist nur in untergeordneter Weise lebensfähig, da Material und Betriebskosten zu theuer sind, als daß die Handarbeit mit der Einfuhr fertiger Fabrikate concurriren könnte. Nur selten begründet sich ein Handwerker durch sein Handwerk allein eine sorgenfreie Existenz. Caracas ist also nur Consumentin; daher der lebendige Einfuhrhandel und die mächtige Ueberflügelung des Vermögens in fremder Hand über das einheimische; daher auch die Bewunderung und Bevorzugung alles Fremden, und zugleich der versteckte Groll und die instinctartig genährte Eifersucht gegen das wachsende Uebergewicht der fremden betriebsamen Leute.

Für die Anlage von Lustgärten und durch Bäume beschattete Plätze hat man gar keine Sorge getragen, obgleich Blumen sehr geliebt werden. Der einzige Spaziergang führt über die wohlgebaute Anaucobrücke nach dem schönen Thale von Chacao. Man hat eine freundliche Aussicht über fruchtbare Culturfelder, die von klaren Gebirgswassern bespült und gegen rauhe Winde durch bewaldete Höhenzüge geschützt sind.

Reiter und Fußgänger begegnen sich hier in buntester Abstufung; gefolgt von ihrem Cavalier fliegt die junge Creolin mit dem eigenthümlich durchsichtig-weißen Teint und dunkelsprühendem Auge auf feurigem, doch gefügigem Pferde im weißen, leicht wallenden Reitgewande, mit Würde grüßend, an dem Schwarm ihrer Bewunderer vorüber; Reiter und Reiterin führen die Pferde in den verschiedensten Gangarten vor. Wenn das schöne Geschlecht einmal die klösterlichen Mauern hinter sich läßt, entfaltet es alle seine Reize und

Pracht; das Klima gestattet in diesen bevorzugten Zonen, zu allen Zeiten und Tagesstunden in dem leichtesten Sommergewande und den luftigsten Sommergeweben unter freiem Himmel zu erscheinen, und die mächtigen Hebel natürlicher Anmuth und gefälliger Kunst in Bewegung zu setzen.

Das Klima von Caracas ist in den Sommermonaten, d. h. in der trocknen Jahreszeit vom December bis zum März, einem anhaltenden Frühlinge vergleichbar; die Morgen sind ganz besonders anmuthig und sonnenklar. Caracas ist die einzige große Stadt Südamerikas, welche, so nahe der Küste, ein so abgekühltes und gesundes Klima hat. Sie liegt 2484 Pariser Fuß über dem Meere; die verschiedensten Klimate rücken auf der Cordillere innerhalb weniger Stunden Entfernung zusammen, und verwundert nimmt man den Temperaturunterschied zwischen dem Frühlingsklima von Caracas und der schweren, schwülen Tropenhitze La Guayras wahr, nachdem man eine Wegstrecke von kaum vier Stunden zurückgelegt hat.

In den Sommermonaten (Januar, kalte Jahreszeit) schwankt die Temperatur bei Tage zwischen 21 und 22° C., fällt in der Nacht aber bis 17 und 16°, sogar bis 12° C.; in der heißen Jahreszeit (Juli, August) bei Tage zwischen 25 und 26°, in der Nacht zwischen 23 und 22° C.; die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwas mehr als 21,5° C. Als Maximum beobachtete Alexander v. Humboldt 25°, als Minimum 12,5° C.

In der heißen Jahreszeit steigt die Temperatur in Caracas fast so hoch, wie in La Guayra in der kalten Jahreszeit; diese Wärme in solcher Höhenzone konnte nur durch die entwaldeten Gebirgszüge, aus der durch dieselben erzeugten Trockenheit des Bodens und der Atmosphäre erzielt werden, und sie erleichtert ohne Zweifel die Uebertragung der Küstenkrankheiten zu dieser Zone hinauf. Wäre die Möglichkeit vorhanden, die unvorsichtig ausgerotteten Wälder wieder anzusamen, so würde auch das Klima beständiger, kühler und den Krankheiten der heißen Zone weniger ausgesetzt sein. — Der Nachthimmel ist blau und sternenklar, die Tage sind heiter und hell; leicht und durchsichtig ist die Atmosphäre, und das Auge kann weithin über die Landschaft schweifen; deutlich heben sich die Umrisse der dunkeln, stolzen Avila mit ihren zwei Gipfeln, den beiden Kuppen der Sattelbucht, von dem blauen, wolkenlosen Himmel ab und ragen nackt und düster über den Waldgürtel der Cordillere empor. Die nächste Umgebung der Stadt gegen die Seeseite hin ist entblößt vom Pflanzenwuchs und zeigt einen ernsten und schwerfälligen Charakter; aber gleich einem freundlichen Garten öffnet sich nach der entgegengesetzten Seite das ebene Thal von Chacao und die Vega mit reichen und sorgfältig cultivirten Frucht- und Futterpflanzungen. Von dem Calvarienberge, einer gegen Westen der Stadt etwa 300 Fuß über das Hochthal aufsteigenden Anhöhe, an welche sich ein Theil der Stadt selbst anlehnt, gewinnt man einen weiten Ueberblick über das anmuthige Panorama der Stadt und ihrer Umgegend.

Ein dem von Caracas ähnliches Frühlingsklima herrscht auf der Cordillere überall innerhalb einer Höhenzone von 2500 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel; es erleidet aber durch örtliche Verhältnisse mannichfache Schwankungen; je nach der Bodengliederung, dem Pflanzenwuchse, der Oeffnung oder dem Schutze gegen Winde und Himmelsgegend u. s. w. wird die Quellenbildung des Bodens und die atmosphärische Verdichtung eine gesteigerte oder verminderte werden, und in Folge dessen werden die Temperatur und die meteorologischen Vorgänge sich verschiedenartig äußern; immer aber ist das Klima innerhalb dieser Höhenzone veränderlich im Vergleich zur wechsellosen Beständigkeit des heißen Tropenklimas, und häufigem Witterungswechsel unterworfen. Ein beständig heiterer Himmel, nur momentan durch die Niederschläge der nassen Jahreszeit getrübt, ist nur der heißen Tropenzone eigen; häufigem Witterungswechsel ist die Zone der mittlern Cordillerenhöhe unterworfen; von beständigen und nur auf Augenblicke gelichteten Nebeln und dichten Wolkenmassen ist die kalte Zone und die Region der Paramos eingehüllt. In der heißen Zone erscheint der Himmel am tiefsten blau, treten die Sternbilder am größten und im reinsten Weißlichte hervor; die mittlere Höhenzone wechselt häufig den Horizont und das Himmelslicht; in der Zone der Paramos erblaßt das Himmelsblau; jedoch häufig täuschen physische Ursachen über die Farbenerscheinungen des Aethers.

---

# Ida Pfeiffer auf Sumatra.

Von **F. Lambrecht** *).

Im Jahre 1852 kam Ida Pfeiffer in Padang an und nahm ihr Logis bei dem General van Swieten, Gouverneur der Westküste von Sumatra, auf dessen eine Stunde von Padang gelegenen schönen Landgute Wellom. Der General ersuchte mich brieflich, Ida Pfeiffer, welche meine Bekanntschaft zu machen und meine Sammlungen zu sehen wünsche, bei mir empfangen zu wollen. Ich war sehr gespannt, die Dame kennen zu lernen, und daher erfreut, schon am andern Morgen mit ihrem Besuche beehrt zu werden.

Ida Pfeiffer war damals, wie ich meine von ihr gehört zu haben, 56 Jahre alt, klein von Statur und mager, hatte jedoch ein gesundes Aeußere und noch die Spuren früherer Schönheit. Die Freude der guten Frau war groß, als ich sie in ihrer Muttersprache herzlich bewillkommnete; sie fühlte sich bei mir wie zu Hause, machte es sich bequem und blieb oft mehrere Stunden, um meine Sammlungen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten zu besichtigen, von denen ich ihr eine reiche Sammlung seltener Fische verehrte.

Sie erzählte mir viel von ihren Reisen und Abenteuern. Sie hatte Europa bereist bis zum hohen Norden, wenig bekannte Länder von Afrika besucht, war im Innern von Asien gewesen, in China, Japan, Hinterindien, auf Borneo, Celebes und den Molukkischen Inseln, und gedachte nun über 2 bis 3 Jahre, in denen sie noch Neuholland, Neuseeland und Südamerika besuchen wollte, in ihre Heimath zurückzukehren, um allda im Schooße ihrer Familie von ihren Strapazen auszuruhen.

Ida Pfeiffer war eine vortreffliche Fußgängerin und un-

*) Herr Lambrecht war Capitän in der niederländisch-ostindischen Armee, hat länger als 20 Jahre im indischen Archipelagus gelebt und ist jüngst in seine deutsche Heimath zurückgekehrt. D. Red.

erschrockene Reiterin. Kaum hatte sie in Welkom ihre Reisekleider abgelegt und der Familie van Swieten ihre Aufwartung gemacht, als sie, wie mir der General selbst erzählte, schon dem Drange, einen Ausflug in die Umgegend zu machen, nicht länger widerstehen konnte, ein Schmetterlingsnetz zur Hand nahm und ungenirt, bis über die Knie aufgeschürzt, die bei dem Landgute vorbeifließende Arrow durchwatete.

Nachdem sie von Padang einen kurzen Abstecher nach den herrlichen padangischen Hochlanden gemacht hatte, wo sie bei dem Residenten van der Hart in Bockiet tinggie eine gastfreie Aufnahme fand, und in Gesellschaft mehrerer Herren den Vulcan Merapi erstieg, kehrte sie nach der Hauptstadt zurück, um ihre letzten Vorbereitungen für ihre große Reise nach den Battakländern im Innern des nördlichen Sumatra zu treffen. Obgleich sie allgemein auf die gräßlichen Gefahren, denen sie sich auf einer Reise im Lande der Menschenfresser aussetzen würde, aufmerksam gemacht wurde, so vermochte doch nichts sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Ein unerschütterliches Vertrauen, daß Gott, der sie bisher so sichtbar bewahrt und oft dem Tode entrissen hatte, auch ferner mit ihr sein werde, ließ sie ihren Plan nicht aufgeben.

Ich hatte an einem wundervollen Morgen, der auf eine schreckliche Gewitternacht gefolgt war, vor der Thür meiner Wohnung der unerschrockenen Touristin, welche ohne Begleitung auf Reisen ging, ein herzliches Lebewohl und viel Glück gewünscht, als sie um 9 Uhr bei mir vorritt, um mir mitzutheilen, daß sie bis zum andern Morgen warten müßte, weil die durch den wolkenbruchartigen Regen in reißende Ströme verwandelten Flüsse von Oedjang Karang und Pandjang Linang die dort gelegenen prachtvollen hölzernen Brücken zerstört und in die nahe See weggeschwemmt hätten, und nun erst Fähren angelegt werden müßten, um die Communication wieder herzustellen. Nach einer zweimonatlichen Abwesenheit kehrte sie nach Padang zurück, ohne ihren Zweck, bis ins Innere der Battakländer vorzudringen, erreicht zu haben, weil sie unter den Häuptlingen von den Grenznachbaren der Battaks Niemand finden konnte, der ihr zu den Cannibalen folgen wollte.

Die Battakländer zerfallen in die der holländischen Regierung unterworfenen Länder im Norden von Sumatra, in denen seit vielen Jahren dem Cannibalismus ein Ende gemacht ist, und in die noch unabhängigen Länder der freien Battaks im Innern des nördlichen Sumatra, — Groß-Tobah, wo die Menschenfresserei noch in ihrer ganzen Scheußlichkeit besteht, wo die eigene Familie die zu keiner Arbeit mehr tauglichen Eltern zu einem Festmahle schlachtet, wo man die noch zuckenden Glieder der gefangenen Feinde verschlingt und Sklaven mästet, um sie bei Begräbnissen, Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten wie das Vieh abzuschlachten und aufzufressen.

Die Gier nach Menschenfleisch ist so groß, daß im Kriege der Holländer mit dem Battakstamme von Seidnyhoeta ein in Unterwerfung gekommener Häuptling dem Commandanten der mobilen Colonne, Obersten van der Hart, zwei prächtige Reitpferde für einen wohlgenährten europäischen Corporal bot, um denselben zur Feier der Aussöhnung mit der holländischen Regierung zu schlachten.

Die gefangenen Feinde werden an einem auf dem öffentlichen Markte oder Bazar aufgepflanzten Pfahle festgebunden und langsam zu Tode gemartert, indem es jedem Battak frei steht, sich ein Stück aus dem Körper des Unglücklichen zu schneiden, mit Ausnahme der Hände, welche als Leckerbissen den Häuptlingen zufallen. Aus diesen Marterpfählen verfertigen die Priester 6 bis 7 Fuß lange Zauberstäbe, die mit wirklich kunstreichem Schnitzwerk menschlicher und Thiergestalten, namentlich von Kaimans, und am obern Theile mit dem langen schwarzen Kopfhaar des Schlachtopfers verziert sind. Mein Freund K. schenkte mir solch einen Zauberstock, der in der Wohnung eines Häuptlings von Seidnyhoeta zur Beute gemacht war, welchen ich als ein höchst seltenes Stück noch besitze.

Todte Hunde, welche schon Tage lang im Flusse trieben, werden von den Battaks verschlungen. Ratten sind für sie ein großer Leckerbissen. Sie stecken dieselben an einen Stock, sengen über dem Feuer das Haar ab, und verzehren sie sammt den Eingeweiden.

Und doch besitzen diese Stämme einen gewissen Grad von Civilisation! Sie wohnen in Dörfern zusammen in netten von Holz gezimmerten Häusern und haben eine eigene Schriftsprache.

# Eine angebliche Ruinenstadt in Südostafrika.

Wir haben seit einiger Zeit eine Menge von Humbug und Foppereien zu verzeichnen gehabt, und noch jüngst die Sensationsgeschichte von dem Tunnel erzählt, welcher unter dem Mississippi hinweglaufen soll („Globus" Bd. XV, S. 128, und Squier's Bemerkungen darüber S. 190). Nun haben wir aber auch Berichte über eine altägyptische Ruinenstadt mit Pyramiden, Hieroglyphen und allerlei anderen Paraphernalien, welche beileibe nicht fehlen dürfen. Noch mehr: es wird uns nun auch angedeutet, wo wir eigentlich das vielbesprochene Ophir zu suchen haben.

Vor nun gerade drei Jahren veröffentlichte die in Capstadt erscheinende Zeitung „Cape and Natal News" Nachrichten über mehrere Ruinenstädte in der transvaalschen Bauernrepublik. Sie entlehnte dieselben dem „Boten der Ostprovinzen". Wir gaben seiner Zeit („Globus" 1866, Bd. IX, S. 125) ausführliche Mittheilungen über diese „Entdeckung" und sprachen unsern Zweifel aus. Die Sache ist neuerdings wieder aufs Tapet gebracht worden, und deshalb wird es nicht unangemessen sein, daß wir näher darauf eingehen; wir glauben indeß auch heute nicht an die ganze Geschichte, weil sie zu vielerlei romantischen Aufputz hat, und weil nicht nur Unklarheiten und Widersprüche in den Angaben vorkommen, sondern positive Unmöglichkeiten als vorhanden angegeben werden. Man will in oder bei den „Pyramiden" altägyptischen Mais gefunden haben, während es doch über allen Zweifel erhaben ist, daß der Mais erst nach der Entdeckung Amerikas nach der östlichen Halbkugel gelangte.

Die ersten Angaben lauteten folgendermaßen. Der deutsche Pastor J. L. Dohne bei Urban im Natallande erhielt „von einem deutschen Missionär" Kunde über die Entdeckung mehrerer Ruinenstädte. Vor einiger Zeit, so wurde berichtet, unternahmen „mehrere Reisende", von welchen einige der Berliner Missionsgesellschaft angehören (— es wurden weder

Datum noch Namen genannt —), eine Wanderung zur Erforschung des Landes zwischen dem Limpopo (welcher die Nordgrenze der transvaalschen Republik bildet) und dem Sambesi, welches theilweise dem Basutostamme der Basedis gehöre. Beim Häuptlinge derselben, der Sekukune heißt, wurde 1864 die Mission Leydenburg gegründet. Die „Reisenden" zogen mit zehn bewaffneten Basedis und fünf Trägern vom Limpopo aus in nordöstlicher Richtung, und zwei „Knoapneuzen" (— was für Leute das sind, wird nicht gesagt; es soll Knobnenzen, Klumpnasen, heißen; man bezeichnet so den Kafirstamm der Amatunga —) dienten ihnen als Führer zu den „Ruinen von Bunjavi". Ueber diese hätten „die Reisenden" schon früher allerlei vernommen, noch dazu von Leuten, welche an Ort und Stelle gewesen seien. Sie wollten aber nur dann als Führer dienen, wenn der Häuptling Serabane ihnen dazu Erlaubniß gebe. Diese wurde am Ende, wenn auch widerwillig, ertheilt. Die Führer aber, deren einer in der Nähe der Ruinen das Licht der Welt erblickt hatte, waren schon bei dem bloßen Gedanken, die Reisenden weiter zu geleiten, in äußerster Furcht, und ließen sich nur mit Mühe bewegen, dieselben „bis in die Nähe der Ruinen" zu bringen; den weitern Weg mußten sie sich selber suchen. Weshalb waren die Leute Serabane's so furchtsam? Weil Bunjavi ein „geheiligter Ort" ist. „Bei Todesstrafe ist verboten, einen weißen Mann dorthin zu führen, Thiere zu erlegen, einen Strauch oder einen Baum zu beschädigen." — Weiter wird mit großer Dreistigkeit behauptet: „Was die Ruinen anbelangt, so ist es gewiß, daß zwei Stellen vorhanden sind, an welchen ägyptische Trümmer noch aufrecht stehen. Die kleinere Oertlichkeit liegt südlich vom Limpopo (— oben hieß es, die Wanderung sei von diesem Strom aus gen Nordosten unternommen worden —) und die Stelle heißt Bempe. Man findet dort — hydraulische Werke (— was ist darunter zu verstehen? —); das Wasser springt aus einem aus dem Felsen gehauenen Thierkopf hervor. Man hat verschiedene Legenden über den heiligen Ort. Die Stadt muß mehrere Wegstunden im Umfange gehabt haben. Man sieht dort eine große Menge von Pyramiden, Sphingen, Resten großer Gebäude und mehrere mit Hieroglyphen bedeckte Marmortafeln, die gewiß einst für die Geschichte Afrikas von großer Bedeutung sein werden. Dort ist auch ein unterirdischer Gang (— auch ein solcher! Es scheint als ob ein solcher zu einem unentbehrlichen Requisit bei dergleichen „wunderbaren Entdeckungen" geworden sei —) von einer halben englischen Meile (— wahrscheinlich wohlgemessen! —); er hat ähnliche Hieroglyphenplatten und an jeder Seite mehrere Säle (— die also hier eben so wenig fehlen, wie bei dem Mississippitunnel —). Wir konnten nicht ermitteln, wozu derselbe gedient hat; wahrscheinlich ist er eine Nekropole."

„Es war unser Wunsch, die Ruinen gründlich zu erforschen, doch war es uns für den Augenblick nicht möglich, weiter zu gehen, weil die Eingeborenen, welche wir hätten passiren müssen, krank an Fieber und Blattern lagen. Deshalb wollten unsere Führer nicht dorthin. (— Früher hieß es, diese Führer hätten überhaupt nicht bis zu den Ruinen gewollt, und die Reisenden hätten sich ihren Weg selber suchen müssen. —) Wir sind also nach einer Abwesenheit von sechs Wochen wieder bei der Mission angelangt. Die Eingeborenen, welche in der Nähe der Ruinen wohnen, heißen Kuari-Kuari. Die Gegend ist sehr ungesund; das Fieber herrscht fast ununterbrochen, Hornvieh kann, der Tsetsefliege halber, dort nicht leben. Jagdwild ist häufig. Dort liegt auch ein großer Marmorberg." —

Es versteht sich von selber, daß wir auf einen so verschwommenen, liederlich abgefaßten Bericht gar keinen Werth legten. Auch ist von der „wunderbaren Entdeckung" seit drei Jahren keine Rede gewesen, und selbst die Anhänger der von Professor Lepsius aufgestellten Hypothese eines Zusammenhanges zwischen den alten Aegyptern und der heutigen Bevölkerung im südlichsten Afrika nahmen mit Recht keine Notiz von der Sache. Nun aber haben sich Engländer über dieselbe hergemacht, und die Vermuthungen gehen ins Blaue und Graue hinein.

Ein Herr J. D. R. läßt sich im „Athenäum" (Nr. 2154, 6. Februar) verlauten in einem Aufsatze, welchen er überschreibt: „Ophir?". Es werde, meint er, die Leser interessiren, einige Einzelnheiten zu erfahren, welche von „einem Reisenden" (— sic! —) ermittelt worden seien, welcher die Ruinenstätte nicht erreicht habe!

„Im verflossenen Juni (1868) befand ich mich in der kleinen Ortschaft Leydenberg in der transvaalschen Republik und zeigte dort eine Copie der Geschichte dem Pastor Nachtigal von der Berliner Mission, welche hier eine Station hat; er hatte, wie das Manuscript erzählte, mit seinem Collegen, dem Missionär Merenski, die Expedition zu den Ruinen gemacht. Ueber manche Angaben, welche das Manuscript enthielt, mußte er lächeln, z. B. über junge Elephanten und über die Paviane, welche der Expedition nachgelaufen seien, weil man sie mißhandelt habe. Die Geschichte selbst wäre jedoch Thatsache, und Nachtigal gab mir eine Uebersicht seiner Reise. Sein Bericht wurde mir ganz und gar von einem Kafir bestätigt, theilweis auch von anderen Leuten. Ich gebe nun meine Mittheilungen, damit zukünftige Reisende und Jäger auf eigene Hand untersuchen. Vielleicht wird auch von den Goldfeldern aus ein interessanter Ausflug nach den Ruinen gemacht."

„Von Leydenberg aus kann ein Forscher mit seinen Ochsenwagen drei Tage, sage 60 Miles, in nördlicher Richtung ziehen; weiterhin muß er dann, unter Beihülfe von Kafirs, durch eine sehr rauhe Gegend zu Fuße wandern. Wenn er neun Tage lang gegangen ist, kommt er an den Limpopo, Dori oder Bembefluß; bevor er jedoch denselben überschreitet, wird er die übrigens völlig zerstörten Trümmer einer kleinen Ortschaft erblicken. Nach weiteren zwei oder drei Tagen wird er eine ähnliche Trümmermasse finden. Die Missionäre gingen daran vorüber, ohne weitere Notiz zu nehmen; sie sahen, daß es sich um Ruinen von alten Gebäuden handle, die wahrscheinlich nicht das Werk der Eingeborenen gewesen sind. Ihnen lag daran, die Hauptruinen zu erreichen, und sie durften, der kurzen Winterzeit wegen, keine Zeit verlieren. Einige von ihren Leuten befanden sich unwohl, und unter den Eingeborenen herrschten Fieber, als sie in Sicht jener Ruinen gekommen waren. Dieselben liegen am Norduser des Kuisi oder Sabia, welcher nach Osten hin fließt. (— Er ist auf Hermann Berghaus' Karte von Südafrika, Gotha 1866, eingetragen. —) Dort mußten sie umkehren, bemerkten aber, daß gemauerte Häuser und behauene Steine dort vorhanden seien; ein thurmartiger Block und einige andere beträchtliche Theile standen noch aufwärts. Der Name dieser verlassenen Ruinen lautet Bunyoai; sie liegen unter etwa 20° 50′ Süd und 32° Ost; das in der Umgegend wohnende Volk sind die Banyai oder Quarri-Quarri-Kaffern. Gegen weiße Leute sind sie nicht feindselig gesinnt, außer gegen die Boers. Diese können für die Pionierjäger Afrikas gelten. Die Ruinen sind wohl nur deshalb noch nicht untersucht worden, weil es sich gefügt hat, daß noch kein afrikanischer Reisender diesen Strich nahm. Die Eingeborenen sind ein Gemisch von verschiedenen Stämmen, und man findet bei ihnen zumal Sprache und Typus sowohl der Zulus wie der Basutos, welche beiden Völker von einem gemeinschaftlichen weiter nach Norden hin liegen-

den Centrum aus in zwei Strömen nach Süden gewandert sind, wo nun die Drakensberge oder Katlamba eine Grenzscheide zwischen ihnen bilden."

Man sieht, wie viel nüchterner und verständiger dieser zweite Bericht lautet; hier fehlt jeder romantische Aufputz, und die Sache läßt sich hören. Es ist aber auffallend, daß die beiden Missionäre nicht für das wissenschaftliche Publicum einen Bericht verfaßt und veröffentlicht haben. Denn wie viele wissen, was etwa in den Missionsblättern steht? Der Engländer J. D. R. bemerkt weiter, daß man schon seit vielen Jahren Kunde über jene Ruinen gehabt habe; in älteren Werken finde man Andeutungen über dieselben und im Zusammenhange mit einer Erwähnung des Goldhandels. Man müsse indeß jene Angaben, bei welchen viel Abgeschmacktes mit unterlaufe, für das nehmen, was sie werth seien. In einem portugiesischen Reiseberichte aus dem Jahre 1569 werde Bezug genommen auf „Ruinen von Häusern, die aus Holz, Steinen und mit Kalk" gebaut seien. In einem „andern Berichte" (— wo und wann? —) werde eine der Ruinenstätten als Afur bezeichnet; „ich kann aber nicht ermitteln, ob diese Bezeichnung schon vor der Entdeckung vorhanden war, oder ob die Portugiesen jene Oertlichkeit als Afur bezeichneten, weil sie wünschten, daß dort das eigentliche, wahre Ophir gefunden sein möge." Dann heißt es weiter: der Name des Flusses Sabia erinnere an (die Königin von) Saba, Gold sei in jener Gegend vorhanden, also sind die Ruinen von Bunyoai das alte Ophir. Quod erat demonstrandum!

Herr J. D. R. fragt: „Was hat es eigentlich mit diesen Ruinen auf sich? Sind sie Ueberbleibsel von Befestigungswerken, oder von Handelsfactoreien einer frühern Civilisation, oder das Werk irgend eines alten Mönchsordens?" Diese Fragen sind nicht unverständig. Von Pyramiden, Sphingen, Hieroglyphen &c. enthält dieser zweite Bericht kein Wort, für solchen Schwindel sind also die beiden deutschen Missionäre nicht verantwortlich zu machen.

Aber ein Sensationsfabrikant hat den oben mitgetheilten ersten Bericht aufgegriffen, und es ist wieder das „Athenäum" (Nr. 2163 vom 10. April), durch welches wir Kunde von diesem literarischen Schwindel erhalten.

The ruined cities of Zulu Land. By Hugh Mulluneux Walmsley; with illustrations by Martinus Kuytenbrouver. London 1869. 2 Voll. Der Herausgeber, „Oberst in der kaiserlich ottomanischen Armee", widmet das Buch seinem Bruder, der angeblich „Capitän und Regierungsagent an der Zulugrenze, Natal," sei. Das Werk habe er auf ein Manuscript gegründet, welches sein Bruder ihm gegeben habe; er behandelt in demselben die verschiedenartigsten Dinge, welche mit dem auf dem Titel angegebenen Gegenstande gar nichts zu schaffen haben, z. B. Indien und die große Meuterei, Jagd- und Liebesgeschichten. Dann kommt er auf die Ruinen und erzählt die seltsamsten Dinge, die allesammt aus der Luft gegriffen sind. Er giebt eine Phantasie für Wirklichkeit aus.

Das „Athenäum" behandelt wieder einmal diesen Humbug ernsthaft, obwohl es aus dem Berichte J. D. R.'s, welchen wir soeben mitgetheilt, sich den wahrscheinlichen Sachverhalt hätte klar machen können. Zunächst kommt es auf die ägyptisch-südafrikanische Abstammungshypothese, die schon von Barrow, Napier, Fleming und Anderen breitgetreten worden, die aber ohne ethnologischen Werth ist. Dann wird erwähnt, daß man in einem halben Schock Oertlichkeiten das Ophir der Alten habe finden wollen. Beim Volke solle noch ägyptisches Element zu finden sein, denn — unter Pharaoh Necho hätten bekanntlich Aegypter vom Rothen Meere aus Afrika umschifft; es sei gar nicht unwahrscheinlich, daß die Schiffer unterwegs durch schlechtes Wetter oder irgend einen andern Zufall irgendwo in Afrika ans Land gegangen seien und dort mit den Eingeborenen Bekanntschaft gemacht hätten. Dort sei dann von ihnen Getreide gebaut worden; nachdem dasselbe verzehrt worden sei, wären die Schiffer weiter gefahren, hätten aber im dortigen Volke unauslöschliche Spuren hinterlassen, denn man könne sie noch jetzt, obwohl mehr als drittehalbtausend Jahre verflossen seien, deutlich erkennen!

Damit haben wir eine Probe von dem, was der wirkliche oder pseudonyme Walmsley seinen Lesern zumuthet! Aus dem zweiten Berichte wissen wir, daß es die deutschen Missionäre Nachtigal und Merenski waren, welche die fraglichen Ruinen aufsuchten; Walmsley macht aus diesen beiden einen polnischen Missionär, der ausgezogen sei, um Ophir zu suchen, und einen Capitän Hughes. Diese zogen in die Wildniß als Jäger und Forscher; als sie das Waldgebiet verließen, stießen sie plötzlich an einem vor ihnen liegenden Flusse auf Massen zertrümmerten Mauerwerks. Aber sie befanden sich auf einem verbotenen Stück Erde, denn bei den Kafirs gelten die Ruinen für heilig; sie glauben, daß in drei Jahren kein Tropfen Regen falle, wenn ein Fremder dorthin komme. Aber der Pole und der Capitän drangen ein und sahen Wunder über Wunder!

„Gerade vor ihnen erhoben sich zwei massive Ruinen von pyramidaler Gestalt; sie müssen einst eine sehr beträchtliche Höhe gehabt haben; denn noch jetzt, eingefallen und zusammengebrochen, nehmen sie sich großartig und nobel aus. Ein Theil ist in den Fluß hinabgestürzt; Zwergacacien und Palmen wachsen zwischen den Steinen und zwängen dieselben aus einander. Am Flusse wachsen Granatbäume, Bananen und Mango wild (!) in großer Ueppigkeit, und das sind Gewächse, die man sonst im Lande nicht kennt, und die also aus der Ferne dorthin gebracht worden sind. (— Aber doch nicht aus Aegypten, das keine Bananen und Mango hatte. —) Die am Boden liegenden Blöcke sind überschattet von Palmyrapalmen und Dattelpalmen (—!—); überall ziehen sich mächtige Schling- und Kriechpflanzen über die Ruinen hin und halten dieselben fest zusammen; es ist dichtes Untergebüsch vorhanden; die edeln Fruchtbäume sind verwildert und ausgeartet. Da wo einst Handel und Gedeihen, Ordnung und Regelmäßigkeit herrschten, finden wir heute ein Chaos. Es scheint, als ob die ganze Ruinenmasse einst von einer Mauer umschlossen gewesen sei. Diese ist nun auch verfallen; man kann aber noch deutlich erkennen, wo die Eingangsthüren sich befunden haben. Diese Angabe wird auch von den Missionären an der Santa-Lucia-Bai bestätigt."

Der Pole und der Capitän drangen nun tapfer in den innern Raum ein. Dort fanden sie dann alles Mögliche, was sich in einem Sensationsberichte gut ausnimmt; wir wollen diese Siebensachen mit gesperrter Schrift drucken. Also dort bewunderten sie die Ueberreste von Säulen, an denen sie Spuren von Sculptur bemerkten; die Steine paßten so genau auf einander, daß Mörtel überflüssig war. Dann bestiegen die gewissenhaften Forscher den Unterbau, auf welchem einst das gewaltige Bauwerk stand, und sahen von dort herab, — was? Da lag zu ihren Füßen ein wahres Labyrinth von eingestürzten Gallerien und Hofräumen, und wohin auch das Auge blickte, allüberall stiegen Hügel aus dem Gebüsch empor; sie sind durch die Mauertrümmer gebildet worden. Die ungeheure Ruinenmasse selbst ist nun ein Trümmergewirr ohne eigentliche Gestaltung. Die beiden wahrheitsliebenden Forscher benutzten ihre Taschenmesser (sic!), um sich einen Weg durch das wildverwachsene, dichte Gestrüpp zu bahnen. Da kamen sie an ein Gemach von gewaltiger Größe, das auch in Ruinen lag und wohin

nur schwaches Sonnenlicht drang. Sie wagten sich hinein; aber sogleich flog eine Wolke von Fledermäusen ihnen entgegen, und es erhob sich ein so dichter, feiner Staub, daß die Forscher davon fast erblindet wären (— in der übrigen Welt ist bekanntlich der Fußboden der Fledermaushöhlen hoch mit feuchtem Dünger bedeckt —). Eine Fledermauswolke folgte der andern; die zweite bestand aus mattrothbraunen Thieren, die erste aus schmutzigweißen, die dritte aus kastanienbraunen Fledermäusen. Es war nicht zu ermitteln, was das Gebäude ursprünglich gewesen sein mag; doch hat eine breite Treppenflucht zu ihm auf die Platform hinangeführt. Die Stufen sind nicht mehr vorhanden, doch ließen sich noch Bruchstücke erkennen. Von rein ägyptischen Ueberbleibseln war weiter nichts zu bemerken als eine Arabeske, auf welcher das Verfahren beim Zerquetschen oder Mahlen des Mais vorgestellt wird. Dergleichen kann man aber jetzt täglich bei den Eingeborenen sehen, und es wird damit nichts bewiesen; es bleibt nämlich zweifelhaft, ob die Kafirn das Verfahren an jener Sculptur gelernt haben, oder ob der alte Bildhauer den Eingeborenen nachahmte! Hin und wieder findet man Schnitzwerk, das Schlangen, Vögel und vierfüßige Thiere in rohen Formen darstellt. Daraus ist zu schließen, daß das Gebäude einst ein Tempel gewesen sei.

Die Forscher besuchten dann die Höhlen in den Malopopo-Hügeln. In der einen, in welche sie zuerst vorsichtig hineinkrochen, waren Knochen verschiedener Art angehäuft; dort haben also einst wilde Thiere gewohnt. An den Wänden der etwa 20 Fuß hohen Höhle bemerkte man interessante Sculpturen. Am Eingange standen gleichsam als Hüter zwei kolossale Sculpturen, nackte Krieger, die nur einen Lendenschurz hatten. In jeder Hand trug der Krieger zwei Speere, aber keinen Schild, der doch jetzt bei den Eingeborenen allgemein ist. Der Gesichtsausdruck dieser Krieger scheint arabisch zu sein. Auf einem Stein ist die Gestalt eines afrikanischen Elephanten zu bemerken. Es sind viele derartige Höhlen zu bemerken.

Als die biederen Forscher eben im allerbesten Zuge waren, wurden sie von Umhleswa, dem Häuptlinge der Amatongas, überrascht, und der hätte ihnen beinahe das Leben genommen. Sie kamen aber mit dem blauen Auge davon und gelangten nach vielen wunderbaren Abenteuern an den Sambesi.

Das „Athenäum" bemerkt so ernsthaft, daß wir das Lachen nicht lassen können, die Schilderungen unterschieden sich denn doch wesentlich von denen, welche Stephens und Catherwood über die Trümmerstädte in Yucatan und Centralamerika gegeben haben; in Capitän Walmsley's Erzählung finde man so viel romantisches Beiwerk, „daß es schwer zu ermitteln sei, was sie Wahres enthalte!" Als ob an dem ganzen Humbug überhaupt irgend etwas Wahres wäre!

Der biedere Forscher Walmsley bringt eine Menge Bilder — aber gar keins über das, was das Wichtigste wäre, über die — Ruinen!

---

# Die Eishöhle im Territorium Washington.

Von **Theodor Kirchhoff.**

In einer unbewohnten Urwildniß, etwa 25 englische Meilen von der Mündung des White Salmon in den Columbia und vier Stunden vom Mount Adams entfernt, in dem nordamerikanischen Territorium Washington, liegen unter ausgedehnten Feldern von dichtem Basalt eine Menge von Höhlen, von denen die eine bedeutende Massen von Eis enthält, welches auch im Hochsommer nicht daraus verschwindet.

Diese Länder waren in der Urzeit Zeugen gewaltiger Erdrevolutionen. Von der Bergkette der Cascade Range, einer riesigen vulcanischen Erdhebung, ergoß sich die Lava stellenweise 200 englische Meilen weit. In der Gegend, wo jene Höhlen vorkommen, hat sich der Basalt terrassenartig gelagert. Diese Terrassen laufen parallel mit der Cascade Range und folgen auf einander in Abständen von ¼ bis ½ englischen Meile. Die ersten von ihnen trifft man ungefähr 5 englische Meilen vom White Salmon, den man auf dem Wege zur Eishöhle etwa 10 Miles vom Columbia überschreitet; von dort bis zur Eishöhle kann man 25 bis 30 Terrassen zählen. Die Lava muß sich in der Urzeit (die Basalt-Terrassen gehören der tertiären Periode an) in aufeinander folgenden gewaltigen Wellen über das Land ergossen haben; wo die erkaltende feurige Masse zum Stillstand kam, ist die jedesmalige Grenze einer solchen Lavawelle. Die von 10 bis zu 30 Fuß hohen Wände der terrassenartig über einander liegenden Basaltplateaus lassen sich trotz des nivellirenden Einflusses der so zu sagen darüber hingerollten Jahrtausende mit einiger Mühe ziemlich genau verfolgen.

Die Basaltfelder, auf denen sich im Laufe der Zeit stellenweise ziemlich viel Humus angesammelt hat, sind mit zerstreut und parkähnlich wachsenden Nadelhölzern bestanden, — Fichten (pine), Kiefern (fir) und Lärchentannen (tamarack). Unterholz findet sich dort gar nicht. Häufig sind die Felsen von üppig wachsendem Gras überwuchert. Diese Waldungen beginnen etwa 10 Miles vom Columbia, wo die mit dichtem Unterholz und Gestrüpp durchwachsenen und spärliche Fichten zeigenden Eichenwälder am untern Laufe des White Salmon aufhören, und erstrecken sich bis zum Mount Adams und nach der Cascade Range.

Die Gestaltung der Höhlen auf dem Basaltplateau, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, ist beachtenswerth. Ihre Breite wechselt von 20 bis zu 100 Fuß, bei sehr ungleicher Höhe; oft sind sie bis zu 50 Fuß hoch. Ein innerer Zusammenhang dieser Höhlen läßt sich jetzt nicht mehr verfolgen, obgleich derselbe wahrscheinlich ursprünglich da war; durch einstürzende Basaltmassen sind dieselben im Laufe der Zeit zerstört worden. Die meisten Höhlen haben zwei, drei und mehr Oeffnungen. In eine derselben kann man hinein- und aus der andern wieder herausgehen oder herauskriechen, und so, bald über, bald unter der Erde, diese Höhlen an 5 englische Meilen weit im Walde auf dem Basaltplateau verfolgen.

Die Höhlen sind, wie es scheint, durch ausfließende Lava entstanden, vermuthlich unter dem ungeheuern Druck einer neuen Lavaschicht, welche sich, bald nach einer frühern vulcanischen Eruption, über die erste nur theilweise erstarrte ergoß, und die stellenweise noch flüssige Lava mit Gewalt aus derselben herauspreßte. Der Fluß, der an den Basaltwänden der Höhlen hängen gebliebenen, mit Macht durchströmenden Lava läßt sich deutlich erkennen. Wie lose ge-

drehtes Tau und halbwarm ausgezogenem Zuckerkand zu vergleichen, so wie ihn amerikanische Hausfrauen zu machen lieben, ist die schwarze breiartig hinfließende Lavamasse an den festeren Basaltwänden der Höhlen hier und da hängen geblieben, wo sie erkaltete; mitunter hat die dickflüssige Masse weichere Theile des dahinter liegenden Gesteins nach sich gezogen. Die mit Gewalt umherspritzende und von unten gegen die Decke geschleuderte Lava zeigt sich dort in angeklebten Lavazapfen und in erkalteten Lavatropfen, die mitunter traubenartig an einander hängen.

In mehreren dieser Höhlen hat man kleine Anhäufungen von Eis gefunden, welche sich wohl im Winter dort gebildet haben. Eine der Höhlen kann man im wahren Sinne des Worts eine Eishöhle nennen, und diese ist es, mit der wir uns hier näher beschäftigen wollen. Das Eis darin hat eine Mächtigkeit von 200 Fuß Länge bei 20 bis 30 Fuß Breite und bis jetzt noch nicht ergründeter Tiefe. Die obere Decke der Höhle ist mit einer fingerdicken Eiskruste überzogen, an welcher eine Menge von Eiszapfen hängen; von diesen reichen manche bis an den Boden herab. Hin und wieder stehen Eissäulen stalaktitartig in der Höhle da. Der zwischen der Hauptmasse des Eises und der Decke befindliche Raum ist etwa acht Fuß hoch, verkleinert sich aber von Jahr zu Jahr, da das Eis, wenn auch sehr langsam, an Mächtigkeit zunimmt. Bei Fackellicht gewährt diese natürliche Eiskammer einen überraschend schönen Anblick; wie von Tausenden von Diamanten glitzert und blinkt es an der Decke; die krystallhellen Eissäulen und Eiszapfen nehmen sich, im Gegensatze zu den pechschwarzen Wänden der Höhle, herrlich aus. In der heißen Jahreszeit verursacht das durch die hohlen Stalaktiten rieselnde und von den Zapfen herabtröpfelnde Wasser seltsame Töne, so daß man glauben möchte, man sei hier in die geheime Werkstatt von Berggeistern eingedrungen.

Wie aber ist das Eis in diese Höhle gekommen und wie erhält es sich dort das ganze Jahr über? Nichts zeigt draußen an, daß Eis unter dem felsigen Boden verborgen liegen könne. Im Sommer ist es bei Tage in jenen Waldungen angenehm warm, wenngleich die Nächte fast immer sehr kalt sind. Hart am Eingange der Höhle wachsen Erdbeeren und eine Art wilder Heidelbeeren (whortle-berry; hier zu Lande „Hukkelbeeren“ genannt). Besucher pflegen im Sommer Eisstücke aus der Höhle zu brechen und ins Freie zu tragen (wo sie schnell zerschmelzen), um Wasser zum Tränken für ihre Pferde zu erlangen. Betrachten wir das Innere der Eishöhle etwas genauer.

Die Hauptöffnung, durch welche man auf einer darin angebrachten 20 Fuß langen Leiter bis auf den Boden der Höhle gelangt, liegt ungefähr in der Mitte der Eishöhle. Unten erstreckt sich das Eis zu beiden Seiten wie ein gefrorener Strom, mit einer Gesammtlänge, wie früher bemerkt, von etwa 200 Fuß, bei unregelmäßiger Breite, von 20 bis zu 30 Fuß.

An dem einen Ende der Höhle ist eine Spalte im Felsen, die weiter in das Innere der Erde führt. Dieselbe ist aber zum Theil von Eis verschlossen, verschließt sich von Jahr zu Jahr mehr, und ist so enge, daß sich ein Mann nicht hindurchzwängen kann. Was dahinter liegt, ob eine zweite Eishöhle oder ein leerer Höhlenraum, ist noch nicht ermittelt worden.

Am andern Ende der Höhle, oben über der Haupteismasse, befindet sich eine größere Oeffnung, 4 bis 5 Fuß hoch und doppelt so breit, woraus ein auch im Hochsommer kalter Luftzug in gleichmäßigem Zuge hervorkommt. Dringt man durch diese Oeffnung vor, so gelangt man bald in einen zweiten kleinern höhlenartigen Raum, der hier und da Spuren von Eis enthält. Derselbe erweitert sich gegen die Mitte zu der Größe eines großen Zimmers, ist aber sehr unregelmäßig gestaltet, da die Felsen vielfach eingestürzt sind. Vom jenseitigen obern Ende dieser Höhle führt ein in schräger Richtung emporsteigender, spaltenähnlicher, gegen 6 Fuß langer Aufgang, der Oeffnung eines Kamins zu vergleichen, in einer Entfernung von etwa 150 Ellen von der großen Eishöhle in ein brunnenartiges, gegen 8 Fuß tiefes Loch, das wieder ins Freie mündet.

Der zuletzt beschriebene Ausgang ist, so zu sagen, das Zugloch, der Schornstein der Eishöhle. Er scheint die äußere Luft gleichsam einzusaugen. In der kleinern Höhle kühlt sich diese ab und strömt dann durch die untere Oeffnung in gleichmäßig kaltem Zuge hinunter in die große Eishöhle und hin über die Haupteisfläche. Das Seltsame bei diesem Luftzuge ist seine auch im Sommer fühlbare Kälte; sonst erklärt er sich durch den zuletzt genannten kaminartigen Ausgang, in Verbindung mit dem schaftähnlichen Haupteingang zur Eishöhle, durch welchen die eingedrungene Luft wieder ausströmen kann.

Dieser Luftzug ist es ohne Zweifel, dem das Eis seine Entstehung und Erhaltung zu verdanken hat; er ist es, der in der Höhle, so zu sagen, als Refrigerator dient. Ueber der Eishöhle ist der Basalt voll von feinen Rissen, durch welche im Frühjahr das schmelzende Schneewasser langsam herabsickert und bei genügendem Kältegrad in der Höhle Material zu Eis die Hülle und Fülle giebt. Bei Tage im Sommer allerdings bildet sich in der Höhle kein Eis, dessen Oberfläche alsdann vielmehr feucht und im langsamen Schmelzen begriffen scheint; aber im Winter und im Frühjahr, wenn das schmelzende Schneewasser herabzusickern beginnt, und in geringerm Maßstabe auch in den kalten Sommernächten, findet jener Gefrierproceß ohne Zweifel statt. Als sich das erste Eis in der Höhle bildete, ist dasselbe wohl meistens im Sommer wieder weggethaut; aber im Laufe der Jahre, vielleicht durch kalte Sommer begünstigt, erhielt es sich mehr und mehr und gewann allmälig an Mächtigkeit, bis es sich jetzt, statt weniger zu werden, jedes Jahr schneller anhäuft. In Folge seiner ungewöhnlichen Dichtigkeit, die es dem langsam und gleichmäßig auf seiner Oberfläche gefrierenden, nur tropfenweise herabsickernden Schneewasser zu verdanken hat, schmilzt jetzt auch in warmen Sommertagen nur sehr wenig davon fort.

Die Entdeckung der Eishöhle verdankt man den Indianern. Dieselben behaupten, noch eine große Eishöhle in jener Gegend zu kennen, wollen aber ohne bedeutende Geldentschädigung, die zu zahlen man nicht geneigt ist, ihre Lage den Weißen nicht verrathen. Bereits vor acht Jahren bezog der Vereinigte-Staaten-Militärposten bei Dalles von dorther seinen Eisbedarf für die Sommermonate. In neuerer Zeit hat man angefangen, das Eis als Handelsartikel von der Eishöhle zu verschiffen, namentlich in solchen Jahren, wenn bei besonders milden Wintern der Columbia nicht zufriert und sich auch sonst nur wenig Eis in dieser Gegend bildet, worauf man fast als Regel jedes dritte Jahr rechnen kann. Das Eis wird in Blöcken ausgebrochen und auf Packthieren, die man jedes mit 200 Pfund Eis beladet, Nachts in Säcken nach dem Columbia transportirt und von dort auf Dampfern nach Portland und Dalles geschafft. Wegen der Festigkeit des Eises schmilzt auf dem Landtransport nur sehr wenig davon.

Die Eisconsumenten ziehen das Höhleneis wegen seiner Klarheit und Dichtigkeit dem im Columbia ausgesägten Eise vor. In Portland und Dalles kann jenes aber nicht für weniger als 5 Cents per Pfund geliefert werden, wogegen das Columbia-Eis nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Cents per Pfund kostet. Wegen dieser großen Differenz im Preise lohnt sich die Speculation in Höhleneis nur nach besonders milden Wintern.

# Der Vampyr in Bulgarien.

Der Glaube an böse Seelen und Gespenster, welche nach dem Tode des Leibes auf die Erde zurückkommen, Unheil anrichten und Unglück bringen, ist bekanntlich weit verbreitet und nicht bloß auf die Völker des südöstlichen Europa beschränkt. Adolf Bastian hat in seinem Buche „Psychologie und Mythologie“ (Leipzig 1860), welches den zweiten Band des Werkes: „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“ bildet, diesen Gegenstand eingehend erörtert, und eine große Menge von Material zusammengestellt über zurückkehrende Seelen, helfende und böse Gespenster und Todtenbeschwörung. Man gewinnt dadurch einen tiefen Einblick in die Nachtseite des Seelenlebens.

Wir wollen zunächst einige Mittheilungen geben, aus welchen hervorgeht, daß der Vampyrglaube, allerdings in verschiedener Auffassung und Gestalt, bei Völkern von ganz verschiedener Race hervortritt. Während man bei den Südslaven der Leiche eines Menschen, welcher für einen Vampyr gilt, einen Pfahl durch das Herz schlägt, so daß Blut herausquillt, und ihn auf solche Weise unschädlich macht, befestigen die Dayacks auf Borneo im indischen Archipelagus die Leiche vermittelst hölzerner Riegel auf dem Boden, damit der Bankit, d. h. Geist des Verstorbenen, nicht in den Körper zurückkehren und Schaden anrichten könne. — In Kalikratie auf der Insel Candia ging 1837 ein Katakhanes, d. h. ein Vampyr um; er tödtete Kinder und Erwachsene und war der Schrecken vieler Dörfer. — Die Tscheremissen in Rußland schlagen solchen Leuten, welche ihrer Ansicht nach zu bösen Geistern werden, Nägel durch Fußsohlen und Herz und beschlagen den Sarg mit Eisen; sie können dann kein Unheil anrichten. — In dem tschechischen Dorfe Blow in Böhmen tödtete ein Vampyr viele Menschen und spottete der Bauern. Da schlugen sie ihm einen Pfahl durch das Herz, ließen ihn durch den Henker verbrennen und hatten fortan Ruhe. — Bei den Gräkoslaven, den sogenannten Hellenen oder Griechen, sind die Brukalaken Vampyre, welche den Seelen Excommunicirter angehören; sie kommen nur zu Ruhe, wenn sie von einem Priester absolvirt werden oder nachdem man ihren Körper verbrannt hat. Der Glaube an die Brukalaken ist im griechischen Archipelagus allgemein. Der Reisende Tournefort beschreibt ausführlich die Ceremonien, welche vorgenommen werden mußten, um 1701 den Geist eines Brukalaken „zu legen“; die Priester hatten denselben in verkehrter Weise exorcisirt, nämlich bevor ihm das Herz ausgerissen war. Dadurch war es ihm möglich gewesen, seinen Unfug ungehindert zu treiben; er trieb die Bewohner einiger Dörfer aus, sie nahmen vor ihm die Flucht, und die Belästigungen hörten erst auf, als man ihn verbrannt hatte. Nun wurde er vom Volk in Spottliedern verhöhnt. — Auf der Insel Chios gaben früher die Leute nur auf zweimaliges Rufen eine Antwort; sie waren dann sicher, daß sie nicht mit einem Brukalaken zu schaffen hatten, denn ein solcher kann nur einmal rufen.

Bei Gradiska liegt das Dorf Kisolova. Dort ging der Vampyr Plogojowitz in jeder Nacht um und drehete einem Menschen den Hals ab. Man nahm Anstand, seine Leiche auszuscharren und zu verbrennen, und die geängstigten Bauern schickten sich an, das Dorf zu verlassen. Da erschien der österreichische Befehlshaber mit dem Pfarrer von Gradiska, ließ das Grab öffnen und der Leiche, welcher Haare und Nägel lang gewachsen waren, einen Pfahl in die Brust rennen. — Bei den Arabern sind die Gul männliche, die Salat weibliche Wüstendämonen und Vampyre. — Wenn früher in Lothringen ein Vampyr begraben wurde, dann brach im Dorfe eine Seuche aus und hielt so lange an, bis die Leiche das ganze Grabtuch verschlungen hatte (Bastian S. 365 ff.).

F. Kanitz giebt in seinem inhaltreichen Werke über „Serbien; historisch-ethnographische Reisestudien ꝛc.,“ Leipzig 1868, eine sehr gelungene Schilderung der im Fürstenthum Serbien lebenden Romanen (Rumänen, Walachen), S. 325 ff. Er erwähnt der Leichenbegängnisse, bei welchen unmittelbar nach dem Hinscheiden des Menschen und oft sogar schon vorher bezahlte Klageweiber (wie auf Sardinien) erscheinen und mindestens 24 Stunden, gewöhnlich aber einige Tage hindurch die Luft mit Geschrei und Wehklagen erfüllen. Man giebt dem Todten drei Gegenstände in den Sarg mit: einen Stock zum Ueberschreiten des Jordans, ein Tuch zur Bekleidung und eine Münze, welche er dem heiligen Petrus zu geben hat, sobald dieser ihm die Himmelspforten öffnet. Also auch einen Peterspfennig! Hin und wieder, sagt Kanitz, ist noch der Vampyrglaube verbreitet. Besonders rothhaarige Männer gelten für Vampyre; sie können nach ihrem Tode in sehr verschiedener Gestalt erscheinen, z. B. als Frosch, Hund, Floh, Wanze, und am liebsten saugen sie schönen Jungfrauen das Blut aus. „Durch Festnageln des Cadavers im Sarge, oder Einschlagen eines starken Pfahles glaubt man sie unschädlich zu machen.“

Ueber die Vampyre in Bulgarien finden wir Angaben im „Athenäum“ vom 13. März. Zwei Engländer, Capitän St. Clair und Brophy, haben ein Werk über dieses Land veröffentlicht, in welchem sie einige Jahre lang verweilten, namentlich auch um ethnographische Studien zu machen. Sie schildern den Glauben des Volkes an Quellengeister, an Geister, welche Schätze bewachen, und an Vampyre. „Mit diesen letzteren sind wir sehr genau bekannt geworden, da unser Diener Theodor Sohn eines bekannten Vampyrs ist. Jetzt, in der Fastenzeit, thut er Buße, raucht keinen Tabak, trinkt weder Wein noch Branntwein; dadurch gedenkt er die bösen Thaten seines Vaters zu sühnen und sich selber vor dem Vampyrwerden zu schützen. Denn das Vampyrthum ist nicht bloß epidemisch oder endemisch, sondern auch erblich. Wenn ein Mann, der Vampyrblut in seinen Adern hat, oder bei welchem eine gewisse Prädisposition zum Vampyrwerden vermuthet wird, gestorben ist, dann bleibt er neun Tage lang ruhig im Grabe. Nach Ablauf dieser Zeit kommt er in einer luftigen Gestalt auf die Erde zurück. In diesem ersten Stadium erkennt man den Vampyr daran, daß in der Luft Funken umhersprühen, etwa so wie von Stahl und Feuerstein. Auch wirft sich ein Schatten auf die Wände, welcher mit der Zeit immer dunkler wird. Der Vampyr ist jetzt noch ein ziemlich unschädliches Wesen; er treibt die Dinge zumeist scherzhaft und lustig, etwa wie ein deutscher Kobold oder Gnom, ein irischer Phooka oder ein englischer Puck. Freilich brüllt er manchmal ganz entsetzlich laut und treibt auch derbe Späße, z. B. wenn er die Bauern mit Schmeichelworten aus der Hütte herauslockt und sie dann gottsjämmerlich braun und blau prügelt.“

„Der Vater unseres Theodor war ein Vampyr von solchem Schlage, und der Sohn wußte allerlei Streiche von ihm zu erzählen. Im Dorfe Dereknoi war Kodscha Keras

ein ungemein starker Raufer, ein Pehliwan, der alle Anderen bezwang. Den packte eines Abends der Vampyr am Gürtel und rief: „Na, Du alter Kirschbaum, jetzt paß mal auf, ob Du mich bezwingen kannst!" Der Raufbold wehrte sich unter Aufgebot aller Kräfte, aber der Vampyr war zu stark und zu schwer für ihn, und das lustige Wesen schlug ihm, dem Kodscha Keras, eine Kinulade zu schanden. Das geschah vor nun fünf Jahren, und damals war das Dorf Dereknoi, in welchem wir wohnten, von Vampyren dermaßen belästigt, daß die Bauern sich in drei Häusern zusammendrängten, wo sie dann die ganze Nacht Licht brannten und Wachen ausstellten, um die Oburs abzuwehren, welche als sprühende Funken in den Straßen umherpromenirten; einige dieser Oburs waren so frech, tiefe Schatten auf die Wände der Häuser zu werfen, in welchen die vor Furcht zitternden Bauern beisammen waren. Andere Oburs heulten und schrien vor der Thür, fluchten, drangen in die verlassenen Häuser ein, spien Blut auf den Fußboden, warfen Alles zu unterst und zu oberst und beschmierten die Wände, ja sogar die Heiligenbilder mit Kuhdünger. Glücklicherweise lebte in Dereknoi eine alte Frau, die für eine Hexe galt, und sie machte denn auch ein Mittel ausfindig, die unruhigen Geister „zu legen". Seitdem ist Ruhe im Dorfe."

„Der bulgarische Vampyr hat im Schattenreich eine Lehrlingszeit von 40 Tagen durchzumachen. Nach Ablauf derselben entsteigt er dem Grab in körperlicher Gestalt und kann als menschliches Wesen erscheinen, das rechtschaffen und natürlich erscheint, wie andere ehrliche Leute. Vor etwa 30 Jahren kam ein Fremder in dieses Dorf, machte sich ansässig, heirathete und lebte mit seiner Frau im besten Einvernehmen. Sie hatte über weiter nichts Klage zu führen, als daß ihr Mann keine einzige Nacht zu Hause blieb. Man bemerkte nun bald, daß ein unsichtbares Wesen im Dunkeln Schinderarbeit verrichtete. Man kennt in Bulgarien das Schinderhandwerk nicht, und fand es begreiflicherweise auffallend, daß verendete Pferde und Büffel von unsichtbaren Zähnen aufgefressen waren, zur großen Beeinträchtigung der Dorfhunde. Auch bemerkte man, daß allem kranken Rindvieh Blut ausgesogen wurde. Endlich kam man auf die Vermuthung, daß der Fremde wohl ein Vampyr sei, und er wurde vorgefordert, um sich genau untersuchen zu lassen. Man fand, daß er nur ein einziges Nasenloch habe, und auf diesen schlagenden Beweis hin wurde er zum Tode verurtheilt. Die Bauern erachteten es nicht für nöthig, einen Priester holen zu lassen, zu beichten oder kirchlich geweihete Stricke und Messer anzuwenden. Sie banden dem Menschen Hände und Füße zusammen, errichteten einen Scheiterhaufen und verbrannten ihn als Vampyr bei lebendigem Leibe."

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Noch ein Urtheil über die sogenannten Neuhellenen.**

Es ist Thatsache, daß alle intelligenten Europäer, welche mit diesem Volke in Berührung kommen, sich in sehr unvortheilhafter Weise über dasselbe aussprechen. Da nun diese „Hellenen" das türkische Reich aus den Angeln heben wollen, und sich gleichsam für Culturerben desselben ausgeben, — da sie noch jüngst durch die Unterstützung der Aufständischen auf Kreta und durch allerhand Art von Widerbarstigkeiten Europa in eine gewisse Verlegenheit brachten, so ist es ganz in der Ordnung, daß man näher zusieht, wie denn diese Culturhellenen eigentlich beschaffen sind. Wir finden im „Athenäum" vom 27. März Mittheilungen eines Engländers, welcher mit den Verhältnissen und den Leuten genau bekannt ist.

Zunächst betont er den Umstand, daß die in den großen europäischen Handelsplätzen ansässigen Griechen nicht etwa aus Athen stammen, sondern vorzugsweise aus der vorderasiatischen Insel Scio, dem Chios der Alten, welche zum osmanischen Reiche gehört. Diese Scioten nehmen zumeist hellenische oder russische Nationalität in Anspruch, manche haben sich auch in England oder Frankreich naturalisiren lassen. Die Scioten der höheren Stände haben eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Ihre Nase ist gebogen, das Auge groß und dunkel, das Haar schwarz, das Gesicht hübsch. Wer sie nur oberflächlich betrachtet, könnte sie leicht für Juden halten, obwohl sie keine solchen sind. Doch geht auf Scio eine allerdings nicht verbürgte Sage, daß sie von Juden abstammen, welche einst an der Insel Schiffbruch gelitten hätten. „Darin läge jedoch eine schwere Verleumdung gegen die armen und rechtschaffenen Juden, von denen seit Jahrhunderten gar keine nach diesen Inseln gekommen sind; sie hätten dort auch unter so abgefeimten Leuten nichts machen können. Nur allein auf Rhodus findet man Juden; sie sind aber alle arm. In jenen Gegenden machen zwei Juden einen Griechen, und zwei Griechen einen Scioten."

Es ist ausgemacht, daß die hübschen Männer und die noch hübscheren Frauen auf Scio keine Griechen sind. Sie repräsentiren eine der zahlreichen Racen, aus welchen das griechischredende Conglomerat zusammengesetzt ist. Ethnologisch unterscheiden sich die Scioten von den übrigen. Sciotische Kaufleute findet man übrigens auch auf Syra, in Konstantinopel und in Smyrna.

Unter den sogenannten Hellenen, unter welchen Unkundige sich Abkömmlinge der alten Griechen vorzustellen pflegen, giebt es bekanntlich sehr viele Albanesen oder Arnauten nicht nur auf dem Festlande, sondern auch auf den Inseln; viele derselben reden auch noch ihre albanesische Sprache. Von diesem oftmals blauäugigen Albanesen, der manchmal röthlichbraunes Haar hat, ist der krummnasige, jüdisch aussehende Sciot wesentlich verschieden, auch in intellectueller Beziehung. Er besitzt ein Combinationsvermögen, welches bei den anderen sogenannten Hellenen in solchem Grade nicht zu finden ist. Dasselbe zeigt sich nicht bloß in Bezug auf Handelsgeschäfte, sondern tritt auch in politischer Beziehung zu Tage. Es sind vorzugsweise Scioten gewesen, durch welche die Hetärien und andere politischen Bünde organisirt wurden; sie haben sich Mühe gegeben, Unterricht zu verbreiten, und wo sie unter Griechen in der Türkei wohnen, nehmen sie eine hervorragende Stellung ein. Sie sind fähig zu regieren, können aber mit den übrigen Griechen nicht viel ausrichten, weil diese nicht zu einem gemeinschaftlichen und einigen Verfahren zu bringen sind, unablässig persönlichen Hader oder Parteigezänk haben und keine ehrlichen, rechtschaffenen Leute sind. Daher kommt es, daß die Griechen so wenig ausrichten, und daß wohlgemeinte Rathschläge und Anstrengungen durch die miserabelste Corruption zunichte gemacht werden. Die Scioten haben Geist und Talent, sind aber weder in politischer noch militärischer Beziehung einflußreich oder leitend, und das liegt an örtlichen Ursachen. Sie leben zerstreut. Sie entwerfen aus der Ferne für Griechenland die besten Pläne, richten aber damit nichts aus, weil die Ausführung beliebigen arnautischen oder peloponnesischen Briganten (— „Staatsmännern"! —) oder Korsaren zufällt. Diese und deren Banden sind keineswegs geneigt, die Scioten als Führer anzuerkennen, und es ist auch gar keine

Aussicht vorhanden, daß jemals die besseren Elemente, welche dieses griechische Conglomerat enthält, zu vorwaltendem Einflusse gelangen werden.

Die sciotischen Kaufleute befolgen die Maxime, in ihren Handelshäusern nur Verwandte als Handlungsdiener und Compagnons zu nehmen. Sie dehnten zunächst ihren Geschäftsbetrieb in der Levante aus, zogen dann das Schwarze Meer und die Donau in das Bereich ihrer Operationen, gründeten Häuser in Marseille und Genua, und betheiligten sich auch am indischen Handel. Diese großen sciotischen Handelsfirmen sind musterhaft eingerichtet. Der Handlungsgehülfe hat Aussicht auf eine gute und vortheilhafte Laufbahn, und vielleicht auch auf Heirath mit einer Tochter des Principals, es wird aber vor allen Dingen von ihm verlangt, daß er ganz unbedingt auf die Ansichten der Firma eingehe und völlig im Sinn und Interesse derselben handele. Allemal nach Ablauf von drei Jahren wird ihm ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen, und man versetzt ihn z. B. von London nach Galatz, Calcutta, Schanghai oder an einen andern beliebigen Ort. Er muß sich unbedingt fügen oder seine Entlassung nehmen. Wo im Handelsverkehr eine „scharfe Praxis" gilt, hat er dieselbe mitzumachen; wo es auf unbedingte Rechtschaffenheit ankommt, muß er durchaus prompt und ehrlich sein, streng auf Treu und Glauben halten.

Die Scioten haben viel für das gethan, was man „die griechische Sache" nennt; es ist aber mindestens zweifelhaft, ob sie für dieselbe auch künftig noch Opfer bringen werden. Nachdem sie für Bildungsanstalten und nützliche Unternehmungen große Summen hergegeben, werden sie bei jeder beliebigen Gelegenheit von politischen Abenteurern bestürmt, die Geld aus ihnen herauspressen wollen. Sie haben sich alle mögliche Mühe gegeben, den Namen Grieche und den griechischen Credit zu Ehren zu bringen und beide sind eine Schmach geworden. Wenn irgend ein Kaufmann in Europa von griechischen Staatspapieren reden hört, dann steigt ihm die Zornesröthe auf die Wangen. Die Scioten finden für ihre Thätigkeit einen bessern Schauplatz in Frankreich, England und der Türkei als in dem tief gesunkenen Königreich Hellas. Je mehr sie sich europäisiren, um so mehr enthellenisiren sie sich. Aber wenn auch die Scioten weit und breit zerstreut leben, so verlieren sie doch ihre nationalen Eigenthümlichkeiten nicht, weil sie sich nur mit Frauen ihrer Heimathinsel verheirathen. Sie sind und bleiben Kaufleute. Was für einen Reiz könnte für diese soliden Geschäftsmänner die armselige Laufbahn der hundert hellenischen Staatsminister, oder der Tausende von Deputirten, Senatoren, Beamten ꝛc. haben. Der wohlhabende Sciot mag nicht Sklav des athenischen Pöbels sein; er wird überall respectirt und kann auf seinen eigenen Füßen stehen. Er verachtet die Politiker in Athen.

## Die Mohammedaner in Indien.

Es ist bekannt, daß die Anhänger des Islam der britischen Regierung schon manche große Verlegenheit bereitet haben. Insbesondere gefährlich sind die Stämme an der Grenze zwischen dem obern Indus und den Gebirgen von Afghanistan, z. B. die Swats und die Hazareh, unter welchen fanatische Priester leben. Im eigentlichen Hindustan sind mehrmals Verschwörungen entdeckt worden, die neueste im Februar 1869. Die Fäden derselben laufen bis nach Arabien zu den Wahhabis. Diese sind aus dem Innern, aus dem Nedsched, bis an die Ostküste vorgedrungen, sie haben dort den Sultan von Omar vertrieben, das Land in Besitz genommen und sind nun so zu sagen Nachbaren Indiens geworden. Es ist jüngst ermittelt worden, daß die indischen Wahhabis ihre geheimen Agenten in mehreren großen Städten haben, z. B. in Patna, Delhi, Mirat, Saharanpur, Amretsir, Lahore und Peschawar. Sie sammeln Geld ein, schicken dasselbe dem Oberpriester im afghanischen Gebirge und agitiren im Stillen, aber unablässig gegen die Herrschaft der Ungläubigen. — Die Zeitschrift „Friend of India" giebt eine Uebersicht der verschiedenen Bestandtheile, aus welchen die Bevölkerung in dem England unterworfenen Theile Indiens besteht. Abgesehen von etwa 180,000 Parsis, 91,000 Eurasiern, d. h. Mischlingen von europäischen Vätern und indischen Müttern, und 156,000 Europäern (die Soldaten miteingerechnet), ungefähr 10,000 Juden und 5000 Armeniern, stellt sich nach den Zählungen, die zwischen 1863 und 1868 vorgenommen worden sind, Folgendes heraus.

| | |
|---|---|
| Sikhs, im Pendschab | 1,129,319 |
| Mohammedaner: | |
| Im Pendschab | 9,335,652 |
| Nordwestprovinzen | 4,105,206 |
| Centralprovinzen | 237,962 |
| Berar | 154,951 |
| Madras | 1,502,134 |
| Britisch Birma | 38,601 |
| Maissur | 172,255 |
| Kurg | 3,318 |
| Sindh | 1,354,781 |
| Bombay | 779,264 |
| Bombay, Stadt und Insel | 145,880 |
| Calcutta | 113,059 |
| Dakkadistricte | 2,493,174 |
| Im übrigen Bengalen, Bombay und Audh | 4,000,000 |
| Zusammen | 24,936,237. |

Die asiatischen Christen zählen in sämmtlichen Ländern Indiens schwerlich 1 Million; die Buddhisten in den englischen Besitzungen 3, die Hindus (brahminische) 110 Millionen.

Die Zahl der „nicht arischen Völkerschaften" wird auf etwa 12 Millionen geschätzt. Davon kommen auf Madras (mit Ausnahme derer, welche Tamil, Telugu, Canaresisch und Malayalam sprechen) 650,000; auf die Centralprovinzen 1,995,663; Südbengalen 4, Nordbengalen 1 Million; Karens 402,117; Chayans und Yabangs 61,562 und auf das übrige Indien etwa 4 Millionen.

## Ein Urtheil über das bulgarische Volk.

Die beiden Engländer St. Clair und Brophy, welche mehrere Jahre in Bulgarien zugebracht haben, äußern sich über das Volk in einer für dasselbe keineswegs schmeichelhaften Weise. Ihre Ansichten, für welche sie selber die Verantwortlichkeit zu tragen haben, laufen auf Folgendes hinaus. In der Umgegend von Varna, wo sie längere Zeit verweilten, verkehrten sie viel mit Türken und mit Tataren aus der Krim, vortrefflichen, rechtschaffenen Leuten, und mit Christen, die zu den verworfensten in der ganzen Türkei gehören. Das will schon viel sagen, wenn man bedenkt, was für nichtsnutziges Gesindel die christlichen Griechen, Levantiner und Aleppiner sind. Diese aber haben doch abgefeimte Intelligenz, die Bulgaren dagegen gehören zu den niedrigsten Menschen, die man in Europa finden kann. Die Griechen und die Mischlinge sind freilich ein ganz nichtsnutziges Pack, und ein schlechteres wird man nicht leicht finden. Die bulgarischen Christen taugen gar nichts; die Mohammedaner sind rechtschaffene Leute, viel moralischer, intelligenter und betriebsamer als jene. Die Mischlinge in jenen Gegenden werden als Gagaus bezeichnet. Die Bulgaren reden eine slavische Sprache; sie stehen aber nicht hoch über dem Schamanismus der Mongolen oder über dem Fetischismus der Neger (!). Sie sind durch die Geistlichkeit der orientalisch-orthodoxen Kirche tief, sehr tief herabgesunken. (— Diese Geistlichen waren bisher lauter Griechen, von denen die Bulgaren mit vollem Rechte nichts mehr wissen wollen; sie verlangen eine nationale Geistlichkeit, und deshalb herrscht seit einigen Jahren eine große Bewegung im Lande. Diese bietet manche interessante Züge dar, und wir finden wohl gelegentlich eine Veranlassung, dieselbe zu erörtern. —) Den beiden Engländern zufolge sind die Bulgaren eitel, dem Trunk und überhaupt gemeinen Lastern ergeben. Die griechische Geistlichkeit ist durchaus corrupt; die katholischen Geistlichen machen sich nützlich und verdienen Achtung, schon weil sie Moralität einschärfen, woran ein griechischer Pope nicht denkt. Das Volk ist in faustdickem Aberglauben befangen.

## Zunahme des irischen Elementes im Yankeelande.

Mit dem vielgepriesenen „Angelsachsenthum“ ist es in Nordamerika nicht mehr weit her, und wären nicht die Deutschen zu Millionen in jenes Land eingeströmt, so würde das germanische Wesen in unmittelbare Gefahr gerathen, von dem keltischen Elemente völlig zersetzt zu werden. „Hier in Neuyork sind wir im transatlantischen Irland,“ sagen die Söhne der Smaragdinsel, und Aehnliches kann man von manchen anderen Staaten der Union sagen. „Wie Büffel und Indianer vor dem Weißen zurückweichen, so wird auch der eingeborene Angloamerikaner von dem irischen Kelten nach Westen hin fortgedrängt. In den Städten Neuyork und Brooklyn kommen schon jetzt 120,000 im Auslande geborene Wähler auf 70,000 eingeborene.“ In Boston, dem Hauptquartiere der näselnden, psalmenkrähenden, puritanischen Erzyankees, deren „freiheitsfreundliche Vorfaheen, die würdigen Nachkommen der Pilgerväter“, so viele Hexen und Quäker verbrannten, — in diesem Boston wohnen heute schon mehr als 90,000 Katholiken, und von je 4 Gebueten kommt nur 1 auf die Ehen Eingeborener. Es liegt keine Uebertreibung darin, wenn behauptet wird, daß demnächst alle großen Städte vorzugsweise keltisch sein und somit eine unruhige, leicht erregbare Bevölkerung haben werden. Das germanische Element wird mehr das platte Land einnehmen, aber die Herrschaft wird ihm aus den Händen entgleiten. Es wird nur gerettet durch die Deutschen.

Neulich hat ein Mann Namens Dilke, welcher mit dem bekannten Seelenbraut-Hepworth Dixon gen Westen hin bis zu den Mormonen reiste, ein Buch unter dem Titel „Greater Britain“ geschrieben, in welchem er die Besitzungen der Engländer in den verschiedenen Erdtheilen schildert. Es stehen viele vortreffliche Sachen und manche gesunde Urtheile darin, aber es kommen auch viele Albernheiten darin vor. So z. B. wenn er sagt, daß man die Neger, falls sie ja wider sein, Dilke's, Erwarten mit ihrer Freiheit nichts Rechtes anzufangen wüßten, allesammt mit Haut und Haar nach Liberia oder Haïti deportiren solle! Dieser Herr Dilke ist ein in der Wolle gefärbter Abolitionist, und nun will er viertehalb Millionen freie Leute, freie, wenn sie auch Halbbarbaren sind, ohne Weiteres aus dem Lande schaffen! — Mehr als komisch nimmt sich auch das Nachstehende aus. Sein Reisegefährte Dixon hat das wüste Treiben im fernen Westen treu und lebhaft dargestellt, und manche Leser des „Globus“ erinnern sich wohl noch der Schilderung, welche er von den Zuständen der Stadt Denver in Coloredo mitgetheilt hat. Nun idealisirt Dilke die „rauhen Pioniere“ in folgender Weise: „Selbst der rauheste dieser Bürger hat aber doch etwas mehr in sich als bloß rauhe Ungeschlachtheit. So weit man abnehmen kann, ist jede Frau im weiten Westen eine Heezogin, jeder Mann ein Coriolan. Jeder Ackersmann in Nevada kennzeichnet sich durch eine königliche Haltung, ee nimmt sich aus wie ein Kaiser. Und wie gemessen ist die Selbstbeherrschung solch eines Ranchman, es geht gae nichts darüber; nur muß man sich nicht daran stoßen, daß er entsetzlich flucht. Das stärkste und frischeste Element in seinem moralischen Charakter ist ein mächtiger Enthusiasmus, der sich manchmal bis zum Wahnsinn steigert.“ Die letztere Eigenschaft ist offenbar manchmal auch Herrn Dilke nicht fremd.

## Die „schwarzen Franzosen“ auf Haïti.

Mit diesem Namen wurden einmal die haïtischen Neger von dem Correspondenten einer weitverbreiteten Zeitung Deutschlands beehrt. Sehen wir zu, wie gemüthlich die Zustände bei diesen afrikanischen Galliern sind. Seit drei Vierteljahrhunderten erfreuen sie sich der Freiheit, aber in ihrer Musterrepublik darf kein Weißer Bürger werden. Ruhe ist nie bei ihnen, die tollste Anarchie wechselt mit der tollsten Dictatur ab; Schwarze und Gelbe hegen gegen einander den tödtlichsten Haß, und kommt einmal ein leidlich verständiger Mensch aus Ruder, dann jagen sie ihn fort. So geschah es vor zwei Jahren dem Präsidenten Geffrard; es war sein Hauptverbrechen, daß er kein Vollblutneger, sondern zu einem Viertel Mulatte war. Der rabenschwarze Neger Salnave rebellirte gegen ihn und gab sich für einen „rechtmäßigen“ Präsidenten aus. Gegen ihn rebelliren aber von Anfang an andere Rebellen als „Cacos“, und die schwarzen Communisten, die Piquets, welche in den Bergen hausen, plündern nach Herzenslust. Seit zwei Jahren wird Haïti mit Blut völlig überschwemmt, und die Greuelthaten, welche dort „der Mensch und Bruder“ verübt, sind geradezu furchtbar. Jetzt liegt ein amtlicher Bericht des nordamerikanischen Admirals Hoff vor, welcher von einem Consul und mehreren Kaufleuten mitunterzeichnet worden ist. Die beglaubigten Thatsachen sind kennzeichnend für die Zustände. Der Rebellengeneral Dominique erschoß seinen Collegen „General“ Borgila, sperrte Feauen und Kinder seiner Gegner ins Gefängniß und ließ alle Gefangenen, welche er der Salnavepaetei abnahm, erschießen. In der Stadt Aux Cayes waren viele Leute als angeblich politische Verbeecher eingesperrt worden. Als Salnave mit Truppen vor der Stadt eeschien, ließen die Rebellen jene Gefangenen ins Freie führen, auch die Kranken. Admiral Hoff schreibt: „Man gab eine Salve Feuer mitten in die Unglücklichen hinein. Diese Metzelei ging indeß den Rebellen zu langsam, es wurden Kanonen aufgefahren und es ward ein Kartätschenschuß nach dem andern abgefeuert. Unter den Erschossenen und Verstümmelten befanden sich viele Frauen; auch „General “Filo Alme Mentor wurde auf diese Art abgeschlachtet. (— Eigentlich hält sich jeder schwarze Feanzose für einen „General“; „Capitän“ ist er allermindestens, wenn er auch weder Strümpfe noch Schuhe hat. —) Der Mann war zu krank, um stehen zu können, man band ihn daher auf einen Stuhl fest. Allen denen, welche nicht gleich todt waren, setzten die Soldaten das Gewehr auf die Brust. Ein Vater und dessen Sohn wurden lediglich deshalb erschossen, weil der Sohn irgend eine alberne Bemerkung hatte verlauten lassen. Als der Vater vergebens um das Leben seines Sohnes bat, wünschte er das Schicksal desselben zu theilen. Freudig nahmen ihn die Rebellen beim Wort, und beide wurden vor den Augen der amerikanischen Flottenoffiziere hingemordet. Durch die erste Salve wurden den meisten Opfern bloß Wunden beigebracht; man hatte keine Reserve aufgestellt, welche sogleich das Feuer fortgesetzt hätte. Die Unglücklichen mußten wohl eine Viertelstunde lang warten und zusehen, wie ihre Mörder von Neuem Gewehre und Kanonen luden. Diese im Gefängnißhofe veranstaltete Metzelei kostete 109 Personen das Leben; unter den Opfern befanden sich zehn Feauen und ein Kind. An vielen anderen Punkten sind eine Menge von Personen durch „richterlichen Speuch“ ums Leben gebracht worden. Salnave seinerseits ist übrigens nicht minder Raubthier und Baebar und treibt sein Unwesen ganz in derselben Art wie die „Rebellen“.

---

**Wo ist Livingstone?** In Capstadt verbreitete sich in dee ersten Hälfte des März ein Gerücht, daß der unveezagte Reisende wohlbehalten in Sansibar eingetroffen und auf dem Heimwege nach Europa begriffen sei. Diese Kunde brachte ein Schiff, das am 18. Februar Mosambik verlassen hatte. Ferner: Das französische Panzeeschiff „Belliqueuse“, das am 19. März in der Tafelbai lag, war am 27. Januar in Sansibar gewesen; die Mannschaft desselben berichtete, daß Livingstone zu Anfang des Januar von Sansibar aus wieder ins Innere zurückgekehrt sei, um nach den großen Aequatorialseen zu wandern und am Nil abwäets nach Aegypten zu gehen. Die Blätter am Cap vermutheten sogleich, daß diese Angaben durchaus unbegründet seien, und wir wissen jetzt, daß Livingstone nicht in Sansibar gewesen ist. In London ist nämlich von dort ein Brief des De. Kirk, datirt 5. März, bei Heren Murchison eingetroffen, in welchem es heißt, daß seit langer lieber Zeit von und über Livingstone nichts gehört woeden sei. Das letzte Scheeiben des Reisenden ist vom 14. December 1867. Aus dem Inhalte desselben und nach den Aussagen arabischer Kaufleute glaubte Murchison folgern zu dürfen, daß Livingstone an der Ostküste des

Tanganyikasees hinziehen und die an derselben liegende Ortschaft Udschidschi besuchen werde; er hätte dann die an jenem Platze für ihn deponirten Arzneien, Vorräthe und Briefe gefunden. Murchison's Vermuthung bestätigte sich nicht; Dr. Kirk schreibt, daß arabische Elfenbeinhändler vom Tanganyikasee und namentlich aus Udschidschi in Sansibar angelangt seien, ohne über Livingstone etwas gehört zu haben. Nun drängt sich die Frage auf: Wohin ist Livingstone möglicherweise gegangen? Darüber kann man freilich nur Vermuthungen hegen. Murchison stellt folgende Hypothese auf: „Wenn Livingstone am Südende des Tanganyikasees eintraf und sich dort überzeugte, daß der Spiegel desselben nur etwa 1800 Fuß über der Meeresfläche liegt, wie das schon die Entdecker Burton und Speke gesagt haben, so zog er natürlicherweise die Folgerung, daß der See keinen Abfluß nach Norden zu dem viel höher liegenden Aequatorialsee haben könne." Aber, meinen wir, den Niveauunterschied zwischen beiden hat Livingstone schon früher gekannt; es ist deshalb nicht anzunehmen, daß er an eine Wasserverbindung derselben auch nur gedacht haben könne. — Murchison schreibt weiter: „In diesem Falle wird er also die Wanderung nach Norden hin aufgegeben haben, weil ja doch der Tanganyika keinen Abfluß zu Baker's Albertsee haben kann. Nachdem er sich dann überzeugte, daß der Tanganyika seine Zuflüsse von Süden und Osten her bekommt, mußte es ihm klar werden, daß dieser große, etwa 75 deutsche Meilen lange Süßwassersee einen Abfluß nach Westen hin haben müsse. Livingstone wird also wohl diesen Fluß oder andere Flüsse, welche an der Westküste Afrikas münden, verfolgt haben. Verhält sich die Sache so, dann hören wir vielleicht, daß er dort bei einer der portugiesischen Handelsfactoreien oder vielleicht irgendwo am Congostrome wieder zum Vorschein kommt. Es kann allerdings noch geraume Zeit vergehen, ehe wir wieder etwas von ihm hören, denn jener Weg ist weit und geht durch unbekannte Länder."

**Dr. W. A. Bell's Wanderungen im großen Binnenbecken Nordamerikas.** Der Reisende gab darüber einen Bericht in der Londoner geographischen Gesellschaft. In Begleitung der Ingenieure, welche die Linie der Union-Pacific-Bahn vermaßen, und eine geeignete Straße durch Neumexico und Arizona nach Südcalifornien aufsuchten, durchzog er die Strecke zwischen 31 und 33° N.; ging dann weiter nach Norden hin über die große Hochebene und von Norden nach Süden durch die mexicanische Provinz Sonora. Sein Bericht erstreckt sich auf die Region zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada, im Süden des Columbiastromes. Sie zerfällt natürlich in zwei große Abtheilungen: das Becken des Colorado, etwa 200,000 Geviertmiles, und das Great Basin, das eigentliche große Binnenbecken, 280,000 Quadratmiles. Beide Becken sind nach Osten und Süden hin durch das Wahsatchgebirge von einander getrennt, das einen 60 Miles breiten Scheidegürtel bildet; das Coloradobecken wird im Osten von den Rocky Mountains, der großen Wasserscheide des Continentes, begrenzt. Der obere und mittlere Theil der Region am Colorado besteht aus einer Reihe von Tafelländern, die in Abstufungen höher emporsteigen. Sie werden stets unfruchtbar bleiben, weil alle Gewässer durch enge, tiefe Schluchten fließen, welche manchmal bis zu 1000 Fuß tief unter dem Niveau der Hochebene liegen. Der Coloradostrom fließt in seinem obern Laufe auf einer Strecke von etwa 300 Miles durch eine solche Schlucht. Das Great Basin ist im Allgemeinen eine Wüstenei, die nach Norden und Süden hin von manchen parallellaufenden Höhenketten durchzogen wird. Die Gewässer haben keinen Abfluß zum Meere; man findet dort mehrere Salzseen. Das große Becken bildet ein Dreieck, dessen Spitze nach Süden gerichtet ist. Durch Bewässerung können manche Theile fruchtbar gemacht werden. Da wo etwa unter 35° N. die Rocky Mountains aufhören, erhebt sich etwas südwestlich die mexicanische Sierra Madre; die Provinz Sonora ist schon dem Einflusse der Seewinde ausgesetzt, hat mehr Regen und ist im Allgemeinen fruchtbar. Arizona, ein nordamerikanisches Territorium, wird sich erst entwickeln können, wenn nicht ferner die wilden Apaches-Indianer den Meister im Lande spielen. — Dr. Bell erwähnte auch der sogenannten Pueblos-Indianer, ansässiger ackerbautreibender Leute; er irrt aber, wenn er die schon oftmals wiederholte Ansicht zum Besten giebt, daß dieselben aztekischen Ursprungs und von Süden her nach Norden hin gewandert seien. Diese Pueblos haben mit den Azteken nichts zu schaffen.

---

**Volksmenge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Ende des Jahres 1868.** Nach den Zusammenstellungen, welche in den einzelnen Staaten und Territorien gemacht worden sind, stellt sich folgendes Ergebniß heraus, das annähernd zutreffen mag. Weiße Bevölkerung der Staaten 33,291,981, farbige 4,639,862, zusammen 37,930,903 Seelen. Dazu kommen noch die Territorien und der District Columbia, so daß sich die Ziffer 38,422,995 herausstellt. — Von Indianern, die mit eingezählt worden sind, wohnen im Staate Maine etwa 500, in Michigan 4000, Minnesota 8000, Oregon 7270 (und 2436 Chinesen).

---

**Der Verkehr auf der Landenge von Panama** ist im Jahre 1867, über welches amtliche Nachweisungen vorliegen, wahrhaft großartig gewesen. Der Transit an Waaren und Edelmetallen stellte sich auf 18,438,396 Pf. St. Davon sind in Panama eingeführt und von Colon (Aspinwall) ausgeführt worden für 12,592,637; in Colon eingeführt und in Panama, also nach der Südsee, ausgeführt, 5,845,759 Pf. St. Auf der Panamabahn wurden 35,076 Fahrgäste befördert; Gold für 30,366,076 Dollars, demnach viel weniger als 1866; Silber für 14,830,727 Dollars; Gepäckstücke 789,665 Pfund. An Kohlen wurden $41\frac{1}{2}$ Millionen Pfund befördert.

---

**Verbrechen und Trunkenheit in der Colonie Victoria.** Auf Beschluß des Parlaments von Victoria (Australien) wurden demselben von der Regierung gegen Ende vorigen Jahres vergleichende Statistiken über die Verbrechen in der Colonie vorgelegt. Es ergiebt sich daraus, daß, trotz der stark angewachsenen Bevölkerung, doch seit 1859 fortwährend eine Abnahme der Verbrechen stattgefunden hat, und zwar nicht nur im Total, sondern auch in den einzelnen Zweigen, mit alleiniger Ausnahme der Rubrik „Forgery", Fälschung. Erfreulich ist ferner die Wahrnehmung, daß das Laster der Trunkenheit, welches in den australischen Colonien überhaupt, namentlich auch unter dem weiblichen Geschlechte, leider eine außerordentliche Verbreitung angenommen hatte, wenigstens in stetiger Abnahme begriffen ist. Die sehr zahlreichen Teetotalers, Gesellschaften, deren Mitglieder sich verpflichten, entweder ganz und gar oder für eine bestimmte von ihnen fixirte Zeit alle Spirituosen zu meiden, und an deren Spitze meist methodistische und baptistische Geistliche stehen, haben ohne Zweifel sehr segensreich in dieser Beziehung gewirkt, was immer auch die Gegner gegen Teetotalism sagen mögen.

Folgende Ziffern beweisen das Nähere.

| Jahr. | Zahl der Verbrechen. | Forgery oder Fälschung. | Wegen Trunkenheit an öffentl. Orten arretirt u. bestraft. |
|---|---|---|---|
| 1859 | 1428 | 46 | 8767 |
| 1860 | 1329 | 42 | 8552 |
| 1861 | 1283 | 43 | 7227 |
| 1862 | 1144 | 43 | 7466 |
| 1863 | 1081 | 47 | 6791 |
| 1864 | 1031 | 51 | 6336 |
| 1865 | 1167 | 78 | 6133 |
| 1866 | 1040 | 83 | 5588 |
| 1867 | 957 | 93 | 4869. |

Die Bevölkerung der Colonie Victoria betrug im Jahre 1859 noch nicht 500,000 Seelen; im Jahre 1861 bereits 550,000; im Jahre 1864: 605,000; im Jahre 1866: 623,000, und im Jahre 1867 endlich 655,000.

In anderen Colonien Australiens scheint es dagegen mit der Völlerei in alter Weise fortzugehen. So wurden z. B. in

der Colonie Süd-Australien in den Jahren 1863 bis 1867 wegen öffentlicher Trunkenheit arretirt und bestraft resp. 1030, 1153, 1530, 1706 und 1726 Individuen, und betrug die Einwohnerzahl im Jahre 1863: 140,500, im Jahre 1865: 156,500 und im Jahre 1867: 173,500.

**Der Anbau des Thees in Ostindien** gewinnt mit jedem Jahre an Ausdehnung. Genauen Ermittelungen zufolge sind die für denselben günstigen Strecken ungemein ausgedehnt, und man hofft, daß zu Ende des laufenden Jahrhunderts allein die Theeregion am Himalaya mindestens 100,000,000 Pfund durchschnittlich liefern werde. Das ist vielleicht eine sanguinische Erwartung; daß aber der Anbau rasch zugenommen hat, ist unbestreitbar. Ostindien exportirte 1851 nur erst 262,839 Pfund nach England, und im Jahre 1868 schon 8,133,000. Uebrigens ist der indische Thee „heißer" als der chinesische, und darin liegt ein Grund, weshalb es bisher noch nicht gelungen ist, demselben einen Absatzmarkt in Centralasien zu verschaffen. Die Turkestaner ziehen die chinesische Sorte vor.

**Die Goldfelder in Südafrika.** Uns ist in etwas mysteriöser Weise allerlei vorgemunkelt worden über eine große Expedition, welche aus Deutschland nach Südostafrika demnächst abgehen werde; bevor jedoch der schöne Monat Mai ins Land gekommen sei, werde man uns keine speciellere Mittheilung machen. Die Leser des „Globus" müssen sich also bis dahin gedulden. Inzwischen finden wir über jene Goldfelder einige Notizen, welche der „Natal Mercury" vom 19. Januar mittheilt. Aus der Natal-Colonie war eine zahlreiche Partie mit vielen Ochsen nach dem Tatin unterwegs. Ein Jäger und Handelsmann Namens Clapham war nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal, zurückgekommen und hatte Goldproben aus den „Victoria-Goldfeldern mitgebracht". Die Engländer haben in ihrer bekannten widersinnigen, unausstehlichen Weise auch hier wieder ihr unvermeidliches Victoria aufoctroyirt, als handle es sich um eine Herberge für Touristen. Als Clapham den Tatin überschritt, fand er dort 110 Diggers an der Arbeit, und sie waren „sehr hoffnungsreich". Der bekannte Jäger Hartley war mit seinen beiden Söhnen aus dem Innern nach Potschefstrom in der transvaalschen Republik zurückgekehrt und hatte im Tatin einige erbsengroße Nuggets gefunden. Herr Mauch wurde immer noch von Kuruman, dem Nachfolger des verstorbenen Häuptlings Moselekatze, festgehalten, eben so ein Engländer aus Pietermaritzburg, Namens Wood. — In der Colonie Natal waren im December mehrere aus den Goldgegenden kommende Leute eingetroffen. — Mit dem Schiffe „Earl of Southesk" trafen 21 Männer ein, welche sich als „Glasgow-Limpopo-Compagnie" bezeichneten. Jedes Mitglied hat 25 Pfund Sterling eingeschossen, und mit diesem Gelde sollen die Reisekosten bis zum Tatin bestritten werden. Eine andere Compagnie, welche in demselben Schiffe kam, bestand aus 6 Männern; sie schlossen sich den Glasgow-Limpopo-Leuten an und zogen mit denselben auf der Straße nach Potschefstrom ab. Eine andere Partie, unter Sir John Swinburne's Leitung, ist auch unterwegs nach dem Innern. Einige von Australien herübergekommene Diggers haben am Flusse Umtwalumi prospectet, aber nicht viel Gold gefunden, sie meinen aber, daß trotzdem Natalland sehr reich an diesem Metalle sei. Am Tugela sind Stewart, Marshall, Button mit ihren Freunden eifrig an der Arbeit, sie haben auch etwas Gold gefunden, aber nicht so viel, daß es die aufgewandte Mühe gelohnt hätte. Button hat sowohl in Natal wie im Zululande goldführenden Quarz entdeckt. Das eben genannte Blatt äußert: „Aus den obigen Mittheilungen ist abzunehmen, daß man in Betreff der Ergiebigkeit jener Goldfelder noch gerechte Zweifel hegen darf. Europäische Digger werden wohlthun, ihre beabsichtigte Reise so lange zu verschieben, bis sichere und zuverlässige Nachrichten vorliegen."

Wir wollen hier hinzufügen, daß Mynheer Pretorius, Präsident der transvaalschen Republik, in deren nördlichen Theilen man die reichen Goldlager vermuthet, aus Deutschland stammt. Sein Großvater wanderte aus Schlesien nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung aus und schloß sich den Holländern an, welche damals noch Besitzer der Capcolonie waren. Sein Vater zog dann mit den Boers weiter nach Norden. Präsident Pretorius hat sich nun an den Bürgermeister Kunze zu Naumburg gewandt und denselben ersucht, daß derselbe ihm doch deutsche Einwanderer zuschicken möge, insbesondere Bergleute, Aerzte, Lehrer und Musikanten, denn an allen diesen sei Mangel. Pretorius hofft für seine jetzt noch vom Meere abgeschlossene Republik einen Seehafen zu erwerben; er will dann mit dem norddeutschen Bund in diplomatischen Verkehr treten und wird, wie er schreibt, jedes deutsche Schiff mit großer Freude empfangen, da bei ihm ohnehin die Vorliebe für das alte Heimathland nicht erstorben sei. Wenn die geheimnißvolle Expedition, von welcher wir weiter oben sprachen, etwa nach der transvaalschen Republik gerichtet sein sollte, so darf sie gewiß eine günstige Aufnahme erwarten.

### Die White-Pine-Silbergruben in Nevada.

Diese vor etwa anderthalb Jahren entdeckten Silbergruben liegen in einem Districte, welcher etwa die Mitte des Staates einnimmt. Seitdem herrscht weit und breit ein „Silberfieber". Eine Märznummer der zu San Francisco erscheinenden „Alta California" enthält folgende Angaben.

Der White-Pine-District liegt an der südlichen Grenze von Lander County, 110 Meilen südlich von Elko, einer Station der Central-Pacific-Eisenbahn. Die Strecke auf der Eisenbahn von San Francisco nach Elko beträgt 460 Meilen, von da mit dem Omnibus nach Hamilton (dem Countysitz) 110 Meilen — im Ganzen 695 Meilen. Kosten der Reise auf der Eisenbahn sind 50 Dollars — auf dem Omnibus 40 Dollars (Summa 90 Dollars in Gold). Jede Mahlzeit auf dieser Tour kostet 1 Dollar.

Die Verbindung zwischen Elko und Hamilton ist bereits außerordentlich lebhaft. Die Pacific-Union-Expreß-Company läßt täglich Omnibusse fahren, ebenso eine andere Compagnie, dazu kommt eine Anzahl einzelner Privatomnibusse; Wells, Fargo u. Co. werden ebenfalls eine Linie etabliren.

Die White-Pine-Region, etwa ein Fünftel größer als der District Columbia, ist eine öde, wilde Gebirgsgegend, deren zahllose Bergspitzen sich aus tiefen Felsenschluchten von 6000 bis zu 11,000 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Auch im Sommer herrscht hier stets eine kühle Temperatur, und im Winter ist die Kälte bedeutend.

Hamilton, der Hauptwallfahrtsort, liegt 7500 Fuß über der Meeresfläche und zählt im Augenblick etwa 150 Häuser, Zelte und Hütten, die aus allen erdenklichen Materialien aufgeführt sind, aus gehobelten und ungehobelten Brettern, Fichtenstämmen, Cederpfählen, Weiden, Häuten, Heu, Lehm, Steinen rc.; sie werden von 1500 Weißen und einer ganzen Schaar Indianer bewohnt. Bauholz kostet hier 350 Dollars per 1000 Fuß. Bauplätze, die noch vor 5 Monaten 75 Dollars kosteten, bringen jetzt 1000 Dollars.

Andere Ortschaften sind Treasure City, auf der Spitze des 9100 Fuß hohen Treasure Hill, im Centrum der reichsten Silberminen der Welt, wie es heißt, aber auch im Centrum der furchtbarsten Stürme, wie es scheint. Der Platz wächst so rasch, daß nicht Baumaterial genug herbeigeschafft werden kann. Silver Springs liegt in einer Schlucht an obigem Berge, aber noch immer 7000 Fuß hoch über dem Meere; dort ist die Temperatur bei weitem wärmer als in den beiden ersten Plätzen. Auf einer Grundfläche von 4 bis 5 Quadratmeilen hat sich eine Bevölkerung von 5000 Köpfen zusammengefunden, und noch immer strömen täglich Hunderte hinzu, trotz Schnee und bitterer Kälte. Wenn Krankheit und Entbehrungen nicht bedeutend aufräumen, wird diese Bevölkerung im April auf das Doppelte und im August auf 20,000 bis 25,000 gestiegen sein.

Von Osten her ist White Pine noch nicht leicht zu erreichen; sobald jedoch die Verbindung der Union mit der Central-

Pacific-Bahn stattgefunden hat, wird man in sechs oder sieben Tagen von der atlantischen Küste aus bis nach Hamilton gelangen. Schon jetzt ist die Rede von einer Zweigbahn von Elko an der Pacific-Bahn bis nach Hamilton.

Die Silberlager des Districts sind erst etwa vor $1\frac{1}{2}$ Jahren entdeckt worden, und schon sind mehr als 50 Minencompagnien zu San Francisco für deren Ausbeulung organisirt worden.

Am 1. Februar in diesem Jahr waren in das Register des White-Pine-Districts mehr als 2000 Ansprüche (Claims) eingetragen, und zwar vier Fünftheile davon im Umkreise von zwei Meilen. Diese Ansprüche sind nach dem sogenannten Ledge Plan (Ader Plan) gemacht, d. h. jeder soll sich auf eine bestimmte Ader beziehen, an welcher von jedem Claimant 200 Fuß in der Länge und 200 Fuß in der Breite beansprucht werden.

Die Silberablagerungen befinden sich theils in horizontaler Lage zwischen Schiefer und Kalksteinschichten, theils sind sie perpendiculär: und diese sich durchkreuzenden Adern findet man ebensowohl auf den Spitzen der Berge wie an deren Wänden und in den Thälern. Die Erzhaltigkeit des Gesteins variirt außerordentlich von 100 Dollars per Tonne bis zu 2000 Dollars. An einer Stelle fand man ein schwarzes Erzconglomerat und eine Ader blauschwarzen oder dunkelvioletten Staubes, den man anfangs für werthlos hielt und wegschaufelte, bis man entdeckte, daß er 183 Dollars Silber per Tonne giebt.

Im Ganzen läßt sich nicht läugnen, daß der Silberreichthum dieses Districtes ein enormer ist, und daß es lange Jahre dauern wird, bis er ausgebeutet ist. Aber wie überall, so führt auch hier nur die Braut heim, wem das Glück hold ist, wie es im Sprüchwort heißt. Es giebt eine Unzahl schlechter Claims („Wild-Katzen"-Claims), und diese gerade sind es, welche in den Markt gebracht werden. Die guten werden selten weiter verkauft, außer an Ort und Stelle und dort zu ungeheuren Preisen.

An Mühlen, Walzwerken, Tunnels und Wasserleitungen ist kein Mangel. Grundstücke werden mittelst Pfählen umzäunt, die 30 Fuß von einander stehen, und durch einen schmalen Streifen Leder verbunden sind. Der beste Titel ist die wirkliche Besitzergreifung und ein guter Revolver.

Die Bevölkerung besteht gegenwärtig noch großentheils aus ehrenwerthen unternehmungslustigen Bürgern, aber schon strömen Schaaren von Spitzbuben, Bummlern, Räubern, Prostituirten, Spielern und Verbrechern jeder Art herbei, und sehr bald möchte ein Vigilanzcomite nöthig werden. Der Arbeitslohn ist hoch, aber die Lebensbedürfnisse sind es ebenfalls. Maurer verdienen 5 Dollars per Tag, Zimmerleute 6, 7 bis 10 Dollars, aber dabei kostet die Tasse Kaffee nebst Beefsteak 1 Dollar, ein Nachtlager auf einem Strohsack 1 Dollar, ein Apfel 25 Cents, ein Huhn 5 Dollars, Mehl 17 Dollars per 100 Pfund, Kartoffeln 20 Cents per Pfund. Es leben etwa 50 bis 60 Chinesen im District, welche sich als Köche und Wäscher beschäftigen.

Daß White Pine zu den bedeutendsten Silberminendistricten der Erde gehört, wird von allen Seiten behauptet, aber es steht fest, daß die Region sehr bald von Silbersuchern überfüllt und daß jeder gute Claim in festen Händen sein wird. Da der Winter in dieser Gebirgsregion bis Ende Juni dauert (am 14. Juni 1868 fiel in Treasure City 15 Zoll hoher Schnee), so werden Noth und Entbehrung aller Art dort manchen Schatzgräber ereilen.

* * *

— Ueber den Omnibusverkehr in Paris und London sind jüngst specielle Angaben veröffentlicht worden. In Paris gehören alle Omnibus einer einzigen großen Gesellschaft, in London theilen sich mehrere in den Geschäftsbetrieb. In dieser letzten Stadt fuhren 1866 schon 602 Omnibus, welche im Laufe jenes Jahres 44,351,000 Fahrgäste beförderten. Paris hatte 656, und diese beförderten 107,212,000. In London kommen auf jeden Omnibus täglich 201, in Paris 447 Fahrgäste. In London betrug die Jahreseinnahme 15,377,000 Francs, in Paris, wo die Fahrpreise wohlfeiler sind, 20,604,000. Die Engländer sind im Omnibuswesen hinter den Parisern zurückgeblieben.

— In der europäischen Türkei hat sich die Zahl der Zeitungen seit Januar um drei in türkischer Sprache vermehrt; in Smyrna erscheint jetzt eine armenische Zeilung, und ein Franzose hat dort gleichfalls ein Blatt, „La Reforme", gegründet.

— Einem Berichte des italienischen Generalpostdirectors zufolge kann man jetzt von London nach Alexandria in Aegypten gelangen: in 176 Stunden über Marseille; in 148 über den Mont Cenis und Brindisi; in $150\frac{1}{2}$ über Calais, Gent und den Brenner, in 151 über Ostende, Gent und den Brenner.

— Die Stadt Philadelphia hatte zu Ende des Jahres 1868 schon 924,000 Einwohner, und wenn man die nächsten Umgebungen hinzurechnet, beträgt die Seelenzahl ungefähr 1,000,000.

— In Californien gewinnt die Tabacksfabrikation eine immer größere Ausdehnung; San Francisco zählt gegenwärtig nicht weniger als 178 Cigarrenfabriken, die im Jahre 1868 mehr als 50 Millionen Cigarren lieferten. Mehr als einhundert Tabacksfabriken werden von Chinesen betrieben. Im südlichen Theile des Staates werden alljährlich mehr Aecker mit Taback bepflanzt, und die Sorte wird gelobt.

— Neu-Bedford ist bekanntlich derjenige Hafen Neuenglands, in welchem die meisten Schiffe für den Walfischfang ausgerüstet werden. Im Jahre 1868 brachten 79 Schiffe ihren „Segen" an Thran, Spermaceti, Fischbein ꝛc. heim, und der Geldwerth betrug 4,013,452 Dollars; 1867 hat derselbe 4,301,008 Dollars betragen.

— Die Getreideeinfuhr Großbritanniens belief sich 1868 für Weizen auf 22,069,353 Pf. St.; Gerste 3,799,527; Hafer 3,875,929; Erbsen 549,313; Bohnen 1,265,824; Mais 4,688,012 Pf. St. Mehleinfuhr: 2,832,077. Allein an Weizen hat Großbritannien in den Jahren 1866 bis und mit 1868 für nahe an 270,000,000 Thaler an das Ausland gezahlt.

— Die Staatseinnahmen der australischen Colonie Victoria haben sich für das Jahr 1868 auf 3,036,038 Pf. St. gestellt.

— In Betreff der „Bildungsstatistik" der Einwohner von St. Petersburg giebt das statistische Centralcomite des Ministeriums des Innern folgende Angaben über die des Lesens kundigen Personen nach den Religionsbekenntnissen. Es konnten lesen von je 100 Personen: Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche 48, Jedinowerzy 61, Raskolniki 52, armenische Gregorianer 88, Katholiken 73, Juden 58, Mohammedaner 55, Protestanten 80. Demnach stehen die Armenier in vorderster Reihe.

— In der zweiten Woche des März kam ein langer Zug kurländischer Bauern über die Düna nach Riga hinein. Es waren Auswanderer, die nach dem Amurlande ziehen wollten.

— Eine auftauchende und wieder verschwindende Insel in Livland. In dem Ilijingsee in Livland giebt es eine Insel, die periodisch über der Oberfläche des Wassers erscheint und wieder verschwindet. Während des heißen Sommers findet nämlich auf dem Grunde des Sees eine sehr lebhafte Gasentwickelung statt, und dann sieht man aus dem Wasser eine schwarze Masse aufsteigen, welche die Form einer aufgebläheten Blase hat. Während des Sommers bedeckt sich diese eigenthümliche Insel mit Kräutern und Wasserpflanzen. Aber sobald die Nächte anfangen kühl zu werden, vermindert sich die Gasentwickelung. Dann fällt die Insel nach und nach zusammen und sinkt beim Eintreten des ersten Frostes auf den Grund des Sees. Die Bauern der Umgegend sagen dann, daß sie ihren Winterschlaf halte.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Grönländer Eskimos im Sommerlager bei Pröven.

# Aus der Nordpolarreise des Dr. Hayes.

## I.

Wir haben mehrfach über die Reise dieses unternehmenden Nordamerikaners gesprochen. Er nahm an Kane's arktischer Reise, an der sogenannten Grinnell-Expedition, Theil, bei welcher es sich darum handelte, Franklin aufzusuchen; man vermuthete denselben irgendwo im Norden der Baffinsbai. Kane ermittelte, daß die Smithstraße mit ihrer nördlichen Fortsetzung, dem Kennedycanale, eine etwa 50 deutsche Meilen lange Durchfahrt bilde. Im Norden derselben beobachtete ein Mitglied der Expedition, Morton, eine große nicht mit Eis bedeckte Wasserstelle, welche sofort für „das offene Polarmeer" ausgegeben wurde. Hayes unternahm dann im Sommer 1860 einen Versuch, dieses „offene Polarmeer" zu einem Vordringen möglichst weit zum Pol hin zu benutzen und wo möglich diesen mathematischen Punkt zu erreichen. Er hat aber weder das eine gefunden, noch den andern erreicht, und ist im Eise stecken geblieben. Wir geben nachstehend einige Schilderungen aus seinem 1867 erschienenen Werke, das er, sehr ungeeignet, betitelt hat: „Das offene Polarmeer; Bericht über eine Entdeckungsreise nach dem Nordpole zu." Der Leser wird sich überzeugen, mit wie großen Gefahren und Beschwerden eine Reise zu Schiffe wie auf Schlitten in jenem allezeit unberechenbaren Eislabyrinthe verbunden ist.

* * *

Hayes hatte einen kleinen Schooner, die „United States", vortrefflich und mit aller Sorgfalt ausgerüstet; er nahm alle erforderlichen Instrumente mit an Bord, und das aus elf Köpfen bestehende Schiffsvolk bestand aus durchweg tüchtigen Leuten. Außerdem hatten sich der Expedition angeschlossen ein Secretär, ein Astronom und Dr. August Sonntag, ein begabter junger Gelehrter, welcher das Polarmeer schon aus eigener Erfahrung kannte; er war, wie Dr. Hayes selber, Gefährte Kane's gewesen.

Am 16. Juli 1860 verließ das Schiff den Hafen von Boston und steuerte sofort der grönländischen Küste zu, östlich an Neufundland vorüber. Das Meer ist in jenen Regionen während der Sommermonate mit dichtem Nebel bedeckt und Hayes sah dort eine ganze Woche lang weder Sonne noch Horizont. Am 30. Juli befand er sich unter dem nördlichen

Polarkreise und war bald nachher unweit der grönländischen Küste. Des Nebels wegen konnte er kein Land sehen; er war aber schon an Eisbergen vorübergefahren und konnte sich an der Mitternachtssonne erfreuen; der Tag nahm kein Ende. Als der wachthabende Matrose durch den dichten Nebel ein Geräusch vernahm, als ob das Meer an ein Felsengestade brande, rief er: Land! Er sah aber bald, daß er sich getäuscht hatte, denn ein Eiskoloß wurde bald nachher sichtbar und schwamm drohend auf das Schiff zu. Dieses wich natürlich der gewaltigen Pyramide vorsichtig aus; dieselbe war etwa 300 Fuß breit und 150 Fuß hoch; die Spitze war zur Hälfte in Nebelgewölk verhüllt, das aber bald zerriß.

Die Südküste der Insel Disco, an welcher die dänische Niederlassung Godhaven liegt, kam am 31. Juli in Sicht, am folgenden Tage fuhr das Schiff über den 70. Breitengrad hinaus an den Föhrden Waigattet und Omenak vorüber. Dann und wann lüftete sich der Nebelschleier, und das grönländische Gestade zeigte sich in seiner strengen Pracht, mit den hohen Bergen, breiten Thälern, engen Schluchten, zerrissenen Felsenlabyrinthen und seiner wüsten Oede. Ein Eisberg nach dem andern schwamm von Norden her. Man wähnte sich in einer verzauberten Welt. Hayes schreibt: „Wir haben den 2. August; es ist Mitternacht; das Meer liegt glatt wie ein Spiegel vor uns; keine Welle, kein leichtes Gekräusel, kein Lufthauch. Die Sonne steht im Norden, hin und wieder ziehen am blauen Himmel einige leichte Wölkchen hin; in unserer Nähe wie in weiter Ferne treiben Eiskolosse; dunkle Berge heben sich scharf vom Himmel ab, und das Alles ist nun mit einer glänzenden Atmosphäre von Karmoisin, Purpur und Gold förmlich übergossen. Ein so wunderbar herrliches Schauspiel habe ich auf meinen früheren Reisen nicht gesehen. Die Luft war mild und weich, wie bei uns in einer warmen Sommernacht, und doch schwammen wir mitten zwischen Eisbergen. In Italien kann der Himmel nicht klarer sein; sogar die Eisblöcke hatten ihren finstern Anblick verloren, denn sie nahmen sich aus wie Massen glühenden Metalles oder wie schneeweißer Marmor von Paros oder auch wie schillernder Opal. Bald nachher gewann unter dem Schatten, welchen die Eisberge warfen, das Meer ein herrliches Grün; nur da, wo das Eis weit überhing, wurden die Farbentöne etwas wärmer und glichen in einer Eishöhle abwechselnd dem Malachit und dem Smaragd, während durch die Eismasse selbst ein breiter, kobaltblauer Streifen hinzog. Und um die Pracht dieses herrlichen Anblicks noch zu erhöhen, sprangen und rieselten von allen diesen Eiskolossen kleine Cascaden herab, und dann und wann löste sich von einem Berge ein Stück ab und stürzte mit Donnergetöse ins Meer, weit und breit hin Wellen aufpeitschend."

Grönländische Kayacks.

Im Hafen Pröven waren mehrere grönländische Familien im Sommerlager versammelt. Es versteht sich von selber, daß sie eine Anzahl von Booten besaßen. Diese Kayacks sind oftmals beschrieben worden, und wir können uns deshalb kurz fassen. Solch ein Ding ist aus leichtem Holze zusammengesetzt und hat nur etwa 9 bis 10 Zoll Tiefe, 18 Fuß Länge, kaum 2 Fuß Breite, und läuft nach vorn und hinten mit einer etwas nach oben gebogenen Krümmung spitz zu. Dieses Gestell ist mit Seehundsfell vollkommen wasserdicht überzogen; in der Mitte ist eine runde Oeffnung, in welche der Eskimo sich hineinsetzt und die auch wasserdicht an den Körper des Schiffers anschließt, der nun mit seinem etwa 3 Ellen langen, an beiden Seiten schaufelartig abgeplatteten Ruder diese Nußschale mit bewundernswürdiger Sicherheit lenkt. Er ist wie ein Amphibium, legt in einem so schwachen und gebrechlichen Fahrzeuge weite Strecken zurück, befördert in demselben die Postsachen zwischen den verschiedenen, weit von einander entfernten dänischen Niederlassungen und fährt auf die Robben-, Walroß- und Narwaljagd. Der grönländische Eskimo hat aber außer dem

Kayak noch ein anderes Fahrzeug, das Umyack, ein viereckiges Boot, welches unseren plumpen Flußfähren gleicht, und zum Transporte der Habseligkeiten und der Frauen und Kinder benutzt wird. Der Mann hält es unter seiner Würde, ein Umyack zu besteigen; die Weiber müssen dasselbe rudern, während er in seinem Kayack nebenher fährt und als Führer und Lootse dient. Vermittelst eines solchen Umyack war es dem dänischen Marinecapitän Graah 1828 bis 1830 möglich gemacht, die engen Canäle an der Südspitze Grönlands zu passiren und dann einen Theil der Ostküste aufzunehmen. Die Ostküste selber ist bekanntlich seit vierhundert Jahren durch einen breiten Gürtel permanenten Standeises von Westen her für die Schiffe durchaus unzugänglich.

Hayes sagt, welchen „Segen die Civilisation jenen Grönländern gebracht hat." Sie drängten sich um das Schiff und waren zudringlich; sie halten große Stücke auf Rum, Kaffee und Taback. Ein alter Eskimo, der ein paar Fremdwörter aufgeschnappt hatte, brachte einen großen Lachs zum Verkauf und rief dabei in einem fort: „Livre rhum, bouteille sucre!" Für ein Glas Schnaps und eine Hand voll Taback geben sie ihre schönsten Kunststücke zum Besten. Dahin gehört das, was Hayes als „die hohe Schule der Kayaks" bezeichnet. Sie besteht darin, daß der Schiffer mit seinem ganzen Kayack kopfüber ins Meer taucht und das Fahrzeug unter Wasser um seine eigene Achse herumdreht. Wehe ihm, wenn er sein Ruder dabei verlöre; dann wäre auch er verloren. Aber diese Leute fühlen sich auf und im Meere so sicher, wie Seehunde oder Delphine.

In Pröven erfuhr Hayes eine unangenehme Enttäuschung; es war seine Absicht gewesen, dort Zughunde zu kaufen, denn solche mußte er haben, und von einer Anzahl guter Gespanne war das Gelingen seiner Pläne abhängig. Nun aber hatte im vorigen Jahre unter den Eskimohunden eine

Upernawik auf Grönland.

Seuche große Verheerungen angerichtet, und es waren nur so wenige Thiere verschont worden, daß die Grönländer sich von denen, welche ihnen übrig geblieben waren, nicht trennen wollten; nach vielem Zureden überließen sie dem Reisenden nur einige wenige.

Pröven (d. h. Versuch) ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Hans Egede gegründet worden, diesem wohlwollenden und ehrwürdigen „Apostel der Grönländer". Die Niederlassung ist in gutem Stande; die Bewohner treiben vorzugsweise Robbenschlag und bringen in zwei bis drei Jahren so viel Thran und Felle zusammen, daß eine dänische Brigg von 300 Tonnen eine Ladung einnehmen kann. Dicht hinter der Ortschaft öffnete sich ein reizendes Thal; der Boden war dicht mit Gras und Moos überzogen (Poa arctica; Glyceria arctica; Alopecurus alpinus); von den Felsen sprangen Cascaden herab; dort wuchs Zwergmohn, Löwenzahn, Schneeranunkel, Potentille und die purpurblumige Pedicularie. Hayes sammelte sieben verschiedene Arten von gelben, rothen und weißen Saxifragen; er sah die Zwergbirke und die hübsche Andromeda, welche in Grönland die Stelle unseres Haidekrautes vertritt. „An einer durch Felsen vor dem Nordwinde geschützten feuchten Stelle konnte ich einen ganzen Wald von kleinen Weidenbäumen mit meiner Mütze bedecken."

Am 12. August wurde Upernawik erreicht. Die Einfahrt zum Hafen ist wegen eines vorliegenden Riffes schwierig, aber der Lootse Adam, ein getaufter Heide aus Pröven, verstand seine Sache. Ein dänisches Fahrzeug wurde eben mit Thran und Fellen beladen und wollte in den nächsten Tagen nach Kopenhagen heimfahren; es war also Gelegenheit geboten, Briefe mitzuschicken. In Upernawik wohnte der dänische Beamte des grönländischen Norddistrictes, und der an und für sich armselige Ort hat eine Kirche. Für Dr. Hayes war es ein schwerer Verlust, daß einige Tage

vor seiner Landung der Schiffszimmermann Caruther starb; dieser tüchtige Mensch wurde nun auf dem Friedhofe dieser vereinsamten Ortschaft seiner letzten Ruhestätte übergeben, — man kann nicht sagen: begraben, denn dort ist kein Erdboden, in welchen man einen Sarg versenken könnte; man stellt ihn deshalb auf eine Art von Felsentreppe und überdeckt ihn dann mit einer Menge von Steinen.

In Upernawik vollendete Hayes das, was er seine arktische Ausrüstung nennt. Er kaufte Zughunde, Rennthier- und Seehundsfelle. Die grönländischen Frauen verstehen sich ganz vortrefflich auf die Verfertigung von Kleidungsstücken und machen dieselben unbedingt wasserdicht; ein aus Seehundsfell mit Rennthiersehnen zusammengenähter Stiefel namentlich ist eine wahre Meisterarbeit und trägt sich ungemein bequem. Man verfährt beim Garmachen der Haut so, daß man sie abwechselnd der Sonnenwärme und dem Frost aussetzt; sie wird vollkommen weiß und nimmt jede beliebige Färbung an. Die Grönländerinnen lieben den Putz, wie alle Frauen, und haben muntere, ins Auge fallende Farben gern; so tragen sie z. B. rothe oder weiße mit Roth aufgeputzte Stiefel am liebsten. — Unter den etwa zweihundert Seelen sind nur zwanzig Dänen und ungefähr doppelt so viele Mischlinge. Hayes bekam dort zur Ergänzung seines Schiffsvolkes noch drei Jäger, einen Dolmetsch und zwei dänische Matrosen, gab den dänischen Beamten einen Abschiedsschmaus am Bord und stach dann wieder in See. Upernawik ist der nördlichste Punkt in Grönland, wo man noch etwas vom civilisirten Leben findet, und bis wohin die Schifffahrt einigermaßen leicht ist oder doch nur die gewöhnlichen Gefahren bietet. Weiter nach Norden hin beginnen in der Baffinsbai die großen Schwierigkeiten. Von nun an hat der Schiffer zu kämpfen mit Eisbergen, mit Packeis, das aus zusammengeschobenen, über und durch einander geworfenen Massen besteht, die oft eine Ausdehnung von vielen

Der Alida-See und der Gletscher Bruder-John.

Meilen haben, mit Eisflarden, d. h. Feldern gefrorenen Seeeises, kurzum mit Eis in allen möglichen Gestalten. Er hat weiter zu bestehen den Kampf mit Strömungen und Winden, welche sich dort in der Baffinsbai von allen Himmelsrichtungen her gleichsam ein Stelldichein geben. In dieser Bai — man sollte aber sagen Baffins-Straße — dehnt sich bis zum 75. Grade auch das sogenannte Mitteleis aus, jene ungeheure Masse von Packeis, welche jeder Schiffer, der das sogenannte Nordwasser an der Smiths-, Jones- und Lancasterstraße erreichen will, zur Linken läßt; er muß an der Ostseite desselben hinfahren und hat von Glück zu sagen, wenn jenes entsetzliche Mittelpack an der Seite ein praktikables Fahrwasser läßt und sich nicht mit dem Strandeise, welches an der Küste der Melvillebai fast das ganze Jahr hindurch liegt, zusammengelöthet hat. Das Gestade dieser Bai nimmt sich auf unseren Karten aus wie eine gekrümmte Linie vom nördlichen Westgrönland, die Schiffer verstehen aber unter jenem Ausdruck den ganzen östlichen Theil der Baffinsbai, welcher im Süden in etwa 66 Grad Nord da beginnt, wo das Mittelpackeis, wie man will, anfängt oder aufhört, und reicht dann bis zum „Nordwasser". Hayes vergleicht dieses Mittelpackeis mit einem ungeheuren Flosse, welches allzeit mehr oder weniger in Bewegung sich befindet, und auf diese sind die aus der Polargegend herabkommenden Strömungen von Einfluß. Darüber kann kein Zweifel obwalten, seitdem wir wissen, wie Mac Clintock's kleiner Dampfer „Fox", der unter der Breite von Cap York vom Packeis eingeschlossen war, in und mit demselben neun Monate lang nach Süden trieb und erst unter dem Polarkreise wieder freies Wasser bekam. Hayes hatte in der Melvillebai so dichten Nebel, daß er keine zehn Schritte weit sehen konnte; bald fiel auch Schnee, nachher hagelte es; der Wind pfiff laut, hohe Sturzwellen schlugen über Bord. „Ich werde unsere zehn ersten Stunden in der Melvillebai niemals ver-

gessen!" Bald schimmerte mit ungewissem Licht ein Eisberg durch den Nebel; er war dem Schiffe ganz nahe, und dieses hatte keine Zeit zu wenden; man wußte auch nicht, nach welcher Seite man ausweichen sollte; man mußte „das Schicksal" ruhig herankommen lassen. Und man war ihm so nahe, daß die Stengen des Fahrzeuges die Seiten des Eisberges streiften, als man mit genauer Noth an demselben hinfahren konnte. Die Angst war überstanden, und nach einer Minute war der Koloß wieder im Nebel verschwunden.

Am Mittage des 25. August begegnete Hayes dem ersten Eisfelde. Vorher hatte er wohl vierundzwanzig Stunden lang das Meer aufmerksam beobachtet, und er gab sich schon der Hoffnung hin, daß er ganz leidlich durch die Bai kommen werde. Nun aber zeigte sich vor ihm eine lange, weiße Linie, auf welche er gerade zusegelte. Er fand eine breite Wasseröffnung, fuhr in dieselbe hinein und fand, daß die ganze mehrere Meilen lange und breite Bank aus losem Eise bestand. Das Schiff konnte sich einen Weg hindurchbahnen, hatte nach Verlauf von 55 Stunden die Melvillebai hinter sich und war nun am Südende des Nordwassers.

Cap York am Nordende der Melvillebai ist auf allen Karten verzeichnet. Hayes fuhr dem Gestade so nahe als möglich entlang, um mit Eskimos zusammenzutreffen. Wer den Reisebericht Kane's gelesen hat, erinnert sich vielleicht, daß derselbe von Grönland aus einen Jäger Namens Hans mit nach dem Smithsunde genommen hatte. Hans war dem Dr. Kane zwei Jahre lang treu geblieben, dann aber verließ er ihn eines Eskimomädchens wegen und blieb bei den Wilden, welche an den Nordgestaden des Baffinsmeeres umherziehen. Hayes nahm an, daß er seiner freiwilligen Verbannung wohl satt und müde geworden sei und sich wahrscheinlich am Cap York herumtreiben werde, um dort auf irgend ein Schiff zu lauern, mit welchem er nach Grönland zurückfahren könnte. Als Hayes dem Strande auf etwa einen Flintenschuß nahe kam, bemerkte er eine Menschengruppe. Sofort ließ er ein Boot aussetzen, und nach wenigen Minuten fand er seine Vermuthung bestätigt. Hans war da und erkannte auch sofort ihn und Herrn Sonntag; er rief sie beide bei Namen.

Ein Theil des Humboldt-Gletschers.

Im Verlaufe von sechs Jahren war er ganz zu einem Wilden geworden, und sah eben so schmutzig und widerwärtig aus, wie die anderen Eskimos. Seine Frau, die bei ihm war, trug ihren Sprößling auf dem Rücken in einer Art von ledernen Kapuze. Gleichzeitig stellten sich ein sein Schwager, ein junger Bursch mit lebhaftem Blick, und seine Schwiegermutter. Alle waren in Felle gekleidet. Hans führte seine weißen Gäste durch hohen Schnee und über Felsgetrümmer nach seinem Zelte, das ein paar hundert Schritt über dem Meere auf einem steilen Hügel stand, allerdings unbequem für einen Fischer, aber zum Spähen vortrefflich gelegen. Dort hatte nun der Verwilderte seit Jahren tausend- und aber tausendmal ausgeschauet, um irgend ein Fahrzeug zu entdecken; er hatte sich längst nach seiner grönländischen Heimath zurückgesehnt. Jetzt verstand er sich dazu, mit Frau und Kind an Bord zu kommen und die Expedition mitzumachen. Die übrigen Eskimos erhielten kleine Geschenke.

Das Schiff flog bei günstigem Winde an Inseln, Vorgebirgen, Buchten, Eisbergen und Gletschern vorüber; das Wetter war gut, die Mannschaft in der besten Stimmung und beinahe übermüthig. Die neuen Gäste trugen wesentlich zur Unterhaltung bei; Hans war offenbar sehr erfreut, wieder unter anderen Menschen zu sein; seine Frau wußte vor Staunen und Neugier nicht, wie sie sich fassen und benehmen sollte; der Eskimosprößling heulte, schrie und lachte. Die ganze wilde Familie hatte zunächst einer Reinigung sich zu unterziehen, bei welcher Seife, heißes Wasser, Scheere und Kamm nicht gespart wurden. Die Matrosen machten dabei ihre Sache gut, und als die drei Eskimos dann mit rothen

Hemden und allerlei anderen civilisirten Dingen bekleidet waren, vergaßen sie darüber den Schrecken, welchen Wasser und Seife ihnen verursacht hatten.

Die Küste, an welcher jetzt das Schiff hinsegelte, ist geologisch merkwürdig; die Trappformation der Insel Disco tritt am Cap York wieder auf; das Gestade ist hoch, steil, jäh abfallend, von tiefen Schluchten durchrissen; in den Buchten liegen Eisströme. Am Cap Atholl, südlich vom Wolstenholmsunde, erfährt dann jenes Gestein wieder eine Unterbrechung; dort treten Sandstein und Grauwacke auf, und dasselbe gilt von der Saundersinsel. Etwas nach Norden hin liegt Cap Parry an der Südseite des Walfischsundes. Als Hayes an der Boothbai vorüberfuhr, erinnerte er sich, daß er dort im Jahre 1854, als er seine Kahnfahrt unternahm, überwintert hatte. Mit Hülfe des Fernrohrs erkannte er die Felsen, zwischen welchen er damals seine Hütte gebaut hatte.

Als der Wind nach Nordosten umschlug und die Wolken aus einander jagte, sah man Cap Alexander, das sich mit seinen steilen Ufern am Eingange zum Smith-Sund erhebt. Ihm ziemlich gerade gegenüber liegt an der Westseite des letztern Cap Isabella. Das Wetter war ruhig, aber eine eigensinnige Strömung trieb das Schiff bald in südlicher, bald in nördlicher Richtung, manchmal zwischen Eisbergen umher, die in großer Menge und von gewaltigen Dimensionen bunt durch und neben einander schwammen. Hayes steuerte gegen Cap Isabella hin, weil er in jener Richtung in den Smith-Sund einfahren zu können hoffte, aber bald nachher kam eine Masse von Bankeis in Sicht; von so gewaltiger Größe hatte er nie zuvor eine gekannt. Dieselbe bestand aus ganz enormen Eisfeldern, lag von Nordost nach Südwest und versperrte die Fahrt an der Westseite ganz und gar. Viele Eisklötze oder Blöcke ragten 2 bis 10 Fuß über die Wasserfläche empor, hatten also eine Dicke von 20 bis 100 Fuß. An eine Fahrt durch dieses Eisfeld war platterdings nicht zu denken; dasselbe schien gar kein Ende zu haben.

Die Lage war bedenklich, wurde aber doppelt schlimm, als urplötzlich ein furchtbarer Sturm hereinbrach und dem Schiffe keine andere Wahl ließ als an der Küste, falls dieselbe erreicht werden konnte, eine Zuflucht zu suchen. Das dicke Bankeis, welchem es in der vorigen Nacht entlang gefahren war, lag jetzt unter dem Wind und machte eine Fahrt nach rückwärts geradezu unmöglich. Auch am 28. und 29. August stürmte der Wind grimmig fort, aber Hayes war jetzt wenigstens theilweise durch die Küste geschützt und fand etwa zwei Miles vom Lande entfernt einen Ankerplatz vor dem Cap Saumarez; dann machte er einen mißlungenen Versuch, die Insel Sutherland zu erreichen, und fuhr an der Küste hin, um in irgend einer tiefen Bai einen sichern Hafen zu suchen; aber der Wind warf ihn zurück und er war froh in einer kleinen Bucht ankern zu können. Der Schaum von den Wellen spritzte auf das Verdeck, welches bald einer glatten Eisbahn glich und mit Asche bestreut werden mußte, von Stengen und Wanten hingen Eiszapfen herab. Hayes schrieb in sein Tagebuch Folgendes:

„Ich begreife, weshalb 1852 bei einem solchen Sturm Inglefield sich gezwungen sah, die Smithstraße zu verlassen; er wäre doch nicht weiter gekommen, wenn auch die „Isabella" noch einmal so viel Dampfkraft gehabt hätte. Wir unsererseits wären aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gewesen, wenn uns nicht die steile Küste Schutz gewährt hätte. Die Windstöße sind über alle Beschreibung entsetzlich; in Zwischenräumen tritt völlige Ruhe ein, und während derselben scheint der Sturm neue Kräfte zu noch ärgerm Toben zu sammeln. Die Küste gewährt einen unheimlichen Anblick; die steilen Abhänge sind fast 1200 Fuß hoch und oben mit frischgefallenem Schnee bedeckt; dieser wird von Wirbelwinden auf uns herabgetrieben und fällt als Platzregen nieder. Aus der Ferne gesehen, mag sich das Alles wohl ganz hübsch ausnehmen. Diese Höhen waren im Jahre 1853 zwei Wochen später noch völlig ohne Schnee.

„Furchtbar-großartig, schrecklich-erhaben ist diese Scenerie! Der Sturm rast nach wie vor, die weißen Abhänge des Cap Alexander schimmern mit einem unheimlichen Glanze und heben sich scharf von dem düstern Gewölk am Nordhimmel ab. Ueber die Felsabhänge stürzen in Zwischenräumen mächtige, vom Winde zusammengetriebene Schneeklumpen herab; andere werden hoch in die Luft emporgewirbelt, und wieder andere, die ich als Schneekatarakten bezeichnen möchte, werden durch die Schluchten und engen Thäler ins Meer hinabgejagt. Durch das zerrissene Gewölk erblickt man das schwarze Gestein der jähen Felsen; ein die Bai herabtreibender Eisberg ist mit einem blendend weißen Mantel bedeckt, welchen der Sturm in Falten aufbauscht; die Sonne verschwindet langsam hinter dem nebeligen Horizonte. Das Alles ist grausig und wild, aber am allergrausigsten erscheint das Meer in seinem unheimlichen Glanze! Am Vorgebirge ist es weit und breit nur Schaum; der Sturm peitscht das Wasser in gewaltigen Garben empor, welche auf Eisberge niedersinken. Diese Massen Schaum — wie sie auf dem Oceane sieden und zittern, emporgeworfen werden und herabstürzen, und diese Wolken, welche der heulende Sturm rasend vor sich hinpeitscht! Erde und Meer tosen mit taubem Gebrülle, durch die Lüfte gellt ein erschreckliches Pfeifen durch Wolken von Schnee und Regen, die mit einander im Kampfe liegen. Es ist wie in einer wilden Hölle.

„Ein wilder Orkan fegte unser Schifflein vor sich hin, und am 3. September dublirten wir dieses entsetzliche Cap Alexander. Ich hatte gehofft und meine Pläne darauf gegründet, am westlichen Ufer der Smith-Straße überwintern zu können, aber jetzt konnte ich noch von Glück sagen, daß ich in der Umgegend der Hartsteenebai einen Ankerplatz fand. Mein Schiff hatte durch Wind und Schollen entsetzlich gelitten, und eben lag es vor Anker, als das Eis den Hafen versperrte; — wir waren eingewintert!"

* * *

So lag nun Hayes an der Ostseite der Einfahrt zum Smith-Sund in einer Bucht, die er Port Foulke benannte. Sie gewährte ihm Schutz gegen alle Winde, den Südost ausgenommen; dieser wurde jedoch durch eine Gruppe von Eisbergen abgehalten, welche vor der Einfahrt des Hafens festlagen. Derselbe befand sich etwa drei deutsche Meilen nördlich vom Cap Alexander, und die Küstenkrümmungen mitgerechnet, etwa dreißig Meilen vom Renßelaer Hafen, wo einst Kane überwintert hatte. Im Hintergrunde der weit ins Land eindringenden Foulkebai steigt das felsige Gelände in Terrassen empor.

Man ging sofort an die Arbeit, um das Schiff für den langen Winter so häuslich und bequem als immer möglich einzurichten. Die Ladung wurde ans Ufer auf die unterste Terrasse geschafft, wo sie 30 Fuß über der höchsten Fluthmarke ganz sicher lag in einem aus Steinen verfertigten Magazine, das mit Segeltüchern überdeckt war. Das Fahrzeug selber wurde abgetakelt, und über das Verdeck ein Bretterdach gelegt, so daß man ein 8 Fuß hohes Zimmer herstellte. Man kalfaterte jede Fuge und setzte vier Fenster ein, damit Licht und Luft eindringen konnten, denn noch hatte die lange arktische Nacht nicht begonnen. Das ganze Schiff wurde sorgfältig gereinigt, das Zwischendeck als Kajüte für die Mannschaft hergerichtet, ein großer Kochofen in die Mitte gestellt und ein Apparat zum Schmelzen des Eises und Schnees

Schlittenfahrt über Gletscher-Hummocks.

angebracht, welcher süßes Wasser in jeder beliebigen Menge liefern konnte.

Am 1. October war Alles fertig, und Hayes „hing den Kesselhaken auf", das heißt, er gab ein Festmahl; auf die Tafel kamen Lachse aus Upernawik, Rennthierkeulen, Kaninchenfricassé und Pasteten. An Lebensmitteln war überhaupt kein Mangel; in verschiedenen Theilen des Schiffes hingen ein Dutzend Renuthiere, und Hasen und Füchse in großer Menge. Die Jäger trafen oft auf Rudel von 15 bis zu 50 Rennthieren, und gleich in den ersten Tagen konnten deren mehr als 20 in das Eismagazin gelegt werden; Hayes schoß einmal drei Stück binnen einer Stunde. Man hatte allerdings viel Fleisch nöthig, denn die Hunde verzehrten eine große Menge, obwohl man ihnen, wie das bei den Eskimos Brauch ist, nur jeden zweiten Tag ein Futter gab; dieses bestand jedesmal aus einem ganzen Renuthiere.

Am 15. October verschwand die Sonne hinter den Bergen im Süden und kam erst nach vier Monaten wieder zum Vorschein; die lange arktische Nacht war hereingebrochen. Aber wenn man auch das Gestirn des Tages selber nicht mehr erblickte, so sah man doch um Mittag noch Lichtschimmer auf den Berghöhen, und die sonst hellflimmernden Sterne verloren an Glanz. Im October hatte der Tag etwa acht Stunden lang wenigstens Dämmerung, und es war den Leuten möglich, sich in freier Luft zu beschäftigen. Im Innern des Schiffes war Alles nach Wunsch hergerichtet, die Hausordnung wurde von Allen streng und willig befolgt, und Hayes konnte sich auf Ausflüge vorbereiten. Er besuchte zunächst eine kleine Bucht im Norden des Foulkehafens; die zwölf Hunde, welche er vor seinen Schlitten gespannt hatte, rannten wie der Blitz; sie befanden sich im allerbesten Zustande. Am Ende der Bai wurde die Fahrt beschwerlich; Hayes mußte einige tiefe Spalten und bald nachher einige hohe Eiswälle passiren. Vor ihm lag ein breites, malerisches Thal zwischen hohen Felsen; im Hintergrunde starrte ein Gletscher empor, unter demselben lag ein kleiner, länglicher See, der weiter abwärts über einige steile Abfälle hinweg sein Wasser mit jenem des Meeres vereinigt. An manchen Stellen des Ufers liegt Torf und hartgetrocknetes Moos, beides sehr willkommen, weil es Brennstoff darbot und, wenn mit Fett begossen, nichts zu wünschen übrig ließ. Der kleine See wurde als Alida im Chesterthale bezeichnet. An manchen Stellen des letztern, wo der Wind den Schnee fortgetrieben hatte, war feiner, dichter Rasen sichtbar. Einige Rudel Rennthiere, zusammen mehr als einhundert Stück, weideten dort. Der eben erwähnte Gletscher war schon 1855 von Dr. Kane entdeckt und später von dessen Bruder besucht worden, welcher als Wundarzt Hartstene's Expedition mitmachte.

Das Wetter war stürmisch und blieb es auch; trotzdem besuchte Hayes die andere Seite der Föhrde, wo 1853 einige Hütten (das „Dorf Etah") standen. Jetzt wurde es auch um die Mittagszeit nicht mehr hell; Hayes wollte aber den Vollmond benutzen, um einen Ausflug nach dem Gletscher zu machen; an einen Zug weit nach Norden hin war jetzt noch nicht zu denken, denn außerhalb des Port Foulke hatte das Meer noch keine Eisdecke; es brandete noch stark an der ganzen Küstenstrecke zwischen den Caps Alexander und Ohlsen, also in der ganzen Hartstenebai, und wahrscheinlich war es eine Strecke weit nach Norden hin jetzt noch offen.

Mit Hayes gingen sein Secretär Knorr, zwei tüchtige Matrosen, der Eskimo Peter und der Freiwillige Heywood. Am 22. October wurde ein Schlitten mit einem kleinen Leinwandzelte, zwei Büffelhäuten, einer Kochlampe und Mundvorräthen für eine Woche beladen, und dann die Fahrt angetreten. Das erste Lager wurde am Fuße des Gletschers aufgeschlagen; es war frostig genug, denn der Thermometer zeigte —24° C. Man mußte sich am Feuer der Kochlampe wärmen, so gut das eben gehen wollte. Von Schlaf war keine Rede. Am andern Tage konnten die Schlitten nur unter vielen Beschwerden über die Fels- und Eisblöcke und steilen Vertiefungen fortgeschafft werden, nachdem man alle Ladungen herausgenommen hatte. Beim Hinaufklettern glitt der Vordermann aus und fiel einen steilen Abhang hinab, glücklicherweise ohne sich schwer zu beschädigen. Der Schlitten wurde an Stricken in die Höhe gezogen. Das Eis war zumeist locker und rauh; Hayes versank einmal in einen tiefen mit Schnee ausgefüllten Spalt und wurde nur mit Mühe herausgezogen. Der Rand des gewaltigen Gletschers ist äußerst uneben und zerrissen, aber weiter nach der Mitte hin wird das Eis platter und hat weniger Spalten und Risse; dort war ein rascheres Fortkommen möglich. Nach einer mühsamen Tagesarbeit wurde das Zelt aufgeschlagen, und auf ein reichliches Nachtessen folgte ein gesunder Schlaf, welchem durch die gewaltige Kälte kein Eintrag geschah.

Weiter aufwärts trat an die Stelle des harten Eises compacter Schnee, welcher mit einer dünnen Eiskruste überzogen war; diese brach bei jedem Schritte durch, und wir können uns lebhaft vorstellen, in welcher Lage sich die Wanderer befanden, als sie am dritten Tage auf solchem Boden bei —35½ Grad Celsius, dem scharfen Winde entgegen, ihren Weg fortsetzten. Sie begriffen bald, daß unter solchen Umständen nicht weiter zu kommen war. Das schwache Zelt gewährte keinen Schutz; den Leuten war das ganze Gesicht aufgeschwollen, ihre Füße waren eiskalt und starr, sie jammerten vor Schmerz und hatten nun auch keinen Schlaf. Die Windstöße wütheten immer schrecklicher, die Kälte stieg, aber die Rückwanderung mußte um jeden Preis angetreten werden, weil Ruhe so viel bedeutete wie sichern Tod. Auf der flachen, schneebedeckten Ebene war keine Stelle, welche ein Obdach hätte gewähren können; man mußte und mußte vorwärts, immer vorwärts. Hayes äußert scherzhaft, daß er sich damals in einer erhabenen Stellung befunden habe, nämlich 5000 Fuß über dem Ocean und etwa 20 Meilen von der Küste, auf der Eis-Sahara, zumeist in nächtlichem Dunkel. Kein Fels, kein Hügel unterbrach diese traurig-öde Einförmigkeit. Wenn der Mond am Himmel stand, warf er manchmal ein phantastisches Licht auf das vom Winde zerrissenene und gepeitschte Gewölk und auf die wirbelnden Schneemassen. Die Finger der Wanderer waren dermaßen erstarrt, daß sie nicht einmal das Zelt zusammenrollen konnten, um es auf den Schlitten zu legen. Unter solchen Umständen eilten sie den Gletscher hinab, ununterbrochen zehn Meilen weit, ehe sie bei —29½ Grad Celsius Kälte einen Halt machten, noch in 3000 Fuß Höhe über dem Meere. Der Wind hatte etwas von seiner wilden Wuth verloren, rüttelte aber doch das Zelt hin und her.

Am folgenden Abend kamen Alle in Port Foulke an. Der Mond schien hell, das Wetter war ruhig und die Landschaft bot einen zauberischen Anblick dar. Im Alidathal und in der breiten Föhrde zogen die schneebeladenen Wolken wie Geistererscheinungen durch die Nacht; man sah, daß oben in der Höhe ein wilder Wind tobte. Die Sterne schimmerten am Himmel, und vom Gletscher strahlte mattes Mondlicht zurück; draußen im Meere schimmerten Eisberge.

Ein Thautropfen fällt vom Blatt einer Palme in den murmelnden Waldbach eines tropischen Urwaldes; dieser Bach vereinigt sich mit einem Strome, welcher in das Weltmeer mündet. Dort verdunstet er und wird im Gewölke von unsichtbaren Winden nach den Gebirgen des hohen Nordens getrieben, wo er sich in eine Schneeflocke verwandelt. Auf ihn fällt ein Sonnenstrahl und er wird wieder zu einem

Wasserkügelchen und durch die Kälte zu einem eisigen Krystalle. Als solcher bildet er dann einen Bestandtheil des Gletschers, und der Gletscher ist ein ungeheurer Strom von Eis; dieser schiebt sich vor, sein Ende haftet lange fest an der Hauptmasse, aber zuletzt bricht es, stürzt ins Meer und bildet Eisberge.

Der Gletscher (das „Eismeer"), welchen Hayes erstiegen hatte, bildet einen Eisstrom, welcher ein etwa drei deutsche Meilen breites Thal ausfüllt; Beobachtungen ergaben, daß er im Jahr um etwa 100 Fuß weit vorrückt; er wird demnach in etwa 100 Jahren die Föhrde erreicht und wohl 500 Jahre nöthig haben, bevor er an das tiefe Wasser kommt, in welchem allein Eisberge sich von ihm ablösen können.

(— Wir möchten diese Nordküste des westlichen Grönlands als die Gletscher-Küste bezeichnen; denn vom Tyndallgletscher im Norden bis zum Cap Farewell im Süden sind alle Thäler und Schluchten mit Eisströmen ausgefüllt. Auch auf der Ostseite ist, soweit wir dieselbe kennen, genau dasselbe der Fall. Auf der Westseite liegt auch der Große Humboldt-Gletscher. Ich entlehne der Beschreibung Kane's, welcher denselben im April 1854 erblickte, das Nachstehende. Südlich von diesem Gletscher beträgt die mittlere Höhe des Tafellandes etwa 900 Fuß, während der höchste Punkt hart am Wasser sich bis zu 1300 Fuß erhebt und nach dem Innern hin noch um vielleicht 600 Fuß beträchtlicher ist. Die ganze ungeheure Eismasse steigt vom Meer aus schroff empor; an manchen Stellen ist sie von tiefen Schluchten durchbrochen und bietet überall einen furchtbar wilden Anblick; am schauerlichsten, aber stets in hohem Grade malerisch, ist sie in der Nähe der Dallasbucht, 79° Nord. Nördlich von derselben liegt eine Gruppe kleiner Inseln, der Advance-Archipelagus; da wo dieselbe aufhört, beginnt am Cap Agassiz, 79° 14′ 5″ N., 65° 14′ W., der Große Humboldt-Gletscher, welcher an der Peabodybai, der Küste entlang bis zum Cap Forbes unter 80° 17′ N., 64° 57′ W. sich erstreckt. Die Leute, sagt Kane, reden so viel vom Niagara und vom Ocean! Hier sah ich eine unendlich lange Linie von Eisklippen, die eine gewaltige Curve bildeten und im Sonnenschein erglänzten. Aber diese Linie erhob sich wie eine ungeheure gläserne Mauer von 300 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel, und reichte unter demselben bis in eine unergründliche Tiefe. Sie war mit ihrer Krümmung zwischen den beiden Vorgebirgen sechzig englische Meilen lang; dann verschwand sie in einem unbekannten Raume. Der ungeheure Gletscher liegt nur eine Eisenbahntagreise vom Nordpol. Das Hinterland dieser vorgeschobenen Gletschermasse ist ein gewaltiger Eisocean, der sich nach Osten hin bis in eine ungemessene Weite ausdehnt. Da lag er vor mir! Er bildet die Krystallbrücke, welche die beiden Continente von Grönland und Amerika mit einander verbindet; — ich sage absichtlich Continente, denn Grönland erscheint wesentlich continental, obwohl es möglicherweise aus einer Masse von Inseln besteht. — — Ich begriff an diesem Gletscher, daß ich an ihm das Seiten- oder Nebenstück zu den großen Stromsystemen des arktischen Asiens und Amerikas vor mir hatte; aber hierher floß kein Wasser aus Süden. Hier ist jede Partikel von Feuchtigkeit innerhalb des Polarkreises entstanden und in Eis verwandelt worden. Ich fand keine Spur von großen Alluvionen, von Bäumen oder Thieren, welche ein flüssiger Strom hierher getrieben hätte. Ich sah eine halbfeste Masse, welche sich fortbewegte, alles Leben ertödtete, Felsen und Eilande verschlang und sich unwiderstehlich ihren Weg bis ins Meer bahnte. —)

# Ueber Eidringe.

Wiederholt ist in diesem Blatte auf den merkwürdigen Gebrauch der Eidringe hingewiesen, der sich bei den alten Persern vorfand, und der bei unseren deutschen Vorfahren und den Völkern Skandinaviens und Islands sich zum Theil bis ins Mittelalter erhielt. Die eigentliche Bedeutung dieser Ringe läßt sich nun aber, wie uns dünkt, am besten durch die Vergleichung der Sitten und Rechtsgebräuche noch anderer Nationen erkennen.

Betrachten wir zunächst einen eigenthümlichen Gebrauch des attischen Gerichtsverfahrens. Der Eid wurde bekanntlich bei den Griechen unter Aufhebung der Hände zum Himmel geschworen. So läßt schon Homer den Agamemnon schwören (Ilias Gesang 3, V. 275, Gesang 19, V. 255); diese Stellung war auch eine natürliche, da man den Himmel als Wohnsitz der Götter ansah, die man zu Zeugen des Schwurs anrief. Auch findet sich bei der Eidesleistung, namentlich bei Leistung des Zeugeneides, keine Spur des Gebrauchs von Ringen bei den Griechen. Im attischen Proceß war es dagegen üblich, daß Parteien, die vor Gericht eine Verbindlichkeit ihrem Gegner gegenüber eingingen, einen im Gerichte aufbewahrten Ring anfaßten oder anlegten.

Diese Sitte geht klar hervor aus einer Stelle in der Rede des Demosthenes gegen Pantänetus, in welcher der Kläger wörtlich sagt:

„Als das Gericht zusammengerufen war, hieß es so:
„Diese Bedingungen biete ich Dir, nimm sie an!
Ich nehme sie an.
Den Ring hergereicht.
Hier ist er.
Wer ist Bürge?
Dieser hier."
Ich vergaß eine Abschrift des Vertrags zu besorgen."
(Demosthenes' Werke übersetzt von Pabst, B. 11, S. 1553.)

Die Worte: „den Ring hergereicht; hier ist er" (φέρε τὸ δακτύλιον! τουτί), sind offenbar zwischen dem Kläger und dem Gerichtsdiener gewechselt, welcher den Ring hergiebt.

Es handelt sich in der ganzen Stelle nicht um einen Eid, sondern um die feierliche Uebernahme einer Verpflichtung, einer Verbindlichkeit. Dies führt uns auf die wahrscheinliche Entstehung des Gebrauchs der sogenannten Eidringe. Das Band oder die Kette, die Fessel, hatte die Bestimmung, Jemanden einer fremden Gewalt zu unterwerfen, ihn zu etwas zu nöthigen. Indem Jemand freiwillig bei Uebernahme einer Verbindlichkeit eine Fessel oder einen Ring anlegte, sprach er gewissermaßen symbolisch aus, daß er sich gleich einem Gefangenen verpflichten, gleich einem solchen zu etwas verbunden sein wolle. In unserer deutschen Sprache sind noch jetzt die Ausdrücke „sich verpflichten, Verpflichtung", und die Ausdrücke „sich verbindlich machen, Verbindlichkeit", völlig gleichbedeutend. Das römische obligatio, obligare, kommt offenbar von ligare, binden, her. Auch

dieser Sprachgebrauch deutet darauf hin, daß die Anlegung eines Bandes, einer Fessel oder eines Ringes ein naheliegendes und verständliches Zeichen für Uebernahme einer Verbindlichkeit war. Hierfür sprechen noch andere Sitten des Alterthums. Von den Katten erzählt Tacitus in seiner Germania Cap. 31:

„Fortissimus quisque ferreum insuper annulum (ignominiosum id genti) velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvat."

Für die Katten war also der eiserne Ring das Bild einer Fessel, eines Bandes, sie übernahmen durch Anstecken des Ringes eine Verbindlichkeit.

Auch die römischen Ritter trugen in den Zeiten der Republik eiserne Ringe, vielleicht auch nicht zum Schmuck, sondern zum Zeichen der übernommenen kriegerischen Pflichten. Der Braut- und Trauring ist bekanntlich auch schon im Alterthum üblich gewesen; er wird von dem römischen Juristen Paulus in den Pandecten (l. 36 D. de donationibus inter virum et uxorem) und vom Kirchenschriftsteller Tertullian erwähnt. Offenbar hatte er von Anfang an und bei den verschiedensten Nationen nur die Bedeutung, die er noch jetzt hat, nämlich nicht zum bloßen Schmucke zu dienen, sondern ein Zeichen der durch das Verlöbniß übernommenen Verpflichtung zu sein.

Diese Betrachtungen führen uns nun zu der Annahme, daß die sogenannten Eid- oder Gerichtsringe der alten Deutschen oder Skandinavier beim Zeugeneide wahrscheinlich gar nicht gebraucht wurden, daß sie vielmehr nur, wie der Ring im attischen Gerichtsverfahren, zum symbolischen Ausdruck der feierlichen Uebernahme einer Verbindlichkeit dienten. Weil eine solche Verpflichtung in der Regel wohl mit Leistung eines Eides verbunden war, mag es üblich geworden sein, die Ringe Eidringe zu nennen und ihnen eine gewisse Heiligkeit beizulegen; ihre ursprüngliche Bedeutung war aber wohl nur die von uns angegebene.

Magdeburg. **C. Silberschlag.**

---

# Caracas, die Hauptstadt von Venezuela.

Von **Franz Engel.**

## II.

Vom April bis zum Juli regnet es viel in Caracas; die Morgen brechen heiter und klar an und sind ungemein anmuthig; die Abende trübe und regnerisch; nach zehn Uhr Vormittags ballen sich die Dunstmassen der Atmosphäre dicht um die Silla zusammen, der Himmel ergraut und der Regen strömt herab. Bewegte Luft begleitet die Regenzeit, oder vielmehr ist ihr Vorbote und Ursache derselben, denn der Wind bringt die erwärmte Luftschicht der Niederungen mit der kalten Luftströmung der Gebirgsgipfel in Berührung und beschleunigt durch die plötzliche Abkühlung die Wolkenbildung und den Niederschlag des Wasserdunstes. Diese Jahreszeit giebt der Stadt Caracas, dem Schooßkinde des ewigen Frühlinges und der landschaftlichen Gestaltungskraft der Natur, ein ernstes, fast schwermüthiges Gepräge. Die Monate Juli und August verscheuchen diese ernsten Züge aus dem heitern Landschaftsbilde vollständig; nur vorübergehend wird die Tag- und Nachtbläue des Himmels einmal getrübt; aber die Mittagshitze steigert sich bis zum Drückendwerden, und die Nächte darauf kühlen sich wieder bedeutend ab. Vom September bis Ende November hält die große Regenzeit an, — nicht so heftig, aber langwieriger, als die kleine im Mai und Juni mit Hülfe des April, welcher vom December bis gegen Ende des März und April der große Sommer, die trockne Jahreszeit, folgt.

Die Annehmlichkeit des Frühlingsklimas erleidet unleugbar durch den schroffen Witterungswechsel einigen Abbruch; Erkältungen sind eine häufige Erscheinung, oft epidemisch, und sie arten selbst in klimatische Krankheiten aus oder begünstigen doch die Disposition für dieselben, so daß sich sogar das gelbe Fieber, dem man sich nur in den tropischen Niederungen ausgesetzt wähnt, zeitweise nach Caracas überträgt. Im Jahre 1856 hauste es in La Guayra und folgte von dort den Flüchtlingen nach Caracas hinauf. — Gefürchtet wird der Wind, der von der Küste herstreicht und der Wind von Catia genannt wird, weil er aus der Richtung von dort, etwas westlich von Cabo blanco, heraufweht. Viele wollen während der Dauer dieses Windes an Kopfschmerzen und anderen Unpäßlichkeiten leiden, und vermeiden so viel wie möglich, sich demselben auszusetzen. Es mag dieser Wind immerhin ungesunde Miasmen von Catia, der Fieberküste, mit sich führen und nicht ohne Einfluß auf das Wohlbefinden des Körpers sein.

Die Fruchtbarkeit der Gärten und Felder und das der Bodencultur günstige Klima von Caracas tritt besonders deutlich in der Vereinigung so vieler Gewächse verschiedener Zonen zur gemeinsamen Fruchterzeugung auf einer Bodenfläche hervor; neben einer großen Anzahl europäischer Gemüse, dem Apfelbaume, dem Weinstocke und dem Pfirsich, blüht und reift der tropische Melonenbaum, der Pisang, der Aguacate, das Zuckerrohr und der Kaffee seine Früchte; Erdbeeren und Brombeeren wachsen hin und wieder wild unter dem Schatten der Heliconien und Schilfrohre; unsere Nelken, Rosen, Balsaminen und andere sieht man auf einem und demselben Patio vereint mit dem Pfefferstrauch, der Palme, dem schönblühenden Ingwer, der lieblichen Cattleyen-Orchidee, dem Feigen- und Apfelsinenbaume; nur ein Repräsentant aus den dunkeln nordischen Tannenwäldern wollte bei aller Pflege nicht fort und stämmig und über 3 Fuß hoch werden.

Der Maisbau hat in der Umgebung von Caracas eine besonders große Ausdehnung gefunden und selbst den Kaffeebau beschränkt; seine Cultur verursacht die geringsten Kosten und wenig Arbeit und wird sehr lohnend durch die große Nachfrage nach Futter für die vielen Pferde und Maulthiere, die in Caracas unterhalten werden. An jedem Abend und Morgen ziehen zahlreiche Esel- und Maulthierladungen mit Malojo*) in die Stadt ein; jede solche Futterlast, etwa von dem Volumen zweier guter Korngarben, wird bis zu einem halben Thaler und darüber bezahlt; da im Laufe eines Jahres auf derselben Grundfläche zwei bis drei Male Ma-

*) Malojo (sprich: Malo-cho) wird das grüne zu Futter geschnittene Maiskraut genannt.

lojo geschnitten wird, so kann kein anderes Culturgewächs auf gleichem Areale einen solchen Ertrag abwerfen. Das Zuckerrohr gedeiht in derselben und in einer noch kühlern Zone, als der von Caracas, wird aber in der Umgebung der Stadt wenig und dann nur zum Viehfutter angebaut, — weil eben Grund und Boden in der nähern Umgebung der Stadt durch Gemüse-, Mais- und Futterkräuterbau höher verwerthet werden kann.

Gärten nach unserer Weise findet man nirgends; in jedem Hause aber tritt der innere mit Blumen und Gesträuch bunt und ohne Anordnung durch einander bepflanzte Hofraum freundlich unseren Blicken entgegen. So erscheint in Caracas jedes Haus, sobald man durch das Portal eingetreten, wie eine offene Blumenhalle; man wird freudig überrascht durch den freundlichen Anblick, und erstaunt über die reichhaltige Vereinigung von Pflanzenphysiognomien aus den verschiedensten Zonen auf Einem Punkte.

Einen Einblick in den Productionsreichthum des Bodens im Umkreise von Caracas gewährt der Wochenmarkt (Mercado), der an jedem Vormittage in der großen, neuen Markthalle abgehalten wird. Man läßt dort ein großes Stück Pflanzengeographie sichtbar an sich vorübergehen; Früchte und genießbare Wurzeln und Kräuter, die den verschiedensten Breiten- und Höhenzonen angehören, fließen zusammen aus einem verhältnißmäßig kleinen Landumkreise; Aepfel, Erdbeeren, Kohl, Salat, Petersilie, Kartoffeln, Knoblauch, Zwiebeln und andere Küchengewächse mehr, Weintrauben und Quitten erinnern an den deutschen Markt, und dazwischen werden Kokosnüsse, Ananas, Baummelonen (Carica Papaya), Nisperos (Achras Sapota), Sapotes (Sapota mammosa), Mangos (Mangifera indica), Mereis (Anacardium occidentale), Chirimoyas (Anona Humboldtii), Parches (Passiflora quadrangulans), Cactusfrüchte, Apfelsinen, Citronen und viele andere Früchte feilgeboten; hier Weizen und Gerste neben Bananen und Reis, dort Apios und Batatas neben Yucca (Jatropha Manihot) und neben Dioscorea, Kaffee und Kakao neben Mais, Leinsaat, Zwiebeln und Erbsen. Es genügt die Nennung dieser Namen, um zu zeigen, wie scharf sich die Zonen begrenzen und wie nahe die verschiedenen Klimate zusammengerückt sind im Umkreise nur weniger Meilen, denn weder der Dampf- noch der Frachtwagen führt die Producte aus weiterer Ferne herbei und rückt die Entfernungen zusammen.

Der Mercado hat den Anstrich eines Volksfestes, — so reinlich, aufgeputzt und heiter sieht es dort aus. Die Verkäuferinnen in den weißen, leichten Sommergewändern und mit dem geschwungenen Fächer in der Hand scheinen die Stelle der Büffetdamen einzunehmen, die ihre Confitüren in niedlichen Körbchen einem lustwandelnden Publicum zum Kaufe anbieten. Die Käuferinnen wiederum, hauptsächlich Vertreterinnen der Küche, bewegen sich in rauschender und aufgebauschter Toilette effectvoll durch die Verkaufsreihen, und, in lebendiger Unterhaltung unter sich oder mit den „Cavalieren" ihres Gefolges, vereinigen sie die Annehmlichkeit einer Morgenpromenade auf das Zweckmäßigste mit ihrer Dienstpflicht. Die weniger angenehmen Forderungen der letzteren, die persönlichen Handleistungen und die Bebürdung mit den Einkäufen übertragen sie mit Anstand den jungen herumlungernden Buben und Dirnen, welche gegen eine kleine Gratification die niederen Dienste auf sich nehmen. Müßige Elegants aller Stände schlendern mit den geschäftigen Land- und Kaufleuten umher, kleine interessante Abenteuer und Intriguen anspinnend. Dazwischen hindurch treibt der Landmann seine belasteten Maulthiere und Esel, ladet auf und ab, nimmt mit seinen Producten den für jede Marktwaare bezeichneten Stand ein, das geaichte Maß und Gewicht neben sich, und feilscht, überbietet und schließt mit lebhafter Vertheidigung seiner Forderung den Handel ab; das weiße Hemde ist zierlich gefaltet, gesteift und geplättet, darüber die Camija über die Schultern geschlagen, und das weiße Beinkleid, steif wie Pappe, von dem Messergurte um die Hüften zusammengehalten; die Alpargatas trägt er lieber in der Hand, als auf den Füßen, oder hängt sie über den Griff der Machete, ohne welche er sich keinen Schritt weit aus dem Hause entfernt. Die Polizei, mit dem Dienstschwerte unter dem Arme, mischt sich zutraulich in das Gedränge, fordert die Standgebühren ein, entscheidet bei Münzstreitigkeiten, entdeckt ein ungeaichtes Maß oder Gewicht oder führt auch sonst einen widerspenstigen braunen Sohn der kalten Berge ohne viel Complimente in das Gewahrsam ab. Fliegende Manufactur- und Modewaarenhandlungen etabliren sich an der Erde, aus dampfenden Kesseln steigt der Duft der geliebten Ayaccas auf, und das landesübliche Bier, die Chicha, und der Guarapo verschwindet in ungemessenen Mengen.

In politisch bewegten Zeiten geschieht es auch zuweilen, daß plötzlich der Mercado mit Bayonnetten umstellt und die ganze Versammlung junger und alter Männer trotz alles Sträubens mit ihrer gesammten Habe ins Gewahrsam abgeführt wird, um militärische Exercitien zu treiben, und so bald nicht oder auch niemals wieder dahin zurückzukehren, von wannen sie am Morgen fröhlich und sorglos mit ihrer Habe zum Mercado ausgegangen waren.

Nächst der Markthalle verdient das Schlachthaus als städtische Anstalt genannt zu werden. Nicht nur die Hauptstadt, sondern alle größeren und kleineren Provinzialortschaften erfreuen sich dieser lobenswerthen und dem Klima angemessenen Einrichtung; es ist gesetzlich geboten, das Vieh außerhalb des Ortes oder doch in seinem äußersten Umkreise abzuschlachten; in jenen Ländern, wo das Fleisch fast unmittelbar nach der Verendung des Thieres sich zu zersetzen beginnt, muß sofort nach der Tödtung die Zubereitung des Fleisches erfolgen. Dieses hält sich nur, wenn es stark mit pulverisirtem Salze durchrieben und an Luft und Sonne von seinen Wasserbestandtheilen befreit ist. Zu diesem Zwecke wird es von den Knochen in langen, dünnen Streifen abgelöst und, nachdem es stark mit Salz eingerieben ist, an der Sonne getrocknet, bis es vollständig hart und steif wird. Vor dem Kochen oder Braten wird es lange ausgewässert, jedoch bleibt es immer eine salzige, zähe und mit Hautgout gewürzte Speise; der Creole aber giebt dieser carne seca vor dem frischen Fleische den Vorzug; sie steht im Preise fast um das Doppelte höher, da sie durch das Trocknen über das Doppelte des Gewichtes und Volumens verliert. Der Fleischverbrauch ist sehr groß und das Bedürfniß nach Fleischnahrung sehr lebhaft; nächst dem Rinde wird namentlich Schweinefleisch und zahmes Federvieh verzehrt; Wild wird wenig beachtet.

Das Tagewerk der arbeitenden Classen in der Stadt und auf dem Lande beginnt mit dem Aufgang der Sonne und endet mit Sonnenuntergang; zum Frühstück (entsprechend unserer Mittagsmahlzeit) wird ihnen eine Stunde Rast gegönnt; mit der Comida (entsprechend der Abendmahlzeit) endet ihr Tagewerk. Beamte, Geschäftsleute u. s. w. nehmen ebenfalls zu früher Morgenstunde ihre Arbeit auf und schließen mit der Stunde der Comida (etwa um 5 Uhr Nachmittags) ihre Büreaus und Comtoirs; nur der Detailverkauf, die Apotheken und Schenkläden bleiben am späten Abend geöffnet. An öffentlicher Tafel im Gasthause erscheinen die Damen nicht; dieselben wohnen auch nur durch die Noth gezwungen im Gasthause und dann ganz zurückgezogen in ihrem Zimmer. Die Frauen der untern Volksclasse sitzen überhaupt nicht mit den Männern zu Tische; sie bedienen die Tafel und speisen selbst in der Küche, mit dem Teller in der Hand

an der Erde niedergehockt, meistens zufrieden mit dem, was der Mann, der mit seinen erwachsenen Söhnen gemeinschaftlich speist, ihnen vom Tische aus zertheilt.

Die Zahl der ansässigen Deutschen in Caracas ist nicht unbedeutend; der Großhandel befindet sich vorzugsweise in ihren Händen, außerdem sind sie im Besitze der größten Apotheken, Läden und Gewerke. Reichthum freilich vermag nur der große Kaufmann und der Apotheker als Kaufmann zu erwerben; jedoch habe ich auch keinen Handwerker in ärmlicher Lage getroffen. Aber der Handwerker betreibt nicht ausschließlich sein Handwerk, sondern unterhält hauptsächlich Magazine mit importirten Waaren, oder erhält doch das Material bereits so weit zugerichtet, daß er es eben nur noch zusammenstellt. Alle Deutschen schienen sich zufrieden, behaglich und zu keinem Tausche mit ihren alten Verhältnissen aufgelegt zu finden; haben sie auch auf manche Bequemlichkeit, manchen geselligen und Kunstgenuß Verzicht zu leisten, den sie in der alten Heimath nach vollendetem Tagewerke sich leicht und billig verschaffen konnten, so gewinnt doch das Leben andererseits viel durch die freie, ungebundene persönliche und gesellschaftliche Bewegung, durch das gleiche Recht und die äußere Gleichstellung aller Stände, durch die Befreiung von allen Abgaben, aller Controle, aller Bevormundung und politischen wie socialen Einzwängung und Bedrückung, durch das Klima, durch Licht und Luft und alle heiteren, die Seele erweckenden Naturerscheinungen.

# Die Antropophagenhöhlen im Basutolande, Südostafrika.

Die holländischen Bauern des Oranje-Freistaates haben oftmals behauptet, daß unter den Basutos, welche zu dem großen Stamme der Betschuanas gehören, Menschenfresserei im Schwange gehe. Völlig in Abrede konnte die Sache selber nicht gestellt werden, man hielt jedoch die Angaben für übertrieben, weil Bauern und Basutos fast ununterbrochen mit einander in Fehde stehen. Jetzt nun liegt uns ein Bericht vor, welcher den Gegenstand gründlich erörtert. (**The Cave-Cannibals of South Africa, by James Henry Bowker, Dr. Bleek and Dr. John Beddoe; Anthropological Review**, Nr. XXV. April 1869.) Wir verweisen den Leser zu besserm Verständnisse des Nachfolgenden auf den Artikel: „Racenkampf zwischen den Basutos und holländischen Bauern, von Theophilus Hahn; „Globus" XV, Lieferung 1 und 2; das Land der Basutos, der Häuptling Moschesch und dessen Hauptort Thaba Bosiu sind dort ausführlich geschildert und S. 16 sind Nachrichten über den Ursprung des Cannibalismus gegeben worden. Die Behauptung, daß es im Basutolande jetzt keine Anthropophagie mehr gebe, trifft nicht ganz zu.

Wir geben zunächst den Bericht Bowker's, welcher von Thaba Bosiu aus ins Gebirge zog; das Datum führt er nicht an, wahrscheinlich fällt es in den December 1868. Der Weg, sagt er, ging zunächst steilan durch ein sehr enges Thal, und dann den Bereahöhen entlang nach dem verlassenen Missionsposten Cana. Nachdem wir dort einige Eingeborene als Führer bekommen hatten, brachen wir nach den etwa zwei Miles entfernten Höhlen auf. Unsere Pferde blieben am Berge oberhalb der Höhle unter Obhut eines Mosuto zurück. Wir selber rutschten mit Händen und Füßen und unter vielen Beschwerden einen steilen Pfad hinunter; wir mußten uns dabei oftmals an Grasbüscheln, Sträuchern oder auch an vorspringendem Gesteine festhalten, bis wir auf eine grasbewachsene Felsenleiste kamen, wo man wenigstens stehen konnte. Zur Rechten hatten wir eine unbeschreiblich wilde Landschaft. Der Eingang liegt unter weit vorstehendem und überhängendem Gestein, und bildet so ziemlich in der ganzen Breite der Höhle einen weiten, von der Natur gewölbten Bogen. Die Länge der Höhle beträgt etwa 130, die Breite ungefähr 100 Yards. Die hohe, gewölbte Decke ist von Rauch und Ruß geschwärzt; auf dem Fußboden lagen ganze Haufen von Menschenknochen umher, theils förmlich aufgeschichtet, theils überall zerstreut. Auch vor der Höhle lagen auf dem langsam abfallenden Gesteine, so weit das Auge reichen konnte, Knochen und Schädel umher, letztere in außerordentlich großer Menge und zumeist von Frauen und Kindern. Sie waren vermittelst stumpfer Aexte oder auch geschärfter Steine in Stücke geschlagen worden, gleich den Markknochen, welche man dann der Länge nach zerspalten hatte. Nur an einigen wenigen waren Spuren von Feuer zu bemerken; die Höhlenmänner zogen das Kochen dem Braten vor.

Man kann sich denken, unter welcher Aufregung ich diese düstere Höhle untersuchte. Der Führer geleitete mich an eine Stelle, wo einige rauhe, unregelmäßige Stufen in eine dunkle Gallerie führten; dort wurden die Schlachtopfer aufbewahrt, bis an sie die Reihe kam. An ein Entrinnen von dort war nicht zu denken. Bei Wilden, welche etwa durch Hungersnoth zum Aeußersten getrieben werden, um ihr nacktes Leben zu fristen, findet der Cannibalismus eine Erklärung. Mit dem Volk hier verhält sich aber die Sache ganz anders: Diese Menschen bewohnten ein fruchtbares Land, in welchem auch Wild in Menge vorhanden war. Aber trotzdem machten sie nicht bloß Jagd auf ihre Feinde, um dieselben aufzufressen, sondern sie verzehrten sich unter einander, sie machten Gefangene von ihrem eigenen Stamme, und wenn eben keine anderen Schlachtopfer vorhanden waren, dann kamen ihre eigenen Weiber und Kinder an die Reihe! Eine träge oder zanksüchtige Frau wurde ohne Weiteres abgethan und gab ein leckeres Mahl; ein Kind, das zu viel schrie, wurde ohne Weiteres stillgemacht und gekocht; Kranke und Schwache ließ man nicht etwa des natürlichen Todes sterben, sie hätten ja dann nicht den Magen Anderer füllen können. So war es mit diesem Volke beschaffen. Man sagt zwar, daß sie den Cannibalismus schon seit vielen Jahren aufgegeben hätten, ich fand aber in der Höhle ganz untrügliche Beweise dafür, daß die Praxis noch nicht verloren gegangen ist, denn einige Knochen waren sehr frisch; sie hatten augenscheinlich einem starkknochigen Manne angehört, dessen Schädel hart wie Erz war; an den Gelenken befand sich noch Mark und eine fettige Substanz. Er konnte erst vor wenigen Monaten geschlachtet worden sein.

Diese Höhle gehört zu den größten in der ganzen Gegend und diente, nach den von mir eingezogenen Erkundigungen, den Cannibalen als eine Art von Hauptquartier. Vor dreißig Jahren war übrigens das gesammte Land vom Molutaflusse bis zum Caledon, dann auch ein Theil der Region am Putesanaflusse von Anthropophagen bewohnt, welche Schrecken unter den umwohnenden Stämmen verbreiteten. Sie schickten Jagdpartien aus, welche sich in der Nähe betretener Pfade oder Gärten, Triften und Tränkeplätzen in

Hinterhalt legten, und es vorzugsweise auf den Fang von Frauen und Kindern abgesehen hatten.

Noch heute leben viele alte Cannibalen, und an demselben Tag, an welchem ich jene Höhle besuchte, machte ich mit einem derselben Bekanntschaft. Er ist nun etwa sechzig Jahre alt. Als er noch in der Höhle hauste, fing er einst drei junge Weiber; davon nahm er eins zu seiner Gefährtin, die beiden anderen wurden gekocht. Jene Ehe ist dann eine recht glückliche gewesen, und die Frau Gemahlin hat sich bald an die neue Lebensweise gewöhnt; man zeigte mir den Winkel, welcher dieser glücklichen Familie zum Aufenthalte gedient. Ein Sprößling derselben, ein hübscher, strammer Junge, brachte mir Milch. Der Mann heißt Rankutsent, die Frau Mategyeni. Als ich die Höhle verließ, fand ich einen zerbrochenen Kinderschädel, welcher gleichsam als Blumentopf für eine Knollenpflanze, eine Asphodelacee, diente.

Ich habe mit einigen Freunden auch mehrere Cannibalenhöhlen an den Quellen des Caledon besucht. Manche derselben sind geräumig, aber keine ist so groß, wie die eben beschriebene in der Nähe von Thaba Bosiu. Jene Caledonhöhlen werden noch jetzt bewohnt, aber nicht mehr von Cannibalen. Dort erzählte mir ein alter Wilder, daß er in der guten alten Zeit etwa dreißig Menschen gekocht habe; er hielt es für sehr ungerecht und abgeschmackt, daß das Menschenkochen in Abgang gekommen sei. Es scheint, als ob für manche Leute ein großer Reiz im Cannibalismus liege. Einst wurde ein hübsches, junges Mädchen geraubt, aber nicht verzehrt, weil einer der Wilden es zum Weibe nahm. Nach Verlauf einiger Zeit kam der Vater in Begleitung eines Missionärs in die Höhle und löste sein Kind aus; der Preis betrug ein halbes Dutzend Ochsen. Ein paar Wochen blieb die Cannibalgattin bei ihren Eltern, aber eines schönen Tages entlief sie wieder und blieb dann bei ihren Freunden in der Höhle.

In früheren Zeiten waren in dieser ganzen Gegend Löwen in großer Menge vorhanden. Manche derselben zogen das Fleisch des Menschen allem andern vor, und wurden namentlich auch den Höhlencannibalen lästig und gefährlich. Diese verfertigten nun, um die thierischen Cannibalen zu fangen, steinerne Fallgruben; als Köder warfen sie Kinder hinein, welche durch ihr Schreien und Wimmern die wilden Thiere herbeilockten! Bei Thaba Bosiu lebt noch jetzt eine alte Frau, die mir selber erzählte, daß sie als Köder in eine Löwenfalle gelegt worden sei; die Bestien waren jedoch nicht erschienen, und so hatte man sie nach Verlauf einiger Zeit wieder herausgenommen.

Alle diese Höhlenbewohner sind Unterthanen Moschesch's, die aus den Ueberresten verschiedener Stämme bestehen. Der alte Häuptling gab sich die größte Mühe, den Cannibalismus unter seinem Volk auszurotten, und am Ende setzte er die Sache durch; fast Alle haben den barbarischen Brauch aufgegeben; sie sind Viehzüchter, Viehdiebe und treiben auch etwas Ackerbau. —

Dr. Bleek hat dem Vorstehenden folgende Bemerkungen hinzugefügt: Wer sich für die Geschichte dieses Cannibalismus interessirt, kann sich Raths erholen in der Relation d'un Voyage d'exploration au Nord-est de la Colonie du Cap de Bonne Espérance par Arbousset et Daumas. Paris 1842, S. 105 bis 123. Die Reise fällt in die Monate März bis Mai 1836. Auf der dem Buche beigefügten Karte sind die Sitze der Cannibalen nordöstlich von Thaba Bosiu verzeichnet. — Kurze Notizen findet man auch in Edward Solomon's: Two lectures on the Native Tribes of the Interior. Cape Town 1855, S. 62 bis 64. Ihm zufolge ging der Cannibalismus bei vier Stämmen im Schwange; zwei davon: die Bakuseng oder Bahukeng und Makatla sind Betschuanas; die beiden anderen: Bamakakana und Bamatlapatla sind Kafirs. Höchst wahrscheinlich wurden sie Cannibalen in Folge des Krieges, durch welchen vor etwa funfzig Jahren jene Gegenden arg verwüstet wurden. Die Liebhaberei an Menschenfleisch blieb, als die Noth längst vorüber war, und der Cannibalismus hielt sich dann längere Zeit. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß er in eine weit höhere Zeit hinaufreicht. Die einheimische Literatur der Zulus wie der Betschuanas enthält eine Menge von Anspielungen auf die A ma zimu (Singular: i zimu) und auf die Ma rimo (Singular: le rimo). Den erstern Namen führen die Cannibalen bei den Zulus, den letztern bei den Betschuanas. In den von Dr. Callaway bekannt gemachten Ammenmärchen der Zulus spielen sie eine ebenso große Rolle, wie in unseren europäischen Märchen die Riesen und menschenfressenden Hexen. Sehr hübsch wird z. B. erzählt, wie Uuhlakanyana, welcher von den Cannibalen überfallen worden ist, es anstellt, daß sie nicht ihn, sondern ihre eigene Mutter auffressen. Das Nachstehende hat Dr. Callaway nach den Aussagen eines Eingeborenen niedergeschrieben:

Die Amazimu sonderten sich von anderen Menschen ab und gingen in die Berge, das Land war verwüstet worden, groß die Hungersnoth; deshalb wollten sie gern Menschenfleisch essen, und das thaten sie dann auch. Deshalb wurden sie Amazimu genannt, denn dieses Wort bedeutet so viel als gefräßig sein. Sie fraßen gern Menschen und deswegen wurden sie von anderen Menschen verfolgt. Sie suchten überall nach Menschen, um sich von deren Fleische zu nähren, und wurden als ein abgesondertes Volk betrachtet. Sie bestellten kein Land, sie hatten weder Rindvieh, noch Häuser oder Schafe, noch sonst etwas von dem, was sie besaßen als sie noch Menschen waren. Sie lebten in Höhlen; das waren ihre Wohnplätze und von dort aus trieben sie Menschenjagd weit und breit. — Der Eingeborene schilderte dann die blutigen Kämpfe zwischen den Amazimu und anderen Stämmen. —

Die nachfolgenden Notizen giebt Dr. Beddoe. Ein Engländer, welcher die Höhlen im December 1868 untersucht hat, weist nach, wie man mit den Schlachtopfern verfuhr. Die Cannibalen gingen dabei so regelrecht zu Werke, wie der Fleischer, wenn er ein Schaf zerlegt. Jeder Schädel ist vermittelst einer Axt am Nasenbeine querüber aus einander gehauen; die Backenknochen wurden als unbrauchbar weggeworfen. Dann wurde in den Oberkopf ein Loch geschlagen und das Hirn herausgenommen. Die Rippen wanderten in den Kochtopf. Die Knochen wurden der Länge nach gespalten und dann nahm man das Mark heraus. Vielfach bemerkt man noch die Knorpel und sieht auch Spuren von Messerschnitten an den Schädeln, von denen das Fleisch streifenweis abgelöst ist. Alle Europäer (Boers), welche bei dem Angriff auf Thaba Bosiu (oder Bosigo) fielen, wurden sofort aufgefressen, weil man wähnte, daß dadurch ihr Muth in den Leib der Cannibalen übergehen würde.

Ein Basuto, der bei einem Colonisten unweit von Graham's Town im Dienste steht, gab folgende Thatsache an. Die Cannibalen verzehrten weiße Leute und Kaffern und Betschuanen aus andern Stämmen, sie fraßen aber weder Hottentoten noch Mischlinge. Herz und Leber galten für Leckerbissen, ebenso das Hirn, welches in ein Stück Zeug gethan, und in heißer Asche gebacken wurde. Während des jüngsten (erst 1868 beendigten) Krieges haben sie jeden Weißen, der in ihre Gewalt fiel, aufgefressen.

Der Cannibalismus hat demnach in Südostafrika noch nicht ganz aufgehört.

# Die telegraphische Verbindung zwischen Indien und England.

M. Für die Herstellung eines elektrischen Telegraphen, der England mit Indien verbindet und für England bei der großen Bedeutung seiner indischen Colonien von außerordentlicher Wichtigkeit sein muß, bieten sich vor allen Dingen nach der Lage der Länder, welche den Indischen Ocean vom Mittelländischen Meere trennen, zwei Wege dar, die von jeher die bedeutendsten und wichtigsten Verkehrsstraßen zwischen Europa und Indien gebildet haben, durch den arabischen und den persischen Meerbusen.

Erwägungen mannichfacher Art führten anfangs dahin, den ersten Meerbusen als den bequemsten Weg zur Erreichung jenes Zweckes zu wählen. Man vermied dabei die Legung des Telegraphen über Land, die bei den so wilden und unruhigen Bevölkerungen, wie die sind, welche Arabien und die umliegenden Länder bewohnen, sehr bedenklich sein mußte; in Aegypten hatte man dagegen ein verhältnißmäßig civilisirtes Land, und konnte auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß man an einzelnen Küstenpunkten (wie Aden, Suakin) Verhältnisse finden würde, die das Unternehmen erleichterten. Eine Gesellschaft zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen Karratschi an der Mündung des Indus und Suez wurde von der englischen Regierung anerkannt und ließ in den Jahren 1859 und 1860 ein submarines Kabel zwischen den beiden Orten legen. Allein das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Das Kabel scheint nicht so sorgfältig gearbeitet gewesen zu sein, als man es nach den später im Atlantischen Ocean gemachten Erfahrungen gearbeitet haben würde. Bei der Legung mögen Fehler vorgefallen sein, andere Hindernisse kamen hinzu, kurz, nach weniger Zeit versagte das Kabel mehr und mehr den Dienst, es konnte zuletzt Monate lang gar nicht gebraucht werden, und so gab man endlich die ganze Sache nicht ohne bedeutende Verluste auf. Da der Umstand, daß das Kabel auf sehr lange Strecken in ein Meer von so bedeutender Tiefe hatte gelegt werden müssen, weshalb die Ausbesserung von Fehlern in demselben überaus schwierig war, als Hauptgrund für dieses Mißlingen angesehen wurde, kam die indische Regierung, die seitdem die Herstellung der gewünschten Verbindung herbeizuführen übernommen hat, auf den Gedanken, den andern Weg durch den persischen Meerbusen untersuchen zu lassen, der trotz der unleugbaren Schwierigkeiten, welche die Führung der telegraphischen Leitung über das Land darbot, doch immer den Vortheil gewährte, das submarine Kabel in geringere Tiefen und auf kürzere Strecken legen zu können, und sandte ihren Ingenieur, Obrist Stewart, zur Untersuchung des ganzen Weges bis Konstantinopel ab. Auf seinen günstigen Bericht wurde nun die Legung eines submarinen Kabels bis zur Mündung des Euphrat in kürzeren Strecken beschlossen, und ein Vertrag mit der türkischen Regierung sicherte die Fortsetzung der Leitung bis Konstantinopel; denn daß die Führung des Drahtes durch Mesopotamien und Kleinasien der bedenklichste Theil des ganzen Unternehmens sei, verkannte man begreiflich nicht. Im Laufe des Jahres 1863 wurde das Kabel mit der größten Sorgfalt und Vorsicht in Europa angefertigt und auf sechs großen Schiffen um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Bombay gesandt, wohin sich die mit der Legung beauftragten Ingenieure auf dem Wege über Suez begaben; fünf Dampfschiffe der indischen Regierung wurden jenen Schiffen beigegeben, die Legung des Kabels zu unterstützen, und im Januar 1864 begab sich die ganze Flotte nach dem Orte Gwidir an der Küste von Beludschistan, einem kleinen aus einigen Strohhütten bestehenden Dorfe, über das der Sultan von Maskat Hoheitsrechte in Anspruch nahm, und bis wohin bereits im vorigen Jahre ein telegraphischer Draht von Karratschi aus geführt worden war.

Nachdem man der Seichtheit des Meeres halber nicht ohne Schwierigkeiten das submarine Kabel mit dem telegraphischen Draht auf dem Lande verbunden hatte, legte man es in 50 bis 100 Faden längs der bergigen Küste von Mekran, und gelangte schon nach drei Tagen ohne ein Hinderniß bis zur arabischen Küste. Hier wurde die zweite Landstation gegründet, Elphinstone, in der Nähe des arabischen Vorgebirges Mesandum, auf einer kleinen, felsigen, wasserlosen Insel, der trostloseste Aufenthaltsort englischer Beamten (sie haben kein anderes Trinkwasser, als das aus dem Seewasser destillirte), an einer wüsten, dürren Küste, deren Bewohner unruhige und raubsüchtige Araberhorden sind, die nur dem Namen nach die Oberherrschaft des Sultans von Maskat anerkennen. Von da wurde das Kabel in den persischen Meerbusen bis zur dritten Station Buschehr an der persischen Küste geführt, und schon am 25. März hatte es Fau an der Mündung des Schatt-el-arab erreicht, wo die submarine Leitung aufhörte. Fast die größten Beschwerden machte die letzte Strecke längs der Mündungsarme des Schatt-el-arab, wo das Kabel durch die Hände von 500 indischen Laskaren in den Boden der weiten, für die Boote ganz unzugänglichen Schlammbänke, die hier weit in das Meer reichen, niedergelegt werden mußte. Das ganze Unternehmen gelang über alle Erwartung gut; nur in Buschehr erfuhr das Kabel bei der Legung einen kleinen Schaden, der aber schnell aufgesucht und ausgebessert wurde.

Als man in Fau ankam, fand man, daß die türkische Regierung ihr Versprechen, die telegraphische Leitung zu Lande bis dahin zu führen, nicht erfüllt hatte. Allerdings war der Draht bis Bagdad fertig; seine Fortführung bis Fau verhinderte ein Streit des Pascha von Bagdad mit einem der arabischen Stämme in dieser Gegend des Landes, der den ihm von dem Pascha vorgesetzten Scheikh nicht anerkennen wollte. Erst nachdem dieser Streit glücklich beigelegt war, nahmen die Türken die Fortsetzung der Leitung wieder auf und führten sie endlich, obschon das ungesunde Klima des Küstenlandes nicht geringe Schwierigkeiten bereitete, zu Ende. Bis dies zu Stande gebracht war, hatte man die telegraphischen Depeschen zwischen Bagdad und Fau durch Reiter befördert, was einen Zeitverlust von zwei bis drei Tagen brachte.

Aber auch als der Draht bis Fau vollendet war, zeigte sich bald, daß die dadurch bewirkte telegraphische Verbindung zwischen Indien und Europa nur sehr mangelhaft sei. Zunächst weigerten sich die türkischen Telegraphenbeamten durchaus, Telegramme in anderer als der türkischen Sprache zu befördern; sie übersetzten daher die englischen in Fau eintreffenden Depeschen in das Türkische und sandten sie nach Konstantinopel, wo eine Rückübersetzung in das Englische erfolgte. Es kostete nicht geringe Mühe und vielfache Unterhandlungen, bis es (im September 1864) gelang, die türkische Regierung zur Unterzeichnung eines Vertrages zu bewegen, in welchem sie auf die lästige Uebersetzung verzichtete, und die Anstellung von Beamten versprach, die hinreichend englisch verständen, die Depeschen zu befördern. Aber die Indolenz und Gleichgültigkeit der türkischen Telegraphen-

beamten war durch nichts zu überwinden, und dies führte die englische Verwaltung auf den Gedanken, das telegraphische Netz zu erweitern. Es wurde zunächst eine telegraphische Verbindung zwischen Buschehr und Teheran hergestellt, und von der letzten Stadt eine Linie nach Bagdad geführt, um dadurch das unruhige Land zwischen der Mündung des Euphrat und Bagdad zu umgehen, und eine zweite über Tebris nach Tiflis und so durch Rußland weiter; alle diese Linien sind am Ende des April 1865 fertig geworden. Es kam nun allerdings vor, daß einige Male wichtige Depeschen die ungeheure Strecke zwischen London und Calcutta in zwei bis drei Stunden zurücklegten; allein das waren doch immer nur seltene Ausnahmen, und die Schwierigkeiten und Hindernisse sind so groß, daß die telegraphische Verbindung zwischen England und Indien nichts weniger als befriedigend genannt werden kann. Die in Bombay erscheinende Zeitung „Indian Times“ sagt in ihrem Blatte vom 8. Juni 1868, daß die letzten Nachrichten aus Europa sechs Tage alt seien; im Mai brauchten viele Depeschen zur Zurücklegung des Weges nicht weniger als einen Monat, die ihn am schnellsten zurücklegten, noch immer zwei Tage. Und das geschieht, während die indische Post, welche London alle Woche einmal verläßt, Bombay in 24 Tagen erreicht.

Zu verwundern ist das jedoch gerade nicht. Die Depeschen gehen auf dem persischen Wege von London über Holland nach Berlin und Petersburg, dann über Tiflis nach Teheran und Buschehr, auf dem türkischen über Brüssel und Wien oder über Paris, Turin und Otranto nach Konstantinopel, von da durch vier oder fünf verschiedene Telegraphenverwaltungen über Diarbekir und Bagdad nach Fau. Nur in den civilisirten Ländern Europas geschieht die Uebertragung der Depeschen schnell und pünktlich. In der Türkei wie in Persien ist die Indolenz und Sorglosigkeit der Telegraphenbeamten ein unübersteigliches Hinderniß. Der englische Beamte in Fau klagte in seinem Bericht (Juli 1866), daß in Bagdad gewöhnlich 70 bis 80 Depeschen liegen, welche die Besorgung erwarteten; wenn die Beamten 10 oder 15 befördert hätten, ließen sie alle übrigen unbekümmert liegen und gingen auf drei Stunden nach Haus, ihre Gebete zu halten oder Toback zu rauchen. Zu diesen Hindernissen kommen noch auf der russischen Linie im Winter die Wirkungen außerordentlicher Schneefälle. Die Beförderung im englischen Indien von Karratschi aus ist ebenfalls in keiner Hinsicht besser, als die in der Türkei; brauchen doch die Depeschen, um die Strecke von Korratschi nach Bombay zurückzulegen, gewöhnlich 56, für die bis Calcutta aber 133 Stunden Zeit! Endlich ist noch die Unerfahrenheit und das Ungeschick der nichteuropäischen Telegraphenbeamten ein arges Hinderniß; es kommt gar nicht selten vor, daß Depeschen in Indien anlangen, in denen keine Spur von Sinn zu entdecken ist.

Daß unter diesen Umständen die telegraphische Verbindung zwischen England und Indien nicht in der Ausdehnung benutzt wird, als man es glauben sollte, kann nicht auffallen. In den ersten vier Monaten des Jahres 1868 sind 10,995 Depeschen von England nach Indien gegangen, während der Telegraph von Malta deren jeden Monat 3000 bis 4000 nach Alexandrien befördert, obschon der Verkehr zwischen England und Aegypten in keiner Weise die Wichtigkeit und Bedeutung hat, wie der mit Indien. Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß man jetzt auf den alten Plan zurückkommt, die telegraphische Verbindung wieder über Suez und Aden nach Karratschi herzustellen, und zwar, da man der, wie es scheint, nicht grundlosen Meinung ist, daß die nach Indien bestimmten Depeschen bei ihrem Durchgange durch Paris für die französische Regierung copirt werden, durch submarine Kabel von Falmouth nach Gibraltar, Sicilien und Malta.

---

# Dr. Alfons Stübel in Neugranada *).

Popayan, den 13. Februar 1869.

Ich verließ Neiva in den ersten Tagen des Decembers in der Richtung von San Augustin, welches Dorf nur wenige Tagereisen von den Quellen des Rio Magdalena entfernt, so zu sagen am Ende der Welt liegt. Doch ehe ich dahin gehen konnte, hatte ich im Interesse einiger befreundeter Herren in Bogota eine neu aufgefundene Silbermine, die das ganze Land in Aufregung versetzte, zu besichtigen. Man hatte mich versichert, daß diese Mine nur 3 bis 4 Stunden vom Wege nach San Augustin entfernt liege. Als ich in diese Gegend kam, verwandelten sich freilich die 3 bis 4 Stunden in 3 bis 4 Tage, aber auch diese Zeit mußte ich an die mir sehr lästige Commission verwenden, da die betheiligten Herren schon seit Wochen auf meine Ankunft gewartet hatten, und ich mit Rücksicht auf diesen zu leistenden Dienst überall mit größter Auszeichnung empfangen worden war. Auch die 3 bis 4 Tage reichten nicht aus, sondern es nahm die Expedition mit Einrechnung der Zeit, welche ich zum Studium alter Manuscripte und zur Ausfertigung eines Gutachtens gebrauchte, schließlich zwei Wochen in Anspruch.

Es handelte sich nämlich um die Auffindung der alten, sehr reichen Silbermine von La Plata, welche im Jahre 1583 nebst der gleichnamigen Stadt von den Indianern gänzlich zerstört und vernichtet worden war. Gegen das Suchen nach der Mine hätte ich mich natürlich verwahrt, und ich stellte den Herren nur meine minerologischen Kenntnisse für die bereits aufgefundenen Gänge zur Verfügung. Aus der Besichtigung jener Gänge ergab sich ein für die Betheiligten sehr wenig befriedigendes Resultat. Man hält hier nämlich den Schwefelkies allgemein für Gold, und manche Leute machen ein Geschäft daraus, aus Eisenerzen Silber zu schmelzen, d. h. sie geben denjenigen, welche Erze zur Untersuchung bringen, gleichviel was für ein Mineral es sei, Silberstücke als Resultat der Analyse und lassen sich theuer dafür bezahlen. Dieser Kunstgriff war auch in diesem Falle angewendet worden und ich hatte später mit dem Manne, der es verstanden, aus Eisenerz Silber zu schmelzen, eine sehr scherzhafte Unterhaltung.

*) Von unserm gelehrten Freunde Dr. Alfons Stübel ist uns wieder ein Brief zugekommen, in welchem der unternehmende, unermüdliche Geolog Notizen über den Fortgang seiner Reise giebt. Das jüngste Schreiben ist aus Popayan vom 13. Februar. Diese Stadt liegt unter 2° 27′ Nord und 76° 36′ westlicher Länge von Greenwich, nach Humboldt 1775 Meter (5825 englische Fuß) über dem Meere. — Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß die bisher im „Globus“ mitgetheilten Reisenotizen Dr. Stübel's in Südamerika sofort anerkennende Beachtung gefunden haben und von der zu Caracas erscheinenden „Opinion national“ in spanischer Uebersetzung mitgetheilt worden sind. A.

Die Excursion, welche ich eigentlich ganz gegen meinen Willen machte, war schließlich sehr interessant, wenn auch, wie Alles hier zu Lande, sehr beschwerlich; sie erstreckte sich auf ein Gebirge, welches unter dem Namen Cerro Pelado bekannt ist. Auch die von den Indianern in Trümmer gelegte Stadt, welche 12,000 Einwohner gehabt haben soll, fanden wir mit Hülfe einiger waldkundiger Indianer auf. Die Umfassungsmauern, die Plaza rc. ließen sich noch erkennen, wenn auch der Urwald das ihm abgewonnene Terrain wieder in Anspruch genommen hatte. Da für die Auffindung der berühmten Silbermine bereits ansehnliche Summen aufgewendet worden waren, konnten mir die Leute sehr dankbar sein, daß ich mir die Mühe gab, die Aussage der alten Manuscripte mit den Terrainverhältnissen zu vergleichen und ihnen nachzuweisen, daß sie die Sache nicht ganz von der richtigen Seite angefaßt hätten. Einer der Herren, ein sehr anständiger Bogotaner, begleitete mich später fünf Wochen lang und leistete mir für die übrige Reise wesentliche Dienste.

San Augustin ist der einzige Punkt in dieser Gegend, wo sich Reste altindianischer Kunst vorfinden; es sind dieselben bis jetzt erst einmal von einem columbianischen Geographen beschrieben worden und zwar sehr mangelhaft. Was ich dort fand, übertraf meine Erwartungen bei weitem. Bauwerke sind nicht vorhanden, wohl aber eine große Anzahl der eigenthümlichsten Statuen, von denen einige wirklich schön gearbeitet sind und an ägyptische Kunst erinnern. Das Material, welches die Indianer dazu verwendeten, ist eine außerordentlich harte Tara. Die Behandlung dieses Materials, welche nur mit ausgezeichneten Werkzeugen möglich war, beweist, daß die Spanier diesen Theil Amerikas nicht zu erobern fähig gewesen wären, wenn jene eingeborenen Bildhauer noch gelebt hätten. Diese Kunstepoche liegt jedenfalls um viele hundert, wenn nicht tausend Jahre zurück. — Von einer Statue sahen wir den Kopf aus dem Boden hervorragen. Wir glaubten, daß dieselbe nicht groß sei, und beschlossen, sie ausgraben zu lassen. Nach dreitägiger Arbeit fand sich der Fuß, und 23 Indianer waren nöthig, um die 15 Fuß hohe Bildsäule aufzurichten. Das Wetter war wenig erfreulich, denn es regnete jeden Tag, obgleich ich in der besten Jahreszeit dort war, und in dem Walde, wo die steinernen Götter hausen, gab es so viele blutsaugende Thierchen, daß man fast aufgezehrt wurde. Einige Zeichnungen erkaufte ich mit dick geschwollenen Händen.

Nachdem ich sieben Tage in San Augustin verweilt, trat ich den Rückweg an und hielt mich einen Sonntag (27. December) in Timanna auf, welcher Ort durch die Industrie der Panamahüte eine ziemliche Berühmtheit erlangt hat. Die feinsten Hüte werden daselbst zu Markte gebracht, und in einem benachbarten Dorfe, Naranjal, wohnt der Mann, welcher auf der letzten Pariser Ausstellung die goldene Medaille auf dieses Fabrikat erhalten hat. Die Güte der Hüte hängt nicht allein von der Feinheit des Geflechtes ab, sondern auch von der Gleichheit des Strohes. Die niedrige, unansehnliche Palme, welche das Stroh liefert, wächst allerwärts, aber nur in dieser Gegend hat es die erwünschtesten Eigenschaften. Jeden Sonntag werden 300 bis 400 Hüte zum Verkauf ausgeboten, und nach kaum zwei Stunden sind sie sämmtlich vergriffen und von den Unterhändlern, meist Bogotaner Kaufleuten, weggefischt. Feine Hüte, die den Werth von 20 Francs übersteigen, muß man bestellen. Das Hauptgeschäft wird nach der Havana gemacht. Die Neugestaltung der politischen Verhältnisse auf jener Insel hatte die Preise sehr gedrückt. Timanna ist in Folge dieser Industrie etwas weniger miserabel als alle übrigen Orte des Staates Tolima.

Die Musikbande des Ortes, eines der schauderhaftesten Institute, das mir je vorgekommen, bat sich mit aller Form die Erlaubniß aus, mir eine Serenade bringen zu dürfen. Natürlich kam die ganze Bande in die Stube herein, und es war ein großes Glück, daß sie bei ihren großen Trommeln weniger auf das Fell als auf den Kasten schlugen. Ich hatte Mühe, sie wieder loszuwerden, und mußte die spanische Danksagungsrede mehrmals vergeblich halten.

Am 31. December traf ich in La Plata ein, wo ich meine Vorbereitungen für die Weiterreise nach Popayan zu machen hatte. Der jetzige Ort La Plata wurde begründet, nachdem La Plata vieja mit seinen Minen zerstört worden war. Der Ortsname klingt ganz gut, die Lage ist auch prächtig, aber die Häuser liegen meist in Ruinen. Die Revolutionen haben diese Stadt ganz besonders arg mitgenommen. Eine columbianische Stadt in Ruinen zu legen, ist übrigens nicht schwer, denn die Wände der Häuser bestehen, selbst in den größeren Städten wie Popayan, meist aus gestampfter Erde. Außer zwei Thüren giebt es gewöhnlich keine Luftöffnungen, und das Dach ist mit Stroh gedeckt. In Bogota und Popayan giebt es auch Ziegeldächer, und wenn sich solche auch in anderen Orten finden, so pflegt man das zu erwähnen, um die Bedeutung des Ortes hervorzuheben. Da die Häuser gewöhnlich nur Thüren haben, welche man offen lassen muß, um Licht und Luft zu genießen, so ist das Wohnen mit einem fortwährenden Kampfe mit Hühnern, Hunden, Katzen, Schweinen, Kindern und selbst Affen und Mauleseln verbunden. So ist La Plata; — es liegt an dem reißenden Flusse gleichen Namens, dessen Wasser aus der Schneeregion des Puracé herabkommt. Eine elegante Brücke, 60 Schritte lang, ganz aus Bambus gefertigt und nur einen Bogen bildend, überspannt den Fluß. Die Brücke hat den Vortheil, daß man nur zu Fuß darüber gehen kann und den Sattel dabei auf den Kopf nehmen darf, was besonders angenehm ist, wenn derselbe, wie der meinige, in voller Rüstung gegen 60 Pfund wiegt. Wenn es Revolution giebt, so bauen die Leute in Zeit von 24 Stunden eine Brücke, die Truppen und Lastthiere passiren können, in Friedenszeit aber eine solche zu unterhalten, wäre doch gar zu viel verlangt. Aus dieser Beschreibung ersieht man nicht, daß La Plata ein ziemlich wichtiger Punkt für die Communication ist. In der That führen von La Plata zwei Pässe über die Centralcordilleren nach Popayan und dem obern Caucathale, nämlich der von Guanacas und der von Maras. Den erstern passirt allwöchentlich der Postesel, der in nur zwölf Tagen nach Bogota getrieben wird; den letztern wählte ich für den Uebergang.

Auf der centralen Cordillere sind vier Vulcane gelegen, welche die Schneegrenze bei weitem überragen. Der nördlichste ist der schon früher von mir mehrfach erwähnte Ruiz, den Dr. Reiß bestiegen hat. Dann folgt der Tolima, welchen ich untersuchte; weiter in beträchtlicher Entfernung gegen Süden der mehrgipfelige Huila, und den Schluß der Kette bildet der Puracé mit einer Reihe anderer Schneegipfel. Der Huila gehört nicht zu den unansehnlichsten der bekannten Vulcane; er erreicht eine Höhe von über 20,000 sächsische Fuß, und doch hat er sich bis jetzt der nähern Untersuchung naturwissenschaftlicher Reisenden gänzlich entzogen.

Nicht ohne Grund wählte ich den Paramo de Moras für den Uebergang nach dem Cauca. Es ist nämlich der Paß, welcher verhältnißmäßig dem Huila zunächst gelegen ist, und der einzige Weg, auf welchem man sich diesem Berge nähern kann. Er führt durch das Thal des Rio Paez, welches mit seinen Verzweigungen Tierra dentro genannt wird und von allen den großen Thälern, welche den Ostabhang des Vulcans bilden, ein Terrain von mehr als 15 Quadrat-

meilen, das einzig bewohnte. Tierra dentro kann man am besten als: „das abgeschlossene Gebiet“ übersetzen. Dieses abgeschlossene Gebiet und besonders das Dorf Huila war mein Zielpunkt. Hatte ich doch den Vulcan noch nicht ein einziges Mal gesehen, obgleich ich mich seit sechs Wochen, und noch dazu in der günstigsten Jahreszeit, fast immer in einer Entfernung befand, aus welcher die Schneegipfel sichtbar sein müssen. Auch Dr. Reiß, der sich wochenlang auf der entgegengesetzten Seite an seinem Fuße aufhielt, bekam ihn nicht zu sehen, weil ihn fast immer schwere Gewitterwolken bedecken. Aus der Unzugänglichkeit erklärt sich die geringe Beachtung, welche man bis jetzt dem Vulcane geschenkt. Von dem Dorfe Huila aus, so versicherte man mich, sei der Berg sehr oft sichtbar, und so nahe, daß eine Besteigung vielleicht möglich sei. Tierra dentro wird von einem Indianerstamme bewohnt, der den Spaniern von Anfang an viel zu schaffen gemacht und bis auf den heutigen Tag sein Idiom so streng bewahrt hat, daß eine Verständigung ziemlich schwer ist; er steht außerdem in dem Rufe, nur den geringsten Grad von Gastfreundschaft zu üben.

Am 8. Januar verließ ich, von geeigneten Leuten begleitet und mit Lebensmitteln reichlich versehen, La Plata. Vier kurze Tagemärsche brachten mich nach dem Dorfe Huila. Der Präsident des Staates Cauca hatte den Indianern meinen Besuch anzeigen lassen und sie angewiesen, denselben zu respectiren. Das sind spanische Höflichkeiten, die ganz nutzlos bleiben. Am Tage meiner Ankunft war mit dem indianischen Governador des Dorfes nicht zu verhandeln, denn er befand sich nebst der Mehrzahl des Ortes in dem Normalzustande, d. h. in dem der größten Betrunkenheit. Erst in den nächsten Tagen gelang es, zwölf Eingeborene zu bestimmen, mich zu begleiten und einen Weg zu suchen. Auf Geld legen diese Indianer keinen Werth, weil sie keine Bedürfnisse haben und nichts damit anzufangen wissen; Salz, Cigarren und Branntwein mögen sie am liebsten. Es kostete viel Mühe, die Expedition auszurüsten, weil die Leute immer wieder wegliefen.

Nach dreitägigem Verzuge war es endlich möglich, aufzubrechen, und an diesem Tage zeigte sich mir der Vulcan zum ersten Male, wenn auch nicht ganz wolkenfrei. Es war ein überraschender, großartiger Anblick, doch hatte ich auch Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß der steile, von tiefen Schluchten umgebene Berg nur auf großen Umwegen zu ersteigen sei, und war froh, den Vorrath an Lebensmitteln für zehn Tage eingerichtet zu haben. Es war ein äußerst komisches Bild, als die zwölf nichts weniger als gemüthlich aussehenden Eingeborenen, die Lasten auf dem Rücken, eigenthümlich geformte Aexte in den Händen und von einer Schaar ausgehungerter Hunde begleitet, abzogen. Die Leute sind nicht groß, aber sehr stark gebaut und sehr faul, bedienen sich einer recht mangelhaften Kleidung und tragen das schwarze, üppige Haar so, daß man, wie bei den Affenpinschern, wenig von dem Gesichte zu sehen bekommt. Nur etliche Stunden waren wir gegangen, als mich ein Fieberanfall nöthigte, an Ort und Stelle liegen zu bleiben. Am nächsten Tage mußte ich nach dem Dorfe zurückkehren, schickte die Indianer aber vorwärts, um einstweilen den Weg zu suchen und auszuhauen. Nach drei Tagen, in denen sie so ziemlich alle Lebensmittel aufgezehrt, kamen auch sie zurück, ohne nur den geringsten Versuch gemacht zu haben, vorzudringen, und ich sah ein, daß mit dieser Sorte von Leuten mein Ziel schwerlich zu erreichen sein würde.

Einen neuen Versuch konnte ich nicht machen, da ich nach vierzehntägigem Unwohlsein den Aufenthalt bei den Paëzindianern so satt hatte, daß ich es vorzog, mit vollem Fieber abzuziehen und über den Paramo de Moras nach Popayan zu reiten. In vier Tagen gelangte ich daselbst, vom Wetter sehr begünstigt, an und traf dort mit Dr. Reiß wieder zusammen. In wenigen Tagen habe ich mich hier von meinem Uebelbefinden erholt, und wir erfreuen uns hier gegenwärtig einer genießbaren Kost, was in Columbia eine sehr seltene Erscheinung ist. Dr. Reiß befindet sich schon seit drei Monaten in Popayan, hat aber auch einen Monat durch Unwohlsein verloren. Da er mit seinen Beobachtungen hier ziemlich fertig ist, wird er eher von Popayan aufbrechen als ich, und über Pasto nach Quito vorausgehen, wo wir wahrscheinlich wieder zusammentreffen. Wir haben uns übrigens beiderseitig überzeugt, daß eine gemeinschaftliche Reise hier kaum möglich ist, da die Reisebedürfnisse nur in der mangelhaftesten Weise befriedigt werden können. Die Häuser sind oft so beschränkt, daß kaum der Raum für ein Feldbett zu beschaffen ist, nachdem die Gepäckstücke und Sättel untergebracht sind. Außerdem würde das Beladen so vieler Thiere, wie wir beiden zusammenhaben (16 bis 20 Stück), den größten Theil des Vormittags in Anspruch nehmen. Mit den ersten Lichtstrahlen lasse ich meine 8 bis 10 Thiere zurechtmachen, aber nur selten gelingt es, vor 8 Uhr in den Gang zu kommen. Und so giebt es viele Uebelstände, die aus dem Zusammenreisen erwachsen und durch die Vortheile nicht aufgewogen werden.

Popayan hat eine sehr schöne Lage, die Stadt selbst aber macht einen wenig angenehmen Eindruck; sie ist ganz regelmäßig gebaut, aber die Kirchen und Klöster sind verfallen oder unvollendet geblieben, die Häuser sind fast ohne Ausnahme alt und baufällig, Thüren und Fenster zerbrochen, und die Straßen haben ein Pflaster, das man am besten mit einem an großen Geröllblöcken reichen Flußbette vergleichen kann. Das Klima ist sehr angenehm, indem die niedrigste Temperatur der Nacht nicht unter 10° R. herabgeht, und die höchste des Tages 22° R. im Schatten kaum übersteigt. Bananen und alle anderen Südfrüchte gedeihen noch sehr gut. Die Indianer bringen täglich Eis vom Puracé, das, mit geriebenen Früchten gemengt, in den Straßen zum Verkauf ausgeboten wird. Der Balsamin, den wir in den Gärten ziehen, wächst als Unkraut zwischen dem Steinpflaster. Ausländer sind nur sehr wenige hier, und diese betreiben den Handel mit Chinarinde, welche in den höheren Regionen auf der Westseite der centralen Cordillere von besonders guter Qualität angetroffen wird. Der Export geschieht von Buenaventura aus, welchen Weg auch dieser Brief nehmen wird.

---

# Sympathien und verwandte abergläubische Gewohnheiten in Mecklenburg.

Von **C. W. Stuhlmann.**

Uralt und über den ganzen Erdball verbreitet ist der Glaube, daß eine geheime Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und anderen wirklichen oder vermeinten Wesen der Schöpfung existire. Auf diesen Glauben, von dem völlig frei kein Einziger sein dürfte, gründet sich neben anderen abergläubischen Gebräuchen auch jene Heillehre, welche man die sympathetische nennt, und die auch noch in unseren Tagen, in unserm vermeintlich so aufgeklärten Norddeutschland, zu einer so häufigen Anwendung gelangt, daß die medicinische Curmethode dadurch nach dieser Seite hin in den Schatten gestellt werden dürfte. Was in Mecklenburg von sympathetischen Kuren gebräuchlich, oder vielmehr, was mir selber hier davon bekannt geworden ist, habe ich nachstehend zusammengestellt. Vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet gewährt sicher eine jede derartige Zusammenstellung ein Interesse; ich meine aber, daß eine specifisch mecklenburgische deshalb noch ein besonderes haben wird, weil in Mecklenburg wohl mehr Dahineinschlagendes conservirt sein dürfte, als in anderen norddeutschen Landschaften. Einige Gründe für meine Meinung will ich vorweg kurz angeben.

Je beschränkter die sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eines Menschen gestaltet sind, je mehr neigt er selber auch dazu, sich freiwillig zu beschränken, sich festzubannen in einen Kreis von Gewohnheiten, Gebräuchen und Ansichten. Die Unterlassung oder Uebertretung derselben wird als gefährlich, schadenbringend, wohl gar als sündlich angesehen, dagegen die genaue Beobachtung als schicklich und verständig und in vielen Fällen geradezu Heil und Segen befördernd.

Mecklenburg ist nun bis in die neuste Zeit, ja bis in die Gegenwart hinein, diejenige norddeutsche Provinz gewesen, wo der Bauer und der geringere Landbewohner allseitig am gründlichsten in seiner Freiheit beschränkt gewesen ist. Der Acker, den er bebauet, ist nicht sein Eigenthum, er nutzt denselben nur als Pächter unter Bedingungen, die ohne seine Hinzuziehung durch beamtliche Willkür festgestellt und abgeändert werden. Bis zur Veröffentlichung des Reichsgesetzes über die Freizügigkeit war der geringere Landbewohner obenein factisch an die Scholle gebunden. Ein Vaterland besaß er nicht; er besaß höchstens ein Heimathsdorf, in welchem er aber auch nur dann eine selbständige Wohnung finden, oder wechseln konnte, wenn die ihm vorgesetzte Obrigkeit ihre Erlaubniß dazu gegeben. Irgendwie frei und gesichert, als „Herr der Schöpfung", konnte er daher, es sei denn im Sinnentaumel, nie sich fühlen; im Gegentheil, fast jeder Tag brachte ihn zum Bewußtsein, daß sein Schicksal durch Anderer Willkür, Laune, Gutwilligkeit oder Bosheit geleitet oder beeinflußt werde.

Das mecklenburgische Kirchenregiment ist bekanntlich ein sehr orthodoxes. Nicht allein der dreieinige Gott, sondern auch der Teufel, wie ihn Luther ehedem schaute und lehrte, sind Fundamentalglaubensartikel. Bei der Taufe müssen die Gevattern für den Täufling geradezu dem Teufel und seinen Werken entsagen, und ohne daß deswegen ein öffentlicher Protest erhoben wäre, durfte ein angesehenes Glied der Landesgeistlichkeit vor nicht langer Zeit in einem in einer geistlichen Versammlung gehaltenen Vortrage die Zahl der specifisch mecklenburgischen Teufel auf — irre ich nicht — 36,000 berechnen. Die Schule muß auch geradezu den Teufel lehren. In dem Landeskatechismus, dem A und Z der Unterrichtsbasis vieler Dorfschulen, wird gefragt: „Sind das Teufels- oder Zaubereikünste, wenn man das Sieblaufen, Stillen, Böten, Krystallsehen, Feuerbesprechen, Festmachen und dergleichen gebraucht?" — Und die Antwort lautet: „Ja, allerdings."

Uebrigens haben der Teufel und seine Helfershelfer längstens schon an Mecklenburg einen sehr einträglichen Besitz gehabt. Nirgendwo sonst in Norddeutschland haben die Hexenprocesse in solchem Umfange und so spät noch florirt wie hier. Während des siebenzehnten Jahrhunderts sollen im Lande, das nach dem dreißigjährigen Kriege kaum 60,000 Einwohner gezählt haben wird, an 20,000 Menschen zu Ehren des dreieinigen Gottes verbrannt worden sein, und noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts edirte der Kanzler der Universität Rostock, von Klein, eine Schrift, der Frage gewidmet, ob der Teufel mit Menschenweibern Nachkommenschaft zu erzielen vermöge.

Schule und Kirche lehrten also den Bauer eine stete Abhängigkeit und feindselige Bedrängung durch übersinnliche Gewalten. Gleiches lehrten ihn zahlreiche Dorf- und Familientraditionen und mangelhaft beobachtete Naturerscheinungen. Dieses zusammen, vereint mit dem Bewußtsein, hülflos menschlicher Willkür anheim gegeben zu sein, mußten ihn scheu und mißtrauisch machen und dafür stimmen, daß er allenthalben geheimnißvolle Feinde fürchtete, und daß er geneigt wurde, alles Erscheinende als in directer Beziehung zu ihm stehend zu schätzen. Nichts, was irgend außergewöhnlich, blieb demnach mehr unverdächtig oder bedeutungslos, und ein jeder Vortheil oder Nachtheil, welcher in ungefähr gleicher Zeit sich ereignete, wurde als damit zusammenhängend oder davon ausgehend angesehen. So bildeten sich allgemach zahlreiche Haus-, Wirthschafts- und Meinungsregeln, die sämmtlich jenes Siegel ihrer Entstehung an sich tragen, darin aber von einander abweichen, daß in einigen eine aus mehr oder minder richtiger Beobachtung von Naturgesetzen gezogene Wahrheit oder Halbwahrheit sich birgt, während andere auf seltsamen Fehlschlüssen, zahllose aber auf reiner Willkür, auf dem krassesten Aberglauben beruhen.

Gewissermaßen ist es logisch gehandelt, gegen übernatürliche Befeindungen auch übernatürliche Hülfe zu suchen. Einen angethanen Zauber kann nur ein anderer Zauber lösen: dieser Glaube ist uralt. Ihn lehren verschiedene biblische Erzählungen, und er fand sich auch bei jenen heidnischen slavischen Völkern, welche bei Beginn der Christianisirung Mecklenburg bewohnten. Ebenfalls besaßen letztere, wie ehedem ihre germanischen Nachbaren und wie noch früher die mit Baal liebängelnden Israeliten, ihre heiligen Haine, Steine, Quellen und Bäume, bei denen und von denen sie Hülfe in Noth erflehten, oder durch geheimnißvolle Gebräuche zu erzwingen hofften.

Wie weiland bei den germanischen Völkern die heiligen Haine und Bäume durch die Aexte der christlichen Priester gefallen waren, geschah ein Gleiches zu Ende des zwölften Jahrhunderts in den Wendenländern. Gleichzeitig mit den christlichen Priestern kam eine massenhafte germanische Einwanderung, welche die alten Bewohner fast allenthal-

den in die unfruchtbareren, sandigen oder sumpfigen Gegenden zurückdrängte. Die große Mehrzahl dieser neuen Anbauer kam aus Westphalen und aus den Flußgebieten der Unterweser und der Unterelbe, namentlich aus der Altmark, aus Holstein, dem Lüneburgischen und Bremischen, kurz aus den altsächsischen Ländern, wo das Christenthum erst viele Jahrhunderte später über die alten Nationalgötter gesiegt hatte, als am Rhein, am Main und an der Donau.

Die neuen Bewohner brachten neben den Gebräuchen der christlichen Kirche zahlreiche Erinnerungen an die alte Götterwelt, vor Allem an Wodan mit. Die heiligen Haine und Bäume, die sie in der neuen Heimath vorfanden, oder von deren kürzlicher Zerstörung sie Zeugen gewesen waren, frischten in ihrem Gedächtniß die Sagen von den gleichen untergegangenen Heiligthümern ihres Geburtslandes auf. Der heilige Baum der germanischen Völker war die Eiche; die Slaven dagegen verehrten vorzüglich die Weide und den Flieder (sambucus nigra); gemeinsam scheinen beide Völker die Nahrung spendenden Baumarten: den Kreuzdorn, den Apfelbaum und den Nußstrauch verehrt zu haben. Diese sechs Baumarten spielen noch heute in der materia medica der Sympathiecuren eine ungemein hervorragende Rolle; alle anderen Gewächse kommen dagegen beinahe gar nicht in Betracht.

Frischsprudelnde Quellen und fließende Wasser übten zu allen Zeiten einen geheimnißvollen Reiz auf menschliche Gemüther, und aus den entlegensten Ländern der Erde berichten Sage und Geschichte von heiligen Quellen und heiligen Strömen. Zahlreiche Sympathien sind denn auch im Schwange, bei denen fließenden Gewässern eine Aufgabe zufällt, sonderlich diejenige, das Elend, um dessen Abhülfe es sich handelt, in ihren Fluthen mit sich fortzutragen. Ein anderes Mal wieder muß das Wasser unter Beobachtung bestimmter Formen geschöpft und getrunken, oder die erkrankte Stelle des Leibes damit genetzt werden.

Auch das Feuer ist, namentlich in den Augen von Naturvölkern, von einem geheimnißvollen Nimbus umgeben, und immer ist es als ein Symbol der Reinigung betrachtet worden. Sehr nahe lag es daher, dasselbe auch bei sympathetischen Curen zur Anwendung zu ziehen. Da jedoch die directe Berührung mit der Flamme Schmerzen verursacht, so wandte man Sympathiecuren, welche erstere involviren, nicht bei Menschen, sondern bei Thieren an, und auch dann nur in sehr bedränglichen Fällen von Viehseuchen. Noch im vorigen Jahre (1868) wurde, den Zeitungen zufolge, in einem mecklenburgischen Dorfe, nahe dem Müritzsee, in uraltherkömmlicher, geheimnißvoller Weise ein Nothfeuer angezündet und die erkrankte Viehherde hindurchgetrieben. Bei Fällen von Behexungen werden jedoch auch bei Menschen Sympathien zur Anwendung gebracht, in denen das Feuer eine Rolle spielt, nicht aber sowohl durch seine verzehrende Kraft, als durch den ihm entströmenden Rauch.

Die Erde empfängt das Todte und Abgestorbene und solches zersetzt sich in ihr in seine Urbestandtheile. War die Idee der Sympathiecuren einmal lebendig, dann lag es auch sehr nahe, Krankheiten in die Erde vergraben zu können, oder solche dadurch von sich abzuwälzen, daß man sie einem von der Erde frisch aufgenommenen Steine überantwortete und solchen dann wieder an seine Fundstätte legte. Diesen Arten von Sympathien sind auch diejenigen nahe verwandt, wo die Krankheit in einen Baum, oder in den Ständer eines Hauses verbohrt, vernagelt, oder in irgend einer andern Weise durch mechanische Beihülfe verfestet wird.

Ganz vereinzelt kommen auch Sympathiecuren in Anwendung, bei denen lebenden Thieren eine meist sehr klägliche für sie ablaufende Rolle zufällt. Nicht ohne eine tiefere Bedeutung ist es, daß aber nur solche Thiere, deren Anblick den meisten Menschen Ekel oder Abscheu erregt: Kröten, Mäuse, Krebse, Maulwürfe, Nattern u. s. w. hierbei in Betracht kommen.

Alle bis jetzt angeführten Gattungen von Sympathiecuren sind ihrem Ursprunge nach als heidnische zu classificiren. Eine andere sehr große Zahl entstammt aber solchen Anschauungen, die ursprünglich aus christlichem Boden entsprossen sind. Das Christenthum legt dem Glauben, dem Gebete und gewissen von den Priestern gesprochenen Worten eine wunderbare Gewalt bei, und die katholischen Legenden vindiciren den Aposteln und zahlreichen anderen Heiligen nicht allein für die Zeit ihres Lebens wunderwirkende Kräfte, sondern solche auch nach dem Tode in den ihnen entstammenden Reliquien, und in der Fürsprache, welche sie bei dem Heiland und seiner Mutter auf zu ihnen erschollenes Flehen üben. Allen christlichen Religionsgenossen gemeinsam ist aber die Ueberzeugung von der Heiligkeit und Macht jener Worte, welche im Namen des dreieinigen Gottes als ein Segen von dem Priester über die Gemeinde ausgesprochen werden, ja, die bloße Anrufung des dreieinigen Gottes wirkt schützend und stärkend.

In dem so orthodox lutherischen Mecklenburg ist eine große Anzahl von sympathetischen Wortformeln im Schwange, die ganz und gar einen katholischen Charakter zeigen. Viele von ihnen richten sich an die Jungfrau Maria, andere an die heilige Margaretha, an die heilige Barbara und an die heilige Catharina, wieder andere an die Apostel Paulus und Petrus, an den heiligen Dionys und an Caspar, Melcher und Balthasar, den drei Königen aus dem Morgenlande. Ihre Herstammung aus katholischer Zeit wird bei einigen noch dadurch weiter klar, daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt sind, bei anderen, daß in ihnen von Messe, Vigilien und ähnlichen, dem Inventar des katholischen gottesdienstlichen Wortschatzes entlehnten Ausdrücken geredet wird.

Sympathieformeln, welche einen specifisch lutherischen Charakter trügen, sind mir bisher nicht aufgestoßen. Dagegen sind eine Menge solcher im Schwange, die ersichtlich erst während lutherischer Zeit entstanden sind. Manche derselben mögen durch Zigeuner in Umlauf gesetzt sein, namentlich diejenigen, in denen arabisch klingende Worte vorkommen, auch diejenigen, bei denen mit allerlei seltsamen Charakteren oder auch gänzlich unverständlichen Silbenverbindungen beschriebene Zettel eine Rolle spielen. Daß übrigens zu den alten Sympathien noch immer neue hinzukommen, daß viele derselben nur betrügerischer Gewinnsucht ihre Entstehung verdanken, daß ferner vielen alten heidnischen Formeln durch Anfügung der christlichen Segensworte ein mehr oder minder christliches oder modernes Gewand umgehängt worden ist oder wird, das sei hier nur kurz erwähnt.

Es dürfte in Mecklenburg kein Dorf gefunden werden, in dem sich nicht eine oder einige Personen befänden, die im Besitze einer oder der andern Sympathieformel wäre. Dieser weiß die Rose, jener das Fieber, ein anderer das Zahnweh, „die Revkoh", die Kolik oder Blutungen zu „böten" oder zu besprechen, aber nur selten finden sich Individuen, die gegen viele verschiedene Uebel eine Hülfe wissen. Letztere muß ihnen gelehrt sein, und zwar dem Manne von einem Weibe, dem Weibe aber von einem Manne. Neuerer Zeit ist es allgemein Sitte geworden, daß der betreffenden klugen Person für ihre Hülfleistung ein Entgelt gereicht wird, und vielfach wird hiervon auch die Wirksamkeit der Sympathiecur als abhängig betrachtet. Bis vor wenigen Jahren bestand ein derartiges Honorar in einigen Schillingen, neuester Zeit

aber hat die Steigerung der Preise aller anderen Bedürfnisse jenes in die Höhe getrieben. In dem Landstädtchen, in welchem ich wohne, leben zwei berühmte Sympathiedoctoren. In den letzten Jahren haben sich diese dahin geeinigt, daß sie sich für ihren jedesmaligen Beistand 10 bis 15 Silbergroschen zahlen lassen.

* * *

1. Sympathieformeln heidnischen Ursprungs.

Gegen kaltes Fieber. Man geht zu einer Weide vor Sonnenaufgang, und indem man drei ihrer Zweige zu einem dreifachen Knoten verschlingt, spricht man:

„Go'n Morgen, Olde,
Ick gev di dat kolde,
Go'n Morgen, Olde!"

Man verfährt eben so und spricht:

„Wind, ick birr (bitte) Di,
Dat Fewer schüret mi.
Nimm mi dat Fewer af,
Wie der Herr Jesus meine Sünde abgenommen hat."

Die letzte hochdeutsche Zeile ist wohl eine Zuthat neuerer Zeit, ebenso auch die drei Kreuze, die bei dem Sprechen derselben geschlagen zu werden pflegen.

Man geht zu einem Nußbaum oder wilden Apfelbaum gleichfalls vor Sonnenaufgang, löst durch Einschnitt mit einem noch nicht gebrauchten Messer dessen Rinde und steckt unter letztere einen Zettel, der folgende Worte enthält:

„Nußbaum, ich komme zu Dir,
Nimm die neunundneunzig Fieber von mir,
Ich will dabei verbleiben."

Stillschweigend überbindet man dann die gelöste Rinde. Sowie diese wieder anwächst, schwindet das Fieber.

Gegen Flechten und Grind. Man verfährt, wie vorhin erzählt, mit einem Weidenbaume und spricht:

„De Flecht un de Wied,
De lagen in Striet (Streit).
De Wied, de gewunn (gewann),
De Flecht verswunn."

Gegen allerlei „Suchten". (Schwindsucht, Wassersucht, Bleichsucht u. s. w. Die plattdeutsche Volkspathologie veranschlagt die Zahl der verschiedenen Suchten auf neunundneunzig.)

Man geht zu einem Hollunderbaum (sambucus nigra), faßt drei von dessen Aesten und spricht:

„Ellhurn, Du swarte,
Nimm de Süken mi vun'n Harte (Herzen).
Nimm't van mi, nimm't up Di!
De ierst (erste) Vagel, de över Di flüggt,
Sall't wedder van Di nehmen."

Gegen Zahnweh. Man geht stillschweigend zu einem fließenden Wasser. Während man dreimal in dasselbe spuckt, spricht man:

„Water-Floth (Wasserfluth)
Nimm mi min Thän-Bloth."

Man nimmt einen neuen Nagel, ritzt damit das schmerzende Zahnfleisch und schlägt dann stillschweigend den Nagel in einen Weidenbaum. Man darf jedoch nur dreimal schlagen, und bei dem dritten Schlage muß man, ohne sich umzusehen, eiligst davonlaufen.

Gegen Blutungen. Man nimmt einen kalten Stein von der Erde auf, und während man dreimal mit ihm die Wunde überfährt, spricht man:

„Rille, rille, rill,
Blut steh' still!"

Hier wird jedoch auch häufig hinzugefügt: Im Namen Gottes u. s. w. und ein dreifaches Kreuz über die Wunde geschlagen. Dann legt man den Stein dort wieder hin, woher man ihn genommen.

Man schneidet einen dünnen Zweig von einem Haselstrauch oder Apfelbaum, hält die Schnittseite desselben an die blutende Wunde und legt den Zweig unter einen an schattiger Stelle liegenden Stein. Man kann auch statt des Zweiges einen Stein nehmen. Gesprochen darf bei dieser Manipulation nichts werden. Sobald das Blut am Zweige oder am Steine getrocknet ist, hört die Blutung aus der Wunde auf.

Gegen die Rose. Man haucht dreimal die entzündeten Theile an und spricht dabei:

„De Ros' un de Wied,
De stahn in'n Stried (Streit).
De Ros' verswann
Un de Wied gewann."

Gegen Flechten. Man geht zu einem Weidenbaum, und unter demselben stehend umschreibt man die Flechte mittelst dreier neuer Knöpfnadeln dreimal mit einem Kreise. Bei jedem Male spricht man:

„De Flecht un de Wied
De sträden sick.
De Wied de gewunn,
De Flecht verswunn."

Dabei wirft man die benutzte Nadel hinter sich und verknüpft schließlich drei Zweige der Weide zu einem Knoten. Hierauf entfernt man sich eiligst und unter Schweigen genau auf demselben Wege, auf dem man gekommen.

Gegen Gicht und Rheuma. Man geht zu einer Eiche, deren Stamm sich unten getheilt hat, oben aber wieder zusammengewachsen ist. Durch die so gebildete Oeffnung kriecht der ganz entkleidete Kranke an drei verschiedenen Tagen vor Sonnenaufgang hindurch. Mehrere derartig gewachsene Bäume hatten vor nicht langen Jahren einen enormen Zulauf von Kranken. Im Gehölze: der Lindenbruch bei der Stadt Schwaan, stand ein solcher Baum, dessen Spalte jedoch für das Durchkriechen ein wenig unbequem lag, da sie sich in ziemlicher Höhe über der Wurzel befand. Vor etwa vierzig Jahren wurde dem Uebelstande dadurch abgeholfen, daß auf Kosten der Stadtcasse eine Treppe an den Baum gebauet wurde.

Gegen Bräune. Man erdrosselt eine Natter mittelst eines rothseidenen Fadens und bindet denselben dann dem Bräunekranken einige Male um den Hals.

Gegen Herzspann (Hexenschuß). Man faßt den Stamm eines Apfelbaums oder Flieders und spricht:

„Ellhurn (Appelbom) ick klag Di,
Dat Hartspann plagt mi.
Nimm't van mi, nimm't up Di!
De ierst Vagel, de äwer Di flüggt,
Sal't wedder van Di nehmen."

Gegen Kropf. Man geht an einem Freitag in der Frühe zu einem am fließenden Wasser stehenden Weidenbaume. Nachdem man an einem Aste die junge Rinde gelöst hat, schneidet man aus dem Holze einen Splitter und reibt mit diesem den Kropf so lange, bis das Holz warm geworden ist. Dann schiebt man den Splitter wieder an seine Stelle und verbindet die Baumwunde. Sobald die Rinde wieder angewachsen, schwindet der Kropf. Wie bei anderen ähnlichen Sympathien darf kein Wort hierbei geredet werden, und der Hülfesuchende muß auf demselben Wege zurückgehen, den er gekommen.

Gegen Nabelbruch. Man läßt den Leidenden sich barfuß an eine Eiche stellen, berührt dann die Bruchstelle mit dem Kopfe eines Sargnagels und schlägt diesen dar-

auf stillschweigend in den Baum. Sobald die Rinde den Nagel überwachsen hat, ist der Bruch verschwunden.

Gegen Impotenz. Eine Person andern Geschlechts schneidet der Hülfesuchenden Haare von allen Theilen des Körpers, auch Schnitzel von sämmtlichen Nägeln. Darauf wird mit einem noch nicht gebrauchten Bohrer ein Loch in den Stamm eines Hollunders gebohrt, wohinein jene Abfälle gebracht werden. Mit einem Stücke Dornholz wird schließlich das Loch verspundet. Diese Operation muß stillschweigend und am Abend bei Aufgang des Neumondes vorgenommen werden.

Um zu erfahren, ob Jemand an der Krankheit, die ihn befallen, sterben wird. Man schneidet neun Reiser von neun verschiedenen Bäumen: von einer Eiche, Ulme, Esche, Erle, Linde, Weide, Buche, Hagebuche und vom wilden Apfelbaum, jeden gut zwei Finger lang, und wirft solche stillschweigend in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, wobei man fest an den Kranken denkt. Sinken sechs oder mehr der Reiser unter, so steht dessen nahes Sterben außer Frage. Die Operation muß an einem Freitage vor Sonnenaufgang vorgenommen werden.

## 2. Sympathieformeln christlichen Ursprungs.

Gegen die Rose. Man berührt den äußern Umkreis der Geschwulst mit drei Fingern und spricht dabei, ohne daß der Kranke es hört:

„De Klocken, de slahn,
De Gesang, de singt.
Peter und Pagel (Paul),
De willen dat Ding stillen.
Dat rieten Ding,
Dat splieten Ding,
Dat aische (böse) Ding,
Dat steken-Ding."

Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. — Hierbei wird dreimal auf die entzündete Stelle gehaucht. Die Procedur muß dreimal, auch wohl „dreimal dreimal" wiederholt werden.

Man macht über die Rose drei Kreuze und spricht dabei:

„Alle Messen währet der Gesang,
Alle vier Evangelien werden gelesen.
Rose, Du mußt verschwinden und verwesen."

Im Namen Gottes u. s. w., wobei man wiederum drei Kreuze schlägt.

Gegen Gicht. Man spreche dreimal während des Läutens der Glocken; am wirksamsten geschieht es am Vorabend des Himmelfahrtstages:

„Petrus und Philippus, de güngen to Holt un to Brook,
Unse Herr Christus de spook:
Kiehrt üm, de Klocken hebben klungen,
De Miß is sungen,
De Gicht is swunnen."

Hierauf Anrufung des Namens Gottes.

Gegen Brandwunden.

„Maria güng över Land,
En Brand drog se in ähre Hand.
Brand, Du sallst wiken (weichen)!"

Unter Anrufung des Namens Gottes haucht man dann dreimal die Wunde an.

Gegen Zahnweh. Man berührt den schmerzenden Zahn mit einem Sargnagel, und unter Anrufung des dreieinigen Gottes schlägt man denselben in eine Thür.

Gegen kaltes Fieber. Der Kranke geht an einem Mittwoch Morgen vor Sonnenaufgang zu einer Weide. Während er drei ihrer Zweige zu einem Knoten verschlingt, spricht er:

„Christe, der Du hast am Kreuz gehangen
Und bittern Tod für mich empfangen.
Drei sind Eins, hast Du gesprochen;
Nimm dieses Fieber von mir in der Wochen."

Im Namen Gottes u. s. w.

Gegen Blutungen.

„Sanguis mane in te,
Sicut fuit Christus in se!
Sanguis, mane in tua vena,
Sicut Christus in sua poena!
Sanguis, mane fixus,
Sicut Christus quando fuit crucifixus!
In nomine patris etc."

Dieses spricht man dreimal und schlägt dabei jedesmal drei Kreuze über die Wunde. —

Man sieht, daß in einzelnen der hier vorgeführten Sympathieformeln, z. B. in derjenigen gegen Zahnweh und ganz besonders in derjenigen gegen das kalte Fieber, sich heidnischer und christlicher Aberglaube mischen. Hier ist der christliche Gott oder Christus an die Stelle von Wodan oder Svantevit oder irgend einer andern heidnischen Gottheit getreten, ganz ähnlich wie in den Ostseeländern manche christliche Gotteshäuser, die auf den Stätten der zerstörten Tempel Svantevit's errichtet worden waren, Sanct Veit geweihet wurden. Manche der christlichen Sympathieformeln sind sicher von katholischen Priestern in Umlauf gesetzt worden, z. B. die hier angeführte gegen Blutungen. Verwundern kann das auch nicht, da die im Mittelalter so zahlreich als Curmethode in Anwendung gebrachten Wallfahrten und der Glaube, daß man dadurch sich von einem Körperleiden befreien könne, daß man eine aus Wachs oder wohl gar aus edeln Metallen geformte Abbildung des erkrankten Gliedes einem Heiligenbilde darbrachte, ihrem eigentlichen Wesen nach auf derselben Basis beruhen, wie die Sympathieformeln.

## 3. Zigeunerische und andere aus neuerer Zeit stammende Sympathien.

Gegen kaltes Fieber. Man schreibt auf drei Mandelkerne die Worte: Rabi, Nabi, Habi, auf jeden Kern ein Wort, und giebt von diesen Kernen dem Kranken drei Tage hinter einander, in der vorgeführten Folge, einen zu essen. Es werden statt der Mandeln auch Brotrinden genommen und ebenso, oder auch Kabi, Habi, Gabi bezeichnet. Diese Sympathie soll sehr viel in Anwendung gebracht werden.

Man schreibt Nachstehendes auf einen Zettel und hängt solchen in den Schornstein:

a b r a c a d a b r a
b r a c a d a b r
r a c a d a b
a c a d a
c a d
a

Gegen Gicht. Man entblößt dem Kranken die schmerzenden Theile, und dreimal sie anhauchend spricht man:

„Den Grisen, den Gragen,
Den Swarten, den Blagen."

Gegen schweres Zahnen der Kinder. Man zieht einer Spitzmaus einen seidenen Faden durch beide Augen und bindet diesen blutigen Faden dem Säugling um den Hals.

Gegen Krebs. Man bindet einen lebenden Krebs, nachdem man ihm die Scheeren zusammengebunden, auf die kranke Stelle und läßt ihn daselbst verenden.

Gegen das Aufblähen des Rindviehes (de Pogg). Man streicht dem kranken Vieh über den Rücken und spricht:

„De Pogg un de Pol,
De güngen in de Schol;
De Pol, de sang,
De Pogg, de slang."

Bei Fällen von Behexung. Behexungen kommen nach der Ansicht unserer Landbewohner auch noch heut zu Tage ungemein häufig vor, und es giebt Menschen, von denen ein Blick ihrer Augen, ja, ein bloßes Wort, oder auch nur der stille Wunsch genügt, um andere, oder auch deren Vieh erkranken zu machen. Wie schon vorhin bemerkt, wird bei behexten Personen wohl das „Rökern" (Räuchern) zur Anwendung gebracht. Vor fünf Jahren behandelte ich eine Geisteskranke, welche bereits 18 Monate ohne irgend welchen Besserungserfolg in der Irrenheilanstalt zu Rostock gewesen war. Die Kranke, eine junge Bauerfrau, befand sich nicht im eigenen Hause, sondern war in einem einsam gelegenen Hause eines Büdners untergebracht. Anfänglich ganz rasend, wurde sie nach Verlauf von sechs bis acht Wochen ruhiger. Plötzlich fand ich sie wieder aufgeregter als je. „Se hebben mi rökert un mi verbrennt!" schrie sie unaufhörlich. Ich fand denn auch eine beträchtliche Brandblase und wurde denn auch schließlich über den Hergang unterrichtet. Eine Verwandte des Büdners hatte nämlich herausgefunden, die Kranke sei behext, „un doarbi könnt de Docters nix". Da hatte man denn die entkleidete Kranke gewaltsam in einen engen Raum unter große Decken gebracht und zu ihr ein Feuerfaß gestellt, auf dessen Kohlen man einigen Teufelsdreck und einige frische Roßäpfel geworfen, und sie so lange darunter gehalten, bis sie ohnmächtig geworden war.

Gegen Impotenz. Man trinke ein wenig von der Milch einer jungen Frau, die ihr erstes Kind säugt. Dann ziehe man einen Pfahl aus der Erde, schlage seinen Urin in das Loch und stecke den Pfahl umgekehrt wieder hinein. Die Procedur muß vor Sonnenaufgang vorgenommen werden.

* * *

Wie vorhin bemerkt, kommen aber Sympathien nicht bloß in Krankheitsfällen, sondern auch bei zahllosen anderweitigen Vorgängen zur Anwendung, ja, man dürfte vielleicht behaupten, bei allen irgend absonderlichen Lebensereignissen. Hier nur noch einige beweisende Beispiele.

Damit man bei einer Auction viele Käufer habe. Man tritt am Morgen des Auctionstages bei Sonnenaufgang in die Hausthür und spricht:

„Jetzt tret' ich über die Schwellen
Und nehme Gott zum Mitgesellen.
Daß die Leute müssen kommen von nah und fern,
Wie zur Zeit, da Sanct Johannes taufte im Namen des Herrn.
Im Namen Gottes u. s. w."

Erinnert mag hier werden, daß in Mecklenburg die Uebergabe ländlicher Wirthschaften zu Johanni stattfindet, und daher dann auch die meisten ländlichen Auctionen in diese Zeit fallen.

Einen Dieb zu zwingen, daß er das Gestohlene wiederbringe. Man sucht die Fußspur des Diebes auf. Hat man solche gefunden, so steckt man unter Anrufung des dreieinigen Gottes einen Brettnagel in die Erde. Der Dieb bekommt dann die fürchterlichsten Schmerzen, die ihn zwingen, das Gestohlene wiederzubringen. Diese Sympathie übt jedoch nur dann solche Kraft, wenn der Dieb noch kein fließendes Wasser überschritten hat. Ist letzteres geschehen, so ist er, wie immer dann, gegen die Wirkung der Sympathie geschützt.

Ein böses Pferd, das sich nicht beschlagen lassen will, zu zähmen. Man geht dreimal um dasselbe herum, steht jedesmal dabei vor dem Kopfe still und spricht leise, während man drei Kreuze schlägt: „Caspar te tenet, Balthasar te ligat, Melchior te ducat." — Jedenfalls von katholischen Priestern in Umlauf gesetzt. Die heiligen drei Könige spielten überhaupt vordem in Mecklenburg eine wichtige Rolle, wohl auch deshalb, weil ihr Gedächtnißtag „die heiligen Zwölfe" beendet.

Gegen Feuersbrunst. Sobald ein Feuer ausgebrochen ist, wirft man sich auf ein Pferd und umjagt das bedrohte Gebäude zu dreien Malen. Beim ersten Male ruft man in die Thür hinein:

„Füer, Füer, Füer,
Wat blöfst un smökst Du hier?"

Beim zweiten Male:

„De Bös' hett Di anbött (angezündet),
De Bös' Di brennen lett."

Beim dritten Male:

„Gott Vader sall rerren,
Gott Söhn Di utgerrn (austreten),
Gott Gischt Di utpusten,
In't Water Di pusten (blasen).
Kumm mit! Kumm mit! Kumm mit!"

Hierauf wird eilends zu einem fließenden Wasser gejagt und in dasselbe hineingeritten. — Mir ist noch aus allerneuester Zeit ein Fall bekannt, wo diese Sympathie zur Anwendung kam. Das Feuer ward durch Ausgießen gelöscht, solcher gute Ausgang aber nicht sowohl dem ausgeschütteten Wasser, als dem „Böten" zugeschrieben.

Gegen das Phantasiren der Kranken. Man legt das Skelett eines Pferdekopfes unter das Bett des Kranken.

Gegen Blitzschaden. Wenn unter die vier Ecksteine des Fundamentes eines Hauses ein Donnerkeil eingemauert ist, so kann dasselbe nicht durch einen Blitzschlag entzündet werden.

Eine Ehe unfruchtbar zu machen. Man legt in das Brautbett ein Kreuz aus zwei Strohhalmen, oder man sorgt dafür, daß der Tisch, vor welchem das Brautpaar während der Trauung steht, eine verschlossene Schieblade hat.

Daß Jemand bald stirbt. Man giebt einer Leiche ein Stück Zeug der betreffenden Person mit in den Sarg. Daran holt der Verstorbene letztere sich in die Erde nach.

* * *

Viele Jahrhunderte christlicher Lehre haben den Glauben an Sympathien nicht zerstören, vielleicht nicht einmal schwächen können. Seit einigen Decennien beginnt aber auch das mecklenburgische Landvolk vielfach an der Wirksamkeit der altüberkommenen Formen und Formeln zu zweifeln, und unter den jungen Leuten finden sich schon manche, die einzelne oder manche von jenen für leeren Schwindel erklären. Die Verbesserung des Schulunterrichts, vor Allem aber, daß in neuester Zeit auch andere Druckschriften, als Bibel, Gesangbuch und Katechismus einen Weg in die mecklenburgischen Dörfer gefunden, verfehlen ihre Wirkung nicht.

# Die Maja und die Cigarrera.

Sittenbild aus Südspanien von **H. Henrich** in Granada.

## I.

### 1. Die Maja.

Alte nationale Eigenthümlichkeiten verschwinden immer ängstlicher vor den gewaltig anschnaubenden Dampfrossen, das beobachtet man am anschaulichsten gerade in dem Lande, welches, lange unberührt von den gewaltigen Fortschritten unseres Jahrhunderts, dieselben am längsten bewahrt hatte. Ich meine Spanien, diese südwestlichste Ecke Europas, welche, Jahrhunderte lang durch Pfaffendruck und schamlose Tyrannenwirthschaft im Innern geknechtet und von jedem Verkehr mit dem Auslande abgeschlossen, erst seit Kurzem Theil nimmt an der allgemeinen geistigen Bewegung Europas. Doch schon diese ersten Anfänge einer allmälig sich lichtenden Dämmerung genügen, die nationalen Kennzeichen im Volke zu verwischen, und das Diesseits und Jenseits der Pyrenäen sichtlich zu verschmelzen.

Schon finden sich die letzten Ueberreste nationaler Trachten nur noch bei den niedersten Volksschichten, und von Tage zu Tage wird es schwieriger, unter dem Wust der Pariser Moden noch etwas „Ländlich-Sittliches“ zu unterscheiden, die alten spanischen „costrumbres“ (Sitten) von den neumodischen französischen Zuthaten loszuschälen. Originelle Typen werden immer seltener; am seltensten aber gerade derjenige, welcher, am schmucksten in der Form und am eigenthümlichsten im Wesen, die meiste Berühmtheit erlangt hatte, und ein Gegenstand poetischer Schwärmerei und glühender Sehnsucht gar mancher nordischen Phantasie war und noch ist, nämlich die spanische „Maja“ mit den wie die Planeten ihre Sonne sie umkreisenden „Majos“.

Die Maja, obwohl gleich dem Torero (Stierkämpfer), Contrabandista (Schmuggler) und Andere speciell andalusischen Ursprungs, machte sich lange Zeit hindurch zum Gemeingut der gesammten spanischen Nation. Es geschah dies namentlich zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, als es selbst unter den ersten Damen des Hofes Sitte ward, ihre schönen oder häßlichen Formen nicht wie jetzt unter trügerischen Reifröcken und langen Schleppen zu verbergen, sondern dieselben in andalusischer Gewandung und mit Nachahmung andalusischer Grazie einer offenen Kritik preiszugeben. Ein kurzes, in tiefe Falten gelegtes und mit einer Menge schmaler Garnirungen, schwerer Fransen oder Blonden besetztes Röckchen, nicht unter den Knöchel verlängert und nicht über die untere Hälfte der Wade verkürzt, brachte den kleinen in weißseidene Strümpfe und zierliche Schuhe gesteckten Fuß — ein charakteristisches Merkmal fast aller Spanierinnen — mit einem Theile des strammen, wohlgeformten Beines zur Geltung; während der aus tief ausgeschnittener Taille üppig hervorquellende Nacken theilweise von dem kleinen „Manila-Halstuche“, mehr verlockend als züchtig, bedeckt wurde. Dieses keiner Maja — und in untergeordnetem Stoffe noch heute keiner spanischen Landfrau — fehlende Busentuch stammt von Manila und ist viereckig, aus dichtem Seidenkrepp, meist roth, gelb oder weiß und mit Blumen und Vögeln in reicher, buntfarbiger Seidenstickerei überfäet. Das Tuch, wie die Maja es trägt, ist eben groß genug, um rechtwinkelig zusammengefaltet mit der hintern Spitze die Taille zu berühren, während die beiden vorderen Enden, leicht über der Brust gekreuzt, unter dieser Spitze in einen Knoten geschürzt werden.

Zur Vervollständigung des andalusischen Costüms ist dieses Tuch ebenso unerläßlich, wie die bekannte und berühmte spanische „Mantilla“. Diese, zur Kopfbedeckung bestimmt, hängt bei der Maja nur lässig über die hintere Kopffrisur tief in den Nacken herab, wodurch der fast übermäßige Blumenflor, den eine jede im Haare trägt, vollständig frei bleibt. Tuch und Mantilla pflegten sonst beim Tanze abgenommen zu werden — (heute, wo ein Manila-Tuch den höchsten, wenn nicht einzigen Staat einer Maja bildet, behält sie es bei) —, wohl hauptsächlich um die reiche Verzierung an Taille und Aermel zur Geltung zu bringen. — Namentlich war es der obere Theil des Aermels, der sogenannte „Hombro“, auf welchen seiner Zeit die meiste Aufmerksamkeit verwendet wurde, weil er die höchste Steigerung des Luxus zuließ. Der „Hombro“ bestand zumeist aus einer schwerseidenen oder in echtem Gold und Silber netzartig gefertigten Posamentirarbeit mit seidenen Trodbeln oder zierlichen Filigranglöckchen besetzt. — Das eben beschriebene Maja-Costüm diente jedoch nicht bei allen Gelegenheiten. Zu den Stiergefechten wurde die ausgeschnittene Taille mit dem Manilatuche in die schmucke Torero-Jacke mit knapp anliegendem Westchen umgewandelt, die umhüllende Mantilla mit dem kecken und so kleidsamen andalusischen Hütchen vertauscht. Bei dieser Variation war der Entfaltung des Luxus ein noch größeres Feld gelassen, indem man an Pracht der Verzierungen sowohl auf Jacke und Weste, wie namentlich auch in dem sogenannten „Moño“, der am Rande des Hütchens oder auf der hintern Zopfschleife, „la Castaña“, befestigten bunten Schleife von Bändern, Perlen, Edelsteinen und dergleichen wetteiferte.

Die Zeit aber, wo selbst die vornehme Spanierin, unberührt von Pariser Einflüssen, ihren Stolz und ihre Freude darein setzte, national zu erscheinen, und statt mit erborgten Federn aus der Fremde mit dem Schönsten der eigenen Heimath sich zu schmücken, ist längst vorüber. Schon mit dem ersten Einfalle der Franzosen im Jahre 1808 trat hierin eine bedenkliche Aenderung ein. Die kurzen Röcke verlängerten sich unter den herausfordernden Blicken der französischen Offiziere, und von den Schultern verschwand Alles, was, reich und prächtig, deren Habgier hätte erregen können. Man französirte sich hier wie überall, namentlich in aristokratischen Kreisen damals erstaunlich schnell, und wenngleich viele nach dem ersten Abzug der Franzosen wieder zu ihren alten Sitten und Gewohnheiten zurückkehrten, so blieb doch immer genug des ausländischen Samens zurück, um bei dem nächsten Anlasse sogleich üppig wuchernd wieder emporzuschießen. Die Maja verlor ihr spanisch-nationales Gepräge und zog sich wieder in ihre andalusische Heimath zurück.

In Madrid wurde das einst mit edlem Selbstgefühl getragene Costüm fast nur noch zu lustigen Verkleidungen und frivolen nächtlichen Abenteuern von der Königin und ihren berüchtigten Hofdamen mißbraucht*). In den Provinzen

*) Davon mag denn auch Dumas gehört und mit weitem Gewissen und ergiebiger Phantasie es in die Gegenwart übertragen haben,

erhielt sich die Maja noch längere Zeit als der Typus des reichen Bürgerthums. Doch auch dieser ist, von der Frivolität hoher und höchster Classen verscheucht, nach und nach wenigstens aus den Städten verschwunden, und findet sich heute nur vereinzelt noch auf dem Lande in der Umgegend von Sevilla und Ronda. — Im übrigen Andalusien existirt die Maja eigentlich nur noch in den Erinnerungen der Alten. Der Majo allein ist es, der bei uns noch hier und da als Typus des wohlhabenden Bürger- oder Bauernsohnes auftritt, und allen modischen Stutzern zum Trotz stolz seine kurze, enganliegende Hose mit den reich gestickten, an der Seite offenen hellgelben Ledergamaschen über ausgeschnittenen Schuhen von demselben Stoffe, die graziöse andalusische Jacke mit der bunten Faja (lange wollene Binde, die in mehrfacher Windung um die Taille geschlagen wird) über der kurzen Weste, und den zierlichen andalusischen Hut trägt, und den mit grellfarbiger Wolldecke, unzähligen Troddeln und hoch aufgebundenem Schweife andalusisch geschirrten Hengst an Sonn- und Feiertagen mit kühnem Selbstbewußtsein zwischen den Carossen der eleganten Welt tummelt. — Doch werden schon diese Majos immer seltener; Sevilla und Ronda sind wohl die einzigen Städte, durch deren Thore man zuweilen noch „Majo und Maja“, auf einem Pferde, Esel oder Maulthiere hinter einander gruppirt, vom Lande hereinkommen sieht.

Was in Sevilla von der frühern Maja übrig geblieben und allerdings eine ziemlich zahlreiche Classe der weiblichen Bevölkerung dort ausmacht, hat nur den Namen und Einiges aus der äußern Erscheinung derselben bewahrt, doch nichts mit deren vormaliger Bedeutung gemein. Die heutige Maja hält in ihrer socialen Stellung nicht ganz die Mitte zwischen der ehrbaren Proletariersfrau und dem Freudenmädchen, indem sie mehr zu letzterm hinneigt, ohne jedoch mit demselben verwechselt werden zu dürfen. Sie ist etwa die spanische Grisette, mit dem Unterschiede, daß sie mehr noch als die französische dem Vergnügen und weniger der Arbeit lebt. Doch ist die Maja nicht käuflich. Ihre Gunstbezeugungen, so unbeständig dieselben sich erweisen mögen, sind immer ein freies Geschenk des Herzens oder des Temperamentes, was bei ihr gleich viel bedeutet, — und diese freie Hingabe, zumeist an einen Mann ihresgleichen, unterscheidet sie wesentlich von jenen Dirnen. Die Maja ist die eigentliche Repräsentantin der wilden Ehe, die würdige Genossin aller Toreros, Contrabandistas, Mayorales, Marineros, kurz all jenes wandernden Volkes, das, unstät und flüchtig wie sie selbst, keine Heimath und keinen eigenen Herd kennt, und immer vom Tode bedroht, das Leben, das eilende, rasch zu genießen sucht.

Der Ursprung einer Maja läßt sich selten nachweisen. Auch denkt Niemand daran, demselben nachzuforschen. Die Maja ist durch sich selbst, unabhängig von dem, was sie gewesen und sein wird. Manche wurden schon bei der Geburt von unnatürlichen Eltern ausgesetzt und dann bis zu ihrem zwölften oder vierzehnten Jahre im Findelhause großgezogen. Von da entlassen, fallen sie irgend einer Kupplerin in die Hand, die ihrerseits wieder die Fürsorge um das junge Blut einem mildthätigen, meist ältern Herrn überläßt. Unter dieser Vormundschaft bildet die angehende Maja sich heran, bis entweder ein jüngerer Liebhaber eintritt, oder der angeborene Freiheitstrieb in ihr überwiegt. Ist der Liebhaber so gestellt, daß er für ihre augenblicklichen Bedürfnisse oder mehr noch Vergnügungen sorgen kann, da kümmert sie sich um das Nachher wenig, sondern genießt dankbar, was die Stunde bietet. Andernfalls beginnt sie die neue Aera ihrer Selbständigkeit, indem sie in einer alten eisernen Pfanne über entsprechendem Kohlenbecken an irgend einer Straßenecke Fische backt oder Kastanien röstet, und zusieht, bis Gott und ihre sechzehn Jahre ihr weiter helfen, was gewöhnlich nicht lange auf sich warten läßt.

Andere, unter günstigeren Auspicien als jene geboren, haben ihre Eltern oder wenigstens die Mutter gekannt, eine Wäscherin oder Hökerin der Vorstadt, an deren Rockzipfel hängend sie von früh auf das Geschäft erlernt, d. h. Obst und Gemüse feilgeboten oder die schmutzige Wäsche zum Fluß hinabgetragen haben. Später bringt dann das schon erwachsene Kind an Sonn- und Festtagen die saubere Wäsche wieder in die Häuser zurück oder bietet Obst, Blumensträußchen und Oelkuchen in den Straßen feil, wobei es ihr, wenn sie hübsch ist, an mancherlei Anträgen nicht fehlt. Sie weist dieselben so lange zurück, bis ein besonders eifriger Kunde ihr endlich die Ueberzeugung beibringt, daß ihr Gesichtchen zu hübsch, ihre Hände zu fein zur Arbeit seien. Einmal davon überzeugt, versteht sich das Weitere von selbst. Noch Andere, die gar das Glück haben, von irgend einem vermöglichen Kleinhändler oder dicken Pfänderverleiher aus der Taufe gehoben zu sein, machen auf Grund dieser Pathenschaft am schnellsten und sichersten ihren Weg. Aus verjährten Stoffen oder von der vornehmen Welt versetzten und nicht wieder ausgelösten Kleidern lesen sie um ein Geringes all jenen bunten Tand aus, womit sie sich bald vor den Uebrigen ihres Standes auszeichnen und zur gefeierten und begehrten Schönen bei allen Festlichkeiten erheben. Aus ihnen wird dann die „Maja de rumbo“, die Bevorzugte ihres Standes, welche gleich bei ihrem Eintritte in die Welt den Rosenpfad der Liebe vor sich geebnet findet, ohne erst an den Dornen sich wund geritzt zu haben.

Eine solche Maja ist in ihrem engern Reiche, welches alle öffentlichen Volksbelustigungen, namentlich aber die Stiergefechte und „Bailes de candil“ *), in sich faßt, eine unumschränktere Königin, als die castilische Isabella auf ihrem Throne. Auf den Bällen erscheint sie, ganz wie die tonangebenden Damen der großen Welt, erst lange nach Eröffnung des Tanzes. Sie läßt sich erwarten, wodurch ihr endliches Erscheinen dann eine um so mächtigere Wirkung auf die bereits Versammelten ausübt. Die Bewegung ist allgemein: die Frauen bekritteln sie leise, während die Männer in lauten Lobeserhebungen überfließen, und selbst der Guitarrenspieler, der zum Tanze aufspielt, einen Augenblick innehält, um, wie er in rasch improvisirten Coplas **) singt, sein Auge an dem zu weiden, was Gott zum Verderben der Männer so schön erschaffen habe. — Der Herr des Hauses weist der Neuangekommenen den besten Platz unter den flottesten Burschen der Gesellschaft an; denn ganz wie die prätensiösesten Mädchen unserer aristokratischen Zirkel läßt auch die echte Maja sich erst eine gute Weile nöthigen, ehe sie gnädigst zum Tanze sich herabläßt. Doch wenn erst die Mantilla abgeworfen, ein Bein vor das andere gesetzt ist, und klappern die Castagnetten, dann ist auch kein Halt mehr der tollen Raserei, und alle Physiker der Welt dürften kommen, um an ihren Füßen, Hüften und Armen das wahre perpetuum mobile zu studiren. Die Maja ist die Seele jedes Festes, die Sonne, welche überall hin Licht und Wärme verbreitet. Sie lacht mit den Fröhlichen, erheitert die Betrübten, animirt die Zaghaften, meistert die Kecken, — und endet, wie so oft,

wenn er erzählt, wie er vornehme spanische Damen habe im Maja-Costüm auf dem Prado von Madrid (Promenade der eleganten Welt) den Bolero tanzen sehen ꝛc.

*) Lampen- oder Laternenbälle, so genannt von der dreidochtigen Ampel oder wohl auch Stalllaterne, bei deren mattem Scheine sie abgehalten werden.

**) Volkslieder, meist vierzeilige Strophen, deren erste Zeile beim Gesange wiederholt wird.

die laute Lustbarkeit mit blutigen Raufereien, wo der Freund zum Feinde, der Ballsaal zum Schlachtfelde wird, dann übt auch in diesem Falle die Maja meist einen heilsamen Einfluß aus. Oft genügt eine kräftige Anrede ihrerseits, um die schon gezückten „Navajas“ *) wieder abzuwenden und die feindlichen Parteien dahin zu beschwichtigen, daß sie ihren Groll, statt in Blut, in Wein oder „Aguardiente“ **) zu löschen suchen. An diesem durch sie bewirkten Versöhnungstrunke nimmt sie dann wohl auch persönlichen Antheil, indem sie mit größter Gewissenhaftigkeit beiden Parteien gleichmäßig zutrinkt und eigenhändig die „Buñuelos“, kleine in Oel gebackene Mehlringe, dazu austheilt.

Solch überwiegenden Einfluß selbst auf die von Zorn erhitzten Gemüther üben freilich nicht alle Majas aus, und es giebt hier wie überall zwischen den ersten und letzten ihrer Classe gar mancherlei Abstufungen. Ein Grundzug jedoch ist Allen gemein: das Bedürfniß sinnlicher Aufregung, rauschender Vergnügungen. Dieses zu befriedigen ist kein Opfer ihnen zu groß. Armuth bedeutet für sie vielleicht den Mangel am Nothwendigsten, doch kein Hinderniß, sich zu belustigen. Für einen „Dia de campo (Tag auf dem Lande), ein Frühstück in einem „Melonar“ (Melonenacker) oder ein Vesperbrot in einem „Ventorillo“ (kleine an der Landstraße gelegene Kneipe) opfert die Aermste unter ihnen den Verdienst ihrer Tage und den Schlaf ihrer Nächte.

Früh mit der Sonne ist sie wieder wach, um vor einem alten Stückchen Spiegelglas, dessen einstiger Quecksilbergehalt durch langen Gebrauch sehr abgenutzt ist, die letzte Hand an ihre Frisur zu legen. Diese ist bei der Maja keinerlei Veränderungen der Mode unterworfen. Treu den uralten Maja-Traditionen weicht sie nicht ab von der nationalen „Castaña“ mit den ihr entsprechenden „Rizos“, überzeugt, daß kein anderer Haarputz einem echten Kinde ihres Volkes besser zu Gesichte stehen könne. Diese äußerst kunstlose Frisur, eine Haarschleife, die aus einem einzigen breiten Zopfe besteht, wird fest an den Hinterkopf gebunden; sie ist die „Castaña“. Dazu kommen zwei von langen Haarnadeln durchkreuzte und vorn an den Schläfen oder hinter jedem Ohre spiralförmig aufgesteckte schwere Locken, die „Rizos“. — Nachdem die Maja das Alles nach strengster Form und Regel zu Stande gebracht hat, werden die Toilettenkünste der vergangenen Nacht noch einmal einer sorgfältigen Prüfung und oft auch wiederholter Ausbesserung unterworfen; denn so arm eine Maja sein mag, sie verläßt ihr Stübchen hoch oben unter dem Dache oder tief unten unter der Erde nicht eher, bis sie mit sich, d. h. ihrer Toilette, zufrieden ist. Diese bunten Lappen machen einen Theil, ja den größten Theil ihres Selbstbewußtseins aus. Natürlich! Beruht doch selbst in höheren und gebildeteren Schichten der Gesellschaft der Werth und die Stellung eines Menschen häufig nur auf solchen Lappen; — wie sollte es in jenen Kreisen anders sein, in denen eine Maja sich bewegt!

Unter die Vergnügungen der Maja zählen vor allen: Spazierfahrten in zweiräderigen Kutschen, nächtliche Tanzbelustigungen und Stiergefechte. Letztere, die „Toros“, zieht sie jedoch allen sonstigen Lustbarkeiten, sowie die „Toreros“ (Stierkämpfer) der ganzen übrigen Menschheit vor. Die „Plaza de toros“ (Kampfplatz) ist ihr Element; da ist sie zu Hause und nimmt mit Leib und Seele Theil an Allem, was um sie her vorgeht. Niemand interessirt sich so wie die Maja für das Schicksal der Kämpfenden, namentlich wenn dieselben Muth zeigen und flotte Bursche sind. Dann ist die Maja unermüdlich in ihren Beifallsbezeugungen, und ihre Stimme übertönt jedes andere Geräusch. „Bien por lo graciozo! hermozo mio! bendita sea tu alma! ven acá! resalao!“ *) Diese und ähnliche Zurufe wechseln mit entsprechenden Schimpfreden auf das Publicum, wenn dieses sich lau oder ungerecht gegen ihre Günstlinge erweist. Am interessantesten aber ist es, die Physiognomie einer Maja während eines gefährlichen Wagnisses zu beobachten. Da ist es, als ob ihre Augen aus den Höhlen träten, während ihre gerötheten Wangen, ihre zusammengepreßten Lippen, ihr verhaltener Athem alles das Interesse, die Bewunderung und den Enthusiasmus verkündet, womit sie den Ausgang erwartet. In einem Schrei des Entzückens oder Entsetzens löst dieser endlich ihre Spannung auf; doch vorher dürfte es über und unter ihr brennen, ich glaube, sie würde den Blick nicht von dem Kampfplatze wegwenden.

Ein solcher Tag höchster Lust für die Maja bezeichnet jedoch nicht selten auch sonst einen Wendepunkt in ihrem Leben, und ein „Dia de Toros“ kann unter Umständen gefährlich für den sonst begünstigtsten Liebhaber werden. Die fast krankhafte Sehnsucht nach diesem Vergnügen ist so überwiegend in der Maja, daß ein Herz, welches für blanke Thaler nicht zu kaufen war, dennoch möglicherweise an solchem Tage den Verlockungen einer „Entrada“ (Einlaßkarte) nebst Kutsche, um sie hinzubringen, und begleitet von einer Tüte voll gerösteter Mandeln oder Haselnüsse, nicht zu widerstehen vermag, — natürlich immer vorausgesetzt, daß dieses Herz ein echtes Maja-Herz sei. Jedenfalls ist der langverschmähte Anbeter sicher, an solchem Tage und so vorgesehen wohl aufgenommen zu werden, während einige an solchem Tage fehlende „Reales“ ($7\frac{1}{2}$ Kreuzer) den glühendsten und seither begünstigtsten Liebhaber — denselben, mit dem dieselbe Maja vielleicht Jahre lang Noth und Entbehrungen jeder Art geduldig ertragen — in Gefahr bringt, jenem aufgeopfert zu werden, — Alles um ein einziges Stiergefecht.

Doch wäre es ungerecht, um solch einzelner Vorkommnisse willen, bei denen die Versuchung mächtiger ist, als ihre besseren Instincte, die Maja im Allgemeinen der Treulosigkeit oder gar eines gemeinen Speculationsgeistes in ihrer Liebe zu beschuldigen. Dagegen zeugen in der Geschichte dieser wunderlichen Geschöpfe hundert Fälle aufopferndster Hingabe, und durchschnittlich darf man annehmen, daß sie Alle in Liebesaffairen nur der Stimme ihres Herzens folgen. Freilich spricht dieses Herz aus verschiedenen Tonarten, und der Uebergang von einer in die andere ist oft nicht harmonisch vermittelt; aber immer sind es volle, ganze Affecte, die in den naturwüchsigsten Lauten zum Ausbruche kommen: so Liebe, Zorn, Haß, Eifersucht. In der Eifersucht ist die Maja schrecklich. Auf Tod und Leben kämpft sie um den Besitz ihres Geliebten; doch hat sie ihn verloren, unwiederbringlich verloren, dann tröstet sie sich auch ebenso leicht über den Verlust. Lange den Wittwenschleier zu tragen, ist nicht ihre Sache. Was einmal war, kann wieder werden, und ein Ersatzmann ist bald gefunden.

Nur selten geschieht es, daß eine Maja heirathet, und wenn es geschieht, ist es ein Unglück, eine Verirrung der Natur, ein leerer Meineid, welcher dem Staat und der Kirche geschworen wird. Die Maja ist das privilegirte Kind der Freiheit, und ihre Neigungen und Gewohnheiten ändern sich nicht, ob sie gleich zehnmal dem Geistlichen das bindende Jawort verpfändet. Im Gegentheil, ihre ursprünglichen besseren Instincte sterben ab unter der Fessel, die man ihr auferlegt hat. Das eheliche Glück reicht selten über den Hoch-

*) Bekanntlich lange, dolchartige Messer, die jeder Spanier in der Faja mit sich führt.

**) Der aus Wein gebrannte und oft stark mit Anis versetzte ausgezeichnet gute spanische Branntwein.

*) Ein Lebehoch dem Graziösen! Schöner Geliebter mein! Gesegnet sei Deine Seele! Komm hierher! Liebreizendster! und dergleichen.

zeitskuchen und die ersten Flitterwochen hinaus; bald wird der Himmel zum Fegfeuer, das Fegfeuer zur Hölle. Selbst die Kinder gerichen in solchem Bunde nicht zum Segen; sie sind eine neue Quelle der Sorgen, und das Muttergefühl einer Maja ist nicht mächtig genug, diese Schäden auszugleichen. Wenn man einem verkümmerten, zerlumpten Menschen begegnet, der ein halbnacktes Kind an der Hand und ein anderes schreiendes auf dem Arme schleppt, so ist dies nicht selten der betrogene Gatte irgend einer flotten und lustigen Maja.

Diese erinnert sich erst dann der einst gelösten Bande und verletzten Pflichten wieder, wann die vorgerückten Jahre sie von den Freuden des Lebens ausschließen, und ein trauriges und einsames Alter sie langsam auf den ewigen Todesschlaf vorbereitet. War die Maja klug genug, diesen Wendepunkt in ihrem Leben vorzusehen, so hat sie bei Zeiten ein junges Ding bei sich aufgenommen, auf das sie den Schatz ihrer Weisheit und Erfahrungen überträgt, um einst von dessen Zinsen mitzuleben. Doch hat sie das versäumt, oder ist der von ihr ausgestreute Samen in ein undankbares Gemüth gefallen, so daß er für sie keine Früchte trägt, dann kehrt sie im Alter womöglich noch einmal zu den ersten Anfängen ihrer Laufbahn zurück, d. h. sie kauft eine Pfanne und ein Kohlenbecken, backt Fische und röstet Kastanien. Wenn es auch damit vorüber ist, bettelt sie sich noch eine Weile von einem Winkel in den andern, bis sie endlich, krank und hinfällig, heimathlos und verlassen, auf der schmutzigen Lagerstätte eines Hospitals ihr letztes Asyl und im Grabe das Ende aller Freuden und Leiden ihres Lebens findet.

---

# Aus allen Erdtheilen.

### „Plan und Ausführung einer Expedition nach Südafrika.

Die Entdeckung umfangreicher Goldlagerstätten in dem südlichen Theile des afrikanischen Continentes durch den Deutschen Karl Mauch hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und hat auch den ersten Anstoß zu dem Plane dieser Expedition gegeben. So weit die Berichte jenes Reisenden und die bisher schon darauf hin unternommenen Züge von Goldgräbern ein Urtheil gestatten, hat man zweierlei Lagerstätten anzunehmen, nämlich:

1) Die südlichen Goldfelder, belegen ungefähr 20° südl. Breite und 29° östl. Länge, Greenwich, am Abhange der Matoppo-Hügel, auf der Wasserscheide des Limpopo und des Zambesi.
2) Die nördlichen Felder, belegen circa 17° südl. Breite und 29° östl. Länge, Greenwich, wahrscheinlich nur drei Tagereisen vom Thal des Zambesi entfernt.

Nach allen den Nachrichten, welche vom Cap oder Port Natal über die ersteren bisher eingelaufen sind, scheint sich die von Mauch gerühmte Reichhaltigkeit zu bestätigen, und dürfen wir daher glauben, daß dieses auch in Betreff der zweitgenannten nördlichen zutreffen wird.

Die im Folgenden geschilderte Expedition richtet nun ihr Hauptaugenmerk lediglich auf diese, die nördlichen Mauch'schen Goldfelder. Ausgehend von dem Umstande, daß dieselben in der Nähe des Zambesiflusses liegen, dessen Lauf und natürliche Verhältnisse uns durch die berühmten Livingstone'schen Reisen genauer bekannt geworden sind, bezweckt sie in erster Linie das Aufsuchen jener Felder vom Thale des Zambesi aus, und ein genaues Feststellen ihrer Lage, ihrer Ausdehnung und ihrer ungefähren Reichhaltigkeit. Allein dieser Zweck ist weder der einzige noch der hauptsächliche. Denn die Unternehmung beabsichtigt nicht, eine Ausbeutung der etwa gefundenen Lagerstätten vorzunehmen, sondern sie geht lediglich darauf aus, zu erforschen, ob die umliegenden Gegenden colonisirbar seien und ob, wenn dies der Fall, ein den Umständen nach leichterer Verkehr mit denselben herzustellen wäre, als es auf dem ungeheuren Landwege durch den südlichen Continent von Port Natal oder Port Elisabeth aus möglich ist. Demgemäß lehnt sie sich an die Livingstone'schen Erfahrungen und Mittheilungen, und betrachtet es als zweite und Hauptaufgabe, die Schiffbarkeit des Zambesi zu untersuchen und den nächsten und besten Weg von hier bis zu den Feldern ausfindig zu machen.

Je nachdem nun die Lösung dieser Aufgabe von Erfolg gekrönt wird, erweitern sich dann auch die anderen Arbeiten, welche auf die Colonisirung sich beziehen. Eine Prüfung der klimatischen und Bodenverhältnisse mit Rücksicht auf europäische Ansiedler, eine Erforschung der eingeborenen Stämme und ihrer Culturfähigkeit — dies Alles wird noch sorgfältiger und gründlicher vorgenommen werden müssen, als es die Livingstone'schen Beobachtungen gethan haben. — Daran reihen sich ferner möglichst umfassende und genaue Untersuchungen über die sonst am Zambesi vermutheten oder wirklich gefundenen Mineralsubstanzen und Erze.

In den kleinen Flußthälern nördlich und südlich von Tete sollen mehr oder minder bedeutende Spuren von Gold beobachtet sein; diese wären auf ihren Ursprung zu verfolgen, und vielleicht von hier aus ein besserer Weg in das Goldland Manica zu erspähen. Nicht geringeres Interesse hat es, über das sagenhafte Silbervorkommen in der Chicovaebene endgültigen Aufschluß zu gewinnen; und für die ganze Frage der Colonisirung von der höchsten Bedeutung ist die Prüfung der vielfachen Kohlenlager auf ihre Mächtigkeit und Zugänglichkeit. In den Werken Livingstone's ist von allen diesen Vorkommnissen nur mangelhafte Nachricht gegeben, und von den Resultaten des Geologen Thornton, der übrigens schon 1859 die Expedition des erstern wieder verließ, ist unseres Wissens noch nichts in die Oeffentlichkeit gelangt.

So wenig daher die großen Schwierigkeiten verkannt werden dürfen, die sich einer ersprießlichen Vollendung des Unternehmens in den Weg stellen, ebenso sehr bieten doch gerade die Reisen dieses berühmten Engländers und seines Bruders Aussichten auf die Möglichkeit des Gelingens. So weit sich die Expedition auf die Befahrung oder Durchwanderung des Zambesistrombettes erstreckt, ist ein Vorwärtsdringen bei sonst günstigen Verhältnissen mit der gleichen Wahrscheinlichkeit zu erhoffen, wie es Livingstone gelang; zumal dieser auch die Ueberwindung der Kebrabasastromschnellen bei hohem Wasserstande und mit einem Dampfer von kräftiger Maschine als sehr wohl ausführbar darstellt. Wenn dann freilich von dieser nur bekannten Angriffslinie aus in die unbekannten Länder südwärts vorgeschritten werden soll, um die erwähnten Felder aufzusuchen, so ist da allerdings die Reihe der Widerstände nicht zu bemessen und abzuschätzen, allein der so entstehenden Ungewißheit des Erfolges tritt der hohe Reiz, Unbekanntes zum Heil und Nutzen der Wissenschaft zu erforschen, kräftig und mildernd entgegen.

So viel über den allgemeinen Plan, welcher dem Unternehmen zu Grunde liegt. Es genügt, um darzuthun, daß dasselbe von wissenschaftlicher Seite eine hohe Bedeutung erlangt, indem es, abgesehen von allen Nebenresultaten, die bis jetzt noch fehlende Verbindung zwischen den Forschungsgebieten Living-

stone's und Mauch's herzustellen strebt. Seine praktischen Erfolge, an sich nicht minder großartig, werden von dem Ausfalle jenes Versuches abhängen.

* * *

Auf Grundlage der geschilderten Idee sind ein paar hiesiger Kaufleute zusammengetreten und haben zur Ausführung derselben das nöthige Capital aufgebracht. Die Instandsetzung, Ausrüstung und Ueberwachung der Expedition ist einem von ihnen, als ihrem Vertreter, mit weitgehenden Vollmachten übertragen, so daß sich zum Vortheil des Ganzen die oberste Leitung in einer Hand vereinigt.

Von den nöthigen Vorbereitungen ist bereits fast Alles in günstigster Weise erledigt. Ein in England gebauter Dampfer von 70 nominaler Pferdekraft, zur Flußschifffahrt sowie zur Seefahrt trefflich geeignet, ist erworben und soll zur Befahrung des Zambesi dienen. Derselbe geht, um seine Tüchtigkeit auf die höchste Probe zu stellen, mit dem zum Chef der Expedition bestimmten Capitän in den nächsten Wochen, wohl ausgerüstet, direct von Glasgow nach Port Natal. Hier erwartet er die per englischen Steamer Anfangs April von Hamburg über London abreisenden drei Mitglieder der Expedition, welche, den obigen Aufgaben des Unternehmens entsprechend, aus zwei praktisch und wissenschaftlich gebildeten Geognosten, respective Bergleuten, und einem erfahrenen Arzte bestehen. Nachdem dieselben eingetroffen und von dem Dampfer aufgenommen sind, tritt derselbe unverzüglich seine Reise nach den Zambesimündungen und flußaufwärts an.

Der für die Expedition als oberster Chef gewonnene Capitän ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Seefahrer, welcher durch zahlreiche Reisen im Indischen Ocean und an und auf diesen Inseln alle erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu solchen Unternehmungen sich erworben hat.

Im Uebrigen wird es an jeglicher Art von Unterstützung nicht fehlen, soweit dieselbe herbeizuschaffen im Bereiche des Willens und der Energie der Unternehmer liegt.

Die Dauer der Expedition ist auf circa 1 Jahr festgesetzt, wobei aber selbstverständlich auf ein sicheres Einhalten irgend eines Termines verzichtet werden muß."

* * *

Wir erwähnten in unserer vorigen Nummer, daß von Deutschland aus eine Expedition nach Südafrika abgehen werde, die sich aber bis zum Mai in ein geheimnißvolles Dunkel hülle. Es wurden uns von einem zur Betheiligung aufgeforderten Manne einige halbe Confidenzen gemacht, aus denen wir indeß nicht viel zu machen wußten. Auch wurde kein Name genannt, und nur beiläufig erfuhren wir, daß der Geolog Dr. Griesbach aus Wien (von der dortigen geologischen Reichsanstalt) der Expedition sich angeschlossen habe. Unsere Vermuthung, daß die letztere nach den südafrikanischen Goldfeldern bestimmt sei, findet in Obigem eine Bestätigung. Der „Plan", welcher uns in einem lithographirten Texte zuging, trägt keine Unterschrift und kein Datum; allem Anscheine nach ist er in Hamburg entworfen worden; die Expedition selber hat Europa zu Ende des Aprilmonates verlassen.

Der ganze „Plan", wie er hier vorliegt, ist durch und durch unreif, abenteuerlich und verräth eine völlige Unkenntniß der geographischen Verhältnisse Südostafrikas. Wir urtheilen milde, wenn wir ihn als schülerhaft bezeichnen. Eine Colonisation am Sambesi in Aussicht zu nehmen ist gleichbedeutend mit Wahnwitz, und nicht minder läuft es auf einen solchen hinaus, diesen Strom als eine Wasserstraße ins Innere Afrikas zu betrachten. Wir werden Veranlassung nehmen, gelegentlich einige geographische und klimatologische Thatsachen mitzutheilen, welche auf die von den Portugiesen in Anspruch genommenen Länder Südostafrikas Bezug haben. Heute begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß das Klima an der Mündung des Sambesi, z. B. in Quilimane, und weiter stromab in den portugiesischen Ortschaften Senna und Tette, geradezu mörderisch für Europäer ist.

Was die Goldfelder betrifft, so sind dieselben bekanntlich als ungemein reichhaltig geschildert worden. Wir glauben gern, daß Herr Mauch den Vorwurf, welchen man ihm in Natal und in Capstadt macht, nicht verdiene, daß er nämlich mit Vorsatz die Ergiebigkeit der Goldgegenden übertrieben habe. So viel ist indeß thatsächlich, daß unablässig Züge von völlig enttäuschten und, wie sie sagen, „betrogenen" Goldgräbern nach Natal zurückkommen, und zwar in so gereizter Stimmung und in solcher Menge, daß sie der Colonie geradezu Verlegenheit bereiten. So melden die Märzberichte aus Capstadt. Die „Cape Mail" sagt darüber: „Berichte über die Goldentdeckungen des Herrn Mauch hatten viele australische Goldgräber veranlaßt, nach Afrika herüberzukommen. Sie fanden ihre Erwartungen getäuscht, und die Natalregierung muß alle Mittel aufbieten, um die Revoltirenden im Zaume zu halten."

Die Expedition der noch ungenannten Leute hätte, von der Goldsucherei ganz abgesehen, keinen ungünstigern Zeitpunkt wählen können. „Die portugiesischen Niederlassungen sowohl an der Ostküste wie am Sambesi sind allesammt, so weit sie auf dem festen Lande liegen, von den Zulus zerstört und ausgemordet worden. Kein Portugiese im Innern des Landes ist mehr am Leben." So schreibt die „Cape Mail" vom 18. März.

Diese ausgemordeten Gegenden sind der Zielpunkt jener „Expedition". Triebe sie den Unverstand so weit, sich in jene Gegenden zu wagen, so würde unschwer zu ermessen sein, was sie vom afrikanischen Fieber und von den Zulus zu erwarten hat.

---

## Dr. Nachtigal und Fräulein Tinné in der Sahara.

Freiherr v. Maltzan, welcher sich seit einiger Zeit in Tripolis aufhält, giebt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" folgende vom 14. April datirten Mittheilungen:

Endlich hat Dr. Nachtigal auf seiner Reise nach Bornu ein Lebenszeichen gegeben, denn alle früheren Nachrichten, welche uns über seine Expedition zugekommen waren, stammten aus indirecter Quelle. Er war am 23. März wohlbehalten in der Hauptstadt von Fesan, Mursuk, angekommen, nachdem er also 38 Tage zu einer Reise gebraucht hatte, deren Dauer man gewöhnlich nur auf einen Monat berechnet. Aber die Verzögerung wird erklärlich durch die Krankheit seines Dieners, des einzigen Europäers, welcher außer ihm die Expedition mitmacht, sowie durch verschiedene jener hindernden Umstände, welche der Afrika-Reisende nie im Voraus berechnen kann. Noch langsamer, als er, war Fräulein Tinné vorgerückt, die nicht weniger als zwei Monate zur Reise von Tripolis nach Mursuk gebraucht hatte. Diese Dame gedenkt sich einige Monate in der Hauptstadt Fesans aufzuhalten, theils um von dort Ausflüge zu den westlichen Tuaregs zu unternehmen, theils um verschiedene Sendungen aus Europa zu erwarten, welche sie zu ihrer Weiterreise nach dem Sudan nöthig zu haben glaubt. Dadurch dürfte sich auch Dr. Nachtigal's Anwesenheit in Mursuk verlängern, denn wie er schreibt geht in diesem Jahre gar keine Karawane mehr nach Bornu (die meisten Karawanen machen diese Reise im Winter), und seine eigene kleine Expedition scheint zu schwach, um die Reise allein zu unternehmen. Er beabsichtigt deshalb, sich an Fräulein Tinné's Karawane anzuschließen, und die Zeit, welche bis zu deren Abgang verstreichen dürfte, zu einem Ausflug zu den Tibbus von Reschtade in Tibberti zu benutzen, was jedenfalls von Interesse sein wird, da jene Stämme, meines Wissens, seit Hornemann von keinem Europäer besucht worden sind. Uebrigens wäre es zu wünschen, daß die beiden Reisenden ihre Anwesenheit in Mursuk nicht bis in die Sommermonate hinein verlängerten, denn, wie mir Herr Gagliuffi, der bekannte englische Viceconsul, der zu Barth's Zeit in Mursuk residirte und jetzt wieder in Tripolis lebt, versicherte, giebt es kaum ein gefährlicheres Fieberklima als das von pestilenzialischen Sümpfen umgebene Mursuk im Sommer ist. (— Das ist richtig und auch längst allgemein bekannt. —) Zum Schluß eine Einzelheit, die ein seltsames Licht auf das excentrische Wesen der berühmten Dame wirft, welche nun in afrikanischen Wüsten herumirrt. Eine Eigenthümlichkeit von Fräulein Tinné bildet

ihr durch langes Verweilen im Orient und Entfremdung von Europa ausgebildeter, an Abscheu grenzender Widerwille gegen alles Europäische. Schon seit Jahren kleidet und verschleiert sie sich wie eine Araberin und hat ihr ganzes Hauswesen arabisch eingerichtet. Diesmal, als sie ihre Reise nach dem Sudan antrat, wollte sie jedoch in ihrem Abstreifen alles Europäischen noch weiter gehen, und ließ sogar ihre und ihrer Diener Taschenuhren in Tripolis zurück, um gar nichts an sich zu haben, was sie, wie sie sich ausdrückte, an die verhaßte Civilisation erinnerte. Aber, wie es scheint, gehört sie nicht zu den „Glücklichen, denen keine Stunde schlägt“, und empfand sehr bald das Bedürfniß nach einem Zeitmesser. Jetzt hat sie an den holländischen Consul hierselbst geschrieben, ihr einen solchen zu schicken, aber ja keinen europäischen, sondern eine arabische Sanduhr oder ein Stundenglas, mit dem sie vermittelst zweier Diener, die sich Tag und Nacht dabei ablösen müssen, die Zeit auf einfache und „praktische“ Weise messen könne.

## Sicilianer in Neuorleans.

Die in jener Stadt erscheinende „Deutsche Zeitung“ enthält Folgendes: „Die meistens im zweiten District ansässigen Sicilianer sind der Mehrzahl nach ein gefährliches Volk, und ordnungsliebende Leute vermeiden es, mit ihnen in Berührung zu kommen. Bei dem hitzigen, leicht aufbrausenden Temperamente dieser Südländer läuft man nur zu leicht Gefahr, mit Stiletto oder Dolch eine nicht gar angenehme Bekanntschaft zu machen. Die Sicilianer verstehen die Handhabung dieser Waffe, sind Meister darin. Der Dolch in der Hand eines Sicilianers wird aber noch gefährlicher, wenn die Erreichung eines gewissen Zweckes, gar Raub und Mord, dabei im Spiele ist, und dies ist nur zu oft der Fall. Viele Sicilianer, zu faul, um ihr Brot auf ehrliche Weise zu verdienen, verlegen sich auf Mord, Raub und Diebstahl. So hat man jetzt ausfindig gemacht, daß im zweiten District eine vollständig organisirte sicilianische Mörderbande ihr Wesen treibt. Zwölf der notorischsten sicilianischen Mörder, Falschmünzer und Einbrecher gehören dieser Bande an. Drei oder vier dieser Halsabschneider machen schon seit Jahren die hiesige Stadt unsicher, die übrigen sind erst vor Kurzem, aus ihrem Vaterlande von Polizeiwegen ausgewiesen, nach Neuorleans gekommen. Neuorleans ist für sie ein gesegnetes Land. Hier stehen sie unter keiner polizeilichen Aufsicht. Hier können sie morden, rauben und stehlen ohne Furcht vor Strafe. Hier giebt es Bürgen und Bürgschaften — prachtvolle Strohbürgschaften, welche es diesen Halsabschneidern erleichtern, ungestraft und ungestört ihr Handwerk fortzutreiben. Gesetzliche Zustände, welcher diese Sicilianer ohnedies spotten, existiren ja hier doch bloß dem Namen nach; an Ausführung der Gesetze, an Bestrafung der Uebelthäter, welche Geld und Einfluß haben, denkt ja keiner unserer ehrenwerthen Richter. Neuorleans ist, wie gesagt, ein Paradies für die sicilianischen Halsabschneider. Sie fühlen sich hier zu Hause. Das Gesetz legt ihnen keine Hindernisse in den Weg, und sie betreiben das Räuber- und Mörderhandwerk so ziemlich offen. Die Räuberbande, von welcher hier die Rede ist, besteht aus neun „Gemeinen“ und drei „Capitänen“. Die letzteren schmieden die Pläne, welche die „Gemeinen“, welche des Scheines halber in der Regel einen Obststand hatten, ausführen. Die meisten falschen Nickel-Fünfcentstücke, welche im Umlauf sind, werden von den „Gemeinen“ angefertigt. Dies geschieht bloß, wenn sich keine profitablere Beschäftigung bietet, wie z. B. die Erdolchung, gegen gute Bezahlung natürlich, irgend einer Person, die der andern anstößig und welche man gern aus dem Wege geschafft haben will. Mit solchen „Jobs“ befassen sich die Mitglieder der besagten Bande mit besonderer Vorliebe. Blüht das Geschäft in dieser Richtung nicht, so schreiben die in ihrer Art speculativen Sicilianer Drohbriefe an solche ihrer Landsleute, welche auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt verdienen, und verlangen so und so viel, andernfalls Gefahr im Verzug sei. Diese Erpressungen sind nur zu häufig erfolgreich, wie überhaupt das ganze Thun und Treiben der Bande erfolgreich ist.“

## Chinesische Frauen in Californien.

Der zu San Francisco erscheinende deutsche „Demokrat“ giebt in seiner Nummer vom 10. März einige Mittheitungen über das Leben und Treiben der Chinesen in jener Stadt. Wenn der Dampfer aus China und Japan fällig ist, zeigt sich im chinesischen Quartier eine große Aufregung. Die „Himmlischen“ ziehen, sobald die Ankunft des Schiffes telegraphirt worden ist, in ganzen Schaaren nach dem Hafen, um ihre Landsleute, deren mit jedem Dampfer Hunderte kommen, zu begrüßen und, wo möglich, Weiber zu stehlen. Aber allemal ist auch eine starke Polizeimannschaft am Platze, um Unordnungen zu verhüten. Das genannte Blatt schreibt weiter: „Die chinesischen Herrscher scheinen es zu ihrer Aufgabe gemacht zu haben, Californien mit der genügenden Anzahl von weiblichen Wesen zu versehen, da der Mangel derselben hier immer noch vorherrschend ist und Europa und die Vereinigten Staaten nicht gesinnt scheinen, den hier existirenden Unterschied zwischen „männlich“ und „weiblich“ ausgleichen zu wollen. Unsere klugen chinesischen Importeure, welche jede Chance genau berechnen, mag sich dieselbe in trockener Waare oder in Menschenfleisch darbieten, haben dies wohl beachtet und suchen durch Importation von China den Unterschied auszugleichen, unbekümmert darum, ob dadurch die Moral oder das sociale Leben unseres Staates gefördert werde. Die letzten sechs Monate haben uns fast 1000 chinesische Frauenzimmer gebracht, welche schnell untergebracht wurden und die Importation ergiebig machten; die nächsten sechs Monate bringen uns vielleicht 3000 derselben, und der Zufluß der Mandeläugigen für die nächsten Jahre ist kaum zu berechnen. Sobald das „Vorurtheil“ geschwunden, welches gewöhnlich nur eine Frage der Zeit ist, mag dieser Zustrom von Weiblichkeit möglicher Weise einen Einfluß auf die zukünftige Race Californiens ausüben, wenn das Verhältniß in der Einwanderung der männlichen und weiblichen Bevölkerung der kaukasischen Race sich nicht ändern sollte. Der letzte Dampfer von China brachte uns 396 Frauenzimmer, wodurch im chinesischen Quartiere die Leidenschaften, natürlich größtentheils die der Habsucht, hervortraten. Bewaffnete Banden hatten sich am Landungsplatze eingefunden, um die importirten Frauenzimmer mit Gewalt in Besitz zu nehmen, und nur der Umsicht unserer Polizei ist es zu verdanken, daß nicht Blut in Strömen floß. Mehrere der Burschen, welche gegen die Gewalt ankämpfen wollten und von ihren Waffen Gebrauch machten, wurden sogleich unschädlich gemacht, und werden im Gefängniß über ihr Benehmen nachzudenken haben.“

## Leichenbegängniß eines Oberpriesters der donischen Kalmücken.

Dieser Baktscha, denn das ist der Titel, hieß Dschembo Ganschinow, und genoß bei seinem Volke große Verehrung. Ein Russe, welcher der feierlichen Verbrennung des heiligen Mannes beiwohnte, hat darüber im „Donischen Boten“ folgenden Bericht erstattet: Vom Tode bis zur Bestattung oder, richtiger, Verbrennung vergingen sechsmal 24 Stunden, während welcher Zeit der Leichnam des verstorbenen Baktscha (Aeltester der Priester, eigentlich Lehrer), von verschiedenen Geweben umwickelt, an diejenigen Orte gebracht wurde, an denen der Verstorbene am häufigsten gewesen war. Nach der Ankunft des Lamas (Oberpriesters) der Klein-Derbetschen Horde, der eine höhere Rangstufe in der Hierarchie bekleidet als der Verstorbene, begann die Ceremonie der Verbrennung. Es wurde ein Ofen aus Ziegeln erbaut und auf den Seiten mit vier Blasebälgen versehen. Dieser Ofen war derart construirt, daß der Kopf des Todten, von einem eisernen Gestelle gestützt, sich über dem Ofen erhielt, ohne dem Rumpfe nachzufolgen. Die Füße der Leiche ruhten auf einem innerhalb des Ofens aus trockenen Holzschei-

ten aufgeschichteten Scheiterhaufen, der mit Oel übergossen war. Außer dem Lama hatten sich alle Gellongs (Priester) des donischen Nomadenreviers, 700 an der Zahl, eingefunden. Der Körper des Verstorbenen wurde dann unter großen Ehrenbezeugungen herausgebracht und in den Ofen gesetzt. Nach den üblichen Gebeten der ganzen Geistlichkeit zündete der Lama den Scheiterhaufen an, und nun verbrannte die Leiche sehr schnell. Hierauf verhüllte man den Ofen von allen Seiten mit Decken, damit nicht das kleinste Theilchen der Asche verloren gehe, aus welcher später eine Statue gemacht und auf ewige Zeit in einem besondern Raume des Churuls (Klosters) des Baktschas aufgestellt wird. Der Lama und alle Gellongs erhielten Theile von der Habe des Verstorbenen, und zwar ersterer die Pferde und die Equipage, letztere jeder einen Ducaten. Die dem Baktscha gehörigen Sachen wurden dann versteigert und von den Kalmücken mit fabelhaften Preisen bezahlt. So wurde ein kleines Messer, das 50 Kopeken werth war, für 18 Rubel, ein Paar einfache Strümpfe für 20 Rubel erstanden. Der neue Baktscha wird aus den Priestern von allen kalmückischen Sotnien erwählt und vom Hetman bestätigt.

Die Beerdigungsceremonien werden bei den Kalmücken von den Priestern nach ihren heiligen Büchern angeordnet. In den meisten Fällen läßt man den Todten, dessen Lage mit der größten Peinlichkeit und mit Berücksichtigung des Geburtsmonats und der Himmelsgegend bestimmt wird und dem man die vorgeschriebene Zahl von Zauberfiguren, Gebetformeln &c. mitgiebt, ganz einfach auf der Stelle, wo er gestorben ist, liegen, bricht die Hütte ab und zieht weiter; die Leiche wird dann von wilden Thieren und Vögeln aufgefressen. Zuweilen trägt man die Todten auch in die Steppe, und die Vornehmeren werden dann mit einer Filzdecke bedeckt. Oft soll jedoch der Verstorbene nach Verordnung der Priester ins Wasser versenkt, unter Steinen, Erde oder Holz begraben oder verbrannt werden. Bei dem Mangel an Wasser und Holz in der Steppe gestattet indessen der Gebrauch, sich damit zu begnügen, daß man auf die Leiche etwas Wasser gießt, ein paar Steinchen oder etwas Reisig legt, oder einige Stückchen Holz auf ihr verbrennt. Nur bei den Fürsten und Geistlichen wird der Befehl der Priester meist buchstäblich vollzogen, und dann findet die wirkliche Beerdigung oder Verbrennung statt.

## Amoenitates americanae.

Vor mehreren Jahren lasen wir in einer deutsch-amerikanischen Zeitung diese Ueberschrift. Das Blatt gab eine Reihe von Mittheilungen, welche es zur Charakterisirung der gesellschaftlichen und politischen Zustände in den Vereinigten Staaten geeignet hielt.

Diese weichen von den europäischen Verhältnissen ungemein weit ab, und für Manches, was jenseit des Oceans geschieht und unterbleibt, hat man in der alten Welt kaum ein Verständniß. Manches kommt dem Europäer wunderlich, Vieles abstoßend vor; von Erbaulichem ist ohnehin nicht viel zu melden, seitdem die alte gute Tradition aus den Zeiten Washington's und Jefferson's ganz und gar über Bord geworfen und die Bundesverfassung von der seit acht Jahren herrschenden radicalen Oligarchie dermaßen durchlöchert worden ist, daß nur noch Fetzen von ihr übrig sind. Die Vereinigten Staaten sind in einen ganz neuen Zeitabschnitt eingetreten, und die Entwickelung der ersten 50 oder 60 Jahre der Republik bietet zu der gegenwärtigen keine Analogien mehr. Alles ist anders und Alles ist schlimmer geworden. Die alte Republik ging zu Grunde, als man aufhörte, die Bundesverfassung heilig zu halten und an ihre Stelle Willkür und Belieben, das sogenannte „höhere Gesetz", zu setzen.

Wir wollen dann und wann eine Aehrenlese aus amerikanischen Blättern verschiedener Parteien geben, und Gutes und Erquickliches nicht verschweigen, sobald wir dergleichen einmal ausfindig machen sollten. Es ist am besten, die Leute im Lande selbst über ihre eigenen Zustände urtheilen zu lassen. Es mag bemerkt werden, daß wir unsere Mittheilungen folgenden Zeitungen entnehmen, theilweise abgekürzt, weil der Raum das gebietet: „Newyork Tribune", Hauptorgan der radicalen Partei und von dem bekannten Horace Greeley geleitet; — „Newyork Herald", der keiner Partei angehört, aber für die Dinge eine feine Witterung hat; — der deutsche „California-Demokrat"; er gehört keiner Partei an; — „The Day book", ein Neuyorker Blatt; es vertritt das, was man einst als südliche Feuerfresserei bezeichnete; — das deutsche „Newyorker Journal", verfassungstreu, conservativ demokratisch, das beste deutsche Blatt in Nordamerika; sodann „The Weekly Pittsburgh Chronicle", welches eine große Menge thatsächlichen Stoffes aus der ganzen Union zusammenstellt und keiner Partei angehört. — Manche Notizen entnehmen wir auch der amerikanischen Correspondenz der Londoner „Times".

* * *

— Die Resultatlosigkeit der Verhandlungen unseres Congresses, besonders in Betreff aller Finanz- und nationalökonomischen Fragen, erscheint auf den ersten Blick als ein unerklärliches Räthsel. Auch wenn man zugiebt, daß unsere Vertreter in der Nationalgesetzgebung den corrupten Einflüssen der Lobby-Agenten nur zu leicht zugänglich sind, so bleibt es doch noch immer unerklärlich, wie gegenüber dem dringenden Verlangen nach Reformmaßnahmen der Congreß sich nicht wenigstens veranlaßt findet, in einzelnen Punkten der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und zu zeigen, daß nicht alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft fallen müsse. Wenn man aber das Treiben in Washington näher beobachtet und die Triebfedern betrachtet, durch welche die Thätigkeit der Mitglieder des Congresses controlirt wird, da hört alles Erstaunen auf, und man muß sich an den Gedanken gewöhnen, daß von dieser „nationalen" Gesetzgebung durchaus nichts zu erwarten ist. Einen interessanten Beitrag zu diesem Thema liefert „Mack", der bekannte Correspondent eines Cincinnati Blattes, in der folgenden Charakteristik der Mitglieder einiger der bedeutendsten Comiteen des Hauses und des Senates: „Von den sieben Mitgliedern des Comites des Repräsentantenhauses für Banken und Currency sind zwei Bankpräsidenten, drei Bankdirectoren und sind als Eigenthümer von Bankstocks in diesen Instituten bedeutend interessirt. Es scheint diesen Herren nie in den Sinn zu kommen, daß wir ein Gesetz haben, welches verbietet, daß ein Mitglied des Repräsentantenhauses oder des Senats über irgend eine Frage stimmen solle, bei der es persönlich interessirt ist. Sie stimmen nicht allein, sondern controliren auch die Stimmen Anderer in allen Maßnahmen, die sich auf die Nationalbanken beziehen. Ferner haben wir das Pacific-Eisenbahncomite, von welchem Herr Oakes Ames von Massachusetts allein drei Millionen in Pacific-Eisenbahnactien besitzt, und er ist das bedeutendste Mitglied des Hauses in dieser Sache. Und was das Senatscomite über die Pacific-Eisenbahn betrifft, so ist dasselbe das corrupteste Concern, das je eine Gesetzgebung entwürdigte. Der Senat überbietet in dieser Beziehung beinahe noch das Haus. Herr Sherman, Vorsitzer des Finanzcomites, ist ein großer Stockhalter in einer Bank in Mansfield und wahrscheinlich auch noch in anderen. Jedes Mitglied des Comites ist durch die Banden corrupter Interessen an diese Schwindelinstitute gebunden. Das natürliche Resultat davon ist, daß das Volk stets geplündert wird, um die Nationalbankcirculation aufrecht zu erhalten, und das corrupteste Banksystem, das je irgendwo auf Erden existirt hat, bestehen zu lassen!"

— Die Sittenverderbniß in Washington. Nicht bloß große Geldsummen werden von interessirten Personen verwandt, um irgend eine Bill durchzuschmieren, sondern auch schamlose Weiber werden zu diesem Zwecke benutzt. Der Washingtoner Correspondent der „Chicago Tribune" versichert, daß lange Reihen solcher Geschöpfe im Capitole, zwischen dem Hause und dem Senate und in den Lobbies einherparadiren, daß sie Mitglieder herausrufen lassen, Stelldicheins arrangiren und mit einer Frechheit auftreten, daß es für den guten Ruf einer ehrbaren Frau gefährlich ist, ohne Begleitung das Capitol zu betreten. Neulich,

so schreibt derselbe Correspondent, kom eine dieser Dirnen aber on den Unrechten; sie ließ einem Repräsentonten ihre Korte einhändigen und ihn ersuchen, herouszukommen. Der Mann erschien und hörte ihre schamlose Zumuthung, erklärte ihr aber, er werde sie verhaften lassen, wenn sie sich noch einmol unterstehe, ihn zu belästigen. Leider schlogen nicht alle Mitglieder diesen ehrbaren Weg ein. Untee den Kupplerinnen, die gegen geringere Entschädigung die Passirung von Bills besorgen, befindet sich eine respectobel oussehende ältliche Feau, die mit zwei aber drei jungen Mädchen erscheint, ihren Namen einsendet und irgend ein Mitglied herousrufen läßt. Kommt der Achtbare, dann werden ihm die jungen Mädchen vorgestellt, und die Alte sagt: „Ich wohne Nummer So und So; hier ist meine Karte. Sie müssen kammen und die jungen Damen, die meine Nichten sind, näher kennen lernen.“ Das Mitglied geht hin, compromittirt sich und stimmt für die Bill der olten Kupplerin. Es broucht nicht gesagt zu werden, doß die vargeblichen Nichten gemeine Dirnen sind, die von der alten für diesen Zweck herousgeputzt werden. Neulich gerieth, wie derselbe Correspondent meldet, ein Senotar in eine fotole Klemme. Er verschaffte einem heruntergekommenen Tagedieb, der ein schönes Weib besitzt, eine Inspectorstelle in einem entlegenen Gebiete. Der neugebackene Inspectar reiste ob und ließ seine Frau in Washington. Bald ober hörte er obschreckende Gerüchte über sie; er giebt seine Stelle auf, eilt nach Washington, verschafft sich ouf gewoltsame Weise Eingang zu den Zimmern seiner Frau und findet, was er erwartet. Der erwischte Senator springt in seiner Seelenongst zum Fenster des zweiten Stockweeks hinans und landet auf einem rettenden Misthousen. Seine Kleider werden ihm nachgeworfen. Aus Furcht vor der Roche des beleidigten Gotten geht der Senotor fast eine ganze Woche lang nicht aus dem Hause. Dann aber wird die Soche mit Geld abgemocht und der beleidigte Gatte erhält eine neue Stelle. — In dieser verpesteten Atmasphäre werden die Gesetze für die Nation erlossen; konn aus einem solchen Sodom etwos Gutes kommen? War die Maitressenwirthschost unter den französischen Königen etwa schlimmer? Wa ist der Hercules, der diesen Sündenstoll reinigt?

— Jetzt, nachdem der Geisterseher Riolte, Carrespondent sämmtlicher deutschen Morgenblätter in und außer der Union mit Einschluß der Leipziger „Gortenlaube“, den Preis für seine Treue, die Ernennung ols Gesandter noch Casta Rica, errungen; nochdem Friedrich Hossaureck seinen Bruder, den Colonel Leopold Morkbreit, als Gesandten noch Bolivia untergebracht und zum Kompfe mit dem Drachen Willich in die Houptstodt der Ferkel und Schweine zurückgekehrt ist, müssen wir der pikanten Schilderungen entbehren, welche deutscherseits über das Thun und Treiben der Wollfahrer noch dem modernen Kevelaer om Patomac in die Presse gelangten, und uns dafür ouf die Berichte englisch-amerikanischer Blätter von der durch Negerduft geweihten Stätte verlassen. „Seit Beginn dee Extrasitzung des Senates,“ schreibt mon uns, „sind die Aemterjäger wie graße Flüge wilder Touben, wenn sie ihre Winterquartiere aufsuchen, in die Stadt geflogen. Die Züge, welche komen und gingen, waren voll Herren und „Ladies“, die begierig, dem Vaterlonde zu dienen. Die Luft ist seit einer Woche blau van Flüchen. Die Trottoirs wiederhallten von den Tritten zohlloser Sucher von Cansulaten, „Asseffarathen“, Leuchtthurmwächtern, Postmeisterstellen, Gesondtschoftsposten und tausend anderen fetten Bissen, die Präsident Gront vertheilen kann. Es ist, ols ob die Himmel Aemterjäger regneten. Jeder Aemteejäger hatte wenigstens ein reines Hemd bei sich und fünf Dallars in der Tasche. Mehrere hatten Unterkleider und Rollen von Banknaten. Die Neuyorker Toschendiebe hatten den Broten gewittert und woren gefalgt wie Wölfe den Schafherden, und viele von ihnen müssen reiche Beute gemocht haben; denn jeden Augenblick begegnete mon einem verzweifelnden Wollfohrer, der sich beklogte, doß er bestohlen worden, und deshalb erst recht verdiene, von Gront berücksichtigt zu werden. Solches Rupfen van Tauben hat man lange nicht gesehen. Ist übrigens dieses Schouspiel nicht ein entwürdigendes? Seit dem 4. März hat der neue Präsident mitsammt seinem Cabinet nichts Besseres zu thun gewußt, ols sich mit der Vertheilung von Aemtern, der Versargung von Verwandten, der Belohnung van Wohlthätern und der Abfütterung politischer Wölfe zu befossen!“ (Neuyorker Jaurnal vam 24. April.)

— Eine Fahrt mit Hindernissen auf der Pacificeisenbohn. Eine zu St. Louis erscheinende Zeitung bringt einen Bericht über „die Trongsole und Leiden“, van denen einige Fahrgäste im Februar heimgesucht wurden. „Es waren ongesehene Herren ous Neuyark, Californien und ondeeen Stooten. An einer Station wurden sie zehn Toge lang ousgeholten und konnten die Bahnbeamten nicht bewegen, einen Zug vorwärts zu senden, bis sie ein Indignotiansmeeting hielten, und an dos Bahncamite nach Washingtan wegen der Behondlung, die sie erfuhren, telegraphirten. Als sie dann obfuhren, wurden sie on verschiedenen Punkten gezwungen, Schnee wegzuschoufeln und erhielten dobei eine sehr schlechte Kost. Einmol schoufelten sie durch ein Schneefeld, dos 1000 Fuß lang war. Als endlich die Bahn frei war, hotte der Ingenieur nur gerade sa viel Dampf, um sie mitten in eine Schneeanhäufung hineinzutreiben. In Folge des Umstondes, doß die Bediensteten zu tief in die Whiskyflosche gesehen hatten, blieb der Zug wieder stecken. Nachdem sie zwei Toge in diesem Zustande verblieben woren, mochten sich on 50 Passagiere zu Fuß auf den Weg nach dem 90 Meilen entfernten Laramie, wo sie nach vielen Leiden in vier Tagen eintrofen. Von Laramie gelangten sie ahne Aufenthalt noch Omaha. Sie beschweren sich bitterlich über die Behondlung, die ihnen von den Bahnbeomten zu Theil ward, die sie wiederholt hintergangen hätten und nichts dovon wissen wallten, den Passogieren die durch sie verursachten Mehrausgaben zu vergüten. Auch seien ihnen übertriebene Preise für Lebensmittel berechnet worden. Ueber 200 Personen waren ouf dem Zuge, ols der Berichterstatter — einer der Leidensgefährten — ihn im Schnee stecken ließ.“

— Wos ist ein „Scollowag“? Während der letzten Johre sind in Nordamerika viele neue politische Spitznomen allgemein gewarden. Dahin gehört z. B. das Wart Carpetbagger. Als der Süden unterjocht und durch die Nardyonkees politisch rechtlos gemacht wurde, strömten Stellenjäger, Abenteurer, Gauner rc. in ungezählter Menge noch den Südstooten, um ols „loyale Unionisten“ alle irgendwie einträglichen Aemter einzunehmen; die Landeseingeborenen waren ols „illayole Rebellen“ ausgeschlossen und wurden jenen politischen Londstreichern preisgegeben. Sie sind zu einer wahren Volksplage geworden. Da sie zumeist Habenichtse waren und im Süden ihr Glück machen wollten, so bezeichnete man sie ols Reisetascheninhaber, denn mehr als einen Reisesack besaßen diese loyolen Unionisten in den meisten Fällen nicht. — Viele von diesen „Heuschrecken“ fallen auch in die Kategarie der Scollawags. Sa nennt man im Süden die Individuen, welche Vieh, dos unterwegs fällt, von den Viehtreibern auskaufen, um dasselbe dann in irgend einer Weise zu verwerthen. Der Ausdruck findet nun längst auch ouf politische Personen Anwendung.

— Verhungerte oder halbverhungerte Schulmeisterfrauen giebt es im Stoate Illinais nicht. Dort beträgt die durchschnittliche Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen on den öffentlichen Schulen zwischen 42 und 43 Dollors monotlich. Der Stoot der ehemoligen Intelligenz könnte sich doron ein Beispiel nehmen.

— In der Stodt Neuyark sind im Johre 1868 nicht weniger als 78 Personen wegen verübter Mordthaten verhaftet worden. Die Blätter weisen nun statistisch noch, doß 63 dieser Mörder ohne Weiteres entlassen worden sind.

— „Wie schön ist doch die Criminaljustiz im Staate Indiana!“ Sa ruft das „Cincinnoti Volksblatt“ ous, und bringt falgende Notiz: „Der junge Mörder Olmsted, welcher in der Nähe von Columbus seinen Stiefvater ermordete, ist gegen eine Bürgschaft van 1000 Dallors ous dem Gefängniß entlassen worden. Tousend Dollors!“

— Ein Boxergefecht zwischen Frauen hat am 8. März zu Somerville im Staate Massachusetts stattgefunden. Bei diesem Preiskampfe wurden alle herkömmlichen Regeln des „Ringes" genau beobachtet, doch waren, weil es sich um Ladies handelte, Haarausraufen und Beißen ausdrücklich verboten worden. Die beiden Kämpinnen trugen die bei derartigen Klopffechtereien üblichen Kleidungsstücke: Schuhe, Gamaschen, leichte Beinkleider und ein Wamms. Nach dem ersten Gange wurde Fräulein Sarah Chapman bange und sprang aus dem Ring heraus, sie wurde aber wieder hineingetrieben und paukte sich von da an recht gut. Ihre Gegnerin, Fräulein Mollie Jones, bekam von ihr entsetzliche Hiebe und bat nach dem einundzwanzigsten Gange „um Gotteswillen", daß Sarah aufhören möge. Diese war gekrönte Siegerin und strich den ausgesetzten Preis von 50 Dollars triumphirend ein. So geschehen im frommen, puritanischen Temperanzstaate Massachusetts.

**Die Franzosen als überseeische Kaufleute.**

In den beiden letztverflossenen Jahren hat ein Elsaſſer aus Mühlhausen, Julius Siegfried, eine Reise um die Erde gemacht, um in den überseeischen Ländern für den Absatz von Fabrikaten seiner Heimath zu wirken. In seinem Berichte an den französischen Handelsminister sagt er dürr und derb, daß die Franzosen in Handel und Schifffahrt nur eine höchst secundäre Rolle spielen. „Der französische Handel ist nur sehr schwach entwickelt, während die Engländer, Deutschen und Schweizer durch Fleiß und Ausdauer sich immer mehr Boden erobern. Ja, die Deutschen und Schweizer fangen bereits an, die Engländer zu überflügeln. Den Franzosen mangelt es weder an Capital, noch Unternehmungsgeist oder Fleiß, aber es fehlt ihnen an der geeigneten Erziehung und Abrichtung für den Handel. Sie verlassen sich zu viel auf den Staat; der Staat solle, wie sie meinen, für sie eine Art von Vorsehung spielen, welche ihnen Anstrengungen und Mühseligkeiten erspart." Ganz richtig. Wo der Staat die Anmaßung hat, Alles in Allem sein zu wollen und wo Alles von oben herab reglementirt wird, gilt der Einzelne wenig oder nichts. Das finden aber die Franzosen, welche sich mit ihrem halben Dutzend Revolutionen nur immer mehr in den omnipotenten Beamten- und Polizeistaat hineingerannt haben, ganz in der Ordnung; sie wollen es nicht anders, verstehen es auch kaum besser, und deshalb geht es mit keiner ihrer Colonien vorwärts. Auch klebt ihr Bauer beschränkt und stupid an der Scholle und wohnt lieber in einer Hütte ohne Fenster, als daß er über See ginge, um sich ein besseres Loos zu bereiten. Die Auswanderung findet nur aus Elsaß, Lothringen und den Pyrenäen statt. Diese Deutschen und Basken hüten sich aber wohl, nach einer französischen Colonie auszuwandern, und daran thun sie sehr recht.

**Die turkestanische Industrieausstellung in St. Petersburg.** Dieselbe ist in der ersten Hälfte des April eröffnet worden und enthält eine reiche Sammlung von naturwissenschaftlichen, ethnologischen und culturhistorischen Gegenständen. Die ganze Sammlung nimmt vier Säle ein. In dem ersten befinden sich die von den Herren Sewerzow und Tatarinow gesammelten zoologischen Gegenstände und die Mineralien. Unter denselben sind besonders die vielen Vögel, von denen einige bisher unbekannte Arten, bemerkenswerth. Die ausgestellten Mineralien zeugen für den Reichthum des dortigen Bodens an Silber und Kupfererzen, sowie an Steinkohlen und edlen Marmorgattungen. Im zweiten Saale befinden sich die von dem Maler Wereschtschagin, der durch seine in der Akademie ausgestellten Skizzen aus Mittelasien bekannt ist, gesammelten Studien. Sie enthalten zum Theil die charakteristischen Typen der verschiedenen Bewohner jenes Gebiets, Kostümbilder, zum Theil auch Gruppen und Genrebilder. Sehr prägnant sind ein berauschter Opiumraucher, sowie der reiche Besitzer mehrerer Zelte. Einen eigenthümlichen Eindruck macht ein Bild, auf welchem ein Turkomane dargestellt ist, der die abgehauenen Köpfe gefallener russischer Soldaten einsammelt; bekanntlich erhalten jene turkomanischen Krieger ihren Sold per eingelieferten Kopf. Als Gegenstück dazu kann eine Scene dienen, die einen russischen Soldaten darstellt, der gemüthlich neben einem Haufen erschlagener Feinde sein Pfeifchen raucht. Im dritten und vierten Saale sind Waffen, Bekleidungs- und Luxusgegenstände, Industrieartikel der dortigen Einwohner ꝛc. aufgestellt. Die bunten Farben, die mannichfachen, oft sehr minutiös gearbeiteten Muster haben das Gepräge des orientalischen Geschmacks. Viele der ausgestellten Luxusgegenstände sind persischen Ursprungs. Von besonderem Interesse ist eine Sammlung von Fabrikaten der Seidenmanufactur, die in den verschiedensten Perioden der Zubereitung, vom Cocon an bis zum feinsten gemusterten Gespinnst, zusammengestellt sind. Sehr lehrreich für die Kenntniß der Lebensweise jener Völker ist ein mit allem Zubehör und vollständiger Einrichtung versehenes bucharisches Zelt, sowie die genaue Copie des Grabes eines Heiligen, mit den in Natura auf demselben befindlichen Opfergegenständen und Abzeichen. Der Gesammteindruck, den die Ausstellung auf den Besucher macht, ist ein sehr lebendiger und instructiver. Nach allen Seiten hin, durch die Naturschätze, wie durch die Proben industrieller Fabrikate, durch die Gemälde und durch die verschiedenen Stücke des Hausraths lernen wir die Bewohner, ihre Eigenthümlichkeiten und jenes ferne Land selbst kennen, das die jüngste Provinz des russischen Reiches bildet.

**Der Anbau der Ramiepflanze in Nordamerika** gewinnt immer größere Ausdehnung in den Südstaaten, nachdem die Versuche in Texas sehr günstig ausgefallen sind und der Beweis vorliegt, daß sie überall dort gedeiht, wo man bisher Baumwolle gepflanzt hat. Allem Anscheine nach wird diese Boehmeria tenacissima ein Stapelartikel werden, weil der Ertrag sicherer ist als jener der Baumwolle. Die Ramie stammt aus Java im hinterindischen Archipelagus und kam von dort 1814 zur Untersuchung nach Europa. Sie erregte große Aufmerksamkeit, weil sie eine so schöne und starke Faser hat, und diese sich zu feinen Geweben eignet; sie kann sich mit dem feinsten Leinen messen und hat einen seidenartigen Glanz. In Nordamerika wurde die erste Pflanze 1867 gezogen, und nun ist von Europa aus große Nachfrage, weil Java viel zu geringe Quantitäten liefert und die amerikanische Faser besser ist. Die Ramie verlangt einen lockern sandigen Boden; während die Baumwolle durch den Heerwurm und andere Insecten leidet, ist das bei der Ramie gar nicht der Fall, weil die Faser von der Rinde des Stengels umschlossen ist, also durch Insecten nicht beschädigt wird; auch schadet ihr weder anhaltende Feuchtigkeit noch längere Dürre. Zur Anlage von Ramieäckern bedarf man einer nur geringen Capitalanlage; überdies ist die Pflanze perennirend und man kann von ihr im Jahre drei Ernten erzielen. Die für den Spinner zubereitete Faser ist schön weiß, weich und glänzend, nimmt sich wie Seide aus und ist stärker als der beste Flachs.

**Die kosmopolitische Bedeutung der Stenographie und ihre Wichtigkeit für die Erdkunde.**

Der Vorsitzende des Vereins für Erdkunde in Dresden, Herr Dr. Ruge, hat in seinem beim diesjährigen Stiftungsfeste auf die Geographie ausgebrachten Trinkspruche darauf hingewiesen, daß diese Wissenschaft alle anderen Wissenschaften und Künste in ihren Bereich ziehe. Auch die Stenographie wird der Erdkunde in der Neuzeit immer mehr dienstbar. Dr. Kersten, der Herausgeber der Reisen des Baron von der Decken in Ostafrika, jetzt selber Stenograph, bedauert in dem eben citirten Werke, daß der Reisende die Stenographie, die ihm viel Zeit und Aufwand an Kraft erspart haben würde, nicht gekannt. Er ist überzeugt, daß Niemandem die Stenographie Gabelsberger's mehr Nutzen gewähren könne als gerade dem Reisenden, dem sie in Zukunft ebenso unentbehrlich sein werde als die Photographie. Wir wissen, daß Dr. Brehm, ebenso wie Dr. Bastian, die Stenographie üben, und vielleicht trug diese Kunst nicht wenig

dazu bei, ihre wissenschaftlichen Arbeiten so reich und so genau zu gestalten. Wenn man erwägt, wie wenig Zeit, wie wenig Raum, wie wenig Kraftanstrengung die Führung eines stenographischen Tagebuches erfordert, im Gegensatze zur Niederschrift des Beobachteten in gewöhnlicher Currentschrift, wenn man bedenkt, wie viel für die geographische Wissenschaft an Entdeckungen und Beobachtungen verloren gegangen ist, theils weil Reisende aus Ueberdruß an der so langsam und beschwerlich dem Gedanken nachhinkenden Currentschrift die ausführliche Aufzeichnung mancher Thatsachen in ihrem Tagebuche unterließen, theils weil sorgfältig in Currentschrift geführte Tagebücher, zu wenig handlich und verbergbar, verloren gegangen und geraubt worden sind; wenn man dagegen weiß, daß der Stenographie kundige Reisende, z. B. Dr. Häntzsche in Dresden, in ihren stenographisch geführten Reisecollectaneen eine unerschöpfliche Quelle zu interessanten, lebensvollen Bildern verschiedener Gegenden des Erdballs besitzen, so wird man es wohl nicht ungerechtfertigt finden, daß wir in einer der Länder- und Völkerkunde gewidmeten Zeitschrift auch einmal der Stenographie gedenken, und unsere Leser auf eine Anstalt und ein Unternehmen aufmerksam machen, die beide in ihrer Art einzig dastehen.

Das Eine ist die Bibliothek des königlich stenographischen Institutes in Dresden. Wenn man auch von vornherein zugeben muß, daß eine absolut vollständige Sammlung aller literarischen Erscheinungen auf dem Felde der Stenographie ebenso wenig wie auf anderen Gebieten des Wissens herzustellen möglich ist, so ist doch eine gewisse relative Vollständigkeit dadurch zu erreichen, daß man in den Besitz aller wichtigeren und einflußreichen Schriften einer Disciplin zu kommen trachtet, wobei Sammlerfleiß und Zufall auch noch manche weniger bedeutende Publication einheimst. So verstanden ist die Bibliothek des königlich stenographischen Institutes in Dresden allerdings die vollständigste Fachbibliothek in der Welt, was auch von sachkundigen, namentlich englischen Stenographen zugestanden werden mußte. Wie reichhaltig die stenographische Literatur übrigens ist, davon kann man sich durch einen Einblick in Professor Zeibig's Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst und dessen mit Ed. Wartig in Leipzig herausgegebenes Handbuch der stenographischen Literatur Deutschlands überzeugen. Während die Engländer, eifrige Sammler auch auf diesem Gebiete, hauptsächlich englische Werke aufstapeln und sich unter ihren Schätzen nur wenig ausländische Werke befinden, die französischen Stenographen unseres Wissens stenographische Büchereien gar nicht anlegen, bei anderen Nationen angehörigen Fachgenossen zur Zeit das Sammeln stenographischer Schriften noch etwas Unbekanntes ist, hat man es sich in Deutschland von jeher angelegen sein lassen, außer vaterländischen auch fremde Publicationen aufzuspeichern. Bis etwa 1857 waren die stenographischen Bibliotheken des Münchener Gabelsberger Stenographenvereins und des vor Kurzem verstorbenen Herrenhausstenographen in Berlin, Dr. Anders, berühmt. Mit keiner von beiden konnte damals die Bibliothek des königlich stenographischen Instituts sich vergleichen. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit aber von damals bis jetzt, in einem Zeitraume von noch nicht 12 Jahren, ist es durch die Munificenz des Ministeriums des Innern dem derzeitigen Bibliothekar Professor Dr. Zeibig, der zu dem Ende überall Verbindungen anzuknüpfen wußte, gelungen, die ihm unterstellte Sammlung auf eine Stufe zu erheben, daß sie eben zur ersten stenographischen Fachbibliothek geworden ist und jene beiden vorgenannten Büchersammlungen weit überflügelt hat. Außer den Quellen für die Kenntniß der alten römischen und griechischen Tachygraphie — den Werken Montfaucon's, Mabillon's, Carpentier's, Kopp's u. s. w. — birgt sie von den ältesten englischen Autoren — Ratcliff (1588), Willis (1618) — bis zu den neuesten Publicationen der Phonographen herab in mehreren Hunderten von einzelnen Bänden nahezu Alles, was in England über Stenographie edirt worden ist. Nicht minder reichhaltig ist sie in Bezug auf die in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Holland, Skandinavien, Rußland, Polen u. s. w. und Deutschland publicirten Schriften. Sie enthält Stenographien aus Rumänien, Serbien, ja aus Mexico, Brasilien und Venezuela. Fast täglich wird die Sammlung durch Ankauf und Geschenke vermehrt und vervollständigt. Hier liegen also die reichsten Schätze zu Forschungen in der Geschichte der Stenographie.

Das Vorhandensein solcher Quellen brachte nun die Institutsmitglieder Professor Krieg und Professor Dr. Zeibig auf den Gedanken, späteren Studien dadurch vorzuarbeiten, daß man in einer Zeitschrift nach und nach die Stenographien aller Nationen in Compendienform unparteiisch schildern möchte, um einestheils denjenigen, welchen die Originale zu Gebote stehen, die Mühe der Läuterung und Sichtung des Stoffes und damit außerordentlich viel Mühe und Zeit zu ersparen, anderentheils solche, denen die Benutzung der königlich stenographischen Bibliothek versagt ist, dennoch in den Stand zu setzen, die Geschichte der Entwickelung der Kunst bei den verschiedenen Völkern zu studiren und den jeweiligen Stand der Stenographie kennen zu lernen — ein Gedanke, der, wiederum Dank der Unterstützung des Ministeriums des Innern, eine Verwirklichung im „Panstenographikon, Zeitschrift für Kunde der stenographischen Systeme aller Nationen“, fand, einer periodischen Veröffentlichung, die ihre internationale Bedeutung und Bestimmung schon dadurch kundgiebt, daß die Systeme der verschiedenen Nationen in den Sprachen derselben geschildert sind. Die vorliegende erste Lieferung des ersten Bandes bringt zuvörderst das erste Verzeichniß solcher stenographischen Autoritäten, die als Mitarbeiter an dem Unternehmen betheiligt sind. Nach einem Vorworte über Zweck und Bedeutung des Werkes in lateinischer Sprache folgen zwei Abhandlungen, die eine über die altrömische Tachygraphie, die Tironischen Noten, von Rector Schmitz in Köln, die andere über altgriechische Schnellschrift, von Dr. Lehmann, beide ebenfalls lateinisch geschrieben. Hierauf sind die Anfänge der Stenographie bei den Engländern von Ratcliff bis Shelton, von 1588 bis 1641, in englischer Sprache vom Mitredacteur Professor Zeibig, die Anfänge der Schnellschrift in Deutschland vom Mitredacteur Professor Krieg, das älteste holländische System vom ersten Stenographen der Generalstaaten Cornelis Steger, und endlich die Gurney'sche englische Methode vom Enkel des Erfinders und William Salter, beides Parlamentsstenographen in London, geschildert. Der Preis dieser sechs Bogen starken, mit vortrefflich autographirten Tafeln gezierten Heftes von 20 Sgr. ist ein billiger. Die nächste, bereits in Angriff genommene Lieferung wird den Text und die Erläuterung eines in Madrid aufbewahrten Verzeichnisses Tironischer Noten, eine Darstellung der Phonographie Isaak Pitman's, das stenographische System des Neugriechen Heliopul und manches andere Interessante bringen. Möchte es den Redacteuren gelingen, das Interesse des betheiligten Publicums nicht allein, sondern auch der übrigen gebildeten Welt durch genaue und unparteiische Skizzen zu fesseln. Wir können dem Unternehmen im Interesse der Geschichte der Entwickelung einer so nützlichen Kunst, wie die Stenographie ist, ebenso wie im Interesse der Culturgeschichte der Menschheit überhaupt nur einen glücklichen Fortgang wünschen.

* * *

— In Central- und Südamerika werden immer mehr fossile Knochen von Pferdearten aufgefunden. Der Naturforscher Owen in London hat über drei solcher Arten eine Abhandlung veröffentlicht: Equus conversidens, E. Tau und E. Arcidens.

— San Francisco in Californien hatte am 1. April, Abends 5¾ Uhr, wieder eine sehr starke Erderschütterung.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Eskimos am Port Foulke.

# Aus der Nordpolarreise des Dr. Hayes.

## II.

Der Novembermonat war gekommen, die Dunkelheit nahm zu, die Jagd gab nur spärliche Ausbeute und das Leben wurde immer einförmiger. Am Bord, „im Hause“, war Alles geregelt, und ein Tag verlief wie der andere. Man stand um halb acht Uhr auf, frühstückte eine Stunde später, aß um ein Uhr zu Mittag, um sechs Uhr zu Abend und löschte um elf Uhr die Lampen aus. Man las, spielte Whist oder Schach, stellte Beobachtungen an, schrieb. Dr. Sonntag unternahm einen Ausflug nach dem Gletscher und hatte dabei entsetzliche Schwierigkeiten zu überwinden. Hunde und Schlitten mußten bald über hohe Hummocks, d. h. klumpenförmige Eisbildungen aller Art, bald über breite und tiefe Spalten oder durch tiefen Schnee, immer bei strenger Kälte und schneidend-scharfem Winde. Dabei machten sie Jagd auf Eisbären, die nicht ganz ohne Gefahr war. Eine Bärin lag mit ihrem Jungen am Abhang einer Kette von Hummocks; beide liefen fort, als die Hunde bellten, wurden aber von diesen verfolgt. Die Meute war unbändig geworden und holte die Bären bald ein. Die Mutter hätte leicht entfliehen können, wollte aber das Junge nicht im Stiche lassen, und versuchte, mit demselben bis ans Wasser zu kommen; sobald sie dieses erreichte, war sie gerettet. Aber dem Jungen gingen die Kräfte aus, und nun stellte sich die Alte fest, um den Kampf aufzunehmen. Jensen und der Eskimo Hans legten ihre Gewehre an und zielten nach Schnauze und Schulter. Die Bärin brüllte vor Wuth und Schmerz; sie war verwundet, aber nicht tödtlich. Ein Blutstrom entquoll ihrem Rachen und röthete den Schnee, ein anderer färbte ihren weißen Pelz; das Junge, welches sich zwischen den Beinen der Mutter geborgen hatte, bekam auch eine Kugel und verendete sofort. Dann kam Dr. Sonntag; die Bärin erhielt nun gleichzeitig drei Kugeln, fiel auf die Seite, und die Hunde wollten über sie herstürzen. Da raffte sie noch einmal ihre Kräfte zusammen, trieb ihre Verfolger zurück, zog ihr Junges mit den Tatzen an sich und beschnüffelte es; als sie aber sah, daß kein Leben mehr in ihm war, stürzte sie wie rasend gegen die Hunde ein und versuchte dann erst zu fliehen. Als die Hunde sich an sie gehängt hatten, rannte sie gegen Hans an, der ihren Tatzen nur entkam, weil Sonntag und Jensen ihr gleichzeitig ein paar Kugeln in den Leib jagten, die tödt-

lich waren. Diese Jagd war nun zu Ende; man zog den Bären das Fell ab, barg die besten Stücke Fleisch und gab das übrige den Hunden.

Für Hayes war es ein schweres Mißgeschick, daß unter seinen Zugthieren dieselbe Seuche ausbrach, welche auch in Grönland so viele Hunde hinweggerafft hatte. Er verlor binnen ein paar Wochen den größten Theil derselben und wurde dadurch in die Unmöglichkeit versetzt, die beabsichtigte Reise nach Norden zu unternehmen. Wie sollte nun Rath geschafft werden? Es gab nur eine einzige Möglichkeit, aus der Verlegenheit herauszukommen: man mußte Alles aufbieten, um von irgend einer Eskimohorde Zugthiere zu erhalten. Davon hing Alles ab. Hans wußte, daß weit nach Süden hin auf der Northumberlandinsel und dann auch auf einem andern Eilande im Walfischsunde mehrere Eskimofamilien sich aufhielten. Dorthin sollte Dr. Sonntag sich begeben, falls um die Vollmondzeit im December noch Hunde genug gesund geblieben waren; anderenfalls wollte Hayes zu Fuße sich aufmachen und versuchen, die Eskimos nach Port Foulke zu bringen. Als der Mond kam, waren noch neun Hunde übrig, und mit diesem Gespanne konnten Sonntag und Hans die Fahrt schon wagen. Sie kleideten sich warm und nahmen Lebensmittel für etwa zwölf Tage mit. Aber es verging ein ganzer Monat, und man hörte nichts von ihnen; alle Nachforschungen waren vergeblich.

Da rief am 29. Januar der wachthabende Matrose, daß zwei Eskimos ganz nahe beim Schiffe wären. Durch sie erfuhr Hayes die Trauerbotschaft, daß Dr. Sonntag nicht mehr am Leben sei. Zwei Tage später kam Hans mit seinem Schwager, dem jungen Menschen mit lebhaftem Auge, dessen schon weiter oben einmal erwähnt worden ist; Hayes hatte ihn am Cap York gesehen. Hans war völlig abgemattet, fast zu Tode gefroren und bedurfte sorgfältiger Pflege, gleich seinen Schwiegereltern und den Hunden, welche durch eine Anzahl Matrosen von der andern Seite des Gletschers herbeigeholt werden mußten. Es waren von den Zugthieren jetzt nur noch fünf am Leben!

Hans und Sonntag waren ohne Gefährde um Cap Alexander herumgekommen, hatten sich auf der Southerlandinsel eine Schneehütte gebaut und in derselben ausgeruht. Dann gingen sie weiter nach Süden bis zur Northumberlandinsel, um Eingeborene aufzusuchen. Sonntag sprang aus dem Schlitten und lief neben den Hunden her, um sich einige Bewegung zu machen. Ein Zug Hunde brachte das Riemenwerk in Unordnung und deshalb hielt Hans den Schlitten an, während Sonntag vorausging oder lief. Da sah der Eskimo, daß der Doctor plötzlich ins Wasser sank; er war durch eine dünne Eisschicht eingebrochen. Hans zog ihn glücklich heraus, und beide eilten so schnell als möglich nach der Schneehütte, in welcher sie zuletzt gewesen waren. Der Wind blies von Nordosten her, die Kälte war streng, und Sonntag wollte nicht Halt machen, um seine nassen Kleider zu wechseln. So lange er neben dem Schlitten herlief, hatte das auch weiter nichts zu bedeuten, aber er war so unvorsichtig, sich wieder in den Schlitten zu setzen. Als sie bei der Hütte ankamen, war er schon sprachlos. Hans entkleidete ihn, steckte ihn in einen Pelzsack, gab ihm Branntwein, zündete auch die Spirituslampe an, um die Temperatur etwas zu erhöhen, und kochte Kaffee. Aber alle Fürsorge half nichts. Sonntag war und blieb bewußtlos und sprach bis zu seinem Tode, der am nächsten Tage erfolgte, kein Wort mehr. Hans verrammelte dann die Hütte so gut, daß weder Fuchs noch Bär hineinkonnten, und ging weiter nach der Northumberlandinsel. Dort hatten die Eskimos ihr Dorf verlassen, er fand aber doch eine Hütte, in welcher er schlafen konnte, und zu seinem großen Trost unter einem Steinhaufen auch Walroßfleisch; damit konnte er die Hunde sattfüttern. Nachdem er dann noch einige andere Eskimostationen besucht, aber sie alle verlassen gefunden hatte, traf er endlich einige Familien, die theils in einer Stein-, theils in einer Schneehütte hausten. Zur Winterzeit kommen viele Seehunde in den Walfischsund (Whale Sound), und die Eskimos lebten dort im Ueberflusse. Hans erzählte ihnen, was vorgefallen war, und sie vernahmen gern die Kunde, daß Hayes mit anderen weißen Männern sich in der Nähe ihres frühern Dorfes Etah nördlich vom Cap Alexander befände. Zwei von ihnen wollten ihm folgen. Er hatte aber etwas Anderes im Sinne; obwohl er nur ein paar Tagereisen vom Schiffe entfernt war, ging er doch nicht dorthin, sondern machte den Eskimos Geschenke und veranlaßte sie, mit den Hunden des Dr. Hayes nach Cap York zu fahren und von dort seinen Schwager und seine Schwiegereltern zu holen. Diese waren nun auch beim Schiffe, und bald kamen noch mehrere Eskimos, zum Theil mit sehr guten Hunden. Auch ein alter Bekannter aus dem Jahre 1854 fand sich ein, **Kalutunah**, Häuptling der kleinen Horde, welche damals das Dorf Etah bewohnte. Er begrüßte den Doctor sehr freundlich und nahm mit seinem Stamme die alten Hütten wieder ein.

Kalutunah war nach unseren Begriffen allerdings kein hübscher Mann, aber als Eskimo nahm er sich vortheilhaft genug aus. Zwar konnte man ihm Sauberkeit nicht nachrühmen und sein ganzes Aussehen hatte etwas Plumpes, aber er war gut gebauet und gutmüthig; man konnte ihn gern haben. Auch zeigte er sich gesprächig und erzählte, was während der letztverflossenen Jahre sich begeben hatte. Seine Frau lebte noch und hatte ihn mit noch zwei Töchtern beschenkt. Sein Sohn, der 1854 etwa sechs Jahre zählen mochte, war nun ein prächtiger Junge geworden, der schon Seevögel fing, Seehunde beschlich und bald im Stande sein werde, einen Hundeschlitten zu lenken. Welch ein Stolz für einen Eskimovater!

Uebrigens waren die letzten fünf Jahre sehr ungünstig, und der verflossene Winter auch ungewöhnlich streng gewesen; es starben viele Hunde, doch wollte Kalutunah seinem weißen Freunde nach Möglichkeit aus der Noth helfen. Er hielt auch Wort; bald hatte Hayes wieder zwei vollständige Gespanne, und in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnten nun 17 Eskimos; davon waren 6 Männer, 4 Frauen und 7 Schwiegermutter des Jägers Hans und Kalutunah's Frau, Kinder. Manche machten sich sehr nützlich, insbesondere die welche eine treffliche Fußbekleidung für die Reisenden verfertigten. Hans selber erweckte zwar kein Vertrauen, war aber als geschickter Jäger nicht zu unterschätzen. Kalutunah machte alle Tage seinen Besuch, und war in hohem Grade erfreut, als Hayes ihn fragte, ob er auf dem Zuge nach Norden hin einen Schlitten führen wolle. Von da widmete er den Hunden eine ganz besondere Sorgfalt und traf allerlei zweckmäßige Vorkehrungen. Dann wurde Sonntag's Leiche geholt und feierlich unter Steinen begraben.

* * *

Am 18. Februar 1861 wurde die Sonne wieder sichtbar, und am folgenden Tage stieg die ganze Scheibe über den Horizont empor; von da an kam sie täglich etwas höher, und bald hatte man wieder einige Stunden Tageslicht. Nun konnten auch die Vorbereitungen, welche für die Reise nach Norden hin etwa noch getroffen werden mußten, beschleunigt werden. Die fünf Hunde, welche Hans zurückgebracht hatte, waren wieder kräftig geworden. **Tscheitschengnak**, der Schwiegervater, **Kablunet**, die Schwiegermutter, und **Angeit**, der Schwager des Hans, wohnten in einer Hütte, welche

sie neben dem Schiffe sich zurecht gemacht hatten. Die beiden Alten wußten natürlich nicht, wie hoch sie in den Jahren standen, denn der Eskimo zählt nur bis zehn und ist durchaus nicht im Stande, für irgend eine Begebenheit aus vergangener Zeit ein Datum anzugeben. Deshalb fehlen ihnen auch alle Ueberlieferungen; sie haben es nicht einmal so weit gebracht, wie die Indianerstämme Nordamerikas, welche eine rohe Bilderschrift erfanden. Was sich aber etwa von Ueberlieferungen durch ein paar Generationen hindurch erhalten hat, läßt sich auf keinen bestimmten Zeitpunkt zurückführen.

Den beiden Alten hatte es nicht recht im Zelte ihres Schwiegersohnes Hans gefallen; sie baueten sich deshalb ihre eigene Schneehütte und hielten für sich allein Haus. Lebensmittel in Hülle und Fülle wurden ihnen aus den Magazinen verabfolgt, und sie lebten glücklich und zufrieden. Auf ihre Wohnung würde ein Bieber mit Verachtung geblickt haben,

Kalutunah, Häuptling einer Eskimohorde.

denn sie bestand ganz einfach in einer künstlichen Höhle, welche man in einer Schneebank angebracht hatte. Diese befand sich vor dem Schiffsschnabel, wo der Schnee, vom Winde getrieben, zu einer hohen, festen Masse angehäuft war. Tscheitschenguak verstand sich auf sein Handwerk, wie ein Maulwurf auf seine Arbeit, und nach ein paar Tagen war das Schneegemach mit einer hartgeschlagenen Decke und geglätteten Wänden in mehr als Mannshöhe fix und fertig. Zu derselben führte ein horizontaler, etwa zehn Fuß langer Gang, dessen äußere Oeffnung eben weit genug war, daß man auf allen Vieren hineinkriechen konnte. Der Fußboden der Hütte wurde mit Steinen belegt; über diese breitete der Eskimo Rennthierfelle aus, und mit dergleichen wurden auch die Wände behangen. Als Alles so weit hergerichtet worden war, zündete Frau Kablunet zwei Lampen an und hing vor das Eingangsloch eine Portiere, das heißt ein Rennthierfell.

Hayes stattete der glücklichen Familie einen Besuch ab. Die beiden Lampen — das einzige Feuer, welches man in solch einer Schneehütte haben kann — brannten lustig, und die weiße Decke funkelte im Lichte; die Temperatur war schon

ganz leidlich, das heißt so ziemlich dem Gefrierpunkte nahe, und die fleißige Kablunet nähete an einem Stiefel. Tschei-tschenguak war auch nicht müßig, denn er besserte für Hans eine Harpune aus; Angeit, der Junge mit den hellen Augen, vertilgte ein ungeheures Stück Seehundsfleisch. Dr. Hayes hatte diesen Leuten fürsorgliches Wohlwollen bewiesen, und das erkannten sie in ihrer Art dankbar an. Sie schenkten ihm eine vollständige Sammlung von Jagd- und Wirthschaftsgeräthen: Lanze, Harpune, Fischleine, Hasenfalle, Lampe, Topf, Feuerzeug, Zunder und Lunte. Die Lanze ist von Holz, das wahrscheinlich aus Kane's verlassenem Schiff „Advance" herstammt; sie hat an dem einen Ende eine starke eiserne Spitze, an dem andern ein mit Eisen befestigtes Stück von einem Walroßzahne. Den Stiel der Harpune bildete ein sechs Fuß langer Narwalzahn; derselbe war ganz gerade und sehr hart; als Harpunenspitze dient ein drei Zoll langes Stück von einem Walroßzahne, das zwei Löcher hat; das eine befindet sich in der Mitte zur Befestigung der Leine, das andere am obern Ende, wo der Harpunenstiel eingelassen wird. Dieser ist an seinem untern Theile mit einem spitzen Eisen beschlagen. Die Leine besteht aus einem Streifen ungegerbten Leders, ist etwa 50 Fuß lang und kreisförmig aus dem Fell eines Seehundes herausgeschnitten. Aus Seehundsfell besteht auch die mit zahlreichen Schlingen versehene Kaninchenfalle; zur Lampe dient eine 8 Zoll lange und 6 Zoll breite Schüssel aus Speckstein, welche so ziemlich die Gestalt einer Auster hat; auch der viereckige Topf besteht aus Speckstein, und das Feuer bringt man dadurch hervor, daß man mit einem Stücke rohen Eisensteins auf ein Stück harten Granites schlägt; als Docht dient getrocknetes Moos, als Zunder die feine Dune der Weidenkätzchen.

Tscheitschenguak hatte eben einige neue Lanzen zur Walroßjagd verfertigt und wollte dieselben am folgenden Tage probiren. Die Walrosse hatten sich während der ganzen

Walrosse am Port Foulke.

Winterzeit in den freien Wasserstellen vor dem Foulkehafen in zahlreichen Trupps gezeigt, und auf dem Schiffe hörte man oftmals ihr rauhes Geschrei. Das Fleisch dieser Thiere bildet ein Hauptnahrungsmittel der Eskimos; sie essen zwar auch Rennthierfleisch gern, doch nur als eine Art von Zwischengericht; aber über **Awak** geht ihnen nichts. So nennen sie das Walroß nach dem Geschrei, welches dasselbe ausstößt. Awak ist ihnen so nothwendig, wie dem Hindu der Reis, dem nomadischen Mongolen der Hammel und dem argentinischen Gaucho das Rindfleisch. Die Jagd nun fiel trefflich aus. Hans und der Alte gingen an den Rand der offenen Wasserstellen, krochen dann auf allen Vieren, legten sich am Wasser auf den Bauch und ahmten das Geschrei der Awaks nach. Dadurch angelockt, kam bald ein ganzes Rudel in die Nähe. Sofort sprang Hans auf und warf einem großen Thiere die Harpune in den Leib; der Alte zog an der Leine, band dieselbe am Schafte seiner Lanze fest, rannte die Eisenspitze derselben in das Eis und hielt sie mit aller Kraft fest. Das Walroß tauchte unter und peitschte das Wasser, während Hans die Leine immer mehr anzog, als er dann das Thier ganz in der Nähe hatte, jagte er ihm eine Kugel in den Leib und versetzte ihm hinterher noch mehrere Lanzenstiche. Die übrigen Walrosse schwammen unter heiserm Geschrei in das Weite. Dann befestigten die Jäger ihre Beute am Rande des Eises, wo sie am nächsten Tage zerlegt wurde. So bekam die Schneehütte einen nicht zu verachtenden Vorrath von Fett und Fleisch, die Hunde hielten gleichfalls ein Festmahl; Kopf und Haut wurden in ein Faß gethan, um gelegentlich an das Smithsonian Institut in Washington abgeliefert zu werden.

Das Walroß ist unter Umständen ein sehr gefährliches Thier; es fehlt ihm keineswegs an Muth und es vertheidigt seinesgleichen gegen jeden Angreifer. Hayes erzählt Folgendes: „Wir hatten unser großes Boot ins Wasser gelassen,

um ein sehr zahlreiches Rudel Walrosse zu verfolgen; sie schwammen am Eingange des Hafens. Wir schossen ein altes Männchen, welches wir dann auch harpunirten. Auf sein Geschrei kam der ganze Schwarm wüthend herangestürmt. Es wimmelte im Meere von schwarzen Ungeheuern, die ein heiseres Geschrei von sich gaben, das etwa die Mitte hielt zwischen dem Gebrüll des Löwen und jenem eines Stieres. Nun hatten wir für unser Leben zu kämpfen und waren verloren, sobald das kalte Blut uns verließ. Die ganze Schaar stürmte gegen unser Boot an und wir retteten uns nur mit genauer Noth."

* * *

In der Mitte des März wollte Hayes sich persönlich überzeugen, wie es mit dem Zustande des Eises in der Smithstraße beschaffen sei, und er zog deshalb an der Küste bis über Fog-Inlet, der Nebelbai, hinaus. Am nördlichsten Punkte derselben fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen von Menschenhänden errichteten Steinhaufen und in demselben folgende vom 16. April 1855 datirte Mittheilung: „Der nordamerikanische Dampfer „Arctic", welcher zur Aufsuchung Dr. Kane's und seiner Gefährten ausgeschickt worden ist, war hier. Er fand von ihnen keine anderen Spuren, als etwas Patronenpapier, einige Zündhütchen und eine Flintenkugel. Von diesem noch unbekannten Vorgebirge fahren wir nach Cap Hatherton, um dort unsere Nachforschungen fortzusetzen. H. J. Hartstene." Hayes bezeichnete jenes Vorgebirge als Cairn Point und beschloß, dasselbe zur ersten Station seiner projectirten Reise zu machen.

Auf dem Rückwege kam er an den Ruinen alter Eskimohütten vorüber (S. 263). Kalutunah's Aussagen zufolge waren sie in dem Jahre vor Kane's Ankunft verlassen worden; am Rensselaerhafen befinden sich auch dergleichen. Der alte Eskimo wollte wissen, daß sein Volk in früheren Zeiten eine viel größere Verbreitung sowohl nach Norden wie nach Süden hin gehabt habe, auch an Küsten, die jetzt mit Eis bedeckt seien. Die Eskimos von Upernawik haben allerdings früher mit denen am Cap York in Verbindung gestanden; Kalutunah behauptete aber auch, daß ein Gleiches auch nach Norden hin stattgefunden habe. Die Melvillebai wäre gleichzeitig mit der Smithstraße mit Eis angefüllt worden. Damals kamen noch Moschusstiere weit nach Norden hinauf, weil sie dort gute Weide fanden. Jetzt findet man dann und wann Knochen dieser Thiere an der Ostseite des Smithsundes, und die Eskimos wissen noch den Namen, mit welchen ihre Voreltern den Moschusochsen bezeichneten, nämlich Umenak. Nun kommt er nicht mehr, weil die Weide unter dem Eise verschwunden ist. Kane hat bekanntlich viele Spuren alter Wohnungen bis an den Fuß des Humboldtgletschers gefunden, und auf der andern Seite des Kennedycanals, im Grinnell-Lande, kommen sie noch viel weiter nach Norden hin vor. Möglicherweise ist diese Region sehr plötzlich von einem Erkaltungsprocesse heimgesucht worden und vielleicht in einer viel spätern Zeit, als die wissenschaftliche Theorie annimmt.

Moschusstier.

Während Hayes die letzten Vorbereitungen zu seiner großen Expedition traf, kam Unglück in die Schneehütte Tscheitschenguaks. Die alte Kablunet erkrankte und starb nach vier Tagen an einer Lungenentzündung; Hayes hatte ihr zwar Arznei gegeben, diese half aber nichts, und sein Ansehen als Narkosack oder Doctor würde schwer beeinträchtigt worden sein, wenn nicht gerade damals ein Nordlicht erschienen wäre, welches dann, wie Jensen den Eskimos zu wissen that, der Arznei des Doctors Eintrag that und dessen Kraft lähmte. Kablunet wurde in eine Robbenhaut genäht, von Hans auf einen Schlitten geladen und in einer Schlucht unter Steinen begraben. Ihre Tochter Merkut blieb dann eine Weile bei dem steinernen Grabe, ging wohl eine Stunde lang fortwährend um dasselbe herum und murmelte dabei

viele Worte des Lobes über die Abgeschiedene. Als sie dann Messer, Nadeln und Zwirn aus Robbensehnen auf die Steine gelegt hatte, war die Trauerfeierlichkeit zu Ende und Merkut entfernte sich. Tschetschengnak verließ nun seine vereinsamte Schneehütte; er war lebensmüde und sehnte sich nach der unbekannten Insel, wo der große Geist, Torngasoak der Mächtige, die glücklichen Seelen zu Gaste ladet und bewirthet. Dort sind sie stets heiter und froh am grünen Rand eines großen Sees, dessen Wasser niemals gefriert, wo es keine Nacht giebt und wo immer die Sonne am Upernack steht, an dem blauen Sommerhimmel, welcher kein Ende hat.

* * *

Am 3. April 1861, als die Temperatur etwas milder geworden war, trat Hayes seine Expedition nach Norden hin an. Er konnte die nächtliche Dämmerung zur Reise benutzen und am Tage Rast halten. Auch bei strenger Kälte kann man sich vermittelst körperlicher Bewegung warm erhalten, vorausgesetzt, daß die Luft ruhig ist; die Tageswärme dagegen ist willkommen für die Zeit des Rastens. Man vermeidet gern den peinlich auf die Augen einwirkenden Glanz des Eises und des Schnees, auch wenn man sich durch blaue Brillen dagegen zu schützen sucht.

Gegen Abend brach die aus zwölf Mann bestehende Partie auf. Jensen eröffnete den Zug mit seinem achtspännigen Hundeschlitten; dann folgte Knorr mit seinem Sechsgespann; ein dritter Schlitten wurde von acht kräftigen Männern an langen Leinen fortgezogen; neben denselben gingen Mac Cormick und Dodge, welche ein 24 Fuß langes, eisernes Rettungsboot über die Hummocks hinwegzulootsen hatten. Mit diesem Boote gedachte Hayes „das Polarmeer" zu befahren! Radcliffe blieb als Wächter auf dem Schiffe zurück und feuerte einen Schuß ab, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Eskimos auf der Robbenjagd.

Derselbe nahm seine Richtung auf dem Meereise und über dasselbe erst in nördlicher und dann in nordnordwestlicher Richtung nach der Westseite des Kennedycanals, welcher eine nördliche Fortsetzung des Smithsundes oder der Smithstraße bildet, also nach dem Grinnell-Lande. Während der ersten drei Wochen stürmte es unaufhörlich. Hayes lud die Vorräthe ein, welche er früher am Cap Hatherthon geborgen hatte. Als der Wind nach Süden umschlug und also den Leuten in den Rücken wehete, fand man ihn weniger lästig, dafür wurde aber „das Eis geradezu entsetzlich, unpraktikabel über alle Beschreibung. Die ganze Straße (der Smithsund) war ein ungeheures Chaos von so zu sagen Eisfelsen, die in gewaltigen Blöcken über und durch einander geworfen da lagen, mit scharfen, spitzen Kämmen und holperigen Seiten. Oftmals war zwischen ihnen wenig oder gar keine ebene Fläche, aber uns blieb keine Wahl, wir mußten vorwärts in diesem Labyrinthe und über Eismassen klettern, die bis zu 100 Fuß über die Meeresfläche emporragten. Die Zwischenräume dieser Eisfelsen sind bis zu einer gewissen Höhe mit herbeigewehetem Schnee ausgefüllt. Der Leser versetze sich einmal in unsere Lage. Die Schlitten wurden in diesem Eisgewirr hin und her und oftmals an scharfe Ecken geschlendert; Menschen und Hunde zogen um die Wette an der schweren Last. Unter großen Anstrengungen kletterten wir über Eisschranken, welche uns im Wege lagen, und wenn wir dann auf der andern Seite hinabrutschten, kam es wohl vor, daß der eine oder andere Schlitten so zu sagen Schiffbruch litt. Manchmal mußten wir uns mit Hacke und Schaufel einen Durchgang bahnen oder auch umkehren, um irgendwo einen solchen an anderen Stellen ausfindig zu machen, und zuweilen gelang das. Der vom Winde zusammengetriebene Schnee ist uns manchmal hinderlich, insbesondere dann, wenn seine Oberfläche mit einer so dünnen Eiskruste belegt ist, daß man bei Schritt und Tritt durchbricht und bis an die Knie

einsinkt. Die Vertiefungen zwischen den Hummocks sind häufig mit Schnee ausgefüllt und deshalb nicht zu erkennen. Man geht vorwärts, aber plötzlich versinkt ein Mann bis an die Hüften, ein anderer gar bis an die Schultern und ein dritter verschwindet völlig. Ein Schlitten zerbricht; wir verlieren ganze Stunden, um ihn wieder auszubessern, nachdem wir ihn vorher haben entladen müssen. Doch an dergleichen haben wir uns schon gewöhnt; aber man kann sich keine Arbeit denken, durch welche die Kraft der Menschen wie der Hunde schneller abnutzt. Als ich nach der äußersten Anstrengung während eines ganzen Tages nicht viel weiter als einen Büchsenschuß von unserm gestrigen Nachtlager gekommen war, hätte ich fast verzweifeln mögen. Ich sah ein, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, das eiserne Boot nach der andern Seite des Smithsundes hinüberzuschaffen; dazu hätten die Kräfte von einhundert starken Männern nicht ausgereicht. Ich mußte unter diesen Umständen Alles aufbieten, um mit so viel Lebensmitteln als irgend möglich war das Grinnell-Land zu erreichen, und dort meine Leute, so lange wie sie mir nützlich sein konnten, bei mir zu behalten. Sie thaten unter allen Umständen ihre Schuldigkeit und verdienen dafür uneingeschränktes Lob."

„Indessen mußte ich mich fragen, ob sie vermögsam seien, nicht bloß ihre eigenen Mundvorräthe hinüberzuschaffen, sondern auch die Lebensmittel, welche ich zu einer weitern Expedition bedurfte. Sie waren völlig abgemattet; mehr durfte und wollte ich ihnen nicht zumuthen, ich konnte mit ihnen nicht weiter gehen und mußte nun meine ganze Hoffnung auf das Schiff setzen. Ich hatte das Frühjahr und den Sommer vor mir. Zwar konnte ich nicht über Dampfkraft verfügen, glaubte aber doch Cap Isabella (— etwas nördlich vom 78. Grade, dem Foulkehafen und dem Cap Alexander so ziemlich gegenüber, an der Küste des Grinnell-Landes —) erreichen und an der Westküste des Smithsundes

Verlassene Eskimohütten unter 80 Grad nördlicher Breite.

nach Norden hin segeln zu können. Gelang das nicht, kam ich nicht so weit hinauf, wie ich wünschte, dann konnte ich mir doch wohl einen guten Hafen für meine zweite Ueberwinterung aussuchen. Also schicke ich nun meine Leute zurück; Mac Cormick erhält alle nöthigen Weisungen, das Schiff in einen solchen Zustand zu bringen, daß es segelfertig daliegt, sobald das Eis aufgeht. Er soll das Eis beim Schiffe entfernen, um ein freies Becken zu schaffen und alle erforderlichen Ausbesserungen vornehmen."

„Ich meinerseits behalte meine Hunde bei mir und will versuchen, was zu machen ist. Meine Leute haben mir 25 Tage lang nützliche Dienste geleistet und mir acht Centner Lebensmittel bis in die Mitte der Smithstraße geschafft; mehr konnten sie nicht thun. Ich selber mache mir freilich keine Rechnung auf günstigen Erfolg, denn ich weiß sehr wohl, wie gefährlich mein Unternehmen ist, allein ich muß doch einen weitern Versuch wagen. Außer meinen Hunden habe ich drei erprobte Männer bei mir: Knorr, Jensen und den Matrosen Mac Donald. Und nun frisch und muthig vorwärts!"

„Unser Zug hat seinesgleichen nicht in der Geschichte der arktischen Abenteuer. Von der früher erwähnten Point Cairn, die etwas nördlich vom Foulkehafen liegt, nach dem gegenüberliegenden Cap Hawks, eine Entfernung von etwa 22 deutschen Meilen, waren wir einen vollen Monat unterwegs, denn wir hatten mindestens das Dreifache der geraden Entfernung auf Umwegen zurückzulegen und manche Strecken mehrmals hin und her zu machen, weil wir die Ladungen in kleinere Gepäckstücke zu zertheilen hatten. Die letzte Etape, welche auf glattem Eise bequem in fünf Stunden zurückzulegen wäre, nahm für uns — volle vierzehn Tage in Anspruch!"

Nach einer Rast am Cap Hawks zog Hayes weiter nach Norden, fand aber am Cap Napoleon, etwas südlich von

80° N., so ungeheure Massen Eis, daß er dem Vorgebirge nicht einmal nahe kommen konnte, und am nächsten Tage sich in einem Labyrinthe von Hummocks herumtreiben mußte. Von Norden trieb der Wind dichte Nebelmassen heran, die Reisenden wurden mit Wolken von Schnee gleichsam überschüttet und erreichten mit Mühe und Noth Cap Fraser, 80° Nord. Nun befanden sie sich im Kennedy-Canal, welchen Hayes in den Jahren 1853 und 1854 nur bis etwas nördlich vom Cap Fraser hatte erreichen können. Jetzt war das Eis dort eben so schlimm, wie in der Smithstraße. Während er möglichst nahe an der Küste hinzog, machte er die Bemerkung, daß auch hier das Gelände in regelmäßig über einander gelagerten Stufen emporsteigt und eine Reihe von Terrassen bildet, deren höchste 120 bis 150 Fuß über dem Meere liegen. Etwas ganz Aehnliches hatte er schon beim Port Foulke, beim Rensselaerhafen und fast überall am grönländischen Gestade nördlich vom Cap York beobachtet. Demnach hat eine Erhebung an beiden Seiten des Gestades gleichzeitig stattgefunden. Auf einer jener Terrassen fand Hayes Spuren eines Eskimolagers; die Aussage Kalutunah's, daß seine Stammgenossen in früheren Zeiten auch weit nach Norden hin gelebt hätten, fand also hier Bestätigung. Solch ein Lagerplatz besteht aus einem Kreise von etwa zwölf Fuß Durchmesser und wird von großen Steinen gebildet; vermittelst derselben befestigen die Eingeborenen den untern Theil ihrer Lederzelte.

Die nach Süden gehende Meeresströmung im Kennedycanale bringt einen ungeheuern Druck auf das Eis hervor. Ueberall ist jede nach Norden gerichtete Küstenstrecke unter gewaltigen Eismassen förmlich begraben. Blöcke, welche 30 bis 60 Fuß dick sind, liegen am Strande umher zerstreut; sie sind vom Baueise bis auf die höchste Fluthmarke gedrängt worden. Manchmal war zwischen denselben nicht hindurchzukommen, und man mußte dann über die Eisfelder einen Weg suchen; das war indeß mit vielen Schwierigkeiten verbunden, weil das Landeis eine steile Mauerwand bildete. Dort mußten Hunde und Waarenballen an Stricken hinabgelassen werden; die Reisenden befestigten die Schlitten an einander und bildeten sich dergestalt eine Art von Leiter. Das durchaus holperige Eisfeld war an manchen Stellen schon sehr mürbe, und ein Gespann, das an einer schlechten Stelle einsank, konnte nur mit Mühe und Noth gerettet werden. Auf so gefährlichem Boden war nicht weiter zu kommen; man mußte abermals auf das Landeis zurück und allen Krümmungen der Küste folgen. Dadurch wurde dann der Weg um das Doppelte verlängert.

Dr. Hayes erstieg, so abgemüdet er auch war, einen Hügel, um einen Ausblick zu gewinnen. Nach Osten hin hatte er einen weiten, freien Horizont und die Luft war ungemein klar. Land konnte er indeß nicht sehen, und daraus zieht er den Schluß, daß der Kennedycanal viel breiter sei, als Kane angenommen hat. Die Temperatur war ungemein mild geworden und manchmal fast zu warm; man schlief in den Schlitten unter freiem Himmel. Das Thermometer fiel nicht unter — 5° C., und am Tage bei warmem Sonnenscheine wurden die Pelzkleider sehr lästig.

Diese warme Temperatur hatte ihre großen Nachtheile, weil der Schnee weich wurde und die Partie so weit vom Port Foulke entfernt war. Jensen dachte an die Rückzugslinie; er wußte aus Erfahrung, wie rasch sich manchmal das Eis auflöst; in Upernawik hatte er darüber oftmals Beobachtungen anstellen können. Hayes hatte das Aufbrechen des Eises etwa in der Mitte des Junimonates erwartet. Aber jetzt brach das Frühjahr schnell herein; die Vögel kamen an; auf den Hügeln zwitscherten bereits die Schneeammer (Plectrophanes nivalis); die Burgemeister (Möwen, Larus glaucus) zogen nach Norden, ein einsamer Rabe krähete von einer Felsenspitze herab.

Die ganze Küste, an welcher Hayes hinzog, besteht aus jähen Abfällen von silurischer Formation (Kalkstein und Sandstein), und ist durch die Abwechselung von kaltem und Thauwetter stark zersetzt. Hinter ihr steigt eine lange Kette hoher Spitzberge empor, welche alle mit Schnee bedeckt waren. Die Küste des Grinnell-Landes hat, im Gegensatze zur grönländischen und zu jener des Ellesmere-Landes (an der Westseite des nördlichsten Theiles der Baffinsbai, südlich von 79° Nord; von Inglefield so benannt) keine Gletscher. Alte Lagerstellen der Eskimos kamen häufig vor. — Es war ein großes Mißgeschick, daß Jensen bei einem Falle sich dermaßen am Beine beschädigte, daß er nicht weiter gehen konnte. Hayes überantwortete ihn der Pflege Mac Donald's und zog, allein von Knorr begleitet, immer weiter nach Norden, über die Hummocks. Er wollte „seine letzte Karte ausspielen", das heißt so weit als irgend menschenmöglich vordringen und einen günstigen Punkt zum Beobachten aufsuchen, um sich eine definitive Meinung zu bilden über das Polarmeer und die etwaige Möglichkeit, dasselbe mit dem Schooner oder einem Boote zu befahren. Er befand sich jetzt, im Mai, schon weiter nördlich, als in der Mitte des Juni 1854 Lieutenant Morton (bei der Expedition Kane's) gekommen war. Viel weiter konnte Hayes nicht vordringen; die dunkle Färbung, welche der Himmel in der Richtung nach Nordosten annahm, deutete an, daß dort eine große offene Wasserstelle sei.

Bald nachher stellte sich Nebel ein; der Weg am Eiswall hin war nach wie vor schwierig und die Landschaft unbeschreiblich öde. An einem mächtigen, weit vorspringenden Cap lag ein langer Streifen alten Eises; dieses Vorgebirge scheint dem 82° N. nahe zu liegen; aber das alte Eis, auf welchem Hayes sehr hätte weiter kommen können, hörte plötzlich auf; der Instinct der Hunde witterte sofort heraus, wo das neue Eis anfing, und dieses war unsicher. Sie wollten nicht weiter fort und thaten wohl daran; dieses Eis war so dünn, daß man mit einem Stock hindurchstoßen konnte. Hayes erstieg auch hier einen Hügel und hatte einen Ausblick über das gesammte Eis in der weiten Bucht, und auf ein Cap (Union), das ihm zufolge unter 82° 30′ N. liegt. An manchen Orten waren schon eisfreie Stellen vorhanden, welche in weiterer Ferne zahlreicher vorkamen und einen dunkeln Schein annahmen, weiterhin wie ein schwarzblauer Streifen aussahen und mit dem Horizonte verschwammen.

„Alles deutete mir an, daß ich die Ufer des Polarbeckens erreicht hatte und daß der weite, breite Ocean zu meinen Füßen lag. Das Land, auf welchem ich stand, war ein großer, nach Norden gerichteter Vorsprung, ähnlich wie das Cap Sewero-Wostotschnoi in Sibirien."

Man thut wohl, diese Ansicht von einem „Polarbecken" bis auf Weiteres für das zu nehmen, was sie werth ist. Daß Hayes in gutem Glauben war, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Weiter vorzudringen war unmöglich; auch glaubte er, „seinen Zweck erreicht zu haben". Nun mußte er an den Rückzug denken. Das Frühjahr war da, das Eis zersetzte sich, und es durfte keine Zeit mehr verloren werden. Er bauete einen Steinhaufen und legte unter demselben eine Flasche nieder; in derselben befindet sich die nachstehende Notiz:

„Dieser Punkt, der nördlichste, welcher bis jetzt (— zu Lande —) erreicht wurde, ist am 18. und 19. Mai 1861 besucht worden von dem Unterzeichneten, der von Georg F. Knorr begleitet war. Wir machten die Reise in Hundeschlitten. Von unserm Ueberwinterungsplatze beim Cap Alexander, am Eingange zur Smithstraße, sind wir nach einem sehr

beschwerlichen Marsche von 46 Tagen bis zu dieser Stelle gelangt. Meinen Beobachtungen zufolge befinden wir uns hier in 81°35' Nord und 70°30' West. Das lose und lockere Eis und die vielen Spalten im Eise erlauben uns ein weiteres Vordringen nicht. Der Kennedycanal scheint sich nach dem Polarbecken hin zu öffnen. Ich bin überzeugt, daß er wenigstens im Juli, August und September schiffbar ist. Ich kehre nach meiner Winterstation zurück, um zu versuchen, ob ich nach dem diesjährigen Eisgange mit meinem Schiffe durch das Eis hindurchdringen kann. J. J. Hayes."

Das letztere ist ihm bekanntlich nicht gelungen, und er hat also, nachdem er sich in dieser Erwartung getäuscht, keine Gelegenheit gehabt, die Bestätigung oder Nichtbestätigung seiner Hypothese zu ermitteln; die Sache selber bleibt mindestens in der Schwebe.

Am 3. Juni war der kühne Reisende wieder in Port Foulke. Dort stellte sich heraus, daß sein Schiff so stark gelitten hatte, daß eine Fahrt nach Norden hin mit demselben unmöglich war. Am 14. Juli verließ Hayes seinen Winterhafen und gelangte glücklich nach Boston zurück.

---

# Ein Blick auf die Bevölkerung von Neuyork.

**Deutsche und Irländer. — Die Tenementhäuser und die Kellerwohnungen. — Höhlen des Verbrechens.**

Wir haben schon mehrfach die Buntscheckigkeit der Bevölkerung von Nordamerika hervorgehoben. Die Vereinigten Staaten bilden ein Aufnahmebecken für Leute aus allen möglichen Völkern und Racen; in ihnen tritt der Norweger in Berührung mit dem Chinesen, der Schotte oder der Tscheche mit dem Indianer und Neger, der Yankee und der Deutsche mit Jedermann. Ganz disparate ethnische Bestandtheile wohnen unvermittelt neben und durch einander; die verschiedenen Gruppen stoßen sich gegenseitig mehr oder weniger ab, es fehlt ihnen die innere Vermittelung und Uebereinstimmung: die Cohäsion, und mit derselben auch das Harmonische. In anderen großen Reichen, welche Völker verschiedener Abstammung und Sprache umfassen, wohnen dieselben zumeist in geographisch abgesonderten, von fremdartigen Elementen nur mehr oder weniger durchsprenkelten Gruppen. So in Rußland, in Oesterreich, in Frankreich; in den Vereinigten Staaten ist dagegen Alles ein Durcheinander, und wenigstens jede größere Stadt bildet eine bunte Musterkarte verschiedener Nationalitäten, welchen die Wahlverwandtschaft und vielfach auch das gegenseitige Verständniß mangelt.

Das letztverflossene halbe Jahrhundert brachte in den Zuständen der Union eine radicale Umgestaltung hervor. Einst war das englische Element ganz entschieden vorwiegend; neben demselben hatte in einzelnen Theilen, z. B. in Pennsylvanien, das deutsche Element eine gewisse Bedeutung. Das eine wie das andere ist germanisch, beide gehören demselben Grundstock an. Die Zahl der keltischen Irländer war nur gering, aber Alles änderte sich, nachdem der Exodus aus der Smaragdinsel begonnen hatte. Gleichzeitig mit demselben begann die immer mehr ins Massenhafte anschwellende Einwanderung aus Deutschland, aus Skandinavien und anderen europäischen Ländern, die Zahl der Neger und Mischlinge wuchs, und seitdem die Goldfelder an der pacifischen Küste entdeckt wurden, kamen auch Chinesen hinzu. Nie zuvor sah die Welt ein ethnisches Durcheinander solcher Art.

Nordamerika hat immer noch Raum für Alle; sechsunddreißig Millionen Menschen sind eine geringe Bevölkerung für ein Land, das nahezu den Flächeninhalt Europas hat, und in welchem man überdies unablässig und mit großem Erfolge nach weiterer Ausdehnung der Grenzen trachtet.

Die nachstehenden Angaben zeigen, in welcher Weise die Vereinigten Staaten allmälig ihr Gebiet vergrößert haben. Der Flächenraum an englischen Geviertmeilen betrug:

| | | |
|---|---|---|
| 1783 | . . . . . . . . . . . | 875,615 |
| 1803. | Louisiana gekauft von Frankreich . | 930,928 |
| 1821. | Florida von Spanien gekauft . . | 59,268 |
| 1845. | Texas . . . . . . . . . | 237,504 |
| 1846. | Oregon . . . . . . . . | 280,425 |
| 1850. | Californien . . . . . . . | 649,762 |
| 1854. | Arizona . . . . . . . . | 27,500 |
| 1867. | Alaska . . . . . . . . . | 577,390 |
| 1868 | . . . . . . . . . . . | 3,578,392 |

Elbogenraum zu freiester Beweglichkeit ist für Alle reichlich vorhanden, aber trotzdem treten schon längst alle die gesellschaftlichen und politischen Gegensätze hervor, die wir in Europa haben, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie in jener Republik viel schärfere Kanten zeigen als bei uns. Vor zwanzig Jahren rühmte man sich im Yankeelande, daß man dort wenig oder nichts von den Gebrechen verspüre, an welchen die alte Welt kranke. Heute fehlt nichts mehr: Bürgerkrieg, Ermordung des Staatsoberhauptes, Militärherrschaft in elf Staaten, Zwangseide, theologischer Hader, Confiscationen, Verdächtigungen über Loyalität und Nichtloyalität, ein Steuerdruck, der in keinem andern Lande seines Gleichen hat, eine ungeheure Staatsschuld, wilde Parteiwuth und eine Corruption so schamlos, wie sie nie zuvor in der Welt dagewesen ist. Dazu noch Lahmlegung des höchsten Gerichtes; Anklage eines Präsidenten, ein Ueberbordwerfen der Bundesverfassung, welche früher heilig gehalten wurde und ein System des sogenannten Schutzzolles, das in vielen Fällen einem Verbote gleichkommt. Die Ausartung des politischen Lebens und Treibens ist schreckenerregend, die Herrschaft einer aus ochlokratischen Bestandtheilen hervorgegangenen Oligarchie wird schwer genug empfunden, und so weit sind die Dinge gekommen, daß Viele sich fragen, ob ein Fortbestand der republikanischen Verfassungsform auf die Dauer möglich sei, mit solchen Volkselementen und bei solcher Ausartung. Die Einführung der Monarchie wird wenigstens von Einzelnen schon befürwortet.

Es läßt sich nachweisen, daß jene politische Ausartung und Verderbniß zugenommen und immer weiter um sich gegriffen hat, je mehr fremde Volkselemente, insbesondere nichtgermanische, ins Land kamen. Das Volk wurde zu nicht geringem Theil irisch-keltisch, das ganze Leben bekam durch die neuen Zuthaten auch einen andern Strich. Wir werden diesen Gegenstand bei einer andern Gelegenheit eingehender

zu erörtern haben; heute kommt es uns nur darauf an zu zeigen, wie zahlreich die fremdgeborene Bevölkerung, im Gegensatze zu der im Lande geborenen, namentlich in den großen Städten, geworden ist.

Der „Newyork Herald“ hat jüngst „einen Blick auf die Bevölkerung Neuyorks“ geworfen, und seine Angaben werden annähernd wohl zutreffend sein. Er weist zunächst nach, in welchem Verhältnisse dieselbe sich seit 1790, also seit der ersten Zählung („Census“), vermehrt hat.

| Jahr des Census. | Bevölkerung des Staates. | Zuwachs seit dem letzten Census. Procent. |
|---|---|---|
| 1790 | 340,120 | — |
| 1800 | 586,756 | 72,51 |
| 1810 | 959,049 | 63,44 |
| 1820 | 1,372,812 | 43,14 |
| 1830 | 1,918,608 | 39,75 |
| 1840 | 2,428,921 | 26,59 |
| 1850 | 3,097,393 | 27,52 |
| 1860 | 3,880,735 | 20,25 |

Der Census des Jahres 1870, meint der „Herald“, würde wiederum eine Zunahme von 20 Procent gegen den letzten Census zeigen, die Bevölkerung demnach 4,656,882 Einwohner betragen. Davon sollen 1,800,000 Eingewanderte oder von Eingewanderten Abstammende sein, und zwar 650,000 Irländer, 550,000 Deutsche, 120,000 Engländer, Schotten und Eingewanderte aus Wales; der Rest vertheilt sich auf andere Nationen. Es würden demnach zwei Fünftel der Bevölkerung Neuyorks aus Eingewanderten oder von diesen Abstammenden und drei Fünftel, 2,856,000 Seelen, aus Eingeborenen bestehen. Aber auch von diesen letzteren stammt mindestens ein Viertel, entweder im ersten oder zweiten Grade, von Eingewanderten ab, so daß in Wahrheit nur die Hälfte der Bevölkerung des Staates Neuyork aus Solchen besteht, deren Vorfahren schon vor drei, vier oder mehr Generationen nach Amerika gekommen sind.

Die Stadt Neuyork hat nicht nur, was das Wachsthum der Bevölkerung betrifft, mit dem des Staates Schritt gehalten, sie hat sogar den bedeutendsten Theil daran gehabt. In den zehn Jahren von 1850 bis 1860 nahm die Bevölkerung der Stadt Neuyork um mehr als 50 Procent zu (im Jahre 1850 betrug sie 515,547 Einwohner, im Jahre 1860 805,658). Ist Neuyork von 1860 bis 1870 in demselben Maße gewachsen, so wird die Bevölkerung der „Empire City“ im nächsten Jahre (1870) 1,208,487 Seelen zählen.

Im Jahre 1860 waren von 813,069 Einwohnern (die Bewohner der benachbarten Inseln mitgerechnet) 429,952 Eingeborene und 383,717 Eingewanderte (etwas über 47 Procent) und zwar kommen auf England 27,082, Schottland 9268, Britisch-Amerika 3899, Irland 203,940, Deutschland 119,984, der Rest auf andere Nationalitäten.

Interessant ist eine Vergleichung des Nationalitätenverhältnisses in verschiedenen größeren Städten der Union (wobei der Census von 1860 als Grundlage dient). Baltimore hatte eine Einwohnerzahl von 212,418, davon 52,497, also 24½ Procent, fremder Abkunft und zwar 32,613 Deutsche, 15,526 Irländer, 2154 Engländer, 147 Canadier und 524 Schotten, der Rest andere Nationalitäten. Philadelphia hatte von einer Bevölkerung von 565,529 Seelen 169,439, also 29¹⁰/₁₁ Procent, Ausländer und zwar 43,643 Deutsche, 95,548 Irländer, 19,278 Engländer, 940 Canadier, 3299 Schotten rc. Boston hatte von 177,814 Seelen 63,791, also 35¹⁰/₁₇ Procent, Ausländer und zwar 3702 Deutsche, 45,991 Irländer, 4073 Engländer, 6807 Canadier, 1321 Schotten rc. Cincinnati hatte von 161,044 Einwohnern 73,614 Ausländer, also 46⅓ Procent, und zwar 48,981 Deutsche, 19,375 Irländer, 3730 Engländer, 920 Schotten rc. Chicago hatte bei 109,260 Einwohnern 54,624 Ausländer, also 49½ Procent, und zwar 22,230 Deutsche, 19,889 Irländer, 4354 Engländer, 1867 Canadier, 1641 Schotten rc. St. Louis hatte bei 190,524 Einwohnern 96,086 Ausländer, also 50¹⁰/₁₉ Procent, und zwar 50,510 Deutsche 29,926 Irländer, 5513 Engländer, 1332 Canadier, 1101 Schotten rc.

Daraus ist ersichtlich, daß im Jahre 1860 der Procentsatz der eingewanderten Bevölkerung in Neuyork größer als in Boston, Philadelphia, Baltimore und selbst Cincinnati und nur wenig kleiner als in Chicago und St. Louis war. Der „Herald“ giebt alsdann die jetzige Bevölkerung der Stadt Neuyork an auf 1,118,767.

Im Jahre 1860 betrug die irländische Bevölkerung Neuyorks 24¾ Procent, die deutsche 14¾ der Gesammtbevölkerung. Seitdem hat eine bedeutende Veränderung stattgefunden. Der Zuwachs durch irländische Einwanderung hat um ein Fünftel der Gesammtzahl der Eingewanderten abgenommen, während die deutsche um fast zwei Drittel der Gesammtzahl der Eingewanderten zugenommen hat. Demnach stellt sich, dem „Herald“ zufolge, das Verhältniß folgendermaßen: Es wohnen in Neuyork: 346,000 Deutsche und 336,000 Irländer, zusammen 682,000, die beinahe 61 Procent der Gesammtbevölkerung bilden. Weder die Engländer noch die anderen in Neuyork vertretenen Nationalitäten haben in nur annäherndem Maße an Zahl zugenommen; ihre Zahl beträgt im Ganzen nur etwa 75,000 Seelen.

Viele der Eingewanderten — Irländer und Deutsche besonders — leben in den sogenannten Tenementhäusern. Nur 15 Procent der eingewanderten Bevölkerung sind so situirt, daß sie in bequem eingerichteten Häusern oder in prachtvoll ausgestatteten Gebäuden wohnen können. Es leben in Neuyork, wie bekannt, 550,000 Personen in Tenementhäusern. Die Gesammtzahl dieser Miethcasernen betrug zu Ende des Jahres 1867 schon 18,582, und davon befanden sich nicht weniger als 9846 „in schlechtem Zustande“. Jetzt mag die Zahl auf 20,000 gestiegen sein. Daß die Beschaffenheit einer großen Anzahl von Tenementhäusern sehr schlecht, manche sogar wahre Pesthöhlen sind, ist eine bekannte Thatsache. Der „Herald“ läßt sich des Weitern darüber aus und kommt dann auf den nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung Neuyorks zu sprechen, der in Kellerwohnungen campirt.

Es existiren in Neuyork nicht weniger als 18,000 solcher Behausungen, in denen 127,000 Menschen wohnen. Nur ein kleiner Theil der Kellerwohnungen ist der Bezeichnung „Wohnungen“ würdig; die meisten sind dumpfe, feuchte, stinkende und in Folge dessen überaus ungesunde Löcher, von Dieben und der niedrigsten und gemeinsten Classe der Prostituirten bewohnt. Jetzt endlich geschehen Schritte, um diese Plätze verschwinden zu machen.

Zu einem interessanten und für die deutsche Bevölkerung Neuyorks sehr schmeichelhaften Vergleiche giebt die Tabelle Gelegenheit, welche die in jedem Polizeibezirk der Stadt während eines Monats gemachten Verhaftungen angiebt. Hier ein Beispiel:

Man vergleiche die Zahl der Verhaftungen in dem 4. und 17. Bezirk. Das Stationshaus des 4. Bezirks befindet sich in Nr. 8 Oakstr., und dieser umfaßt fast die ganze vierte Ward mit ungefähr 30,170 Einwohnern, meist Irländern. Das Stationshaus des 17. Bezirks befindet sich an der Ecke

von 1. Avenue und 5. Straße, und dieser umfaßt die 17. Ward nördlich von Houstonstr. und westlich von Bowery und 3. Ave. bis zur 14. Str. mit einer Bevölkerung von 95,000 Seelen, fast nur Deutschen. Im 4. Bezirk, mit 30,170 Einwohnern, betrug die Zahl der Verhaftungen im Februar 403, in dem 17. Bezirk mit 95,000 Einwohnern nur 128. Während im 4. Bezirk täglich durchschnittlich 14 Verhaftungen vorgenommen wurden, betrug die Anzahl der Verhaftungen im 17. Bezirk, der über dreimal so viel Einwohner als jener zählt, nur 4 täglich.

Die Zahl der bekannten Spielhöllen beträgt im Ganzen 263. Außer diesen giebt es aber noch gegen 600 Spielhöllen, in denen unter mannichfaltigen Deckmänteln dem Laster des Spiels gefröhnt wird.

Die Zahl der öffentlichen Prostitutions- und Assignationshäuser Newyorks giebt der „Herald" auf 492 respective 112 an. In diesen 492 Prostitutionshäusern führen gegen 2000 Frauenzimmer ein Leben der Schande. Die Anzahl der in besonderen Logis wohnenden Prostituirten — von der ein prachtvoll ausgestattetes Haus einnehmenden amerikanischen „Cocotte" bis zu dem durch Hunger und Elend auf den Weg der Sünde getriebenen ehemaligen Näh- und Fabrikmädchen, das als „street-walker" des Abends die Straßen unsicher macht — beträgt 50,000.

---

# Die Maja und die Cigarrera.

Sittenbild aus Südspanien von **H. Henrich** in Granada.

## II.

### 2. Die Cigarrera.

In den spanischen Städten, wo „das Laster" des Rauchens zum Lebensbedürfniß geworden, den Grund zu großen Tabacksfabriken gelegt hat, worin Tausende fleißiger Hände Tag für Tag beschäftigt sind, jene duftenden Schmauch-Kraut-Würstchen zu drehen, die dem übersättigten Reichen zur Verdauung, dem hungrigen Armen zur Sättigung dienen, ist aus der ursprünglichen Maja mit der Zeit eine Cigarrera geworden. Die Cigarrera, d. h. die Arbeiterin in einer Cigarrenfabrik, hat in ihrem Wesen, ihren Neigungen und Gewohnheiten die meiste Verwandtschaft mit der Maja; wenn auch hier und da ein modisch verlängerter Rock sich unter ihnen einschleicht, so zeigen doch die meisten, wenngleich nur in ärmlichen Ueberresten, noch Spuren des einstigen Nationalcostüms. Dahin gehören: der kurze mit schmalen Garnirungen besetzte Rock über weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen, das über der Brust gekreuzte Busentuch und die „Mantilla de tira" *). Auch halten sie ebenso wie an dieser Mantilla an der herkömmlichen Frisur von „Castaña" und „Rizos" fest. Wie die Maja, liebt die Cigarrera alle rauschenden Vergnügungen; Spazierfahrten in zweiräderigen Kutschen, nächtliche Tanzbelustigungen und Stiergefechte sind auch für sie das Ideal aller irdischen Glückseligkeit. Der allerdings wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht in der Arbeitsamkeit der einen und der Arbeitslosigkeit der andern. Die Maja lebt von der Liebe, sie wird vom Liebhaber unterhalten; die Cigarrera lebt von der Arbeit und erhält in der Regel nicht nur sich selbst, sondern auch den Liebhaber, und ist sie verheirathet, den Mann und die ganze übrige Familie davon. Die Maja ist sich Selbstpreis, ihr Werth ein rein persönlicher, sie giebt sich und nimmt die Freuden des Lebens dagegen in Empfang; die Cigarrera muß dieselben erst im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Jene wird geliebt und ihre Liebe vom Liebhaber belohnt; diese liebt und lohnt dem Geliebten die seine. — Darum ist eine verheirathete Cigarrera wohl denkbar, eine verheirathete Maja nicht, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, daß zur Gewissensruhe oder zum guten Rufe einer Cigarrera das siebente Sacrament nothwendig wäre. Es wird mehr nur so nebenbei betrieben, wenn gerade zufällig ein Pfarrer zur Hand ist oder die Eltern des Mädchens darauf bestehen. Die wilde Ehe der Cigarrera jedoch hat einen andern Charakter als die der Maja. Kinder sind hier durchgängig für die Frau ein ebenso starkes Band, wie der stärkste Trauring es wäre, und der Mann hat keinen Grund, ein Weib zu verlassen, welches das arbeitende Princip des Hauses, seine und seiner Kinder Nährmutter in des Worts verwegenster Bedeutung ist. — Sevilla, Cadix und andere Städte haben bedeutende Tabacksfabriken; der eigentliche Typus der Cigarrera jedoch ist in Madrid zu suchen, wo die spanische Regierung, welche bekanntlich das ausschließende Tabacksmonopol für die ganze Halbinsel hat, in der Straße de los Embajadores das großartigste derartige Etablissement besitzt *).

Morgens sieben Uhr wird es um das große Gebäude lebendig. Aus den Straßen Ave Maria, Lavapies und Mezon de Paredes strömen eine Menge Menschen, meist Frauen, herbei. Die meisten von ihnen tragen in der Hand ein zusammengeknotetes Tuch mit Brot und Früchten; auch wohl ein Binsenkörbchen gleichen Inhalts am Arme. Ihre Kleidung bewahrt, wie schon gesagt, in Schnitt und Zusammenstellung Spuren des nationalen Maja-Costüms. Die Aermlichkeit des Stoffes ist nicht bei Allen gleich und steht nicht im Verhältniß zu Fleiß und Solidität der Trägerin, sondern ist abhängig von dem Grade der Lasterhaftigkeit des Mannes, mit dem sie lebt. Ist derselbe ein bloßer Faullenzer, ein harmloser Tagedieb, der sich von der Frau erhalten läßt, so geht das noch an, die Cigarrera ist es nicht anders gewohnt; fügt er aber zu dem Laster des Müßiggangs noch das schlimmere des Trunks oder einer verderblichen Vorliebe für das schöne Geschlecht im Allgemeinen, so hat die Arme böse Tage, und alle ihre Mühen reichen kaum hin, sich das Nothdürftigste zur Bedeckung ihrer Blöße beizuschaffen. Dieses Nothdürftigste wird um so mehr auf ein Minimum beschränkt, als Alles, was überflüssig erscheinen könnte, vor einem „Dia de toros" (Tag, an welchem ein Stiergefecht

---

*) Mantilla aus einem Streifen schwarzen Flanells gefertigt, ohne Spitzen und nur mit einer breiten Sammtborde besetzt, — die eigentliche Mantilla des Volks.

*) Dasselbe brannte vor einigen Jahren fast bis auf den Grund ab; doch hob es sich bald um so schöner und großartiger aus der Asche wieder neu empor.

abgehalten wird) — namentlich wenn dieser auf einen Sonn- oder Feiertag fällt — ins Pfandhaus wandert, um aus dem Erlös die nothwendigen „Entradas“ (Einlaßkarten) beizuschaffen. In diesem Punkte sind Mann und Weib stets einig, und die ärgsten häuslichen Zwiste finden darin von Zeit zu Zeit ihre friedliche Lösung. Ein Stiergefecht söhnt die ganz entzweiten Herzen aus, und folgt demselben gar der beliebte „Baile de candil“ (Laternenball) nach, so ist die Cigarrera für ein Jahr der Arbeit und Mißhandlungen schadlos gehalten und vergißt bei Castagnetten und Guitarre alle gestrigen Sorgen, alle künftigen Entbehrungen. Wie die Maja lebt auch sie nur dem Augenblicke und berauscht sich am Lärme, der, mehr als Wein und Aguardiente (spanischer Branntwein), ihre Sinne betäubt.

Die Männer, welche einen Theil ihrer Frauen oder Töchter des Morgens zur Arbeit begleiten, verabschieden sich am Eingange in die Straße De los embajadores, wo die Cigarreras bald massenhaft sich ansammeln, die Stunde erwartend, wann das Fabrikthor ihnen geöffnet wird. Was in dieser Zeit von etwa dreitausend schwatzhaften und zänkischen Weibern Alles verhandelt, eingeleitet oder abgemacht wird, ist unberechenbar, das Gewoge der Stimmen verschlingt den einzelnen Laut; doch mit dem Eintritte in die Fabrik hört aller Lärm auf, und es scheint unglaublich, wie auf verhältnißmäßig beschränktem Raume so viele unruhige Elemente in so vollständigster Ruhe und Ordnung ihren täglichen Geschäften nachgehen. Man hört in den großen Arbeitssälen, den sogenannten „Talleres“, nur das gleichmäßige Klappern der Scheeren, hier und da unterbrochen von der nahenden Stimme der „Maestra“, der Meisterin des Saales, oder dem leisen Weheschrei irgend einer neu eingetretenen Zöglingin, welcher die „Capataza“, die Aufseherin jedes Tisches, mit Hülfe etlicher Kniffe und Püffe, das Handwerk beibringt. — Dieses Handwerk besteht zuerst im Entholzen der Tabacksblätter; von da geht es an das Formen der Eingeweide — „hacer el niño“, wie sie es nennen — und endlich an das Umwickeln und Zuspitzen der Cigarre über. Doch ist von dem bloßen Erlernen des Handwerks zu der Kunstfertigkeit, womit die alte, geübte Cigarrera dasselbe betreibt, noch ein weiter Schritt, was an dem wöchentlichen Zahltage einen erheblichen Unterschied in dem Verdienste jeder Einzelnen ausweist.

Die weiblichen „Talleres“ nehmen das ganze untere und mittlere Stockwerk des großen Gebäudes ein und zerfallen in Abtheilungen oder Säle von je hundert Arbeiterinnen, denen eine Maestra vorsteht, die mit gekreuzten Armen in dem Saale auf und ab spaziert und ihre Argusblicke nach allen Seiten hin zugleich versendet. Ihre Besoldung besteht in acht Realen (ein Real $7\frac{1}{2}$ Kreuzer) täglich. Jeder Saal zeigt zwei lange Reihen Tische, und an jedem Tische bewegen sich zwölf Hände ziemlich ordnungsmäßig und in derselben Weise nebeneinander. Unter diese zwölf Hände zählen auch die beiden der Capataza, die in materiellem Verdienste ihren Mitarbeiterinnen ganz gleichgestellt ist, und nur von der Meisterin als die klügste und fleißigste ihres Tisches zu dessen polizeilicher Beaufsichtigung gewählt wurde, — also ein bloßes Ehrenamt! — Außerdem hat jeder Saal einen Schrank, worin die Capataza in verschiedenen Gefächern die Arbeit jeder Einzelnen bis zu deren Ablieferungszeit aufbewahrt, indem sie zugleich darüber wacht, daß bei den Zeichen, womit eine jede ihrer Hände Werk kennzeichnet, kein Betrug stattfinden kann. Diese Zeichen bestehen in einer gewissen Anzahl kleiner Schnitte in das alle Cigarrengebünde umschließende Palmblatt. Jedes Gebind enthält 25 Cigarren.

Die Waarenlager der Fabrik befinden sich in unterirdischen Gewölben, und hier ist fast alles männliche Personal des Hauses thätig. Von Frauen sind nur wenige da, die sogenannten Empapeladoras, deren Geschäft lediglich im Verpacken des zerhackten Tabacks besteht.

Alle Cigarreras haben bei ihrem Ausgange aus der Fabrik eine genaue Durchsuchung und für jedes bei ihnen vorgefundene Tabacksblättchen eine schwere Geldbuße zu erlegen. — Mütter, die ein Kind stillen, dürfen zu bestimmten Stunden, in denen der Säugling ihnen gebracht werden muß, zu diesem in den Hof hinab, nachdem sie vorher dieselbe Ehrlichkeitsprobe vor der Meisterin abgelegt haben. — Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln aber stimmt das jeder Cigarrera in sogenannten „Datas“ zugewogene Rohmaterial nicht immer mit dem von ihr Abgelieferten, was am Zahltage jedesmal zu mancherlei theils komischen, theils ärgerlichen Scenen Anlaß giebt. Denn die mit dieser Abschätzung betrauten Bursche haben natürlich auch ihre Günstlinge unter dem weiblichen Personal, was nicht ohne Einfluß auf die Wage der Gerechtigkeit bleibt, und ihnen ihrerseits wieder unzählige Verwünschungen von Seite der Benachtheiligten einträgt.

„Erzspitzbuben! Hallunken! Tagediebe! Schade um das Zuchthaus, wohin sie gehören! Wie mancher wird dort sitzen, der tausendmal besser ist, als diese Galgenstricke!“

Dies sind die gewöhnlichen Redensarten, womit eine Cigarrera das Steigen und Fallen der Wage begleitet. Doch nicht diese Unebenheiten allein sind es, welche ihr am Zahltage das Blut in Wallung bringen. Da kommen erst die langen Reihen der Abzüge, welche als Strafen oder Vorschüsse im Zahlungsbuche vorgemerkt stehen, dann die verschiedenen auswärtigen Gläubiger, welche in Gestalt von Pfänderverleihern, Unterhändlern, Wucherern, Hausbesitzern und dergleichen Blutsaugern mehr von früh an das Fabrikthor besetzt halten. — Eine Hauptrolle dabei spielen die sogenannten „Prestamistas“, d. h. diejenigen, auf deren Gutsprechen hin die Cigarrera das Kleid, das sie auf dem Leibe trägt, und den Mantel des Mannes, mit dem sie lebt, und die Windeln des Säuglings, den sie stillt, in dem Laden ausgenommen hat und dafür der gütigen Vermittlerin nach und nach natürlich das Doppelte des Werthes an Zinsen verabreichen muß. Die Cigarrera aber, welche heute ebenso wenig Geld hat wie damals, als sie die Anschaffungen machte, sieht sich nie in der Lage zu zahlen, und glaubt überdies auf Grund der Prellerei, welche die Prestamista mit ihr beabsichtigte, sich ihrerseits nun berechtigt, diese auch um das ihr rechtlich Zukommende zu prellen. Da aber unter solchem Volke die Frage um das Mein und Dein gewöhnlich durch das Recht des Stärkern entschieden wird, so nehmen derlei Streitigkeiten nicht selten einen blutigen Ausgang. — Einer solchen Endentscheidung zwischen Cigarreras, Prestamistas und anderen derselben Gattung liegt etwa folgender Dialog, wie ich ihn einmal mit anhören konnte, zu Grunde:

„Horch einmal, Du . . . was soll das heißen? Willst Du Dich etwa aus dem Staube machen? . . . Und ich? bekomme ich nichts?“

„Diesmal kann ich nicht.“

„So? Du kannst nicht? . . . Ich aber konnte Dir das Kleid verschaffen, als Du's brauchtest . . . gelt? Großmäuler seid Ihr, Prahlhänse, die mehr scheinen wollen, als sie sind!“

„Bedenken Sie doch, Seña*) Jesusa, daß ich diesmal fast nichts übrig behalte. Die Hausmiethe . . . zwei Strafen zu zwanzig . . .“

„Was geht das mich an, wenn Du, statt zu schaffen,

*) Abkürzung von Señora, Frau.

auf der faulen Haut liegst und Dich von dem schlechten Kerl, dem . . ."

„Hören Sie, Seña Jesusa, mir sagen Sie, was Sie wollen; wenn Sie aber meinen Pepico*) in Ihr großes Lästermaul nehmen, so schlage ich Ihnen den Hirnschädel entzwei. . . . Verstanden?"

„Ja, vertheidige ihn noch! Hast Ursache . . . von wegen der guten Versorgung . . . Oder meinst Du, ich wisse nicht, was aus Deinem Manillatuche geworden ist? — Bei der Juana hat er's versetzt."

„Da hat er sehr äußerst wohl daran gethan . . . Oder geht Sie's vielleicht was an?"

„Mich? — gar nichts. Aber bezahlen sollst Du mich, sonst reiße ich Dir auch das Tuch da herunter!"

„Der Einfall ist nicht übel. . . Da möchte ich doch auch dabei sein. . . Mir ein Tuch herunterreißen! . . Hm! hm!"

Bei diesen Worten faßt die Cigarrera Position, indem sie das fragliche Tuch fester knotet, den rechten Fuß vorsetzt und den linken Arm bedrohlich in die Seite stemmt; ihre Gegnerin, die, wie alle Wucherer, die Feigheit des schlechten Gewissens hat, ändert bei diesem Anblick merklich den Ton.

„Lassen wir's gut sein mit dem Tuche, und zahle mich, oder ich zeig's dem Director an."

„Und ich dreh' Ihnen beim ersten Wort den Hals um."

„Du mir?" ruft jetzt wieder mit etwas erzwungenem Muthe die Bedrohte, deren ganzer Credit hin ist, sobald sie hier in Gegenwart der Menge sich schwach zeigt; denn die Angeredete ist nicht die einzige, die ihr schuldet.

„So ist's, — und noch einer andern, der's etwa danach gelüstete."

„Das gilt mir!" unterbricht hier das Zwiegespräch eine Dritte, die aus Eifersucht oder sonst einem Grunde längst gern ihr Müthchen an der Geliebten des Pepico gekühlt hätte.

„Wie Du's nehmen willst. . . . Und wenn auch, — was dann?"

„So knalle ich Dir eine Ohrfeige hin, größer als der Kirchthurm."

„Hm! Ein Dutzend wie Du zerdrücke ich zwischen drei Fingern."

„Ja, wenn's auf's Maul ankäme — oder den Staat, der noch nicht bezahlt ist. . . . Als ob man nicht wüßte, woher all der Luxus kommt!"

„Doch nicht von dem, was Du mir giebst?" Und die Hand der Geliebten des Pepico fällt bei diesen Worten mit bedenklicher Schwere auf die Schulter ihrer Rivalin nieder.

„Rühr' mich nicht an!"

„Da hast Du's, Affe!"

Und schneller als der Blitz fährt aus derselben Hand eine wohlgezielte Ohrfeige der andern ins Gesicht; doch eben so schnell hat diese sich gewendet und ihre Angreiferin bei den Haaren gepackt. Dies aber ist das richtige Zeichen zu jenen blutigen Raufereien, aus denen die Betheiligten kahlköpfig oder mindestens um eine Locke ärmer hervorgehen.

Bricht der Kampf noch im Umkreis der Fabrik los, so mischen sich die Umstehenden ein, indem sie entweder die feindlichen Parteien trennen oder selbst Partei für die eine oder andere nehmen. Letzteres führt dann zu einer allgemeinen Balgerei, welche schließlich durch die männlichen Aufseher der Fabrik oder das Erscheinen des Directors geschlichtet wird. — Findet die Rauferei erst in einiger Entfernung von der Fabrik statt, so ist das einzige Mittel, derselben ein rasches Ende zu machen, wenn irgend ein unglücklicher Polizeidiener, zufällig zur Stelle, als Friedensstifter einzuschreiten versucht.

*) Zärtliche Verkleinerung von Pépé, Pépé abgeleitet von José, Joseph.

Schneller, als er es beabsichtigte, haben in solchem Falle die eben noch feindlichen Parteien sich verständigt, um gemeinsam gegen den unberufenen Einmischer loszugehen, der froh sein darf, wenn er, ohne thätlichen Schaden zu nehmen, mit einer bloßen Fluth von Schimpfreden davonkommt. — Die Flucht eines so mißhandelten Polizisten ist natürlich immer Gegenstand höchster Belustigung für die daran Bethätigten, die, nun vollständig ausgesöhnt, unter schallendem Gelächter ihren Weg fortsetzen und jeden Vorübergehenden ihre übermüthige Laune empfinden lassen. — Wehe dem Fremden, der das Unglück hat, gerade zu solcher Stunde die Straße de los Embajadores herunterzukommen und diesem Trupp in die Hände zu fallen, oder der gar die Ungeschicklichkeit begeht, auf deren verschiedene obscöne Anreden das „Monsiu! Monsiu!" zu antworten! Doch nicht der Franchute*) oder Ingles**) allein fallen der Spottsucht dieser übermüthigen Schaar zum Opfer; jeder Vorübergehende ist dafür recht: eine harmlose Dienstmagd, die ihr junges Herrchen zur Schule führt, oder ein junger Herr, welcher der Schule entwachsen, nicht ohne Absicht gerade um diese Stunde die Straße de los Embajadores wandelt.

„Ole! salero!***)," wendet er sich an die hübscheste von ihnen. „Darf ich Dich begleiten?"

„Nein," erwidert sie trocken.

„So komm Du mit mir! wir biegen da gleich in eine Schenke ein."

„Ich trinke nicht."

„Bah! — und in eine Conditorei?"

„Verdirbt mir den Magen."

„Sei doch nicht so trotzig."

„Und Sie, seien Sie nicht so zuthunlich, junger Herr! Oder lassen Sie sich den Flaum da unter der Nase erst wachsen, damit man auch weiß, ob's die gnädige Frau Mama erlaubt."

„Werde nicht anzüglich, Mädchen, und laß Dich lieb haben!"

„Dummes Zeug!"

„Was willst Du denn?"

„Daß Ew. Gnaden mir jetzt aus dem Wege gehen, oder ich werde Ew. Gnaden ein Recept mitgeben, das jedem die Liebe aus dem Leibe treibt, besser als ob's der Doctor verschrieben hätte. Verstanden? . . . Sie Milchgesicht, Vogelscheuche, Pflastertreter . . . Sie . . ."

Und wehe dem Verblendeten, der nach solcher Anrede sich nicht schleunigst aus dem Staube macht! Denn die Cigarrera kennt darin keinen Spaß, und die Rippen von Usía †) sind ihr nicht heiliger, als ihre eigenen es dem Pepico oder Paquito ††) wären, wenn er sie in Gesellschaft solcher „Schwalbenschwänze" †††) träfe.

Dieser Pepico, Paquito, oder wie er sonst heißen mag, ist, wie gesagt, in der Regel ein Müßiggänger von Profession, wenn nicht Schlimmeres noch; doch giebt es hierin auch löbliche Ausnahmen, und ob sie gleich nur Ausnahmen sind,

*) Verketzerung von Frances: Franzose.

**) Engländer. — Alle Ausländer in Spanien gelten für Franzosen oder Engländer; in diese beiden Namen schränken sich die nationalen Kenntnisse der Spanier ein.

***) Ole — Ausruf der Freude. Salero — wörtlich Salzfaß, bedeutet in galanter Anwendung Grazie, pikantes Wesen ꝛc.; tiene mucha sal heißt etwa so viel wie: sie hat viel Race.

†) Anrede solcher, die eine gewisse Stellung in der höhern Gesellschaft einnehmen, etwa gleichbedeutend mit Ew. Gnaden.

††) Zärtliche Verkleinerung von Paco; Paco abgeleitet von Francisco oder Frasquito: Franz.

†††) Anspielung auf die Zipfel von Frack und Ueberrock, welche, wie die Herren, die sie tragen, dem niedern Volke stets ein Gegenstand des Spottes oder Hasses sind.

so dürfen sie darum doch nicht unerwähnt bleiben. Es giebt Cigarreras, welche einen Mann haben — meist Schuster-, Schreiner- oder Maurergeselle —, der, fleißig und geschickt, wie sie selbst, den häuslichen Frieden aufrecht hält, und bei dem es ihr, trotz Stiergefechten und Laternenbällen, gelingt, nach und nach eine Onze*) für Fälle der Noth zurückzulegen.

Eingedenk darum solch löblicher Ausnahmsfälle und mit Berücksichtigung auch all derer, die, wenn schon als Cigarreras mit der Noth des Daseins kämpfend, ohne Cigarren verhungern müßten, folgert als nothwendige Moral der Geschichte, daß, je mehr des edlen Krautes geraucht, je größer auch die Anzahl derer sein wird, die auf ehrliche Weise ihr Brot verdienen können. Weit entfernt darum, auf Abschaffung dieses Lasters zu dringen, fordere ich vielmehr — auf Grund der Cigarreras und anderer Gründe, die ich hier verschweige — alle philanthropisch gesinnten Freunde auf, dasselbe in seiner edelsten Gestalt, d. h. in Form der besten Habanacigarren, immer weiter zu verbreiten, indem sie dasselbe nicht als ein ausschließendes Monopol für sich in Anspruch nehmen, sondern auch der schönern Hälfte der Menschheit — im Interesse ihrer armen Schwestern in Spanien — einigen Antheil daran gönnen!

*) 16 spanische Thaler oder 40 Gulden.

# Die Slowaken.

Eine ethnographische Skizze von J. N. Fritz in Breslau.

Unter dem Slowaken sind wir gewohnt, uns einen fahrenden Bettler zu denken, der einem trägen, verwahrlosten Volke angehört, nichts weiter als die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse im Sinne hat, ebenso gern auf der faulen Haut liegt, wie er den berauschenden Getränken huldigt, und der überhaupt ein Elender ist, der unsern Erdtheil nach allen Richtungen durchstreift, theils um schadhafte Töpfe zu flicken, theils um uns mit Mausefallen zu versehen. — Keine Ansicht ist wohl irriger, als die eben ausgesprochene, und Jeder, der sich die Mühe genommen hat, den Slowaken als Volksganzes in seiner Heimath aufzusuchen und ihn daselbst zu beobachten, wird meinem Urtheil beistimmen, vorausgesetzt, daß er die Sprache des Landes so weit in seiner Gewalt hat, um sich in derselben verständlich machen und unterhalten zu können.

Wenn auch im Osten Europas der Slowake eine Art von Entgegenkommen, ja vermöge der Sprachenähnlichkeit gewisse Sympathien findet, so betrachtet man ihn doch in den übrigen Ländern unseres Erdtheils als verdächtigen Eindringling mit um so argwöhnischeren Blicken. Er gilt als handwerksmäßiger Dieb, und der an ihm Vorübergehende macht, von dessen Anblick unangenehm berührt, gern einen weiten Bogen, um seine Gefahr oder Verlust drohende Nähe zu meiden. Und doch ist der Slowake unter den zahlreichen slavischen Volksstämmen einer der ehrlichsten und kann es in dieser Beziehung mit manchem des hochcivilisirten westlichen Europas recht wohl aufnehmen.

Um sich über ein Volk, dessen Charakter und Eigenthümlichkeiten ein richtiges Urtheil zu bilden, muß man dasselbe an seinem heimathlichen Herde aufsuchen. Auf der Reise im fremden Lande giebt sich das zu ihm gehörende Individuum in vielen Fällen anders, als es zu Hause erscheint. An Belegen zu dieser Behauptung ist wohl kein Mangel. Beim Engländer tritt die ihn so lächerlich machende Originalität erst dann recht zu Tage, wenn er den Canal passirt hat, der französische Weinreisende repräsentirt doch nichts weniger als den Typus des jenseits der Vogesen wohnenden Volkes, und der Russe macht sich, wenn er erst die Grenze des Czarenreichs im Rücken hat, eben so gern zum Fürsten, wie der Pole wenigstens zum Grafen, mag es in Beider häuslichen Leben im Uebrigen auch auf das Bescheidenste, um nicht zu sagen ärmlich zugehen.

In diesen Fehler verfällt der Slowake nie; er macht im Auslande durchaus nicht mehr von sich, als er zu Hause in Wahrheit gilt und ist. Wo er sich auch befinde, überall bleibt er dem in seinem Lande herrschenden Brauche treu, und ändert eben so wenig irgend etwas an seiner Bekleidung, die, nebenbei gesagt, äußerst dürftig und nicht selten in einem Zustande ist, der wohl kein eben günstiges Licht auf den Ordnungssinn seines Trägers werfen könnte, wenn dieser Mangel nicht in Armuth wenigstens einige Entschuldigung fände. Erst wenn es anders gar nicht mehr gehen will, entschließt sich der Slowake zur Anschaffung dieses oder jenes Kleidungsstückes in der Gegend, in welcher er sich gerade aufhält, und nimmt sich dann darin drollig genug aus, als sei er irgend einem Maskenballe entlaufen; sobald er jedoch den heimischen Boden betritt, wirft er verächtlich alles Fremde von sich, denn er weiß ganz genau, daß, wollte er sich den Seinigen in solchem Aufzuge zeigen, ihm diese sofort den Rücken drehen und ihn mit Mißachtung strafen würden. Die Abneigung gegen das Fremdländische ist bei dem Slowaken überhaupt so stark und tief wurzelnd, daß er dasjenige, was er aus der Heimath mitgebracht, den braunen Ueberwurf, die gelblich-weißen Beinkleider und das graue Hemde, so lange wie irgend möglich zu erhalten sucht. Wenn er das zuletzt Genannte mit Oel oder Fett tränkt, so thut er es aus dem Grunde, um vor Ungeziefer gesichert zu sein, von dem er auch in der That eben so wenig zu leiden hat, wie von Hautkrankheiten, dieser Geißel der Armuth und des Elendes, der wir überall, besonders aber in den größeren, volkreicheren Städten begegnen.

Für diejenigen, welche in den sogenannten „Drahtbindern“ nur verwahrlostes Gesindel sehen, mag es vielleicht ungerechtfertigt, ja wohl gar übertrieben erscheinen, wenn behauptet wird, der Körperbau des Slowaken sei ein durchaus tadelloser, der Charakter desselben ein wirklich guter, seine Sitten und Gewohnheiten endlich die bescheidensten. Und doch ist dem in der That so.

Die eigentlichen, unvermischten Slowaken wohnen zwischen March und Tegel, südlich von der mittlern Karpathenkette. Zu Nachbaren haben sie einerseits die Bewohner der böhmisch-mährischen Berge, die sogenannten Guralen, andererseits die an den Ufern der March ansässigen Hanaken und Mährer. Der Magyar, als Bewohner der nach Süden zu belegenen Arwer, Liptauer und Zipser Comitate, hält es in Folge lebhaften Temperaments nicht lange in der gebirgigen, eingeengten Gegend aus und zieht sich,

wo es irgend angeht, nach den Ebenen der Waag und Donau. Im Norden hat der Slowake die von Neumarkt bis zum hohen Tatragebirge hausenden Guralen und Polen als Grenznachbaren, mit denen er übrigens, gleich wie mit allen Anderen, weder in näherer Beziehung steht, noch Aehnlichkeit mit denselben hat. Die überall deutlich hervortretende Armuth des Slowaken macht ihn vielfach zum Gegenstande des Spotts und der Verachtung bei den ihm zunächst Wohnenden; der in der gesegneten Marchebene ansässige feiste Hanaker Bauer erlaubt dem armen Slowaken kaum, in dem, was von seinem Tische fällt und für die Hunde bestimmt ist, zur Stillung seines Hungers Nachlese zu halten; der stolze Magyar würdigt ihn erst dann eines Blickes, manchmal auch einer kleinen Gabe, wenn der Bittende sich in ungarischer Sprache an ihn wendet.

Wenn der Slowak in Bezug auf irdische Güter im Allgemeinen schlecht weggekommen ist, so hat andererseits die Natur ihn mit Vorzügen bedacht, welche das ihm Versagte reichlich aufzuwiegen im Stande sind. Jedenfalls gehört er zu einem Menschenschlage, der sich in Bezug auf Körperbau vortheilhaft auszeichnet. Von Gestalt kräftig und ebenmäßig, erfreut er sich einer eisenfesten Gesundheit; sein Auge ist lebendig und feurig, die Stirn hoch und regelmäßig, das lange, schwarzbraune Haar weich und schimmernd, die Zähne sind blendend weiß, und der in einen Lederlappen eingehüllte Fuß überraschend klein und schmal. In seinem Charakter spricht sich, vornehmlich da, wo er unter seines Gleichen sich gehen lassen kann, Offenheit und Klarheit in der Auffassung, niemals aber Dünkel noch Frechheit aus. Läßt man den so oft täuschenden Schliff, das Product der Civilisation, unberücksichtigt, so muß man zugeben, der Mann in der groben, braunen „Guba" sei mindestens eben so viel, wenn nicht mehr werth, als derjenige in Frack und weißer Halsbinde. Leute, die viel in der Welt herumgekommen sind, behaupten, nirgends schöneren Menschen begegnet zu sein, als unter den Slowaken. Dieses Urtheil bezieht sich freilich nur auf das „starke" Geschlecht; das sogenannte „schöne" verdient diesen Beinamen hier ungleich weniger als anderwärts. Die slowakischen Frauen sind, den Männern gegenüber, klein von Wuchs, und in den Körperformen lange nicht so regelmäßig ausgebildet. Ob die sich vielfach geltend machende Ansicht, der vollständigen Entfaltung stehen hier Druck wie Mangel im Wege, die richtige sei, mag dahingestellt bleiben.

Ungeachtet einer gewissen angeborenen Kühnheit hat der Slowake, vornehmlich dem Fremden gegenüber, den er als Feind zu betrachten gewohnt ist, in seinem ganzen Wesen stets etwas Furchtsames. Ganz besonders tritt diese Eigenschaft in der Frauenwelt hervor und thut sonstiger, etwa vorhandener Anmuth nicht geringen Eintrag. Wenn der Slowake sich abhärtet, so trägt die Meinung, überall von Feinden umgeben zu sein, wesentlich hierzu bei. Wenn er jenseits der Grenze seines Heimathlandes mit wenig Ausnahmen der ausgeprägtesten Geringschätzung begegnet, deren natürliche Folgen sich in Bitterkeit und Haß aussprechen, so treten Muth und Selbstvertrauen bei ihm sofort zu Tage, wenn er die heimische Scholle betritt. Ungleich weniger ist dies bei den Mädchen der Fall; ihnen mangelt Elasticität. Dafür aber haben sie einen Zug von Melancholie, der sie verschlossen macht und durchaus nicht geeignet ist, die Aufmerksamkeit der ihnen sich Nähernden auf sich zu ziehen.

Die Tracht der Frauen ist ungemein einfach und zeigt überdem wenig nationales Gepräge. Ihr Feierkleid besteht aus einem weißen Hemde von Leinen, einem farbigen, zuweilen mit Tressen besetzten, bis an die Hüften reichenden und unterhalb der Brust zusammengehaltenen Leibchen, welches in seiner Form dem Oberkörper völlig freie Bewegung gestattet, einem kurzen, rothen, dem böhmischen oder ungarischen ähnelnden Rocke, welcher vorn von einer weißen, kattunenen, über denselben hinausreichenden Schürze bedeckt wird, und einer Halsschnur aus böhmischen Glasperlen, ein Schmuck, der sich erst in neuerer Zeit Bahn gebrochen hat. Das dunkelbraune Haar tragen sie glattgekämmt und nach hinten zu in einen dicken Zopf geflochten, dessen Spitze in grüne, rothe und weiße Bänder ausläuft. Eine Eigenthümlichkeit muß es genannt werden, daß bei dem slowakischen Mädchen von dem ersten Sonntage an, an welchem sie „ihren Tänzer gefunden" (mit anderen Worten sich verlobt hat), das weiße Band verschwindet, und diejenige sich allgemeiner Verachtung aussetzen würde, welche es wagte, gegen dies Herkommen zu verstoßen. In der Ebene sind die Füße der Mädchen mit ungarischen Tschischmen, d. h. mit hohen Stiefeln von dünnem Leder, die meist mit Quasten besetzt sind, bedeckt. Die Kopfbedeckung ist gleich derjenigen der ungarischen Frauen, manchmal auch das polnische Mützchen oder das bunte böhmische Tuch. An Markttagen sieht man das weibliche Geschlecht in einem groben, grauen, in natürliche Falten gelegten und mit weiten Aermeln versehenen Hemde, einem kurzen, grauen, die Hüften umschließenden Tuchüberwurf, ledernen Sandalen, welche ein Füßchen bergen, auf das wohl die eleganteste Dame neidisch sein könnte, und im Winter in einer Art wollener Halbstiefel eigener Arbeit, sowie in einem Schafpelze.

Der Anzug der Männer unterscheidet sich von demjenigen der Frauen dadurch, daß das Hemde nicht ungebleicht, sondern weiß und mit weiten Aermeln sowie mit einem Kragen zum Umlegen versehen ist, die Beinkleider aus weißer Leinwand bestehen, hohe Stiefel die Stelle der Sandalen vertreten, und die Gunia, ein kurzer Rock gleich der Guba, mit Schnüren (meist grünen) ausgenäht, bei den Wohlhabenderen noch außerdem nicht selten mit goldenen Quasten besetzt ist. Das Feierkleid, welches in vieler Beziehung demjenigen der Frauen entspricht, nimmt der Slowake nie mit, wenn er auf die Wanderschaft geht.

In den mehr gebirgigen Gegenden, um Arwe und Waag herum, beschäftigt sich der Slowake mit Ackerbau, höher hinauf der sogenannte Horniak (Bergbewohner), umgeben von seiner Familie, mit der Herde, welche den Sommer hindurch im Freien herumzieht, um sich ihre Nahrung zu suchen, dabei immer höher auf die Berge hinaufsteigt, und im Herbst erst unter das schützende Dach getrieben wird. Einen nicht unerheblichen Zuwachs findet sie in dem Vieh aus der Ebene, welches dem Hirten auf Treu und Glauben anvertraut wird. Diejenigen Slowaken, welche weder beim Ackerbau noch bei der Viehhütung Verwendung finden, suchen solche, und zwar eine die Kräfte sehr in Anspruch nehmende, als sogenannte „Handwerker" (remeselniki) in den Berg- und Hüttenwerken, und ist ihnen auch hier eine solche versagt, so gehen sie auf die Wanderschaft und zeigen sich uns als Drahtbinder oder Mausefallenhändler.

Unter den letzteren ist die Classe der Ackerbauer höchst selten und zwar nur dann vertreten, wenn die Familie für dasjenige, was das Besitzthum abzuwerfen vermag, zu zahlreich ist. Eher noch entschließt sich der oder jener aus dem Hirtenvolke dazu, die Heimath zu verlassen, um „draußen" so viel zu verdienen, daß er sich einige Stück Vieh kaufen kann. Die Bedürfnisse der Hirten sind äußerst bescheiden; ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Molken, Kartoffeln und Waldfrüchten; Fleisch, Brot, Branntwein und Taback gehören bei ihnen zu den nur sehr ausnahmsweise vorkommenden Genüssen, und selbst an dem Käse, den sie für die Besitzer der ihnen anvertrauten Herden bereiten, vergreifen sie sich nicht. Sie müssen nämlich von jedem Stück Vieh 6 bis 10 Pfund Käse liefern, und dürfen erst über das-

jenige, was das festgestellte Quantum übersteigt, nach Gefallen verfügen.

Ziehen die Hirten auf die Weide aus, so geschieht dies gewöhnlich in Begleitung der ganzen Familie. Sie wenden sich dann den Bergen zu und suchen da vornehmlich diejenigen Stellen auf, wo sie reichliches Futter vermuthen, und finden dann daselbst nicht selten aus rohen Balken und Brettern zusammengeschlagene Hütten, sogenannte Schatassen, in denen sie sich, so gut es eben gehen will, wohnlich einrichten. Auf ähnliche Weise sorgen sie für die Unterkunft der Herde, indem sie Ställe errichten, die sonderbarerweise den Namen Kolibi führen. Derselbe erinnert unwillkürlich an die Wiege, die jedoch den slowakischen Frauen ebenso unbekannt wie überflüssig ist, da ihre Arme das anderwärts nothwendige Geräth ersetzen.

Die Ackerbauer, welche unter den Slowaken so zu sagen die höhere Classe vertreten, haben dauerhafte, mit Stuben und Schornsteinen versehene Hütten, mit allerlei Schnitzwerk verzierte Möbel eigener Arbeit, so wie ihnen auch die erforderlichen Acker-, Wirthschafts- und Küchengeräthe nicht fehlen. Ihre Nahrung, ungleich besser als diejenige der Hirten, besteht in Eiern, Mehl, Gemüsen, an Sonn- und Feiertagen auch in Fleisch; Branntwein und Tabacl gehören zwar zu den Luxusartikeln, doch versagen sie sich, freilich nur dann und wann, auch diese nicht. Die Feldfrüchte, dergleichen die Erzeugnisse aus Holz und Wolle führen sie als Verkaufsartikel auf Flößen die Waag und den Poprad hinab.

In früheren Zeiten stürzten sich die zwischen unzugänglichen Felsen hausenden Slowaken nicht selten auf die in der Ebene wohnenden Magyaren, bis nach der im neunten Jahrhundert erfolgten Zerstörung des awaro-bulgarischen Reichs, sowie desjenigen der Slowaken, diese ihre früheren Peiniger nebst den ihnen benachbarten Stämmen unterwarfen. So sehr aber auch damals der Slowake von kriegerischem Muth durchdrungen war, so zeigt sich doch in keinem seiner Volksgesänge, daß er sich am Leben des Besiegten vergriffen hätte so lange das eigene nicht gefährdet war; er begnügte sich damit, diesem Vieh und Lebensmittel wegzunehmen. Der Magyare war in seinen Grundsätzen ungleich weniger human, und deshalb kam es bei den Slowaken mehr und mehr in Gebrauch, sich nicht ohne Waffen von Hause zu entfernen. Diese bestanden vornehmlich aus der noch heute üblichen Walaska, einem zu Wurf und Hieb angewandten langen Beile, dessen sie sich mit solchem Geschick zu bedienen wußten, wie der Indianer des Tomahawk, und zwar nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Bären und Wölfe.

Ungeachtet dieser in der That schrecklichen Waffe sind die Slowaken im Ganzen ein sanftes, friedliebendes Volk, das dem Angreifer, wo es sich irgend thun läßt, gern aus dem Wege geht. Sie sind sogar dem Nachbar dankbar dafür, wenn dieser bei der Bearbeitung des magern Stückchens Land sowie bei der Verfertigung ihrer Handarbeiten sie ruhig gewähren läßt. Nur in der äußersten Noth, vornehmlich wenn ihn der Hunger dazu zwingt, bittet der Slowake um ein Stück Brot und macht große Augen, wenn diesem — oft verschimmelten — noch eine kleine Gabe an Geld hinzugefügt wird. Wie ganz anders ist dies doch, als in vielen hochcivilisirten Ländern, wo die Kinder zum Betteln systematisch angelernt, und gezüchtigt werden, wenn sie mit leerer Hand zu den Eltern zurückkehren.

Der Slowake ist ebenso wißbegierig wie anstellig. Leider wird ihm fast so gut wie keine Gelegenheit geboten, die angeborenen Fähigkeiten zu verwerthen; er erlernt das Drahtspinnen, und dabei hat es sein Bewenden. Seine Muttersprache liebt er leidenschaftlich, nicht weniger die Volkslieder, die sich ausschließlich um Kampf und Sieg, um Liebe und Glaube drehen.

Der Tourist, dessen Tagebuche die bisher mitgetheilten Notizen entnommen sind, erzählt auch von dem Zusammentreffen mit einem jungen Slowaken auf der Landstraße, der in nähere Beziehung zu ihm treten sollte und ihn mit dem landesüblichen: Pochwalu Pan Jesu Christu (gelobt sei der Herr Jesus Christus) begrüßte. Er ließ sich mit dem jungen Menschen in ein Gespräch ein und fragte diesen unter Anderm, ob er bei dem ersten Ausfluge in die noch unbekannte Gegend ihm als Führer dienen wolle. Nach kurzem Bedenken fiel die Antwort zustimmend aus, und bald waren die Beiden so vertraut, daß der Bursche die ihm angeborene Scheu ablegte, und je länger, desto gesprächiger wurde. In dem dem Volke geläufigen weichen Idiome, das sich vom Tschechischen nicht wesentlich unterscheidet, erzählte er, sein Vater wohne in den Bergen und habe das Glück (!), Arbeiter in einer Potaschenfabrik zu sein, wo er bei einer Beschäftigung von 12 Stunden täglich 18 Kreuzer (etwa 6 Sgr.), die gewöhnliche Löhnung der in der Ebene Arbeit suchenden Slowaken, verdiene.

Der Tourist, welcher zu machender Studien wegen sich eine Zeitlang an den Ufern der Morawa aufzuhalten gedachte, widmete auf wiederholtes Bitten des Burschen, ihm Lesen und Schreiben zu lehren, einen Theil seiner Mußestunden der Erfüllung desselben, und war von den Fortschritten, welche sein Schüler machte, ebenso überrascht, wie über das lebhafte Interesse, welches er bekundete, wenn gelegentlich von geschichtlichen Ereignissen seines Volkes die Rede war, die er dann durch mancherlei Legenden zu ergänzen wußte. Bei Erwähnung der „Sarmaten“, als früheren Bewohnern der Gegend, erinnerte er sich der Czerna Hola, einer Höhle, in welcher sich Gebeine von diesen massenhaft vorfinden sollten, und der Reisende war, wie man sich denken kann, in hohem Grade neugierig, dieselbe zu beaugenscheinigen. Den Weg über Trentschin und Teplitz einschlagend, erreichten die Wanderer am fünften Tage die Berge und in ihnen den Geburtsort des jungen Slowaken. Kurz vor dem Eintritte in das Dorf begegnete ihnen ein Leichenzug, der in seiner Eigenthümlichkeit dem Reisenden erwünschte Aufzeichnungen für sein Tagebuch in Aussicht stellte, und dem er sich deshalb gern anschloß. Unter Trauergesängen wurde der Entschlafene zur letzten Ruhestätte geleitet, und daselbst angelangt, der Sarg zur Erde niedergelassen. Eine alte Frau, die nachgelassene Wittwe, warf sich an demselben auf die Knie und rief mit von Schluchzen häufig unterbrochener Stimme: Mein geliebter Mann, mein guter Mann, mein goldener Herr! Ein Strom von Thränen hinderte sie weiterzusprechen, und es ergriff demzufolge eine neben ihr stehende Frau das Wort, kniete gleichfalls nieder und richtete unter Weinen und Aechzen folgende elegische Ansprache an den Verstorbenen:

„Ach, liebes Väterchen, sind Dir denn Deine Kinder schon so lästig geworden, daß Du sie verlassen hast? Deine Hütte lächelt Dir auch heute noch freundlich entgegen, gleichwie Deine wirkliche Hausfrau und die munteren, stattlichen Kinder. Du hast hinreichend Frucht und Brot, und zwei weiße Kühe im Stalle, ein tüchtiges Pferd, Hunde und Bienen, und drehst diesen Allen gefühllos den Rücken! Siehst Du denn nicht, wie Alle, die Dir lieb waren, unter Thränen klagen? Hörst Du nicht ihr Jammergeschrei, seit Du von ihnen gegangen bist? Gleichwie die Rebe das, was ihr im Frühling üppig entsprossen, stützt und kräftigt, klammerten auch wir, Dein Weib, die Nachbaren, uns an Dich; Du aber hast uns verlassen, sehnst Dich nicht mehr nach unserer Kirche. Verlangst Du die Apostel zu schauen, verlangt es Dich, Christus zu erblicken, Dich vor ihm niederzuwerfen und ihn zu preisen?

Ach, geliebter, theurer Vater, bete, wenn Dir sonst nichts weiter von Nöthen, daß, wenn einst unsere Kräfte schwinden, auch uns der Weg in den Himmel nicht verschlossen sei."

Nach Beendigung dieser Rede, von welcher die Leidtragenden sichtlich ergriffen waren, warfen die Mädchen die in die Haare eingeflochtenen Rosmarinzweige auf den unter einem Trauergesang sich in die Grube senkenden Sarg, worauf der Zug in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, nach dem Dorfe zurückkehrte. Unser Reisende machte sich nach kurzer Rast bei der Familie seines Gefährten nach der Czerna Hola auf den Weg. Was er da erschaut, soll einem spätern Berichte vorbehalten bleiben.

---

# Die Fahrten im nördlichen Eismeere und der Golfstrom.

Wir können es nun einmal den Lesern des „Globus" nicht ersparen, sie dann und wann in das Eis — hoffentlich nicht auf das Eis — zu führen. Das Polarmeer, der Pol — selbst der hochumwallte des Dr. Rathgeber —, die arktischen Mammuthe, der Eiswall vor der Küste von Ostgrönland, die Behringsstraße und die Zirkelsäge des phantastischen Franzosen Lambert, der „Bienenkorb", Capitän Koldewey &c. &c. sind nun einmal auf die Tagesordnung gesetzt worden, und ein Theil des Publicums hat sich das kalte Fieber zugezogen. Wir unsererseits haben uns von demselben stets frei gehalten und beobachten nur die Symptome.

Die englische Regierung verhält sich gegen die Zumuthungen, noch einmal eine Expedition nach dem arktischen Eislabyrinthe aus öffentlichen Mitteln auszurüsten, bis jetzt entschieden ablehnend; sie meint ihrerseits genug gethan zu haben, und überläßt es dem Belieben von Privatleuten, nach Gutdünken voranzugehen. Ohnehin dringen ja in jedem Jahre die Robbenschläger mit ihren Dampfern auch um Walrosse zu erlegen so weit nach Norden hin vor, wie der jeweilige, sehr veränderliche Stand des Eises irgend erlaubt. Sobald Naturforscher mit am Bord sind, kann man dann allemal neben dem commerciellen Nutzen auch das Interesse der Wissenschaft wahrnehmen. Das wird z. B. der Fall sein mit dem „Bienenkorb" des Herrn Rosenthal, welcher im Frühjahr von Bremerhaven aus nach Norden gefahren ist, und mit der von einem Schotten, Herrn Lamont, ausgerüsteten „Diana". Beide Fahrzeuge sind Schraubendampfer, dergleichen zu solchen Fahrten sich am besten eignen und schon seit längerer Zeit vorzugsweise zu denselben verwandt werden. Am Bord der „Diana" befindet sich ein Dr. Smith, welcher früher mit einem Walfischfahrer mehrere Monate im Eise gewesen ist.

Herr Lamont, der selber die Fahrt mitmacht, theilte kurz vor seiner Abreise, am 20. April, Hrn. Rod. Murchison seinen Reiseplan mit. Er will, so viel es ihm nur immer möglich sein wird, möglichst weit im Osten von Spitzbergen vordringen (— die Forschungen der Schweden haben 1868 ergeben, daß im Norden und im Westen von Spitzbergen überall Eis liegt, welches keine Oeffnung hat und keine Einfahrt gestattet —); er will dann, „wenn möglich", um den östlichen Rand des Eises (— falls er einen solchen findet —) herumsteuern, um Gillie's Land zu erreichen. (— Ueber dieses haben wir keine sichere Kunde; es ist auf den Karten nur nach Gutdünken eingetragen worden, und wir wissen nicht, wie weit dasselbe nach Norden hin sich erstreckt. —) Lamont meint eine möglichst hohe Breite zu erreichen, wenn er an der Westseite desselben nach Norden hinfahre.

Den Glauben an ein sogenanntes offenes Polarmeer theilt Lamont ganz und gar nicht, er hält es aber unter Umständen für wahrscheinlich, daß er eine Fahrt durch das Packeismeer erzwingen und etwa 200 Miles weiter vordringen könne, als irgend ein anderes Schiff vor ihm; er würde, so meint er, alsdann die gewaltige Schranke ewigen Eises erreichen, welche, seiner Ansicht zufolge, die den Pol umgebende Fläche einschließt. Die „Diana" ist ein Schiff von 250 Tons, hat ein auserlesenes Volk an Bord und ist mit guten Instrumenten versehen.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 10. Mai, in welcher Herr Murchison über Lamont's Reiseplan sprach, wurden noch einige andere Mittheilungen gegeben, welche sich auf die Nordpolargegenden bezogen. So jene vom dänischen Admiral Irminger über den Nachweis des Golfstroms in hohen Breiten des nordatlantischen Oceans; — über die Oberflächentemperatur des nordatlantischen Oceans in Bezug auf die oceanischen Strömungen, von N. Whitley; — vom Marinecapitän R. Hamilton über „offenes Wasser im Polarbecken". Der letztere stellte alle Gründe zusammen, aus welchen sich ergiebt, daß die Annahme eines offenen Meeres um den Pol herum durchaus unstatthaft sei. Irminger und Whitley zeigten, daß ein breiter Gürtel warmen Wassers im mittlern Atlantischen Oceane vorhanden sei, und zwar unter dem Parallele der Südküsten der britischen Inseln, dann auch eine Treibströmung warmen Wassers weiter im Norden, zwischen Grönland, Island und den Shetlandsinseln. —

Ueber den Golfstrom, der eine so wichtige Rolle in der Oekonomie des nordatlantischen Oceans einnimmt, sind namentlich in unseren Tagen vielfache Untersuchungen angestellt worden; auch bei diesem Gegenstande hat sich die Hypothesenjägerei breit gemacht. Wir haben noch jüngst („Globus" XV, S. 119) die wunderliche Ansicht Catlin's angeführt, welcher den Golfstrom aus dem Zusammenfließen unterirdischer Gewässer herleitet, die er aus Südamerika und unter den Rocky Mountains hervorkommen läßt. Wir erwähnten eben daselbst der Ansichten Findlay's, welcher nachzuweisen versucht hat, daß die Größe und auch die Stärke des Golfstromes durchaus nicht ausreichend seien, um denselben bis an die Küsten von Europa zu treiben und dort den Einfluß tropischer Wärme über eine ausgedehnte Oberfläche geltend zu machen.

Wir wollen hier auf ein ganz vortreffliches Buch aufmerksam machen: „Geschichte des Golfstromes und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen." (Bremen, Verlag von C. E. Müller, 1868, mit drei lithographirten Karten.) Verfasser ist J. G. Kohl, Bibliothekar in Bremen; er behandelt den Gegenstand geradezu erschöpfend, mit großer Klarheit, mit sorgfältiger Kritik, und stellt alle Resultate zusammen, von Columbus bis auf unsere Tage. Die Arbeit ruhet auf einem ausgedehnten, sorgfältigen Studium aller Quellen und hat auch das nicht geringe Verdienst, eben so übersichtlich als in reichem Maße belehrend zu sein. —

Auch in Nordamerika ist „der Pol“ Mode geworden. In einer der neuesten Nummern der „Newyork Tribune“ lesen wir, daß im April zu St. Louis in Missouri Herr Silas Bent einen Vortrag gehalten hat über: „die thermometrischen Eingangspforten zum Pole.“ Bent war früher Marineoffizier, hat sich viel mit dem Studium der oceanischen Strömungen beschäftigt, „und ist zu dem Schlusse gekommen, daß es nur dann gelingen könne, in das Polarmeer vorzudringen, wenn man einem oder dem andern dieser großen von der Natur gebahnten Pfade folge.“ Diese sublime Wahrheit ist freilich nicht neu; es fragt sich nur, ob diese bis jetzt unbekannten „Naturbahnen“ und das angebliche Polarmeer überhaupt aufzufinden oder vorhanden sind. An der Thatsache, daß auf beiden Halbkugeln große oceanische Strömungen vorhanden seien, könne man nicht zweifeln; — so viel wir wissen, hat man auch niemals irgendwo daran gezweifelt.

Herr Bent führt aus, daß diese Strömungen eine constante Richtung nach Westen haben. „Wenn sie nun,“ sagt er, „auf die Continente stoßen, welche ihnen im Wege liegen, und durch die Sonnenhitze an ihrer specifischen Schwere eine Umwandelung erfahren, dann senden sie warme Ströme nach Norden und nach Süden hin aus, zwei in die nördliche und zwei in die südliche Halbkugel. In der nördlichen Halbkugel finden wir den Golfstrom, der aus dem mexicanischen Golf heraus in nordöstlicher Richtung strömt, in einiger Entfernung vom Festlande Nordamerikas; sodann im Großen Oceane den Kuro Siwo, diese japanische Strömung, welche an der Ostküste Asiens eine ziemlich ähnliche Richtung innehält, wie der Golfstrom an der Küste Nordamerikas. Von jedem dieser beiden Hauptstämme lösen sich Zweigströmungen ab, welche die westlichen Küsten Europas und Amerikas bespülen und denselben eine wärmere Temperatur geben, als die Ostküsten in den entsprechenden Breiten haben. Es ist aber eine merkwürdige Thatsache, daß der warme Strom seine Hitze leicht abgiebt, dieselbe verliert, sobald er in Berührung mit dem Lande kommt, und daß er hingegen die Temperatur des Wassers, zwischen welchem er hinfließt, nicht modificirt, sondern, gleichsam isolirt, neben dem kältern Wasser warm hinfließt. Der japanische Kuro Siwo findet seinen Weg zum Pole durch die Behringsstraße; der Golfstrom erreicht denselben, indem er östlich von Spitzbergen fließt. So kommt es, daß am Pol ununterbrochen ein offenes Meer sich erhält. Ohne diese providentielle Vorkehrung (—!! —) müßte die dann alljährlich stattfindende Anhäufung des Eises im Fortgange der Zeit so dick und gewaltig werden, daß dadurch eine Störung im Gleichgewicht der Erde hervorgebracht würde.“

Nun, wem das nicht einleuchtet!! „Es muß aber,“ sagt der Marinecapitän Bent weiter, „für das Wasser, welches in das offene Polarmeer einströmt, natürlicherweise auch einen Abzugsweg geben, und dem ist wirklich so. Wir beobachten, daß kalte Gegenströme nach Süden fließen, dicht neben dem Golfstrome wie neben dem Kuro Siwo, und daß sie die Ostküsten Amerikas und Asiens berühren. Solch eine kalte Strömung finden wir zwischen Spitzbergen und Grönland, und eine andere in der Baffinsbai. An einigen Punkten, z. B. in der Behringsstraße, tauchen diese kalten hyperboräischen Strömungen unter die wärmeren Strömungen hinunter; und so erklärt sich, daß, eben vermittelst dieser Unterströmung, Eisberge quer durch den Golfstrom ziehen.“

„Die verschiedenen Polarexpeditionen sind allesammt auf dem falschen Wege gewesen, weil sie den Pol in der Art zu erreichen trachteten, daß sie diesen kalten, mit Eis belasteten, nach Süden ziehenden Strömungen so zu sagen in den Rachen hineinsteuerten. Wenn man etwas erreichen, den richtigen Cours einschlagen will, so muß man dem Golfstrome folgen, keck und kühn nach Nordosten vordringen, an Spitzbergen vorbei, bis man ins offene Polarmeer hineingekommen ist. Nur nach Nordosten! Die Expedition, welche man in Deutschland ausrüstet, hat diesen Plan nicht, sondern will westlich von Spitzbergen eine Passage aufsuchen, wird also auf einen Fehlschlag zu rechnen haben.“ Herr Bent konnte natürlich nicht wissen, daß die deutsche Expedition mit dem Pol, dem offenen Polarmeere und den Mammuthzähnen gar nichts mehr zu schaffen haben wird, obwohl das auch jetzt, im Mai 1869, dem deutschen Publicum, welches so vielerlei gerade über diese Dinge zu lesen bekommen hat, noch immer vorschwebt. Bei der Expedition des Capitäns Koldewey handelt es sich, so viel wir unsererseits abnehmen können, gar nicht mehr um jene phantastischen Dinge, sondern einfach um eine Fahrt in das Eismeer, und den Versuch, die Ostküste von Grönland zu erreichen. Das ist auch ein höchst problematisches Unternehmen, aber Capitän Koldewey seinerseits hat neuerdings auch nicht von einer Polarfahrt gesprochen, an welche er wohl gar nicht mehr denkt, sondern von einer Nordfahrt. Und auf dieser ist ihm, da sie nun doch einmal als angeblich „nationales“ Unternehmen stattfinden soll, der beste Erfolg zu gönnen. Probiren geht über Studiren.

Die Londoner geographische Gesellschaft hat in ihrer Jahressitzung am 24. Mai ihre große Gründermedaille dem Professor Nordenskjold in Stockholm zuerkannt als Anerkennung für die wissenschaftlichen Verdienste, welche er sich bei Leitung der verschiedenen schwedischen Expeditionen nach dem nördlichen Eismeere erworben. Diese Auszeichnung ist eine in jeder Hinsicht wohl verdiente, und durch dieselbe ehrt jene Gesellschaft sich selber ebensowohl, wie den gediegenen, muthigen und besonnenen Gelehrten. Wir gaben vor einigen Monaten einen Bericht aus Stockholm über die schwedische Expedition und deren Ergebnisse („Globus“ XV, S. 19 bis 22), und wir werden demnächst noch einige Nachträge dazu mittheilen. Heute wollen wir die Ansichten hinstellen, welche Nordenskjold neuerdings, 1869, auf seine Erfahrungen in den Gewässern bei Spitzbergen gestützt, über das Polareis ausgesprochen hat:

1) Das Eis in den Polargegenden ist im Herbst offener als in irgend einer andern Jahreszeit; aber auch dann wird ein weiteres Vordringen bald unmöglich wegen dichter, undurchdringlicher Massen gebrochenen Eises.

2) Im Winter ist das Polarbecken mit ununterbrochenem Eise bedeckt. Das Gefrieren beginnt an der Oberfläche des Wassers schon gegen Ende des September.

3) Ein Auskreuzen im Herbst ist nördlich von $80\frac{1}{2}$ Grad Nord mit ganz außerordentlichen Gefahren verbunden, weil dann die Tage schon sehr kurz sind und heftige Stürme wehen.

4) Die Annahme, daß ein offenes und verhältnißmäßig milderes Polarbecken vorhanden sei, läuft auf eine Chimäre hinaus. Im Gegentheil: es beginnt nördlich von Spitzbergen eine Region strenger Kälte, welche höchst wahrscheinlich weit und breit rund um den Pol herumreicht.

5) Der einzig praktikable Plan zur Erreichung des Poles könnte möglicherweise darin bestehen, daß man während des Winters mit Schlitten nach Norden hin vorzudringen den Versuch macht, entweder vom Smithsund oder von den Sieben Inseln (im Norden von Spitzbergen) aus. —

Das sind die Ansichten Nordenskjold's. Was es aber mit einer Schlittenfahrt im Smithsunde und nach Norden hin auf sich hat, darüber erfahren wir haarsträubende

Dinge durch Hayes („Globus“ XV, S. 262 ff.), welcher den Versuch zum Vordringen gemacht hat.

Nach alle dem, was über die Beschaffenheit des nördlichen Eislabyrinthes bekannt ist, und nach so vielen vergeblichen Wagnissen, wird man begreifen, weshalb wir unsererseits uns gegen die Projecte und Pläne zu Polarexpeditionen auch in den jüngsten Jahren ganz kühl verhalten und in unseren Lesern nicht Hoffnungen erregt haben, die, unserer Ueberzeugung nach, lediglich auf Täuschung hinauslaufen müssen. — Wir schrieben im August 1857 in unserer Einleitung zu Seybt's deutscher Bearbeitung von „Elisha Kent Kane's zwei Nordpolarreisen“, Leipzig 1857, bei C. B. Lorck, S. XXV, Folgendes:

„Aus den Berichten aller Polarreisenden läßt sich der sichere Schluß ziehen, daß in der Nähe des Landes gelegentlich mehr oder weniger große Strecken offenen Wassers, Waken, sich bilden, die aber allemal von Eis begrenzt werden, welches den Schiffen ein weiteres Vordringen wehrt.“

„Es liegt auch nicht ein einziger Beweis für das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres vor, während alle Andeutungen, Analogien und Beobachtungen darauf hindeuten, daß ein solches nicht existiren könne.“

„Wir wissen, daß im arktischen Ocean an vielen Stellen sich zeitweilig größere oder kleinere Becken offenen Wassers bilden; aber diese sind nicht dauernd und werden zu anderen Zeiten wieder von Eis ausgefüllt. Es ist auf sie keinerlei Verlaß.“

„Deshalb sind auch alle Speculationen über die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen, ganz müßig und die Versuche allemal fehlgeschlagen.“

„Eine zusammenhängende feste Eisschranke, auf welcher man von Süden her mit Hunde- oder Rennthierschlitten beliebig weit fahren könnte, ist nicht vorhanden.“

„Schiffe können ein Meer nicht befahren, das eine unablässige Reihenfolge von festem Eise, Packeis, Treibeis, Eisbergen, Eisfeldern, Scholleneis und offenem Wasser darbietet, und in welchem kein fester Cours eingehalten werden kann.“

„Aller Wahrscheinlichkeit zufolge wird also für uns der Nordpol, gleich dem noch viel unzugänglichern Südpol, mit ewiger Nacht bedeckt bleiben.“

„Ueber den 83. Grad nördlicher Breite ist Niemand hinausgekommen.“

**Karl Andree.**

---

# Eine vergessene Stadt in Südfrankreich.

[Aiguesmortes in Languedoc.]

Von **Dr. Fritz Ratzel.**

Das herrliche Ländergebiet, welches von den Alpen zum Ocean und von dem niederdeutschen Flachland bis zum Mittelmeer sich hinzieht, das „schöne Frankreich“, war, obwohl von der Natur ganz eigentlich zu einem centralisirten Staate geschaffen, noch im dreizehnten Jahrhundert weit entfernt davon der Wohnsitz einer einzigen Nationalität*), ein Staat im modernen Sinne zu sein. Wohl begann in den centralen und nördlichen Theilen der Kern, um den einst die übrigen Stücke kraft natürlicher Anziehung sich ordnen sollten, sich mächtig zu entfalten, und während das deutsche Reich mehr und mehr dem staatlichen Zerfalle entgegenging, wuchs das nordfranzösische Königthum kräftig heran. Aber noch entbehrte es gegen Süden durchaus der wirklich natürlichen und nothwendigen Grenze des Meeres, von der es durch die Besitzungen des Grafen von Provence, des Grafen von Toulouse, des Königs von Arragon und mehrerer kleinerer Herren getrennt war. Daß ein Frankreich ohne Zugang zur Mittelmeerküste nicht die Hälfte von dem sei, was es mit einem kleinen Theil dieser Küste sein könne, das sahen die klugen und energischen Könige, welche zu dieser Zeit die capetingische Hausmacht von Jahr zu Jahr eifrig mehrten, sehr wohl ein. Das Mittelmeer war damals der Ausgangspunkt des ganzen Handels nach Süden und Osten, an seinen Ufern erhoben sich die mächtigsten Seestaaten, in den es umgebenden Ländern, speciell Italien, wurde der wichtigste Theil der europäischen Politik gemacht. Faßte Frankreich an diesem Meere Fuß, so war es mit Einem Schlag eine Großmacht geworden. Nicht wie das deutsche Reich war es dann durch eine schwierig zu passirende Gebirgskette von dem Mittelpunkte des christlichen Europa, von Rom, und von dem Centralpunkte des Handels, des Geldmarktes, der Bildung, Italien, getrennt, sondern es konnte ganz unmittelbar in das Getriebe römischer Politik und italienischen Handels eingreifen und war einer großen Rolle zum voraus sicher, da es dann der einzige stark centralisirte über die kriegerische Tüchtigkeit und die nachhaltige Zähigkeit nördlicher Bevölkerungen zählende unter den Mittelmeerstaaten war.

Als daher 1246 der heilige Ludwig von den Mönchen des Klosters Psalmodi den kargen Fleck Landes kaufte, welcher in seinem Namen Aiguesmortes (Todte Wasser) schon einen Theil seines Charakters ausspricht, war das sicher eine Thatsache von großer historischer Bedeutung. Es liegt dies Aiguesmortes am einen Ende eines fast ganz abgeschlossenen Streifen Wassers, an dessen anderm Ende die Hafenstadt Cette sich befindet. Parallel mit dem eigentlichen Meeresufer und oft nur durch schmale Sandbänke von diesem getrennt zieht dieser sogenannte Etang sich meilenweit hin und steht durch einige enge Canäle hier und dort mit dem Meere in Verbindung. Selten erreicht er bedeutendere Tiefen und ist daher für große Seeschiffe unzugänglich, während dagegen die Küstenfahrer und Fischerböte ihn in Menge befahren. Um Aiguesmortes zu einer Hafenstadt zu machen, bedurfte es daher künstlicher Hülfsmittel, welche freilich einfach genug waren; man erweiterte und vertiefte einfach den Canal, welcher an diesem Orte den Etang mit dem Meere verband, und erlangte dadurch eine vor Stürmen und kriegerischen Feinden gleich gut geschützte Einfahrt, an deren Mündung in den Etang ebenfalls durch Vertiefung ein Hafen geschaffen wurde, dessen Wellen fast bis an die Mauern der neuen

*) Im heutigen Frankreich leben nicht weniger als sieben verschiedene Nationalitäten oder Stämme: Nordfranzosen, Provencalen, Basken, bretonische Kelten, Flamingen, Deutsche und Italiener. Von einer ethnischen Einheit ist also keine Rede; die Einheit ist staatlich-mechanisch. A.

Seestadt hinwogten. Ungeheure eiserne Ringe, welche in die Mauern der Stadt eingelassen sind, konnten ohne Zweifel nur dazu vorhanden sein, die Schiffe zu befestigen.

Schon 1248 war der neugegründete Hafen fähig, jene Unzahl von Schiffen aufzunehmen, welche die begeisterten Helden des siebenten Kreuzzugs unter der Führung Ludwig's des Heiligen in das gelobte Land tragen sollten und welche fast alle von den damals vorwiegend seemächtigen Staaten Venedig und Genua geliefert worden waren. Gegen tausend Fahrzeuge aller Art sollen damals in dem Hafen und in dem Grau du roy (so heißt der Ausfahrtscanal) versammelt gewesen sein. — Auch der zweite Kreuzzug, welchen der fromme König unternahm, ging von dem Hafen Aiguesmortes aus, dessen Name dadurch weit berühmt wurde.

Indessen wie freudig und hingebend auch der König sich diesen frommen Werken widmen mochte, und wie ernst er sie auffaßte, so war er nichtsdestoweniger daneben auch auf die materielle Mehrung seines Besitzes eifrig bedacht. Aiguesmortes sollte nicht allein Kriegshafen und Festung bleiben, es sollte auch zu einem hervorragenden Handelsplatze gemacht werden und dadurch die Fähigkeit erlangen, zum Ausgangspunkte französischer Machterweiterung in den Gebieten des Languedoc und der Provence zu dienen. Wie diese Aufgabe in feiner und erfolgreicher Weise gelöst wurde, das zu schildern ist hier nicht der Ort. Ist es doch auch ziemlich allgemein derselbe Weg, der zu jener Zeit überall zur Erreichung ähnlicher Zwecke diente: den Kaufleuten der concurrirenden Nachbarstädte legte man harte Zölle auf, erleichterte dagegen in demselben Grade die Lasten der eigenen Unterthanen und wendete ihnen allerhand Privilegien zu. Es wurde in unserm Falle vorzüglich das benachbarte Montpellier durch das Aufblühen von Aiguesmortes schwer betroffen und sah seinen einst ausgedehnten Handel fast gänzlich in die neuen Bahnen eintreten.

Festungsthor in der südlichen Mauer.

Dennoch war Aiguesmortes immer eine künstliche, unnatürliche Hervorbringung, und zwar besonders deshalb, weil jene Zeit noch nicht die Mittel besaß, mit verhältnißmäßig geringen Kosten Hafen und Einfahrt vor Versandung zu bewahren. Es kamen im vierzehnten Jahrhundert die Kriege mit England, welche zwar Südfrankreich nicht unmittelbar berührten, aber natürlich die emsige Sorgfalt für die junge Seestadt erlahmen ließen. Und als gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts das trefflich gelegene und mit einem der besten Häfen versehene Marseille an Frankreich kam, war es selbstverständlich, daß man nunmehr in dieser neuen Erwerbung das suchte, was Aiguesmortes nicht zu bieten vermochte.

Haupteingangsthor.

Seit dieser Zeit ist die Stadt verfallen und heute ist sie weiter nichts, als ein von Mauern umgebenes Fischerdorf. Wohl hat der erste Napoleon den Plan gehabt, sie wieder ihrer frühern Bestimmung als Seehafen zurückzugeben, wohl wird auch in kurzer Zeit eine Eisenbahn von Lunel aus neues Leben in die verödete Gegend bringen, aber das alte Aiguesmortes wird sich nicht mehr aus dem Verfall erheben, in dem es seit Jahrhunderten ruht. Eine neue Stadt wird sich an der Seite der alten ausbreiten, und es ist kein Zweifel, daß dieselbe dann dem ehrwürdigen Namen ihrer ältern Schwester neue Bedeutung verleihen wird.

* * *

Wir verlassen in Lunel, dem muskatberühmten Städt-

chen des süßen Weins, den Bahnzug und — mit Verschmähung der baufälligen Diligence, welche täglich zweimal den Weg von Lunel nach Aiguesmortes macht — verfolgen die Landstraße, welche unmittelbar vom Bahnhof aus durch den wenig freundlichen Ort uns unserm Ziele entgegenführt. Durch ununterbrochene Rebpflanzungen, welche der Gegend keineswegs zum Schmuck gereichen, kommen wir nach dem schönen Dorfe Marsillargues, das einen wahren, mit herrlichen Platanen bepflanzten Boulevard aufweisen kann, und dann an mehreren einfachen, meist im undefinirbaren Stil und unbegreiflichen Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gebauten Herrschaftssitzen vorüber. Wieder folgen ausgedehnte Weinfelder, zwischen denen sich nun schon einzelne sumpfige Stellen zeigen, und wenn wir das Dorf St. Laurent hinter uns haben, dehnt sich vor unseren Blicken ein flaches, weites Land aus, aus dessen braungrünem, trübem Grunde stagnirende Tümpel und Gräben melancholisch hervorleuchten.

Hatte die Gegend bis hierher ganz den nüchternen, prosaischen Stempel getragen, der all diese wald- und wiesenlosen Weingegenden des Languedoc kennzeichnet, so drängt sich nunmehr hier das Ungewöhnliche und poetisch Eindrucksvolle mit um so größerer Macht und Entschiedenheit auf. Je weiter man der Landstraße gegen Südosten hin folgt, desto ausgeprägter wird der Haide- und Sumpfcharakter. Immer flacher wird der Grund, immer kürzer werden die sauren Graspflanzen, immer brauner die Tümpel und Gräben, und fern am Horizonte scheint ein bläulicher, verschwimmender Streif das nahe Mittelmeer anzudeuten. Das Leben scheint hier zu schlafen, und die wackelnde Eilkutsche, welche langsam hinter uns her humpelt, so wenig als der träge dahinschwimmende Wasserkäfer oder der mit

Luginsland.

Spähscharte.

Tour de Constance mit dem Leuchtthürmchen.

schweren Flügelschlägen sich erhebende Reiher vermögen es, dem Bilde eine lichtere Farbe, einen lebendigern Ton zu geben. Nie habe ich ein so vollkommenes, harmonisch gestimmtes Haidebild gesehen, wenn nicht etwa auf einer Rembrandt'schen Radirung; in der Natur trat mir ähnlich Großartiges weder in Deutschland noch in Frankreich anderwärts entgegen. Als treffliche Staffage dienen die spärlichen Ruinen der Abtei Psalmodi, welche links auf einer kleinen Erhöhung sich erheben, und von besseren Zeiten zu erzählen scheinen, welche diese Gegend einst gesehen.

Wenn wir etwa 6 Kilometer in dieser Landschaft marschirt sind, bietet sich ein neues überraschendes Bild. Ueber den Sumpf zieht sich die Landstraße auf steinernem Damme hin und am Ende dieses letztern müssen wir durch das enge Thor eines massiven, drohend aussehenden Thurmes hindurch, des Tour Carbonnière, welcher Aiguesmortes, das wir nun bald erreichen, von dieser Seite her schützte. Es zeigen sich jetzt wieder einige geringe Waldbestände, meist aus immergrünen Eichen bestehend, ohne daß doch der allgemeine Charakter durch sie modificirt würde. Nie verläßt uns die braune Sumpflandschaft und bald sind wir wieder mitten in ihr und sehen Aiguesmortes, das Ziel unserer Wanderung, vor uns liegen. Unversehrt ragen die massiven Thürme mit den gezackten Zinnen aus der hohen Mauer hervor, warnend erhebt sich der Tour de Constance neben dem Thore, und wenn wir dessen schwergewölbten Eingang hinter uns haben, sehen wir wohl erstaunt um, ob nicht ein geharnischter Reisiger mit breitem Schwert und schwerer Hellebarde uns in den Weg trete. Aber nichts von alledem! Was die Mauern und Thürme uns verborgen hatten und was durch sein Verborgensein den Eindruck der alten Festung mächtiger hatte wirken lassen, das bietet sich jetzt den enttäuschten Blicken. Aermliche Häuser, grasbewachsene, enge, gerade Straßen,

bäurisch unschöne Bewohner — das vereinigt sich zu einem Bilde von Verkommenheit und Zerfall, wie man es hinter der stolzen Außenseite nicht gesucht hätte.

Indessen was kümmern uns die ärmlichen Kleinbürger, die hier wie Sperlinge im Adlerneste hausen? Sind sie doch geringfügig genug, um Angesichts der gewaltigen Mauern und Thürme ignorirt werden zu können! Leicht übersehen wir von dem Tour de Constance aus die Festungswerke in ihrem Zusammenhange und vergessen die Häuser, welche das Parallelogramm der Mauern ausfüllen. Ununterbrochen zieht sich die dicke Mauer um die Stadt, und viereckige mit zackigen Zinnen gekrönte Thürme erheben sich aus ihr, meist die engen Thore in sich aufnehmend, welche nach außen führen. In regelmäßigen Zwischenräumen bauchen sich zierliche kanzelartige Luginslande aus und ist die Mauer von hohen, schmalen Scharten durchbrochen, welche einem Manne Raum genug boten, und an der Innenseite steinerne Sitze tragen. Breite Treppen führen von innen auf die Mauer, und die, welche auf die Thürme führen, sehen ihre Ausmündung durch steinerne Vorsprünge geschützt. Neunzehn Thürme sind auf dem nicht bedeutenden Umfange der Mauer zusammengedrängt und mochten allerdings in ihrer festen Bauart und wohlberechneten Vertheilung jener kanonenlosen Zeit als eine fürchterliche Befestigung erschienen sein. Der schon genannte, das jetzige Hauptthor flankirende Tour de Constance trägt ein zierliches, aufgesetztes Thürmchen, welches das Leuchtfeuer enthielt und ebenfalls noch vollständig erhalten ist. Er umschließt ferner zwei über einander liegende, schön gewölbte Säle, in denen zur Zeit der Religionskriege unglückliche Hugenotten gefangen waren. Erst 1763 entließ der Marschall von Beauveau die letzten Gefangenen aus diesem Thurme, wofür er mit der Ungnade des Hofes belohnt wurde! Man muthete diesem Ehrenmanne, damals Gouverneur des Languedoc, zu, zehn der Gefangenen, sämmtlich Frauen, wieder in den Thurm sperren zu lassen, wenn er nicht seiner Würden entsetzt sein wollte! „Der König kann mir wohl die Würden nehmen, die er mir gegeben," rief Beauveau aus, „aber er kann mich nicht verhindern, die Pflichten zu erfüllen, welche Gewissen und Ehre mir vorschreiben." Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, die seit zwei Jahrhunderten nie aufhörenden Einkerkerungen von Protestanten waren damit beendigt. Aber jetzt noch ist es unmöglich, ohne Schauder und Schmerz diese Stätten zu besuchen, welche Zeugen namenloser Körper- und Seelenleiden gewesen sind. —

Wer die Erwartung hegt, in Aiguesmortes, wie man es von Zeit und Ort erwarten könnte, eine „gothische" Festung zu sehen, täuscht sich stark. Die Phantasie einiger Schriftsteller hat freilich die Thürme „mit all den Rosetten, steinernen Pflanzen und Verschlingungen, mit dem phantastischen Gethier und all dem Schmucke gothischer Kunst" geziert. Allein nichts davon ist wahr! Wohl sind über einigen Thoren phantastische Wasserspeier angebracht, wohl tritt dann und wann der schüchterne Anlauf zu einer kunstvollern Console oder einer lebendigern Pfeilerbasis auf, aber dabei bleibt es. Es sind diese Anläufe Dinge, die hinter dem vorherrschend massigen, einfachen Charakter zurücktreten, und die sich nicht allein nicht aufdrängen, sondern welche man sogar geradezu aufsuchen muß, wenn man sie sehen will. Auch tritt weder an den Thoren noch an den fensterartigen Scharten der Spitzbogen ausschließlich auf, sondern es sind ganze Schartenreihen rund oder flach überwölbt, wie auch einzelne Thore Flachbogen mit Spitzbogen combiniren. In architektonisch-decorativer Hinsicht ist daher in Aiguesmortes kaum etwas Bemerkenswerthes zu sehen *). Dafür ist der kriegerische, wir möchten sagen gepanzerte und geschiente Eindruck der ganzen Festung ein um so entschiedenerer und vereinigt sich mit dem außerordentlich trefflichen Erhaltungszustande des Ganzen zur Hervorbringung echt mittelalterlicher Illusion.

Soll ich Ihnen aber sagen, welche Empfindung sich in der alten Stadt mit besonderer Kraft mir aufgedrängt, so daß ich sie nicht mehr vergessen habe? Ein starkes Gefühl von der Fülle des Lebens war es, das mir die abgelegene, verfallene Festung gab. Ich dachte, wie im engen Bezirk dieser Mauern durch Jahrhunderte hindurch ein stilles, ungestörtes Leben sich abspielte, ein Leben, von dem Niemand hört oder liest, und das doch den Mitspielenden so voll von Freude und Schmerz, Genuß und Entbehrung war! Ich mußte auch daran denken, wie viel tausend solcher unbeachteter Lebenskreise es noch auf der Erde giebt, und ich ward mir wieder einmal der Engherzigkeit unseres eigenen Wesens bewußt, das nur sich zu kennen liebt und in den eigenen Gefühlen das Größte zu genießen und zu leiden meint. Man muß das Leben von dieser stillen Seite gesehen haben, um von der Ichsucht enger Existenz ganz geheilt zu werden!

*) Wir nehmen hier die in der Chapelle des pénitents gris befindlichen zwei Basreliefs aus, welche Scenen aus dem Leben Christi darstellen und welche von der Sage deutschen Meistern zugeschrieben werden. Sie sind mit vollendeter Feinheit gearbeitet und tragen bei energischer Charakterisirung, die besonders in der Darstellung der Geißelung treffliche Wirkung hervorbringt, doch jene süße Naivetät, die den Sculpturwerken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in so hohem Grade eigen ist.

# Eine Ersteigung der Sierra Nevada de Merida in Venezuela.

Von **Franz Engel.**

## I.

Nur auf wenigen Punkten der Erde mag es dem Menschen vergönnt sein, ein Naturpanorama zu genießen, wie dasjenige, welches die Stadt Merida und deren Umgebung am Fuße der majestätischen Sierra Nevada dem Auge erschließt. Zugleich mit der großartigen Landschaftsscenerie verbindet die Lage jener Stadt und Umgegend die günstigsten klimatischen Bedingungen für die Gesundheit und das Wohlgefühl des Organismus, wie den üppigen Pflanzenwuchs und die vielseitige Productionskraft einer wechsellos fruchtbaren Erde. Militärischen, gesundheitlichen und culturfördernden Zwecken gleich entsprechend, konnte Juan Rodrigo Suarez keine glücklichere Situationswahl treffen, als er im Jahre 1558 die Gründung der Stadt Santiago de los Caballeros de Merida auf dem Hochgebirge der venezuelanischen Andeskette unternahm. Ringsum von drei Flüssen eingeschlossen, steht die Stadt, die in der gegenwärtigen Re-

publik Venezuela kurzhin den Namen Merida führt, auf einem abgestumpften Bergkegel, 1649 Meter über dem Meeresspiegel; keilförmig in die Länge gestreckt, fällt die Hochebene allseitig schroff ab in die Becken der fließenden Wasser, die ihr Gestein umbranden; ungestüm stürzt der wildbrausende Chama durch sein eng und steil umgürtetes Felsenbett zu den tropisch-heißen Niederungen des Maracaibosees hinab, und unmittelbar aus seinem Grunde, der Stadt gegenüber, thürmt sich die compacte, gewaltige Gebirgsmasse auf, deren höchste Kuppen unter der Last des unbeweglichen Firnes hoch über Stadt und Land und alle Gipfel und Kuppen der mächtigen Alpenketten emporragen. Fünf neben einander gereihete Gletscherkronen, die kein Strahl der Tropensonne mehr zerschmilzt, trägt der gigantische, senkrecht aus den dunkelen Flanken der Gebirgsmasse aufsteigende Granitscheitel; stumm und leblos leuchtet sein glänzendes Diadem durch das lichtblaue, hoch und lautlos über der Erde fluthende Aethermeer, und wirft seinen weißen, kalten Glanz blendend nieder in den Goldgluthdunst der tief unter ihm auf immer grünen Palmen und nimmer entlaubten Wäldern liegenden Tropenatmosphäre.

Von der inselartigen Hochebene aus schweift der Blick nach allen Seiten hin über hohe, näher und ferner gerückte Bergketten, die sich allmälig in weiter Perspective verlieren; nur der wilde Chama wühlt sich einen dunkeln Durchbruch durch die Felsenmauern des vulcanischen Riesenbaues und treibt seine schäumenden Stromwellen durch die benachbarten warmen Thäler Ejidos, wo bereits wieder der dunkellaubige Kakaobaum und das lichtgrüne Blatt der Banane im Angesichte des ewigen Schnees wiederglänzen von dem heißen Golde der Tropensonne; und weiterhin durchrauscht der wilde Strom das malerische Berg- und Thalbecken von Bailadores, die anmuthigen Alpenfelder La Gritas und die bevölkerten, fruchtbaren Landsitze des Rio Mucuties. Die ganze Länge seines Laufes begleitet eine Kette eisiger Paramos, üppiger Fruchtthäler und lieblich und erhaben mit einander wechselnder Landschaften, die sich überall sympathetisch an die Sohle des flüchtigen Wanderers heften und ihn einladen, hier Hütten zu bauen.

Im Nordwesten der Stadt, gegenüber der erhabenen Sierra Nevada, steigt — ein freundliches Gegenbild — wenig steil die Otra Banda an; auf ihr hat die Bodencultur Meridas ihren Sitz genommen, und wo die Cultur ihren Boden nicht berührt, kleidet ihn das wechsellose Frühlingsklima in einen lieblichen, nimmer welkenden Blumengarten ein. Durch die Blumenterrassen der sanft ansteigenden Höhe schlingen sich schmale und breitere, von Palmen und Baumfarren malerisch durchsetzte Busch- und Waldbosquets, bis die freundlichen Alpengärten allmälig den dünnen, eisigen Aetherstrom der gegenüberliegenden Schneezinnen der Sierra Nevada erreichen, erblassen und veröden, und sich endlich frostig und trübselig mit einigen dürftigen Gräsern und Kräutern um den Páramo Conejo anlegen.

Mitten in diesem Ringe freundlich-sonniger und kalt-majestätischer Landschaftsgebilde liegt, wie ein eingefügtes Kleinod, auf dem erhabenen Piedestal der Hochebene hoch über dem schäumenden Gischte brandender Stromwellen Merida, die Perle der venezuelanischen Andes. Wenn der erste Morgenschimmer die Spitzen der Berge rosig überduftet, dann lüftet die Sierra leise den dunkeln Schleier, darin die Nacht sie eingehüllt, und, wie ein Strahl aus dem Schatten, steigt der Koloß aus seiner Dunsthülle frei und licht empor über das wallende Thal; je mehr sich das glänzende Tagsgestirn seinem Zenithe nähert, desto blendender strömt der Glanz der ewigen Firn aus den blauen Aetherhöhen zurück in den glühenden Sonnenstrahl, der mit feurigem Glanze das Thal der Hesperiden tränkt. Sinkt die Sonne hinter dem weiten Ringe der Berge wieder in ihre purpurnen Abendkissen unter, dann verhüllt der Koloß seine mächtigen Glieder und rückt in seiner dunkeln Vermummung, gleich einer riesigen, schwarzen Schattenmauer, wieder in den nächtigen Gesichtskreis der Stadt und dicht, schroff, unmittelbar an ihre Häuser heran, während der Faltenwurf seines dunkeln Gewandes grell vortritt in das weiße Mond- und Sternenlicht, und senkrecht über der Menschenstirn in einsamer Höhe der weiße, geisterhafte Schein des Eiskrystalles den tiefdunkeln Azur des nächtlichen Himmelsgewölbes durchfließt.

Drangvoll strebt der Menschengeist zu jener einsamen, geheimnißvoll über das Leben der Erde emporgehobenen Lichthöhe hinauf, und eine ruhelose Sehnsucht und Anziehungskraft zu jenem wahrnehmbaren und doch übersinnlichen Phänomen der Natur erfüllt das Gemüth. Auf der Plaza zu Merida macht sich in späten Stunden, wenn das Nachtgestirn sein weißes, reines, magisch ergreifendes Licht über die Erde ausströmt, jener Drang und Zug, jenes Hinüberströmen des innern Wesens zu der einsamen, geheimnißvollen, lautlosen Lichthöhe mächtig geltend.

Doch die Ausführung seiner Pläne und Absichten sieht der Reisende in jenen Tropenländern immer weit hinausgeschoben, und, je ungestümer er sie erstrebt, um so langsamer nur kommt er ans Ziel. Nur sehr theilweise, allmälig, mit Einsetzung aller Kräfte überwindet er die endlosen Hindernisse, die sich seinem Willen entgegensetzen, denn seine Motive finden kein Verständniß und keine Sympathie in der indolenten, nur dem Augenblicke und dem Genusse der Gegenwart lebenden Bevölkerung des so reich von der Natur bevorzugten Erdgürtels; — und gar erst, wenn in den Augen der Leute etwas Außergewöhnliches, vielleicht Absurdes, Verwegenes oder gar Verrücktes begehrt wird, wie z. B. die Besteigung einer Gebirgsregion, die den sichtbaren Stempel der Erstarrung an sich trägt.

Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen, eingegangenen und wieder zurückgenommenen Versprechungen blieb endlich doch Antonio, ein kräftiger, beherzter und aufgeweckter Halbindianer, der mich auf allen meinen Excursionen ringsumher begleitet, mir treu zur Seite stehen, und mit ihm und meinem Diener Telesphoro, einem unbrauchbaren und schlaffen Mestizen, wurde die Besteigung der Sierra Nevada beschlossen und ausgeführt. In der frühen Morgenstunde des anberaumten Tages setzten wir drei uns von meiner Wohnung aus in Bewegung; das Saumthier trug die Decken, Geräthschaften und Lebensmittel, und auf dem kleinen magern, doch muthigen Sattelpferde tummelte ich mich auf dem grünen Plan fröhlich, frisch, und glücklich in der Erwartung großartiger Genüsse und wissenschaftlicher Bereicherung in die lachende Sommermorgenlandschaft hinein. Sein funkelndes Farbengeschmeide tauchte der Morgenstrahl des ewigen Frühlings in den tropfenden Thau der schwankenden und kletternden Gräser und Blätter; alle Zinnen und Zacken der Berg- und Hügelketten leuchteten wie Riesendiamanten an dem Kopfputze der geliebkosten Erde, und jede wild aufspritzende Schaumwelle des brausenden Chama zerfloß wie ein Perlenhauch unter den weichen Küssen der spielenden Morgenwinde. Im Busche schrie und zwitscherte die muntere Gesellschaft der Ufervögel, aus hohem Walde nieder tönte, weithin hallend, der melodische Morgengruß des Tukan, und aus versteckten Gründen schlug ernst-feierlich ein langgedehnter Orgelton und dann wieder der tönende Hauch eines wehmüthig-klagenden Gesanges ergreifend an das Ohr. Verjüngt und wunderbar gekräftigt steigt das Wesen aus solcher fröhlichen, farbevollen Naturstimmung empor, in die es, von freier, frischer Wanderlust getragen, sich ganz versenkt; und um so reiner und lauterer schöpft es aus dem beseligenden

Quell, wenn Mannesthat und -Kraft sich solchen Genuß mit idealen Zwecken und Zielen erkauft.

Von den Straßen Meridas erscheint die Sierra mit wenigen Sprüngen erreichbar; doch ihre Entfernung beträgt bis zu dem Punkte, wo jenseits der Flußschlucht der Weg anzusteigen beginnt, über eine Legua. Zunächst fällt der Weg steil ab in das tiefe Felsenbett des Chamaflusses; jenseits desselben durchläuft er eine allmälig ansteigende Ebene, die von mehreren kleinen Bächen und Zuflüssen durchrieselt und von kleinen Waldungen, Gestrüpp und Culturfeldern durchschlungen ist. Die Ebene verengt sich keilförmig bis zu einer tiefen, dunkeln Waldschlucht, und von dort aus steigt der Weg ununterbrochen in schmalen Spiralwindungen steil bergan. Um die compacte Gebirgsmasse legt sich ein dichter, dunkler Waldgürtel, aus welchem, etwa auf der halben Höhe zu den Schneekuppen, der Gebirgskörper nackt und frei hervortritt. Selten oder nie dringt ein menschlicher Fuß in das Innere dieses wilden, unzugänglichen Waldgürtels ein, der von tiefen, düsteren Schluchten, von gespaltenem Gestein und brausenden Bergwassern viel durchklüftet ist, durch die Lücken, die in seinen Grund gewühlt, fest und dicht gegen das Licht des Tages überwölbt; er hütet Schätze von Nutzhölzern, Heilrinden, werthvollen Harzen, Wurzeln und Früchten, deren rauh und feindselig umhegten Besitz ihm die Speculation der Menschen noch nicht streitig macht. Durch den dunkeln Laubschatten schlingt sich die duftige Orchisblume; auf schwarzen oder hellbraunen Stämmen wiegen baumartige Farren ihre leichten, großblätterigen Laubkronen, wie sie so leicht, so zart, so luftig-schwebend und ätherisch-verkörpert kein zweites Pflanzengebilde, auch nicht die Palme, auf ihrem Stamme trägt; prachtvoll blau-violette Blumen schmücken den Melastomenbaum, und gleich Blutstropfen legen sich seine dunkelrothen Blätter auf das saftige Grün der Bananen. Weiter hinauf hüllt der Chinabaum den röthlichen Metallschimmer seines Laubes in einen schneeigen Flaum von großen weißen, würzig duftenden Blumen, streifen die feuchten Nebel das Greisenhaar, womit das silbergraue Bartmoos — die Tillandsia — die gebückten und gekrümmten Aeste und Stämme des allmälig verkrüppelnden Hochwaldes überkleidet.

Die kleinen Pächter und Grundbesitzer des Unterlandes besitzen auf den kalten Savannen des Hochgebirges größere oder kleinere Flächen Weidelandes, wo sie neben dem Feldbau der warmen Zone eine mehr oder minder ausgedehnte Rindviehzucht betreiben oder betreiben lassen. Eine einzige, halb zerfallene Hütte aus gestampftem Lehm und Savannenstroh nimmt den Hatero oder Vaquero (den Senner, Hirten) in der kalten, rauhen Bergregion auf, der nach den frei im Savannengras umherweidenden Rindern sieht, die Kühe melkt, die Käse bereitet und sie trocknet in dem Rauche seines Herdfeuers. Wie auf der Schweizer- und Tiroleralp haust er in der blauen, einsamen Höhe allein in voller Freiheit und Abgeschiedenheit mit sich und seiner verwilderten gehörnten Herde; nur ist der Senner des tropischen Amerika nicht gezwungen, seine Rinder nach kurzen Sommermonden wieder hinabzutreiben in das geschützte Thal. Wie herbstlich rauh und kalt auch da oben die Stürme sein winziges Strohdach schütteln, so verdrängt doch den ewigen Herbst kein Winter, der sein Savannengras unter Eis und Schnee begrübe. Das ganze Jahr findet ihn, mit kurzen Unterbrechungen, dort oben auf der einsamen, kalten, von Nebeln umballten, hoch über der heißen Tropenerde thronenden Savannenalp, elendiglich gebettet, gekleidet und genährt; denn durch die Löcher und Fugen der dünnen, lockeren Lehmwände seines Rancho*) zieht der eisige Hauch des Paramo, und kaum wachsen ihm an dem tiefern Südabhange seiner Berge einige kümmerliche Feldfrüchte, die er zu seinem Käse verspeist und als Brot in die Milch brockt. Dennoch aber strahlt aus seinen Augen Frische, Kraft, Gesundheit und Selbstvertrauen; er beneidet den Bewohner der Hesperidengärten unter seiner Sohle nicht um den heißen, fruchtzeugenden Sonnenstrahl, nicht um die weiche, schaukelnde Hängematte, die ihn in vage Traumesschwelgerei einwiegt, wenn sich draußen Mäuler und Pferde vor den brennenden Pfeilen der senkrechten Sonne unter dem dunkeln Schatten des Mangobaumes zusammendrängen. Die elende, rauhe, entbehrungsreiche, aber mannhafte, kernige, nervenstählende Lebensweise wird und ist ihm Genuß; und wenn er einmal sein hartes Lager verlassen — sei es, daß die Savanne verdorrt, oder das Wasser ausgetrocknet, oder der Rancho vom Sturm hinweggefegt ist —, so jubelt er wieder fröhlich auf, wenn er abermals auf seiner Alp steht, und von der hohen Cumbre hinabschaut von Thal zu Thal, bis auf den tiefen Grund, wo den dunkeln Kakaobaum und das lichtgrüne Blatt der Banane der glühende Gold- und Purpurdunst der Tropenatmosphäre umwallt.

In einer Zuckerrohrpflanzung am Fuße der Sierra Nevada erhielten wir Auskunft, daß die Sennhütte, in welcher wir unsern Aufenthalt nehmen wollten, zur Zeit von dem Eigenthümer selbst und seinen beiden Töchtern, die den Hato verwalteten, bewohnt sei, und unserer Aufnahme nichts entgegenstehen werde; zugleich erhielt ich die Erlaubniß, mein Sattelpferd hier unten einstellen zu dürfen, da ich den steilen Bergpfad lieber zu Fuß besteigen, als mich von meinem Pferde hinaufschleppen lassen wollte. Ich liebte es nie, mich auf dem Rücken keuchender Thiere behaglich einzurichten, da mir Mitleid und Sorge um dieselben mehr Unbehaglichkeit verursachten, als die eigene Anstrengung und Ermüdung. Der Creole hingegen besitzt eine unglaubliche Gemüthsruhe in dem Sattel seines gequälten Thieres; er sitzt so lange darin fest und bohrt so lange die Sporen in die Weichen, bis das Thier zusammenbricht, und auch dann steigt er noch nicht ab, sondern wartet, bis das Thier wieder einige Schritte weiter stolpert. Von Kindheit an sitzen die Männer zu Pferde, doch ist keiner von ihnen ein eleganter Reiter.

Um die Mittagsstunde wurde auf dem schattigen Waldpfade an einem munter sprudelnden Bache Halt gemacht; Telesphoro breitete das zuvor bereitete Frühstück auf ein Gedeck von Farrnblättern über der Erde aus; der kühle Schatten, der gesunde Appetit, die frohe Laune, die erfrischende, wohlthuende Waldumgebung verliehen dem einfachen Frühstück eine höhere Würze und Tafelfreude, als Festgelag und Prunkgemach. Kalt und durchsichtig, wie die Luft der Berge, rieselte das Wasser der Schneequellen über die Hand, und sein Trunk goß neue Kraft und neues Leben in den erhitzten und angestrengten Organismus. — Der von Menschenhand gebahnte Weg fand hier an dem Lagerplatze ein Ende; seine Weiterführung zu den Bergsavannen hinan war den thätigen Schaufelwerkzeugen der herabstürzenden Regenfluthen überlassen worden; dieselben hatten durch die Dammerdeschicht des steilen Abhanges eine drei bis vier Ellen tiefe und kaum mehr als eine Elle breite Rinne im Zickzack ausgewaschen. Man folgt dieser tiefen, schmalen Regen- und Wasserfurth bis zur Baumgrenze hinauf; Sonne, Mond und Sterne werfen niemals einen Licht- und Wärmestrahl in die dunkele, hohle Gasse, so daß der schlüpferige, aufgeweichte Lehmgrund nur durch den kalten Luftzug, der durch diese halb unterirdische Röhre, wie durch einen Ofenzug, die Ausgleichung der untern warmen mit der obern kalten Luftschicht vermittelt, etwas aufgetrocknet wird. Dennoch aber flüchtet sich nicht alles organische Leben aus dieser Gruftatmosphäre;

*) Jeder hüttenähnliche, halb offene, leicht aufgeführte, mit Stroh gedeckte Wohnraum.

Moose und Flechten, an den lichteren Stellen auch einige bleichsüchtige Farrn, umspinnen die lichtlosen Lehmwände mit dünnen, blaßgrünen Fäden, und hin und wieder saugt sich an den rothen, kalt-nassen Thon noch eine Schnecke fest. Nicht ohne Mühe und Anstrengung windet man sich durch diese aufgeweichte Erdmulde hindurch; das keuchende Saumthier stürzte mehrmals und war auf dem schlüpferigen, steilansteigenden Grunde schwer aufzubringen; hier und da hatte auch ich selber einen Abdruck meiner Formen in dem aufgelösten Minerale zurückgelassen und ebenfalls einen getreuen geognostischen Abdruck auf meiner Kleidung mit mir genommen.

Mit aufsteigender Höhe verändert sich die Waldphysiognomie mehr und mehr, und um so schroffer treten die Uebergänge aus dem einen Gestaltungscharakter in den andern hervor, je höher sich der Boden über den Meereshorizont erhebt. Die Temperatur kühlt sich in paralleler Steigerung mit dem Vegetationswechsel ab; das Landschaftsgebilde schmiegt sich in Form, Farbe und Bodenbekleidung, in den Licht- und Luftspiegelungen immer mehr dem Charakter der kalten Zone — der tierra fria — an. Allmälig schwindet jedes Anzeichen einer Bodencultur; der gesättigte, feurige Schimmer und Farbenduft einer wärmer athmenden Atmosphäre erblaßt und verflüchtigt sich, die Dimensionen der Pflanzenorgane verkürzen sich, die Massenhaftigkeit des Pflanzenwuchses klärt und lüftet sich und wird ergänzt durch die Mannichfaltigkeit und den Formenreichthum der verkürzten Organismen. Der Wald steigt aus der Region der sonnigen Lüfte von seinen hoch emporstrebenden Stammsäulen hernieder, und neigt sich mit gekrümmten, geknoteten und des stolzen Charakters beraubten Wuchse der wärmenden Erde zu, weil die Region der Lüfte kalt und frostig geworden. Der glühend-pochende Pulsschlag der Tropenzone — der tierra caliente — läuft ruhig, leidenschaftslos, kühl und langsam durch die Lebensadern der kalten Zone; der heiße Schmelz und Gluthdunst des südlichen Auges weicht dem stillen, sanften, wasserfeuchten Blau nordischen Blickes; die Sonne buhlt nicht mehr mit glühender Gewalt um den schwelgerisch-hingegebenen, in üppigen Reizen prangenden Schooß der Tropenerde, sondern ein zurückhaltender, von blassen Nebelschleiern verhüllter Schooß fängt ihre flüssig-leichten, gluthentbundenen Strahlen auf; minder ungestüm, minder drang- und gluthvoll bringt die empfangene Frucht ins Leben, wenn auch sie freilich immer noch eine wechsellose Dauer an sich trägt. Der Riesenbaum wird Zwergbaum, wird Strauch; der Strauch wird Staude, wird Grashalm; der Grashalm wird Moos, das Moos weicht der Flechte. Tief unten, im feurigen Scheine des Tropensonnenstrahles, träumt die stolze Chaguarama, die Königin der königlichen Palmen, unter den heißesten Himmelsküssen von ewiger Blüthe und ewiger Frucht; zu ihr hinab blickt aus einem gemilderten, feuchten, in Nebelgrau und Himmelsblau wechselnden Frühlingsklima die Cordillereneiche und der rothschimmernde Chinabaum. Hoch über dem Chinabaum streut der Romero und Manzanitostrauch den würzigen Duft seiner grellen, hellleuchtenden Blumen in den dünnflüssigen, kühlen Bergesäther, und nicht mehr dringt ihr Duft in die Grabesstille des lebenentblößten, einsamen Gesteines der erzigen Schneegrenze, wo kaum noch ein verirrter Grashalm oder der Thallus einer Flechte den lautlosen, geisterhaften Luftstrom spürt, der die äußersten Erhebungsspitzen der erstarrten Auswurfsmassen des glühenden Erdschooßes streift. Ebenso wie Gestalt, wie Wärme, wie Farbe, wie das Leben zerrinnt, so stocken und verstummen endlich auch die Athemzüge und Lebensstimmen der Schöpfung; Schweigen legt sich um die Creatur, und hoch über den buntgeschmückten Savannen, wo auch der letzte Schmetterling und der letzte, honignaschende Colibri verschwinden, breitet in dem lautlosen, einsamen, dünnen, eisigen Aether nur noch der Condor seine Riesenschwingen aus. Wenige Schritte, und eine kurze Spanne Zeit und Raum führen an dem Auge die physische Erscheinungswelt vieler, vom Aequator bis zum Polarmeere ausgedehnten geographischen Breitegraden vorüber.

---

# Zur Racenfrage.

## Die angebliche Verwandtschaft zwischen Chinesen und Hottentoten.

Von dem anthropologischen Theile der österreichischen „Novara-Reise“ ist uns soeben der dritte Band zugekommen. Er enthält die „Ethnographie“, welche von Dr. Friedrich Müller (Professor der orientalischen Linguistik an der Wiener Universität) ganz vortrefflich bearbeitet worden ist. Wir werden auf diese gründliche Arbeit gelegentlich näher eingehen; sie verdient schon ihrer Gediegenheit wegen volle Beachtung. Heute wollen wir nur hervorheben, daß Dr. Müller nicht in die Einseitigkeiten verfällt, welche man sonst an den ethnographischen Arbeiten mancher Sprachforscher bemerkt. Er betrachtet die Völker naturwissenschaftlich; er erörtert das Verhältniß zwischen Sprache und Race sehr gut, und ein Gleiches ist der Fall mit dem, was er über Abgeschlossenheit und Unveränderlichkeit der Race bemerkt. —

Aufmerksame Leser des „Globus“ werden sich erinnern, daß wir in den letzten Monaten uns einige Male gegen die, irren wir nicht, zuerst von Lepsius aufgestellte Hypothese einer nahen Verwandtschaft zwischen — den alten Aegyptern und den Hottentoten ausgesprochen haben. Auch Dr. Müller verwirft diese phantastische Annahme. Er sagt (S. 94): „Offenbar wurden die Sprachforscher zu dieser höchst sonderbaren Ansicht durch Uebereinstimmung einiger Pronominalelemente veranlaßt. Wie wenig selbst vom sprachlichen Standpunkte für die Richtigkeit derselben spricht, und wie himmelweit der Bau der Hottentotenidiome und die ägyptischen von einander verschieden sind, das ist in der linguistischen Abtheilung dieses Werkes (— dem zweiten Bande, der uns noch nicht zugekommen ist) zur Genüge nachgewiesen worden. Vom anthropologischen Standpunkt aber läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als der Aegypter mit seinem ebenmäßigen Körperbau, der ovalen Kopfform, den mandelförmig geschnittenen, nahe an einander liegenden Augen, der schönen Nase, dem schlichten, reichen Haare, dem fleischfarbenen Colorit, — und der Hottentote mit seinen nicht immer proportionirten Gliedmaßen, dem gestreckten Kopfe, den kleinen weit abstehenden Augen, der winzigen Nase mit großen Löchern, dem büschelartig wachsenden, zerzausten Haar und dem schmutzigen Ledercolorit. Wir müssen diese Hypothese um so heftiger bekämpfen, als sie in verschiedenen Werken mit

großer Entschiedenheit vorgetragen wird und neue Hypothesen auf Grund derselben aufgebauet werden.

Man kann den Gegensatz zwischen Aegyptern und Hottentoten nicht treffender und kürzer schildern, als hier Dr. Müller gethan; das ist Alles so concinn gefaßt, als ob Linné selber es gesagt hätte. Aber wenn einige Linguisten zu der Abspurigkeit gekommen sind, eine Verwandtschaft zwischen Aegyptern und Hottentoten anzunehmen, so giebt es noch eine zweite Hypothese, die wo möglich noch absurder ist. Wir wissen nicht, ob Herrn Dr. Müller schon zwei Abhandlungen J. Lamprey's bekannt waren, die wir in den Transactions of the Ethnological Society of London 1868, Vol. VI, S. 101 bis 108 und 183 bis 187 finden. Die eine führt den Titel: A contribution to the Ethnology of the Chinese, die zweite Ethnology of the Chinese.

Lamprey ist Arzt. Wir erfahren von ihm die überraschende Neuigkeit, daß die Hottentoten Chinesen, und die Chinesen eigentlich Hottentoten sind! Der oben erwähnten Hypothese zufolge müßten natürlich auch Chinesen und — Aegypter stammverwandt sein. In solche Labyrinthe verrennt sich die Hypothesenjägerei!

In der zuerst genannten Arbeit sagt Lamprey: „Ich möchte kaum annehmen, daß die südafrikanischen Hottentoten, deren Schädel einige Aehnlichkeit mit dem typischen Chinesenschädel aufweist, als Ueberbleibsel einer chinesischen Colonie (!!) betrachtet werden dürften, welche sich dort in uralter Zeit etwa in ähnlicher Weise niedergelassen haben könnten, wie jetzt die Inder und Araber an der Ostküste Afrikas zu thun pflegen." An die Gründung einer chinesischen Colonie im dürren Lande der Hottentoten zu denken und von einer zufälligen Ansiedelung in den Urzeiten ganze, durchaus eigengeartete Völkerstämme abzuleiten, ist zwar wunderlich genug; auch setzt die Hypothese voraus, daß jene Region vor der chinesischen Colonie ohne Bewohner gewesen sei, und daß die Chinesen, um das Wort einmal zu gebrauchen, eine „Transmutation" erlitten hätten, um zu schnalzenden Hottentoten, zu einer Caricatur der Chinesen umgewandelt zu werden.

In der zweiten Abhandlung kommt Herrn Lamprey die Nüchternheit abhanden, und nicht minder die Logik. Er bekommt einen Hottentotenschädel von einem Freunde, der auch einen Hottentotenschädel besitzt. An beiden findet er eine „ganz auffallende Aehnlichkeit mit chinesischen Schädeln, namentlich denen aus Canton". Dann bemerkt er aber sofort: „Der Hottentotenschädel hat offenbar nicht dieselbe Capacität, wie der chinesische Schädel, denn er ist sehr gedrückt und sehr länglich, und deutet vielleicht auf einen niedrigern Typus der Intelligenz." Also, der Hottentotenschädel hat mit dem chinesischen eine „auffallende Aehnlichkeit", ist aber ganz anders gestaltet!

Dann wird der Phantasie des alten Barrow erwähnt, welcher, gleich einigen anderen Reisenden, „eine gewisse Affinität" zwischen Chinesen und Hottentoten gefunden haben will. Es sei möglich, daß in grauer Vorzeit ein Handelsverkehr zwischen China und Südostafrika bestanden haben könne; — aber welche Waare hätten denn die Chinesen in einem von Menschen entblößten Lande zu holen oder zu verkaufen gehabt? Weiter. Das obere Augenlid manches Hottentoten gleiche jenem der Chinesen. Die physischen Merkmale beider stimmen mit einander fast in all und jeder Hinsicht überein: in der Gestalt ihrer Personen, der Kleinheit der Gliedmaßen und Extremitäten, ihrer Stimme, ihrer Art zu sprechen, in ihren Gemüthsanlagen (Temperament), Hautfarbe, Antlitz und der eigenthümlichen Stellung des Auges, „die warscheinlich von — tartarischem oder scythischem Ursprunge herzuleiten ist"! Ein Hottentot, welchen Lamprey zum Begleiter hatte, sah seinem chinesischen Diener in Canton so ähnlich, daß er jenen unwillkürlich mit dem Namen des letztern anredete! Freilich sei das Haar ganz anders, „aber lediglich und allein nur dieses". Von den Schnalzlauten, dem Fettpolster, der Hottentotenschürze und dergleichen Sachen erwähnt Lamprey nichts, er weiß aber, daß Chinesen und Hottentoten „auch psychisch einander sehr ähnlich sind. Der Hottentot hat in Aneignung und Combinirung von Vorstellungen eine eben so große Fähigkeit wie die Chinesen; sein Nachahmungstalent ist eben so groß, nur muß man den Unterschied, welchen die Erziehung bewirkt, in Anschlag bringen." Wenn die Chinesen heute eine ganz andere Sprache reden als die Hottentoten, so kommt das, Herrn Lamprey zufolge, einfach daher, „daß die einsilbige Sprache der Chinesen fortwährenden Aenderungen unterworfen ist und daß die Südafrikaner keine geschriebene Literatur haben." —

Es hält schwer, mehr Absurditäten auf einmal vorzubringen, als hier Lamprey thut. Wir wollen als Gegensatz die Charakteristik mittheilen, welche Dr. Müller giebt.

„Die Statur der Hottentoten variirt zwischen $4\frac{1}{2}$ und $5\frac{1}{2}$ Fuß. Der Bau des Rumpfes, besonders des Beckens, ist stark; dagegen sind die Extremitäten schwach und zart. Die Schädelbildung ist länglich, besonders das Hinterhaupt ist beträchtlich nach rückwärts gezogen. Die Stirn ist klein, gewölbt und vorstehend, dagegen das übrige Gesicht platt. Die kleinen Augen stehen weit von einander ab und liegen in tiefen Höhlen verborgen; die Nase ist auffallend klein und wenig vorspringend, die Nasenlöcher aber sind groß. Die Backenknochen sind stark hervorstehend; das Kinn ist schmal, lang und spitz. Die Lippen sind etwas aufgeworfen. Das Haar ist rauh, grob und wenig gekräuselt; es wächst in getrennten Büscheln auf dem Kopfe, welcher dadurch das Ansehen einer alten zerzausten Bürste darbietet. Bart und Behaarung am Körper fehlen entweder ganz oder sind ungemein schwach entwickelt. Hautfarbe gelblichbraun, heller wie beim Kaffer, mit einem röthlichen Anflug im Gesichte."

Den Typus des Chinesen schildert Dr. Müller in folgender Weise: „Er ist der sogenannte mongolische; die Gestalt mittelgroß, gut gebaut, etwas schwächer als die des Europäers, mit einer Neigung zum Fettwerden. Die Frauen sind klein und zierlich. Das Gesicht ist rund und platt, die Backenknochen sind hoch. Die Nase ist klein und etwas eingedrückt. Die Augen sind klein, schräg geschnitten und schwarz, die Lippen fleischig, aber nicht wulstig. Das Haupthaar ist grob, schlicht, schwarz und glänzend; der Bartwuchs schwarz; meistens findet sich nur der Schnurrbart und ein schwacher Anflug am Kinn; die Behaarung am übrigen Körper mangelt ganz. Farbe der Haut gelblich, mit einem Stich ins Bräunliche. Frauen, welche sich der Luft wenig aussetzen, bekommen einen krankhaft weißen Teint, die Männer dagegen sind stets etwas dunkler gefärbt. Im Süden wird die Hautfarbe schwärzlich, etwa so wie bei leberkranken Individuen im Süden Europas. In der Jugend, etwa vom 15. bis 20. Jahre, ist der Chinese oft von hübschem, einnehmendem Ansehen; dagegen wird er nach erlangter Geschlechtsreife in der Regel häßlich, da die breiten Backenknochen hervortreten."

Lamprey findet auch in den geistigen Eigenschaften beider Völker große „Uebereinstimmung"; aber, gerade im Gegentheile: die Verschiedenheit kann nicht größer sein, als sie wirklich ist. Wir stellen Dr. Müller's Schilderungen neben einander.

„Hottentoten. Als die ersten Europäer am Cap der Guten Hoffnung erschienen, waren sie Viehzüchter; erst später, nachdem sie von den Weißen in ihren Subsistenzmitteln beschränkt worden, griffen sie zum Jägerleben. Den Landbau scheinen sie niemals gekannt zu haben und treiben

ihn auch jetzt nur in den seltensten Fällen. — Ein wesentliches Merkmal der Hottentoten ist ihre geringe Energie und maßlose Arbeitsscheu. Selbst der Hunger vermag den Hottentoten nur selten zur Arbeit zu zwingen; er legt sich lieber hin und sucht denselben zu verschlafen. Hand in Hand mit der Faulheit geht ein starker Hang zu berauschenden Genüssen. Die Hottentoten sind leidenschaftliche Freunde des Rauchens, wozu in der Regel der wilde Hanf allein oder in Verbindung mit Tabac verwendet wird. Hat einmal der Hottentote von berauschenden Getränken genossen, so gewöhnt er sich bald an dieselben und wird mit der Zeit ein unverbesserlicher Trunkenbold. Merkwürdig ist sein inniges Verhältniß zur Thierwelt. Er verehrt mehrere Wesen derselben und wendet ihr, wie seine zahlreichen Thierfabeln beweisen, überhaupt eine große Theilnahme zu."

Nun die Chinesen. „Die Grundzüge des chinesischen Charakters sind Nüchternheit und Ruhe. Damit Hand in Hand gehen vorwiegende Entwickelung des Verstandes und Mangel an schöpferischer Phantasie. Aus diesen Anlagen erklärt sich die in jeder Richtung zu Tage tretende Stagnation des Chinesen. Die Gesellschaft, in welcher er lebt, beruht immer noch auf denselben Grundlagen, wie vor tausend Jahren; die Wissenschaft, welche er cultivirt, bringt im Wesentlichen immer dieselben Resultate hervor. Die Erfindungen, welche durch die Bedürfnisse einer höhern Cultur geweckt werden, sind noch immer dieselben, wie zu jener Zeit, als man sie machte. Das Vorhandene erscheint dem Chinesen immer als das Beste; für Ideale und Zukunftspläne, und wären sie noch so golden, hat er keinen Sinn. Der Chinese ist unter den Völkern vorzugsweise der Utilitarier. Er ist fleißig, mäßig, betriebsam, nüchtern und immer gleichen Muthes. Er hat nur Sinn für Dinge, welche das tägliche Leben betreffen; Dinge, welche außer demselben stehen, erscheinen ihm durchaus unbegreiflich; deshalb cultivirt er nur jene Künste und Wissenschaften, welche in das tägliche Leben eingreifen. Mit Speculationen über Dinge sich abzugeben, welche nicht in seinem Gesichtskreise gelegen sind, vollends gar mit übersinnlichen Dingen sich zu befassen, hält der Chinese für eine große Thorheit. Diese Richtung auf das Praktische, welche zum allseitigen Verkehre mit Menschen führt, sowie eine Beimischung von etwas Phlegma und eine von Jugend auf sorgfältig geleitete Erziehung bewirken, daß die Rohheit im Chinesen fast ganz verschwindet und aus ihm ein Mensch wird, der sich durch feine, gefällige Umgangsformen auszeichnet. Freilich ist der Chinese seiner geselligen Bildung sich bewußt und läßt dem Abendländer, der in seinen Augen ein roher, ungebildeter Barbar ist, oftmals seine Ueberlegenheit fühlen."

Man vergleiche diese vortreffliche Kennzeichnung beider Typen, wie Dr. Müller sie giebt, und suche, wenn man kann, sich Lamprey's große, überraschende Aehnlichkeit mit den angeblich stammverwandten Hottentoten zu construiren!

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Joachim Heinrich Campe's Entdeckung von Amerika.**

Dieses „Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute" ist jüngst in der einundzwanzigsten Auflage erschienen, „nach den Anforderungen der Gegenwart umgearbeitet von Dr. Adam Pfaff, Professor in Schaffhausen." (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, drei Bände, mit Karten und Illustrationen.) Als ich dieses liebe alte Buch, welches von Campe vor nun 80 Jahren zuerst veröffentlicht wurde, jüngst in die Hände bekam, war es mir, als ob ich wieder in meine frühe Jugend zurückversetzt wäre. Erinnerungen aus den Kinderjahren tauchten auf, die Gefühle, welche der Knabe beim Lesen erst des Robinson, späterhin bei jenem der Entdeckung von Amerika empfand, wurden wieder frisch und lebendig. Wir baueten als Quintaner Robinsonhütten in dem großen Garten Campe's vor dem Augustthore zu Braunschweig; als Quartaner spielten wir eben daselbst abwechselnd Griechen und Trojaner und Spanier und Indianer. Ich weiß noch sehr wohl, daß ich als pappbehelmter Pizarro den Schneckenberg in jenem Garten mit erstürmt habe, ein anderes Mal, in einen Azteken verkleidet, zum Menschenopfer für den Vitzliputzli auserkoren war. Die Opferpriester waren überreich mit Puter- und Hühnerfedern aufgeputzt und schwangen Gartenmesser und andere Waffen über mir, als der Gärtner Beekmann, der uns übermüthigen Knaben bald Vorschub leistete, bald wehrte, wenn wir es gar zu arg in „seinem" Garten trieben, mich rettete. „Ihr sollt hier nicht so dummes Zeug machen, das will ich nicht haben!" Er spielte immer den wichtigen Mann, und hat dem alten Rath Campe bis an dessen Ende treu zur Seite gestanden.

In unseren gegenwärtigen Tagen kann das Publicum sich schwerlich einen Begriff davon machen, welche mächtige und höchst wohlthätige Wirkung die Schriften Campe's im ersten Viertel unseres Jahrhunderts auf die Jugend ausgeübt haben. Das Wohlwollen und das Humane, welches wie ein rother Faden dieselben durchzieht, that den jungen Gemüthern so wohl; die dialogische Form störte uns nicht, wir nahmen an Lotte und den übrigen Kindern lebhaften Antheil und stellten Betrachtungen darüber an, ob sie kluge oder nicht recht gescheidte Fragen gethan hätten. Wir waren nicht selten zu Vieren oder Sechsen beisammen und lasen uns aus dieser Entdeckung vor. Die Kinderjugend war vor vierzig oder funfzig Jahren naiver als heute; das Raffinement der Pädagogen hatte noch nicht so grimmig an ihr herumexperimentirt wie jetzt leider nach „rationeller Methode" so vielfach der Fall ist. Wir durften unbefangen sein, und man ließ uns unsere Jugend genießen. Zu unseren Hochgenüssen gehörte das Lesen der Campe'schen Jugendschriften.

In denselben reflectirt sich durchaus die Anschauung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über die sogenannte Menschheit ziemlich allgemein herrschend wurde. Sehr richtig bemerkt Eduard Vieweg, der Enkel Campe's, als Verleger in einem Vorworte zu der vorliegenden Umarbeitung, daß „Campe's Auffassung der Geschichte noch auf dem Standpunkte der subjectiven Willkür und des abstracten Idealismus stand, welcher in der Geschichte nur das sucht und findet, was seinen Idealen und vorgefaßten Meinungen entspricht."

Joachim Heinrich Campe dachte, lebte, webte und wirkte im Geiste des Philanthropins, über das man heute manchmal lächelt, durch welches aber eine Pädagogik des Wohlwollens ins Dasein gerufen wurde. Das entsprach dem Geiste der Zeit vor hundert Jahren. Die englischen Gefühlsromane, die Schriften Rousseau's, die Entdeckungen Cook's, durch welche die Südsee mit ihrer neuen Welt bekannt wurde; die hinreißenden Schilderungen Georg Forster's über Otaheiti, die Aufklärungsversuche in religiöser Hinsicht, Herder's Schriften &c., das Alles wirkte zusammen, um eine neue geistige Atmosphäre zu schaffen. Es ist bei den Philanthropinen allerdings manche Spielerei mit untergelaufen, aber so viel muß Jedermann zugeben, daß sie mit einem Eifer des Wohlwollens dahin strebten, gute und brauchbare Menschen her-

anzubilden. Sie hatten es auf Humanität abgesehen; sie hielten sich fern von dem Geiste einer finstern, albernen und anmaßenden Orthodoxie, welche heute wieder so schamlos und so frech auftritt.

Compe's Schriften haben weit und breit Segen gestiftet, viele hunderttausend junger Gemüther haben durch sie Anregungen zum Guten und Schönen empfangen; sie haben belehrt und ergötzt. Für die Gegenwart sind sie in Bezug auf Form und Inhalt vielfach veraltet, aber der Kern ist gut. Es war deshalb sehr zweckgemäß, den alten Compe in neuem Gewande nicht bloß der Kinderjugend in die Hände zu geben, sondern auch dem großen Theile des erwachsenen Publicums, welches der Gelehrsamkeit fern steht, aber eine gediegene und belehrende Unterhaltung wünscht. Eine solche wird ihm durch Dr. Pfaff's Bearbeitung der Entdeckung Amerikas geboten. Die Dialoge sind in zweckmäßiger Weise beschränkt worden; sie stören nicht ferner, halten den Gang der Erzählung nicht mehr auf, dienen vielmehr zu einer Art von Ruhepunkt und manchmal auch zu neuem Anspornen der Aufmerksamkeit. Es versteht sich von selber, daß alle neueren Forschungen gewissenhaft benutzt worden sind, und dadurch hat das vorliegende Buch ein ganz anderes Ansehen gewonnen als der alte Campe. Es ist ein altes Haus, immer wohnlich mit den Räumen, die man einmal lieb gewonnen hat, aber es sind viele Reparaturen vorgenommen worden und mancher neue Anbau ist hinzugekommen. So macht das Ganze einen angenehmen Eindruck; es ist sauber, gediegen, ansprechend, und auch der Schmuck der Bilder fehlt nicht. — Der erste Band umfaßt die Geschichte des Columbus; der zweite jene des Cortez; der dritte zumeist die Entdeckungen in Südamerika, sodann auch die Geschichte und die Entdeckungen Sebastian Cabot's, Cortereal's, des Amerigo Vespucci, Magellan's und anderer sogenannter kleinen Entdecker. Die Schreibweise des Buches ist einfach, ansprechend und klar; sie paßt vollkommen für die Gegenstände, auf deren Behandlung es ankam. Ohne Zweifel findet der alte Compe in dieser neuen Gestalt viele Freunde. A.

**Fortschritt am La Plata.** Die argentinische Conföderation, welche unter der Leitung des vortrefflichen Präsidenten Sarmiento zusehends gedeiht, bekam 1858 nur 4658 Einwanderer aus Europa, 1868 aber mehr als 30,000. Unter diesen bilden die Basken aus den französischen Pyrenäen ein beträchtliches Quantum; sie verlassen gern ihre Heimath, um sich der Conscription zu entziehen, und sind am La Plata sehr willkommen. Während der überseeische Handel Frankreichs sonst überall verhältnißmäßig nicht beträchtlich ist, stellt sich am La Plata ein sehr günstiges Verhältniß für denselben heraus, und das kommt zu nicht geringem Theil auf Rechnung dieser Einwanderung. Frankreich schickte 1856 für 27 Millionen, 1867 aber für 88 Millionen Francs Güter nach Buenos Ayres; es importirte aus Argentinien 1856 für 16,740,000 Francs und 1867 schon für 82,400,000 Francs, zumeist Wolle, Häute, Hörner, Talg. — Die Argentina exportirte 1867 Wolle 130,064,963 Pfund. — Die Handelsbewegung von Buenos Ayres (Ein- und Ausfuhr) stellte sich 1867 nach den Zollhausberichten auf 66,679,672 Silberpiaster; da aber die Declarationen des Geldwerthes insgemein möglichst niedrig gestellt werden und da ohnehin einiger Schleichhandel stattfindet, so kann man annehmen, daß sie factisch den Betrag von 80 Millionen Silberpiastern erreicht. — Im Hafen von Buenos Ayres liefen 1866 von transatlantischen Häfen ein 1036 Segelschiffe und 487 oceanische und andere Dampfer; 1867 schon 1133 Segelschiffe und 882 Dampfer. — Die Bundeseinnahmen stiegen von 6,478,682 Piaster auf 12,040,000 in 1868.

**Aus Centralamerika.** Die Republiken Mittelamerikas haben seit mehreren Jahren keine Revolutionen gehabt und schreiten sichtlich vorwärts, seitdem sie europäische Capitalien an sich ziehen. Mit diesen kommen auch betriebsame Leute, welche die reichen Schätze des Landes auszubeuten verstehen und den Eingeborenen ein gutes Beispiel geben. In San Salvador läßt die Regierung am Hafen von La Libertad zweckmäßige Verbesserungen vornehmen und große Magazine bauen. Die Staatseinnahmen betrugen im vorigen Jahre 778,112 Dollars, die Ausgaben 723,475 Dollars, so daß der Ueberschuß von mehr als 50,000 Dollars zur Schuldentilgung verwandt werden konnte.

In Nicaragua, das so reich an edlen Metallen ist, hat man zweckmäßige Verordnungen über den Bergbau erlassen. Jedermann kann von nun an den Minenbetrieb nach seinem Gutdünken einrichten, vorausgesetzt, daß dabei das Leben der Arbeiter nicht gefährdet werde. Die Regierung hat bei ihrer neuen Grubengesetzgebung sich nach den Vorschlägen und dem Gutachten unseres Landsmannes Dr. Berthold Seemann in London gerichtet. Aufmerksame Leser des „Globus“ erinnern sich wohl, daß dieser ausgezeichnete Naturforscher vor einigen Jahren Nicaragua besucht hat; wir gaben seiner Zeit Auszüge aus seinen Reiseberichten. — Ein Gesetz erlaubt die Einführung chinesischer Arbeiter; mit den eingeborenen Nicaraguensern ist nicht viel anzufangen, weil diese Mischlinge zu träge sind. — Auch der seit zwanzig Jahren so viel besprochene und oftmals projectirte Schifffahrtscanal durch Nicaragua ist wieder einmal aufs Tapet gekommen. Der Congreß genehmigte im März einen darauf bezüglichen Vertrag zwischen dem Franzosen Chevalier und der Regierung Nicaraguas. Dagegen protestirt nun der Franzose Felix Belly, der vor Jahren eine Concession erhielt, welche von Nicaragua für verwirkt, von einem Pariser Gerichte dagegen für gültig erklärt wurde. Die Sache selbst hat nicht viel zu bedeuten, da ein Nicaraguacanal niemals verwirklicht werden kann. Ludwig Napoleon, der als Gefangener in Ham danach strebte, zum Director des projectirten Canals ernannt zu werden, schrieb 1844 eine Denkschrift zu Gunsten desselben, und dann und wann taucht das alte Project wieder auf.

In der „Kafferepublik“ Costa rica sind gleichfalls neue Verfügungen über den Bergbau erlassen worden; die Ausländer sind in Bezug auf denselben den Inländern völlig gleichgestellt.

**Vier Revolutionen im spanischen Amerika binnen vier Wochen.** Wir gestehen gern ein, daß diese Ernte für einen ganzen Monat (April) nicht viel bedeuten will. Zuerst will „das Volk“ des Staates Panama die ihm mißliebige Regierung, welche vor etwa acht Monaten durch eine Rebellion ans Ruder kam, fortjagen, „denn ihr ganzes Trachten geht nur darauf aus, Geld zu stehlen und sich dann aus dem Staube zu machen.“ — Zweitens hat sich in Venezuela wieder eine revolutionäre Partei erhoben, und die Republik ist abermals in Gefahr erklärt worden. — Drittens: In Ecuador rebellirte im Januar der General — Generäle sind sie alle — Garcia Moreno gegen den Präsidenten Espinosa, der früher auch in Revolutionen mitgemacht hatte, jagte denselben fort und machte sich unter dem Titel eines provisorischen Präsidenten zum Dictator. Er suchte sich mit der Geistlichkeit auf guten Fuß zu stellen, denn er gewährte ihr Portofreiheit und Steuerfreiheit für ihre Zehnteinnahmen. Am 19. März erhob sich in Guayaquil gegen ihn General Veintemilla, der im Gefechte blieb, nachdem er etwa 300 Mann verloren hatte. Viele seiner Anhänger sind außer Landes geflüchtet; es ist also demnächst wieder eine Revolution zu erwarten. — Sehr pikant ist Folgendes aus Bolivia. Dort ist General Melgarejo durch eine Revolution ans Ruder gekommen, — ein interessanter Mann, der sich durchaus ungenirt benimmt und von Vorurtheilen nicht gequält wird. Vor einigen Monaten schoß er einem seiner Adjutanten auf der Straße eine Kugel vor den Kopf und ließ 21 ihm mißliebige Personen standrechtlich zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilen. Oberst Sanchez, Bruder der Mätresse des Dictators, nahm Aergerniß daran, daß sich junge Leute in einem Kaffeehause zu La Paz über öffentliche Angelegenheiten unterhielten, sofort schoß er drei derselben nieder und verwundete zwei andere! Melgarejo ließ am 1. November 1868 eine Verfassung annehmen, am 23. Februar 1869 decretirte er dieselbe wieder

in Abgang. Weshalb? Ein Verwandter eines der durch Melgarejo ermordeten Leute warf einen Stein nach dem Dictator, als dieser fromme kirchliche Mann, gefolgt von seinen Generalen, Adjutanten, Ministern und einer Abtheilung Soldaten, zur Messe ging. Dieser Steinwerfer schrie: „Lange lebe die Constitution! Lange lebe Ich!" Sein Name ist Cecilio Oliden; er wurde für einen Verschwörer erklärt und erschossen. Melgarejo erklärte sofort, daß die Constitution nichts tauge und daß er sie ohne Weiteres abschaffe, weil „es im Volke an Liebe und Gewohnheit zur Ordnung und Subordination fehle, dadurch aber das Ansehen der Staatsgewalt beeinträchtigt sei, diese aber zum Besten der Allgemeinheit gekräftigt werden müsse." Eine dreimonatliche Dauer einer bolivianischen Verfassung ist übrigens ein ganz respectabler Zeitraum!

**Goldentdeckungen in Alaska.** Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß in den von Rußland abgetretenen Theilen Nordwestamerikas an manchen Stellen Gold gefunden worden ist; die Folge wird lehren, ob die Ausbeute sich lohnt. Im März kam der Schooner „Anna Elisa" mit einer Ladung Robbenfelle von der Insel Kodiack nach San Francisco, und brachte die Kunde, daß auf dem Festlande, unter etwa 61° N. 150° W., „ungeheure" Goldfelder entdeckt worden seien. Das Schiff hatte Proben an Bord; die Entdeckung wurde 120 Miles von der Insel Kodiack entfernt gemacht, am Kuyak, einem Zuflusse des Coal River. Ein anderes Goldfeld liegt 60 Miles nördlich von Sitka, zwischen dem Mount Fairweather und dem Flusse Chilcut; ein drittes soll auf einer Insel vorhanden sein, deren Namen wir nicht angeführt finden. Am Kuyak findet man das Gold sowohl dem Ufer entlang, wie in den Thaleinschnitten der Chigmitberge; jener Fluß ist von seiner Mündung in den Cook auf einer Strecke von etwa 30 Miles für Boote schiffbar. Von Sitka aus sind californische Sachverständige ausgezogen, um nähere Untersuchungen anzustellen.

**Das Wachsthum der Stadt St. Louis in Missouri.** Im Jahre 1802 hatte das um 1760 von Franzosen gegründete Dorf kaum 1800 Bewohner, die sich zumeist mit Pelzhandel beschäftigten und Waaren an die Indianer verkauften. Als der Verkehr nach Neumexico anwuchs und fortan den Nordamerikanern, nach Beseitigung des spanischen Monopols, der Zugang gestattet war, kam St. Louis empor; es wurden dort die Karawanen ausgerüstet, welche über die Prärien nach Santa Fé zogen. Die Zählung von 1820 ergab 4598 Köpfe, und man that sich in jener Zeit viel zugute auf eine so starke Volksmenge; 1830 betrug dieselbe 6694 und 1840 schon 16,469. Dann kam die starke Einwanderung aus Deutschland, welche zu beträchtlichem Theile nach St. Louis gerichtet war; hier ergab 1850 die Zählung 77,850 Köpfe, von denen mehr als ein Drittel in Deutschland geborene Leute waren; im Jahre 1860 war die Volksmenge auf 161,780 Seelen gestiegen, und man glaubt, daß 1870 die Ziffer sich auf 250,000 gesteigert haben werde.

**Die Cannibalen im Basutolande.** Wir haben jüngst die südafrikanischen Cannibalenhöhlen nach dem Berichte von unverdächtigen Augenzeugen geschildert. Jetzt bringt auch die erste Nummer des neuen „Journal of the ethnological Society", April 1869, S. 76, einen ähnlichen Bericht des Reisenden Layland. Ferner schreibt uns Herr Theophilus Hahn Folgendes: „In Altenburg erfuhr ich in diesen Tagen, der in meinem Aufsatz über den Basutokrieg erwähnte Herr Mäder, der ein Altenburger ist, habe von der Capregierung Auftrag und Mittel erhalten, um den Menschenfressern im Basutolande Rinder zum Schlachten zu geben, damit sie sich das Menschenfressen abgewöhnen sollten. Nach einiger Zeit erklärten mehrere Basutos, sie wollten doch lieber das Ochsenessen aufgeben, da Menschenfleisch ihnen besser schmecke; Mäder möge ihretwegen seine Rinder nur behalten."

**Vampyrglaube im Peloponnes; Raub und Fehdewesen in der Maina.** Ueber Beides enthalten die jüngst in London erschienenen „Erinnerungen aus Athen und Morea" des verstorbenen Grafen von Carnarvon manches Charakteristische. Der Graf beklagt zuerst, daß es mit dem Wohlstande der ionischen Inseln zurückgehe, seitdem sie mit dem Königreich Hellas vereinigt worden sind; er bedauert auch, daß die Griechen keine Anstrengungen machen, um die Ueberreste türkischer Civilisation vor dem Untergange zu retten. Ueberall sei die Moral lax, Leben und Eigenthum in manchen Gegenden unsicher, der Aberglaube faustdick. Bauern, so schreibt der Graf, welche den Namen Leonidas lobpreisen hören, ziehen aus solchen Lobpreisungen den Schluß, daß derselbe ein großer und berühmter Räuber gewesen sein müsse. Die Fehden, welche früher zwischen verschiedenen Familien in der Maina so häufig waren, überboten selbst die korsikanische Blutrache. Manche Leute mußten sich in ihren Thürmen verborgen halten und schlichen nur bei Nacht hinaus, um wo möglich einen ihrer Feinde niederzuschießen. Als die „Bavaresen" ins Land kamen, gaben sie sich alle Mühe, dem Unfuge zu steuern; die Truppen fanden aber erbitterten Widerstand; manche Soldaten wurden gefangen genommen und dann öffentlich als Sklaven verkauft. Jetzt ist es in dieser Beziehung besser geworden. In Bezug auf den Vampyrglauben erzählt der Graf Folgendes:

„Als ich bei einem halb in Trümmern liegenden Dorfe vorüberkam, zeigte man mir ein Haus, in welchem die Wittwe eines Schuhmachers gewohnt hatte. Ihr Mann war zwar todt, aber nicht völlig gestorben. Denn als Vampyr benutzte er sein Privilegium, kehrte an jedem Abend, außer Samstag, in das Haus zurück und trieb manchmal sogar sein Handwerk. Die Wittwe wurde guter Hoffnung und ihre Nachbaren ließen sie darüber hart an; sie aber bekräftigte eidlich, daß sie weder an ihrem Manne noch an dessen Angedenken eine Untreue verübt habe. Darob entsetzten sich die Bauern und zogen am nächsten Sonnabend an das Grab. Denn, wie schon gesagt, an diesem Tage kann der Vampyr sein Grab nicht verlassen, es bindet ihn. Die Bauern fanden den Vampyr, als er in seinem Grabe Schusterarbeit verrichtete, und er warf ihnen die Frage ins Gesicht: Wie konntet ihr wissen, daß ich ein Vampyr sei? Statt aller Antwort wies ein Mann mit dem Finger auf einen Jüngling, dessen Gesicht noch vor wenigen Wochen voll und gesund, jetzt aber todtenbleich war. Sofort spie der Vampyr nach dem Manne, und der Speichel brannte wie Feuer durch den Kittel des Bauern; diesem selbst konnte aber dadurch nichts Böses geschehen, weil ja Samstag war. Der Vampyr ergrimmte und rief: Wenn ich auch heute euch nichts anhaben kann, so sollt ihr doch nächstens schon verspüren, wer ich bin und was ich kann! Nun fielen die Bauern über ihn her, rissen ihn in Stücke und zerschnitten das Herz; von letzterm mußte jeder Bewohner des Dorfes einen kleinen Bissen verzehren. — Das allein hilft gegen die Vampyre, und seit jenem Sonnabend ist das Dorf unbehelligt geblieben." So erzählte der Führer des Grafen. Dieser Führer hätte um Alles in der Welt ein Hühnerei, das er unterwegs fand, nicht essen mögen; es mußte ja nothwendig — behext sein. — Ein Mainotenhäuptling, dessen Hände von Blut trieften, und der selber nicht wußte, wie viele Menschen er ermordet hatte, genoß am Freitage, seiner ewigen Seligkeit willen, kein Hühnerfleisch. Wahrsagen vermittelst der Schulterknochen eines Lammes oder Schafes ist noch heute gebräuchlich. — In Bezug auf den Regenbogen herrscht folgender Aberglaube. Wenn der Bogen roth ist, giebt es viel Wein im Jahre; wenn gelb, fällt die Olernte gut aus; wenn grün, hat das Korn volle Aehren.

Einige Europäer, zum Theil Angehörige von Gesandtschaften, unternahmen einen Ausflug ins Land. Sie wurden in der Umgegend von Nauplia in einer Raubburg aufgenommen und gastlich bewirthet. Man ließ sie am andern Morgen frei abziehen, denn man hatte mit ihnen Salz genossen; hinterher aber wurden sie von Leuten des Burgherrn überfallen und ausgeplündert. Als sie, ihrer Habe ledig, nach Nauplia zurückkamen, traf es sich,

daß ihnen des Burgherrn Sohn begegnete. Dieser biedere Jüngling hatte eine europäische „Bildung" erhalten, war eine Zeit lang sogar in Paris gewesen und äffte das junge Frankreich nach, während sein Vater ein Vertreter des urwüchsigen, feudalen Hellenenthums war. Dieser Jüngling fragte die Ausgeplünderten, wie viel es an der Zeit sei, erhielt indeß zur Antwort, daß man ihm leider nicht dienen könne, weil seines Vaters Leute die Uhren an sich genommen hätten. Der hoffnungsvolle Erbe der Räuberburg entgegnete gelassen und wie ein „gebildeter" Mensch: „Das sei ja für beide Theile zu bedauern, für ihn und für die Europäer. Die letzteren müßten nun ihre Uhren entbehren, und er seinerseits wisse also nicht, wie viel es an der Zeit sei, denn er habe seine Uhr zu Hause liegen lassen."

## Ein neuer Plan für europäische Ansiedelungen in Algerien.

Die Franzosen haben seit nun beinahe vierzig Jahren diesen Theil Nordafrikas inne, aber mit der Colonisirung hat es niemals vorwärts gehen wollen. Man hat ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld gebracht, ist bis in die Oasen der Wüste vorgedrungen, hat die Eingeborenen mit großer Mühe einigermaßen gebändigt; aber noch im Jahre 1868 war wieder ein Aufstand der Araber zu dämpfen. Die Zahl der im Lande wohnenden Europäer übersteigt immer noch nicht die Ziffer von etwa 225,000, und von diesen leben die meisten in den Städten oder deren unmittelbarer Nachbarschaft. Der phantastische Plan Napoleon's des Dritten, aus Algerien eine Art von empire arabe zu machen, ist gescheitert; der Hauptbestandtheil der Bevölkerung wird ja von Leuten berberischer Abstammung und nicht von Arabern gebildet. Von vielem Andern abgesehen, sind es vorzugsweise zwei Umstände, welche ein Aufblühen verhindert haben. Einmal die Militärherrschaft, welche den Eingeborenen gegenüber für nothwendig erachtet wurde, dann aber auch die bureaukratischen Einrichtungen. Man wollte von oben herab Alles regieren, reglementiren und bestimmen. Eine Colonie kann aber platterdings nicht gedeihen, ohne daß den Individuen freie Beweglichkeit gesichert ist.

Das scheint man endlich zu begreifen, denn man will nun in eine andere und bessere Bahn einlenken. Der Minister des Innern in Paris hat auf Anrathen des Generalstatthalters von Algerien einen Erlaß veröffentlicht, der im Wesentlichen auf Folgendes hinausläuft:

Es kommt darauf an, eine Ackerbau treibende Bevölkerung, und zwar aus Frankreich selber, in größerer Menge nach Algerien zu ziehen, hingegen die Auswanderung, welche bisher nach Nord- und Südamerika gerichtet war, von dort abzulenken. Zu diesem Behufe sollen in allen Dorfgemeinden Frankreichs die Ortsvorsteher jenen Erlaß bekannt machen.

Fortan ist jeder in Algerien Einwandernde seiner eigenen „individuellen Initiative" überlassen; die Colonialverwaltung giebt fernerhin keine Unterstützungsgelder. Der Ackerbauer muß über mindestens 3000 Francs verfügen können. Doch hat er auf mancherlei Begünstigungen zu rechnen. Marseille ist zum Einschiffungshafen bestimmt; bis dahin hat er auf den Eisenbahnen ermäßigte Fahrpreise. Er bekommt freie Ueberfahrt auf einem Packetboote, und nach der Landung in Algerien gewährt man ihm allen möglichen Vorschub, bis er an seinem Bestimmungsorte eingetroffen ist.

Für diesen ist ihm ein Grundstück angewiesen. Dasselbe hat fruchtbaren Boden und hält 20 bis 25 Hektaren; für jede Hektare zahlt er, je nach der Beschaffenheit des Bodens, 20 bis 50 Francs. Ein Fünftel des Kaufgeldes ist bei der Besitznahme zu erlegen, das Uebrige in den nächsten vier Jahren ratenweise. Jeder Ansiedler ist auf zehn Jahre frei von allen Steuern.

Die Regierung hat die Pläne zu verschiedenen Dörfern entworfen, in welchen die Einwanderer vom September 1869 an untergebracht werden sollen. Jene aus den Departements des westlichen Frankreichs werden nach der Provinz Constantine dirigirt, namentlich in den District von Aïn Ghul; derselbe liegt an der Straße von Constantine nach Guelma etwa 25 Kilometer von der letztern Stadt, ganz nahe der bereits vorhandenen Ortschaft Medjez Amar.

Die Ansiedler aus dem mittlern Frankreich werden nach Ued Sly gewiesen, einem jetzt im Bau begriffenen Dorfe der Provinz Algier. Durch dieses „neue Centrum", welches unweit der Eisenbahn von Algier nach Oran und an der großen Heerstraße liegt, sind höchst günstige Bedingungen für das Gedeihen vorhanden. Man will zur ausgiebigen Bewässerung der Felder Abdämmungen am Flusse Ued Sly vornehmen.

In der Provinz Oran sollen Einwanderer aus Südfrankreich untergebracht werden zunächst im Dorfe Dschediuia, welches an der großen Landstraße und der Algier-Oran-Bahn liegt, nur 12 Kilometer von Relizane entfernt.

Wohlhabenderen Familien wird freigestellt, an gewissen, näher bestimmten Oertlichkeiten Grundstücke von 100 oder mehr Hektaren zu erwerben. Nach Bedarf sollen im Fortgange der Zeit mehre „Ansiedelungscentra" geschaffen werden. Es bleibt nun abzuwarten, ob sich tüchtige Ackerbauer aus Frankreich einfinden.

Da wir hier der nordafrikanischen Besitzung der Franzosen erwähnten, wollen wir Gelegenheit nehmen, auf ein jüngst (Dresden 1868, Schönfeld's Buchhandlung) erschienenes Werk hinzuweisen, das sich in sehr vortheilhafter Weise vor der großen Menge der Bücher auszeichnet, welche alljährlich über Algier erscheinen. Wir meinen: „Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt, von Otto Schneider." Dieses Werk ist sehr positiv, reich an Inhalt und voll ruhiger Beobachtung, sehr ansprechender Schilderungen, mit einem Worte ist zugleich lehrreich und lesbar. Insbesondere müssen wir lobend hervorheben, daß der Verfasser einen guten ethnologischen Blick hat und die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung sehr treffend kennzeichnet. Wir behalten uns vor, einige Auszüge mitzutheilen; heute wollen wir uns auf einige Angaben über die Volksmenge beschränken. Die Zahlen gelten für die Zeit vor der großen Hungersnoth von 1868 und beziehen sich auch nicht auf das Militär.

Von den etwa 200,000 Europäern sind nur 113,000 Franzosen, 51,000 Spanier, 19,000 Italiener, 9000 Malteser, 6000 Deutsche, 700 Belgier, 300 Polen, etwa 100 Portugiesen, 50 Griechen, 850 gehören verschiedenen anderen europäischen Völkern an. Nichteuropäer zählte man 2,793,236; davon 35,000 Juden, 3000 Neger, 600,000 Kabylen in der Kabylie, 600,000 von kabylisch-arabisch-maurischem Gemisch, 1,500,236 Araber und 55,000 Mauren. In Summa nahe an drei Millionen. Herrn Schneider zufolge könnte das Land eine sechsfach größere Menschenmenge bequem ernähren. Deutschen ist natürlich nicht anzurathen, als Ansiedler nach Algerien zu gehen; sie finden auf der westlichen Erdhalbe günstigere Bedingungen, und vom nationalen Standpunkte haben wir kein Interesse, den Franzosen aus unseren Reihen Unterthanen zuzuführen.

## Dr. Alfons Stübel's Besteigung des Vulcans Huila in Neugranada.

Uns liegt abermals ein Schreiben des Reisenden aus Popayan vom 3. April vor. Dr. Stübel meldet darin, daß er den Vulcan von Huila erstiegen habe. Aus seinem vorletzten Briefe (S. 241) theilten wir seine Wanderung nach dem Dorfe Huila mit; während derselben bekam er in der ersten Hälfte des Januar den gewöhnlich mit Gewölk umhüllten Berg in Sicht; sein erster Versuch zur Ersteigung des Vulcans scheiterte, aber ein zweiter gelang. —

„Ich gelangte in vier Tagen von hier (Popayan) aus nach dem Indianerdorfe, von welchem aus ich die Besteigung unternehmen wollte. Zuvor hatte ich mit aller möglichen Sorgfalt die nöthigen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln getroffen. Bei meinem ersten, mißlungenen Versuche war es mir klar geworden,

daß mit den Paëz-Indianern lediglich nichts anzufangen sei; sie sind unbrauchbar und unzuverlässig. Deshalb verschaffte ich mir im Dorfe Silvia zehn Lastträger — Weiße und Mischlinge —, und nahm außerdem drei Indianer als Führer und für die Detailarbeiten im Walde, und übertrug noch einem andern Manne die Aufsicht über die ganze Gesellschaft.

„Am 2. März begannen wir, wohl ausgerüstet und mit Lebensmitteln reichlich versehen, die Fußwanderung von Tacueyo aus. Dort ließ ich meinen Diener zur Ueberwachung von Vorräthen ꝛc. zurück. Am 12. März gelangte ich bis zu einer Höhe von 4800 Meter, also 16,949 sächsischen Fuß. Das war der höchste erreichbare Punkt, an welchem eine breite und tiefe Gletscherspalte mir den Weg versperrte.

„Das Wetter war die ganze Zeit über ungemein günstig. Zwar regnete es häufig genug, aber doch weniger als ich erwartet hatte. Ich konnte meinen Zweck, die topographisch-geologische Untersuchung des noch schwach thätigen Vulcans, hinlänglich erreichen.

„Meine Begleiter kann ich nur loben, sie benahmen sich ausgezeichnet, mit Ausnahme freilich der drei Indianer, welche immer auf dem Sprunge standen fortzulaufen. Nur am letzten Tage, als ich mein Zelt oberhalb der Schneegrenze aufschlagen ließ, wollten anfangs jene Peones nicht weiter, indeß half Zureden. Der Präsident des Staates Cauca hatte mir sein Zelt geliehen; ich konnte dasselbe für mich benutzen, während in meinem eigenen, zwar viel größern, aber weniger dichten, meine Begleiter ein Unterkommen fanden.

„Am 16. März befand ich mich mit meinen Sammlungen wieder in Tacueyo und ging von dort zurück nach Popayan. Hier hatte man es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß die Expeditian so vollständig gelingen würde. Die Kosten waren verhältnißmäßig gering. — Zunächst beabsichtige ich, noch den Puracé und den Satara zu ersteigen; beide Expeditionen bieten keine Schwierigkeit dar. Der Vulcan von Pasto soll, was viel Glück für mich wäre, jetzt in Thätigkeit sein. Heute Morgen hörte man hier einige donnerartige Schläge, welche aus jener Gegend kamen."

## Amoenitates americanae.

Die neue Zeitung „Imperialist", welche in Newyork erscheint, dringt entschieden auf Einführung der Monarchie für die Vereinigten Staaten. Viele Tausende ehrlicher und rechtschaffener Amerikaner seien schon längst des beispiellos abscheulichen Treibens einer auf Ochlokratie gestützten Oligarchie von Handwerkspolitikern der verwerflichsten und verworfensten Art ganz und gar überdrüssig. Auch das blödeste Auge müsse doch endlich erkennen, daß der Versuch, eine honnete Republik in einem so corrumpirten Lande aufrecht zu halten, gänzlich fehlgeschlagen sei. Der Despotismus, welchen die Parteidemagogen ausüben, sei auf die Dauer doch nicht zu ertragen; gegenwärtig habe man alle Nachtheile einer ganz und gar corrumpirten Demagogenregierung, und es lasse sich nicht absehen, wie ihrer schnöden Wirthschaft ein Ende zu machen sei. Nur eine Manarchie, welche stramm die Gesetze handhaben lasse und den corrumpirten Politikern ein scharfes Regiment fühlbar mache, könne Rettung bringen. Soldaten habe man so schon an der Spitze; es empfehle sich, den General Grant zum Kaiser zu machen. Der „Imperialist" wendet sich, und das ist auch charakteristisch, insbesondere an die Inhaber von Regierungsbonds; er meint, über kurz oder lang würden die letzteren doch „abgeworfen" werden, falls diese Art von sogenannter Republik noch lange dauere. Dazu bemerkt das deutsche „Newyorker Journal": „In letzterm Punkte hat der „Imperialist" vielleicht nicht ganz Unrecht. Wenn das Volk eines Tages nicht mehr im Stande sein wird, die enorme Steuerlast zu zahlen, dann wird es sich gegen die „Shylocks" empören; aber bis dahin haben die Bondbesitzer so lange hohe Zinsen bezogen, daß sie auf das Capital wohl verzichten können. Was die Einführung einer Monarchie anbetrifft, so ist der Gedanke in den letzten acht Jahren oft angeregt worden, aber Amerika ist noch nicht reif für die Ausführung desselben. Es hat zwar mächtige Schritte in dieser Richtung gethan, hat die Freiheit mißhandelt, die Demokratie geschmäht, aber die Form der Republik wird hier noch lange bestehen, wenn das Wesen längst verschwunden ist."

— Der Gouverneur des Staates Illinois hat im April nicht weniger als 46 von der Legislatur beschlossene Gesetzentwürfe und Beschlüsse, welche ihm zur Genehmigung eingeschickt wurden, mit dem Veto belegt. Er wird deshalb sehr gelobt; denn fast alle jene Entwürfe und Beschlüsse seien schädlich, kein einziger auch nur einen Schuß Pulver werth gewesen.

— Zu Providence in Rhode Island haben die Stadträthe sich eine höhere Besoldung zuerkannt. „Weshalb gaben sie sich diese Mühe? Die regelmäßige Besoldung ist ja doch nur eine Bagatelle gegen das, was ihnen ihre Gaunerei und Spitzbüberei abwirft."

— Von der Stellenjägerei bekommt man einen Begriff, wenn man die Thatsache erwägt, daß sich für das Consulat in Frankfurt am Main, bei welchem wegen des Handels mit amerikanischen Bonds etwas zu holen ist, mehr als vierzehnhundert Bewerber beim Präsidenten gemeldet hatten.

— Die Temperenzleute in Wisconsin haben in ihrer jüngsten Generalversammlung den Satz aufgestellt: „Daß absolute Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken unbedingt erforderlich sei, damit der Mensch auf gleichhohe Linie mit den übrigen Thieren zu stehen komme." Sofern die Native Americans dabei in Frage kommen, mag es damit seine Richtigkeit haben.

— Philadelphia, 24. April. „Die Gesetzgebung unseres Staates hat sich vertagt, und das ist für das Volk eine große Erleichterung. Demokratische wie republikanische Blätter sind einstimmig in dem Verdammungsurtheil über diese Herren Volksvertreter. Alle Welt ist der Ansicht, daß die Staatsgefängnisse eine bessere, geschicktere und ehrlichere Classe von Leuten liefern könnten, als die Mitglieder dieser Legislatur waren. Diese sind jetzt, nachdem sie die Taschen mit schmachvoll erworbenem Gelde gefüllt haben, in ihre Heimath abgezogen." — „Ganz wohl; aber das souveräne Volk hat ja vermittelst des allgemeinen Stimmrechts diese Diebe als seine Vertrauensmänner gewählt!"

— In Austin, der Hauptstadt von Texas, in welcher es von Carpetbaggers, Abenteurern aus den Nordstaaten, wimmelt, ist in der Staatslegislatur längere Zeit ein Krieg Aller gegen Alle an der Tagesordnung gewesen. Die biederen Mitglieder zankten sich Tag für Tag und erschöpften das Lexikon der Schimpfwörter. Am 29. Januar stellte Mitglied Bryant von Grayson County den Antrag, daß Mitglied Bryant von Harris County schimpflich ausgestoßen werde, weil das ehrenwerthe Mitglied ein schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit begangen habe. Am 1. Februar beschuldigten der Präsident und der Secretär sich gegenseitig des Unterschleifes. An demselben Tage schlug der Thürsteher ein ehrenwerthes Mitglied mit Fäusten zu Boden und wurde deshalb suspendirt. Das ehrenwerthe Mitglied Smith von Galveston beschwerte sich, daß das ehrenwerthe Mitglied Bryant von Grayson County ihn auf der Straße thätlich mißhandelt habe. Bryant wird ausgestoßen. Am 3. und 4. Februar war es zu einer allgemeinen Prügelei gekommen. Am 5. Februar reichte der Neger Ruby, ein Carpetbagger aus Boston, seine Resignation ein, „weil es unter der Würde eines Gentleman sei, noch länger Mitglied einer Körperschaft zu sein, deren längeres Beisammenbleiben nur zu Skandalen führen könne, und diese würden eine Schmach für das ganze Land sein." Gleich nachdem diese Resignation verlesen worden war, entstand wieder allgemeiner Tumult mit Handgemenge, der Vorsitzende Davis wird aus dem Saal hinausgejagt. Und so weiter! — Die nördlichen Republikaner geben dem Süden, wo noch mehrere hunderttausend Männer politisch entrechtet sind, ein höchst erbauliches Schauspiel.

— Ein methodistischer Pastor in Georgia hat in einer langen Predigt den Nachweis zu führen versucht, daß die ver-

botene Frucht im Paradiese nicht etwa ein Apfel, sondern Taback gewesen sei. „Deshalb begehe eine Todsünde, wer dieses von Jehova verfluchte Kraut rauche, schnupfe oder kaue."

— Ein Pastor, der eine Predigt über Haarfarbe und Haarfärben hält, ist nur im Yankeelande möglich. Wir haben sehr häufig Gelegenheit gehabt, des „Reverend" Henry Ward Beecher zu erwähnen, der in Brooklyn eine Kirche hält, aber für Geld und gute Worte auch an anderen Orten Gastrollen giebt. Wir finden soeben in der amerikanischen Correspondenz der „Times-Mail" vom 21. Mai, daß dieser Pastor ein jährliches Nettoeinkommen von 21,175 Dollars versteuert; das Humbugmachen ist also profitabel genug, und geistliche Auslassungen über die „Moralität oder Unmoralität des Haarfärbens" braucht solch ein Mann Gottes und Nacheiferer Jesu eigentlich nicht als Quelle zum Dollarmachen auszubeuten. Er thut es aber. In der zu Pittsburg erscheinenden „Weekly Chronicle" vom 1 Mai finden wir seine Auslassungen darüber, und Folgendes sind einige Proben von Beecher's geistlicher Beredtsamkeit.

„Ich glaube, daß Haarfärben überhaupt mit der Sphäre der Moral oder Moralität eigentlich gar nichts zu schaffen hat; es ist vielmehr eine Geschmackssache, und Jedermann hat das Recht und die Freiheit, sein Haar zu färben oder nicht zu färben.

Nun aber wirft man die Frage auf: Macht Gott das Haar dunkel oder grau? Ja freilich, das thut Gott allerdings, aber in keiner andern Weise als wie er die Kolik giebt, wenn man zu viel Gurken genossen hat, wie er eine Unverdaulichkeit auf einen überfüllten Magen folgen läßt; wie er Verstopfung folgen läßt, wenn man zu anhaltend eine sitzende Lebensweise führt, aber so wie auf Erkältung ein Schnupfen folgt. Wenn Jemand Arznei nimmt, so macht er dadurch doch nicht etwa einen Strich durch die göttliche Vorsehung. Aber soll man nicht das Haar tragen, wie der liebe Gott dasselbe wachsen läßt? Darf man es verkürzen? Muß man es nicht lang tragen? Hat der Mensch ein Recht, sich in die natürliche Länge des Haares einzumischen und zu bestimmen, welche Farbe er demselben geben möchte? Ist es eine Sünde, das Haar zu kämmen und zu scheiteln? Ei, ei! Wenn man sich streng und genau an die Natur halten müßte, wie sündhaft wäre dann das Menschengeschlecht geworden, indem es ja Kleider trägt. Es ist noch niemals ein Mensch gleich mit Hosen auf die Welt gekommen! Es giebt viel Unsinn in der Welt, weil man sich unrichtige Vorstellungen von der Natur macht. Wenn ein junger Mann in Folge von Krankheit, oder durch irgend welche eigenthümliche Körperbeschaffenheit frühzeitig graues Haar bekommt, dann hängt es lediglich von ihm allein ab, dasselbe zu färben oder nicht zu färben. Wenn das Färben ihn glücklicher macht, so möge er es in Gottes Namen färben; er möge es auch in Gottes Namen färben, wenn seine Frau dadurch glücklicher wird. Es ist ja gewiß ein großer Segen, wenn man für das wenige Geld, welches man für eine Flasche voll Haarfärbemittel ausgiebt, glücklich werden kann. — Aber darf ein bejahrter Mann sich durch Haarfärben ein jugendliches Aussehen geben und dadurch gewissermaßen der Natur Trotz bieten? Hier kommt lediglich der gute Geschmack in Frage. Ich meinerseits würde graues Haar vorziehen. Ein bockiger alter Gentleman von 75 Jahren, der sich in jedem Monate von seinem Barbier glänzende, braune Locken auf den Kopf setzen läßt, ist kein braver Mann. Aber er mag die Locken tragen, Sünde liegt nicht darin, und er könnte ja wohl auch noch etwas Schlimmeres thun." In ähnlicher Weise handelt der geistliche Yankee Reverend Henry Ward Beecher auch das Capitel von den Perrücken und von den Glatzen ab, und mit solchem „geistlichen" Krame verdient er jährlich mehr als 20,000 Dollars.

— Chicago, 16. April. „Seit Anfang des Municipaljahres haben in unserer Stadt nicht weniger als 405 Feuersbrünste stattgefunden; Gesammtverlust 560,169 Dollars."

— Deutsches Leben im fernen Westen. Während Chicago und St. Louis unter den Städten der Union sich um den Vorrang streiten, Getreidebörsen zu errichten, Parks anzulegen, Brücken zu bauen, Eisenbahnverbindungen ins Leben zu rufen und Schauspielerinnen zu bewundern, St. Louis sogar gelegentlich wie ein Frosch sich aufbläht, wenn von Newyork die Rede ist, ist noch viel weiter westlich eine Stadt entstanden, die an Großartigkeit alle anderen Städte des Westens zu übertreffen droht. Wir meinen Omaha an der Union-Pacific-Eisenbahn. Wie wir aus einem daselbst erscheinenden Blättchen, dem „Beobachter am Missouri", ersehen, ist Omaha, obgleich es, an der Grenze der Civilisation gelegen, mit allen Attributen einer Großstadt ausgestattet ist, „von der Cultur beleckt" und von den fashionablen Krankheiten unseres Jahrhunderts angesteckt. Auch Deutsche giebt es dort, deutsche Turner und deutsches Bier. Unter den Deutschen daselbst herrscht allem Anschein nach ein reges Leben. Bei Gelegenheit einer Specialwahl, worin entschieden werden sollte, ob die Stadt sich für eine nicht gesetzmäßig contrahirte Schuld verantwortlich machen wolle oder nicht, führten sie sogar die Wahl fast allein durch.

Omaha hat einen Turnverein, der eine eigene Halle mit einer Bühne besitzt, worauf „die Räuber", „Wallenstein", „Kabale und Liebe" und andere classische Stücke von einer Gesellschaft von Künstlern aufgeführt werden, deren Namen uns sämmtlich fremd sind, die aber dem Lobe nach zu urtheilen, das ihnen gespendet wird, zu hohen Erwartungen für die Zukunft berechtigt. Auch giebt es dort einen deutschen Gesangverein und eine Musikgesellschaft. An die „Chicago Union" wird ferner über Omaha geschrieben: „Die öffentlichen deutschen Erholungsplätze sind alle der Art, daß sie die da und dort auftauchende irrige Ansicht, „als wäre im tiefen Westen die Welt mit Brettern vernagelt," glänzend widerlegen. — Man kann hier wie in Newyork und Chicago allem fröhnen; die beste Tafel, feine Weine und ausgezeichnetes Lagerbier und Ale — vier deutsche Brauereien liefern Bier, das mit Chicago und St. Louis wetteifert — sind hier zu finden, bloß mit dem natürlichen Unterschiede, daß alle Lebensmittel und jede Bewirthung der Importation wegen entsprechend theurer sind, als im mittlern Westen. Ganz besonders bemerkenswerth ist hier eine frische, frohe und freie Männerwelt, die sich fortgesetzt durch zuströmende Intelligenzen recrutirt und dem Angekommenen, wenn er nicht selbst den zugeknöpften Bismarck spielt, das Leben angenehm zu machen sucht."

Aber das alte Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen," scheint sich auch bei den Deutschen in Omaha zu bestätigen. Wie überall in den Vereinigten Staaten, wo die deutsche Zunge klingt, tritt der Germane den Muckern mit ihrer anti-christlichen Anschauung von Sonntagsfeier und guter Sitte auf die Zehen. Auch dort giebt es englische Blätter, welche unter dem Einflusse der Mucker stehen und das fröhliche, freie Leben vergiften. Der „Beobachter am Missouri" fürchtet alles Ernstes für die dortigen Deutschen, „daß ihre persönliche Freiheit, ihre Sitten und Gebräuche im Kampfe mit den täglich frecher werdenden Bestrebungen der Mucker und der Temperenzsecten unterliegen möchten."

— „Auch einmal etwas Gutes aus Boston! Ein Milchmann hatte die Dreistigkeit, einer Familie Milch zu verkaufen, die mit Wasser versetzt war. Dafür, daß er sich die Rolle Johannes des Täufers angemaßt, hat er 100 Dollars Strafe bezahlen müssen.

* * *

— In den Schlachtehäusern bei Montevideo, und überhaupt in Uruguay, sind vom 1. November 1868 bis zum 24. März 1869 mehr als 130,000 Stück Rindvieh geschlachtet worden.

— In Peru ist für Münze und Gewicht das Decimalsystem eingeführt worden.

— Silber ist nun auch bei Sonoma, das etwa 70 Miles von San Francisco liegt, entdeckt worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Walachische Mühle.

# Skizzen aus der kleinen Walachei.

## Erster Artikel.

Die walachischen Leute haben seit einigen Jahren in Europa mehrmals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Sie verjagten ihren Fürsten Kusa, wählten sich einen hohenzollernschen Prinzen zum Landesherrn und setzten in mittelalterlicher Weise Judenverfolgungen in Scene. Außerdem hat sich beim „jungen Rumänien" eine nationale Großmannssucht entwickelt; sie möchten ein dakoromanisches Reich stiften und in der ganzen Region am rechten Ufer der untern Donau den Ton angeben. Dieses Reich soll nicht bloß das heutige Rumänien umfassen, nämlich die Moldau und Walachei, welche bereits ein vereinigtes Fürstenthum bilden, sondern auch die Bukowina und Siebenbürgen, wo die Mehrzahl der Bevölkerung walachisch ist. Es gährt offenbar stark unter den etwa sieben Millionen Rumänen, und die Abneigung gegen die Magyaren, zu deren Krone Siebenbürgen gehört, erscheint sehr stark ausgeprägt. Indessen werden die Walachen sich bis auf Weiteres bescheiden müssen; es fehlen ihnen zur Verwirklichung ihrer Großmachtsphantasien alle Mittel, sie sind bei allen ihren Nachbaren in hohem Grade unbeliebt, sowohl beim Magyaren, der mit einer gewissen stolzen Verachtung auf sie herabsieht, wie beim Serben, der sie haßt, und beim Deutschen, der sich möglichst wenig um sie kümmert.

Es ist wahr, diese Rumänen haben eine lange Leidensgeschichte durchgemacht, aber selbst das Joch der Türken war nicht so schlimm, wie der Druck, welchen die Bojaren und die Kirche übten. Dem Walachen ist vermöge seiner Racenanlage die Fähigkeit versagt, einen dritten Stand aus sich herauszuentwickeln; er hat sich bis heute unfähig gezeigt, ein *bürgerliches Element* aus sich herauszuarbeiten. Aber nur dieses bildet den Culturträger bei den Völkern Europas; eine Nation, bei welcher dasselbe mangelt, bleibt in der Civilisation rückständig und einseitig. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß die neue Zeit dem Volke manche wichtige Reformen gebracht hat und daß einige tüchtige Männer ehrlich danach streben, die Zustände mehr und mehr zu verbessern. Die Leibeigenschaft ist nicht mehr vorhanden; etwa sechsmalhunderttausend Familien ehemals frohnpflichtiger, man kann sagen leibeigener Bauern auf den Ländereien der Bojaren haben Grund und Boden als Eigenthum erhalten, und auch die Kirche, welche gleich einer aussaugenden Wucherpflanze gemeinschaftlich mit den Bojaren das Volk plünderte, hat Opfer bringen müssen. Diese griechisch-orthodoxe Kirche mit ihrer unzähligen Menge von Fast- und Festtagen ist für die Völker, auf welchen sie lastet, das größte Hinderniß einer höhern Entwickelung. Sie hat überall eine mehr oder weniger rohe und verrottete Geistlichkeit, die, selber ungebildet, weder Verständniß für Volksbildung, noch Interesse an einer solchen hat. Die walachischen Bojaren gelten überall in Europa für einen Stand, in welchem die größte Unsittlichkeit, überhaupt eine arge Corruption herrscht; sie sind als Halborientalen geschildert worden, mit Pariser Schliff und auswendig französisch lackirt, ohne Tiefe und Ernst, dem Pomp und Luxus ergeben. Das Urtheil erscheint streng, hat aber die Geschichte für sich. Ausnahmen verstehen sich von selber. Das Land hat nun einen wohlwollenden, intelligenten Fürsten, das Feudalwesen ist abgeschafft, das Recht für Alle gleich; es ist nun an den Bojaren, den Beweis zu liefern, daß sie das Streben und die Kraft haben, eine gesunde Entwickelung zu fördern, der argen Corruption den Abschied zu geben und für die Cultur zu arbeiten. Der Bauer galt bis-

her für faul und roh; nun ist er Eigenthümer, freier Mann und braucht nicht mehr für Andere zu arbeiten; die Früchte des Fleißes, falls er solchen hat, kommen lediglich ihm zu Gute. Der rumänische Bauer ist nicht ohne Anlagen; das beweist er im Fürstenthum Serbien, wo er seinen Acker ganz leidlich bestellt. Unter Umständen wird es möglich sein, in Rumänien geordnete und befriedigende Verhältnisse zu schaffen, aber nur dann, wenn die intelligenten Classen ihre Energie auf eine gesunde, andauernde und folgerichtige Verbesserung der inneren Zustände richten, sich auf das zunächst

Zigeunerdorf in der kleinen Walachei.

Erreichbare beschränken, das Schulwesen fördern und alle hochfahrenden Projecte nach Vergrößerung ihres „Reiches" bei Seite werfen. Vor allen Dingen sollten sie danach trachten, einen Mittelstand zu schaffen. Wir unsererseits wissen nicht, ob es ihnen möglich sein wird, eine bürgerliche Classe in europäischem Sinne ins Leben zu rufen; aber schon der Versuch würde sich lohnen. Heute giebt es kein organisches Mittelglied zwischen Edelmann und Bauer. Jener verschwendet, dieser legt das Geld fest; die Handwerke sind, insoweit sie über das Einfachste hinausgehen, in den Händen von Ausländern; der Jude war es, welcher nützliche Unternehmungen in Angriff nahm: Straßenbau, Beleuchtung und Pflasterung der Städte, und andere Dinge, an welche kein „Rumäne" dachte. Die Walachen haben noch den ersten Beweis zu liefern, daß überhaupt irgend welcher Sinn für Betriebsamkeit in ihnen zu finden sei; bisher sind sie denselben schuldig geblieben.

* * *

Wir haben schon früher im „Globus" einige Skizzen aus der Walachei mitgetheilt (Bd. XII, S. 20 ff. und 289 ff.). Wir folgten dabei den Schilderungen des Malers Lancelot und des Professors Duruy (jetzigen Unterrichtsministers in Paris), welcher das Land besuchte hauptsächlich um rumänische Sprachstudien zu machen. Wir wollen den Reisenden diesmal in die sogenannte Kleine Walachei folgen, das heißt den westlichen Theil des Landes, welcher von dem östlichen durch die aus Siebenbürgen herabströmende, die Karpathen durchbrechende Aluta oder Olt getrennt ist und zwischen diesem Flusse, Siebenbürgen, der Banater Militärgrenze und der Donau liegt. Dort ist Alles urwüchsig walachisch.

Bei Suici.

Die Reisenden zogen an der obern Aluta hinauf, um dort einige der zahlreichen Klöster zu besuchen. Von Aufstreben und Entwickelung war weit und breit keine Spur zu

bemerken. So fiel ihnen eine Mühle auf, deren Modell wahrscheinlich noch aus den Tagen der alten Dacier stammt; sie ist nicht überschlächtig, sondern der eingeengte Bach treibt das Rad horizontal. Wir geben eine getreue Abbildung, eben so eine solche von einem Lagerplatze walachischer Bauern, die beim Orte Suici vor Gericht geladen waren und nun in behaglicher Ruhe im Schatten hoher Bäume warteten, bis der Diener sie vorladen werde. Weiter aufwärts führt der Pfad, denn von Straßen ist dort überall keine Rede, zum bewaldeten Berge Gibla hinan, von welchem man einen Blick über eine weite Strecke des Alutathales hat. Die Landschaft hat in diesen Gegenden etwas Großartiges und oftmals auch Bewältigendes. Im Hintergrunde thürmen sich die siebenbürgischen Karpathen, oder wenn man will Alpen, auf; weit und breit sind Berge und Thäler mit prächtigen Wäldern bestanden; selten trifft man auf Wohnstätten und Menschen, zumeist befindet man sich in völliger Einsamkeit. Ueber den Fluß wird der Reisende in einer Fähre geschafft, die man mit einem Indianernachen verwechseln könnte; dann gelangt man auf steilem Pfade am rechten Ufer nach dem Kloster Cosia.

In der Nähe desselben liegt eine Tsigania, ein Zigeunerdorf. Jenes seltsame Volk, qui ubique habitat, das überall umherstreift, von Vorderasien bis nach Texas und Brasilien, gehört recht eigentlich zur Staffage einer walachischen Landschaft. Rumänien hat Hunderttausende von

Kloster Cosia in der Walachei.

Zigeunern, und sie haben erst vor Kurzem aufgehört, Sklaven im wirklichen Sinne des Wortes zu sein*).

Der Criminalrath Richard Liebich gab 1863 (Leipzig bei Brockhaus) ein ganz vortreffliches, inhaltreiches Werk über sie heraus: „Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, nach eigenen Beobachtungen dargestellt." Wir haben bald nach dem Erscheinen ausführlich darüber im „Globus" gesprochen; heute wollen wir demselben eine Notiz entlehnen, welche hierher gehört und die Lage der Zigeuner noch im Jahre 1849 kennzeichnet. Damals erschien in der Agramer Zeitung „Luna" folgende Ankündigung:

„Bei den Söhnen und Erben des verstorbenen Serdar Nikolaus Nika in Bucharest sind zweihundert Zigeunerfamilien zu verkaufen, unter denen die Männer zumeist Schlosser, Goldschmiede, Schuhmacher, Maurer, Musiker und Ackerleute sind. Weniger als fünf Familien auf einmal werden nicht abgegeben; dagegen ist aber der Preis jeder Person um einen Ducaten niedriger als gewöhnlich angesetzt, und in Bezug auf die Zahlung wird jede mögliche Erleichterung gewährt werden." —

Die Zigeuner in der Nähe von Cosia waren, was sie überhaupt alle so gern sind, Halbnomaden. Sie campiren für gewöhnlich nicht mehr unter Zelten, aber man kann auch

*) In der Walachei kam die Abschaffung der Leibeigenschaft schon um 1830 zur Sprache, und 1834 gab der Bojar Campiniano seine Zigeuner frei; bald nachher thaten die Gebrüder Golesko ein Gleiches. Etwas später, 1837, wurde vom Fürsten Alexander Ghika die Freilassung der dem Staate gehörenden Zigeuner durchgeführt; man vertheilte viertausend Familien auf den Gütern der Bojaren, welche ihnen Grund und Boden überlassen mußten. Die Geistlichkeit in der Moldau sperrte sich volle sieben Jahre lang, ehe sie sich, 1844, erbot, ihre Zigeuner freizulassen und die Verheirathung derselben mit anderen Rumänen zu erlauben. Die Leibeigenschaft im Staate, in der Hauptstadt, auf den Besitzungen der Bischöfe und der Geistlichkeit ist durch das Gesetz vom 31. Januar 1844 abgeschafft worden; die im Besitze der Bojaren befindlichen Leibeigenen erhielten die Freiheit viel später.

nicht sagen, daß sie ansässig wären; das Nebeneinander von Hütten gleicht einem Feldlager, die Wohnstätte ist halb Zelt, halb Höhle, und das Ganze ist kein Dorf in unserm Sinne. Das Feuer brennt draußen im Freien und ein eigentlicher Herd ist nicht da; über der Flamme brodelt in einem großen Kessel die zur Abendmahlzeit bestimmte Speise. Es gewährt einen merkwürdigen Anblick, wie diese gebräunten Menschen da sitzen oder liegen und der röthliche Schein des Feuers auf sie fällt; es ist wild-phantastisch. Ringsumher treiben sich nackte Kinder umher und braune Schweine, welche sich an

Schmiede eines Zigeuners.

den umherliegenden Pflaumen eine Güte thun. Schwarze Hunde, die jeden Fremden mit wüthendem Kläffen anbellen, sieht man in Menge. Solch ein Zigeunerdorf macht einen peinlichen, niederschlagenden Eindruck, und das Mißbehagen wird noch erhöht durch einen unbeschreiblich widerwärtigen Geruch. — Auch in der Walachei treiben die Zigeuner mit Vorliebe das Schmiedehandwerk, ganz in derselben urthümlichen Weise, wie seit Jahrhunderten. Ihre Werkstatt schlagen sie an einer beliebigen Stelle im Freien auf; die Geräthschaften: Ambos, Hammer, Zange und Blasebalg, werden auf den Wagen geladen, und die Arbeit kann überall vorgenommen werden. Manche Zigeuner sind auch Musikanten, und sie bilden die Capelle der Bojaren oder das Orchester in den Städten. Mancher wandert von einer Dorfschenke zur andern. Der Dichter Karl Beck, welcher in poetischer Weise den ungarischen Tziganen so vortrefflich schildert, sagt von solch einem wandernden Musikanten:

„Er trägt mit sich durch
Nebelnacht und Wind
Der müden Schnecke gleich
sein tönend Haus."

Und er wandert und zieht unstät umher auf der Puszte oder durch die Wälder, schläft unter freiem Himmel und in Höhlen lieber als unter einem Obdach, bis am Ende sein Grab gegraben wird „und die Zigeunermutter scharrt ihn ein!" Lancelot war zugegen, als eine Zigeunerin begraben wurde. Sie muß nicht viel gegolten haben in der Horde. Zwei Männer trugen den unbedeckten Sarg und senkten denselben gleichgültig in eine Grube, warfen Erde hinein und legten zu Häupten einen großen runden Stein; neben denselben stellten sie einen Napf, der mit glühenden Kohlen gefüllt war. In der Nähe des Steines pflanzten sie eine am obern Theile mit Gras und Strauchwerk umwickelte Stange auf und gingen dann fort. Am Grabe blieben zwei acht- bis zehnjährige Mädchen mit langherabhängendem Haar und jammerten Wehklagen.

Etwas später begegnete dem Reisenden eine Zigeunerfamilie, welche in hohem Grade charakteristisch erschien. Es war in der Nähe von Tirgu Giulu, wo auf einer Strecke von etwa einer halben Wegstunde zu beiden Seiten des Pfades mehr oder weniger dicht bei einander liegende Gruppen von Kreuzen verschiedener Gestalt und zum Theil von massenhaft dickem Holze aufgepflanzt waren. An der andern Seite des Hügels kamen nun die Ursarii herab. Der Bärenführer war ein sehr dunkler, kräftig gebauter Mann; er führte sein Thier, welchem er die Schnauze gebunden hatte, an einem kurzen Halfter; vor ihm gingen seine Frau, deren Haut tief braun war, seine hübsche junge Tochter und sein spärlich bekleideter Sohn.

Grab einer Zigeunerin.

Wir haben das Manuscript einer Skizze über „die verschiedenen Nationalitäten in Rumänien" aus der Feder eines mit den orientalischen Völkern und Verhältnissen genau ver-

trauten Mannes, des Herrn Ritters Zerboni di Sposetti, welche wir in einer spätern Nummer mittheilen werden. Herr von Zerboni, welcher längere Zeit auch in der Walachei verweilte, schätzt die Anzahl der Zigeuner in ganz Rumänien auf nahe an 300,000. „Bis nach Beendigung des Krimkrieges waren sie verkäufliche Sklaven: der Kopf galt 10 Ducaten. Der Herr hatte gesetzlich allerdings kein Recht über Leben und Tod seiner Zigeuner; es sind aber trotzdem Manche zu Tode geprügelt worden, ohne daß Weiteres danach erfolgt wäre. Noch heute bilden sie zum großen Theile die Dienerschaft der Bojaren, sie sind Köche, Pferdeknechte rc.; Zigeunerfrauen werden als Ammen auch in Bojarenfamilien verwandt. Die Zigeuner sind jetzt freie Leute, aber es wird lange dauern, ehe das Andenken an die oftmals geradezu abscheulichen Mißhandlungen in ihnen erlischt. Die meisten sind wenigstens getauft und gehören äußerlich zur griechisch-morgenländischen Kirche."

* * *

Lancelot besuchte das Kloster Cosia. Der Mönch, welchem die Führung der Wirthschaft und der Empfang der Gäste oblag, war äußerst lotterig gekleidet, die Treppe wackelte unter den Füßen, die nackten Mauern sahen rußig und schmutzig aus, die Thüren hatten keine Schlösser, die Fenster viele zerbrochene Scheiben; der Wind pfiff und heulte durch das Kloster. Nach Aussage des Mönches rührte diese Armseligkeit davon her, daß so wenige Fremde dieses abgelegene Kloster besuchten, und also die Trinkgelder nur spärlich flössen! Das Essen war ungenießbar, das von ungebetenen Gästen wimmelnde, sogenannte Bett unnahbar, und um den Aufenthalt noch schauerlicher zu machen, fing gegen Mitternacht der Abt in seiner Zelle verzweiflungsvoll zu brüllen und zu rasen an, wie ein Besessener im Tollhause. Cosia liegt an der Aluta; es ist eins der ältesten Klöster in der Walachei, aber gänzlich im Verfall. In der Nähe befinden sich Schwefelbäder, deren Wirksamkeit in Hautkrankheiten gerühmt wird. Aber die Curgäste müssen unter Bretterschuppen auf Strohsäcken neben ihren Ochsen und Pferden schlafen. Das Kloster hat nicht einmal ein schützendes Obdach bauen lassen!

Turny und Lancelot machten, von einem Novizen geführt, einen Ausflug nach dem Trajanssteine, „la pietra l'ui Traiane," welcher am andern Ufer der Aluta sich erhebt. Diese ist hier etwa 150 Fuß breit und rauscht durch eine Menge Felsblöcke dahin. Die steilen Uferhöhen bieten viele interessante Sichten dar; der Trajanstein ist, wie unsere Abbildung zeigt, ein gewaltiger Steinblock, welcher ein Drittel der Strombreite einnimmt; er steht da als die untere Stufe einer kerzengerade aufsteigenden Felswand, die sich bis zu einer Höhe von etwa 1000 Fuß erhebt. Auf dem Gipfel liegen einige kleine ungleiche Flächen; auf einer derselben hat Trajan eine Burg erbaut, von welcher indeß nur zweifelhafte Spuren übrig sind. Zwischen der Felswand und dem Trajanssteine haben die Römer Bahn gebrochen für ihre große Heerstraße, die eine Breite von etwa 18 Fuß einnahm. Am entgegengesetzten Ufer ragt mit vier verschiedenen Abstufungen ein Vorgebirge empor, das, aus der Ferne gesehen, einer Burg am Rheine gleicht. Der Novize erzählte allerlei Sagen vom Kaiser Trajan, es ist aber wahrscheinlich, daß dieselben erst während der letztverflossenen Jahrhunderte fabricirt worden sind. —

Zigeuner in der kleinen Walachei.

Die Walachen bilden sich ein, viel Römisches in sich zu haben, und diese Fabel wird auch im übrigen Europa ihnen immer noch nachgesprochen. Wer da weiß, daß in den Zeiten des Kaiserthums, selbst in der Stadt Rom, die überwiegende Mehrzahl der Einwohner Nichtrömer waren, und wer sich erinnert, aus welchen ethnischen Bestandtheilen die Legionen zusammengesetzt waren, wird sich leicht sagen, was von einer so unhaltbaren Hypothese zu halten sei. Trajan und immer wieder Trajan wird in den Vordergrund geschoben. Die Walachen sagen: „Roman no perê", d. h. der Rumäne wird nicht verderben oder untergehen. Sie stellen jenen Kaiser als ihren Urahn hin; ein beliebiger Berg muß eine Trajansburg sein; die Ebenen sind Trajansfelder, Schneestürze Trajansdonner, die Milchstraße sogar ist Trajansstraße, Drumu Trajan. Trajan ist Urvater, gleichsam Erzeuger des rumänischen Volkes, es fehlt nur noch, daß sie sich Trajaner nennen. —

Von Cosia aufwärts werden Strom- und Uferlandschaften immer wilder und einsamer. Der Fluß führt, gleich anderen in der Walachei, Gold, das früher von Sklaven

des Staates und zwar von Zigeunern gesammelt wurde. Diese Arbeiter, *Aurari*, arbeiteten mit den einfachsten Werkzeugen; ihre Ausbeute bildete einen Theil der Ausstattung für die Prinzessinnen der regierenden Familie. Gegenwärtig ist das Goldsammeln freigegeben, wer sich damit beschäftigt, zahlt nur eine geringe Abgabe, die Sache lohnt jedoch nicht. Uebrigens sind auch im Gebirge Spuren vorhanden, aus welchen sich ergiebt, daß man in alten Zeiten dort Gold und Silber gewonnen hat. Bei Rymnik sickert Quecksilber aus dem Gestein hervor, aber Niemand denkt an das Ausbeuten; auch Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt und Arsenik sind vorhanden, aber unbenutzt; das große Steinsalzlager von Ocnele-Mari bei Rymnik ist indessen für Rechnung des Staates in Betrieb; außer demselben liefern noch drei andere Salzwerke großen Ertrag, so daß viel Salz nach der Türkei und Serbien ausgeführt werden kann. Das Land ist überhaupt ungemein reich an Naturproducten, aber die Walachen sind gar nicht die Leute, welche etwas damit anzufangen wüßten. Wir haben soeben verschiedene Mineralien genannt; dazu kommen aber noch herrlicher Marmor, Steinkohle und Petroleum; das letztere wird seit 1867 von Engländern ausgebeutet. —

Von Cosia ging Lancelot abwärts zunächst nach *Rymnik* hinab ins Hügelland, wo an den Ausläufern der Karpathen Wein in großer Menge gebaut wird. Das ebene Land beginnt bei Slatina und von dort ab sieht man wahre Wälder von Zwetschenbäumen, die der Walache um so höher schätzt, da er aus den Früchten derselben seinen Branntwein gewinnt. —

*Intrulemnü* ist ein Nonnenkloster, war früher in glänzenden Verhältnissen, ist aber jetzt auch im Verfall. Nur ein Theil des Gebäudes, in welchem Fürst Brancovano, der Schutzherr, sich Gemächer vorbehalten hat, ist in leidlichem Zustande. Die Nonnen sind nach dem in der Nähe liegenden Kloster *Surpatele* übergesiedelt. Auch das bei Intrulemnü

Der Trajans-Stein beim Kloster Cosia.

liegende Dorf ist armselig im allerhöchsten Grade; elende Hütten stehen wirr durch einander; von einer Straße ist gar keine Rede. Uebrigens hat Fürst Brancovano eine Art von Seminar gegründet, in welchem junge Mädchen zu Schulmeisterinnen ausgebildet werden sollen. Bisher ist der Unterricht des weiblichen Geschlechts durchaus vernachlässigt worden; daß die faule, nichtsnutzige Geistlichkeit für denselben nichts gethan hat, versteht sich von selber.

In *Surpatele*, wo die dienenden Schwestern in armseligen Hütten neben dem Kloster wohnen, vertreiben die Nonnen sich die Zeit mit Verfertigung von Conditorwaaren. Man hat in der Walachei nicht weniger als anderthalb Hundert verschiedene Arten von Süßigkeiten, welche in drei verschiedene Gruppen zerfallen: *Dulchiezi*, Compots; *Peltes*, Gallerte; *Kerbetes*, halbflüssig wie weiche Pomade.

In besserm Zustande befindet sich das *Kloster Orezu*, dessen Schutzherr gleichfalls Fürst Brancovano ist. Er hat einige Straßen bauen lassen, und in der Umgegend werden die Felder leidlich gut bestellt. Die Reisenden wurden sehr gastlich aufgenommen; sie hatten Briefe vom Fürsten an den Abt.

Vor den Dorfkirchen steht gewöhnlich ein hölzernes, thurmartiges Gerüst, das den Glockenthurm ersetzt; in demselben hängt der Tschokant, ein Hammer oder eine Eisenstange, mit welcher auf Holz angeschlagen wird; das ist ein Surrogat für die Glocke.

In Orezu verweilten die Reisenden volle drei Wochen, unternahmen Ausflüge in die Umgegend, verkehrten viel mit dem Volk und zogen bei diesem wie bei den Mönchen mancherlei Nachrichten über Sitten, Bräuche und *Aberglauben* ein. Der letztere wuchert in einer für uns unglaublichen Weise. Das Volk ist ja, wie Lancelot ganz richtig hervorhebt, in seinem innersten Wesen heidnisch geblieben, das Christenthum hat auch viel Heiligen- und Legendenkram hinzu-

gebracht, und dann sind obendrein die Zigeuner mit ihrem Wahrsagen, mit ihren orientalischen Zaubereien und Hexenkünsten hinzugekommen.

In Ruinen, verlassenen Häusern und in einsam stehenden Baumgruppen hausen die Strigoï, die Vampyre, welche bei Nacht aus dem Grabe hervorkommen und, oftmals unter lautem Geschrei, den Lebendigen das Blut aussaugen. Eben so schlimm sind die Staffii, welche man nur dadurch einigermaßen besänftigen und von argen Missethaten abhalten kann, daß man ihnen alle Tage Speise hinstellt und am Sonnabend, der ein Tag der Reinigung ist, auch ein Becken mit Wasser. Sie können aber einem Menschen nichts anhaben, der drei Wochen lang auf dem Kopfe sieben ausgeraufte Haare trägt, welche in ein Papier gelegt worden sind; ein solches versteht nur der Priester zu falten und er thut geweihtes Oel hinzu. Die Babas, böse Feen oder Hexen, sind für Menschen und Thiere gefährlich, und insbesondere gegen Abend eine arge Plage, denn bei Nacht können sie nichts ausrichten. Der Dienstag gilt, gleich dem Freitage, für einen Unglückstag, und an ihm haben die Babas die meiste Gewalt. Die Baba kann im Nu der besten Kuh die Milch entziehen, einen kräftigen Ochsen unfähig zur Arbeit machen, und Seuchen herbeizaubern oder auch dergleichen abwenden. Sie leistet Anderen gute Dienste, wenn man sie bezahlt, und kann eine ihr bezeichnete, zum Opfer ausersehene Person, welche ihr im Uebrigen völlig unbekannt ist, mit einem Quecksilberregen derart heimsuchen, daß dieselbe bald stirbt.

Die Hexen verstehen sich nicht bloß auf geheimnißvolle Zauberworte, sondern besitzen außerdem eine übernatürliche Gewalt. Selbst die Priester haben gewisse Zauberformeln,

Wohnungen der dienenden Schwestern beim Nonnenkloster Surpatele.

welche viel mächtiger wirken als ihre Predigten, sie hexen auch; hier ein Beispiel. Bei einem Popen waren Soldaten auf dem Durchmarsch einquartiert worden. Als sie abgezogen waren, ergab sich, daß die Ersparnisse, welche der Pope in einem Versteck an seiner Bettstelle wohl verborgen glaubte, verschwunden waren. Da ging er auf den Leichenacker, sprach die Beschwörungsformel, welche er unter diesen Umständen für angemessen hielt, steckte ein großes Messer tief in den geweihten Boden und ging dann, des Erfolges sicher, in seine Wohnung zurück. Bald nachher kamen einige Soldaten, um ihn abzuholen, damit er einem ihrer Kameraden, der in Folge eines plötzlichen Blutsturzes dem Tode nahe war, die Tröstungen der Religion spende. Der Dieb hatte seinen Lohn und gab dem Popen das gestohlene Geld wieder. Dieser verzieh ihm das Verbrechen und zog das Messer aus der Erde, nachdem der Soldat gestorben war.

In Liedern und Sagen spielen geflügelte Ungeheuer und schreckliche Drachen eine große Rolle. Manche wohnen in Höhlen, andere im Innern der Erde. Sie rauben schöne Mädchen, am liebsten Prinzessinnen, bewachen Schätze, sind grausam und bösartig.

Ganz anders verhält es sich mit der Hausschlange, „dem Gaste des Herdes (serpi de casa), welche seit uralten Zeiten der rumänische Bauer mit einer fast abgöttischen Ehrfurcht betrachtet. Sie ist ihm ein geheiligter Gast, gleichsam der Schutzgeist seines Hauses, welche zur Winterszeit in der Asche des Herdes sich wärmt und Morgens wie Abends Milch zu trinken bekommt.

Eine walachische Bäuerin in Siebenbürgen war sehr betrübt; sie hatte ihr Söhnchen verloren. Der kleine Knabe, so erzählte sie, ging alle Tage mit seinem Frühstück aus dem Hause fort. Als ich ihm einmal nachging, fand ich ihn im Gebüsch und sah, daß eine große Schlange ihm das Brot von den Knien nahm. Ich sagte nichts, nahm aber am andern Tage meinen Mann mit, der sich die Sache mit ansehen sollte. Dem gefiel die große Schlange nicht; sie gehörte nicht zu unserer Familie und war vielleicht giftig; deshalb nahm er die Axt und schlug ihr den Kopf ab. Der Knabe

lief weinend ins Haus und rief in einem fort: Puiu, puiu (wörtlich: kleiner Vogel; Ausdruck des Liebkosens). Er war nicht zu trösten, weinte fünf Tage lang und dann starb er; sein letztes Wort war: puiu.

Der Walache glaubt auch, daß jeder Mensch einen Stern am Firmament habe, der entscheidenden Einfluß auf ihn übe. Wem Unglück droht, dessen „Stern bewölkt sich" (se intuneca), und wenn der Mensch stirbt, dann fällt sein Stern vom Himmel. — Eine Bäuerin, welche ihre Cofitza (Wassergefäß) an der Quelle füllt, haucht über dasselbe hin und

Kreuze am Pfade nach Tirgu Giulu.

verschüttet ein wenig, als Libation. — Wenn einer dem andern begegnet und ihm sagt, daß er sehr gesund aussehe, dann speiet dieser sofort auf die Erde, fährt mit dem Fuße über den Speichel und bekreuzigt sich.

Ganz schauderhaft ist der Aberglaube in den höheren Ständen, wo er entsetzliches Unheil anrichtet. Wir sprechen darüber in einem folgenden Artikel.

---

# Ein Gangbau auf der Insel Sylt.

Von J. Mestorf.

## I.

Der oft gehörten und gewiß berechtigten Klage der Archäologen, daß durch Gleichgültigkeit und Unwissenheit alljährlich eine Menge werthvoller Anticaglien für die Wissenschaft verloren gehen, möchten wir eine andere an die Seite stellen, die zwar seltener laut wird, aber darum nicht minder begründet ist: die Klage über den Mangel an Gründlichkeit und Klarheit in den Fundbeschreibungen von Seiten der Gelehrten selbst. Wer es versucht hat, sich über die Verbreitung irgend eines Stein- oder Metallgeräthes, oder einer bestimmten Begräbnißweise zu unterrichten, und an der Oberflächlichkeit der Berichte scheiterte, der wird unsere Klage verstehen und sie gerechtfertigt finden.

„Eine gründliche Untersuchung hat mehr Werth als zahlreiche ungenaue Angaben," sagt Grewingk in seinem „Steinalter der Ostseeprovinzen", und je lebhafter wir diesem Ausspruche beistimmen, desto mehr fühlen wir uns verpflichtet, die Freunde des Alterthums auf eine Ausgrabung aufmerksam zu machen, die sowohl durch die rühmenswerthe Umsicht und umfassende Sachkenntniß, mit der sie ausgeführt wurde, als durch den Charakter des aufgedeckten Baues und nicht minder durch den gediegenen Fundbericht*) zu den interessantesten und wichtigsten im deutschen Norden gehört. Wir meinen die im Herbste 1868 stattgehabte Untersuchung des Denghoogs (Thinghügels) auf der Insel Sylt durch Herrn Dr. F. Wibel in Hamburg.

Dieser Hügel umschloß einen schönen, wohlerhaltenen Gangbau, und dieser ist der erste an der Westküste der cimbrischen Halbinsel, welcher zur allgemeinen Kunde gelangt. Es gab eine Zeit, wo behauptet wurde, die Ganggräber kämen südlich von der Eider nicht mehr vor, und wo man diesen Umstand gern als Beweis anführte, daß Schleswig von Alters her zu Dänemark gehört habe (im Steinalter?). Seitdem wir aber Gangbauten in Holstein, ja in England, Frankreich und Spanien (?) kennen, ist dieser Beweisgrund für den nordischen Charakter des Landes Schleswig kraftlos geworden, wie mancher andere, und die Frage bezüglich des Ursprunges und der Erbauer der Ganggräber ihrer Lösung ferner gerückt. Bonstetten, welcher in seinem Essai sur les Dolmens die Steinmonumente des Alterthums in bestimmte Classen zu bringen sucht, fügte seiner interessanten Schrift eine Karte bei, welche uns die Wanderungen des „Dolmenvolkes" veranschaulicht. So anziehend seine Ansichten sind, so vermögen wir doch nicht ihm zu folgen, weil er unter dem Worte Dolmen sehr verschiedene Steinmonumente zusammenfaßt, welche unseres Bedünkens aufs Sorgfältigste aus einander zu halten sind. Zwar hat man

*) Der Gangbau des Denghoogs bei Wenningstedt auf Sylt. XXIX. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer. Kiel 1869. Mit 2 Tafeln.

verschiedentlich die Meinung laut werden hören, die Steintische seien ursprünglich alle mit einem Gange versehen gewesen, und dieser im Grunde nicht wesentlich nothwendig, — wir können derselben nicht beistimmen, sondern verstehen unsererseits unter einem Gangbau eine aus Steinblöcken errichtete Kammer (gleichviel ob oval, rechteckig oder rund) mit einem meistens nach Süden, Südosten oder Osten gerichteten Gange; das räumliche Verhältniß beider derart, daß die Kammer den Haupttheil des Baues bildet; Kammer und Gang mit Steinplatten gedeckt und oftmals mit Erde oder Geröll überschüttet.

Der Inhalt dieser uralten Steinbauten besteht insgemein in menschlichen Ueberresten (in hockender oder liegender Stellung bestattete Leichname), in Thierknochen, irdenen Gefäßen, Steingeräthen und Perlen, aus Stein, Thon oder Bernstein. Die Abwesenheit aller Metallsachen berechtigt uns, diese Gräber als dem Steinalter angehörend zu betrachten.

Nun aber machte der schwedische Natur- und Alterthumsforscher Nilsson schon vor etwa 30 Jahren darauf aufmerksam, daß viele der von ihm untersuchten Ganggräber keine menschlichen Gebeine enthielten, sondern eher den Charakter einer menschlichen Wohnung trugen und als solche zu betrachten seien. Sie standen mehrentheils offen und waren sonach entweder ihrer Decksteine beraubt oder, wie Nilsson supponirt, mit Sparren, Reisern und Rasen gedeckt gewesen, wie es noch jetzt hier und da zu geschehen pflegt. Diese Vermuthung Nilsson's, betreffend die Ganghäuser, ist jetzt durch Wibel's Untersuchung des Denghoogs zur Thatsache erhoben.

Der prächtige Gangbau bei Wenningstedt besteht in einer ovalen Kammer, 5 Meter lang (Westen-Osten), 3 Meter breit (Norden-Süden), an der Ostseite $2\frac{1}{2}$, an der Westseite $1\frac{9}{10}$ Meter hoch. Sie ist aus zwölf großen Granit- und Gneisblöcken erbaut und durch drei gewaltige Decksteine desselben Materials geschlossen; die Fugen sind mit Steinen und Mörtel ausgefüllt. Von der Südwand der Kammer läuft der 6 Meter lange Gang aus, welcher im Lichten 1 Meter hoch, $1\frac{1}{2}$ Meter breit ist und am Ende offen war, wohingegen der Eingang zu den Ganggräbern sorgfältig verschlossen zu sein pflegt. Ueber den Decksteinen lagert ein 70 bis 86 Centim. dickes, festes Gemäuer aus schalenförmigen Granit- und Gneisstücken; über diesem eine 72 Centim. dicke Schicht gelben Sandes und darüber eine zweite von etwa 15 Centim. grauer, sandiger Ackererde. Die ursprüngliche Gestalt des Hügels war wegen mehrfacher Versuche, ihn zu planiren, nicht mehr zu bestimmen. Zur Zeit der Aufgrabung bildete er einen sehr stumpfen, oben abgeplatteten, ungefähr $4\frac{1}{2}$ Meter hohen Kegel von ansehnlichem Umfange.

So weit über das Aeußere des Baues; werfen wir jetzt einen Blick in das Innere der Kammer. Rechts vom Eingange, also an der Ostseite, ist durch eine Reihe platter Steine ein Raum abgekleidet, den wir mit Fug und Recht als Feuerstelle bezeichnen dürfen. Der Untergrund ist mit Steinen gepflastert; an der Oberfläche lagen nach der Südwand hin mehrere Urnen- und Knochenfragmente; in der Mitte eine nicht unbeträchtliche Menge kleiner scharfkantiger, geschwärzter Steine, von größeren granitischen Blöcken unregelmäßig kreisförmig umgeben; diese wie auch ein auf den Steinen gefundenes Flintsteinmesser (Span) mit einem starken, weißlich bis bräunlich gelben Sinter (schwefelsaurer Kalk) überzogen. Auch die über diesem Raume zusammenstoßenden Decksteine waren (vom Feuer) geschwärzt*).

*) In der Nähe der Feuerstelle wie auch an anderen Stellen der Kammer fand man Holzkohlen in sehr kleinen Fragmenten, wahrscheinlich von Coniferen.

Treten wir nun aus „der Küche" in den Mittelraum, so finden wir westlich vom Eingange größere Steinmassen angehäuft, die nur an einer Stelle eine kreisförmige Anordnung zeigen, in deren Centrum ein irdener Napf und einige Knochen gefunden wurden. In dem westlichen Raume der Kammer, der durch keinerlei Steinsetzung von dem Mittelraume geschieden war, lagen beträchtliche Massen jener platten Steine, aus welchen das Gemäuer oberhalb der Decksteine besteht. Eine bestimmte, absichtliche Anordnung dieser Steine ließ sich nicht erkennen. Auch hier war der Untergrund gepflastert, während er im Mittelraume nur aus Erde bestand (graue Ackererde, darunter gelber Sand, darunter dunkler Thon).

Die in der Kammer vorgefundenen Geräthe lagen theils an der Oberfläche, theils im Sande, ohne jegliche Ordnung umhergestreut. Von den Urnenscherben, die wenigstens 24 verschiedenen Gefäßen angehören, waren nur 11 so weit herzustellen, daß ihre ursprüngliche Gestalt erkennbar ist. Hinsichtlich der Form sind sie nicht als Hänge-, sondern als „Standgefäße" zu bezeichnen: Töpfe, Schalen, Becher und ein Teller. Farbe und Güte des Materials und des Fabrikats sind sehr verschieden: einige von roher Arbeit, einige vorzüglich fein, mehr oder minder stark gebrannt, schön geglättet und zum Theil reich verziert und mit Kaliglimmer und Gyps geschmackvoll ausgelegt. Dr. Wibel widmet der Technik dieser Gefäße wie derjenigen der altnordischen Thonwaaren im Allgemeinen einen längern Excurs, auf den hinzuweisen wir uns hier leider begnügen müssen.

In ähnlicher Weise in der Kammer umhergestreut lagen etliche Bernsteinperlen, darunter eine von der bekannten Amazonenaxtform; einige Flintsteinmesser (Späne), zwei Beile, zwei Langmeißel, ein vorzüglich schöner Hohlmeißel (sämmtlich von Flintstein) und eine durchbohrte Scheibe von Aphanitporphyr, Durchmesser $9\frac{1}{2}$ Centimeter, Dicke am Rande $0{,}7$ Centimeter, im Stielloch $2{,}6$ Centimeter, ein sehr merkwürdiges Stück und ganz geeignet, den Alterthumsforscher aufs Glatteis zu führen. Schon das Material: ein grüner, schön polirter Porphyr mit Oligoklas-Feldspathkrystallen, nach Wibel dem Porfido verde der Antiquare (Morea-Porphyr) überraschend ähnlich, könnte leicht zu falschen Schlüssen auf ferne Handelsverbindungen verleiten. Dr. Wibel weiß indessen, daß dieser Porphyr im Harz und in nordischen Geschieben vorkommt, und als ein solches Product erklärte ihn auch Pfaff, als vor Jahren eine Axt desselben Materials bei Plön in Holstein gefunden wurde. Werkzeuge aus Aphanitporphyr sind überhaupt nicht so selten in den der Ostsee anliegenden Ländern, wie der Verfasser meint. Grewingk erwähnt mehrerer derartiger Geräthe und kennt das Material als in Norwegen anstehend.

Verfänglicher als dieses scheint uns der Umstand, daß die innere Fläche des Stielloches und ein Theil der Oberfläche der Scheibe mit Eisenrost überzogen waren. Was lag näher, als auf einen verwitterten eisernen Stiel zu schließen? Bearbeitetes Eisen in einem Ganggrabe würde aber neue Verwirrung in die Erklärung dieser Steinbauten bringen! Dr. Wibel belehrt uns, daß in allen Bauten aus grauer Vorzeit, in denen sich vorzugsweise Flintsteine bearbeitet finden, das Vorkommen von Rost, als aus ihrer Verwitterung hervorgehend, sehr erklärlich ist. Er zweifelte deshalb keinen Augenblick, daß der Rost, an der Scheibe von einem solchen in der Nähe liegenden oder ehemals gelegenen Kiesknollen herrührte. Seinem emsigen Suchen gelang es, in einiger Entfernung von der Scheibe ein derbes Stück eines solchen an der Oberfläche schon verwitterten Kieses zu finden, der seine Erklärung rechtfertigte, deren Richtigkeit

später durch das Ergebniß einer chemischen Untersuchung der Substanz außer Zweifel gestellt wurde.

Nachdem Wibel über das Material und die Herstellung, namentlich über die Bohrung der Scheibe, ausführlich verhandelt, beschäftigt er sich mit ihrer muthmaßlichen Nutzanwendung, und zieht zu dem Zwecke alle ihm bekannten durchbohrten Steinscheiben von mindestens 7 bis 12 Centimeter Durchmesser zum Vergleich an. Er kennt drei in Kiel (von welchen zwei von Aphanitporphyr, eine von Thonschiefer), eine in Kopenhagen, eine bei Lindenschmit (Alterthümer der heidnischen Vorzeit XII, Tafel 3); zahlreiche andere entziehen sich wegen mangelhafter Beschreibung einer nähern Bestimmung. Als Wirtel sind diese Steine fast zu groß, auch war es nicht erforderlich, dazu so hartes Material zu wählen. Die schönen, mit großem Fleiß hergestellten Scheiben als Schleudersteine zu erklären (wie früher geschehen), wird jetzt keinem mehr einfallen. Die Wahrnehmung schmaler, paralleler Längsriefeln an der Schneide von Steinwaffen und Werkzeugen (die neuerdings auch von uns beachtet wurden) führte Dr. Wibel auf den Gedanken, daß das Schleifen „mit Zuhülfenahme besonderer Schleifmaschinen und Schleifmaterialien, nicht aber bloß mit der Hand auf harter Steinunterlage geschah.“ Nehmen wir mit dem Verfasser an, daß die Scheibe durch eine um den hölzernen Stiel gelegte Sehne in eine rotirende Bewegung gesetzt wurde, so konnte sie mit Beihülfe von Wasser und Sand sehr wohl dem muthmaßlichen Zwecke dienen; doch müßten alsdann auch an der Kante Spuren der Abnutzung zu erkennen sein. Diese sind in der That nicht allein bei der Scheibe des Denghoogs, sondern auch bei der einen Kieler und, nach der Abbildung zu urtheilen, auch bei der Kopenhagener und der bei Lindenschmit vorhanden.

Ein rotirender Schleifstein aus der Steinzeit war unseres Wissens bisher noch nicht erkannt. Freilich bedarf die Sache, um als entschieden zu gelten, noch einer weitern Untersuchung, weshalb Mittheilungen über ähnliche durchbohrte Steinscheiben, namentlich von solchen, die mit Steingeräthen zusammen gefunden wurden, an denen man die erwähnten gleichmäßigen Längsriefeln wahrnimmt, sehr dankenswerth sein würden.

---

# Eine Ersteigung der Sierra Nevada de Merida in Venezuela.

Von **Franz Engel.**

## II.

Uebergangsloser und schroffer, als sonst auf den Cordilleren, endet auf der Sierra Nevada der Baumwuchs; er führt sofort in die mit mannichfaltigem, schön blühendem Gesträuche und vielen verschiedenartigen Staudenpflanzen buntgeschmückten Savannen ein; eine gänzlich veränderte Vegetationsphysiognomie tritt dem Auge entgegen. In diesen Savannen finden die Rinder reiche Weide, der Ackerbau hat seine äußerste Grenze erreicht, und an seine Stelle tritt das derbe, rauhe, der Cultur sich entfremdende Hirtenleben. Nur hin und wieder taucht noch eine menschliche Wohnhütte aus der Grasdecke auf, die, mit leuchtenden Blumen und schimmernden Blättern durchwirkt, weithin auf- und abwogt über hügelige Hochebenen, — ein stummes, grünes Höhenmeer, darüber lautlos und steuerlos die flatternden Segel der Wolken und Nebel gleiten. Meilenweit umher zerstreuen sich die buntgefleckten Herden; allabendlich treibt der kraft- und markvolle Hatero die Milchkühe zurück in ein engeres Revier und schließt die Mutterkühe vor der Thür seines Rancho in einem Gehege von Baumzweigen ein. Auf seinen rauhen, weiten Streifzügen durch Busch und Wald und Wasserschlucht erlegt er hier und da ein Raubthier, das listig und verwegen seine Herde umschleicht, zielt auch in den tieferen Schluchtenthälern auf einen harmlosen Affen, einen Pjau oder Fasan, den er als willkommenen Braten an den Holzspieß steckt. Eine wollene Decke nur, oder ein gegerbtes Fell wirft er über den nackten Oberkörper, Schwimmhosen gleich streift er die Beinkleider auf, über der Schulter hängt die Munitionstasche aus Tiger- oder Affenfell, darüber schultert er in nerviger Faust die schwere, rostige Eisenbüchse mit Pulverpfanne und Feuersteinschloß. — phantastisch anzuschauen, wie Walter Scott's Söhne der schottischen Hochlandsnebel. Der Licht- und Farbenwechsel dieser Savannen, der freundliche Contrast zwischen den zierlichen Strauchformen und deren grellen, aromatisch duftenden Blumen, den oft silbern glänzenden Staudengewächsen und dem ernst-schwermüthigen, graugrünen Farbentone der trocknen Grasbüschel; die unbegrenzte Fernsicht über das wellenförmige Gebirgsplateau, dessen Kuppen, Buchten, Hebungen und Senkungen, um welche hier und da ein schmaler, düsterer Waldausläufer seinen Arm schlingt; darüber dicht zu Häupten die riesige, festgebannte Schneemasse; die phantastischen, auf- und niederflatternden Nebelgebilde, und darunter am Bergeshange ein weidendes Rind, im Nebeldunst die wild-einsame, romantische Hirtengestalt, und hinter dem Fels gekauert, zum Sprunge auf den pirschenden Hund bereit, mit geringeltem Schweife der blutgierige Kuguar; harmlos daneben, den aromatischen Honig aus den Manzanitoblumen naschend, der schwirrende, funkelnde Colibri; und so hoch über dem warmen Erdenleben, in einen Aetherstrom getaucht, der flüchtig nur den Erdplaneten streift, der einsame, allein bewußt denkende und empfindende Mensch, — das ist ein tiefer, gewaltiger Blick ins endlose All, ein Empfängniß räthselhafter Kräfte, das sich nimmermehr vergißt!

Wir nähern uns der Hütte. Eine Meute von Hunden springt uns klaffend entgegen. Wir treiben sie zurück, so daß Telesphoro es wagt, von dem Hühnerschuppen, den er in eiligster Flucht erstiegen, wieder herunterzurutschen und unter der weiblichen Leibwache der beiden frischen, hübschen Wirthstöchter in den schützenden Rancho zu schlüpfen. Gastliche Aufnahme wird auch unter den ärmlichsten Verhältnissen mit schicklicher Zuvorkommenheit und uneigennütziger Bereitwilligkeit überall gewährt. Die Männer geben sich dem freimüthigsten Verkehr hin, die Frauen nehmen von den Dienern Gepäck und Lebensmittel in Empfang und schreiten sofort zur Herstellung der Mahlzeit für die eingekehrten Gäste, freiwillig ergänzend, was in den mitgeführten Vorräthen zu einem schmackhaften und nahrhaften Mahle fehlen mag.

Drinnen am Kochherde zwischen den beiden munteren Sennerinnen entwickelte Telesphoro eine ganz andere Thätigkeit und Kühnheit, als draußen gegen die Angriffe der wüthenden Ochsensänger, einer Doggenart, welche das gejagte Rind in die Schnauze packt und mit Riesenstärke auf einem Flecke festhält, bis es eingefangen oder getödtet ist. Auch Antonio unterwarf sich mit großem Eifer den auserlesensten Cavalierdiensten, so daß ich wohl nicht mit Unrecht argwöhnte, es möge auch wohl noch ein anderes Interesse demjenigen für meine Person unterlaufen, als er mir mit wichtiger und sehr verklärter Miene mittheilte, es gäbe hier oben auf der Sierra so viel für mich zu thun, daß sich unser Aufenthalt weit länger, als wir anfänglich vermuthet, hinziehen werde.

Das einfache Mahl war bald genossen; in Ermangelung eines andern Tafelservices speisten wir aus einer trogartigen Holzschüssel, die auf einem großen Steine vor der Thür für uns aufgestellt ward; als Sessel rückten wir ebenfalls einzelne Steine heran und ließen uns darauf vor unserm Troge nieder. Nicht weit von uns speiste in nächster Nachbarschaft das schwarzborstige Rüsselvieh in ziemlich ähnlicher Weise.

Die Gebirgsketten der venezuelanischen Andes, namentlich das Gebirge von Merida und la Grita, sind von einem kräftigen und schönen Menschenschlage bewohnt, der in der Frauengestalt nicht selten den Ausdruck vollendeter Schönheit erreicht; die weißen Enkel Castiliens haben sich dort wenig mit dem indianischen, gar nicht mit dem äthiopischen Blute vermischt; stellenweise scheint gar keine fremde Blutmischung stattgefunden zu haben. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem großen, kräftigen, üppigen Wuchse der frischen, gesunden Frauengestalten, deren Sohle von einem leichten, elastischen Schritte gehoben wird; zartes Weiß, mehr durchsichtig als das milchige Weiß des nordischen Gesichtes, zeichnet den Teint; die Wangen sind zart geröthet, und durch die Lippen treibt der gesunde Herzschlag sein volles, dunkeles Blut. Das Auge blickt kühn und lebensfroh, buschige, schwarze Brauen umschatten es, und die Fülle des schwarzen Haares spottet jedes Lobes; Arm und Reich, Hoch und Niedrig ziert derselbe Adel der Schönheit, Zartheit der Haut und Züge und derselbe wohlgeformte und edel gemeißelte Gesichtsausdruck; Fräulein und Magd mögen nur die Kleider tauschen, um — äußerlich wenigstens — ihren Stand zu verwechseln. Weniger schön sind die Männer, unedler ist Form und Ausdruck ihres Gesichtes, und selbst die Glieder verrathen nicht die Kraft- und Saftfülle, die den weiblichen Körper durchschwellt; jedoch sind Muskeln und Sehnen des Mannes, so dürr sie auch erscheinen, zäh und kraftvoll.

Von der Schwelle der kleinen Sennhütte genoß man eine herrliche, anziehende Fernsicht über die kalte Gebirgslandschaft und die Höhenzüge und Plateaus einer tiefern, wärmern Zone, gleichsam ein ausgedehntes physisches Erdgemälde in dem engen Rahmen eines Teleskopes; Merida lag offen vor dem Auge da, ein zierliches, in den Fels gemeißeltes Relief. Man konnte in die Straßen hineinsehen, die Gebäude von einander unterscheiden, und so klar, rein und durchsichtig ist die Atmosphäre unter dem tropischen Himmelsgürtel, daß wir deutlich in den Straßen die weißen Ruanas und Gewänder schimmern sahen, also in einer Entfernung von 2000 Meter und tiefer die kleinsten weißen Gegenstände noch deutlich zu erkennen vermochten. So wohlthuend auch die frische Bergluft die Lungen füllte und den ganzen Organismus stärkte und erquickte, traf sie doch die Haut so scharf und empfindlich, daß wir sofort die dicke, wollene Covija über die Schulter warfen zum Schutze gegen den eisigen Hauch, der von den Schneekuppen herniedertrieb. Die Sonne stand uns horizontal gegenüber, jedoch äußerten ihre schrägen Strahlen immerhin noch wärmende Kraft; bald stand sie unter unseren Füßen, immer tiefer zog sie von Abhang zu Abhang ihre Strahlen nach sich, immer glühender, goldsengender tauchte sie ein in die Luftschichten der warmen und heißen Zone, und immer blassere Strahlen warf sie zu dem Menschenauge auf einsamer, kalter Erdenhöhe hinauf; endlich verdeckte den purpurnen Sonnenball der massive Gebirgsrumpf, um den noch ein glimmender Farbenstreif hin- und her- und auf- und abflatterte, wie das winkende Tuch in der Hand eines scheidenden Freundes. Leichtgeflockte Nebelwolken trieben mit Licht und Schatten ein neckisches Spiel; kaum vermag eine Naturerscheinung einen mehr wechselnden und spannenden, die Phantasie fesselnden Reiz auszuüben, als jenes ätherische Spiel der auf- und abschwebenden Dünste, der Nebelgebilde und Wolkengefüge in der erhabenen Region über den Wolken, ja, über Sonne, Mond und Sternen, wenn sie durch den geneigten Sehwinkel gehen. Bald taucht das gigantische Massengestein in aufsteigende Nebel unter, die sich horizontal ausbreiten, so daß auf ihnen nur die hervorragenden Bergeshäupter inselartig wie auf einer Meeresfläche schwimmen; dann wieder gürten mit ihnen die jungfräulichen Riesenleiber ihre Taillen und verhüllen ihre nackten Glieder, so daß die Sonnenstrahlen über dem luftigen Gewebe vielfach, in den verschiedensten Reflexen gebrochen werden, und unter demselben ein eigenthümliches, wie durch mattgeschliffene Ampellampen gedämpftes Gelblicht entsteht. Häufig glaubt sich die Phantasie von den Dunstgebilden, die aus einem rosigen Grunde aufschweben und, mehr und mehr erblassend, einen grauen Mantel um die Gebirgsglieder aus einander rollen, in nordisch-heimathliche Winterlandschaften getragen, über deren öde Schneesteppen und grauen Wiesenrauch die untergehende Sonne ein brenzlicht-röthliches Licht und lange, frostige Schatten wirft, — eine Vorstellung, zu welcher die kalte Berg- und Abendluft nicht contrastirt. Nimmer endet der anziehende, unterhaltende Wechsel.

Die Temperatur sank schnell von 8° C. auf 6° C. herab; in der Nacht fiel das Thermometer unter 5° C. Die jährliche Durchschnittstemperatur der Cordillerenregion zwischen 3500 bis 4100 Meter Höhe beträgt etwa 5,5° C. Der kalte Abend trieb Alle — im Ganzen sechs Menschen — in den kleinen geschlossenen Raum, der kaum 9 bis 12 Ellen im Geviert faßte; davon ging noch ein beträchtlicher Platz für das Herdfeuer ab, das mit seiner prasselnden Flamme die Dunkelheit erhellte und seinen Rauch durch die Fugen des Daches und der Wände trieb. Unserm Wirthe, dem alten Jose Maria, mußte ich viel von meiner Tierra erzählen, und gespannt und verwundert hingen seiner schönen Töchter freundliche Augen an meinem Munde; sie fragten nach allen Dingen jenseit des großen Wassers, daß es eine wahre Lust war, an dem prasselnden Herde in der einsamen Wolkenregion vor einem solchen gespannten und spannenden Publicum populäre Vorlesungen über die nordische Heimath zu halten. Später als gewöhnlich wurde das Nachtlager aufgesucht, und die zusammensinkende Flamme wiederholt mit Holz gespeist, obwohl das Holz sehr weit herbeigeschleppt werden mußte, da in der Nähe des Hauses kein Baum, kaum hin und wieder ein niedriges Gestrüpp wuchs. Rinderhäute bedeckten die Tenne, die gemeinschaftliche Lagerstätte, und zu Kopfkissen wurde zusammengesucht, was sich dazu verwerthen ließ.

Am andern Morgen wurde die Besteigung der Schneekuppen ohne Aufschub betrieben; der alte Jose Maria bezweifelte zwar die Möglichkeit des Gelingens, jedoch seine Neugierde bezwang den Widerwillen gegen das verwegene Unternehmen, und er erbot sich uns sogar selbst zum Führer. Als der erste Sonnenstrahl blitzte, setzten wir uns in Bewegung;

Jose Maria aber befahl zuvor seine Seele allen Heiligen. Um uns so wenig wie möglich zu belasten, wurde nur das unentbehrlichste Gepäck, gleich vertheilt, auf den Schultern mitgeführt. Wir befanden uns an unserm Ausgangspunkte, an der Schwelle der Hütte, in einer Höhe von 3649 Meter über dem Meeresspiegel und 2000 Meter über Merida erhaben; etwa 900 und einige Meter hofften wir noch weiter vorzudringen, und in solcher Höhe den Fuß auf den Scheitel der stolzen Sierra und der höchsten Gipfelspitze der mächtigen venezuelanischen Andeskette zu setzen. Ein kleiner Wasserlauf, der in dem untern, niedergleitenden und im warmen Strahle der Mittagssonne schmelzenden Schnee entspringt, gab die nächste Richtung der Steigung an. Anfangs wand sich die tiefe Rinne durch die gewundenen Bodensenkungen des Plateau allmälig und unmerklich bergan; bald aber machte sich die Erhebung des Bodens in dem wachsenden Schwergefühle und dem überhaupt gestörten Wohlgefühle des ganzen Organismus empfindlich fühlbar. Ein lebhafter Durst beginnt sich zu regen, trotz der kalten Morgenluft; das klare, krystallreine Wasser wirkt momentan belebend und erfrischend, jedoch fällt es mit Eiseskälte auf die Zunge und verhindert ein anhaltendes und hastiges Schlucken, weil seine Kälte die Athmungsmuskeln krampfhaft zusammenzieht. Dennoch umkleidet den kalten Wasserlauf eine von Gras, Moosen und spärlichen Compositenstauden verfilzte Vegetationsdecke; sogar kleine verkrüppelte Gehölze und Gesträuchbosquets folgen den südlichen und geschützten Abhängen bis nahe an die Vegetationsgrenze hinan. Der Uebergang vom organischen Leben zum todten, nackten Gestein und dem zu Eis erstarrten Atmosphärendunste ist auf den Hochgebirgen der Tropenländer nicht so allmälig hinfällig und absterbend, wie er sich unmerklich von Stufe zu Stufe unter den geographischen Breiten nach Norden hin vollzieht; hier verlischt in gleicher, allmäliger Abnahme die Kraft der Sonnenstrahlen, während sie dort noch auf den höchsten Alpenregionen mächtig genug und in der Mittagsstunde drückend wirksam sind, um ringsher um die ewige Erstarrung noch Leben entwickeln und erhalten zu können, welches der kalte Boden an sich ohne die intensive Wirkung der Sonnenwärme nimmermehr gewähren würde. Auch das animalische Leben folgt bis zur und über die Grenze des vegetativen Lebens hinaus dem wärmenden, im Schooße der Nacht erstarrenden Sonnenstrahle; abgesehen von den geflügelten Insecten, Schmetterlingen und selbst kleinen Singvögeln, die unwillkürlich von der senkrechten Luftströmung zwischen der heißen untern und der obern kalten Luftschicht bis zu 15,000 und 18,000 Fuß in die Höhe getrieben werden, bevölkern Murmelthiere und Kaninchenherden die öden Paramos in unterirdischen Wohnungen, in einer Region, die unter den kraftlosen Sonnenstrahlen der nordischen Breiten ebenso wie diese im ewigen Eise starren würde.

Die Steigung des Bodens wächst immer steiler und unwegsamer an; unter den Füßen weicht das lockere, lose Steingeröll, es erschwert den Schritt, macht ihn unsicher und gefährdet die Nachsteigenden. Das Bedürfniß, stillzustehen und Athem zu schöpfen, stellt sich immer kategorischer ein; die Mattigkeit und Abgeschlagenheit der Gliedmaßen wird unerträglich, der Herzschlag bereitet Angst und Pein. Eine merkliche, drückende Verstimmung löst allen Einklang der Seelenkräfte auf; die Energie schwindet, die Denkkraft erschlafft in ihrem Fluge. Bald befand sich mein Diener Telesphoro in dem Gemüthszustande eines weinerlichen Kindes, das sich nur aus Furcht vor der Ruthe noch das Weinen und Jammern verbeißt; bei jedem sechsten Schritte legt er sich wimmernd und seufzend über seinen Stab, und wendet das Gesicht trübselig bergab, — gerade wie das Maulthier die Ohren hängen läßt und bei jedem Schritte instinctartig zur Ebene niederblickt, wenn es unter den Einwirkungen der verdünnten Höhenatmosphäre zu leiden beginnt. Nicht viel anders drückt sich die Gemüthsstimmung Jose Maria's in den abgespannten Gesichtsmuskeln aus; die seufzenden Töne, die er aus beängstigter Brust ausstößt, klingen wie harte Selbstanklagen und Gewissensbisse und lassen für das Ende der Unternehmungen bedenkliche Zweifel erheben. Antonio und ich nehmen die beiden Schwachen in unsere Mitte, um zu verhüten, daß Keiner verloren gehe oder den Rückweg antrete. Rücksichtslos sieht sich Telesphoro vorwärts getrieben, ob er auch mit den heiligsten Schwüren betheuern mag, daß es mit seinem Leben zu Ende gehe.

Treu, zuverlässig, ausdauernd und entbehrungsmuthig harrt der Indianer auf den beschwerlichen Wanderungen durch Wald und über Cordilleren aus, aber seine Energie und Willfährigkeit bricht zusammen, sobald die Wanderungen den Paramo kreuzen und die Grenze des organischen Lebens überschreiten. Der Indianer ist ein Mensch, der handelnd und leidend mit unverwüstlicher Zähigkeit innerhalb der Sphäre ausharrt, welcher seine physischen und psychischen Kräfte gewohnt und gewachsen sind, der aber gänzlich zusammenbricht, sowie er nur den Fuß eben über diese Sphäre hinaussetzt; gerade wie das Lastthier der Wüste, das, der Sage nach, sich nicht von seinen Knien erhebt, wenn die aufgebürdete Last nur um einige Pfunde seine Kräfte übersteigt. Der Indianer besitzt das, was man Nerven nennt, und namentlich reagirt der Nervenstrom bei ihm auf das Gemüthsleben mehr, als auf das animalische Leben. Alles was das Gleichgewicht seiner Körperkräfte aufhebt, verstimmt in gleicher Weise die leicht getrübten Saiten seiner Seele; Mißgefühl inspirirt seinen Aberglauben, und physische Einwirkungen leitet er ab von eingebildeten, in den Naturkräften handelnden übernatürlichen Wesen. So wird ihm das ein Grauen und Schauder seiner Seele, was das Wohlbefinden seines Organismus trübt; und ein solches Grauen erregt in ihm auch der Paramo. Es ist der Odem, das Wehen eines finstern, dämonischen Wesens, das da lautlos, todeskalt, unsichtbar die erstarrten Höhen streift; das warme Blut erstarrt unter diesem Odem, das Geschöpf, das es anhaucht, hört zu athmen auf. — So stumm, einsam und in sich verschlossen auch der Indianer lebt, sinnt und fühlt, so bangt ihm doch vor der Todeseinsamkeit des Paramo; er fühlt sich losgelöst aus dem Gewohnten und sich seines eigensten Wesens beraubt; Entsetzen ergreift ihn unter den Truggebilden seines düstern Geistes, zagend und verzweifelnd unterliegt er, und entweder kauert er stumm in sich zusammen und stirbt den Erfrierungstod in Eis und Schnee, oder er flieht rückhaltslos aus dem Bereiche der dämonischen Gewalten. —

Nach einiger Zeit standen wir vor dem Eingange zu einer weiten, aber dem Tageslichte abgewendeten, gegen Norden gelegenen Schlucht; ihr Grund war stellenweise mit Schnee ausgefüllt, der sich von den Schneekuppen ablöst, an den steilen Abhängen herabgleitet, die Spalten und Schluchten derselben ausfüllt oder auf den abgeschrägten Flächen hängen bleibt, wo er sich lange Zeit im gefrorenen Zustande erhält, da er von keinem Sonnenstrahle getroffen wird; aus solchen, häufig tief unterhalb der Schneegipfel verwahrten Schluchten beziehen die Speculanten Meridas, die zu den Wochenmärkten und Festtagen Gefrorenes herstellen, das Eis zu ihren Kühlungsreservoirs. Eine eisige, trockene Kälte hauchte uns aus der Schneeschlucht entgegen; wir traten hinter einen großen Granitkegel zurück, an welchem sich der eisige Luftstrom brach, um uns zu lagern und durch ein Frühstück zu kräftigen; aber wir hatten noch nicht die Last von der Schulter genommen, als wir plötzlich von einer wunderbaren Naturerscheinung überrascht wurden, und vor Schreck und Stau-

nen zu bewegloſen Salzſäulen erſtarrten. Das geiſterhafte Weſen, das in der Region der kalten Lüfte hauſt, ſchien plötzlich in ſichtbarer Geſtalt aus der Luft zu ſteigen; in das jenſeitige Ausgangsthor der Schlucht trat mit einem raſſelnden Getöſe eine rieſengroße, bald vom Lichte, bald vom Schatten durchfloſſene, ſchimmernde und flimmernde Erſcheinung ein und wälzte ſich, tauſendgliederig durch einander rollend und einen langen, ſchleppenden und wallenden Mantel nach ſich ziehend, mit Windeseile durch die Schlucht auf uns nieder. Aus einem wild durch einander gezauſten Haarſchweif leuchtete in falbem, matt-glänzendem Lichte ein großes, nebelhaftes Angeſicht; Mund und Augen glühten wie brennende Kryſtalle und rollten wie bewegliche, feurige Wellen, in beſtändigem Wechſel durch das verſchwommene Geſicht. Immer näher trieb die geſpenſterhafte Geſtalt an uns heran, bald ſchien ſie ſich in Licht aufzulöſen, bald in Schatten zu verkörpern, ihre Glieder floſſen mit dem ſcharfen, trocknen Geriefel eines treibenden Schneeſtromes durch einander, und endlich ſtürmte ſie um uns und über uns mit einem betäubenden Geraſſel fort, während ſich die rieſigen Schneedecken über uns vor ihrem eiſigen Athem loszulöſen und aufzuſtäuben ſchienen.

Stumm vor Ueberraſchung blickten wir Alle in dies Phänomen — halb Geiſt, halb Leib — hinein; er war leibhaftig, ſichtbar erſchienen der finſtere, böſe Geiſt der kalten Berge; unter ſeinem Odem mußte der Herzſchlag der lebendigen Creatur ſtocken, ſein Mantel umſchlang das erſtarrende Geſchöpf und rollte es über das nackte Geſtein in das Grab der ſchwarzen in Eis vergrabenen Schluchten hinab; ſtarres Entſetzen athmeten die Züge Joſe Maria's; „Santa Barbara, hilf! hilf!“ war der einzige Schreckensruf, den ſeine zuſammengeſchnürte Bruſt auszuſtoßen vermochte und mit welchem er in die Knie ſank, mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckend. In wilder Flucht und mit einem lauten Angſtſchrei ſtürzte Telesphoro nach der erſten Beſtürzung den Abhang hinunter, den wir hinaufgeſtiegen waren; eine Wolke von feinen, ſchneidend-ſcharfen Eisſtäubchen rieſelte wie ein gefrorener Katarakt über uns hinweg und ſtreifte uns nur mit dem dünnen Rande ihres flimmernden und ſchimmernden, ſich endlos durch einander ſchlingenden Gewandes; ein von den Lüften getragener Strom wirbelte und rollte ſie weiter hinab, hinter Telesphoro her, der bald unſerm Auge in dem glänzenden Kryſtallſtaube entſchwunden war.

Jedoch dieſe vorüberrauſchende, geiſterhafte Erſcheinung war nicht unmaterieller Natur; ein losgelöſter, von den Schneezinnen niedergleitender und von dem Luftſtrom durch die Schluchtenhöhlung getriebener Schneeſtaub, in deſſen locker aufgewirbelten, fein zerſtäubten Kryſtallatomen Sonne, Licht und Schatten ein magiſches Spiel trieben, rief dieſe kurze, großartige Naturerſcheinung ins Leben, welche die Einbildungskraft im höchſten Grade herausforderte, und abergläubiſche Gemüther mit Schrecken und Entſetzen ergreifen mußte.

Ein eiſiger Froſt und ſchneidender Schmerz ſchüttelten Haut und Glieder bei der Berührung des Schneeſtaubſtromes; doch als wir uns ſo ungefährdet ſahen, freuten wir uns dieſer Berührung, da ſie uns ein unvergeßliches Naturſchauſpiel dargeboten hatte. Antonio erholte ſich bald von ſeinem Schrecken, und gab meinem eindringlichen Zureden nach, mich weiter zu begleiten, obſchon er mit ſchweren Bedenken zu kämpfen hatte; die jammernde Geſtalt vor uns aber ſchlug drei Kreuze und verſchwor ſich bei Allem, was heilig und theuer, uns keinen Schritt weiter folgen zu wollen; ich hinderte den alten Joſe Maria dann auch nicht an der Rückkehr, da er nichts nützen, mir es aber wohl erwünſcht ſein konnte, daß ſich Jemand nach Telesphoro umſah, von welchem wir nichts mehr ſehen noch hören konnten.

---

# Der Orang utan auf Borneo, deſſen Verbreitung und Lebensweiſe.

Nach **A. Ruſſel Wallace.**

Es machte auf uns einen erheiternden Eindruck, als wir die großen Abbildungen ſahen, welche Herr Profeſſor Karl Vogt an die Wand gehängt hatte, damit ſie zur Erläuterung ſeiner Vorträge dienen ſollten. Unter denſelben befand ſich auch die Zeichnung eines Affengerippes, über welchem das Wort Orang ſtand. Nun iſt aber dieſes die malayiſche Bezeichnung nicht für Affe, ſondern für Menſch. Die Dayaks auf Borneo bezeichnen jenen anthropoiden Affen als Mias, die Malayen als Orang utan, d. h. Waldmenſchen. Die Schreibart Utang, welche noch immer in Zeitſchriften und Büchern ſpukt, iſt ganz falſch; im Malayiſchen würde ein Orang utang ein Menſch ſein, der Schulden hat. Auf dem Vogt'ſchen Bilde war der Mias ohne Weiteres unter malayiſcher Firma zu einem Orang, alſo einem Menſchen geworden. Warum denn auch nicht, wenn er, der Hypotheſe zufolge, eine Hauptſtelle unter unſeren Urvätern einnimmt? Der „Transmutation“ iſt ja Vieles möglich.

Um aber auf den Mias, den Waldmenſchen, zu kommen, ſo iſt derſelbe vortrefflich beſchrieben worden von Alfred Ruſſel Wallace. (The Malay Archipelago: the land of the Orang utan and the bird of paradise. A narrative of travel, with studies of man and nature. London 1869. 2 Bände.) Wallace iſt derſelbe Naturforſcher, welcher vor Jahren, gemeinſchaftlich mit Bates, längere Zeit am Amazonas und auch am Rio Negro und am Uaupes verweilte und ein ganz vortreffliches Werk über den ſüdamerikaniſchen Rieſenſtrom ſchrieb. Nach ſeiner Rückkehr von dort unternahm er dann eine Reiſe nach dem hinterindiſchen Archipelagus, welchen er von 1854 bis 1862 in einer Weiſe durchforſchte, wie kaum ein Anderer vor ihm. Er hat reiche Sammlungen heimgebracht: 310 Specimina von Säugethieren, 100 von Reptilien, 8050 von Vögeln, 7500 von Muſcheln, 13,100 Lepidopteren, 83,200 Coleopteren und von 13,400 anderen Inſecten.

Wir kennen nicht viele Bücher, die bei ſo reichem wiſſenſchaftlichen Inhalte zugleich ſo anſprechend geſchrieben ſind. Wallace hat einen muſterhaft klaren Stil, und man lieſt das Werk mit geſpannter Aufmerkſamkeit von Anfang bis zu Ende durch; uns wenigſtens hat es derart gefeſſelt, daß es uns unmöglich war, das Studium deſſelben zu unterbrechen. Es behandelt die phyſikaliſche Geographie des Archipelagus im Allgemeinen, dann die indo-malayiſchen Eilande, die Timor-Gruppe, die Gruppe von Celebes, die Molukken und die Papua-Gruppe. Zum Schluſſe giebt es ethnographiſche Schilderungen der verſchiedenen Völker und einen

werthvollen Anhang von Vocabularien; auch über die Schädel sind Bemerkungen hinzugefügt. Dazu kommen Karten und ganz vortreffliche Illustrationen. Wir werden uns nicht versagen, ausführlich auf den Inhalt einzugehen; heute wollen wir schildern, wie sich Wallace über den Mias ausläßt.

Im November 1854 kam er zu Sarawak an der Nordküste Borneos an, wo er von dem herrlichen und guten Manne Radscha Sir James Brooke (der 1868 in England starb) gastlich empfangen wurde. Er besuchte von dort aus bis zum Januar 1856 manche Gegenden Nordborneos. Im März 1865 nahm er längere Rast bei den Steinkohlengruben, welche am Simunjon bearbeitet werden. Dieser ist ein kleiner Nebenfluß des Sadong, welcher östlich von Sarawak liegt. In den Wäldern am Simunjon ist der Mias zu finden, und dem Naturforscher lag natürlich daran, mit demselben so genau als möglich bekannt zu werden, auch ohne Erbarmen jungen und alten Waldmenschen das Fell abzuziehen und das Gerippe nach Europa zu schaffen. Die Jagden fielen über Erwarten günstig aus.

Ich war, so erzählt er, kaum eine Woche bei den Kohlengruben und kaum eine Viertelstunde Wegs vom Hause entfernt mit Sammeln von Insecten beschäftigt, als mir der erste Mias in Sicht kam. Als ich Rascheln in einem Baume hörte, blickte ich empor und bemerkte, daß ein großes, wohlbehaartes Thier sich langsam zwischen den Aesten fortbewegte, indem es sich mit den Armen an die Zweige hing. Dann verlor es sich im Walde, wohin ich ihm nicht folgen konnte, weil der Boden sehr morastig war. Die eben geschilderte Art der Fortbewegung ist übrigens beim Mias ungewöhnlich und mehr kennzeichnend für den Hylobates.

Vierzehn Tage später sagte man mir, daß ein Mias sich unweit vom Hause auf einem im Sumpfe stehenden Baume eine Güte thue. Sofort nahm ich mein Gewehr und ging hin. Als er mich bemerkte, suchte er sich hinter dem Blätterwerke zu verstecken, ich jagte ihm aber zwei Kugeln in den Leib, und er fiel wie todt herunter. Dieses halberwachsene Männchen war kaum 3 Fuß hoch. Am 26. April ging ich mit zwei Dayacks auf die Jagd und traf wieder einen Mias von ziemlich derselben Größe. Er fiel auf den ersten Schuß, kletterte aber sofort auf den nächsten Baum; ein zweiter Schuß zerschmetterte ihm einen Arm und die Kugel drang auch in den Leib. Die Dayacks liefen zu ihm hin, jeder wollte den Mias an einer Hand fassen; ich sollte inzwischen einen Stock abschneiden, an welchem sie ihn festbinden wollten. Aber obwohl das Thier, wie gesagt, nur erst halb ausgewachsen und der eine Arm zerbrochen war, konnten die beiden Leute es doch nicht festhalten; es biß grimmig um sich; sie mußten es loslassen, und es kletterte wieder auf den Baum. Um der Sache ein Ende zu machen, jagte ich ihm eine Kugel ins Herz.

Am 2. Mai, als ich nur ein schwaches Gewehr bei mir hatte, sah ich wieder einen Mias, der auf einem sehr hohen Baume saß. Als er mich sah und ich Feuer gegeben hatte, fing er in einer seltsamen Weise zu heulen an, in, ich möchte sagen, hustenartigen Absätzen. Sein Grimm war mächtig, er brach Zweige ab, schleuderte sie herunter und machte sich dann nach anderen Baumgipfeln fort. Ich mußte ihn laufen lassen. Zehn Tage später erging es mir mit einem andern eben so; auch er heulte, prustete und hustete und warf Zweige herab. Nachdem ich ihm fünf Schüsse gegeben, blieb er todt oben im Baume, in einer Astgabelung, so daß er nicht fallen konnte. Ich holte einige Dayacks, welchen das Hinanklettern auch gelang, und so bekam ich ihn. Dieses war ein Weibchen, voll ausgewachsen, aber nicht so groß, wie voll ausgewachsene Männchen sind, 3 Fuß 6 Zoll (englisch) hoch; bei ausgestreckten Armen 6 Fuß 6 Zoll weit. Haut und Gerippe befinden sich jetzt im Derby Museum.

Vier Tage später erlegte ich abermals mit dem dritten Schuß einen ziemlich großen, wieder ein Weibchen. Als wir diesen Mias nach Hause tragen wollten, fanden wir ein Junges, das den Kopf in den Sumpfboden gesteckt hatte, ein Thierchen von etwa einem Fuß Größe, das offenbar an seiner Mutter gehangen hatte, als diese vom Baume fiel. Glücklicherweise war es nicht verwundet; als wir ihm den Schlamm vom Munde gewischt hatten, fing es zu schreien an. Für seine Größe hatte es eine ziemliche Kraft. Als wir es nach Hause trugen, packte es meinen Bart mit den Händen dermaßen, daß ich Mühe hatte, dieselben loszumachen; die Finger sind nämlich beim letzten Gliede nach einwärts gebogen und bilden förmliche Haken. Leider hatte ich für das Kleine keine Milch, welche ja von Chinesen und Malayen nicht genossen wird, und ein Weibchen irgend eines andern Thieres, das als Amme für mein kleines Kind hätte dienen können, war nicht aufzutreiben. Ich gab ihm also Reiswasser aus einer Flasche, durch deren Stöpsel ich eine Federspule gesteckt hatte. Es kam auch bald mit dem Saugen daran zurecht, aber bei einer so wenig kräftigen Nahrung wollte es nicht gut gedeihen, obwohl ich manchmal Zucker und Kokosmilch mit dem Reiswasser mischte. Es sog sehr munter, wenn ich ihm einen Finger in den Mund steckte, zog mit aller Macht die Backen ein und gab sich alle Mühe, etwas Milch hervorzulocken. Das gelang ihm natürlich nicht, und dann schrie es wie ein kleines Menschenkind. Es war ganz ruhig und zufrieden, wenn man sich mit ihm zu schaffen machte, benahm sich aber in den ersten Nächten sehr lärmend. Ich verfertigte ihm aus einem Kasten eine Art von Wiege, gab ihm alle Tage eine frische Matte und ließ es durchaus sauber halten. Das Waschen gefiel ihm, nachdem es sich daran gewöhnt hatte, es kam bald von selbst und fing an zu schreien, wenn es sich beschmutzt hatte. Nicht eher wurde es ruhig, als bis ich es unter eine Pumpe gebracht hatte; beim ersten Gusse kalten Wassers wimmerte es ein wenig und verzerrte die Miene. Das ging aber allemal rasch vorüber. Einen wahren Genuß gewährte es ihm, wenn ich es abrieb oder ihm das Haar mit einer Bürste streichelte; dann legte es sich mit ausgestreckten Armen und Beinen platt hin. Während der ersten Tage klammerte es sich mit Händen und Füßen an Alles, was in seinem Bereiche lag, und ich mußte meinen Bart wohl in Acht nehmen; auch focht es viel mit den Armen in der leeren Luft herum, und war allemal zufrieden, wenn man ihm dann einen Stock oder einen Lappen zuwarf.

Um ihm Zeitvertreib zu schaffen und ihm Gelegenheit zur Stärkung seiner Glieder zu geben, verfertigte ich eine Leiter, mit welcher es sich anfangs viel zu schaffen machte. Wallace verfertigte ihm eine künstliche Mutter, nämlich ein in ein Bündel zusammengewickeltes Stück Büffelfell, das aufgehängt wurde und etwa einen Fuß hoch über dem Boden schwebte. Damit war ihm ein großer Gefallen geschehen; es umklammerte dieses Bündel mit allen Vieren und blieb gern längere Zeit daran hängen. Dann aber machte sich der Naturtrieb geltend; es legte seinen Mund dicht an das Fell und suchte überall nach der Mutterbrust; als es aber immer wieder Haare und aus dem Innern des Bündels auch Wolle fand, wurde es verdrießlich, fing zu schreien an und ließ die Puppe endlich ganz bei Seite, als ihm Wolle in die Kehle gekommen war.

Nach Verlauf von etwa acht Tagen war es so weit, daß man ihm seine Nahrung mit einem Löffel einflößen konnte. Von nun an bekam es kräftigere Speise, namentlich eingeweichtes Brot mit Ei und Zucker, und auch manchmal etwas

süße Kartoffeln. Das schmeckte ihm; es war aber interessant zu sehen, wie es sich benahm, wenn man ihm etwas gab, das ihm nicht zusagte. Der kleine Mias wandte dergleichen erst einmal im Munde um, gleichsam als wolle er versuchen, wie es schmecke; nachher spie er es sogleich fort. Aber bei einem Leckerbissen zog er die Backen ein und schlug das Auge mit dem Ausdrucke des Wohlbehagens in die Höhe. Als Wallace ihm vorsätzlich mehrmals Speisen gab, die der kleine Mias nicht gern aß, fing dieser an zu schreien und schlug gerade so mit den Armen um sich, wie ein menschliches Kind unter denselben Verhältnissen zu thun pflegt. —

Drei Wochen war der Kleine in Pflege, als ich einen jungen Macacus cynomolgus, hasenlippigen Affen, ein junges, sehr munteres Thier, bekam, welchen ich zu jenem in den Kasten that. Beide wurden sofort die besten Freunde. Mein Mias setzte sich dem andern, der schon allein essen konnte, ohne Weiteres auf den Leib, oder auch wohl gar ins Gesicht. Während ich ihn fütterte, saß der Affe daneben, nahm Alles auf, was zur Erde fiel, und versuchte dann und wann, mir den Löffel fortzunehmen. Wenn ich den Mias abgefüttert hatte, leckte er diesem die Lippen ab und sperrte ihm den Mund auf, um zu sehen, ob aus demselben noch etwas herauszuholen sei. Nachher legte er sich auf ihn, wie auf ein Kissen. Der kleine Mias ließ sich überhaupt Alles von ihm mit exemplarischer Geduld gefallen; er freuete sich offenbar, etwas Warmes, an das er sich anklammern konnte, in der Nähe zu haben. Wenn der Affe fortgehen wollte, hielt ihn der Mias gewöhnlich so lange als möglich an der Rückenhaut, am Kopfe oder am Schwanze fest und ließ ihn nur ungern los.

Beide Thiere mochten wohl ziemlich in demselben Alter sein; es war interessant, zu beobachten, wie sie sich ganz verschieden benahmen. Der Mias lag wie ein junges Kind hülflos auf dem Rücken, wälzte sich träg von einer Seite zur andern, streckte manchmal alle Viere in die Luft, als wolle er nach irgend etwas greifen, war aber nicht im Stande, die Finger nach irgend einem bestimmten Gegenstande hinzulenken. Wenn er über irgend etwas mißvergnügt war oder etwas haben wollte, schrie er wie ein Kind. Der kleine Affe dagegen war immerfort in Bewegung, lief und sprang umher, betrachtete sich alle Sachen genau, hielt auch die kleinsten Gegenstände fest, nahm Alles, was er eßbar fand, und balancirte am Rande des Kastens oder kletterte an einem Pfahle hinauf.

Nach etwa einem Monate gab mein Mias sich einige Mühe, auf den Beinen zu stehen und sich im Kasten aufzurichten. Nach und nach gelang ihm das, und einige Mal purzelte er sogar hinaus. Wenn er sich beschmutzt hatte oder hungrig war, schrie er, bis Jemand kam, und nun fing er auch an, das hustenartige Geräusch der Alten hören zu lassen. Er wurde still, wenn sein Schreien unbeachtet blieb, aber sobald er einen Tritt hörte, schrie er noch lauter als vorher. Er war bereits fünf Wochen in meinem Besitz, als die drei Vorderzähne zum Durchbruch kamen, er war aber in dieser ganzen Zeit auch nicht im Mindesten größer oder schwerer geworden, wahrscheinlich weil er sich ohne Milch hatte behelfen müssen; ohnehin that jene von der Kokosnuß seinem Magen nicht gut, doch verlor er die Diarrhöe, nachdem ich ihm eine kleine Dosis Castoröl eingegeben hatte. Ein paar Wochen später wurde er ernstlich krank; es zeigten sich alle Symptome eines Wechselfiebers, und daneben ein wässeriges Anschwellen der Hände und Füße. Er verlor den Appetit, siechte allmälig hin und starb, nachdem ich ihn etwa drei Monate gehabt hatte. Der Verlust meines Lieblings ging mir nahe; ich hatte gehofft, ihn großfüttern und später mit nach Europa nehmen zu können. Er war 3 Pfund 9 Unzen schwer, 14 Zoll hoch, und die Länge zwischen den ausgebreiteten Armen betrug 23 Zoll. Ich zog ihm die Haut ab; als ich das Skelett prüfte, fand ich, daß er beim Herabfallen vom Baume einen Arm und ein Bein gebrochen haben mußte; die Knochen waren aber so rasch wieder zusammengewachsen, daß ich lediglich die harten Stellen am Bruche bemerkte. —

Wallace setzte die Jagd Monate lang fort und hatte vollauf Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des Mias zu beobachten. Diesem Thiere wohnt eine ganz ungemeine Lebenskraft inne. Ein sehr großes Männchen, welchem die Kugel das eine Bein zerschmettert hatte, kletterte trotzdem mit der größten Leichtigkeit von einem Baumgipfel zum andern, bis es eine Astgabelung erreicht hatte, in welcher es sich festsetzte; das beschädigte Bein hing schlaff herab. Als Wallace ihm noch mehrere Kugeln zuschickte, wanderte es weiter, bis es in einem andern Baume eine bequeme Stelle gefunden hatte; dort kauerte es sich zusammen und rührte sich nicht weiter, bis endlich ein Dayack anfing, den Baum zu erklettern. Der Mias entrann noch einmal, fand wieder eine schützende Stelle, aber diese befand sich auf einem schwächern Baume, den man vermittelst der an ihm haftenden Schlinggewächse hin- und herschütteln konnte. „Nun fiel der mannsgroße Riese zur Erde nieder. Er war einer von der Art, welche bei den Dayacks Mias Tschappan oder Pappan heißt, weil er zu beiden Seiten des Gesichts eine breite Falte in der Haut hat. Zwischen den ausgestreckten Armen maß er 7 Fuß 3 Zoll, seine Höhe betrug vom Wirbel bis zur Fußsohle 4 Fuß 2 Zoll; der Leib hatte genau unter den Armen einen Umfang von 3 Fuß 2 Zoll; er war sehr lang, da die Beine verhältnißmäßig kurz erscheinen. Als ich ihn genau untersuchte, fand ich, daß er recht schwere Wunden bekommen hatte; beide Beine waren gebrochen, das eine Hüftenbein und die Wurzel des Rückgrates zerschmettert, und sowohl im Nacken wie im Oberkiefer hatte er eine plattgedrückte Kugel. Trotzdem lebte er noch, als er herabfiel. Zwei Chinesen banden ihn an eine Stange und trugen ihn in meine Wohnung, wo ich ihn sofort abbalgte und die Knochen kochte. Das vollständige Skelett befindet sich im Museum zu Derby."

Wir übergehen andere Jagden auf den Mias, weil jede einzelne so ziemlich den anderen glich, wollen aber hervorheben, daß der Orang utan unter Umständen ein Nest bauet. Wallace schoß einen Mias an, ein großes Männchen, das auf einem hohen Baume saß, und zerschmetterte ihm einen Arm; mit dem andern brach das Thier oben im Gipfel eines mächtigen Baumes Zweige ab und legte dieselben quer über, derart, daß sie ein Nest bildeten. Er hatte sich dazu eine durchaus geeignete Stelle auserkoren und ging so rasch zu Werke, daß er nach wenigen Minuten sich ganz bequem verbergen konnte. Offenbar wollte er dort die Nacht über ruhen und am andern Morgen früh weiter flüchten. Wallace feuerte noch eine Anzahl Kugeln nach dem Nest und war überzeugt, daß er den Mias wiederholt getroffen habe; dieser aber rührte sich nur einmal, so daß sein Oberleib zu sehen war, er sank dann sogleich wieder zurück und nur sein Kopf blieb auf dem Rande des Nestes hängen. So lag er noch am andern Morgen; er war todt.

Der Orang utan bewegt sich in den Bäumen der Wälder so rasch und behende, daß er nach Wallace's eigenen Beobachtungen in einer Stunde bis zu sechs englischen Meilen zurücklegt. Vielfach ist die Behauptung in Zweifel gezogen worden, daß der Mias Zweige abbreche und dieselben wüthend auf seine Verfolger herabschleudere, es hat aber die Sache ihre vollkommene Richtigkeit; Wallace hat sich davon mit eigenen Augen überzeugt; es waren indeß allemal Weibchen, die in solcher Weise zu Werke gingen.

Wallace fand in jener Gegend auch noch andere Affenarten, die zum Theil in beträchtlicher Menge vorkommen, z. B. am Ufer des Simunjon den gewöhnlichen Macacus cynomolgus, einen schwarzen Semnopithecus und den langnasigen Affen, Nasalis larvatus. Der letztere ist so groß wie ein dreijähriges Kind, hat einen sehr langen Schwanz und eine fleischige Nase von einer Größe, welche viel beträchtlicher ist, als man sie bei irgend einem Menschen findet. Auch der kleine Orang utan, welchen die Dayacks als Mias Kassir bezeichnen, ist nicht selten.

Wir lassen nun einige Bemerkungen über die geographische Verbreitung und die Lebensweise des Mias folgen. Der Orang utan lebt auf Sumatra und auf Borneo und ist, so viel wir wissen, lediglich auf diese beiden großen Eilande beschränkt; er kommt aber auf der erstgenannten Insel viel seltener vor als auf Borneo. Hier hat er dagegen einen weiten Verbreitungsbezirk; man findet ihn in vielen Gegenden der Südwest-, Südost-, Nordost- und Nordwestküste, vorzugsweise in den feuchten und sumpfigen Wäldern des Flachlandes. Im Gebiete von Sarawak, im Districte Sadong findet man Urwälder mit mächtigen Bäumen; aus den Sümpfen erheben sich da und dort Berge und auf manchen derselben haben sich Dayacks angebaut. Die Fruchtbäume bei den Dörfern haben eine große Anziehungskraft für den Mias; er kommt am Tage, um unreife Früchte zu essen, geht aber allemal Abends in seinen Sumpfwald zurück. Auf höher gelegenem Lande mit trocknem Boden kommt der Mias nicht mehr vor. So wird er z. B. im untern Theile des Sadongthales häufig gefunden so weit Ebbe und Fluth reichen; weiter aufwärts ist die Gegend gleichfalls flach, hat aber trocknen Boden, und dort ist kein Mias zu sehen. Dieser will ausgedehnte, zusammenhängende Urwälder haben; nur in solchen fühlt er sich behaglich, in ihnen schweift er umher, wie der Indianer auf der Prairie, der Araber in der Wüste, aber von Baum zu Baum. Er hat nicht nöthig, auf die Erde herabzukommen, und wird auch seltener von Menschen behelligt. Trockene Gegenden mit ausgelichteten Stellen und Niederwald entsprechen seiner Lebensweise nicht.

Es ist von hohem Interesse, zu beobachten, wie der Mias sich im Walde fortbewegt. Er wandert bedächtig auf den größeren Aesten und Zweigen in jener halberhabenen Haltung, welche durch die Kürze seiner Beine und die große Länge seiner Arme bedingt ist. Das Mißverhältniß zwischen diesen Gliedern erscheint dadurch noch stärker, daß er auf den Knöcheln, nicht auf der Sohle geht. Er sucht allemal solche Aeste und Zweige aus, welche mit jenen eines andern Baumes sich berühren, streckt nach diesen seine langen Arme aus, faßt sie mit beiden Händen, prüft ihre Haltbarkeit und schwingt sich dann hinüber. So macht er es auf jedem Baume. Er hüpft oder springt niemals, scheint nicht im Mindesten sich zu beeilen und kommt doch mindestens eben so rasch vorwärts wie ein Mensch, der unten im Walde geht. Seine langen und starken Arme leisten ihm den besten Vorschub; er kann mit Leichtigkeit an jedem Baume hinaufklettern, Früchte und junge Blätter von den schwächeren Zweigen abbrechen, und sich sein Nest zurechtmachen. Er schläft fast jede Nacht in einem solchen. Es wird auf einem nicht sehr großen Baume in einer Höhe von 20 bis zu 50 Fuß angebracht. Man hat wohl gesagt, daß er sich an jedem Abend ein frisches Nest mache, das ist jedoch unwahrscheinlich, weil man sonst dergleichen Nester in größerer Menge antreffen würde, als wirklich der Fall ist. Den Aussagen der Dayacks zufolge deckt sich der Mias bei nassem Wetter mit Blättern von Pandamus oder Farrn zu, und daraus ist wohl die Sage entstanden, daß er sich eine Hütte auf dem Baume baue.

Sein Nachtlager verläßt er erst, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht und kein Thau mehr auf den Bäumen liegt, erst um die Mittagszeit geht er nach Nahrung aus. Vor dem Menschen hat er keine besondere Furcht; mancher Mias betrachtete sich von oben herab den Reisenden und begab sich dann erst langsam fort. Wallace sah nie zwei ausgewachsene Männchen bei einander, wohl aber manchmal Männchen und Weibchen mit einem halbausgewachsenen Jungen und zuweilen auch eine Gesellschaft von drei oder vier Jungen. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten, daneben auch gelegentlich aus Blättern, Knospen und jungen Sprossen. Am liebsten verzehrt der Mias unreife Früchte, auch wenn sie sehr bitter oder sehr sauer sind; er richtet arge Verwüstungen an, indem er viel mehr verdirbt, als er genießt. Die Durianfrucht ist für ihn ein Leckerbissen, doch geht er nur auf solche Durianbäume, welche von Wald umgeben sind, nicht zu solchen, die offen und frei stehen. Die äußere Schale dieser herrlichen Frucht ist so dick und zäh und so sehr mit scharfen Stacheln besetzt, daß man sich wundern muß, wie der Mias dieselbe entfernen kann. Wahrscheinlich beißt er erst einige Stacheln ab, macht dann ein kleines Loch und zerreißt die Schale.

Nur selten hält sich der Mias an der Erde auf, eigentlich wohl nur dann, wenn er vom Hunger gedrängt saftige Sprossen am Wasser sucht, oder wenn er bei sehr trocknem Wetter unten trinken muß; für gewöhnlich findet er genug auf den Bäumen in den Höhlungen der Blätter. Wallace sah einmal zwei halbausgewachsene am Fuße des Simunjonhügels in einem trockenen Erdloche mit einander spielen; sie standen aufrecht und hielten einander bei den Armen. Man darf übrigens als ausgemacht annehmen, daß der Mias nie aufrecht geht, außer wenn er seine Hände gebraucht, um sich zu stützen oder wenn er angegriffen wird. Es ist durchaus unstatthaft, ihn an einem Stocke gehend darzustellen.

Die Dayacks alle sind darüber einig, daß der Mias von keinem Thiere im Walde angegriffen wird, und es giebt nur zwei Ausnahmen von dieser Regel. Ein alter Dayack, mit welchem Wallace darüber eine Unterredung hatte, sagte wörtlich: „Kein Thier ist so stark, daß es dem Mias etwas anhaben könnte, nur allein das Krokodil ist ihm gefährlich. Wenn er im Walde keine Früchte findet, geht er ans Wasser, um dort Futter zu suchen, entweder saftige Sprossen oder Baumfrüchte. Dann trifft es sich wohl, daß ein Krokodil auf ihn zuschnappt, aber der Mias springt auf dasselbe und schlägt auf es mit Händen und Füßen und reißt ihm die Kehle auf." Der Dayack will Augenzeuge eines solchen Kampfes gewesen sein und behauptete, daß der Mias allemal Sieger bleibe. Ein anderer Dayack und zwar ein Häuptling, erzählte gleichfalls, daß der Mias keine anderen Feinde habe als das Krokodil und die Pythonschlange. Die letztere packt er mit seinen Händen und beißt an ihr herum, bis sie todt ist.

Merkwürdigerweise ist ein so eigenthümliches und entwickeltes Thier auf einen sehr engen Raum beschränkt, auf die beiden großen Inseln, welche von den größeren und höheren Säugethieren bewohnt werden. Von Borneo und Java nach Osten hin nehmen die Vierhänder, Wiederkäuer und Fleischfresser und manche andere Gruppen von Säugethieren rasch ab und verschwinden weiter nach Osten hin gänzlich. „Wenn wir erwägen, daß fast alle anderen Thiere in früheren geologischen Epochen durch verwandte, obwohl verschiedene Formen vertreten sind, — daß im letzten Theile der tertiären Periode Europa seine Bären, Hirsche, Wölfe und Katzen hatte; — Australien Kängeruhs und andere Beutelthiere, — Südamerika gigantische Faulthiere, und daß diese alle von den heutigen Formen verschieden, aber doch mit ihnen

verwandt sind, — dann haben wir alle Ursache zu der Annahme, daß auch Orang utan, Tschimpanse und Gorilla ihre Vorgänger gehabt haben müssen. Gewiß sieht jeder Naturforscher mit gespanntem Interesse der Zeit entgegen, in welcher die hohlen und tertiären Gesteine in den tropischen Gegenden genauer erforscht werden, dann werden wir auch endlich über die vergangene Geschichte und die früheren Formen der großen anthropoiden Affen ins Klare kommen."

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß auf Borneo auch ein Orang utan lebe, der die Größe des Gorilla erreiche. Wallace hält dieselbe, wohl mit Recht, für unbegründet und führt Beispiele von ungenauen Messungen an. Er selber ist in Betreff der letzteren sehr sorgfältig verfahren, und Folgendes sind seine Ergebnisse: „Ich habe den Körper von 17 frischgeschossenen Mias untersucht und sie alle genau gemessen; von 7 derselben habe ich die Skelette präparirt. Außerdem erhielt ich 2 Skelette von anderer Hand. Von der Gesammtzahl waren 14 völlig ausgewachsen, 9 Männchen und 5 Weibchen. Diese Männchen wechselten an Höhe zwischen 4 Fuß 1 Zoll bis 4 Fuß 2 Zoll, bis zur Ferse gemessen, so daß wir damit die Größe des aufrechtstehenden Thieres haben. Die Breite der ausgestreckten Arme war von 7 Fuß 2 Zoll bis 7 Fuß 8 Zoll und die Breite des Gesichtes von 10 Zoll bis zu 13½ Zoll.

In den europäischen Museen und Cabinetten befinden sich gegenwärtig mehr als einhundert ausgestopfte Orang utans und Skelette.

---

# Puritaner und Quäker in Massachusetts.

Der nordamerikanische Dichter Longfellow, der sich unsern Goethe zum Vorbild genommen hat und mit der deutschen Wissenschaft vertraut ist, wird von seinen puritanischen Landsleuten hart angelassen. Er hat den in den Augen eines puritanischen Neuengland-Yankee unverzeihlichen Fehler begangen, in den sogenannten Pilgervätern keine Apostel des Republikanismus, der Demokratie, der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu sehen, sondern sie zu schildern, wie sie in der That waren. Er verwirft die fable convenue, welche auch heute noch in vielen deutschen Büchern ihre Stelle findet.

Wie verhielt es sich mit diesen „Märtyrern der politischen und religiösen Freiheit", welche namentlich auch Bancroft so rhetorisch-sententiös und schönfärbend hingestellt hat?

Im Jahre 1608 verließ eine Anzahl englischer Independenten ihre Heimath und ging nach Holland, um dort ungestört nach ihrer religiösen Ueberzeugung leben zu können. Aber die Holländer „heiligten den Sabbath" nicht streng genug, und ein längerer Verkehr mit ihnen hätte „die reine und wahre Lehre" schädigen können. Die „Rechtgläubigen" fuhren also nach Amerika in der tausendmal aufgepufften und angesungenen „Maiblume", und landeten im December 1620 am Cap Cod. Unterwegs waren Zänkereien ausgebrochen, welche durch eine von den 41 an Bord befindlichen Männern unterzeichnete Erklärung beendigt wurden. Die fable convenue findet in derselben „das Samenkorn zu dem republikanischen Baume, unter welchem nun Millionen freier Menschen stehen." Aber in dem Documente nennen sich jene Leute „loyale Unterthanen ihres Königs, den sie ehren" (loyal subjects of our dread sovereign king James; — honour of our king —); von religiöser und bürgerlicher Freiheit steht kein Wort darin.

Diese „Pilgerväter" gründeten New Plymouth; andere Puritaner folgten und baueten 1628 Salem, 1630 Boston. Ihr alleiniger Zweck war die Gründung eines kirchlichen Gemeinwesens nach möglichst jüdisch-theokratischem Zuschnitte, und von vornherein war all und jede Toleranz ausgeschlossen; diese Puritaner lasteten sich das Joch der Tyrannei eines trockenen Fanatismus auf. Wir wollen ihnen übrigens nicht zum Vorwurfe machen, daß sie Andersgläubige nicht in ihre Gemeinde aufnehmen mochten, denn sie wollten „kein Unkraut unter dem Weizen" haben und waren Herren in ihrem Hause.

Aber sie waren Fanatiker in der widerwärtigsten Weise. Nicht um eine „Demokratie" zu bilden, zogen sie über den Ocean, sondern um ihre Kinder nicht mit geweihetem Wasser taufen, ihre Söhne oder Töchter nicht mit Ringen trauen, sich selber nicht mit dem Zeichen des Kreuzes begraben zu lassen; sie wollten „die reine und wahre Kirche" herstellen. Es gab ja nur einen einzigen Weg zum „Himmel", und das war lediglich der, welchen sie für den rechten hielten. Einer ihrer angesehensten Geistlichen, Cotton Mather, der eine große Rolle unter diesem „auserwählten Volke Gottes" gespielt hat, gab folgende Erklärung ab: „Gott hat die Demokratie nicht passend erachtet für Kirche oder Staat, denn wenn das Volk regiert, wer soll dann regiert werden?" Das Volk als solches hatte dem zu gehorchen, was die Gemeindevorsteher beschlossen, es wurde von den Mitgliedern der Theokratie streng im Zaume gehalten. Niemand hatte Anspruch auf „Heiligkeit", der nicht im Angstkasten (Scruple shop) genau den Punkt seiner neuen religiösen Geburt bestimmen konnte.

Die Pilgerväter waren fanatische Ultracalvinisten, harte und herbe Schwärmer ohne sanftere Gefühle, voll frömmelnder Unduldsamkeit; in Bezug auf Religion, Staat und Gesellschaft übten sie eine geradezu abscheuliche Tyrannei. Bei der kleinsten Veranlassung schleuderten sie den Bann; wer ihre Theokratie für eine menschliche Erfindung erklärte, mußte 10 Pf. St. Strafe zahlen. Ein Mann hatte gesagt, der und der Geistliche habe „einen brownistischen Kopf"; er wurde dafür auf Befehl des obersten Gerichtshofes öffentlich ausgepeitscht. Wer im „Reiche der Heiligen" irgend welchen Tadel gegen die „Obrigkeit" verlauten ließ, dem schnitt man die Ohren ab; und wer einen Schwur oder Fluch sich hatte entschlüpfen lassen, dem stieß man ein glühendes Eisen durch die Zunge. John Kempe hatte sich einmal gegen das Gebot der Keuschheit verfehlt; dafür ließen ihn die Heiligen nicht bloß in Salem, sondern obendrein in Boston öffentlich auspeitschen und verkauften ihn dann als Sklaven.

Es gehört eine wunderbare Logik dazu, Begründer der religiösen und bürgerlichen Freiheit in solchen halbentmenschten Fanatikern zu finden. Das Spionirwesen war in ein raffinirtes System gebracht, die theokratische Polizei steckte ihre fromme, jüdelnd-patriarchalische Nase auch in die intimsten Familienangelegenheiten. Eine achtbare Frau hatte im Aerger ein paar Scheltworte gesprochen; dafür wurde sie geknebelt und vor ihrem Hause zur Schau ausgestellt. In Boston wurden ein paar Herbergen geduldet; aber jeder

Fremde, welcher in die Stadt kam, erhielt in einem Heiligen einen Begleiter, der ihm auf Tritt und Schritt folgte, dem Wirthe vorschrieb, wie viel jener trinken dürfe. Der „General Court“ regelte das Essen, Trinken und Sprechen der Menschen, er schrieb die Kleidung vor und verbot insbesondere Hüte, die aus Biberhaar verfertigt waren. Auf das Tabackrauchen waren schwere Strafen gelegt, eben so, 1639, auf das Ausbringen einer Gesundheit. Die Aermel an den Kleidern durften allerhöchstens eine halbe Elle breit sein. Aber die Geld- und Rangsucht spielten bald eine Rolle; ein Dieb, Herr Josias Playstowe, der einer wohlhabenden und sehr heiligen Familie angehörte, wurde zu einer gelinden Strafe verurtheilt, die sehr kennzeichnend ist: er durfte sich fortan nicht mehr Herr nennen.

Die Frauen hielten Wochenversammlungen, in denen sie die am letzten Sabbath gehaltene Predigt besprachen. Am Sabbath durfte Niemand laufen oder rasch gehen, sondern nur „bescheiden und andächtig sich zur Kirche begeben“; Niemand durfte am Sabbath kochen, fegen oder sich rasiren; an diesem geheiligten Tage durfte keine Mutter ihr Kind küssen, geschweige ihren Mann. Ehebruch wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft; Raub zum ersten Male mit Brandmark, das zweite Mal mit Peitschenhieben, das dritte Mal mit dem Tode. Wer am Sabbath sich eines Vergehens schuldig machte, verlor allemal auch ein Ohr; Tanz, Karten und Würfel waren unbedingt verboten. Wer ein weibliches Wesen auf der Straße küßte, wenn auch nur zum Zeichen achtungsvoller Begrüßung, wurde öffentlich ausgepeitscht. Die Selectmen gingen in jedes Haus und schrieben den Mädchen vor, wie viel sie spinnen sollten. Wer sich ohne vorherige Erlaubniß der Eltern um ein Mädchen bewarb, wurde ins Gefängniß gesperrt und mit Geldstrafen belegt.

Das ist nur eine Aehrenlese von Thatsachen aus dem aberwitzigen Leben und Treiben dieser gallsüchtigen Puritaner, bei denen Alles ultralevitisch und ultramosaisch zugeschnitten war, aber von bürgerlicher und religiöser Freiheit oder gar von Demokratie liegt keine Spur darin. (Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Braunschweig 1851. S. 394 ff.) Daß Fanatiker solchen Kalibers einem humanen Manne wie Longfellow nicht sympathisch sein oder ihn zu poetischer Verherrlichung begeistern können, begreift man leicht. Wir haben die obigen Thatsachen zusammengestellt, weil jener Dichter wegen eines solchen Mangels an Begeisterung und weil er Wahres über die Puritaner gesagt hat, dafür gleichsam verketzert, wenigstens hart angelassen wird. Diese Puritaner trieften auch von Blut, und die Ermordung der Quäker gehörte in ihr theokratisches System. Jetzt hat ein Herr Rowland Allen in einem jüngst zu Boston erschienenen Werke: The New England Tragedies in Prose, eine Art von Vertheidigung versucht. Das „Athenäum“ vom 8. Mai bringt nun folgende Uebersicht.

„Allen argumentirt in folgender Weise: Als Neuengland zu Ordnung und Gedeihen kam, stand an der Spitze der puritanischen Kirche ein Mann aus Essex, Namens Norten; er hatte in Amerika die Duldung gesucht, welche er daheim nicht fand. Von Natur war er ein Friedensstifter (!), aber seine Lehren und Grundsätze waren noch schrecklicher als die des gepriesenen Calvin. So behauptete er unter Anderm, es sei „durchaus gesetzlich, religiöse Irrthümer mit der heiligen Taktik des bürgerlichen Schwertes auszurotten.“ Nun hatten sich die Puritaner in ihrer Weise eingerichtet, als die in der alten Heimath verfolgten Quäker als Flüchtlinge landeten und sich mit Eifer dem Missionswerke zuwandten. Ihrer Ansicht zufolge stand es mit der Religion in Amerika eben so schlimm wie in England. Die Puritaner aber wollten sich von dergleichen Eindringlingen keinerlei Störung gefallen lassen, und deshalb waren die Quäker bei ihnen so gern gesehen, wie Wespen in einem Bienenstocke. Man jagte sie fort, sie kamen aber wieder. Nun nahm man ihnen ihre Habe, belegte sie mit Strafen, sperrte sie ein, jagte sie noch einmal fort. Als sie trotzdem sich abermals einfanden, wurden sie ausgepeitscht und auf die Folter gespannt. Die Quäkerinnen behaupteten, daß die Kraft des heiligen Geistes ihnen inne wohne; dafür wurden sie privatim ausgepeitscht, aber den Geist hat man nicht aus ihnen herausgepeitscht. Deshalb wurde nun das Auspeitschen öffentlich vorgenommen. Das half aber auch nichts, denn je stärker man sie verfolgte, um so kecker wurden diese Frauensleute, jung und alt; man band sie deshalb völlig nackt an eine Wagendeichsel und peitschte sie so aus. Aber die den Frieden liebenden (!) Puritaner konnten weder den weiblichen Hochmuth noch den Geist der Quäkerei aus ihnen herauspeitschen, und eben so wenig den hartnäckigen Muth der Quäker bändigen. Der Grimm der Obrigkeit kochte nun hoch auf und schäumte über alle Grenzen. Die Puritaner waren nach Amerika gekommen, um jene Freiheit der Meinung, den Frieden und jene Eintracht zu genießen, welche sich findet, wenn Keiner widerspricht und Opposition macht. Und nun kamen diese pestilentialischen Quäker, machten Eingriffe in ihre Rechte des freien Bodens und behaupteten obendrein unverschämterweise, daß die Puritaner nicht auf dem Pfade der Erlösung wandelten. Dergleichen war doch nicht zu ertragen, und so machten sich die Puritaner ans Werk, Quäker, wo man ihrer habhaft werden konnte, zu hängen, Männer und Frauen, manchmal auch Kinder.“

„Die Quäker benahmen sich, sagt das „Athenäum“, unvernünftig, wurden aber durch die Grausamkeit ihrer Verfolger zum wildesten Fanatismus getrieben. Ihre Geschichte ist ein schreckliches Trauerspiel, in welchem Dinge vorkommen, worüber das Herz schaudert. Longfellow hat in poetischer Weise einen Weheruf über die Verbrechen der Puritaner erhoben und ihren Schlachtopfern Mitleid gezollt. Allen hält den Weheruf für unverdient oder überflüssig, aber die Thatsachen, welche er selber anführt, rechtfertigen denselben vollkommen. Er sucht die Puritaner dadurch zu vertheidigen, daß sie ja niemals auch nur daran gedacht hätten, Duldung gegen irgend eine andere christliche Secte zu üben; wozu hätten sie das auch thun sollen, da ja die bischöfliche Kirche Englands ihnen ihrerseits keine Duldung gewährte?“ —

Aber Allen vergißt, bei dieser seltsamen Art und Weise, fanatische Barbaren zu entschuldigen, Folgendes. Bevor die Puritaner England verließen, hatten sie laute Beschwerde darüber geführt, daß man ihnen verwehre, ihre religiösen Ueberzeugungen frei zu äußern; sie hatten hervorgehoben, daß dieses ja ein angeborenes Recht jedes Menschen auf Erden sei; sie erklärten es für abscheuliche Tyrannei, daß Leute verfolgt oder getödtet werden sollten, weil sie einer Bibelstelle eine andere Auslegung geben oder eine besondere Kleidertracht annehmen. Nun sagt Allen: „Sie wollten Gott in glückseliger Ruhe verehren und darin nicht gestört werden. Wie wäre das aber möglich gewesen, wenn sich die Quäker bei ihnen einnisteten, die ja behaupteten, von den Großmysterien mehr zu wissen als die Puritaner?“ Stehen bleibt die traurige Thatsache, daß in jenen Tagen keine Christensecte Duldung übte. Jede war, wenn sie oben auf kam, grausam gegen alle anderen, durch welche sie sich gestört glaubte. —

Wir finden in der „Pittsburg Chronicle“ vom 15. Mai einige Angaben über die frühere Geschichte der Quäker, welche wir zur Erläuterung des Obigen beifügen wollen.

Im Jahre 1656 erschienen einige Quäker in Boston. Man brachte sie vor die Obrigkeit, nahm ihnen alle ihre Bücher weg, verbrannte dieselben auf offenem Markte und sperrte die Quäker ins Gefängniß. Der Schiffscapitän, welcher sie gebracht hatte, wurde verhaftet, mußte 500 Pf. St. Buße zahlen und sich verpflichten, die Quäker wieder fortzuschaffen. Die Puritaner gaben eine Verordnung, der zufolge jeder Capitän, der Quäker bringe, 100 Pf. St. Strafe zahlen solle; wer einem Quäker Obdach gebe, solle für jede Stunde mit 40 Schillingen gebüßt werden; der Quäker sollte verhaftet, mit 20 Peitschenhieben bedient und zu harter Zwangsarbeit so lange angehalten werden, bis man ihn wieder außer Landes verschiffen könne. Diese Gesetze wurden bald nachher noch verschärft. Ein Quäker, der sich im Lande der Heiligen zum ersten Male betreten ließ, verlor ein Ohr, beim zweiten Male schnitt man ihm auch das andere Ohr ab; Frauenzimmer behielten zwar die Ohren, wurden aber ausgepeitscht. Wer aber zum dritten Male kam, dem wurde, gleichviel ob Mann oder Weib, die Zunge mit einem heißen Eisen durchbohrt. Späterhin erfolgte Todesstrafe für die, welche in dem verfluchten Quäkerglauben beharrten. So wurden Mary Dyer und zwei andere auf dem Boston Common öffentlich hingerichtet.

So waren die puritanischen „Väter und Begründer der demokratisch-republikanischen Freiheit“. Obige Thatsachen zeigen, was eine solche Redensart werth ist. **A.**

---

# Die schwedische Expedition nach Spitzbergen.

## I.

Wir haben über dieselbe in der ersten Nummer des laufenden Bandes einen übersichtlichen Bericht erstattet („Globus“ XV, S. 19 ff.). Seitdem erhielten wir von Herrn Dr. C. F. Frisch einen zweiten Aufsatz, welcher, nach den Mittheilungen der Theilnehmer der Expedition, näher auf die Einzelnheiten eingeht. Das Folgende wird vielen Lesern willkommen sein, schon deshalb, weil die Nordfahrt des Capitäns Koldewey nach dem grönländisch-spitzbergischen Meere bestimmt ist. —

„Es wird angemessen sein, einem der Theilnehmer an der Expedition, dem Docenten in Upsala, Dr. Th. M. Fries, der sich als Botaniker einen angesehenen Namen erworben hat, das Wort zu gönnen.

Ich habe gehört, so schreibt er, daß Mancher folgenden Schlußsatz gezogen hat: „Das Ziel der Expedition war die Erreichung des Nordpols; dieses ist nicht geschehen, folglich ist die ganze Expedition als verunglückt zu betrachten.“ — Um Verzeihung! Die Prämissen sind keineswegs vollkommen richtig, und darum ist auch der Schlußsatz eben so übereilt als unrichtig.

Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß Jeder von uns mit der innigsten Freude seinen Fuß auf den Pol gesetzt haben würde, und dieses beinahe mit der Gefahr, dort gleich dem verwegenen Weisen Tegnér's bis an den jüngsten Tag zu frieren; auch läßt sich nicht leugnen, daß es in dem Plane der Reise lag, *so weit wie möglich gegen Norden vorzubringen*. Das aber war wiederum nicht der einzige Zweck der Reise. Auch angenommen, daß man z. B. im Norden von Spitzbergen ein neues Land gefunden, oder daß man z. B. den 85. Breitengrad erreicht hätte, so würde dieses keine anderen anmerkenswerthen Spuren hinterlassen haben, als einen kurzen Strich oder einen Punkt auf der Karte mit dem Zusatze: „Höchster von der schwedischen Expedition 1868 erreichter Punkt,“ sofern nicht gleichzeitig eine möglichst genaue Untersuchung der Naturerzeugnisse und der übrigen Naturverhältnisse angestellt worden wäre. Einer ausschließlich geographischen Expedition ohne damit verbundene naturwissenschaftliche Untersuchungen wollen wir zwar keineswegs allen Werth absprechen; doch scheint sie eher der Recognoscirung einer feindlichen Festung, als der Eroberung derselben ähnlich zu sein. Ein solcher Gedanke hat allen schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen, auch der letzten, zum Grunde gelegen, und wenn sich auch gezeigt hat, daß die *Hoffnungen auf große geographische Resultate allzu sanguinisch gewesen sind*, so darf man doch nicht vergessen, daß auch andere Resultate bezweckt waren. Daß diese jede billige Erwartung nicht nur erfüllen, sondern sogar übertreffen, dürfte sich mit Bestimmtheit behaupten lassen.

Hiermit wollen wir gleichwohl keineswegs gesagt haben, daß die Expedition des Jahres 1868 in geographischer Hinsicht ohne Nutzen gewesen ist. Wenn wir ganz absehen von der Mappirung verschiedener bisher unsicherer Küstenstriche, z. B. des Innern des Eisfjordes, Prins Charles Forelands Sund, Liefdebai und andere mehr, Tiefenbestimmungen mehrerer Häfen, Bestimmung der Form, Größe und Lage der Bäreninsel und anderer mehr; wenn wir gar nicht die wohlbekannte Thatsache hervorheben, daß die „Sophia“, während sie ihre Aufgabe erfüllte, „so weit wie möglich gegen Norden zu gehen“ *), zugleich Anspruch darauf machen kann, dasjenige Fahrzeug zu sein, welches durch directe Observationen beweisen kann, am weitesten nach Norden hinaufgekommen zu sein **); so wollen wir uns hier nur über die auf unserer Fahrt gewonnenen Beiträge zu der Lösung der sogenannten *Polarfrage* äußern.

Wie bekannt, hat in den letzten Jahren unter den Geographen eine große Verschiedenheit in den Ansichten geherrscht und herrscht gewissermaßen noch jetzt, ob ein „*offenes Polarmeer*“ vorhanden ist oder nicht. *Die Theilnehmer an den vorhergehenden schwedischen Expeditionen haben sich unbedingt in die Reihen derjenigen gestellt, welche ein solches ableugnen*, während die entgegengesetzte Ansicht ihren eifrigsten und gelehrtesten Vertheidiger in dem bekannten Doctor *Petermann*, der Seele und Triebfeder der deutschen Expedition 1868, gefunden hat. Noch

*) Hiermit wird natürlich gar nicht abgeleugnet, daß es vielleicht in einem andern, hinsichtlich der Eisverhältnisse günstigern Jahre gelingen kann, mit einem Fahrzeuge etwas weiter gegen Norden vorzudringen; daß dieses im Jahre 1868 unmöglich war, ist sicher.

**) Möglich ist es zwar, daß verschiedene Walfischfänger auf ihren Irrfahrten in dem Eise höher gekommen sind, als bis an „Sophia's“ nördlichsten Punkt (81° 42′); doch infolge mangelnder Beobachtungen können sie weder beweisen, daß dieses der Fall gewesen ist, noch wie weit sie gekommen sind. Als vollkommene „Schiffergeschichten“ muß man verschiedene Angaben von erreichten 86 bis 89 Graden betrachten. Ein alter Holländer glaubt sogar bis zum Nordpole hinaufgesegelt zu sein, und ein anderer hat sich sogar in ähnlichen Irrfahrten auf dem Ocean der Phantasie mehre Grade nördlich vom Nordpol verirrt — natürlich ein „fliegender Holländer“.

vor einiger Zeit hielt er es für wenig schwieriger, von der Amsterdam-Insel an der nordwestlichen Ecke von Spitzbergen bis an den Nordpol vorzudringen, als die etwa gleich lange Strecke von Tromsö nach der Amsterdam-Insel zu segeln. Ob er seine unleugbar mit Gelehrsamkeit und Talent vertheidigte Lieblingsidee von einem den Pol umgebenden, zu jeder Jahreszeit schiffbaren Meere (?) immer noch festhält, wissen wir nicht; gewiß aber ist es, daß er in den Führern und Theilnehmern der schwedischen Expedition auf keine Bundesverwandten rechnen kann. Durch die eigensinnig wiederholten Versuche der „Sophia", durch das Polareis gegen Norden vorzudringen, sind nämlich unseres Dafürhaltens sehr wichtige Gegenbeweise gewonnen worden.

Wenn eine Möglichkeit vorhanden wäre, auf einem Fahrzeuge bis an den Pol vorzudringen, welche Jahreszeit würde dazu die beste Aussicht erbieten? Ohne allen Zweifel der Herbst oder richtiger, da dort oben kein Herbst vorhanden ist, sondern der Winter unmittelbar und ganz plötzlich den Sommer ablöst, gerade in der Zeit zwischen diesen beiden Jahreszeiten. Da hat die Sommerwärme *) die während des Winters zusammenhangende Eisdecke hinweggeschmolzen, und die Stürme haben dieselbe zerschmettert, neues Eis aber hat sich noch nicht bilden können. Inzwischen war diese Jahreszeit die einzige, über welche sichere Angaben über die Eisverhältnisse zwischen Grönland und dem nördlichen Spitzbergen bisher fehlten; — eine Lücke, die nunmehr unter Mühen und Gefahren ausgefüllt worden ist. Und gestützt auf diese jetzt gewonnenen Erfahrungen läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß auch in dieser, der günstigsten Jahreszeit eine undurchdringliche Eisbarre den Eintritt in die allernördlichsten Regionen hindert. Mag ganz in der Nähe des Poles ein offenes Meer vorhanden sein — so unglaublich das immer ist —, ein Weg nach Ostindien über den Pol wird gewiß niemals in Anwendung kommen; denn Eismassen, Finsterniß und gewaltsame Stürme sind schon, jeder für sich, furchtbare Feinde, und dieses noch mehr, wenn sie als Bundesgenossen neben einander auftreten.

Inzwischen ist — gestehen wir das aufrichtig! — die Polarfrage noch nicht ganz gelöst und wird es auch nicht eher, als bis der Pol erreicht ist; inzwischen sind, wie wir hoffen, durch der „Sophia" Reisen über die Art und Weise, wie dieses Ziel zu erreichen ist, nicht unwichtige Beiträge geliefert worden. Allgemein herrschte nämlich an Bord der „Sophia" die Ansicht, daß der Pol niemals auf einem Fahrzeuge erreicht werden könne, — eine Ansicht, die auch bestätigt wird durch die Petermann'sche Expedition, welche trotz des Enthusiasmus und der Ausdauer ihrer Theilnehmer, und obgleich ihre Aufgabe war, wo möglich bis an den Pol vorzudringen, doch nicht weiter als bis zu 81° 5' nördl. Br. kommen konnte **). Entweder müssen wir also mit der Erreichung des Poles warten, bis eine praktisch taugliche Fliegmaschine erfunden ist, oder auch muß eine Ueberwinterung in den arktischen Gegenden mit dazu gehörender Wanderung auf dem Eise unternommen werden. Wir glauben hinzufügen zu können, daß eine solche Fahrt, sofern die nöthigen Mittel sich herbeischaffen lassen, nicht scheitern wird an dem Mangel an Personen, die sich den Mühen und Gefahren einer Ueberwinterung unterziehen wollen *). Kommt eine solche zu Stande, so glauben wir nicht allzu sanguinisch zu sein, wenn wir die feste Ueberzeugung aussprechen, daß unsere theure blaugelbe Flagge nördlicher als irgend ein Mensch gewesen ist, ja vielleicht gar auf dem Nordpol selbst entfaltet werden wird.

Ehe wir von dem Capitel über die geographischen Resultate der Fahrt der „Sophia" abgehen, wollen wir einen kleinen Zusatz machen in Betreff der früheren schwedischen Expeditionen. Daß durch diese die Karte von Spitzbergen ein ganz anderes Aussehen als zuvor erhalten hat, dürfte wohl bekannt sein, weniger bekannt aber der praktische Nutzen davon. Einen solchen können wir sogleich in dem Umstande finden, daß die neugebildeten Namen einer Menge von Fjorden, Landspitzen, Bergen u. s. w. allgemein von den eigentlichen Herren Spitzbergens, den norwegischen Schiffern, welche nunmehr allein dort ihren Fang betreiben, angenommen worden sind. Diese Anerkennung gründet sich zweifelsohne wesentlich auf ihre Erfahrung über den Vortheil, den sie durch die schwedischen Expeditionen gewonnen haben nicht allein durch verbesserte Karten, sondern auch dadurch, daß Gegenden, welche sie zuvor ungern besuchten, jetzt zu ihren ergiebigsten und besuchtesten Fangörtern gezählt werden können. So zum Beispiel fürchteten und vermieden die norwegischen Fangfahrzeuge die große Hinlopen-Straße, bis dieselbe unter der Expedition des Jahres 1861 von den Schweden besegelt und mappirt wurde; jetzt wird die Straße alljährlich von mehreren Fahrzeugen besucht.

Im Zusammenhange mit den rein geographischen Untersuchungen stehen andere, welche solche Resultate geliefert haben, daß wir dieselben zu den schönsten während des Sommers gewonnenen rechnen können. Ich meine hier die Tiefmessungen, welche trotz der damit verbundenen Langweiligkeit und Anstrengung mit einer Ausdauer fortgesetzt wurden, die wohl des besten Erfolges würdig war. Durch diese sind einige Fragen beantwortet worden, von denen hier ein paar angedeutet werden mögen.

Wem gehört Spitzbergen? — ist eine Frage, die ich oft genug habe beantworten müssen. Die Ungewißheit, welche in dieser Hinsicht herrscht, betrifft nicht allein den politischen Beherrscher (was auch ganz gleichgültig sein kann, da diese Inseln mit etwaigen Bewohnern recht gut ohne irgend eine Obrigkeit fertig werden können), sondern auch den Welttheil. Europa oder Amerika? Mit seiner Südspitze von der nördlichsten Spitze Europas, Nordcap, etwa 60 schwedische (90 geographische) Meilen, und von der Ostküste Grönlands vermuthlich nicht über 40 (60) entfernt, könnte man wohl versucht sein, Spitzbergen zu Amerika zu rechnen, besonders da sowohl seine Thierwelt als auch seine Vegetation eine in gewissen Hinsichten schlagende Uebereinstimmung mit denen des

*) Bei der Rede über die Sommerwärme kann ich nicht unterlassen, eine kleine Anmerkung zu machen. Mancher hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß das Jahr 1868 ein so ungünstiges Eisjahr auf Spitzbergen gewesen ist, während man in Schweden und übrigens in ganz Europa einen Sommer hatte, der wegen seiner Hitze beinahe unerträglich war. Wäre in den Polargegenden ein besseres Eisjahr gewesen, d. h. wären die Eismassen dort nicht liegen geblieben, sondern von den Meeresströmungen gegen Süden geführt worden, so wäre ganz gewiß die Wärme in südlicheren Gegenden nicht so drückend gewesen — und unser Fahrzeug wäre noch etwas weiter gegen Norden hinaufgekommen.

**) Auch in einer andern Hinsicht dürfte die deutsche Expedition die schwedischen zuvor bestrittenen Behauptungen bestätigen, nämlich hinsichtlich des Weges, welcher gewählt werden muß, um mit einem Fahrzeuge möglichst weit gegen Norden vordringen zu können. Daß dieses am besten geschieht längs der Westküste von Spitzbergen, wird offenbar dadurch bewiesen, daß der Capitän Koldewey sich zuletzt genöthigt sah, eben diesen Weg zu wählen, nachdem die in seiner (von Dr. Petermann entworfenen) Instruction vorgeschriebene Route längs den Ostküsten von Grönland oder Spitzbergen sich als unpraktikabel erwiesen hatte.

*) Auch rein wissenschaftliche, physikalische und meteorologische Beobachtungen von besonders großem Interesse würden sich bei einer solchen Ueberwinterung anstellen lassen.

arktischen Amerika zeigen. Die Folge davon ist denn auch gewesen, daß Spitzbergen bald zu dem einen, bald zu dem andern Welttheile, ja bisweilen zu gar keinem gerechnet, sondern in geographischen Lehrbüchern mit Stillschweigen übergangen worden ist. Diese Frage dürfte nunmehr als entschieden angesehen werden können: das Nordcap muß den Rang als nördlichster Punkt von Europa abtreten, und derselbe muß der Nordspitze der kleinen Roßinsel unter den Sieben Inseln (80° 49') beigelegt werden. Durch die Tiefmessungen ergab sich nämlich, daß sich von dem nördlichen Norwegen eine mit der Bäreninsel und Spitzbergen zusammenhängende Bank erstreckt, so daß die größte Tiefe zwischen Norwegen und der zuerst genannten Insel niemals über 270, und zwischen der Bäreninsel und Spitzbergen niemals über 150 Faden befunden wurde, ja an einer Stelle nur 15 Faden betrug. Im Westen von Spitzbergen nach Grönland zu senkt sich der Meeresboden gleich sehr bedeutend, so daß bedeutende Tiefen bis auf 2170 und 2650 Faden angetroffen wurden. Zwischen Spitzbergen und Grönland ist also eine gewaltige Kluft vorhanden.

Diese Tiefmessungen erhalten dadurch einen erhöhten Werth, daß ein großer Theil derselben nicht allein mit Hülfe eines gewöhnlichen Senklothes geschehen ist, sondern mit einem sogenannten Bulldogg-Apparat, so benannt nach dem Fahrzeuge, welches sich zuerst eines solchen bediente. Derselbe besteht aus zwei einander zugewendeten Gelten, welche bei der Berührung des Meeresbodens zusammenschlagen und also die Aufholung von Bodenproben gestatten. Ich übergehe die Wichtigkeit dieser Proben, in so weit sie Aufklärungen in geologischer Hinsicht ertheilen, und will nur einige zoologische Beobachtungen andeuten.

Denken wir uns eine Tiefe von zum Beispiel 2000 Faden (12,000 Fuß). Welchen unerhörten Druck müssen nicht die darüberliegenden Wassermassen ausüben? Auf jeden Punkt preßt er mit nicht weniger als etwa 350 Atmosphären. Kann es nun wohl so construirte Thiere geben, daß sie im Stande sind, eine so unerhörte Last zu ertragen? Nehmen wir hinzu, daß, wie unmittelbare Beobachtungen an die Hand gaben, die Temperatur des Meeresbodens unveränderlich unbedeutend über dem Gefrierpunkt stehen dürfte, und daß sicherlich kein einziger Sonnenstrahl im Stande ist, durch diese mächtige Wassermasse hindurchzudringen, sondern daß dort stets eine undurchdringliche Finsterniß herrscht: so scheint sich wohl Alles verschworen zu haben, um dort ein Leben zu einer Unmöglichkeit zu machen. Die Tiefmessungen haben gleichwohl das Gegentheil bewiesen. Aus höchst bedeutenden Tiefen (von 1000 Faden bis zu der größten gefundenen) sind außer Massen von kleinen, mikroskopischen Foramiferen Repräsentanten mehrerer Thierarten heraufgeholt worden, wie Mollusken (sowohl Cephalophora als Acephala), Krebsthiere (Crustaceen von den Ordnungen Cumacea, Amphipoda und Isopoda, unter denen wahrscheinlich einige neue Formen), Ringelwürmer (die nächst den Foramiferen zahlreichsten sowohl an Arten als an Individuen und relativ vielen bisher unbekannten), ein merkwürdiges Holothuria ähnliches Thier, Meerschwämme (Spongien) und Anderes mehr. Dieses Dasein einer Thierwelt in solchen bedeutenden Tiefen ist gleichwohl nicht das Einzige, das Aufmerksamkeit verdient; der schwache, weiche Bau der heraufbeförderten Thiere und die gut entwickelten Sehorgane Vieler könnten beinahe zu Zweifeln führen über die geltenden Ansichten in Betreff des bedeutenden Wasserdruckes und der gänzlichen Abwesenheit des Lichtes in der Tiefe. — Kurz: diese Beiträge zur Kenntniß des Thierlebens in größeren Tiefen werden gewiß, wenn sie einmal wissenschaftlich vollkommen bearbeitet sind, in ihrer vollen Bedeutung anerkannt werden. Ihr Werth wird wahrlich dadurch nicht geschmälert, daß sie am 80. und 81. Breitengrade, in der Nachbarschaft des ewigen Eises, gewonnen worden sind.

Werfen wir nun einen Blick auf die zoologische und botanische Ausbeute, welche von den mitfolgenden drei Zoologen und zwei Botanikern zusammengebracht worden ist, so sind wir verlegen darüber, was wir anführen sollen. Auf der einen Seite nämlich würde es ein größeres Publicum wenig interessiren, ein nacktes Verzeichniß aller gefundenen großen und kleinen Thier- und Pflanzenformen zu erhalten, und auf der andern ist es geradezu unmöglich, jetzt schon auch nur ein solches zu geben. Die Arbeitszeit dort oben war so kurz, die Tage des Sommers eilten so rasch dahin, daß der Augenblicke wenige waren, welche dort den Detailuntersuchungen gewidmet werden konnten. Also galt es nur, so viel wie möglich zu sammeln und zu conserviren, die Bearbeitung selbst aber bis zur Heimkehr aufzuschieben. Wer einmal eine naturwissenschaftliche Reise gemacht hat, kennt ohne Zweifel die Wahrheit des alten Satzes: „die besten Funde werden zu Hause gemacht", d. h. nach der Rückkehr entdeckt man bei der nähern Untersuchung der Funde Seltenheiten, die bei der Einsammlung der Aufmerksamkeit entgangen waren. So auch hier. Schon jetzt, da die Bearbeitung der nach Hause gebrachten Sammlungen erst ihren Anfang genommen hat, sind ähnliche Erfahrungen gemacht worden, und bei dem Fortschreiten der Arbeit werden gewiß noch mehrere gemacht werden. Daher ist es einfach ganz unmöglich, über die gewonnenen zoologischen und botanischen Resultate jetzt schon vollständige und genaue Angaben zu liefern. Nur einen flüchtigen Entwurf in Umrissen, kein aus dem Ganzen gegossenes Bild kann ich hier geben.

Daß unter den höheren Thieren (Säugethieren, Vögeln und Fischen) gewiß werthvolle Sammlungen für unsere zoologischen und anatomischen Museen gemacht werden konnten und auch — Dank dem Eifer und der Geschicklichkeit unsers Conservators — gemacht wurden, bedarf eben so wenig einer besondern Erwähnung, wie der Umstand, daß in diesen Thierclassen keine sonderlichen neuen Funde zu erwarten waren. Wenn ich ausnehme die Entdeckung einer für Spitzbergen neuen Vogelart (Strepsilas interpres), die Constatirung des von Engländern mit Unrecht bezweifelten Vorkommens einer andern Art (Anser leucopsis), das unvermuthete Antreffen der Kreuzschnäbel (Loxia curvirostra) auf der Bäreninsel, eine für Spitzbergen neue Fischart (Aspidophorus), sowie die Bestätigung des zuvor vermutheten Daseins großer Lachse in den dortigen Flüssen und an den Mündungen derselben — wenn ich dieses ausnehme, so ist kaum etwas über die höheren Thiere anzuführen, das nicht schon von den früheren Expeditionen beobachtet worden ist. Möge mir gleichwohl gestattet sein, über diese Thiere noch einige Zeilen hinzuzufügen.

Fast von der Entdeckung dieser Inselgruppe an sind Fahrten dorthin unternommen und Schätze nach Hause gebracht worden. Die Goldgrube haben die höheren Thiere gebildet, und wären diese nicht vorhanden gewesen, dann würden die spitzbergenschen Inseln gewiß eben so wenig von Menschen besucht werden, wie die Länder am Südpole. Eine Thierart nach der andern ist der Gegenstand der Habsucht und Mordgier des Menschen gewesen, und ehe die eine völlig ausgerottet war, hat der Mensch gierige Blicke auf eine andere geworfen. Kaum dürfte irgend ein anderer Punkt auf der Erdkugel ein so großartiges Bild eines anhaltenden und schonungslosen Schlachtens in großem Maßstabe darbieten, wie eben Spitzbergen. Erst galt es dem gigantischen, plumpen grönländischen Walfische, um dessentwillen ganze Flot-

ten von gewinnsüchtigen Holländern, Engländern, Franzosen, Dänen, Deutschen, Russen und Spaniern ausgerüstet wurden, von denen jeder unter gegenseitigem Zank und Blutvergießen sich die größten und fettesten Antheile von der Beute zu erkämpfen suchte. Bloß von den Holländern wurden in der Zeit von 100 Jahren (1669 bis 1778, unter denen mehrere Kriegsjahre waren, da kein Fahrzeug ausgerüstet werden konnte) auf 14,167 Fahrzeugen 57,590 Walfische nach Hause gebracht, welche einen Reinertrag von 3,691,066 Pf. St. ergaben, und ganz bestimmt war die Zahl der von den Holländern getödteten Walfische bedeutend größer, wenn man alle diejenigen mitrechnet, welche von späterhin untergegangenen Fahrzeugen gefangen wurden, oder die an erhaltenen Wunden umkamen, obgleich sie für den Augenblick ihren Verfolgern entkamen.

Als aber dann diese Walfischart in diesen Gewässern gänzlich ausgerottet war*), kam die Reihe an das Walroß, dessen Trägheit dieses Thier zu einer vergleichsweise leichten Beute macht, wodurch, sowie durch den Umstand, daß es nur in jedem dritten Jahre ein einziges Junges gebiert, sein gänzlicher Untergang um so schneller herbeigeführt werden muß. Die Folgen dieser übertriebenen Verfolgung zeigen sich auch mit jedem Jahre immer deutlicher; auf der ganzen Fahrt der „Sophia" sahen wir nur zwei oder drei von diesen Thieren; auch dürfte es eben nicht lange dauern, bis ein großer Theil der norwegischen Fahrzeuge, die unter dem Polareise den eigentlichen Fang betreiben, sich anderen Gegenden zuwenden, in denen noch zahlreichere Walroßherden vorkommen. Der Anfang damit ist bereits gemacht, indem im Jahre 1868 drei norwegische Fahrzeuge Novaja Semlja besucht und dort „so viele Walroße, wie man nur schlagen wollte, gefunden haben."

Außer dem Walrosse bilden jetzt die Robbenarten die eigentliche Erwerbsquelle der Fangmänner in dem Polareise, und noch sind diese Thiere in einer bedeutenden, doch, wie man allgemein klagen hört, alljährlich abnehmenden Anzahl vorhanden. In nicht geringerm Grade ist dies auch der Fall mit dem Eisbär (die Theilnehmer an der letzten Expedition haben ja keinen einzigen gesehen!); und daß auch das Renthier seinem Untergange entgegengeht, dürfte leicht aus dem Umstande erhellen, daß, wie wir mit Sicherheit wissen, nur während des Sommers 1868 zwischen 2000 und 3000 Stück getödtet worden sind. Vielleicht haben wir es nur dem Umstande zu danken, daß das östliche Spitzbergen und die Gestade des Storfjordes mit ihren gewaltigen Renthierweiden oft genug mehrere Jahre hinter einander durch Eismassen vor den verheerenden Besuchen der Fangmänner geschützt sind, daß diese Thiere noch so zahlreich sind, wie es wirklich der Fall ist. Auch auf die Vögel hat sich der Ausrottungskrieg erstreckt. Das Schneehuhn, welches älteren Berichten zufolge ganz allgemein war, ist jetzt dermaßen selten, daß, obgleich bei unserer Expedition eine besondere Belohnung versprochen war, nur ein einziges Exemplar erspäht werden konnte. Besonders aber ist die Eidergans der Gegenstand der Vernichtung. Die Eier werden mit der größten Begierde weggenommen, und die Nester der kostbaren Dunen beraubt ohne Rücksicht auf halbausgebrütete Eier oder Junge. Kurz, es giebt kein Jagdgesetz oder irgend eine andere Vorschrift, und „der Herr der Natur", welcher blind den Geboten der Habsucht folgt, tritt grausamer auf, als der blutgierigste Tyrann.

Bisher haben wir die Thierarten erwähnt, welche während einer längern Reihe von Jahren Gegenstände des Fanges und der Vernichtung gewesen sind; jetzt ist noch übrig, einige Worte über zwei andere hinzuzufügen, welche in der letzten Zeit hier Gelegenheit zu neuen Industriezweigen gegeben haben.

Die erste derselben ist der sogenannte Haakjäring (Scymnus microcephalus), eine gefräßige Haiart, dessen Leber einen vortrefflichen Rohstoff zum Thrankochen hergiebt. Da diese Fischart sich vorzugsweise in großen Tiefen aufhält, und also nur mit Ködern gefangen werden kann, so ist sie vor der gänzlichen Ausrottung so ziemlich geschützt; daß sie aber decimirt wird, dürfte eine an und für sich selbst klare Folge aus der Menge von Fahrzeugen sein, die in den letzten Jahren angefangen haben, sich hier mit diesem Fange zu beschäftigen. Hier und da auf den Bänken im Süden der Bäreninsel, zwischen dieser und Spitzbergen und längs der Westküste von Spitzbergen kann man die zu diesem Fange bestimmten kleinen Fahrzeuge sehen, welche nicht selten mit einer kostbaren Ladung nach Hause zurückkehren. Wie groß die Zahl dieser Fahrzeuge ist, kann ich nicht angeben; nur so viel kann ich sagen, daß wir 1868 nur in der Gegend des Bel-Sund 16 derselben zählten, welche so dicht bei einander lagen, daß das eine das andere sehen konnte.

Die zweite Thierart, deren Fang in der allerneuesten Zeit begonnen hat, ist die schöne Delphinart, welche Weißfisch (Delphinapterus leucas) genannt und früher von den Russen unter dem Namen Beluga gefangen, dann aber eben nicht verfolgt worden ist. Da dieser Weißfisch oft in großen Schaaren die innersten Buchten der Fjorde zu besuchen pflegt, so sperrt man mit einem großen Netze einen Theil der Bucht ab und sucht darauf die Thiere in denselben hineinzutreiben, worauf sie getödtet, ans Land gezogen und abgespeckt werden. Wie viele Fahrzeuge im Jahre 1868 zu diesem Fange verwendet worden sind, kann ich mit Genauigkeit nicht angeben; gewiß aber betrug ihre Anzahl wenigstens 15 bis 16.

Unter solchen Umständen weiß ich nicht, ob man Anlaß hat, froh oder betrübt zu sein über eine im letzten Sommer gemachte Entdeckung. Ich meine hiermit den Fang von großen, schönen Lachsen, während man zuvor nur aus einem zufällig am Ufer eines Flusses gefundenen kleinen Kopfe auf das Vorkommen dieser Fischart bei Spitzbergen geschlossen hat. In den letzten Jahren haben englische Touristen und Sportsmen einige Neigung gezeigt, sich in diese Gegenden zu begeben, um auf Unkosten der hiesigen Thierwelt „schöne" Schußlisten aufzeigen zu können. Wenn diese nun noch obendrein Gelegenheit erhalten, ihre Lachsfangmanie zu befriedigen, wird sich dann nicht ihre Zahl mit jedem Jahre mehren? Und wird nicht dadurch der Ausrottungskrieg auch gegen andere bisher ziemlich geschonte Thierarten noch größere, beunruhigendere Dimensionen annehmen?

Aber — dürfte Mancher fragen — woher nehmen nicht allein die oben angeführten Thiere, sondern auch die zahllosen Schaaren von Sturmvögeln, Möwen, Lummen, Alken, Rothgänsen und anderen mehr ihre Nahrung? Es sieht beinahe als unglaublich aus, daß ein Land mit einem so harten Klima im Stande sein sollte, für sie Alle die erforderlichen Nahrungsmittel hervorzubringen. Daß inzwischen diese nicht nur vorhanden sind, sondern auch in reichlicher Menge vorkommen, können wir daraus schließen, daß die sämmtlichen Thiere sich durch eine Fettigkeit auszeichnen, von welcher man sich im Süden kaum eine Vorstellung macht.

Dieses Räthsel ist aber nicht schwer zu lösen, wenn nur die Rede ist von denjenigen Thieren, die ihre Nahrung aus dem Meere holen; denn kaum dürfte man sich eine besser versehene Speisekammer denken können. Man hat zwar früher angenommen, daß die Fische in den arktischen Meeren

*) Andere Walfischarten sind dagegen keineswegs spärlich vorhanden; theils aber sind diese so stark und wild, daß sie nur mit Schwierigkeit zu fangen sind, und theils sind sie nicht so speckreich, daß ihr Fang Vortheil gewährt.

äußerst selten wären; doch die Grundlosigkeit dieser Annahme ist schon durch die früheren schwedischen Expeditionen vollständig dargelegt worden. So kann zum Beispiel die Bäreninsel in dieser Hinsicht vielleicht selbst mit den Küsten von Finmarken wetteifern. Bei Spitzbergen ist sicherlich der Fischreichthum nicht ganz so groß, aber dennoch mehr als hinreichend, um reichliche Beiträge zu den Mahlzeiten der Robben, einer Menge von Vögeln u. s. w. herzugeben. Hierzu aber kommt noch die ungeheure Masse niederer Seethiere von allen Ordnungen, die in einer solchen Menge abwechselnder, abenteuerlicher Formen auftreten, daß es der reichsten Phantasie schwer genug werden dürfte, etwas Aehnliches zu ersinnen, und sie kommen in so ungeheuren Massen vor, daß der Gedanke schwindelt bei dem Versuche, Zahlen anzugeben, welche einen ungefähren Begriff von dieser Menge liefern können. Das Meer erscheint buchstäblich wie ein Brei durch die Masse solcher kleinen Thiere. Wenn der Mensch unter den höheren Thieren Niederlagen anrichtet, was verschlägt das im Vergleiche mit denjenigen, welche diese ihrerseits unter den niederen Thieren anstiften! Leben und leben lassen — oder: tödten und sich tödten lassen!

Daß diese reichen Thierschätze auch unsere Zoologen zu großartigen Plünderungen anfeuerten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Niemand, der es nicht selbst versucht hat, weiß, welch ein eiserner Fleiß, welche Ausdauer und welch ein Interesse für den Gegenstand dazu erfordert wird, den ganzen Tag in dem eiskalten Wasser zu plätschern; aber eben diesen Eigenschaften verdanken wir die großartigen Sammlungen. Wenn man die gewaltigen Batterien von Spiritusgefäßen der verschiedenen Formen und Dimensionen betrachtete, welche mitgeschickt waren, um die Sammlungen von Meerthieren zur Verwahrung aufzunehmen, so konnte man anfänglich kaum einen kleinen Verdacht unterdrücken, daß ein nicht geringer Theil dieser Gefäße, Flaschen und Proberöhren in unveränderter Gestalt in die Heimath zurückkehren würde. Doch mit jedem Tage wurde eines nach dem andern in einen Verwahrungsraum für „zoologische Pickles" verwandelt, d. h. angefüllt mit Meerthieren von unzähligen Formen. Zu der vollständigen Bearbeitung dieser Schätze ist sicherlich eine lange Zeit erforderlich, und schon jetzt etwas Detaillirtes darüber anzuführen, ganz unmöglich. So viel aber läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß die Quantität sehr bedeutend ist, und daß, was die Qualität betrifft, selbst wenn ein großer, vielleicht der größte Theil der jetzt nach Hause gebrachten Thierformen bereits von unseren früheren Expeditionen her bekannt ist, dennoch ohne Zweifel darunter nicht wenige für die Wissenschaft ganz neue vorhanden sind.

Daß also diejenigen Thierarten, welche ihre Speisekammer im Meere haben, nicht zu darben brauchen, wird aus dem Angeführten leicht einzusehen sein. Das ist gleichwohl nicht mit allen der Fall. Diejenigen, welche sich ihre Nahrung auf dem Festlande oder Eise verschaffen, brauchen eben nicht Noth zu leiden, z. B. der Eisbär und der Blaufuchs, von denen jener vorzugsweise unter den Robben und dieser unter den Vögeln Verwüstung anrichtet. Anders aber steht es z. B. mit dem einzigen Singvogel Spitzbergens, mit der Schneeammer, deren munteres und vergnügtes Gezwitscher zwischen Schnee und Eis vermuthen läßt, daß auch sie ihr nothdürftiges Auskommen findet; dafür zeugt auch die dicke Fettschicht, welche ihrem kleinen Körper ein gewisses Embonpoint verleiht. Sämereien und Insecten bilden ihre Nahrung, und vor Allem sind die letzteren von Wichtigkeit, weil ohne diese ihre Jungen, sowie auch die einiger anderen Vogelarten, bald elendiglich umkommen würden.

---

# Die Verehrung des Drachen in China.

Die Verehrung der Schlange ist bekanntlich über den ganzen Erdball verbreitet und fast bei allen Religionen, auch bei den Christen, spielt in den ersten Stadien der Entwickelung die Schlange eine Rolle. Abgesehen von Afrika, wo bei den Negervölkern dieses Kriechthier für allerlei Zauber unentbehrlich ist, wird sie als Naga von allen dunkelfarbigen Stämmen in Indien, Birma und Siam sehr hochgehalten. Die Völkerschaften, welche in den Bergketten an der Ostgrenze von Assam wohnen, nennen sich, nach dem Namen ihrer Schlangengottheiten, Nagas.

China hat bekanntlich als Reichswappen den Drachen, und Herr E. J. Eitel in Canton zweifelt nicht daran, daß hier eine religiöse Vorstellung zum Grunde liege. Die chinesischen Gelehrten, welche die heiligen buddhistischen Texte aus dem Sanskrit übersetzt haben, geben das Wort Naga allemal mit Lung wieder, d. h. Drache. Der genannte Sinologe giebt (Notes and Queries on China and Japan Vol. III. Nr. 3. März 1869. S. 34 ff.) manche interessante Nachrichten über den Drachencultus im heutigen China; dieser ist noch jetzt über das ganze Land verbreitet. Unter den Geistern spielt der Drachenkönig der fünf Seen und der vier Meere eine große Rolle; in nicht geringem Ansehen stehen auch die schützenden Drachengeister der Erde, welche auch als Drachengeister der fünf Regionen bezeichnet werden.

Das „Fung-schui-system", nämlich die Geomantie, Erdwahrsagerei, steht in inniger Verbindung mit der Nagaverehrung. Es ist nämlich eine Grundlehre dieses Systems, daß jeder Berg oder überhaupt jede Bodenerhöhung der geheiligte Aufenthaltsort von Drachen sei, welche auf die Geschicke der in einer solchen Gegend wohnenden Menschen einen mächtigen Einfluß üben. Daran glaubt das gemeine Volk steif und fest, und für die Lebenspraxis ist dieser Glaube von Wichtigkeit. Hier ein Beispiel.

Allemal, wenn auf dem Lande ein Haus gebaut werden soll, wird ein Geomant herbeigeholt, welcher in die Mysterien der Fung schui eingeweiht ist. Er untersucht Grund und Boden, hantiert mit einem Compaß und ermittelt, ob der Platz im Bereiche freundlich gesinnter Drachengeister liege. Im günstigen Falle wird das Haus gebaut und in demselben eine besondere Nische für den Drachengeist angebracht, denn dieser gilt nun für den Schutzgeist des Gebäudes und seiner Bewohner. Diese Nische befindet sich allemal zu ebener Erde unter der Gedenktafel und dem Altare der Vorfahren, und eine Inschrift besagt, daß sie sei „der Thron des Geistes vom Drachenhügel an der Hinterseite des Hauses." Nach Vollendung der Nische wird vor ihr Thee und Weihrauch geopfert, ein Gebet gesprochen, und damit ist der Drachengeist zum Schutzpatrone geworden. Dergleichen Opfer an Thee und Weihrauch werden gleichzeitig mit denen zu Ehren der Vorfahren gebracht, gewöhnlich am ersten und funfzehnten Tage des Monats.

Eine größere Feierlichkeit wird veranstaltet, wenn seit Erbauung des Hauses oder Dorfes einhundert Jahre ver-

flossen sind. Denn nach Ablauf dieser Zeit verliert der Schutzdrache seine Macht und Wirksamkeit und muß deshalb aufs Neue gekräftigt werden. Damit befaßt sich entweder ein Priester der Taosecte oder irgend ein Zauberer und Hexenmeister, der sein Gewerbe handwerksmäßig betreibt und nicht in ehelosem Stande lebt. Zunächst einigt man sich mit ihm über die Gebühren, welche natürlich für ihn die Hauptsache sind; nachher erscheint er an einem von ihm anberaumten Tage in Begleitung einiger Gehülfen; die Bewohner des Hauses oder Dorfes haben vorher ein Reinigungsbad nehmen und drei Tage lang fasten müssen. Der Zauberer hat in der Halle der Vorfahren einen besondern Altar errichtet, sein wunderliches Handwerkszeug ausgelegt und eine Menge von Zaubern verfertigt. Diese bestehen aus grotesken Menschengestalten auf Papierstreifen, welche an verschiedenen Stellen des Hauses aufgeklebt werden.

Am Morgen des vierten Tages beginnt die Feierlichkeit; sie dauert, je nachdem das Honorar ausgefallen ist, entweder einmal Tag und Nacht ununterbrochen oder drei Tage und drei Nächte hinter einander. Der Zauberer murmelt unverständliche Beschwörungsformeln, opfert Weihrauch, Wein und Papier; seine Gehülfen schlagen auf Trommeln und Gongs, auch wird ein Horn geblasen. Inzwischen beschreitet der Zauberer, der ein Schwert in der Hand hält, phantastische Kreise, treibt auch sonst allerlei Hokuspokus und sprengt zuweilen geweihetes Wasser umher. Auf solche Weise vertreibt er alle übelgesinnten Geister und bösen Einwirkungen; doch sind dazu noch einige andere Vorkehrungen nöthig. Es muß nämlich ein ganz neuer Kochtopf herbeigebracht werden; diesen füllt der Zauberer mit Oel, macht darunter Feuer an, und wenn das Oel siedet, steckt er einen entblößten Arm in die kochende Masse und zieht denselben unverletzt wieder heraus. Damit ist der staunenden Menge seine Befähigung hinlänglich dargethan. Der Topf wird dann in jedes Gemach des Hauses oder des Dorfes getragen, und dabei wird Weihwasser gesprengt und Papier verbrannt.

Hinterher folgt eine andere Zauberei, über welche das Volk noch viel mehr erstaunt. Der Hofraum vor der Halle der Vorfahren wird mit einer Menge von Holzkohlen bestreut; wenn diese völlig im Brande sind, werden die Gedenktafeln der Vorfahren herbeigeholt und hinter dem Zauberer hergetragen. Dieser schreitet dann barfuß über die Kohlen hin, die Bewohner des Hauses müssen ein Gleiches thun, indem sie hinter ihm hergehen, und Keiner von ihnen wird beschädigt. Herr Eitel sagt, daß er selber diese Feierlichkeit nicht mit angesehen habe, die Sache erleide aber keinen Zweifel; er habe den Bericht darüber von einem zuverlässigen Manne, und dieser glaube, daß der Zauberer durch irgend ein Mittel, etwa durch Ausstreuen einer Art von Pulver, die Kohlen unschädlich mache.

Bei derartigen Gelegenheiten wird insgemein auch die Wiedereinsetzung des Drachengeistes vorgenommen; mit derselben hat es folgende Bewandtniß. Es wird ein 30 bis 40 Fuß langer Balken herbeigebracht, an welchen der Zauberer herantritt. Nachdem er ihn näher besichtigt hat, nimmt er eine Anzahl scharfer Säbelklingen und befestigt diese am Balken, so daß sie die Sprossen einer Leiter bilden. Dann wird der Balken emporgehoben und derart in der Erde befestigt, daß er senkrecht emporsteht. Der Zauberer legt Schuhe und Strümpfe ab, steigt auf der Leiter empor und setzt dabei seine Fußsohlen allemal auf die scharfe Schneide der Sprossen, ohne sich dabei Schaden zu thun. Sobald er oben auf dem Balken ist, bläst er in sein Horn, fährt mit seinem Säbel in der Luft umher, streuet papierene Zauberformeln aus und ruft den Drachengeist herbei, damit derselbe sich einfinde und den Bewohnern des Hauses oder des Dorfes recht viel Glück bringe. Es ist übrigens nicht nöthig, daß diese Zaubereien allzumal vorgenommen werden; das mehr oder weniger hängt eben von dem größern oder geringern Honorar ab.

Aber eine Schlußfeierlichkeit darf niemals fehlen. Nach Beendigung der eben erwähnten Ceremonien versammeln sich die Bewohner des Hauses oder Dorfes; sie haben ihre beste Kleidung angelegt und gehen in feierlichem Zuge hinter dem Zauberer und dessen Gehülfen nach dem nächsten Hügel, der auf der Hinterseite des Hauses liegt. Auf der Höhe singt der Zauberer Beschwörungsformeln, schwingt seinen Zaubersäbel nach allen Himmelsgegenden und fordert den Drachengeist auf, sich schnell wieder einzufinden. Die Gehülfen machen dabei einen Heidenlärm mit Trommeln, Gongs und Hörnern. Plötzlich wird Alles still, aber nach Verlauf einiger Zeit verkündet der Zauberer, daß der Drachengeist sich wieder eingefunden habe. Der Hexenmeister, welchem abermals die Leute folgen, geht den Hügel hinab, fordert den Drachengeist auf, mit ihm zu kommen und seinen alten Platz wieder einzunehmen. Im Hause zündet man Kerzen an, verbrennt Weihrauch, und alle Leute werfen sich zur Erde nieder, während der Zauberer allein aufrecht stehen bleibt. Er nimmt eine Speiseschüssel, wirft gekochten Reis hinein, formt aus demselben einen Drachen und belegt diesen mit Kupfermünzen, welche die Schuppen des Thieres bedeuten sollen. Nachher flehet er abermals den Drachengeist an, es sich im Hause gefallen zu lassen; er verspricht, daß man ihm alle Aufmerksamkeit und Ehrerbietung erweisen werde, falls er Allen, seien sie Ackersleute, Handwerker oder Gelehrte, Wohlwollen und Schutz angedeihen lassen werde. Das Alles spricht er undeutlich und die Anwesenden können die einzelnen Sätze nicht verstehen. Zuletzt nimmt er von dem Reisdrachen ein Stück nach dem andern ab und wirft sie über die noch am Boden liegenden Leute. Diese schreiben den Reiskörnern und den Münzen eine ganz besondere Kraft zu; die ersteren werden gegessen, die anderen als Amulete getragen.

Nun ist der Drachengeist wieder in voller Wirksamkeit auf einhundert Jahre; die Ceremonie ist zu Ende, und der Zauberer nimmt, wie sich gebührt, seinen Lohn in Empfang.

---

# Vom Büchertische.

Neuere Werke für Alpenreisende. — Berlepsch's Schweizerführer. — Theobald und Weitemann: Die Bäder von Bormio. — v. Tschudi's Schweizerführer. — Ragatz und Pfäffers. — Arthur Michelis: Reiseschule für Touristen und Curgäste. — Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins. — Gebirgssagen. — Die Gottscheewer.

Mit dem Herannahen der Reise- und Badezeit regt sich wieder das Leben in der Reise- und Badeliteratur stärker als sonst. Von allen Seiten strömen sie herbei, die gefälligen, erfahrungsreichen Führer in schmucken Gewändern, meistens in dem beliebten rothen Rocke, und bieten uns freundlich ihre Dienste an bei Ausflügen in die Nähe und Ferne, nach Osten

und Westen, nach Norden und Süden, besonders aber für unsere Reisen nach Süden, in die Alpen, wohin wir ja am liebsten unsere Zuflucht nehmen, um unsere von der Uebercultur überreizten Nerven durch den Aufenthalt in belebender Gebirgsluft, durch ein frisches Wanderleben und den Anblick einer eben so großen als anmuthigen Natur wieder zu kräftigen, und die unter der überwiegenden Geistesarbeit verloren gegangene Harmonie unseres Wesens wieder herzustellen.

Wie billig, schenken wir unsere Aufmerksamkeit sofort alten bewährten Bekannten, und erwähnen daher zunächst den Schweizerführer von Berlepsch (Hildburghausen, Bibliographisches Institut von Meyer), der jetzt in fünfter Auflage uns vorliegt. Man kann ohne jegliche Uebertreibung behaupten, daß dieses Werk in diesem Zweige der Literatur den ersten Rang einnimmt, und bis jetzt durchaus unübertroffen, ja unerreicht dasteht. Das Material, das hier geboten wird, ist so reich und so allseitig erschöpfend, daß man nicht weiß, ob man mehr den praktischen Nutzen, welchen es dem Reisenden durch die Belehrung über alles Wissenswürdige gewährt, oder mehr den ästhetischen Werth rühmen soll. Jedenfalls ist es dieser letztere, wodurch sich das Buch vor allen ähnlichen Werken am meisten auszeichnet, sollten diese auch in ersterer Beziehung an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit mit ihm wetteifern können. Die Darstellungsweise, insbesondere die Charakterisirung der Landschaften, ist so anschaulich, so plastisch, und, wo der Gegenstand es erfordert, so künstlerisch abgerundet und schwungvoll, dazu wird bei diesen Schilderungen die Phantasie durch so viele Ansichten (37), Panoramen (32) und Karten (17) unterstützt, daß es schon ein Hochgenuß ist, an der Hand dieses Führers eine Phantasiereise durch die Schweiz zu machen.

Wie sehr Berlepsch alles Aehnliche überflügelt, zeigt uns z. B. ein Vergleich mit einem Werkchen über „die Bäder von Bormio von Theobald und Weilemann (St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikoffer), das uns gleichzeitig zur Besprechung vorliegt. Aus der Beschreibung, die Berlepsch von diesem Bade auf zwei Seiten (S. 754) giebt, und der beigefügten hübschen Ansicht gewinnen wir ein viel anschaulicheres Bild, als nach Durchlesung der 150 Seiten, die dieses Werkchen ausmachen, obschon dieses ein ganz brauchbarer Führer für den Curgast von Bormio durch die nähere und fernere Umgebung des Bades sein mag. Da sich gerade hier eine Stelle findet, wo sich die schildernde Kraft des Verfassers zeigt, so theilen wir sie als Probe mit.

„Das Klima (der Bäder von Bormio) ist eins der seltsamsten; während nämlich die Bäder durch ihre Höhenlage (altes Bad 4460 Pariser Fuß, neues 4125, vier Stunden von der Paßhöhe des Stilfser Joches) von der herrlichsten frischen Alpenluft umweht werden, fängt jedoch der gegen Süden geöffnete Felsenkessel die Sonnenstrahlen so mächtig auf, daß Pflanzen der warmen Zone in Menge hier vorkommen. Diese Combination von kräftiger Sonnenwärme und der dieselbe paralysirenden Alpenluft gestaltet ein so überaus behagliches Klima, daß unter den günstigen Mitwirkungen der warmen Mineralquellen ausgezeichnete Curen hier oben gemacht werden. An landschaftlicher Pracht überragt die Umgebung von Bormio die meisten Concurrenzorte. Ein Sommermorgenblick in die erblauende Perspective des obern Veltlins ist, ohne Uebertreibung, zauberhaft schön zu nennen. Den Vordergrund decken Wiesenhalden von jener Intensivität der Farbe, die den Alpentriften eigen ist; malerisch-ruinenhafte Dörfer mit uralten, schlanken Kirchthürmen lombardischer Bauart unterbrechen die von der Adda durchflossene Thalfläche. Die Seitenberge verschieben ihre Ausläufer coulissenartig in einander, immer mattere Färbung annehmend, so daß eine vollständige Tonscala vom vollsten, gesättigtsten Grün durch alle Schattirungen hindurch bis in das tiefe italienische Luftblau sich abstuft" u. s. w.

An praktischem Werthe (nicht an ästhetischem) wetteifert mit Berlepsch (jedoch ohne ihn zu erreichen) der in einzelnen recht handlichen Heften erscheinende Schweizerführer von Tschudi (St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikoffer). Aus den beiden uns vorliegenden Heften (Ragatz, Pfäffers und die vereinigten Schweizerbahnen. — Graubündten und Veltlin) theilen wir folgende Beschreibung von Ragatz mit.

„Die hochromantische Lage von Ragatz und seine reizenden Umgebungen machen es zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte der Schweiz. Naturschönheiten der mannichfaltigsten Art in der nähern und fernern Umgebung, waldbekränzte, aussichtreiche Hügel mit zahlreichen, verwitternden Ruinen altersgrauer Bergschlösser und Ritterburgen, reich an historischen Erinnerungen und romantischen Sagen, freundliche Dörfer in weinreichem, sonnenhellem Thalspiegel oder in stillen Alpengründen, schattige, kühle Waldwege mit idyllischen Ruheplätzen, donnernd von Hochterrassen herniederstürzende oder ungehört wie glitzernde Silberbänder an braunen, senkrechten Felswänden herniederhangende Wasserfälle, wild dahinjagende trübe Gletscherbäche und muntere in schäumenden Cascadellen zu Thal springende Bergströme, der stolz fluthende, nur stellenweise gebändigte Rhein mit seinen hochinteressanten Dammbauten und wechselnden Uferscenerien, die finsteren Schluchten und Felsenthäler und schauerlichen, spukreichen Waldtobel mit unheimlichen Geistersagen, der grausigprächtige Taminaschlund, die blumenreichen Berghalden und grünbematteten Alpenfirste, die imposanten Hochgebirgsgipfel mit wundervoller Rundschau, die feierlich-ernsten, noch selten von einem menschlichen Fuße betretenen Gletscherreviere mit eisgrauen, in düsterer Einsamkeit ruhenden Wildseen, sowie leichte und genußvolle Paßwege laden zu den abwechselndsten Ausflügen zu Fuß und zu Pferd, mit Wagen oder Kahn ein. Die Eisenbahn, die im Sommer täglich zehnmal die Station Ragatz nach verschiedenen Richtungen hin servirt (!?), läßt die Reisenden und Curgäste in einem Tage bequem die angenehmen Städte Chur, Glarus, St. Gallen, Zürich und Winterthur mit ihren hübschen Umgebungen besuchen und am gleichen Abend wieder nach Ragatz zurückkehren. — Das Klima ist sehr milde, die Luft rein und stärkend, Morgens bisweilen etwas frisch. Ueppige Vegetation und in den Gebirgsthälern reiche Alpenflora. — Ragatz vereinigt alle Vortheile und Genüsse eines Alpencurortes mit denjenigen einer sonnigen Ebene, und kann mit Interlaken verglichen werden, hat jedoch vor diesem ein milderes Klima voraus. Die Saison beginnt im Mai und dauert bis im October."

Wie es in den meisten Reisehandbüchern gebräuchlich ist, hat auch Berlepsch als Einleitung seines Buches Erörterungen allgemeinen Inhalts, als über Gasthöfe, über Fußreisen, Zeit der Reise 2c. vorausgeschickt, und das dort Gegebene genügt durchaus für das Bedürfniß. Es ist nun aber ein Vielgereister und Erfahrungsreicher auf die Idee gekommen, diese und ähnliche einen jeden Touristen interessirende Gegenstände selbständig zu behandeln und zu einem besondern Büchlein zu verarbeiten. Er nennt dasselbe Reiseschule für Touristen und Curgäste von Arthur Michelis (Leipzig, bei Gumprecht 1869) und sucht die Regeln, die der Tourist befolgen muß, um die edle Kunst des Reisens zu erlernen, und gleichsam aus einem bloßen Reisenden, einem dilettantischen Reisenden sich zu einem Reisekünstler herauszubilden, in möglichster Vollständigkeit zu einer Art Wissenschaft des Reisens zusammenzustellen. Es läßt sich nun freilich nicht leugnen, daß das Buch etwas weitschweifig geschrieben ist, aus jeder Zeile so zu sagen der sprechlustige Mund eines gemüthlichen

Herrn, der sich urwohl in seiner Haut fühlt, uns anlächelt, daß diese ganze Materie sich mit Leichtigkeit auf die Hälfte des Raumes, und was Neues darin gesagt ist, auf ein Viertel zusammendrängen ließe. Indessen der Verfasser versteht Alles, was er zu sagen hat, mit einem so köstlichen Humor vorzutragen, und mit so viel gutmüthigem, nie verletzendem Witze, spaßhaften Einfällen und ergötzlichen Anekdoten zu würzen, in Allem spricht sich eine so feine, weltmännische Bildung, so viel echte Humanität und eine so gesunde Lebensphilosophie aus, daß man ihm seine behagliche Breite recht gern verzeiht, und mit Genuß von der ersten bis zur letzten Seite ihm folgt, auch dann, wenn man gar nicht daran denkt, als Reisender praktischen Nutzen aus diesen Erörterungen zu ziehen. —

Erscheint uns in den bisher besprochenen Werken das Reisen nur als Vergnügen und Erholung, so tritt es uns von seiner ernsten Seite als die Erforschung der Erdoberfläche und des Völkerlebens entgegen in den Jahrbüchern des österreichischen Alpenvereins, wovon uns jetzt der vierte Band (Wien, bei Geroldt Sohn) vorliegt. Auch dieser Band ist reich an belehrenden und unterhaltenden Berichten. Sie sind theils streng wissenschaftlich gehalten — wie die Abhandlung von Sonklar über Höhenbestimmungen in den Zillerthaler Alpen, die von Fritsch über einige barometrische Höhenmessungen bei Salzburg &c. —, zum bei weitem größten Theile aber sind sie berechtigt, eine allgemeine Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Eine mittlere Stellung zwischen beiden Gattungen nimmt gleichsam die große Abhandlung über die Seen in den Alpen von Wallmann ein, die den Band eröffnet (S. 1 bis 118). Es ist das eine geologische Abhandlung; derselben ist aber am Schlusse eine Tabelle, eine sogenannte Seentafel, angehängt, welche die physische Beschreibung von 100 Alpenseen (der Seen Norditaliens, der Schweiz, Baierns und Oesterreichs) nach Höhe über dem Meere, Tiefe, Flächeninhalt, Länge, Breite, Richtung, Farbe, geologische Lage mit (in Anmerkungen) beigefügter kurzer ästhetischer, geographischer und historischer Charakterisirung enthält und jeden Gebildeten, besonders aber Touristen interessiren wird.

Die Mehrzahl der übrigen Abhandlungen und Notizen sind Berichte über Ersteigungen einzelner Berge der Alpen: so der Wildspitze, des Priels und der Spitzmauer (in Oberösterreich), des Watzmanns, der Dreiherrenspitze, des Ankogels, des Großglockners.

Unter diesen zeichnet sich die Arbeit über den Watzmann (von A. v. Böhm) durch den Reichthum an Volkssagen aus, wie ja diese Gegend zu den sagenreichsten der Alpen gehört. Da sie fast alle bisher unbekannt waren, so wollen wir einige derselben hier mittheilen.

Nach unserm Gewährsmanne herrscht über die erste Auffindung des Königssees, der den Fuß des Watzmanns bespült, folgende Sage:

„Ein Jägerbursche hatte das schöne Töchterlein seines Herrn liebgewonnen, und durfte sich schmeicheln, ähnliche Gefühle im Busen des Mädchens wachgerufen zu haben. Auf einmal starb der Alte, und der Bursche mußte weiter ziehen, weil man keinen Gesellen brauchte, wo kein Jäger war; auch war er arm und konnte im Ernste nicht daran denken, die Hand der reichen Dirne zu erhalten. Mit schwerem Herzen verließ er das Haus, zog in die Wildniß der Berchtesgadner Wälder und baute sich ein Hüttlein am Fuß des Priestersteines, da wo sich jetzt der Sommerbau der alten Residenz der Fürstprobste befindet. Es war ein Jahr vergangen, als er einmal in Gedanken vertieft vor seiner Hütte saß. Da schlugen plötzlich die Hunde an, sie witterten die Nähe eines Edelwilds. Unser Jägerbursche machte sich auf, verfolgte die Spur des Wildes und entfernte sich weiter und immer weiter von seiner Hütte. So gelangte er zum erstenmal an die Ufer des Königssees. Da setzte er sich auf einen Stein am Ufer und ergötzte sich an dem Anblick des dunkelgrünen, schönen Gewässers. Während er da saß, kam auf einmal ein wunderschöner Schwan auf ihn zugeschwommen. Eh er sich's versah, tauchte der Schwan unter und in demselben Augenblicke stand eine holde, liebreizende Jungfrau vor den Blicken des erstaunten Jünglings. Die Jungfrau grüßte freundlich und fragte, was ihm denn fehle? Der Bursch eröffnete ihr sein Herzeleid, und die Fee sprach ihm guten Muth ein. Sie sei die Dienerin eines mächtigen Königs, der in der Tiefe dieses Gewässers throne, er solle ihr folgen und zu großen Schätzen geführt werden. Darauf geleitete die Jungfrau den folgsamen Jüngling in verborgene Schluchten und Höhlen und zeigte ihm die Goldschätze des Gebirges. Sie gebot ihm davon zu nehmen, so viel er begehrte. Das ließ sich der Jäger nicht zweimal sagen, griff mit vollen Händen zu und machte seine Taschen voll des gediegensten Goldes. Das Erste, was der glückliche Bursch nun that, war, zu seiner Geliebten zu eilen und ihr sein Herz und seine Hand anzutragen. Sie wurden durch das Band der Ehe vereint, und lebten eine Zeitlang im Genusse aller irdischen Seligkeit als wahrhaft glückliche und zufriedene Menschen. Aber es blieb nicht immer so. Der Ueberglückliche wurde nach und nach übermüthig, verthat sein Gold in allerhand Lustbarkeiten und suchte anderwärts als in dem Kreise seiner Familie Vergnügen. So kam er endlich in großes Elend. Da gingen ihm die Augen auf. Weinend saß er nun oft an der Stelle, wo er zuerst die hülfreiche Jungfrau gesehen. Eines Abends erschien sie wieder. Noch einmal sollte dem Jäger geholfen werden, aber diesmal führte sie ihn nicht zu den Goldschätzen, sondern entdeckte ihm die Salzlager des Gebirges. Da sollte er schürfen als fleißiger Bergmann und sein Reichthum werde nie mehr versiechen. So geschah es auch. Das Salz blieb eine ergiebige Quelle des Glückes für ihn und seine Nachkommen."

Folgende Sage wird über die Entstehung des Berges und die Herkunft seines Namens Watzmann erzählt:

„Vor uralten Zeiten herrschte über das heutige Baiern und Salzburg ein mächtiger König, Namens Watzmann, welcher seine Unterthanen grausam bedrückte und auf alle erdenkliche Weise quälte. Eines Tages ließ er in teuflischer Lust die armen Bauern vor den Pflug spannen, und durch seine Jagdhunde antreiben. Einer unter den Bauern stieß mit dem Fuße eine Erdscholle weg, da kam unter derselben ein kaum zwei Zoll hohes Männlein hervor und sprang dem Bauer auf die Hand. Dieser wollte vor Schreck laut aufschreien, aber das Männlein legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund, winkte ihm dann mit dem Händchen und sprang gelenkig in die Rocktasche Hoisen's — so hieß der Bauer. Zu Hause angekommen, zog dieser das Männlein aus der Tasche und stellte es behutsam vor sich hin. Dieses fing jetzt mit seiner wispernder Stimme zu sprechen an: „Hois, ich bin Heinzel, der König der Erdmännchen. Ich bin es müde, den ewigen Plackereien, die Watzmann an Euch ausübt, länger zuzusehen. Ich will Euch daher von diesem Tyrannen befreien. Rufe Deine Leidensgefährten zusammen." Hois rannte fort und holte seine Kameraden. Als alle versammelt waren, sprang Heinzel auf einen Holzklotz und sprach: „Morgen früh füllet Eure Taschen mit Kieselsteinen an, und werfet sie in dem Augenblicke, wenn Watzmann seine Hunde auf Euch hetzen wird, auf ihn." Bei diesen Worten war das Männlein immer kleiner und kleiner geworden und verschwand mit einem Male. Des andern Morgens schien Watzmann wieder recht aufgelegt, die armen Bauern zu quälen. Doch kaum war das „Hussah!" seinem Munde entschlüpft, so sausten schon die Steinchen aus den Händen der Bauern auf ihn nieder. Die Kiesel vergrößerten sich im Fluge zu ungeheuren Felsstücken und auf jedem derselben schien ein Erdmännchen zu reiten. Die Hunde flüchteten sich heulend zu ihrem Herrn und wurden mit ihm von den Steinen bedeckt. Da fingen auch die Steine auf dem Boden zu hüpfen an und thürmten sich über Watzmann zu einem kegelförmigen

Berge auf. Hois und seine Gefährten zogen aus dieser Gegend weg und siedelten sich in dem heutigen Tirol an. Von den Erdmännchen hat man nie mehr etwas gehört. Wenn aber der Wind in einer Felsspalte pfeift, so sagen wir, das sind Watzmann's Hunde, welche heulend herumspringen, und wenn öfters ein Stein auf der Höhe sich loslöst und den Berg hinunterrollt, meinen wir, es seien die Erdmännchen, welche darauf lustig herumreiten."

Als charakteristisch für das Volk der Gegend am Watzmann ist folgende Sage von Interesse:

„Als ich im vergangenen Sommer zur Obern Herrn-Rein-Alpe hinanschritt, und so in einiger Entfernung vom Rand der Reinwand dahinschritt, fragte mich mein Führer, ob ich an dieser den Eindruck von des Teufels Bocksfuß im Stein zu sehen wünsche: ich verneinte es, ahnte aber sogleich, daß dem eine Sage zu Grunde liegen müsse und bat ihn, sie mir zu erzählen.

Die Geißhirten auf den Alpen — begann er — sind so verwegen, daß sie sich selbst vor dem Teufel nicht fürchten. Es war einmal ein solcher Hirt, der trieb seine Herde höher auf die Alpen hinauf als gewöhnlich, und sang eben ein Liedchen vor sich hin; da erschien plötzlich der Teufel vor ihm und sagte, er möge ihm seine Seele verkaufen. „Wenn Du mir die Bäume jenes Waldes in einer halben Stunde zählst und meinem Ziegenbocke einen Fuß ausreißest, daß er nichts davon spürt, so gebe ich Dir meine Seele umsonst, und Du brauchst sie mir nicht erst abzukaufen." Das schien dem Teufel ein Leichtes. Allein die Frist war bald genug verstrichen, und er hatte kaum die Hälfte der Bäume gezählt. Nun wollte er dem Bocke einen Fuß ausreißen und näherte sich ihm. Als dieser jedoch des Teufels ansichtig wurde, sprang er auf ihn zu und versetzte ihm mit seinen Hörnern einige Stöße. Der Teufel ergriff die Flucht und stürzte in der Eile in den Abgrund. Durch den Druck welchen die Schwere seines Körpers auf den unten liegenden Stein ausübte, hat sich sein Bocksfuß in denselben eingedrückt, und der ist noch zu sehen.

Am wenigsten Ausbeute findet in diesem Bande der Freund der Volkskunde. Außer den soeben gedachten Volkssagen ist es nur eine kleine Arbeit von C. J. Schröer, über einen Ausflug nach Gottschee, die hierher gehört. Dafür ist sie aber auch um so vortrefflicher, und trotz des bescheidenen Platzes, den sie im zweiten „Notizen" genannten Abschnitte des Buches unter einer Menge kleinerer Berichte einnimmt, eine wahre Zierde des ganzen Bandes. Wir möchten sie daher gern von Anfang bis zu Ende hier aufnehmen. Da uns dies der Raum nicht gestattet, so begnügen wir uns mit einem Auszuge.

Die Gottscheewer, die sich in ihrer Sprache Gottschéabere nennen, sind ein ganz deutsches Völkchen, welches das in Krain gelegene, von Bergen ganz eingeschlossene Herzogthum Gottschee bewohnt, eins der am weitesten gegen Süden versprengten Stücke deutschen Volksthums, ungefähr unter derselben geographischen Breite, wie die sieben und die dreizehn Communen in Oberitalien. Was ihre Abstammung betrifft, so hält Zeuß sie für einen Rest der deutschen Vandalen, die, als Godegisel Pannonien verließ, daselbst zurückblieben, und leitet ihren Namen zurück auf den Ort Γουτζηχά und das Volk der Gudiskaner. Das Land, das sie bewohnen, bietet zu wenig fruchtbaren Boden, um sie zu ernähren, und daher sind sie angewiesen, durch den Hausirhandel in aller Herren Länder Brot zu suchen.

Beinahe die ganze männliche Bevölkerung wandert alljährlich in weite Ferne und überläßt den Weibern für den größten Theil des Jahres die Besorgung von Haus und Feld.

Eine beträchtliche Anzahl davon geht nach Wien. Die Armen hausiren dort, besonders mit Pomeranzen und Kastanien, nehmen sich in Gesellschaften von 20 bis 30 Personen eine gemeinsame Wohnung und leben da auf gemeinsame Kosten. Die Wohlhabenderen sind zum Theil in Wien etablirte Kaufleute. Meistens leben auch diese ohne Familie dort und besuchen ihre Frauen nur zur Erntezeit. Die Gottscheewer Frauen sollen nämlich in große Städte nicht zu verpflanzen sein, sie sterben dort vor Heimweh dahin, und andererseits entschließen sich die Gottscheewer nicht leicht, eine andere Frau als eine Gottscheewerin zu heirathen, denn sie glauben, daß kein Weib auf Erden so brav und fleißig sei, wie eine Gottscheewerin.

Der Glanzpunkt des Volkslebens ist die Erntezeit, von Ende Juli bis Ende August, da zu dieser Zeit der größte Theil der männlichen Bevölkerung aus der Ferne nach Hause zurückkehrt, um nach Ablauf derselben wieder in die weite Welt zu ziehen. Das wackere Weib daheim putzt für diese Freudenzeit das Haus und ihre Kinder und mustert das Hausvieh. Wenn sie bestimmt weiß, wann der Mann kommt, geht sie ihm meilenweit entgegen. Das durchdringende Freudengeschrei, mit dem sie ihn empfängt, muß jeden rühren, der Zeuge ist. Seltsam aber ist das Benehmen der Männer (Mander). Sie lassen sich pflegen und schönthun, wie irdische Götter, ohne nur zu lächeln, oder nur mit einer Miene sich dankbar zu zeigen. Die Gottscheewerinnen scheinen das aber in der Ordnung zu finden und strahlen vor Wonne, wenn sie ihn wiederhaben, der sie in Sorgen daheim ließ. —

In diese Zeit der Ernte fallen nun auch alle Hochzeiten, und sie bringen mit der Erntearbeit überall Leben in die sonst so stillen Oerter. Viele eigenthümliche Hochzeitsgebräuche haben sich erhalten. Darunter ist der merkwürdigste der, daß man nach dem Festschmause in sehr eindringlicher Weise der Todten gedenkt. Es werden dann zwei Lieder, das „Lied der ageschieden Sheale" (der abgeschiedenen Seele) und das „Lied der Agesturben" (der Abgestorbenen) gesungen und herzhaft wird dabei geweint.

Die Mundart der Gottscheewer scheint viele Eigenthümlichkeiten zu haben. Unser Gewährsmann spricht sich nicht näher darüber aus, sondern verweist auf ein später von ihm herauszugebendes Wörterbuch, und giebt vorläufig nur einzelne Sprachproben. So heißt sehen — sachen, schauen — schägen, sägen — shagen, sagen — shugen, säugen — shägen. Man sieht, wie leicht hier Verwechselungen vorkommen können. Als Beispiel dafür wird erzählt: Ein Weib beichtete, sie habe ihr Kind „atinne in der Kirchen getettet". Der Geistliche erschrak und fragte, wo der Leichnam sei. Da sagte die Frau: Ich hon es et geteatet! ich hon es ja et ümeprocht! ich hon's lassen tägen! (ich habe es nur ziehen lassen, d. h. es gesäugt, was tetten bedeutet, von Tette — Zitze, wovon italienisch tetta, französisch teton).

Sein heißt shaunen, scheinen — schainen, säen — shänen, der Finger — Negerle, der Ring — Eringerle, der Nagel — Schusle, der Fuß — Tatze, Regenschirm — Schattard, das Dachle*), die Morelle, Pomade — Smirbade und Shaubade, Maul — Käne, Mittagessen — Jaishn, Abendessen — Omestuck.

Als Theile der weiblichen Volkstracht werden genannt: Das Hüderle oder Haderlein (Kopftuch), der roate Gürtel (der rothe Gürtel um die Hüften), der gawäldrate Pfoit

*) Das Dachle und die Smirbade (offenbar gebildet aus schmieren und der zweiten Hälfte von Pomade) erinnern unwillkürlich an einen Ausdruck des altbaierischen Volkes für Regenschirm. Unter anderen Ausdrücken dafür paradirt auch das urkomische Ungethüm Paradachl, zusammengesetzt aus Para, der ersten Hälfte von Parapluie, und Dachl, der zweiten Hälfte von Regendach, volksüblicher Ausdruck durch ganz Deutschland für Regenschirm.

(das gefältelte Hemd), die rothen Strümpfe und die ärmellose, weiße Tuchjoppe.

In Bezug auf den ganzen Charakter der Gottscheewener ist noch zu bemerken, daß sie sich ihrer Besonderheit als deutsches Volk im Gegensatze zu den um sie herumwohnenden Slovenen sehr bestimmt bewußt sind. Als der Wagen, worin unser Gewährsmann seinen Ausflug nach Gottschee machte, sich der Grenze des Ländchens näherte, riefen die mit ihm darin sitzenden heimkehrenden Gottscheewer jubelnd aus: „Das ischt ünscher Lont.“ Dem Gottscheewer fällt es nicht ein, Gottschee als Bestandtheil von Krain anzusehen, es ist ihm ein Land für sich. Er ist stolz auf seine Heimath und hält sich für mehr als den Slovenen. Daß dort Fleiß und Ehrlichkeit zu Hause ist, daß man dort überall bei offenen Thüren schlafen kann, daß man seinen Schrank dort nicht zuzuschließen braucht, daß da Treu und Glauben zu Hause ist, und brave, fleißige und treue Frauen, alle diese Kennzeichen deutschen Wesens sind es, die, wie gewöhnlich deutsche Colonien, auch die Gottscheewer auszeichnen; sie scheinen aber hier in ihrem Bewußtsein, wohl durch den Gegensatz, den man in Croatien und Krain wahrnehmen will, deutscher hervorzutreten.

Schließlich noch einige Bemerkungen über das Land und die Stadt Gottschee. Die Stadt ist ein freundlicher Ort mit einer Reihe schöner Häuser. Ein sogenanntes Schloß beherbergt die Aemter der Justiz und Verwaltung. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 1400. Das von der Rinse, einem Flüßchen, umschlossene Städtchen liegt in der Ebene, aber nahe am Gebirge, das von den Trümmern der kleinen Burg Friedrichstein gekrönt ist. Das ganze Ländchen umfaßt 20 Geviertmeilen und zählt 24,000 Einwohner. Es zerfällt in das Hauptthal (worin die Stadt Gottschee liegt), Lont genannt (seine Bewohner heißen Lontuare), ein kleineres westliches Seitenthal (Hinterlont) und die Bolden (Wälder), die waldige Gegend im Osten und Süden (ihre Bewohner heißen Boldnare). Im Ganzen giebt es 216 Ortschaften, wobei freilich auch solche mitgezählt sind, die nur aus wenigen Häusern bestehen. Die Häuser auf dem Lande sind meist von Holz, schwarze Blockhäuser; in manchen ist ein Staatszimmer gemauert, das übrige von Holz. Das schöne Zimmer ist für den Hausherrn reservirt, „wenn er heimkommt“. Der Grund und Boden, sowohl der Berge als der Thäler, besteht aus Kalkfelsen. Die Berge sind zum Theil noch mit Urwald bewachsen, die Ebene erinnert nicht selten an den Karst, so bedeckt ist sie mit Kalksteinen. Wo sich Erdreich findet, sind die Felder recht fruchtbar, auch fleißig gepflegt; freilich ist dieses fruchtbaren Landes aber überall zu wenig, um die Bevölkerung zu ernähren.

**Friedrich Brinkmann.**

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Die Völkerstämme in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sie bilden bekanntlich eine ethnographische Musterkarte, die in Europa an Buntschäckigkeit nur in Rußland ein Nebenstück hat. Gerade in unseren Tagen, wo jede kleine „Nationalität“ sich zu einer größern Geltung bringen will, und sogar die Winden in Krain ihre hohe Culturfähigkeit und Culturbedeutung der Welt dadurch zur Anschauung bringen wollen, daß sie die Nemskudarje, die deutschen Eindringlinge, aus dem Lande vertreiben möchten, — in einer solchen Zeit ist es von Belang, die numerische Stärke der verschiedenen Völker kennen zu lernen. Für das (nun dualistische) Oesterreich hat vor etwa 15 Jahren Freiherr Karl v. Czörnig eine werthvolle ethnographische Zusammenstellung geliefert; einer seiner Hauptmitarbeiter war Dr. Adolf Ficker, ein schon damals sehr tüchtiger Mann. Wir ersehen nun aus der „Allgemeinen Zeitung“, daß er soeben eine kleine Schrift herausgegeben hat, in welcher er die Völkerstämme nach ihren Gebieten, Grenzen und Inseln darstellt; das Werk selber ist uns noch nicht zu Händen gekommen. Wir theilen vorerst die nachstehenden Zahlen mit.

Die Sprachgebiete des Reiches theilen sich in den Flächeninhalt derart, daß 2500 Quadratmeilen dem deutschen, 4465 dem slavischen, 1782 dem romanischen, 2070 dem magyarischen Sprachgebiete zufallen. Von den absoluten Zahlen der Angehörigen jeder Nationalität innerhalb der factischen Bevölkerung führen wir nur die Hauptzahlen an, wie sie sich nach der Zählung von 1857 approximativ ergeben.

In den im Reichsrathe vertretenen Ländern sind Deutsche 7,230,000, Nordslaven 9,822,000, Südslaven 1,734,000, Westromanen 592,400, Ostromanen 213,200, Magyaren 18,000, andere Stämme 742,400.

In den Ländern der Stephanskrone nebst der Militärgrenze: Deutsche 1,810,000, Nordslaven 2,222,000, Südslaven 2,441,000, Westromanen 1500, Ostromanen 2,684,000, Magyaren 5,413,000, andere Stämme 612,100.

Danach ergiebt sich als Gesammtsumme der Bevölkerung der Monarchie nach den Nationalitäten: Deutsche 9,040,000, Nordslaven 12,044,000, Südslaven 4,175,000, Westromanen 593,900, Ostromanen 2,861,600, Magyaren 5,431,000, andere Stämme 1,354,500, mit Einschluß des Militärs nach dem bisherigen Stande mit 500,000 Mann, zusammen 35,999,100. Unter den Nordslaven sind 6,730,000 Tschechen, Mähren und Slowaken, 2,380,000 Polen und 3,104,000 Ruthenen; unter den Südslaven 1,260,000 Slowenen (Winden), 1,424,000 Croaten, 1,520,000 Serben und 26,000 Bulgaren; unter den Westromanen 530,700 Italiener, 51,200 Friauler und 18,000 Ladiner; unter den Ostromanen 2,895,700 Dakoromanen (Walachen); zu den anderen Stämmen gehören 3500 Albanesen, 3200 Griechen und Zinzaren, 18,000 Armenier, 156,000 Zigeuner, 1,167,500 Israeliten und 26,000 Unterthanen fremder Staaten.

Dr. Ficker spricht folgende Ansicht aus: „Unter den vier Hauptstämmen, deren Vereinigung Oesterreich charakterisirt, hat im Süden der Alpen der romanische, im Norden der deutsche auf die Entfaltung des öffentlichen Lebens, auf jede ökonomische und intellectuelle Thätigkeit am segensreichsten eingewirkt. Dabei ist es von großer Wichtigkeit, daß diese geistige Suprematie für den weitaus größten Theil des Reiches einem Stamme innewohnt, welcher an Zahl anderen Landesgenossen nachsteht, und bei der Berührung mit fremden Nationalitäten die wenigste Widerstandsfähigkeit besitzt, am leichtesten in dieselben übergeht, sonach von einem Streben nach ihrer Entnationalisirung am weitesten entfernt ist. Erst dann wird der Anschluß der übrigen Landesgenossen an die deutsche Bildung seine naturgemäße Lösung finden, wenn die eigene Cultur jener Völker hinreichend sich entwickelt hat, um selbständig zum Hebel ihrer eigenen Weiterförderung zu werden. — Die Vereinigung der vier europäischen Hauptstämme (die Magyaren als Repräsentanten des großen finnischen Stammes) zu einem Reiche im Herzen des Erdtheils ist keine zufällige. Wie die Ströme des Reiches mehr oder minder in seiner Hauptpulsader, der Donau, sich zusammenfin-

den oder derselben nahe verbunden bleiben, so hat eine tausendjährige Geschichte zahllose Berührungspunkte zwischen seinen Stämmen geschaffen, alle Beziehungen ihres Lebens mit einander vielfach verflochten. Es scheint auch, daß ein solcher Staat und eben in dieser geographischen Lage sich immer wieder von Neuem bilden müßte, damit nicht die mehrgenannten Stämme, auch politisch geschieden, in fortwährenden Vernichtungskämpfen einander gegenüberständen."

**Ansiedelungen der Tschechen im Kaukasus.** Der „Odessaer Bote" bringt darüber folgende Nachrichten: Die ersten tschechischen Ansiedler, 13 Familien stark, ließen sich am Flusse Tschub nieder und gründeten die Colonie Nowaja-Praga. Die zweite Partie tschechischer Einwanderer, aus 20 Familien bestehend, siedelte sich am Flusse Tuapse an und nannte ihre Niederlassung Pilenkowa-wes, d. h. Dorf Pilenkowa, zu Ehren des Generalmajors Pilenko, Chef des Bezirks am Schwarzen Meere, der sich eifrig um das Wohl der Einwanderer bemüht hatte. Die Tschechen sind mit ihren neuen Ländereien sehr zufrieden. Dieser Tage wird der Schoner „Redut-Kale" noch 30 tschechische Familien nach dem Kaukasus bringen. Gegenwärtig weilt in Tiflis der tschechische Doctor Patritschek, welcher sich um die Ueberlassung von Land in den unbewohnten Theilen des Kaukasus an 3000 Familien aus dem westlichen „Tschechien" bewirbt. Mit einem ähnlichen Gesuch um Ueberlassung von Land an 300 Familien hat sich der Doctor Kamperik an den Chef des Bezirks vom Schwarzen Meere gewandt. Wie man sagt, werden binnen Kurzem noch 1500 mährische Familien im Kaukasus erwartet, die sich bereits auf der Reise befinden sollen. Die tschechischen Einwanderer erfreuen sich sehr großer Privilegien. Jede Familie erhält in den unbevölkerten Theilen des Kaukasus, besonders in dem Bezirk am Schwarzen Meere, 30 Dessjatinen nutzbares Land. Ein Mann von 18 Jahren wird als eine Familie betrachtet. Nach dem Eintritt in den russischen Unterthanenverband erhält jede Familie zur ersten Einrichtung eine Unterstützung von 40 Rubeln und einen Vorschuß von 100 Rubeln auf 15 Jahre. Im ersten Jahre, im Falle einer Mißernte auch im zweiten, erhalten die neuen Ansiedler vorschußweise auch Proviant, den sie gleichfalls im Laufe von 15 Jahren zurückzuerstatten haben. Holz und Steine zum Bau der Häuser werden ihnen unentgeltlich verabfolgt. Die unter den Einwanderern befindlichen Handwerker erhalten, wenn sie russische Unterthanen werden, zum Bau einer Wohnung ein Stück Land in Noworossiisk oder Anapa und zwei Dessjatinen südlichen Landes zu Tabacksplantagen oder Weinbergen. Diejenigen, welche nicht russische Unterthanen werden, zahlen 30 Rubel für einen solchen Landantheil.

**Ueber das russische Schulsystem** im Vergleiche mit den Systemen Preußens, Oesterreichs, Frankreichs und der Schweiz enthält der russische „Pädagog. Sbornik" einen interessanten Artikel, dessen Hauptpunkte sich in folgenden Schlußsätzen resümiren. Das Schulsystem der vier westeuropäischen Staaten wurzelt in der elementaren Volksschule, von der aus, gleichsam wie Zweige, alle übrigen Specialschulen sich verbreiten; das russische Schulsystem dagegen entbehrt einer solchen allgemeinen Grundlage und weist daher nur eine Reihe getrennter, organisch unzusammenhängender Schulanstalten auf. Ferner fehlt es im Gegensatze zu Westeuropa in Rußland an kleinen technischen Lehranstalten, Vor-, Hülfs- und Sonntagsschulen, und gänzlich an Vorbereitungsschulen für Elementar-Volksschullehrer. Ehe jedoch an Errichtung guter technischer und Hülfsschulen gedacht werden kann, muß zunächst für gute Elementarschulen Sorge getragen werden. — Auch der bekannte russische Publicist Schedo-Ferrotti (Baron Theodor Fircks) widmet der Hebung der russischen Volksbildung und zwar in Hinsicht auf den besonders in grober Unwissenheit aufwachsenden weiblichen Theil der Bevölkerung eine Broschüre, in welcher er namentlich die Heranbildung weiblicher Lehrkräfte empfiehlt, ein beachtenswerther Vorschlag, welchen übrigens der geschätzte Autor, wenn wir nicht irren, bereits in seinem vielbesprochenen Werke über den Nihilismus entwickelt hat.

**Eine australische Goldgrube.** Wir lesen im „Melbourne Argus" vom 29. März Folgendes: Die Port Philipp Company fing im März 1857 an der Clunes (einem circa 18 englische Meilen östlich von Ballarat belegenen Goldfelde), also gerade vor zwölf Jahren, zu arbeiten an. Sie begann mit einer Batterie von zwanzig Quarzstampfern; diese Zahl ist jetzt vervierfacht worden. Im Laufe des ersten Jahres wurden 4146 Tonnen Quarz zerstampft, während im vergangenen Jahre 63,057 Tonnen zu Staub gepocht wurden; im Ganzen hat bis jetzt die Gesellschaft 470,839 Tonnen Quarz bearbeitet. Die durchschnittliche Ausbeute betrug pro Tonne (20 Centner) 16 Dwt. 16 Gr. Gold. (20 Pennyweights = 1 Unze 24 Grains [Gr.] = 1 Pennyweight.) Im Ganzen wurden also 253,046 Unzen 16 Dwt. 16 Gr. gewonnen. Rechnen wir hinzu, daß dieselbe Compagnie 26,059 Unzen Gold aus dem Alluvium gewaschen hat, so ergiebt sich ein aus diesem einen Werke gewonnenes Quantum von 279,105 Unzen 16 Dwt. 16 Gr. im Werthe von einer Million einhundert und zweitausend einhundert und vierundachtzig Pfund Sterling funfzehn Schilling und acht Pence (1,102,184 Pf. St. 15 Sch. 8 P.). Dies ist das Resultat der Arbeiten einer einzigen Gesellschaft in Victoria. Nun sage man doch nicht mehr, daß die australischen Goldfelder an Ergiebigkeit verloren hätten!

Nach den Berichten des „Registrar-General" betrug die Bevölkerung der Colonie Victoria Ende 1868 683,977 Seelen, also ein Zuwachs von 24,090 im Jahre 1868.

**D. Grasbäume auf der Kängeruhinsel in Südaustralien.** Ich sah dort zwei herrliche Exemplare in der Nähe des Leuchtthurmes. Die eigenthümlichen, höchst malerischen Bäume standen bei den Colonisten bisher in sehr schlechtem Rufe. Sie schienen für keinen nützlichen Zweck verwendbar zu sein und der Boden, auf dem sie wachsen, gehört zu dem magersten, welcher in Australien angetroffen wird. Es war daher gebräuchlich geworden, schlechtes, für Cultur unverwendbares Land Grasbaumland zu nennen. Man beschränkte sich allein darauf, einige hübsche Exemplare in Garten- und Parkanlagen zu verpflanzen, wo sie zwischen Laubgehölzen eine anmuthige Abwechselung gewähren. Vor Kurzem hat man aber die Entdeckung gemacht, daß die Stämme des Grasbaumes nicht nur sehr viel Terpentin, sondern auch ein bedeutendes Quantum Zuckerstoff enthalten, und angefangen, sie in dieser Richtung zu verwerthen. — In der Colonie Victoria, deren Bewohner sich durch Unternehmungsgeist stets rühmlichst ausgezeichnet haben, ist sofort eine großartige Fabrik auf Actien errichtet worden. Wenn die Erwartungen, welche man hegt, sich erfüllen, dann wird der früher so verachtete Grasbaum bald einen bedeutenden Einfluß auf die Industrie in Australien ausüben und manchen Bewohnern dieses Landes eine neue Nahrungsquelle liefern.

**Die Fidschi-Inseln im Großen Ocean.** Seitdem in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres australische Capitalisten mit dem Häuptling Thakombau einen Vertrag über den Ankauf von Ländereien abgeschlossen haben, sind weiße Abenteurer aus Sydney und Melbourne zu Hunderten nach dieser mit fruchtbarem Boden und herrlichem Klima gesegneten Eilandgruppe gekommen, und es hat allen Anschein, als ob diese Einwanderung einen immer größern Umfang gewinnen werde. Inzwischen werden auf den Inseln blutige Kriege geführt; diejenigen Eingeborenen, welche den Cannibalismus aufgegeben haben und sich mit dem Genusse des Fleisches von Ochsen, Schafen, Schweinen und Hühnern begnügen, die also den alten Ueberlieferungen ungetreu geworden sind, liegen im Kampfe mit den anderen Stämmen, welche bisher dem Cannibalismus treu blieben. Unter diesen sind die Nawoja, dieselben, welche vor ein paar Jahren den Missionär Baker verspeisten, die mächtigsten und erbittertsten Feinde des Thakombau und seiner

Unterthanen. Die neuesten Nachrichten aus der Südsee melden, daß der Häuptling im Januar 1869 einen zweiten Kriegs- und Rachezug gegen jene Nawosa im Innern von Viti Levu unternommen habe, weil dieselben abermals mehrere Weiße und einige Unterthanen Thakombau's verspeist und auch manche Krieger der mit Thakombau verbündeten Navaiga niedergemetzelt hatten. Der Häuptling wurde indessen zurückgeschlagen, und mußte sich nach der Küste zurückziehen. Dort verlangte er von den Weißen fünfhundert Mann Hülfstruppen, weiße Freiwillige, um seine Feinde zu züchtigen. Wir erfahren, daß zu Anfange des laufenden Jahres schon etwa anderthalbtausend weiße Ansiedler auf den Inseln lebten; sie haben ein Interesse daran, ihren Freund Thakombau nicht fallen zu lassen. Er hat den Freiwilligen versprochen, einen großen Theil des Landes der Nawosa an sie zu vertheilen, falls sie besiegt werden, die Gefangenen will er zu Sklaven machen, und diese will er dann an die Pflanzer gegen einen Schilling (10 Groschen) Tagelohn als Arbeiter vermiethen. Er wird aber wohl mit den Nawosa schwere Arbeit haben. Kaum war er im Januar zurückgewichen, als sie das von Eingeborenen bewohnte Dorf Sagunu an der Westküste überfielen und 13 Männer, 3 Frauen und 3 Kinder tödteten. Neben jenem Dorfe haben die Herren Underwood und Burt eine Baumwollenpflanzung; der Letztere und der Aufseher wurden mit Keulen erschlagen; Underwood, Burt's kleiner Sohn und sechs polynesische Arbeiter von der Insel Tanna wurden gefangen genommen. Der Knabe und diese Arbeiter wurden in Underwood's Beisein gekocht und gefressen; er selbst wurde aufgespart; es gelang ihm indessen zu fliehen. Die ganze Pflanzung ist zerstört worden. Nun wird ein neuer Kriegszug stattfinden, und das Ende ist vorauszusehen.

---

**Die Stadt Asuncion** (so schreibt von dort ein Deutscher, der zu Buenos Ayres erscheinenden „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" unterm 14. März) macht auf mich den Eindruck eines reichen prunksüchtigen Bauern, der mit schweren goldenen Ketten und anderm den Städtern abgesehenen Luxus einherstolzirt, der übrigens schlecht zu seinem ganzen Wesen paßt. So steht Asuncion da; im Grunde uncivilisirt, roh, vernachläsfigt, aber prunkend mit einer Anzahl von Palästen, wie man sie selbst in Buenos Ayres vergebens suchen würde. Die Straßen sind größtentheils krumm, einige vermauert, wie die in alten europäischen Städten so berühmten Sackgassen, viele so ausgelaufen, daß man von der Stiege vor den Häusern nur durch einen gefährlichen Sprung auf die Straße hinuntergelangen kann, zuweilen sind sie durch hervorragende Felsspitzen und Abhänge, die bei Regenwetter Wasserfälle bilden, unfahrbar gemacht. Häufig fehlen am Ende einer Cuadra (d. h. Häuserquadrats) verbindende Stufen zwischen dem Trottoir und der niedrigen Straße, so daß man, wenn man kein guter Springer ist, wirklich in Verlegenheit kommt, wie man seinen Weg fortsetzen soll, da man sich plötzlich am Rand eines Abgrundes sieht. Die Häuser sind größtentheils solide gebaut, jedoch bestehen fast alle Querwände, bei einigen sogar die Außenwände, aus ungebrannten Steinen. Von den Gärten zeigen bloß einige Spuren einstiger Civilisation, der größte Theil derselben befindet sich im Naturzustande, voll von Unkraut; nicht einmal den so schönen und nützlichen Orangenbaum, von dem in Corrientes die Gärten voll sind, sieht man hier gepflanzt. Freilich sind die Cuadras sehr klein, und es bleibt somit im Allgemeinen wenig Raum für Gärten übrig. Großen Ueberfluß hat Asuncion an Casernen und Palästen. Wohin man blickt, sieht man entweder das eine oder das andere. Da giebt's in allen Theilen der Stadt ganze Cuadras bedeckende aus Ziegelsteinen erbaute einstöckige Casernen, und das ganze Ufer am Hafen und der Bai hinauf ist in einer Breite von zwei Cuadras mit Palästen aller Art bedeckt, deren Reihe nur durch freie Plätze und Staatsgebäude, Fabriken &c. unterbrochen wird. Da fällt uns zuerst der neue im Innern noch nicht vollendete Palast des Lopez auf. Er imponirt sowohl durch seine Größe als durch die Schönheit seiner Formen und leuchtet wegen seines blendend weißen Anstrichs in der Sonne bis in weite Ferne. Von den vier zierlichen Thürmchen, die den großen aus der Mitte des colossalen Gebäudes sich erhebenden Thurm zieren, haben die brasilianischen Panzerschiffe bei ihrem ersten Besuche, gleich nachdem sie Humaita passirt hatten, einen heruntergeschossen. Eine andere Bombe riß ein Stück von der Mauer und dem Dache ein. Weiter abwärts in der Nähe des Arsenals steht der Palast eines der Brüder von Lopez, in der Mitte der Stadt das unvollendete Schloß des andern Bruders; am Wasser aufwärts von der erwähnten neuen Residenz des Präsidenten befindet sich das Regierungsgebäude des alten Lopez, weiterhin die Prachtwohnungen von Barrios, Madame Lynch und Anderen, dazwischen große Depots und Fabriken der Regierung; weiterhin der schöne im gothischen Stile erbaute Bahnhof, welcher den brillanten Cirkel der Regierungsgebäude abschließt, der sich vom Eingang in den Hafen, vom Arsenal, den ganzen Hafen entlang an der die Stadt im Halbkreise umgebenden Bai hinaufzieht bis an den Bahnhof, mit dem er seinen Abschluß findet.

Fast alle diese Gebäude, wenigstens die bedeutendsten, tragen den Stempel des Unfertigen an sich. Das Arsenal ist nur zur Hälfte überdacht, an der Aduana (Zollhaus) wurde bei Beginn des Krieges noch gebaut, der Palast von Lopez ist, wie gesagt, im Innern nicht fertig, das großartige, eine Cuadra bedeckende neue Theater steht offen da mit kaum zwanzig Fuß hohen Mauern, dem Bahnhofe fehlt noch zur Hälfte das Dach. Eine in der Nähe des Marktes gebaute Kathedrale mit einer mächtigen Kuppel ist noch mit dem Gerüste für die Maurer umgeben, ihr fehlen Kreuz und Windfahne. Man sieht, Lopez stürzte sich mitten in seinen großartigen Bauten und Plänen für die Verschönerung der Residenzstadt in einen Krieg, der ihm „Haus und Hof" kostete.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Reisenden, der soeben aus civilisirten Ländern kommt, eine Stadt zu sehen, deren ganze Bevölkerung aus Männern, Militärs und Geschäftsleuten besteht. Nach und nach sammeln sich einige paraguaysche Frauen (sämmtlich Chinas [Mischlinge] von sehr dunkler Gesichtsfarbe) in Asuncion an. Die Frauen der ersten Familien werden sämmtlich von Lopez in den Cordilleras gefangen gehalten, nachdem die Männer größtentheils erschossen worden sind. Somit können nur diejenigen Frauenzimmer zur Stadt gelangen, die in den letzten Gefechten oder in Angostura gefangen genommen sind, oder die sich während des Krieges in den Wäldern versteckt hatten oder sich im Lager herumtrieben und von den Paraguayern bei ihrem Rückzuge nicht mit aufgegriffen werden konnten. Es sind die stupidesten Frauenzimmer, die wir je gesehen; sie geben den Indianerinnen aus dem Gran Chaco in der Unwissenheit nichts nach, sprechen auch ebenso wenig spanisch wie diese. Wir haben einige Züge solcher Frauen gesehen, die von draußen hereinkamen. Jungen und Mädchen bis zum neunten Jahre gingen ganz nackt, die Frauen hatten irgend ein Stück altes Zeug um den Leib gewickelt; schmutzig und abgemagert waren Alle zum Erbarmen. Eine solche Familie war auf einem Maulthiere angekommen. Mitleidige Leute in der Stadt hatten sie reichlich mit Kleidung und Proviant beschenkt, und das arme Thier war schwer beladen. Da hing an der einen Seite ein Faß Genevre, an der andern sogar eine ganze Kiste mit einem Dutzend Flaschen desselben Getränkes, dazu kamen Fleisch, Sardinen, Salz, Brod, Kleider &c., und die Frauen machten ein Gesicht, das deutlich zeigte, sie begriffen gar nicht, was mit ihnen vorging. Es ist merkwürdig, wie schnell diese abgemagerten Menschen feit werden, wenn sie reichlich Speise erhalten.

Die Umgebung von Asuncion ist sehr schön. Auf und zwischen felsigen Hügeln liegen reizend freilich jetzt verwilderte Quintas (Landhäuser), in denen die Palme ihre schlanken Wipfel über Wäldern von Bananen, Orangenbäumen, Guayaba- und anderen Fruchtbäumen schaukelt. Von einigen dieser Punkte hat man eine herrliche Aussicht über die Stadt, den Hafen und den wiesen- und waldreichen Chaco, sowie auf den nahen zuckerhutförmigen hohen Hügel Lambare, nach einem berühmten Caziken der Urbewohner des Landes so genannt. Der Name er-

innert uns an ein Tagblatt, das während des Krieges im Lager der Paraguayer erschien und ganz in der Sprache des Landes geschrieben war, in Guarani. Es war auf der ersten Seite mit einer roh gezeichneten Vignette geschmückt, die den Caziken Lambare darstellte, wie er, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der heranfliegenden dreiköpfigen Hydra „Triple Allianza" einen Pfeil durch jeden Kopf schießt. Wenn der moderne Cazike Lambare nicht sehr auf seiner Hut ist, so kann es ihm passiren, daß der Pfeil nach hinten ausgeht und den Absender trifft, oder auf Spanisch gesagt: El tiro le puede salir por la culata.

Wie es jetzt scheint, wird das ganze Heer in kurzer Zeit zum letzten Strauße mit Lopez ausbrechen. Warten wir den Verlauf der Sache ab. Der nordamerikanische Minister befindet sich noch immer im Lager der Paraguayer, und der Commandant des „Wasp" ist ungehalten, daß die Brasilianer nicht den Briefträger zwischen ihm und dem Minister machen wollen; in seiner Wuth hat er sogar den Alliirten in einer kräftigen Note zur Pflicht machen wollen, alle kriegerische Action einzustellen, so lange seines Ministers Schicksal mit dem von Lopez verknüpft ist. Curiose Diplomaten, diese Yankees! —

Wenn der Verfasser hier plötzlich abbricht, so thut er es, theils weil er fürchtet, bei weiteren Auslassungen in die heikliche Politik zu verfallen, dann weil er die Geduld des Lesers nicht länger auf die Probe stellen will, und endlich, weil ihm von zwei Seiten sinnbetäubende Militärmusik in die Ohren schallt, die den kräftigen Lungen und Armen von mehr als 40 Mulatten, die sich vor den nahen Casernen aufgestellt haben, ihren Ursprung verdankt, und dazu kommen noch die Ausrufer auf der Straße, sowie Orgeldreher und Harfenisten, die sich soeben an der Straßenecke aufgestellt, und die Anzahl Fliegen, die ihre Zuneigung zum Menschen wirklich etwas zu weit treiben, indem sie sich bis in die Augen und Ohren hinein fühlbar machen; man denke sich noch das Knarren von zwanzig Carreten und das Geschrei ebenso vieler Maulthiertreiber hinzu, und wird es begreiflich finden, daß die gegenwärtige Schreiberei wegen „störender Umstände" so ohne weitere Nachrede endigt. Unter günstigeren Verhältnissen erzählen wir vielleicht einmal weiter.

**In den Südstaaten der nordamerikanischen Union** werden sehr viele Baumwollspinnereien gebaut; im Verlaufe der Jahre 1867 und 1868 sind denn nicht weniger als 86 in Betrieb gesetzt worden, und fast in jedem Monate kommen neue hinzu. Jene 86 vertheilen sich auf folgende Staaten:

| Staaten. | Spinnereien. | Spindeln. | Baumwolle. Pfd. |
|---|---|---|---|
| Virginien . . . | 10 | 36,000 | 4,010,000 |
| Nord-Carolina . | 17 | 24,249 | 3,537,000 |
| Süd-Carolina . . | 6 | 31,588 | 4,174,100 |
| Georgia . . . . | 20 | 69,782 | 10,864,350 |
| Alabama . . . . | 8 | 25,196 | 2,820,596 |
| Mississippi . . . | 6 | 8,752 | 1,457,000 |
| Texas . . . . . | 4 | 8,528 | 1,361,104 |
| Arkansas . . . . | 2 | 924 | 258,000 |
| Tennessee . . . | 10 | 13,720 | 1,847,700 |
| Kentucky . . . . | 3 | 6,264 | 1,075,000. |

Es wird die Zeit kommen, in welcher die neuengländischen Spinnereien die Concurrenz des Südens schwer empfinden müssen, denn der Süden hat Wasserkraft in Menge und Kohlen, und nach und nach erhält er nicht bloß Capital aus dem Norden, sondern auch tüchtige Arbeiter.

## Miscellen aus Nordamerika.

— „Allzu viel Advocaten!" Das war der Text, über welchen Senator Sprague von Rhode Island, ein der republikanischen Partei angehörender Politiker, kurz vor dem Schlusse des Senates eine Rede hielt. Er gilt nicht für einen „Congreßdieb", weil er ein Privatvermögen von mehr als 15 Millionen besitzt; deshalb kann er sich schon erlauben, ungestraft einige Wahrheiten zu sagen. „Die Advocaten mischen sich in Alles: sie sind der wahre Fluch des Landes. Sie tragen die Schuld von der unzähligen Menge schlechter Gesetze und einem Gesetzeswirrwarr, aus welchem sie am Ende sich selber nicht herausfinden können; die meisten sind politische Speculanten, Aemterjäger, hohle Phrasendrescher, Subjecte, welche in ihrer Praxis keinen Erfolg haben, weil sie zu wenige Kenntnisse haben oder als unredlich bekannt sind. Und gerade unter dieser Armee pflegt der große Haufe der souveränen Bürger sich zumeist seine Candidaten für Aemter und Würden, für die Councils, die Assembly und den Congreß auszusuchen. Sie haben angeblich die Gesetze studirt, also müssen sie wohl auch das Gesetzgeben verstehen. Aber in erster Stelle steht ihnen ihr eigener Vortheil und das Interesse der Partei, von welcher sie gewählt wurden. Diese politischen Advocaten sind Hauptträger der Corruption. Man sehe sich nur die gesetzgeberische Thätigkeit einer beliebigen Staatsgesetzgebung oder des Congresses an. Sonntagsgesetze und Accise- und Steuergesetze und despotische Polizeigesetze sind an der Tagesordnung. Jedes Monopol findet in den Gesetzgebungen und im Congresse seine Befürworter. Monopole für Straßen- und Dampfeisenbahnen, Telegraphen und Canalbauten, Landschenkungen für Eisenbahnen häufen sich; nach Gesetzen zum Besten des Volkes sucht man vergebens. Aber wehe den Monopolisten, welche ihren Befürwortern im Congresse oder in einer Staatsgesetzgebung nicht einen erklecklichen Antheil am Gewinne zukommen lassen!" — Derselbe Senator Sprague sagte in einer zweiten Rede seinen Collegen, den Senatoren in Washington, daß dieselben nichts von den materiellen Bedürfnissen des Landes verständen; die Gesetze, welche sie gäben, seien lediglich zu Gunsten des Capitals und der Monopole. Er ist „der Hecht im Karpfenteiche".

— Die Verlegung der Bundeshauptstadt nach Neuyork ist jüngst von einem in Cincinnati erscheinenden Blatte dringend befürwortet worden. Das „Newyorker Journal" schreibt: „Wir protestiren dagegen; Neuyork soll durch den Congreß mit seinem Harem im Schatzamte nicht corrumpirt werden. Neuyork ist ja bekanntlich eine so gute und fromme Stadt, unsere Bürger haben einen gesunden Sinn für die schönen Künste, Literatur, Handel und Industrie. Die halbverwilderten Bauern aus allen Theilen des Landes, welche in Washington zusammenkommen, würden sich hier so auffallend benehmen, daß man bald mit Fingern auf sie zeigen würde. Zieht lieber nach Cincinnati, Chicago, St. Louis oder Omaha."

— Wir finden in amerikanischen Blättern vom 22. Mai folgende „Items": „Die hiesigen (zu Chicago) Methodistengeistlichen versammelten sich am 17. und nahmen Beschlüsse an, worin sie nachdrücklich Protest dagegen einlegen, daß Soldatengräber am Sabbath mit Blumen geschmückt werden. — Zu Warsaw in Indiana wurde John W. van Velto vor Gericht gestellt, weil er die ganze zu seiner Hochzeit von ihm eingeladene Gesellschaft vergiftet hat. Er wurde schuldig befunden und — zu zwei Jahren Strafarbeitshaus verurtheilt. — Am 14. Mai fand in der Trinitykirche zu Neuyork die Trauung eines Ehepaares statt, welches der Petroleum- und Stockfischaristokratie angehörte. Die Braut führte den poetischen Namen Ileisa Beker Smull und wird als eine wahre „Nelke" geschildert. Die Brautjungfern und die übrigen Mädchen waren in der bekannten geschmacklosen Weise der Amerikanerinnen aufgedonnert und überladen. Während der Feierlichkeit spielte der Organist ein Potpourri aus der „Großherzogin", der „schönen Helene", dem „Blaubart" und anderen saftigen Werken Offenbachs. — Newyork, 15. Mai. Zu den unverschämtesten Frechheiten, welche hier zu Lande im Namen des Gesetzes verübt werden, gehört die zwangsweise Impfung aller auf californischen oder europäischen Dampfern, auf denen sich ein Pockenfall gezeigt hat, anlangenden Passagiere. Ein Herr, der aus Californien angekommen ist, veröffentlicht seine Leidensgeschichte, in welcher er sagt: Der Quarantänearzt erklärte, wir Alle müßten uns impfen lassen, und sofort wurden wir in die Damencajüte gewiesen. Der Arzt hatte vorher sämmtliche Zwischendeckspassagiere mit demselben Messer geimpft,

welches er jetzt anwandle, er hatte dasselbe aber nicht einmal abgewischt. Gesunde, anständige Frauenzimmer wurden mit derselben Lymphe geimpft wie vorher ein mit scheußlicher Krankheit behafteter Mensch. Auch ein Franzose kam an die Reihe; er sprach: „Ei, ihr seid ein freies Volk, ihr könnt schreiben, was ihr wollt und sprechen, was ihr wollt; aber eure Beamten thun auch, was sie wollen, und in diesem Falle verletzen sie alle Regeln des Anstandes und der civilisirten Gesellschaft." — Endlich denkt man in dem frommen Musterstaate Massachusetts daran, den im Gebiete des Staates wohnenden Indianern die bürgerlichen Rechte einzuräumen. Bis jetzt hatten sie so gut wie gar keine Rechte und wurden auf eine schändliche Weise von den gottseligen Gemeinden in ihrer Nachbarschaft übervortheilt. Diese negeranbetenden Puritaner sahen wohl den Splitter im Auge des Südens, aber den Balken im eigenen Auge sahen sie nicht."

— Henry Ward Beecher, der vielgenannte Baptistenpastor in Brooklyn, versteht das Beutelschneiden aus dem ff; er ist so recht ein Speculant nach Herzen, Sinn und Art der Yankees. Er macht jährlich etwa 20,000 Dollars mit seinem Predigthalten. Er wüthete grimmig gegen die „Rebellen" und war unter den sogenannten Kanzelsoldaten einer der größten Fanatiker, denn Fanatismus, gleichviel ob erheuchelt oder nicht, zog damals. Dann wanderte er im Lande umher und hielt Reden, Stück für Stück zu 150 Dollars, welche er sich von den Schafen der Gemeinde im Voraus garantiren ließ. Neuerdings wird er, der Baptistengeistliche, vom Freihandelsvereine in Newyork gut dafür bezahlt, daß er Freihandelspredigten hält. Im April hat er diesen neuen Feldzug begonnen. Bis vor Kurzem sei er für hohe Einfuhrzölle gewesen, der heilige Geist habe ihn aber von diesem Irrthume geheilt, und er sei jetzt „für die Proportion des Minimums". Aber auch dieser wüste Patron Beecher hat lichte Augenblicke. Er war einer der wildesten Abolitionisten; seitdem es aber mit dem Neger so schlimm geht, wälzt der schlaue Pastor alle Verantwortlichkeit von sich ab und will mit dem Nigger nichts mehr zu schaffen haben. Er sagte in seiner ersten Freihandelspredigt: „Ich habe den schwarzen Mann, welchen ja die Regierung auf seine eigenen Füße gestellt hat, ganz bei Seite gelegt; sie hat ihm alle Rechte zuerkannt. Wenn er nun nicht auf seinen Füßen stehen kann, mag er meinetwegen umfallen." (— Beecher's Predigten über das Haarfärben sind bekannt. —)

— Der bekannte Ultraradicale und Abolitionist Wendell Philipp's hat ausnahmsweise auch einmal einen verständigen Einfall. Er ist mit einem offenen Briefe hervorgetreten, in welchem er nachweist, daß die Yankees bei ihrem kirchlichen Gebahren viel zu viel Formelkram haben und daß es mit dem, was sie als Christenthum bezeichnen, gar nicht weit her sei. „Ihr habt viel zu viele Kanzeln und viel zu viele Kirchen, und ihr steckt euch viel zu viel hinter euer Prayer Book. Zehn Kirchen, wenn rechtschaffen und wie es sich gebührt, in ihnen gepredigt wird, reichen für unser Boston vollkommen aus; wozu habt ihr aber 50 Stück Kirchen? Die vielen Prediger, welche in der That überlei sind, thäten wohl, im Staatsgefängnisse gute Lehren zu geben und Gottesdienst abzuhalten, die armen Leute zu besuchen, wenn von denen auch kein Geld zu holen ist; den reichen und wohlhabenden Leuten, welche die theuren Kirchenstühle bezahlen, braucht man nicht das hundertmal handwerksmäßig abgedroschene Thema, Diebstahl sei Sünde, wieder vorzukauen. Christenthum, welches diesen Namen verdient, wird in Boston erst dann eine Stätte finden, wenn das ewige, unausstehliche Predigthalten aufhört und die Leute anfangen, das Christenthum praktisch auszuüben."

— Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten hat im Indianergebiete nicht weniger als 109 Forts und Militärposten zu unterhalten.

— Im Staate Kansas ist der Anbau der Weinrebe durch Deutsche eingeführt worden, und derselbe gewinnt in der neuesten Zeit beträchtlich an Ausdehnung. — Im südlichen Californien macht man Versuche mit dem Anpflanzen des chinesischen Bambus, und die dortigen Chinesen sind überzeugt, daß derselbe gelingen werde. Auch Zuckerrohr wird dort gebaut.

— Zu Richmond in Virginien bekleidet eine Frau die Postmeisterstelle, und ihre Verwaltung wird gelobt. Sie stiehlt nicht, hat sich zwei achtbare Frauen als Gehülfinnen beigesellt, Briefkästen an den Straßenecken anbringen lassen und manche andere Verbesserungen eingeführt. Alles geht mit der wünschenswerthen Regelmäßigkeit zu. „Man sieht, es giebt doch auch noch redliche Beamte, und das ist ein Segen, wenn sie auch keine Revolver, sondern Unterröcke tragen."

— Im Staate Tennessee hat in der neuesten Zeit der Pferdediebstahl in einer selbst für Amerika beispiellosen Weise überhand genommen. Nun schreibt ein dortiges Blatt: „Wir wenden drastische Mittel an und lynchen die Pferdediebe, aber derart, daß wir ihnen einen Stein um den Hals winden und sie wie Katzen ersäufen."

— Zu Milwaukee in Wisconsin waren am 1. Mai unter den 151 städtischen Beamten 127, die nicht in Amerika geboren sind; darunter der Mayor, 7 von den Aelterleuten, 14 von den Mitgliedern des Stadtraths ꝛc.

— Die radicale „Newyork Tribune", das Hauptorgan der Schutz- und Prohibitivzöllner, empfiehlt in einem Aufsatze, welcher Schutz für die amerikanische Industrie verlangt, auch eine hohe Eingangssteuer auf die Importirung von — fremden Schauspielern!

* * *

— Deutsche Buchhändler sind über den ganzen Erdball verbreitet. Wir lasen jüngst, daß eine deutsche Buchhandlung nun auch zu Irkutsk in Ostsibirien vorhanden ist. Zu Manila auf den Philippinen arbeitet die Firma Karuth, Heintzen und Compagnie, zu Nogasaki in Japan jene von Wachtel und Groos.

— Im Himalayagebirge, fast im Angesichte der chinesischen Grenzposten, welche an der Grenze Tibets Wacht halten, wird eine Zeitung in englischer Sprache gedruckt, zu Dardschiling; sie führt den Titel „Darjeeling Advertiser". In den chinesischen Häfen, welche dem Verkehr eröffnet sind, erscheinen gleichfalls englische Blätter, namentlich auch in Hankau am Yangtsekiang; ebenso in Japan.

— In der zweiten Woche des April 1869 ergab eine Zählung, daß in London nicht weniger als 146,198 Arme lebten, welche der Unterstützung bedurften.

— Das Königreich Schweden ist mit nicht weniger als 968 adeligen Familien bedacht; davon sind 68 Grafen, 172 Barone, die übrigen einfache Edelleute. Diese Familien zählen zusammen an 11,000 Köpfe. — Der reiche schottische Herzog von Argyll, Minister für die indischen Angelegenheiten in London, hat erklärt, daß sein jüngster Sohn, ein sehr tüchtiger und begabter Mensch, kein Beamter werden solle; er hat ihn deshalb zu einem Kaufmann, einem Theehändler, in die Lehre gegeben. Bei einem pommerschen „Edelmann" wäre so etwas unmöglich.

— Wir haben früher schon der beispiellosen Dürre in Australien erwähnt. Jetzt lesen wir, daß gegen Ende des Decembers bei Waggo wagga Blumen und Sträucher förmlich geröstet waren; der Reife nahe Pflaumen geriethen auf dem Baume selbst in Gährung. Die Kronen mancher Bäume sahen aus, als ob eine Flamme über sie hingegangen wäre. Drei Tage vorher hatte man im Tumutbezirke so kaltes Wetter gehabt, daß das Wasser in den Waschbecken eine Eiskruste bekam. In Echuco wurden am 24. December Bienen durch die Hitze getödtet; die Wachs- und Honigwaben schmolzen zu unförmlichen Klumpen zusammen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Skizzen aus der kleinen Walachei.

## Zweiter Artikel.

Am Schlusse unseres vorigen Artikels wurde darauf hingewiesen, daß auch unter den höheren Classen in der Walachei der krasseste Aberglaube im Schwange gehe. Wir haben ein Manuscript des Herrn Zerboni di Sposetti vor uns liegen, welches umfassende Mittheilungen über die Wahrsagerei und das Hexenwesen giebt; auch die Liebestränke spielen noch eine große Rolle. Die nachstehend erzählten Sachen fallen in die letztverflossenen Jahre.

Ein Schneider in Bucharest ließ Frau und Kinder im Stich und zog dann mit einer Geliebten ins Weite. Die Verlassene ging zu einer „Hexe", die ja an keinem Orte fehlt, und diese ermittelte kraft ihrer Sprüche und Zaubermittel, daß der Mann nun in der Nähe von Konstantinopel umherziehe. Sie verspricht, den Flüchtigen zurückzubringen, falls sie irgend einer Sache, die derselbe am Leibe getragen habe, habhaft werden könne; dann müsse er sich wieder einfinden, werde aber nicht mehr lange am Leben bleiben. Die Frau schafft dergleichen Sachen, namentlich Haare, herbei, und die Hexe gebietet ihr, von nun an zu Hause zu bleiben; der Mann werde schon kommen. Und er kam wirklich wieder, bleich, abgemagert, erschöpft. In der Nähe von Konstantinopel, so erzählte er, sei er plötzlich vom Heimweh ergriffen worden, und habe seitdem keine Ruhe mehr. — Nun sagen die Leute, es wäre ihm vorgekommen, als sei er geritten; es sei ihm gewesen, als ob er das Pferd, welches ihn blitzschnell über Berg und Thal getragen, vor seinem Hause angebunden habe; man fand jedoch an der von ihm bezeichneten Stelle nur einen Wanderstab. Er wurde, wie die Leute ferner meinten, in Folge seiner Luftreise von einem hitzigen Fieber gepackt und siechte hinterher langsam hin. Binnen Jahresfrist war er todt. In der Walachei glauben Viele allen Ernstes an eine solche „Luftreise" und schwören Stein und Bein darauf.

Wer von Mißgeschick heimgesucht wird oder sich irgendwie beladen fühlt, gleichviel welchem Stande er angehöre, sucht Rath und Hülfe bei der Hexe. Manchmal ist die Wohnung einer solchen wie belagert von Equipagen, Miethskutschen und Bauerwagen, von einer großen Menge versammelten Volkes, und wer nicht lange warten muß, hat von Glück zu sagen. Die mächtigsten Hexen wohnen in Wäldern, überhaupt in abgelegenen, einsamen Gegenden, und dorthin wird gewallfahrtet.

Heuschober in der Walachei.

Herrn von Zerboni wurde von Gläubigen folgende Historie erzählt. Eine Magd, die aber keine Walachin war, diente in der armseligen Schenke eines Juden und hörte dort von allerlei Wunderwerken, welche durch eine Hexe verrichtet worden seien. Das Mädchen beschließt sofort, die Alte im Walde aufzusuchen, und geht wirklich hin. Der Mond war gerade in einer für Zaubereien günstigen Stellung zur Erde, und die Hexe geht an die Arbeit. Was hatte sich das Mädchen gewünscht? Nur dreierlei Kleinigkeiten: allen Männern zu gefallen, reich zu werden und immer Glück zu haben. Während eines ganzen Mondviertels mußte diese Magd in jeder Nacht in unbekleidetem Zustande sich geheimnißvollen Operationen unterwerfen. Nach Verlauf dieser Zeit war sie wie umgewandelt, und kehrte jetzt nicht in die Judenschenke zurück, sondern ging sofort nach Jassy, um dort ihr Glück zu machen. Dasselbe ließ auch nicht auf sich warten. Der Zauber wirkte zunächst auf einen reichen Arzt von Ruf, einen Deutschen, Dr. R. Derselbe sah sie und war bezaubert. Er nimmt sie für sich in Beschlag, richtet ihr ein Haus ein und sie tritt als vornehme Dame auf. Dann aber wendet sich die Gattin des Arztes an die Behörde; die bezauberte und bezaubernde, nichts weniger als schöne ehemalige Magd wurde vor die Polizei gefordert, und als sie sich nicht durch einen Paß ausweisen konnte, sollte sie über die Grenze. Sie fuhr in Begleitung einer Baronin und in deren Equipage, kam an einer andern Stelle sofort wieder ins rumänische Land und wurde dann Geliebte des reichen moldauischen Fürsten G.,

Kloster Bistritza.

der gegenwärtig, trotz seiner rechtmäßigen Gemahlin, bei und mit ihr einen Hofstaat hält, bei ihr Gesellschaft empfängt, Bälle und Soireen giebt und aller Welt sagt, daß er sie heirathen werde, sobald seine Frau, die in keine Trennung willigen mag, gestorben sei. Man findet das erklärlich, weil ja der Zauber auf den Fürsten übergegangen sei. Dieser war Minister des Innern. Als er eines Tages von seinem Landgute zur Stadt fuhr, begegneten ihm einige Polizeileute, welche eine „abzuschiebende“ Person begleiteten. Der Fürst hält an, läßt sich mit der letztern in ein Gespräch ein, nimmt sie sofort in seinen Wagen und führt sie nach Jassy, aber nicht um sie dem Dr. R. zurückzugeben, sondern sie für sich zu behalten. Inzwischen ist der Doctor Hausarzt bei dem Bojaren geworden.

Eine Hexe kann auch die Verhexung wieder aufheben; mit sogenannten natürlichen Dingen geht dort überhaupt gar nichts zu, und Zauber ist überall. Niemand wird auf eine im Wege liegende Eierschale treten, oder über zusammengewickelte Fetzen und Lumpen hinwegschreiten, oder über eine todte Katze oder über ausgegossenes Wasser. Denn das Alles sind „besprochene“, also verhexte Dinge, welche Krankheit und allerlei Unglück bringen können. Dergleichen legt eine Hexe, mit welcher man sich verständigt hat, dem, welchem Unheil zugefügt werden soll, Nachts vor die Thür oder in den Weg. Die Hexerei ist eine Kunst, gleichsam ein zunftmäßiges Gewerbe, das in regelrechter Weise gelehrt und erlernt wird; in allen Ständen befleißigen sich Frauen und Mädchen, darin bewandert zu werden. Das verträgt sich ganz vortrefflich mit französischer Aufklärung und der nachgeäfften Salontournüre. Wir werden späterhin gelegentlich auf die Zauberwirthschaft in Rumänien zurückkommen, wollen aber hier sofort bemerken, daß von Seiten der „orthodoxen“ Kirche und Geistlichkeit nichts geschehen ist, um dem verderblichen Aberglauben überhaupt auch nur einigermaßen zu steuern. Noch heute wird im Allgemeinen der Volksunterricht schmachvoll vernachlässigt.

Die Kirche hat eine große Menge gebotener Fast- und Festtage. Unter den letzteren spielen eine hervorragende Rolle das Weihnachtsfest (Crecinne, d. h. die Krippe), Ostern (Paschtelor) und Mariä Empfängniß (Adormire, Einschläfern). Bei jedem Feste werden besondere von Alters her überkommene Bräuche beobachtet, um Weihnachten zum Beispiel ein Mummenschanz, welcher an die geistlichen Maskeraden des Mittelalters erinnert. Bei demselben figuriren das Kind in der Krippe, der Stern, welcher die Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande verkündet ꝛc. Ein Knabe trägt statt der Fahne einen gewaltigen Stern von Papier und hinter ihm ziehen römische Soldaten mit Lanzen einher. Jeder im Volke trägt eine Laterne, der Zug hält großen Umgang im Orte, geht von Haus zu Haus und singt dabei Kolinde, eine Art von religiösen Klageliedern. Zum Osterfeste werden die Häuser innen und außen weiß angepinselt; man scheuert Alles rein, nimmt die Winterfenster weg und putzt die Küchengeschirre blank. So wird durch das Fest die Sauberkeit einigermaßen gefördert. Der Bojar läßt seine Kutsche neu lackiren, der Mann in der Stadt schafft sich einen neuen Anzug an und der Festtag wird feierlich eingeläutet. Man geht in die Kirche zum Gottesdienst, und nach Vollendung desselben besuchen sich Freunde und Verwandte und wünschen einander Glück; selbst auf der Straße rufen die Leute einander das: „Christus ist erstanden!“ zu, worauf allemal entgegnet wird: „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden!“ (A inviat Kristu; — Kristu a inviat).

Dorfkirche in der Walachei.

Außer diesen sogenannten canonischen Festen sind noch andere sehr beliebt, z. B. jenes des heiligen Basilius am 1. Januar, des heiligen Georg am 23. April, und des heiligen Demetrius am 26. October. Am ersten Sonntag im Mai feiern die Bauern ein Blumenfest. Sie ziehen auf das Feld und in den Wald, schmücken sich mit Grün und kehren tanzend nach der Ortschaft zurück. Bei Sommersanfang richtet Jeder vor seiner Hütte eine Stange auf, an welcher oben ein Bündel Heu hängt, das mit Baumzweigen verziert wird; ein solches heißt Armindenu.

* * *

Es wurde im ersten Aufsatze (S. 294) gesagt, daß Lancelot im Kloster Orezu drei Wochen blieb. Er war Gast des allerdings nicht anwesenden Fürsten Brancovano, und führte ein „Herrenleben im Kloster“. Alles, sagt er, lud mich zum Nichtsthun ein; Verwalter, Haushofmeister, zahl-

reiche Diener aller Grade standen mir zur Verfügung. Wenn ich, gleichviel ob früh oder spät, das Bett verließ, trat Dom'ne Nicolas, der „Maitre d'Hotel", glatt barbirt und im schwarzen Frack herein, tänzelte mit graziösem Schritt an mich heran und brachte auf einer orientalischen Schüssel eine Karaffe mit Wasser, ein Glas und nach Rosen duftendes Confect. Mit den Worten: Pustis domnule! (wenn Dir's gefällig ist, Herr) bot er mir die Dulcias dar. Gleich hinter ihm her kamen vier Klosternovizen mit einer großen türkischen Gießkanne von Kupfer mit Vergoldung, einem großen Waschbecken, Handtüchern und wohlriechender Seife. Ich selber durfte mich nicht waschen, denn das verbietet die Etikette; also nahm mich der eine Novize beim Halse, zwei andere faßten mich bei den Händen, der vierte seifte mich ein und wusch mich, während Dom'ne Nicolas Anweisungen gab, damit die Sache ihren regelrechten Verlauf nehme. Wenn ich speiste, war die Zahl der Diener noch weit beträchtlicher und man trug mir leckere Speisen in Fülle auf. Sie schmeckten mir aber nicht recht, weil diese Diener die Fasttage halten mußten; sie aßen nur Brot mit Zwiebeln oder Knoblauch, tranken aber Branntwein in reichlicher Menge, und die Atmosphäre, welche sie um sich verbreiteten, war nichts weniger als angenehm. —

Also auch hier raffinirter Luxus neben roher Barbarei. Uebrigens gab sich der Igumenos (Abt, Vorsteher des Klosters) alle Mühe, für die Gäste zu sorgen; er ließ sogar mehr kehren und ausfegen, als sonst wohl Brauch war. Einer der Leute, welche damit beauftragt waren, fragte ihn einmal, ob es denn mit dem Fegen noch immer weiter gehen solle?

Das ganze Leben und Treiben der Mönche bezeichnet Lancelot als ein ununterbrochenes Nichtsthun; selbst die geistlichen Bräuche und Andachten, die ja ohnehin gleichbedeutend mit Nichtsthun sind, wurden in aller Kürze abgethan. Morgens hielt ein Mönch einen Rundgang um die Kirche; er schlug mit einem Hammer auf ein langes, trockenes Stück Holz, das große Aehnlichkeit mit dem Ruder eines Indianers hat. Dieses Anschlagen an das Holz ist ein Surrogat für das Glockenläuten. Es ruft die Mönche aus ihrer Zelle zum Gang in die Kirche, wo sie dann eine Stunde lang mit fistelnden und kreischenden Stimmen Singsang verüben. Man nennt das Gottesdienst, und mit demselben ist die Hauptarbeit geschehen. Den übrigen Tag streifen sie umher, oder sind im Klostergarten, oder gucken schläferig aus ihrem Zellenfenster. In diesen Zellen ist auch nicht eine Spur zu finden, welche auf irgend welche Beschäftigung, sei es Hand- oder Geistesarbeit, hindeutete. Doch muß als Ausnahme hervorgehoben werden, daß wenigstens ein Mönch sich mit Malerei beschäftigte; sie war aber auch danach! Er pinselte steife Heiligenbilder auf Holz oder Leinwand.

Kirche von Jerusalemnü. (S. 294.)

Der Reisende machte Ausflüge in der Umgegend von Orezu, auf welchen er allerlei Interessantes beobachtete. Unter Anderm fiel ihm die Gestalt der Heuschober auf; dieselben stehen oft weit von den Wohnungen entfernt, sind mit einem runden Weidenzaun umfriedigt und gleichen in ihrer Rundung einer byzantinischen Kuppel. Diese Form ist sehr zweckmäßig, weil das Wasser gut abläuft und nicht ins Innere dringt.

Einige Meilen von Orezu entfernt liegt tief im Gebirge das Kloster Bistritza; es ist von einem Fürsten Stirbey erbaut worden, der sich dort gern aufhielt und großen Luxus entfaltete. Am 15. August, zum Feste Mariä Empfängniß, strömt dort eine Menge Volkes zusammen, theils um auf dem großen Jahrmarkte, welcher dann abgehalten wird, zu kaufen oder zu verkaufen, theils um zu beten, Buße zu thun, zu tanzen und tapfer zu zechen. Unsere Abbildung veranschaulicht die ganz moderne Bauart des Klosters, das man auf den ersten Blick für eine Caserne halten möchte, so kalt

und nüchtern nimmt es sich aus. Hinter dem Gebäude öffnet sich eine mächtige Gebirgsschlucht, deren Felsenwände senkrecht emporsteigen. Gleich hinter dem Klostergarten wird sie so eng, daß die in Cascaden herabfallende Bistritza kaum zum Durchbrechen Platz findet. An einer Stelle rauscht sie unter einem hohen Bogen dahin und theilt sich in zwei Arme, welche in einen tiefen Kessel hinabstürzen. Am Eingange zu dem Bogen liegt eine Filiale des Klosters, Papuza genannt, und von dort hat man eine hübsche Aussicht thalabwärts.

Rumänien ist ein von der Natur gesegnetes Land und könnte zu hoher Blüthe gelangen, wenn es von einem Culturvolke bewohnt wäre. Es ist insbesondere reich an Wäldern, welche etwa den fünften Theil der Bodenfläche einnehmen. Ungefähr ein Viertel aller Waldungen ist Staatseigenthum, das Uebrige gehört Privatleuten und Gemeinden. Man nimmt drei Waldregionen an: jene im Hochgebirge, im Hügelland und in den Ebenen. Je näher man der Donau kommt, um so spärlicher treten die Waldbäume auf. Im Hochgebirge der Karpathen wachsen vorzugsweise Tannen, Fichten, Lärchen, Birke und auch Zwergwachholder; der Taxus kommt im Hochgebirge der kleinen Walachei und der westlichen Moldau gleichfalls vor. In der zweiten Region ist die Buche vorwaltend; neben ihr treten auf Birke, Esche, Rotheiche, Ahorn und Eberesche. Birn- und Apfelbaum, Mispel, Nußbaum und in einigen Wäldern der kleinen Walachei auch die süße Kastanie kommen wild vor. In der dritten Region wachsen die Steineiche, Weiß- und Rotheiche, verschiedene Arten von Ahorn und überhaupt alle Waldgewächse Mitteleuropas; auch die Platane kommt vortrefflich fort.

Die Forstwirthschaft liegt noch sehr im Argen, und nur an vereinzelten Punkten ist der Anfang mit einer rationellen, systematischen Waldbenutzung gemacht worden. Im Hochgebirge ist von einer solchen gar keine Rede, und in den schwach bevölkerten Gegenden der Verbrauch nur gering. Straßen sind nicht vorhanden, und so erklärt es sich, daß dort seit Menschengedenken der Wald unberührt geblieben ist; die Bäume fallen vor Alter um, der Nachwuchs gedeiht, und so glaubt man sich in einen Urwald versetzt. Kohlenbrennerei wird zumeist nur in der Nähe größerer Ortschaften betrieben, und Harz in Kästen von Tannenrinde zu Markte gebracht; der Baumschwamm liefert sehr guten Zunder, der in mancherlei Weise parfümirt wird.

Ein Zimmer wohlhabender Bauern.

Bei so großem Ueberfluß an Holz und dem niedrigen Preise desselben erklärt es sich leicht, daß man vorzugsweise hölzerne Häuser baut, namentlich in den Ebenen, wo keine Steine gefunden werden. Auch ist, von einigen eisernen oder irdenen Geräthschaften abgesehen, in einem walachischen Bauernhause fast Alles von Holz: Eimer und Zuber, Kübel und Koffer, Hacke und Schaufel, Teller und Schüssel, Löffel und Eßnapf. Diese Artikel werden vorzugsweise von herumziehenden Zigeunern verfertigt, die im ersten besten Walde, wo sie die geeigneten Holzarten antreffen, ihr Lager aufschlagen und bis gegen Eintritt des Winters arbeiten. Sie verfertigen auch Wagenräder, Radspeichen und Felgen, Wellbäume für Mühlen, Brunnenschwengel, Gräberkreuze (dergleichen unsere Abbildung in der vorigen Nummer S. 296 zeigt) und dergleichen mehr. Auch betheiligen sich die Bauern mancher Walddörfer bei dieser Art von Industrie, deren Erzeugnisse sie dann in den größeren Ortschaften, gewöhnlich auf dem Jahrmarkte, feilbieten.

Die Zahl der Schneidemühlen hat sich in den letzten Jahren nicht unbeträchtlich vermehrt; sie beträgt gegenwärtig mehr als sechshundert, die freilich nur etwa neunhundert Arbeiter haben und zumeist von ungemein primitiver Art sind. Wasserkraft ist in Hülle und Fülle vorhanden. Die Buchenwälder könnten werthvolles Oel aus den Bucheckern in Menge liefern, aber man überläßt diese werthvolle Frucht, gleich den Eicheln, lediglich den Schweinen. Eichenrinde wird für die

Gerber geschält. Viele Leute beschäftigen sich mit der Binsenflechterei oder schneiden Rohr, mit welchem man die Hütten deckt.

Weiden und Wiesen sind in Menge vorhanden, aber mit der Wiesencultur hat man kaum erst spärliche Anfänge gemacht. Niemals schlägt die Heuernte ganz fehl, wenn auch dann und wann die Dürre großen Schaden anrichtet. Bis hoch in die Karpathen hinauf dehnen sich weite Ebenen mit üppigem Graswuchs aus; dorthin treiben walachische Hirten theils aus den Fürstenthümern, theils aus Siebenbürgen ihr Horn- und Schafvieh, das erst im Spätherbst nach dem Unterlande zurückgeht. An den Verzweigungen der Ausläufer des Gebirges, den sogenannten Mustschelles, wächst das allerbeste Heu, wie denn überhaupt diese Gegend eine große Mannichfaltigkeit von Graspflanzen aufweist und zwischen denselben viele Leguminosen und Labiaten, welche dem Heu einen ganz prächtigen Duft verleihen. Diese Wiesen können sich mit den besten Alpenweiden messen; das Heu aus der Ebene ist gröber und steht hinter dem „Seidenheu“ der Mustschelles, die eine dichtere Grasnarbe haben, weit zurück.

Nordöstlich von Orezu liegt eine Filiale dieses Klosters, Polowradsch, in dessen Nähe die kleine Aluta entspringt. Der Mönch, welcher dem Reisenden als Führer diente, suchte nach Schätzen, welche dort irgendwo unter der Erde liegen sollen, und war überhaupt ein merkwürdiges Exemplar. Ueberhaupt sind viele Mönche wunderliche Figuren. Das Kloster recrutirt seinen Bedarf an heiligen Männern aus beliebigen Subjecten, die da- oder dorther als Landstreicher kommen und sich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zum Bleiben verpflichten. Sie bekommen Wohnung, Kleider, Essen und namentlich eine bestimmte Summe Geldes. Die Vorsteher (Aebte, Igumenen) knappen dabei gern ab und sorgen für ihre Tasche. Jener Führer beklagte sich seinerseits bitter über den Abt von Orezu, weil derselbe einige Zucht und Bewahren des äußern Anstandes von den Mönchen verlangte, auch nicht dulden wollte, daß dieselben starke Getränke über das gebührende Maß genössen. Der fromme Mann hatte den Krimkrieg als russischer Soldat mitgemacht und war nun Mönch in der Walachei. Er jammerte, daß ihm das Leben vom Abte so schwer und sauer gemacht werde; dieser wolle einen Heiligen spielen und behandle die guten Mönche, als ob sie Märtyrer werden sollten. „Früher hatten wir eine Schenke, wo Jeder so viel trinken konnte wie er wollte, wenn er nur bezahlte, aber diese Schenke hat er schließen lassen. Wenn ich jetzt einmal trinken und mir eine kleine Güte thun will, dann muß ich nach Tirgu-Orezu gehen, und das liegt fünf Stunden weit von hier. Ist das nicht grausam? heißt das nicht: gute Menschen todt machen? Ich bedaure dies arme Land, es sieht schlecht mit demselben aus. Wir armen Mönche haben nicht einmal einen guten Freund mehr, bei dem wir ein Gläschen Wein oder Branntwein trinken könnten! Schlechte Zeiten!“

Gassenkehrer in Orezu.

In der Umgegend des Klosters befindet sich eine sehr große Stalaktitenhöhle und fünf oder sechs Stunden nach Norden hin liegen alte Eisengruben, die von den Römern und vielleicht auch von den Daciern bearbeitet worden sind, jetzt aber unbeachtet daliegen. Lancelot unternahm einen Ausflug nach diesem „Baïa de Fier“. Zwei Diener aus dem Kloster hingen einen Quersack um, nahmen eine Axt auf den Rücken und gingen den Reitern voran in dem engen und steilen Thale des Oltezu immer bergein, und über eine kleine Hochebene bis zu der Schlucht, in welcher der Baïa de Fier in vielen Windungen strömt. Ueberall liegen Eisenschlacken umher; die Berge sind bis zu den Gipfeln dicht bewaldet. Bald gelangt man an eine halbkreisförmige Lichtung, in welcher mehrere Kalköfen in Betrieb stehen. Weiterhin strömt der Bach abermals durch ein sehr enges Thal und bildet eine Anzahl Cascaden. Dort wurde der Pfad immer unwegsamer, die Wanderer mußten von den Pferden steigen und sich theilweise mit der Axt eine Bahn durch einen wahren Urwald brechen, bis sie zu den schon längst verlassenen Eisengruben gelangten. Auf dem Rückwege rasteten sie in der eben erwähnten Lichtung, auf der sich inzwischen einige Hirten eingefunden hatten; sie bliesen auf Flöten und die Kalkbrenner spielten den Dudelsack. — Jene ganze Gegend könnte mit leichter Mühe in eine Culturlandschaft umgewandelt werden; sie hat in Menge Holz, Braunkohlen, Eisenstein, Petroleum, Kalk, Bausteine, Marmor und Wasserkraft, aber sie liegt unbenutzt da.

Auf dem Wege nach Tirgu Giulu hatten die Reisenden eine Ueberraschung. Ganze Schaaren von Landleuten liefen oder ritten über das Feld; Dorobanten, Landgendarmen, eilten nach der Stadt, Frauen und Kinder blickten ängstlich nach den Gebirgen hin, um welche Rauch und Qualm zieht, während in den Thälern und Schluchten helle Feuer lodern. Die Häuser in Tirgu sind geschlossen, die Straßen verödet. Was hat das Alles zu bedeuten? Man lieferte den Heuschrecken eine Schlacht. Sie waren aus Westen vom linken Ufer der Donau hergekommen und wollten über die Karpathen hinwegziehen. Als einige Züge, welche eine Art von Vorhut bildeten, herankamen, wurden die Bauern von den Dorobanten aufgeboten, um so viel als möglich dem drohenden Unheil Einhalt zu thun. Glücklicherweise wehete der Wind aus Süden. Sofort sprengten Reiter ins Gebirge und zündeten so rasch, als sie nur konnten, an hundert und aber hundert Stellen mächtige Feuer an, die wohl eine ganze Woche lang unterhalten wurden. Vielleicht ist dabei manch schönes Stück Wald ein Raub der Flammen geworden, aber das macht nicht viel aus, weil ja Holz in Menge vorhanden ist; es kam Alles darauf an, die Ernte zu retten. Die Heuschrecken wurden durch den Rauch zur Umkehr genöthigt; die meisten sind zu Boden gefallen und haben auf dem kalten Hochgebirge den Tod gefunden. Manche mögen auch wohl nach Siebenbürgen zurückgeflogen sein und dort Unheil an-

gerichtet haben, aber der größte Theil ist durch Feuer und Rauch vernichtet worden.

Nordwestlich von Tirgu Giulu liegt wieder ein Kloster; dasselbe heißt Tizmana. Nichts als Klöster und immer wieder Klöster, so daß man sich unwillkürlich fragt, wozu dieselben nützen oder überhaupt da sind? In jener Gegend wohnen manche wohlhabende Bauern, die ihre Felder recht gut bestellen und deren „bestes Zimmer“ einen ganz schmucken Anblick darbietet. In einem dieser Dörfer trafen die Reisenden einen sehr anständigen Popen, der sie gastlich aufnahm und einen sehr vortheilhaften Gegensatz zu den früher geschilderten Mönchen bildete. Er war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, blond, und wie ein Bauer, aber untadelhaft sauber gekleidet; nur die Mütze deutete seinen geistlichen Stand an. Seine Frau saß am Webstuhle, stand aber sofort auf und bereitete ein schmackhaftes Mahl. Der Pope hatte seine kleine Landwirthschaft in gutem Zustande und war zufrieden. An Stolgebühren hatte er nur einen Zwanziger für jedes Begräbniß; bei Trauungen erhält er nur freiwillige Geschenke und Taufen verrichtet er umsonst. Hier ist die Walachei den katholischen und protestantischen Ländern weit voraus; in ihr kann man für ein paar Groschen begraben, für gar nichts getauft und getraut werden; im civilisirten Europa grassirt dagegen ein himmelschreiender Unfug, welcher die ärmeren Leute schwer heimsucht und sie lehrt, daß die Kirche allerdings von dieser Welt ist! Nehmen ist seliger denn geben.

Anderthalb Stunden von Tizmana liegt wieder ein Kloster; es heißt Tschollowin und liegt im Grün wie begraben in einer schwer zugänglichen Einöde. Dort leben sieben oder acht Mönche, deren Vorstand sehr zufrieden war, daß die Reisenden sich Speise und Trank mitgebracht hatten, denn das Kloster ist recht arm und hatte nichts als Brot und Kartoffeln zu bieten. Die Mönche waren alle in freier Luft mit Branntweinbrennen beschäftigt; ihr Destillirapparat war so einfach wie möglich. Ohne „Rakiu“, Branntwein, kann der Walache nun einmal nicht leben, und die Bereitung desselben ist eine Art von Familienfest, etwa wie die Weinlese in anderen Gegenden. In der Türkenzeit war das anders, denn die Quälereien nahmen kein Ende. Die Muselmänner

Schweine mit Hindernissen.

legten eine Kesselsteuer auf, Cazanit (von Cazan, Kessel); die Destillirblase war damals den Bauern noch nicht bekannt. Die Einnehmer forderten diese Steuer auch von solchen Leuten ein, die gar keine Zwetschenbäume und eben so wenig einen Kessel besaßen, also keinen Branntwein verfertigten. Sie brachten sogar die Töpfe, in welchen sie bisher ihren Mais gekocht hatten, auf die Seite. Dafür kam aber folgende Strafe ganz methodisch in Anwendung. Die Familie, welche keinen Kessel besaß, also auch die Branntweinsteuer nicht zahlen wollte, wurde in eine Stube gesperrt, deren Fenster und Thür nicht geöffnet werden durfte. Die Türken stellten eine Kohlenpfanne hinein und warfen Händevoll Paprika in die Gluth. Das schnürte den armen Leuten die Kehle zu, und wenn man sie nach einer Viertelstunde wieder an die Luft ließ, waren sie beinahe erstickt. Dieses Verfahren wurde von den höheren Beamten durchaus gebilligt, und in den Steuerbüchern aus jener Zeit steht vielfach geschrieben: „N. N. hat die Kesselsteuer nicht zahlen können, ist aber mit dem Ardeln bestraft worden.“

Tizmana hatte vor etwa zwanzig Jahren auch einen Heiligen. Derselbe wohnte in einer natürlichen Höhle, welche in der Nähe des Klosters bei einem Springquell liegt. Er konnte in ihr nicht aufrecht stehen und hatte nur ein unbequemes Lager, aber er betete viel, und deshalb galt dieser Müßiggänger, dem man täglich sein Futter brachte, für einen äußerst heiligen Mann. In dem halbbarbarischen Rumänien stehen Subjecte dieser Art, welche ihren richtigen Platz im Tollhause haben würden, in großem Ansehen bei dem unwissenden und abergläubigen Volke. Dieses wird durch eine orthodoxe Kirche verwahrlost, welche einhundertundfunfzig Feiertage im Jahre hat, Faulenzertage, und daneben noch einhundertundzehn Fasttage. Die letzteren müssen streng gehalten werden, so widersinnig auch ein Fastengebot überhaupt ist. Kopfabschneiden ist eine geringere Sünde, als ein Brechen der Fasten. Der berühmte walachische Bandit Basil leistete in seinem Handwerke Großes und war ein gefeierter Mann; er war aber auch ein frommer Mann, der um keinen Preis die Gebote der heiligen Kirche hätte verletzen mögen. Einst hatte er ein Haus überfallen und sämmtliche Bewohner desselben ermordet. Als während der Plünderung einer von

seiner Bande einen Topf mit Butter an sich nahm und mit der Zunge daran leckte, rief der fromme Mann Basil ihm zu: „Bist Du ein Heide? Bedenk, es ist Freitag; fürchtest Du Gott nicht?" Dabei gab er dem Butterlecker eine so gewaltige Ohrfeige, daß derselbe zu Boden fiel.

Die Räuber haben überhaupt bis in die jüngste Zeit hinein in Rumänien eine große Rolle gespielt, und alle Berichte über das Land wissen davon zu erzählen. Wir finden in dem Buche: „Die Völker der untern Donau und die orientalische Frage", Breslau 1867, dessen Verfasser der bekannte Tourist Gustav Rasch ist, darüber manche Züge. Das Räuberwesen war vor dem Antritte der Regierung des Fürsten Kusa fast ganz ausgerottet worden; dann aber nahm es wieder dermaßen überhand, daß man selbst an hellem Tage und auf offener Straße nicht vor Ueberfällen sicher war. Unter Kusa lebten Räuber und Gendarmen in rührender Eintracht. Marghiloman, Polizeiaga von Bukarest, Kusa's Kuppler und Vertrauter, war einer der ärgsten Diebe im Lande. Unterschlagung und Bestechung schien er zu einer speciellen Aufgabe seines Amtes gemacht zu haben, und gegen baare Zahlung ließ er Räubern und Dieben seinen Schutz angedeihen. Nach Kusa's Falle wurde die Buscarie, das große Gefängniß in Bukarest, untersucht. In demselben fehlten an hundert Verbrecher, die wegen Raubes, Diebstahls und Mordes zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt worden waren. Ihre Namen standen allerdings in den Listen, aber der Polizeiaga hatte sie einfach gegen Zahlung eines Lösegeldes laufen lassen, und sie setzten ungestört ihr Handwerk fort, während sie officiell in der Buscarie sich befanden. Vor einigen Jahren war ein höchst gefährlicher Räuber zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Dann hieß es, er sei plötzlich am Schlagflusse gestorben, und der Todtenschein wurde von Seiten des Polizeiagas den Untersuchungsacten beigelegt. In Bukarest war allgemeine Freude über das Absterben des gefährlichen Menschen, welcher gerade die Umgebungen der Stadt zum Schauplatze seiner Thaten gemacht hatte. Aber bald darauf hörte man von Raubanfällen, die in der Gegend von Jassy mit großer Frechheit vorgenommen wurden. Man ermittelte, daß Marghiloman dem Verbrecher einen falschen Todtenschein ausgestellt hatte.

Einst wurde demselben Marghiloman mitgetheilt, daß sich eine Räuberbande in einer etwa eine Stunde von Bukarest entfernt liegenden Schenke versammelt habe. Der Polizeiaga gab seinem Schwiegersohne Befehl, die Räuber einzufangen, und das geschah auch. Alle wurden ergriffen. Der Hauptmann wurde allein ins Verhör genommen und wußte den Polizeichef von seiner Unschuld zu überzeugen, indem er demselben 600 Ducaten verehrte.

Die Umgegend von Tirgowesti wurde längere Zeit von einer Bande des Hauptmanns Radu Angel heimgesucht, und alle Bemühungen der Dorobanten, dieselbe einzufangen, waren vergeblich. Sobald sie an Ort und Stelle kamen, wo sie die Bande vermutheten, war Alles verschwunden. Die Räuber wurden regelmäßig von allen Plänen der Behörde in Kunde gesetzt, weil der Polizeipräfect eine Liebschaft mit des Räubers Tochter unterhielt. Späterhin wurde Radu Angel in einem Zusammentreffen mit den Dorobanten erschossen.

Es wird noch manches Jahr vergehen, bevor die guten Seiten der europäischen Civilisation in Rumänien allgemeine Verbreitung finden.

---

# Geologische Altersberechnungen des Menschengeschlechts und ihr Werth.

Von **Hermann J. Klein.**

## I.

Die in der neuesten Zeit so beträchtlich in den Vordergrund getretenen Untersuchungen über die Ur- und Entwickelungsgeschichte des Menschen haben verschiedene Versuche veranlaßt, chronologische Bestimmungen nach Jahreszahlen in die geologische Vergangenheit hineinzutragen. Diese Versuche werden zwar im Allgemeinen als durchaus mangelhaft und nicht von willkürlichen Voraussetzungen frei hingestellt; aber nichtsdestoweniger macht man an anderen Stellen doch Gebrauch von den herausgebrachten Zahlenangaben und benutzt letztere als Fundamente zu weiteren Schlüssen. Der Versuch ist daher durchaus gerechtfertigt, diese Berechnungen etwas mehr kritisch zu beleuchten, um wenigstens näherungsweise festzustellen, innerhalb welcher Grenzen sich die Unsicherheit jener Resultate bewegt. Fassen wir zunächst die beiden Altersbestimmungen der Existenz von Menschen ins Auge, welche Dowler auf die Anschwemmungen des Mississippi und Horner auf jene im Nilthale gegründet haben. In beiden Fällen wurde eine gewisse mittlere Größe für die Ablagerung der Suspensionen im Jahrhunderte angenommen, und hieraus sowie aus der Dicke der Alluvialschicht das Alter bestimmt. Beispielsweise fand man im Schwemmlande des Nilthales in 60 Fuß Tiefe unter der Oberfläche Topfscherben, Ziegelstücke u. s. w., die säculare Anschwemmung nahm Horner nach den Schätzungen französischer Ingenieure zu $^1/_2$ Fuß an, und eine einfache Division ergab nun für das Alter jener Topfscherben und Ziegelstücke 120 Jahrhunderte. Man sieht, der Kern der ganzen Rechnung liegt in der Annahme, daß die durchschnittliche Anschwemmung im Jahrhundert sich nie weit von der Größe eines halben Fußes entferne. Diese Voraussetzung ist aber eine ganz und gar haltlose. Wenn, wie es unzweifelhaft ist, der Fluß den breiten Boden des ganzen Nilthales angeschwemmt hat, so war in der Vorzeit seine Wassermenge eine unvergleichlich beträchtlichere als gegenwärtig, und unter den gleichen übrigen Verhältnissen mußte das Nämliche mit der Menge der Ablagerungen der Fall sein. Die Masse der letzteren hat also successive abgenommen.

Wir wollen uns gar nicht einmal dabei aufhalten, zu untersuchen, ob es überhaupt wahrscheinlich sei, daß diese Abnahme eine regelmäßige war oder nicht, sondern wollen annehmen, sie sei regelmäßig erfolgt. In diesem Falle würde man einen näherungsweisen Werth für die mittlere Zunahme der Alluvionen innerhalb einer gewissen Reihe von Jahrhunderten erhalten, wenn man die Hälfte der Alluvionen im ersten, die Hälfte der Alluvionen im letzten Jahrhundert zum Grunde legte. Nähme man die Menge der Anschwemmun-

gen in einem sehr frühen Jahrhundert, so würde man zu viel, nähme man dieselbe Menge aus dem letzten Jahrhundert, so würde man zu wenig für die mittlere Anschwemmung erhalten. Im erstern Falle würde man bei einer bestimmten Mächtigkeit das Alter einer Alluvion zu gering, im zweiten Falle aber zu hoch finden.

In diesem letztern Falle ist nun Horner. Aus seinen Untersuchungen läßt sich daher nur der eine begründete Schluß ziehen, daß das Alter jener Topfscherben geringer als 120 Jahrhunderte sein muß; um wie viel es aber geringer ist, bleibt ganz und gar unbestimmt. Wir nahmen im Vorhergehenden an, daß bei Ablagerung der Alluvionen keine bedeutendere Unregelmäßigkeit stattgefunden habe. Diese Annahme ist aber für Zeiträume von mehr als tausend Jahren durchaus nicht statthaft, und der hieraus entspringende Irrthum combinirt sich mit dem eben angezeigten, so daß die ganze Berechnungsmethode durchaus illusorisch wird.

Gehen wir zu einem andern Beispiele über.

Der kleine Fluß Tiniere bringt jährlich eine große Menge Kies aus dem Hochlande herab und lagert diese Massen kurz vor seinem Ausflusse in den Genfer See nahe bei Villeneuve ab. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich auf diese Weise dort ein förmlicher Schuttkegel aufgehäuft, den man im Jahre 1863 bei einer Eisenbahnanlage durchstach. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, daß das Innere des Kegels ziemlich regelmäßig geschichtet sei, und Morlot vermochte mit einiger Bestimmtheit drei Culturschichten über einander nachzuweisen. In der obersten fanden sich bis zu einer Tiefe von etwa $4^1/_4$ Fuß unter der Oberfläche Bruchstücke von römischen Ziegeln und einige kleine Eisengeräthe; dann folgte eine zweite Schicht mit Topfscherben und Bronzesachen von etwa 6 Fuß Mächtigkeit; unter dieser Schicht endlich fanden sich sehr roh gearbeitete Topfscherben sowie Thier-, wahrscheinlich auch Menschenknochen. Die Dicke dieser Schicht, welche Morlot dem Zeitalter der Feuersteinwaffen zuweist, beträgt ungefähr 9 Fuß. Man weiß aus der Territorialgeschichte, wie seit ungefähr 300 Jahren das fernere Wachsthum des Tinierekegels dadurch gehemmt worden ist, daß der Flußlauf zwischen Steindämme eingeengt wurde. Andererseits können die römischen Ueberreste ein höheres Alter wie 1500 bis 1800 Jahre nicht besitzen; rechnet man daher die obigen 300 Jahre ab, so ergiebt sich, daß die oberste Schicht des Kegels, deren Mächtigkeit ungefähr $4^1/_4$ Fuß beträgt, in 1300 bis 1500 Jahren angeschwemmt wurde. Morlot nahm nun an, daß der mittlere Zuwachs des Kegels sich aus der senkrechten Höhe der Anschwemmung seit der römischen Zeit berechnen lasse, und fand dafür auf diese Weise pro Jahrhundert $3^1/_3$ bis 4 Zoll. Diese Zahlen auf die folgenden Schichten angewandt, ergaben für das Alter der Bronzeperiode 24 bis 42 Jahrhunderte, für jenes der untersten Schicht (aus der Steinzeit) 47 bis 70 Jahrhunderte, und schließlich für das Alter des ganzen, $32^1/_2$ Fuß hohen Kegels 7400 bis 11,000 Jahre. Gewisse sehr scharfsinnige Untersuchungen zeigten, daß der Zuwachs des Tinierekegels in der That ziemlich gleichmäßig erfolgt sein dürfte; andererseits ist auch der Zeitraum, welcher den Mittelwerth für die Höhenzunahme pro Jahrhundert geliefert, nicht unbeträchtlich, indem er anderthalb Jahrtausend umfaßt. Von dieser Seite aus kann man daher den Altersberechnungen Morlot's einen gewissen Werth nicht geradezu absprechen, obgleich in einer Periode von vielen Jahrhunderten sehr leicht locale Ereignisse Veränderungen veranlassen konnten, welche jede Berechnung unrichtig machen.

Allein in dem ganzen Raisonnement Morlot's, das von den Geologen getreulich nachgesprochen worden ist, steckt, wie zuerst Professor Andrews aus Chicago nachgewiesen hat, ein sehr bedeutender Fehler. Wo dieser Irrthum zu suchen ist, wird sich leicht ergeben, wenn wir uns die Art und Weise, wie der Schuttkegel des Tiniere entstanden ist, etwas genauer zu versinnlichen suchen. Nehmen wir nämlich an, daß der Fluß im Durchschnitt jährlich gleichviel Kies herabbrachte, so ist klar, daß die Ablagerung im ersten Jahre mehr nach der Höhe als nach der Breite erfolgen mußte, daß dagegen im zweiten Jahre eine weitere seitliche Ausbreitung der gleich großen Kiesmenge stattfand, daß im dritten Jahre dieselbe Kiesmenge sich über eine noch größere Fläche ausbreitete, die Zunahme der Dicke also geringer war, daß diese letztere im vierten Jahre in abermals geringerm Maße wuchs u. s. w. Obgleich die alljährlich hinzukommende Kiesmenge die gleiche blieb, nahm doch die Mächtigkeit der Schicht immer weniger zu. Man begreift hiernach, daß es durchaus irrthümlich sein wird, das Alter der Ablagerung aus der Höhe der Schichten berechnen zu wollen, denn diese nahm in gleichen Zeiten keineswegs um gleich viel zu; man muß vielmehr den cubischen Inhalt der angeschwemmten Massen in Betracht ziehen.

Nun beträgt das Volum des ganzen Schuttkegels sehr nahe 16,116,000 Cubikfuß, das Volum der seit der römischen Zeit abgelagerten Massen aber 5,283,000 Cubikfuß oder ungefähr ein Drittel des Ganzen. Diese letzteren Massen wurden aber innerhalb eines Zeitraumes von 1300 bis 1500 Jahren angeschwemmt, der ganze Kegel bedurfte also 3900 bis 4500 Jahre zu seiner Aufhäufung. Rechnet man hierzu die 300 Jahre, in denen keine weitere Anschwemmung erfolgte, so ergiebt sich, daß das wahrscheinliche Alter des Tinierekegels 4200 bis 4800 Jahre in keinem Falle übersteigt. Die angeblich der Steinzeit zugehörende Schicht ist demnach noch beträchtlich jünger und datirt überhaupt aus einer Epoche, in der das Menschengeschlecht an den morgenländischen Gestaden des Mittelmeeres bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht hatte. Der Tinierekegel bietet unter allen bis jetzt bekannten Localitäten die verhältnißmäßig sichersten Anhaltspunkte zur chronologischen Berechnung vergangener Zustände. Es verdient daher als merkwürdig hervorgehoben zu werden, daß sich gerade hier für das Alter gewisser Perioden der Vergangenheit sehr mäßige Zahlen herausgestellt haben.

In den durch ihre Steinwerkzeuge so berühmt gewordenen Kiesgruben bei Abbeville befinden sich Torfschichten, unter deren Boden Boucher de Perthes Steinwaffen fand. Die Mächtigkeit jener Torfmassen erreicht 26 Fuß. Der ebengenannte französische Alterthumsforscher bemühte sich, aus der Dicke dieses Torfes und dem mittlern Wachsthume der europäischen Torfschichten die Zeitdauer der Anhäufung jener Massen zu berechnen. Die Torfzunahme wird in Europa im Allgemeinen auf $1^1/_2$ bis 2 Zoll im Jahrhundert geschätzt; doch ist diese Schätzung nur eine sehr rohe und sie ließe sich mit gleicher Berechtigung auch verdoppeln. Boucher de Perthes erhielt unter Benutzung der angegebenen Zahlen für das Alter der abbevilleschen Torfmassen 16,000 bis 21,000 Jahre. An und für sich würde dieses hohe Alter noch nichts Unzulässiges mit sich führen, allein in der Torfmasse befinden sich Baumreste, oder vielmehr aufrechtstehende Stücke von Erlen- und Birkenstämmen, die über 3 Fuß hoch sind und nach und nach von dem Torfe überwuchert wurden. Diese Stämme sprechen bedenklich gegen die langsame Torfzunahme und demnach gegen das ungemein hohe Alter, welches Boucher de Perthes den genannten Torfgruben zuschreibt.

Wäre nämlich eine mittlere Torfzunahme von $1^1/_2$ bis 2 Zoll pro Jahrhundert richtig, so müßten jene Baumstämme 1800 bis 2400 Jahre im Torfe gestanden haben, ehe sie

ganz überwuchert worden wären. Daß eine solche Annahme eine unrichtige ist, liegt auf der Hand, und ebenso, daß jede Voraussetzung, welche sofort zu derartigen Consequenzen führt, abgewiesen werden muß. In feuchter Sumpfluft möchte sich eine Eiche kaum 100 Jahre halten, von jedem andern Stamme aber würden schon nach 50 Jahren alle Spuren verschwunden sein.

Man ist daher gezwungen, dem Torfe des Sommethales in der Vorzeit ein weit beträchtlicheres Wachsthum zuzuschreiben als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Jahrhundert, und ein solches ist auch von vornherein durchaus wahrscheinlich. In der Vorzeit waren die Niederungen der Somme von Urwäldern bedeckt, die Torfsümpfe befanden sich mitten im Walde und nahmen in einer Weise zu, von der man sich heute noch in den Urwäldern der nordamerikanischen Staaten eine Vorstellung machen kann. Professor Andrews hebt sehr richtig hervor, daß man aus Amerika den Maßstab für das Wachsthum des Torfes in der Vorzeit entlehnen müsse, nicht von dem europäischen Rasentorfe her.

Dieses exactere Verfahren findet aber auch seine Rechtfertigung in den Thatsachen selbst. In einer Tiefe von ungefähr 6 Fuß fand man nämlich in der Torfschicht römische Alterthümer. Nimmt man nun an, daß die Ausrottung der Wälder in der Sommeniederung vor etwa 600 bis 700 Jahren stattfand, so ergiebt sich als mittleres Wachsthum des Torfes $\frac{1}{2}$ Fuß pro Jahrhundert. Läßt man diese Zahl gelten, so findet sich für das Alter der ganzen Torfschicht unter Hinzufügung der 600 Jahre des Stillstandes die Zahl von 58 Jahrhunderten. Diese Zahl ist aber wahrscheinlich selbst nicht unbedeutend größer, als das wirkliche Alter jener Torfmassen, und so findet sich auch hier, daß die zuerst erhaltenen ungeheuren Zahlen beträchtlich zusammenschrumpfen.

Aehnlich wie in den bis jetzt betrachteten Fällen ist es mit den Pfahlbauten ergangen. Auch hier wurden zuerst ganz fabelhafte Zahlen angegeben, ohne daß man sich dabei die Frage vorlegte, ob die Stämme, auf welchen jene Seewohnungen errichtet worden, so ungeheure Zeiträume wirklich überdauern konnten, ohne längst in einander zu brechen. Man stützte sich bei solchen überschwänglichen Angaben immer wieder darauf, daß in den uns überkommenen Schriften des Alterthums nirgend dieser Seewohnungen in Centraleuropa gedacht werde; diese müßten daher nothwendig der historischen Epoche so lange voraufgegangen sein, daß jede Erinnerung davon den umwohnenden Nationen längst entschwunden sei. Alle diese Schlüsse haben sich schließlich als durchaus irrig erwiesen. Man kann gegenwärtig als vollkommen bewiesen annehmen, daß gewisse Pfahlbauten bis tief in die Römerzeit hinein bewohnt waren, ja daß selbst Römer im Rhein auf Pfahlbauanlagen gewohnt haben.

Faßt man Alles zusammen, so muß man gestehen, daß sich gegenwärtig in den paar Fällen, wo sich eine einigermaßen exacte Methode anwenden läßt, für das Alter des Menschengeschlechtes mäßige Zahlen herausgestellt haben, daß aber die meisten übrigen Schätzungen nicht den geringsten Werth beanspruchen können. Es soll hiermit natürlich durchaus nicht gesagt sein, daß den Schädeln von Engis und Neanderthal ohne Weiteres ein Alter von höchstens 6000 Jahren zukäme, sondern nur so viel, daß sich gegenwärtig für das chronologische Alter derartiger Objecte nicht der leiseste Anhaltspunkt finden läßt.

---

# Eine Ersteigung der Sierra Nevada de Merida in Venezuela.

Von **Franz Engel.**

## III.

Wir legten alle beschwerenden Gegenstände neben dem Granitkegel nieder, und stiegen Beide, Antonio und ich, einen steilen Abhang am Eingange der Schlucht zu der Schneedecke hinan, die über uns auf einer Abböschung festlag; schroff fiel zur Linken die Felswand ab, während wir uns zur Rechten stützend und haltend gegen den steilen Abhang lehnten. So umkletterten wir eine Zeit lang unter großer Anstrengung das Felsengemäuer, bis sich der Grund zu unseren Füßen mehr ebnete und wir die Böschung betraten, welche die Schneedecke auf ihrem Niedersturze zurückgehalten. Die Untersuchung ergab, daß diese Decke sehr ungleich aufgeschüttet, nicht über zwei bis drei Fuß tief war; doch fanden wir sie hart und fest, so daß wir über sie ungehindert wegschreiten konnten. Aber mit dem Gange auf dem Schnee wachsen die Beschwerden, und steigert sich die körperliche und geistige Verstimmung zu einem unleidlichen Grade; die Sonnenstrahlen wirken drückend-heiß, sie blenden und brennen zugleich und erschöpfen die Elasticität und Kraft der Glieder. In Folge des starken Reizes, den sowohl die Trockenheit der Luft, als die Intensivität des reflectirten Sonnenlichtes auf die Haut ausüben, wird das Gesicht von einem heftigen Schmerz ergriffen; man nimmt seine Zuflucht zu Tüchern oder Masken, um durch die Beschattung des Gesichtes die lästigen Einwirkungen des reflectirten Lichtes einigermaßen abzuschwächen; immer tiefer und schneller athmet die Brust, ohne dem Luftmangel wesentlich abzuhelfen; alle beschleunigten Athemzüge sättigen die Lungen nur ungenügend; alle Augenblicke drückt eine unendliche Schwere und Müdigkeit den Körper zur Erde nieder. Man setzt sich und ruht, um Kraft und Luft zu sammeln, und muß schon im nächsten Augenblicke dieselbe Ruhe und Sammlung wieder suchen; der Kopf schmerzt unter dem Andrange des Blutes, das Herz droht unter den stürmischen, quälenden Schlägen zu zerspringen, das Denkvermögen wird von Betäubung ergriffen, die geistige und körperliche Energie erlahmt mehr und mehr. Nur ein leises, kurzes Wort spricht Einer zum Andern, denn der Gebrauch der Stimme entkräftet in der dünnen Luftschicht solcher Höhenregionen, wie die schwerste Arbeit, und kann unter Umständen sogar den Blutsturz veranlassen. Jeden Augenblick rafft man eine Hand voll Schnee auf, um ihn auf der Zunge zu zerschmelzen und den quälenden Durst, das Gefühl der Verschmachtung zu löschen. Nur nach Ruhe sehnt sich der Erschöpfte, nur sie thut wohl, nur sie führt zu einem erträglichen Zustande zurück; die Sucht nach Ruhe und Schlaf zieht ihre verderblichen Schlingen immer enger und fester um die betäubten Sinne und die geschwächten Seelenkräfte. Doch wehe dem Sinn-

berückten, der sich von den mächtigen Lockungen umgarnen läßt; bald schwindet unter dem weichen Anhauche des Schlafes das klare Bewußtsein; wirre Träume nehmen es ein, die das Gedächtniß an seine Lage und die rettende Widerstandskraft nicht mehr zum freien Durchbruch kommen lassen; an Stelle des weichenden Schlafgottes schleicht leise sein Bruder, der Engel des Todes, herbei, und haucht seine kalten Küsse in das stockende Herz.

Die Schneelage wurde überschritten; mit gesenkten, verfinsterten Blicken schlich Antonio willenlos hinter mir her; ich selbst raffte nur mit äußerster Anstrengung meine körperlichen und geistigen Kräfte zusammen; das Blut scheint aus allen Poren hervordringen zu wollen, es braust in und vor den Ohren, als ob der dünne, trockene Aether die Granitfelsen mit stürmischer Meeresgewalt umbrandet; selbst den Schall scheint er nicht mehr tragen zu wollen; das Rollen und Aneinanderreiben des lockern Gerölles, das unter der Sohle ausweicht, verursacht kaum noch ein Geräusch; nur ein matter, dumpfer Klang läßt sich hören, wenn man gewaltsam einen Stein gegen den andern schlägt; so wenig ist die verdünnte Luft geeignet, die schwere Materie aufzunehmen.

Auf dem vom Schnee befreiten Steingrunde fühlt sich die Athmung wieder etwas erleichtert, auch der Gesichtsschmerz ist gemildert, wie überhaupt das Gesammtgefühl weniger herabgestimmt. Allen kundigen Gebirgsführern ist bekannt, daß der Organismus auf dem von den Sonnenstrahlen getroffenen Schnee der Hochgebirge mehr erschöpft wird, als auf dem schneeentblößten Boden; die Erschöpfung tritt um so heftiger auf, je mehr Windstille herrscht, je ausgedehnter die Schneefläche und je intensiver das Sonnenlicht. Die Bewohner der Cordilleren nennen das Agens, das in den Athmungswerkzeugen jene Beschwerden erzeugt, Soroche, — ein Ausdruck, welcher der Sprache der Minenarbeiter entnommen ist, die damit die Einwirkungen der unterirdischen Exhalationen auf den Organismus bezeichnen wollen, also eine Andeutung, daß beide Erscheinungen verwandte Symptome und vielleicht auch dieselben Ursachen zeigen. Es hat aber die Annahme wohl eine größere Berechtigung, daß der Schnee unter den heißen Sonnenstrahlen eine der Athmung nachtheilige Luft entbindet, vielleicht, daß diese Luft weniger Sauerstoff enthält, als die, welche auf schneeentblößten Gebirgsgipfeln liegt.

Bis dahin war unserer Bergfahrt ein durchaus heiterer, sonnenklarer Aether günstig gewesen, und uns in den Wolkenbildungen und den auf- und absteigenden, sich zusammenballenden und horizontal aus einander rollenden Nebeln tief unter unseren Füßen ein beständig wechselndes, unvergleichlich anziehendes Naturschauspiel gewährt worden. Plötzlich aber rauchte aus dem tiefen Grunde der Thalsohle eine dicke, schwere Wolkenmasse zu uns herauf, und bald sahen wir uns vollständig von ihr eingehüllt. Eingeschlossen in ihrem dunkeln Schooße kauern wir ermattet und schweigsam auf einen Steinblock nieder; Antonio schließt, vom Schlaf überwältigt, die Augen. Auch ich empfinde Drang zum Schlafen, aber ich habe Mitleid mit meinem treuen Gefährten, und lasse ihn ungestört einige Minuten gewähren; um mich selber vor gleicher Ueberwältigung zu schützen, geißele ich meine Haut ununterbrochen mit einem scharfen, spitzen Steine. Der Schlaf Antonio's ist mehr ein Scheinschlaf, ein unbewußtes Träumen, als ein wirkliches Ruhen der Lebenskräfte; als ich ihn gewaltsam aufrüttele, fühlt er sich so schwer und unerquickt wie zuvor. Schnell wie sie uns in sich aufgenommen, fließt die Wolke wieder aus einander, und als wir noch einige Schritte weitergegangen, sehen wir uns gänzlich gehemmt durch eine hohe, steile, unersteigbare Felsenmauer.

Wir stehen vor der Cumbre, der äußersten Gipfelspitze der Sierra Nevada, etwa 4350 bis 4450 Meter über dem Meeresspiegel, 2820 Meter über Merida. Etwa 130 bis 230 Meter hängt über uns auf dem granitnen Scheitel des vulcanischen Riesenbaues der ewige, unwandelbare, blendende Aetherschnee. Tief ergriffen schweifen die Blicke nieder an der Gliedermasse des Riesenleibes, deren Umrisse, von den Sonnenstrahlen aller Zonen getroffen, theils von mächtigen Wolken- und Nebellagern bedeckt, theils von durchsichtigen, zarten Dünsten umfluthet, theils von den eigenen Körpermassen dem Blicke entzogen sind. Der dunkele, fast schwarze Farbenton der steilen Felsmauer contrastirt sonderbar zu der leuchtenden Weiße der Schneekrone; jäh stürzen von ihrer Sohle die Abgründe hinab; magische Lichtreflexe, sonderbare Farben und Formen begleiten die Conturen der abschüssigen Wände, der heiße Golddunst der Tropenatmosphäre athmet aus tiefen, momentan gelockerten Schluchtendünsten herauf; der schwarze Kranz der Cordillerenwälder saugt seinen heißen Athem auf, blaß noch flüchtet er hinauf zu den Busch- und silberglänzenden Staudensavannen und verhaucht in den blendenden, weißen, kalten Glanz des lautlosen, einsamen, todten Aetherschnees. Dieser schwebt gleich einem in seiner Springfluth krystallisirten Katarakte in der lichtblauen Höhe, und, gefrorenen Strahlen eines leuchtenden Gestirnes gleich, glitzern seine auslaufenden Streifen und Zacken über das dunkele Gestein aus. Der volle Glanz der Sonne liegt auf dem Krystalldiademe, lautlos streift ein geisterhafter Strom durch dies stumme, dünne Aethermeer, und über unermeßliche Fernen schweift das Auge.

Genugthuung füllt die Brust, — dennoch aber forscht das Auge nach einem Aufgang zu der letzten, höchsten Spitze der ringsherum sichtbaren Erde umher. Aber als es fragend auf Antonio sieht, erblickt es diesen an allen Gliedern zitternd und eine krampfhaft-heftige, abwehrende Bewegung machend, bricht er mit einem Schrei zusammen. Schwindel und Ohnmacht haben ihn niedergeworfen; doch der Anfall geht schnell vorüber, — aber nun sind alle weiteren Versuche „zur letzten Spitze“ hinauf fruchtlos, und da überdies die Unmöglichkeit des Vordringens klar zu Tage tritt, wird das Gesicht denn gewendet und wieder bergab gekehrt. Noch einmal grüßt das geschwungene Tuch von jener Erdenhöhe herab die weite Welt; dann, um ein Zeichen der Menschenanwesenheit zurückzulassen, wird es unter der Last eines Steines auf einen Zacken der Granitmauer niedergelegt. Ich wußte wohl, daß ein nächster Sturm es schon weit hinwegtragen werde von seiner geweihten Stätte; aber auch der Gedanke fesselte schon, daß es, wie ein sichtbarer Menschengruß, hoch über aller athmenden Erdenwelt die dünne, eisige Aetherfluth durchflattere, die das Angesicht des ewigen Todes auf Erden so schön, so ruhig-heiter, so glänzend-rein verklärt.

In kurzer Zeit war der Rückweg zurückgelegt, auf demselben Wege, den wir so langsam und beschwerdevoll hinangestiegen waren. Fröhlich und neugierig angestaunt von unseren Wirthstöchtern, traten wir wieder unter das schützende Dach der gastlichen Hütte. Held Telesphoro saß wohlbehalten am Herdfeuer und drückte sich bei unserer verächtlichen Begrüßung und der spöttischen Begegnung der vergeblich von ihm umworbenen Mädchen in die Ecke. Jose Maria aber lag mit verbundenem Kopf auf seinem Lager; der Schreck hatte seine Einbildungskraft so sehr aufgeregt, daß er sich todtkrank glaubte; der alte Mann war nicht gewohnt, den rauhen Angriffen der kalten Gebirgszone Widerstand zu leisten, da er seine Lebenstage in der gemäßigten Zone auf der Zuckerrohrpflanzung zugebracht. Antonio und ich erholten uns nach kurzer Ruhe wieder vollständig, nur ein unangenehmer, fieberartiger Zustand blieb bis in die Nacht hinein zurück; unser Gesicht glich einem Reibeisen, die Lippen waren aufgesprungen, Nase und Wangen wie mit Nadeln zerritzt.

Die Nächte waren so kalt auf der Sierra, daß ich in der dichten Umhüllung meiner dickwollenen Coviga und trotz des wärmenden Kohlenfeuers und unserer eigenen animalischen Wärme vor Frost wenig Schlaf fand. —

Es waren kühne, anstrengende, halsbrecherische, jedoch durch unvergeßliche Eindrücke belohnte Streifereien, die wir nun durch das Gebirge unternahmen. Bald führten sie uns durch einsam-versteckte, nasse Bergwiesen, bald auf isolirte Felskegel und Abhänge hinauf, bald zu wildverwachsenen Schluchtenwaldungen hinab, bald über lang ausgedehnte, von bunten Blumen und Blättern freundlich durchwirkte Savannenteppiche hin. Das saftige, moosartige Grün der Wiesen schmiegt sich um die nackten Felsen; ihr kaltes Wasser, das den Humus durchsickert, erweckt unter dem heißen Strahl der Mittagssonne noch mannichfaltigen Pflanzenkeim, und hinter dem Fluge des kalten Nebels, der geräuschlos und phantastisch durch den gewundenen Gang der Felsenwände streicht, tauchen rothschimmernde Compositenblumen auf. Hoch in den Spalten des nackten, steilen, umsonnten Felshanges nistet die Linde de los Cerros — Uropedium Lindenii — und schaukelt im wilden Spiele der Stürme und dem leisen Strome leichter Aetherwellen, hoch über der üppigen Pflanzenwelt der Tropenatmosphäre schwebend, ihre langgebänderte, flaggenartige Orchisblume, unerreichbar und unzugänglich jedem schweren, unbeschwingten Erdenkörper; jedoch in der Schlinge eines starken Figuethaues*) gleitet Antonio an der steilen Felswand nieder, und verwegen lachend, zwischen Himmel und Erde schwebend, entführt er die stolze, spröde „Schöne der Felsen". Durch die tiefe Bergschlucht spinnt das Durcheinandergeschlinge von Zweigen, Wurzeln, gekrümmten Stämmen und Aesten des verkrüppelten Waldwuchses ein wirres, unauflösliches Netz, das von Moosen, Farrn, Bromelien und rankenden Epidendrumrhizomen noch dichter verschlungen wird; nach Art und Weise der Eichhörnchen geht es von Ast zu Ast, durch eine Höhlung in die andere, ohne mit der Sohle festen Grund und Boden zu berühren, ohne überhaupt nur zu ahnen, wo derselbe zu suchen sei, auf welchem Fundamente die biegsamen Stützen und Stelzen ruhen mögen. Die Hände unterstützen den Gebrauch der Füße, während das Messer zwischen den Zähnen gehalten wird, um alle Augenblicke die gordischen Knoten zu lösen. Aber mitten in diesem Labyrinthe bannt eine strahlende Erscheinung die überraschten Blicke; durch das wirre Ruthennetz schiebt der Melastomenbaum — Calyptraria brachycera — seine runde, volle Laubkrone, deren Blätter auf der Unterfläche von braunem Sammet bekleidet sind, und darüber sich ein reicher Flor von großen, anfangs purpurrothen, dann dunkelblauen, prachtvollen Blumen ausbreitet. Hügelig gewellt, lehnt sich langgewunden und ausgedehnt die bunte Savannenflur an den Rand des Schluchtenchaos; das kleine Gesträuch von Thibaudien, Gaultherien, Castilleyen, Manattien und Portorien stellt sich zu einem schön gegliederten Strauße mit leuchtenden Blumenfarben zusammen, und unter ihrem zierlichen Gezweige rollt sich ein weicher Flaum von Calceolarien, Macleanien, silberglänzenden Espelletien und Senecien, zierlichen Violen und Lobelien wunderbar lieblich in der magischen Lichtmischung von lichter Aetherbläue, blassem Sonnengold und weißflockigem Nebelhauche bis zur Grenze des organischen Lebens aus einander. Darüber wölbt sich der kurzstämmige Kuppelfarrn, der allein von allen Baumfarrn solche Cordillerenregion ersteigt; in der Mitte seiner dunkeln, hartblätterigen Wedelkrone steht ein Schopf pfeilförmig-schmaler, gebräunter Blätter, die den unsichtbar-kleinen, dicht zusammengehäuften Samen tragen.

Früh am andern Morgen mahnte ich zum Aufbruche. Eine Stunde darauf zogen wir bereits durch die enge, hohle Gasse, durch welche wir mehrere Tage vorher hinaufgestiegen waren.

*) Figue — die Bastfasern der Yucca acaulis, aus welchen das einheimische Tauwerk geflochten wird.

---

# Ein Gangbau auf der Insel Sylt.

Von J. Mestorf.

## II.

Das Bild des oben kurz beschriebenen Innern des Ganghauses macht allerdings nicht den Eindruck wohnlicher Behaglichkeit, könnte vielmehr Zweifel erregen, ob wir in demselben überhaupt eine menschliche Behausung erblicken dürfen. Vergleichen wir es indessen mit den Wohnungen anderer uncivilisirter Völkerschaften, wie sie uns von Reisenden beschrieben werden, so müssen wir eingestehen, daß manche unter ihnen nicht viel mehr häuslichen Comfort bieten; auch dürften die Bewohner der Ganghäuser neben ihrer Wohnung noch etliche Gerüste zum Bewahren ihrer Kleider, Felle, Geräthe 2c. gehabt haben, wie dies noch heute z. B. bei den Lappen Brauch ist.

Ein viel schwererer Einwurf gegen unsere Annahme liegt in dem Umstande, daß außer einigen Thierresten (einem Zahne vom Rind und dem Schädel einer Wühlmaus) auch menschliche Ueberreste in der Kammer gefunden wurden. Die stark verwitterten Knochen lagen ebenso zerstreut wie die Urnenscherben. Nach stattgehabter Untersuchung hat sich herausgestellt, daß sie einem Individuum angehören, aber kein vollständiges Skelet bilden. Ein menschlicher Leichnam stempelt doch die Kammer zu einem Grabe? — Wir halten trotzdem mit dem Verfasser an der Ueberzeugung fest, daß wir hier ein Wohnhaus vor uns sehen; denn erstens war der Eingang nicht verschlossen, was bei den Ganggräbern stets der Fall ist, um das Eindringen von Raubthieren zu verhindern, und zweitens lagen die Geräthe und Werkzeuge nicht in der Ordnung, wie die Beigaben der Todten zu liegen pflegen. Dr. Wibel nimmt an, daß der Bewohner des Denghoogs einer Krankheit erlegen, oder von einem Raubthiere getödtet sei. Wir fügen diesen Vermuthungen noch eine dritte an. Denken wir uns, daß der Eigenthümer des Ganghauses eines Tages auf die Jagd ging und von einer feindlichen Horde überfallen und getödtet wurde, da dürfen wir folgern, daß die Feinde auch in seine Hütte eindrangen, die daheim gebliebene Frau tödteten und beraubten und vielleicht auch die umliegenden Häuser plünderten und die Bewohner erschlugen oder vertrieben. Auf diese Weise wäre der gänzliche Mangel an Fang- und Jagdgeräthen erklärt, wie auch

der Ausspruch von Sachkundigen, daß die Gebeine nach den zarten, kleinen, unteren Extremitäten zu schließen, möglicherweise einem Weibe angehört haben können, unserer Muthmaßung günstig ist. Das Zerstreutliegen der Knochen erklärt Dr. Wibel durch das Verschlepptwerden durch ein in das Haus gedrungenes Thier und meint, daß schon die Wühlmaus, von der man den Schädel fand, das Geschäft besorgt haben könne.

Nilsson weist in seinem „Steinalter" nach, daß mehrere alte Völkerstämme für ihre Todten eben solche Wohnungen errichteten, wie für die Lebenden, und diese Bauart für ihre Gräber auch dann noch beibehielten, nachdem sie für ihre Häuser einen modernen Baustil adoptirt hatten; er findet in dieser Thatsache eine Stütze für seine Hypothese, daß die Erbauer der Ganggräber auch in Ganghäusern wohnten. Dr. Wibel thut einen Schritt weiter in dem Ausspruch: „alle Ganggräber waren ursprünglich Ganghäuser;" und „deshalb wird es in Zukunft allein statthaft bleiben, von Gangbauten zu reden und den vermeintlichen wesentlichen Unterschied zwischen Ganghäusern und Ganggräbern aufzugeben." Die Wichtigkeit dieser Folgerung für die Alterthumskunde erkennend, fährt er fort: „Sehr leicht erkennt aber ein Jeder, welch' große Lücke in der Erforschung der vorgeschichtlichen Völker ausgefüllt wird, wenn man nicht mehr bloß Kunst- und Gewerbserzeugnisse, großartige Grabstätten, Gebeine und Schädel derselben aufweisen kann, sondern wenn man auch das Allernächstliegende, die gegen Wind und Wetter schützende, ein Leben in unseren Breiten überhaupt erst gestattende Behausung sich vorzuführen vermag. So lange dies nicht geschah, mußten alle anderen Beobachtungen als verworrene Räthsel der Vergangenheit erscheinen. Daß wir jetzt mehr Licht über dieselbe verbreitet sehen, haben wir Nilsson's trefflichen Untersuchungen, und, wie ich glaube, den merkwürdigen Verhältnissen des Denghoogs zu verdanken."

Es drängen sich uns hiernach zwei Fragen auf:

Sind die Gangbauten so zahlreich, daß sie einer ganzen Bevölkerung Aufenthalt gewähren konnten?

Und giebt es noch heute Völkerstämme, welche in Gangbauten wohnen?

Wir können auf beide bejahende Antwort geben. Für eine so dünne Bevölkerung, wie wir sie uns dazumal in West- und Nordeuropa denken müssen, genügten fast schon die wenigen Gangbauten, die zu unserer Kunde gekommen sind. An der Ostküste Schleswigs sind früher mehrere geöffnet worden, und auch auf Sylt läßt die Sage auf verschiedene Gangwohnungen schließen. Wahrscheinlich theilten auch damals mehrere Familien eine Behausung, wie es noch heute bei den Grönländern und Lappen Brauch ist. Die Winterhütten der Eskimos gleichen noch jetzt den von uns beschriebenen Gangbauten, und auch die Lappen scheinen ehemals in Ganghäusern gewohnt zu haben. In den norwegisch antiquarischen Berichten von Nicolaysen finden wir die Beschreibung eines Ganghauses bei Nesseby in den Finnmarken, welches den von Nilsson beschriebenen durchaus ähnlich ist, und die norwegischen Fischerlappen bauen noch heute ihre Gamme zwar aus Holz, aber in dem alten Gangbaustile. — Mit den Lappen können wir unsere Gangbauten trotzdem nicht in Verbindung setzen, weil die in ihnen gefundenen Schädel in überwiegender Zahl zu den dolichocephalen gehören. Leider waren die Schädelreste des Denghoogsbewohners so geringe, daß eine Bestimmung derselben unmöglich erschien.

Bleiben wir demnach über die Race der Erbauer der Gangwohnungen einstweilen im Dunkeln, so können wir doch das Alter des Denghoogs annähernd bestimmen. Der blaue Thon, welcher das Gemäuer oberhalb der Deckensteine als Mörtel verband, wurde von den intelligenten, kundigen Arbeitern sofort als Schlick (Kley) des östlichen Wattenmeeres angesprochen, folglich muß der Bau ausgeführt sein, als Sylt schon eine Insel war. Professor Forchhammer setzt die Abtrennung der Westinseln vom Festlande in Verbindung mit der cimbrischen Fluth (?), welche nach seiner Berechnung vor etwa 2800 Jahren eintrat. Man hat früher die Gangbauten für die ältesten Steingräber gehalten. Die vollendete Technik der ihnen angehörenden Geräthe und die Ueberreste zahmer Thiere (in Westgothland sind Knochen vom Schaf in einem Ganggrabe gefunden) widersprechen dem. Viel richtiger dünkt uns, das Gangbauvolk in eine jüngere Periode zu setzen, vielleicht gar in die Zeit, wo die ersten kunstreichen Metallfabrikate ins Land geführt wurden. Bernstein und Pelzwerk waren die Handelswaaren, welche die Culturvölker schon in ältester Zeit an die Westküste der cimbrischen Halbinsel lockten; davon zeugen die vielen Bronze-, Gold- und Glaswaaren der dortigen Gräber. Ein Blick auf die antiquarischen Karten von Sylt und Amrum geben einen Begriff von der Menge der vorhandenen Grabhügel. Die Steinkreise, Dreiecke und Rechtecke im Skalnasthal (siehe den 20. Kieler Bericht) scheinen einer jüngern Zeit anzugehören. Sie erinnern uns lebhaft an einige Mälarinseln, namentlich an Sälarön, die mit eben solchen Kreisen, Dreiecken und Rechtecken förmlich übersäet ist.

Viele Gräber der Westinseln sind vom Flugsand verschüttet und unter den Dünen begraben, viele vom Meere verschlungen, wie die bei Helgoland angespülten Gold-, Bronze- und Steinsachen darthun. Ein früherer Prediger auf der Insel soll eine schöne Sammlung solcher „angespülter" Alterthümer besessen haben; wohin dieselbe nach seinem Ableben gekommen, haben wir leider noch nicht in Erfahrung bringen können.

Wo finden wir aber die nicht vom Meere verschlungenen Bronze-, Gold- und Glasalterthümer? Leider nicht im Lande selbst! Die Meßner'sche Sammlung ist nach Berlin verkauft, weil es dem schleswig-holsteinischen Verein für Sammlung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer an Mitteln fehlte, sie zu erwerben; vieles ist nach Kopenhagen gegangen; vieles in die Hände von Privatsammlern gerathen und von Fremden verschleppt. Jetzt, in der elften Stunde, fangen die Sylter an, eifersüchtig auf ihre archäologischen Schätze zu werden. Die Aufgrabung Wibel's gab Veranlassung zu lebhaften Controversen. Wir freuen uns dessen, denn wie konnten die Sylter wissen, daß Dr. Wibel nicht zu denjenigen gehört, welche ohne Sachkenntniß und ohne anderes Motiv als das der Neugierde einen Hügel oberflächlich durchwühlen, was ihnen behagt, in die Tasche stecken und nachdem erklären, „es sei nichts Erhebliches darin gewesen." Als ob nicht der an sich werthloseste Gegenstand für die Wissenschaft oft von unschätzbarem Werthe wäre! Dem Ausgraber des Denghoogs aber sind nicht nur die Sylter, sondern alle Alterthumsfreunde, namentlich der Vorstand der Kieler Sammlungen zu Dank verpflichtet.

Irren wir uns nicht, so lasen wir in einem frühern Jahrgange des „Globus" eine Bitte um Mittheilung von Zwergsagen, die mit Steingräbern (Dolmen) in Verbindung stehen. Wir wollen deshalb nicht verschweigen, daß an dem Denghoog derartige Sagen haften. Er war früher (wie viele Grabhügel auf Sylt) von Unterirdischen bewohnt, welche die umwohnenden Leute auf manche Art neckten und bald dieses, bald jenes von ihnen zu leihen begehrten. Wollte man Ruhe vor ihnen haben, so pflegte man ein Wagenrad vor die Thür zu stellen.

Auch aus Dithmarschen kennen wir ähnliche Sagen. Zwischen Schrum und Arkebeck lagen ehedem drei gewaltige

Steingräber, in welchen Unterirdische wohnten. Jeder Vorübergehende mußte, wenn er nicht von ihnen geneckt werden wollte, ein Geldstück opfern; alles Andere, selbst Brot, wurde ihm vor die Füße geworfen. Unter dem Steintische lag ein Besen. Nahm man diesen und fegte die Steine rein, so fand man unter dem Tische ein Geldstück. Von den umwohnenden Bauern liehen sie Kessel, Töpfe und sonstige Sachen. Als das Christenthum sie vertrieb, baten sie die Arkebecker um ein Ochsengespann zum Umzuge. Am nächsten Morgen standen die Thiere schweißtriefend im Stalle, und zum Dank für die gewährte Hülfe sprachen die Zwerge einen Segen über das Dorf, daß es niemals von Viehseuchen zu leiden haben solle (siehe Hansen und Wolf: Chronik des Landes Dithmarschen S. 151).

Aehnliche Sagen erzählt Rhode in seinen „Cimbrischen Antiquitäten-Remarquen“. Hamburg 1720. „Das Volk glaubt, die heidnischen Gräber seien von Zwergen bewohnt, — die Urnen heißen sie Zwergtöpfe, — die liegen im Winter tief in der Erde, wachsen wie Trüffeln, im Mai kann man sie graben; — in keinem Gefäße rahmt die Milch besser aus, als in einem Zwergtopfe; — das Korn läuft nicht besser auf, als wenn es aus einem Zwergtopfe gesäet wird; — giebt man den Hühnern einen Zwergtopf als Freßnapf, so werden sie nimmer krank; — verunreinigt man ihn aber, da „rumort der Geist“, bis man ihn wieder säubert und in Ehren hält.“ — In Schonen wohnen Zwerge in demselben Hügel, wo der Riese Gjelle begraben liegt. Ein goldener Schlüssel erschließt den Berg u. s. w.

Wir legen weniger Werth auf diese Sagen, weil sie nicht ausschließlich den „Dolmen“, sondern allen heidnischen Gräbern anhaften, womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß wir das Sammeln und Sichten dieser Sagen für unnütz erachteten, sondern es im Gegentheil als eine verdienstvolle, dankenswerthe Arbeit anerkennen würden.

---

# Die schwedische Expedition nach Spitzbergen.

## II.

Die Insecten sind Gegenstand einer speciellen und sorgfältigen Untersuchung gewesen. Schon von den früheren Expeditionen sind kleinere Sammlungen von diesen Thieren gemacht worden, so daß 29 Spitzbergen-Arten bekannt waren; eine zwar geringe Anzahl, die aber dadurch interessant wird, daß unter derselben nicht weniger als 19 der Wissenschaft bisher gänzlich unbekannt gewesen sind. „Wahrscheinlich werden,“ so sagt der verdienstvolle, neulich verstorbene C. H. Boheman, der dieselben beschrieben hat, „fortgesetzte Untersuchungen noch die eine und die andere Art an den Tag bringen; doch dürften ihrer nicht viele werden“ — eine Aeußerung von einer wissenschaftlichen Auctorität, die keine besonders großen Ernten auf diesem Felde hoffen ließ. Die Hoffnungen sind gleichwohl übertroffen worden, indem während des Laufes des Sommers eine Anzahl von 70 bis 80 Arten angetroffen worden ist, und daß es unter diesen viele neue giebt, können wir daraus schließen, daß allein unter den auf der Bäreninsel gefundenen 12 Arten 11 zuvor nicht beschrieben waren. Sonderbar erscheint es auf den ersten Blick, daß diejenige Insectengruppe, welche hier in der größten Anzahl sowohl der Arten als auch der Individuen auftritt (Mücken), gerade diejenige ist, deren Arten wegen ihres schwachen und gebrechlichen Körperbaues am allerwenigsten geschaffen zu sein scheinen, ein hartes und rauhes Klima zu ertragen, — eine Eigenthümlichkeit, die ohne Zweifel ihre Erklärung in der kurzen Zeit findet, welche sie zur Durchmachung ihrer ersten Verwandlungen bedürfen. Dagegen fehlen z. B. die höher entwickelten Käfer *); von Schmetterlingen kommt eine einzige mottenartige Art sparsam vor etc.; vor Allem auffallend ist der gänzliche Mangel an solchen, welche (entwickelt oder als Larven) von verfaulten thierischen Stoffen leben, ein Umstand, der mit der unglaublichen Langsamkeit zusammenhängt, mit welcher hier das Verfaulen und Verwesen geschieht.

Aber noch sind die zahlreichen Renthierherden übrig: Woher können diese ihre Nahrung nehmen? Für sie sind Robbenspeck und „Bürgermeister“-Braten eben so unappetitlich als Dorsche, Krabben und Mücken; sie sehen sich ausschließlich auf das Pflanzenreich angewiesen. Zwar ist es wahr, daß dieses an dem einen und dem andern Punkte in einer relativen Ueppigkeit auftritt; aber der Renthiere sind viele und solcher günstigen Stellen sind wenige, und alle nur klein. Besonders auf solchen Inseln, wo nur hier und dort ein magerer Grashalm oder ein Bergmohn unter den nackten Steinhaufen hervorblickt, und wo Renthiermoos und andere höhere Lichenarten zu den Seltenheiten gehören, erscheint es fast unerklärlich, daß diese Thiere mit Hülfe des Haarmooses (Polytrichum), der zerstreuten Grashalme, junger Mohnfrüchte u. s. w. sich nicht allein ernähren, sondern auch in dem Grade feist werden können, daß eine 3 bis 4 Zoll dicke Fettschicht im Herbste sich gebildet hat. Dann aber kommt der lange Winter! Nicht verschlafen sie diesen in einer Höhle, auch sind sie nicht im Stande, die ungeheuren Schneemassen, welche die Erde bedecken, hinwegzuschaffen, und wenn sie das auch könnten, wozu würde es nützen? Auf sie kann man daher nicht allein den wohlbekannten Ausdruck, daß „ihr Diner zunächst an Verhungern grenzt,“ sehr wohl anwenden, sondern man hat auch Grund zu der Annahme, daß sie fast nur „von eigenem Fett zehren“. Auch sind sie im Frühlinge nichts als Haut und Knochen, und ihr im Herbst äußerst leckeres Fleisch ist dann ganz ungenießbar.

Wir verlassen die Thierwelt, um einige Worte über die botanische Ausbeute zu sagen.

„Was in aller Welt können zwei Botaniker auf Spitzbergen zu thun haben?“ Diese Frage habe ich mit unverstelltem Erstaunen aussprechen hören, als von der Expedition die Rede war. Unleugbar würde dieses Erstaunen völlig berechtigt sein, wenn die Vegetation so äußerst dürftig wäre, wie das große Publicum zu glauben scheint. Ja, ich habe sogar Fragen zu beantworten gehabt wie: „Giebt es eine einzige Blume auf Spitzbergen?“ — Es ist indessen Thatsache, daß die Botaniker der Expedition es sehr gern gesehen haben würden, wenn sie noch zwei andere Gefährten gehabt hätten, um eine noch vollständigere und genauere Untersuchung

*) Erst nach langsamen und eifrigen Nachforschungen wurde ein halber Käfer am Strande liegend angetroffen; ob aber derselbe hier lebendig vorgekommen oder zufällig hergebracht ist, dürfte sich unmöglich entscheiden lassen.

der besuchten Gegenden ermöglicht zu haben, als sie jetzt selbst mit dem besten Willen von der Welt auszuführen vermochten.

Die Hauptmasse des Festlandes von Spitzbergen ist bedeckt von dem Landeise, welches man zunächst vergleichen kann mit einem gigantischen Landsee von Eis, der sich einen Ablauf in das Meer sucht durch zahlreiche, ebenfalls von Eis gebildete Ströme (Gletscher), die in gewaltigen Cascaden ihre erstarrten Wogen in den Ocean herabwälzen oder den Bächen und Strömen, die das eisfreie Tiefland durchkreuzen, den Ursprung geben. Daß hier in der eigentlichen Eiswüste von keiner Vegetation die Rede sein kann, ist natürlich; nur der „rothe Schnee“ (eine mikroskopisch kleine Algenart) giebt hier und dort dem weißen Schneemantel der Bergseiten einen leichten Anstrich.

Unterhalb dieser mit Gletschern bedeckten Strecken breiten sich an vielen Orten Tiefländer aus oder erheben sich schneefreie Abhänge und Berge, und hier ist so ziemlich die ganze Vegetation concentrirt. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die höheren sogenannten Phanerogamen, so dürfen wir uns gewiß nicht vorstellen, daß dieselben Haine und Gebüsche bilden, auch nicht daß sie zu Grasmatten oder Blumenbeeten vereinigt sind. Die Zeit ist längst dahin, als es hier Bäume und Büsche gab, wenn ich einige jämmerliche, reisigartige Krüppel der letztern Art ausnehme; und kaum anderswo, als an gegen Süden abfallenden Felsenabhängen unter den Vogelbergen zeigt sich eine Vegetation, welche durch ihre Ueppigkeit an südlichere Gegenden erinnert. Cochlearien, Ranunculen, Saxifragen und Grasarten erreichen an solchen Stellen oft eine Höhe von über 1 Fuß, und sogar bis zu einer absoluten Höhe von über 2000 Fuß kann man dort eine sehr reiche Flora antreffen. In dem Tieflande ist der Boden hauptsächlich von Steinsplittern bedeckt, oder die Erde liegt ganz nackend da, sofern nicht Moose und Flechten dieselbe decken. Pflanzen kommen nur zerstreut hier und dort vor, oft kleinere Büschel bildend, daß sich aber auf kleinen, eingeschränkten Flecken etwas zeigt, das an Wiesen en miniature erinnert, wie z. B. am Eisfjorde der Fall ist, gehört zu den Seltenheiten.

Schon der alte Martens, welcher in seiner Schrift: „Spitzbergische oder Groenlandische Reise-Beschreibung, gethan im Jahr 1671“, die ersten naturgeschichtlichen Nachrichten über dieses Land geliefert hat, richtete seine Aufmerksamkeit auf die hier vorkommenden Pflanzen, und jeder hier angekommene Naturforscher ist darauf in seine Fußspuren getreten. Gleichwohl erhielt man erst durch das von den vorhergehenden schwedischen Expeditionen mitgebrachte Material nicht allein eine vollständigere, sondern auch eine von zahlreichen Fehlern und Irrthümern gereinigte spitzbergensche Flora, deren Endsumme gerade 100 Arten von Phanerogamen und Farrnkräutern ergab. Da kein arktisches Land im Verhältniß zu seiner Lage eine so reiche Flora aufweisen kann, so durfte man kaum auf eine bedeutendere Vermehrung der bisher angemerkten Arten hoffen, sondern die Aufgabe schien eher die werden zu wollen, eine größere Menge Exemplare der zuvor bereits angetroffenen einzusammeln, wobei man die Art oder die wenigen Arten, welche man noch etwa entdeckte, als einen ganz unberechneten Gewinn betrachten konnte. Demnach wurden auch in dieser Hinsicht die Hoffnungen übertroffen; denn eine Vermehrung der spitzbergenschen Flora mit einem Dutzend neuer Arten muß in der That als ganz unerwartet betrachtet werden.

Ist denn aber hiermit die Phanerogamflora dieses Landes in allen ihren Einzelnheiten bekannt und untersucht? Obgleich wir keinen Fehler zu begehen vermeinen, wenn wir annehmen, daß dieselbe nunmehr eben so gut bekannt sei, wie die irgend eines andern Landes, so halten wir es doch keineswegs für unglaublich, daß die eine oder die andere Art bis jetzt der Aufmerksamkeit entgangen sein kann. Wir gründen diese unsere Vermuthung auf die eigenthümliche Art des Vorkommens einer großen Menge von Arten; sie sind auf ein äußerst kleines und begrenztes Gebiet eingeschränkt, und man sucht sie vergeblich in der Nachbarschaft und an anderen gleichartigen Stellen. Unwillkürlich drängt sich dem aufmerksamen Betrachter der Gedanke auf, daß wir hier die Ueberbleibsel, Fragmente, einer vergangenen reichern und üppigern Vegetation vor uns haben, von welchen es einigen Repräsentanten gelungen ist, an zerstreuten, ganz besonders günstigen Localen den Kampf gegen ein ungünstiges Klima bis zu unseren Tagen fortzusetzen — doch wie lange?

Inzwischen nahmen eigentlich nicht die höheren Gewächse die Aufmersamkeit der Botaniker hauptsächlich in Anspruch, sondern diese wurde eigentlich den niederen (Moosen, Flechten, Algen und Schwämmen) gewidmet. Ich will hier nur bemerken, daß — besonders von den zuerst erwähnten beiden — große Massen mitgebracht worden sind, unter diesen viele Seltenheiten und bisher in diesen Gegenden nicht beobachtete Arten, so daß auch in dieser Hinsicht ohne Widerspruch die Kenntniß der Vegetation in den arktischen Gegenden eine bedeutende und nicht werthlose Vermehrung erhalten hat. Von den Algen haben wir große Wälder von gigantischen, baumgleichen Formen überall an solchen Stellen gefunden, wo nicht das liegenbleibende Eis das ganze Jahr hindurch dem Lichte den Zutritt gänzlich verbietet. Die höheren, fleischigen Schwämme traten zwar in keiner großen, aber doch im Verhältniß zu der hohen geographischen Lage des Landes unerwarteten Artenanzahl auf. So z. B. mußte es in gewissem Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als der echte Champignon (Agaricus campestris) in schönen Exemplaren gefunden wurde, und daß derselbe durch seine Versetzung in den hohen Norden nichts in der Feinheit des Geschmackes verloren hatte, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen.

Wenn also die größeren Schwämme in einer unerwartet großen Menge auftreten, so herrscht das Gegentheil bei den unteren, welche sich an lebenden oder todten Pflanzentheilen als kleine Flecken oder Punkte zeigen, und nicht selten Krankheit oder Tod bei der Wirthpflanze verursachen. Dergleichen Schwämme, die in unseren Gegenden außerordentlich zahlreich sind, fehlten hier beinahe gänzlich, und dies scheint auch in merkwürdig hohem Grade der Fall zu sein mit den mikroskopischen Organismen (unentschieden ob Pflanzen oder Thiere), ohne deren Anwesenheit nach den allbekannten Versuchen des berühmten Pasteur jede Gährung oder Verfaulung in der Natur unmöglich ist. Da man in der letzten Zeit auch begonnen hat, in diesen Organismen die Ursache einer Menge von Krankheiten und Epidemien unter den Menschen zu suchen, und da Spitzbergen sich durch die gesunde Luft, wie die gänzliche Abwesenheit einer Menge von Krankheiten auszeichnet — selbst solcher, von denen man erwarten sollte, daß sie leicht von einem kalten, rauhen Klima hervorgerufen würden, wie Schnupfen, Husten und dergleichen —, so versprachen directe Untersuchungen in dieser Richtung Resultate von nicht geringem Interesse. Unser Arzt an Bord stellte auch solche an, dabei angeleitet von guten Rathschlägen von Pasteur, welcher für die Anstellung dieser Observationen ein lebhaftes Interesse ausgesprochen hatte. Es wurde eine Menge von gläsernen Kolben mitgenommen, in welche vor der Abreise gährbare Stoffe eingelegt und deren Hälse zugeblasen worden waren, nachdem man durch die Aufwärmung der eingeschlossenen Stoffe überzeugt war, daß alle solche, vielleicht anwesenden, kleinen Organismen getödtet waren.

Diese Kolben wurden auf Spitzbergen geöffnet und nach einiger Zeit, nachdem die Luft Zutritt zu denselben gehabt hatte, wieder zugeblasen. Es ist nicht meine Absicht, hier dem Observator vorzugreifen durch die Mittheilung eines detaillirten Berichtes über die von ihm gewonnenen Resultate, ich kann aber doch nicht unterlassen zu erwähnen, daß der Erfolg die zuvor gemachte Annahme beinahe ganz bekräftigte.

Es wurde eben erwähnt, daß die jetzige Vegetation als Ueberrest einer vergangenen üppigern Vegetation erscheine. Dies ist gewiß keine bloße Redensart, sondern man hat allen Anlaß, die Richtigkeit dieser Behauptung anzunehmen, wenn man die Vegetation betrachtet, welche hier nach dem Zeugnisse der in den Felsen aufbewahrten Pflanzenabdrücke in früheren Zeiten geherrscht hat. Daß diese üppigere Vegetation auch von einer *ganz andern Thierwelt begleitet* gewesen ist als der jetzt hier befindlichen, ist an sich selbst klar. Dieses wird auch auf das Deutlichste bewiesen durch die Documente, welche aus den Archiven der Felsen hervorgeholt worden sind — Documente, die auch beweisen dürften, daß diese Inseln in geologischer Hinsicht mit jedem andern bisher untersuchten Lande wetteifern können.

Hier eine Darstellung der Geschichte der Pflanzen- und Thierwelt auf Spitzbergen und der Bäreninsel mitzutheilen, übersteigt indessen meine Kräfte, zumal da nicht nur alle im vorigen Sommer eingesammelten, sondern auch ein großer Theil der von den vorhergehenden Expeditionen mitgebrachten Sammlungen noch nicht genau untersucht und bestimmt worden sind. Daher will ich nur in größter Kürze einige der in diesem Sommer gewonnenen *Resultate* andeuten, welche von der Beschaffenheit sind, daß sie unmittelbar ohne Detailuntersuchung in die Augen fallen.

Zu allererst dürfte da zu erwähnen sein *die reiche Sammlung von der Steinkohlenperiode angehörenden Pflanzenüberresten*, die von der Bäreninsel mitgebracht worden ist, eine Sammlung, die um so wichtiger und interessanter ist, als einige wenige undeutliche Fragmente von Lepidodendra, welche von den Engländern aus dem arktischen Amerika gebracht wurden, bis jetzt das einzige, äußerst unvollständige Material gebildet haben, das man aus den Polargegenden besessen hat zur Bestimmung der klimatischen Verhältnisse, der Vegetation u. s. w. während der erwähnten wichtigen Periode der Geschichte des Erdballes. Wie artenreich die Sammlungen von den Gewächsen der Steinkohlenflora sind, läßt sich zwar für den Augenblick noch nicht bestimmen; doch ist es mehr denn wahrscheinlich, daß die Anzahl der Arten, die wir von diesen längst entschwundenen Zeiten hierdurch kennen lernen, größer ist als diejenige, welche jetzt in den Steinwüsten der Bäreninsel ihr dürftiges Leben hinschleppt.

Höchst bedeutend sind auch die mitgebrachten Sammlungen von der Miocenperiode angehörenden *Pflanzenabdrücken* von dem Eisfjord und von der Kingbai. Schon die früheren schwedischen Expeditionen haben aus Spitzbergen Proben von solchen mitgebracht, die von dem berühmten Professor *Oswald Heer* in Zürich bestimmt worden sind, und an ihn werden in diesen Tagen die jetzt gemachten Ernten abgesendet, welche gewiß nicht unwichtig sein werden zur Beurtheilung des Klimas und der Landvertheilung in der erwähnten Periode *).

Als ganz besonders werthvoll müssen wir ferner die der Triasperiode angehörenden Ueberreste von Fischeidechsen (*Sauriern*) betrachten, welche von dem Eisfjorde mitgebracht worden sind. Dasselbe gilt auch von verschiedenen Ueberbleibseln längst ausgestorbener Fischarten, die an der Liefdebai gefunden worden sind, und welche Aufklärung geben müssen über das Alter der Bergarten, welche mit dem Namen „Hekla-Hook-Formation“ bezeichnet worden sind.

*) Wir werden in einer der nächsten Nummern O. Heer's Betrachtungen mittheilen. Red.

Von dem Bergkalk angehörenden *Versteinerungen* sind große Massen mitgebracht worden; außerdem sind in den jüngeren Erdlagern Thierüberreste angetroffen und eingesammelt worden, welche uns, wenn auch nur sparsame, Andeutungen über die Naturverhältnisse in dem geologischen Zeitraume liefern, der zunächst demjenigen voranging, in welchem wir jetzt leben.

Dieses über die geologischen Sammlungen. Daß übrigens auch noch verschiedene andere Observationen und Beobachtungen in dieser Richtung gemacht worden sind, dürfte kaum einer besondern Erwähnung verdienen. So z. B. hat man jetzt durch Untersuchungen an zuvor nicht besuchten Gegenden die Lücken füllen können, die natürlich auf der nach der Erfahrung bei den vorhergehenden Expeditionen entworfenen geologischen Karte von Spitzbergen vorhanden sein müssen; die Steinkohlenlager sind näher untersucht worden, um ihren praktischen Werth zu erforschen *); Beiträge zur Beurtheilung der Theorie über eine von ganz Europa durchgemachte Gletscherperiode sind gesammelt ꝛc.

Nun ist nur noch übrig, einige Worte über *die physikalischen Untersuchungen* hinzuzufügen. Aufrichtig gesagt, würde ich, selbst wenn mir die dazu erforderlichen Kenntnisse nicht fehlten, es gar sehr in Ueberlegung ziehen, als Physiker an einer Polarexpedition Theil zu nehmen. Zwar muß jeder Theilnehmer auf Mühen und kleine Verdrießlichkeiten gefaßt sein; doch keiner in so reichem Maße, wie der Physiker. Bald ist er gezwungen, wenn er sein Zelt und seine Instrumente richtig aufgestellt hat, in größter Eile Alles wieder an Bord zu schaffen, ohne eine Beobachtung gemacht oder, noch ärgerlicher, ohne eine begonnene Observationsserie zu Ende gebracht zu haben, weil Eis oder andere Umstände zu der schleunigsten Abreise vom Platze zwingen; bald wendet eine unvorsichtige Hand während des Transportes einen Kasten um und bewirkt dadurch Beschädigungen, deren Abhülfe den größten Theil der für die Observationen berechneten Zeit erfordert; bald kommt ein Schneesturm daher gesaust, wirft das Zelt um, verrückt die Instrumente und vernichtet dadurch unrettbar die mit Sicherheit erwarteten Resultate. Bald ist der Himmel lange ganz eigensinnig von Wolken bedeckt, oder Alles, Himmel, Erde und Meer, in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt und hindert die zu dem einen oder dem andern Zwecke nothwendigen Sonnenobservationen.

Daß man unter solchen Umständen schon zufrieden sein muß, selbst wenn man nicht solche Resultate erhält, wie wenn man ganz bequem in einem physikalischen Cabinet arbeiten kann, ist natürlich. Trotz aller oben angedeuteten und gleichartigen ungünstigen Umstände wurden inzwischen folgende physikalische Beobachtungen gemacht:

*Magnetische Constantenbestimmungen*, vollständig ausgeführt an acht Stellen; außer verschiedenen hier und dort bewerkstelligten Declinations- und Inclinationsmessungen.

*Die magnetischen Variationen in der Declination und Intensität*, observirt in drei Serien mit stündlichen Observationen während des ganzen Tages.

Observationen über die *Luftelektricität* und das

*) Das Resultat ist in der Kürze folgendes: Während die Steinkohlenlager auf der Bäreninsel eine solche Ausdehnung haben, daß sie vielleicht in der Zukunft bearbeitet werden dürften (obgleich der Mangel an einem Hafen ohne Zweifel ein großes Hinderniß bildet), so kann dieses mit den Lagern an der Kingsbai nicht der Fall sein, indem diese, obgleich von der vortrefflichsten Qualität, allzu klein sind, um nicht bald erschöpft zu werden.

Nordlicht, ausgeführt mittelst Elektrometer und Spektroskop, wobei jener wegen der außerordentlichen Feuchtigkeit der Luft nur ein negatives Resultat gab; mittelst des Spektroskops aber erhielt man von dem Nordlichte ein Spectrum von 4 Linien *).

Pendelversuche gehörten ebenfalls zu dem Programm; da aber solche eine vergleichsweise lange Zeit erfordern, wenn die nöthige Genauigkeit erzielt werden soll, so gelang nur ein einziger. Mehrere beschlossene wurden durch unklaren Himmel und Zeitmangel verhindert.

Meteorologische Beobachtungen **) sind während der ganzen Reise mit Genauigkeit ausgeführt worden, meistens von den Befehlshabern der „Sophia".

In Zusammenhang hiermit will ich eine Frage beantworten, mit welcher ein Gespräch über unsere Reise im Allgemeinen begonnen zu werden pflegt, nämlich: „Es war wohl ganz erschrecklich kalt?" oder „Euch fror wohl gewaltig?" Das beruht darauf, wie man es nimmt. Wahr ist wohl, daß wir gänzlich verschont wurden von der Hitze, in welcher zu Hause unsere Landsleute seufzten, indem der höchste während des Sommers observirte Wärmegrad am 15. August + 13° C. im Schatten und 18° in der Sonne (an Bord des Fahrzeuges) war; auf der andern Seite aber ging die Kälte während des Sommers, d. h. vor dem 11. September, nur ausnahmsweise und zur Nachtzeit bis unter den Gefrierpunkt (z. B. während unseres Aufenthaltes an der Kobbebai am Ende des August). Gewöhnlich stand während des Sommers, sowohl bei Tage als bei Nacht, das Thermometer auf + 2 bis 5° C. Nun ja, als Sommerluft betrachtet, erschien sie wohl ein wenig kühl; doch zieht man warme Kleider an — und das thaten wir —, so braucht man wahrlich nicht zu frieren. Daß nach dem Beginn des Winters die Kälte strenger wird, ist natürlich; der größte Kältegrad, der auf Spitzbergen selbst observirt worden ist, war doch nicht mehr als — 8,6° (am 10. October), während im Treibeise, wo das Thermometer immer einige Grade tiefer steht, die Kälte am 2. October — 15° betrug.

Noch ist über die Arbeiten des Sommers etwas Weniges hinzuzufügen. Es wurden z. B. Proben von Bergarten und Mineralien gesammelt, merkwürdigere, von den Meeresströmungen hergeführte und an das Gestade geworfene Gegenstände wurden aufgefischt ***); es wurden Maßregeln getroffen zur Erforschung der Richtung der Meeresströme; Proben sowohl von süßem als von salzigem Wasser (aus verschiedenen Tiefen), sowie auch Luftproben, wurden zu einer künftigen Analyse mitgenommen, merkwürdigere Stellen und Aussichten wurden abgezeichnet u. s. w. Unsere Leser dürften hieraus ersehen, daß man die Aufmerksamkeit auf Alles, das in der einen oder der andern Hinsicht zur Beleuchtung der arktischen Naturverhältnisse dienen kann, zu richten versuchte, und mit Zuversicht wage ich hinzuzufügen, daß jeder der Theilnehmer nach bestem Wissen und Willen alle seine Kräfte und seine Fähigkeiten aufzubieten suchte, um die kurze Arbeitszeit so fruchtbringend wie möglich zu machen.

Nach dieser Darstellung können wir die Frage aufwerfen: „Hat die schwedische Polarexpedition des Jahres 1868 die billigen Forderungen erfüllt, welche man an dieselbe zu machen berechtigt war?" Ich glaube, man kann ruhig Ja darauf antworten; denn wenn auch die in gewissen Beziehungen hochgestimmten Hoffnungen nicht vollkommen erfüllt worden sind, so haben dagegen die in anderen Hinsichten gewonnenen Resultate die Erwartungen Aller nicht unbedeutend übertroffen.

Und nun zum Schluß noch eine Frage: „Darf diese wissenschaftliche Expedition die letzte sein, welche von Schweden ausgeht?"

Daß unser Vaterland nach Lorbeeren von blutigen Schlachtfeldern streben müsse, daran denkt jetzt wohl Niemand mehr. Weit entfernt, daß unsere Heere, wie in den Tagen der Könige Gustaf Adolf, Karl X. und Karl XII. in das Innere von Deutschland, Polen und Rußland dringen sollten, sind wir jetzt zufrieden, wenn wir mit der ganzen Welt in Frieden und Freundschaft leben dürfen. Dagegen können wir uns noch mit frohem Muthe in andere Kämpfe mischen, in denen jeder ehrliche Streiter mit Sicherheit auf seine Belohnung rechnen kann. Noch können wir auf dem weiten Felde der Wissenschaft neben den in materieller Hinsicht bei weitem mächtigeren und reicheren Ländern und Völkern auftreten. Eines der vornehmsten Mittel zu einem solchen edlen Zweikampf erbieten ohne Zweifel wissenschaftliche Expeditionen; und noch giebt es sowohl im Norden als auch im Süden zahlreiche, weite Gegenden, welche auf die Untersuchung warten. Noch heutigen Tages könnte das Schauspiel wiederholt werden, das in dem letztverflossenen Jahrhundert die Achtung und Bewunderung des ganzen gebildeten Europa auf sich zog, als von dem entlegenen Schweden die Schüler eines Linné fast in alle Länder der Welt ausgingen und mit reichen wissenschaftlichen Schätzen zurückkehrten oder in weiter Ferne von ihrer Heimath als Martyrer der Wissenschaft umkamen.

Kurz: nicht fehlen Gegenden, welche es verdienen, untersucht zu werden, auch werden gewiß nicht Männer fehlen, die sich für die Sache interessiren und einem solchen Ziele mit Freuden ihre Zeit und ihre Kräfte opfern wollen.

*) Eine von diesen Linien, belegen in dem gelben Felde, ist bereits früher von dem Professor A. J. Angström beobachtet worden. Uebrigens sind diese Beobachtungen noch nicht beendigt, sondern werden in Tromsö von dem Forstmeister J. M. Norman fortgesetzt.

**) Auch regelmäßige Observationen über die Temperatur des Wassers wurden angestellt, so oft diese irgendwie Interesse darboten.

***) In dem von dem Capitän Koldewey an eine Zeitung zu Bergen gelieferten und in vielen schwedischen Zeitungen wiederholten Resumé über die wichtigsten Resultate der deutschen Expedition wird speciell angeführt, daß man sogenannte „Glaskasten", d. i. eine Art von gläsernen Kugeln, die bei den Lofoteninseln als Flossen an Fischnetzen gebraucht werden, zwar gesehen, aber nicht das Glück gehabt hätte, eine solche zu erhalten. Soll überhaupt das Antreffen einer solchen gläsernen Kugel bei Spitzbergen irgend eine Bedeutung haben, so bestände diese darin, daß sie die Fortsetzung des Golfstromes von den Lofoten bis an die Gestade von Spitzbergen bewiese. Uebrigens sind diese gläsernen Kugeln, sowie Netzflossen von Kork und Holz, deren Form den Ort in Norwegen anzeigt, von welchem sie ausgegangen sind, gar keine Seltenheiten bei Spitzbergen, sondern sowohl bei den früheren Expeditionen als auch von der letzten ist eine Menge solcher aufgefischt worden.

# Ein Blick auf Mexico.

Seit dem tragischen Ende des Kaisers Maximilian ist dieses Land nach wie vor in Verwirrung, ein Aufstand folgt dem andern, und eben jetzt sind die nördlichen Provinzen „in der trostlosesten Lage, welche freilich in diesem gottverlassenen Lande die einzig normale zu sein scheint." So drückt ein deutscher Berichterstatter sich aus, der zu

Matamoros am Rio Grande wohnt. Kaum ein Monat vergeht ohne irgend einen Aufstand, ein Pronunciamiento, eine Revolution bald in Sonora, bald in Nuevo Leon oder Tamaulipas, oder in irgend einer der Provinzen im Innern oder in Yucatan, und das edle Räuberwesen steht in üppiger Blüthe.

Ein Ende ist für diese jammervolle Zerrüttung gar nicht abzusehen. Während der Anarchie, welche nun schon ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen andauert, ist Alles aus Rand und Band gegangen; die Menschen alle haben den innern Halt verloren und Niemand kann sich zurechtfinden; die Demoralisation ist ganz allgemein. Was an Civilisation vorhanden ist, macht mehr und mehr einer Halbbarbarei Platz, welche auch der Mehrzahl der Bewohner angemessen erscheint. Selbst in Peru ist die ethnische Buntscheckigkeit nicht so arg wie in Mexico. Die Zahl der Weißen erreicht hier bei Weitem nicht die Ziffer einer halben Million; anderthalb Millionen sind Mischlinge von allen möglichen Schattirungen, sechs Millionen sind reine Indianer, welche mehr als dreißig ganz verschiedene Sprachen reden und von denen ein großer Theil halbwild ist. Mit solchen Elementen bilde nun Jemand eine Gesellschaft und einen rechtschaffenen Staat, wenn er kann.

Der größte Humbug, mit welchem der Gewaltherrscher an der Seine sich selber und die Welt zum Besten gehabt hat, war die Erfindung eines „lateinischen Amerika". Ein solches ist nirgend vorhanden. Die überwiegende Menge der Indianer redet ihre eigenen Idiome, und wenn ein brauner oder gelber oder schwarzer Mensch auch mehr oder weniger dürftig Spanisch gelernt hat, wird er dadurch zu einem lateinischen Menschen? Ist der Neger am Senegal, welcher unter französischer Herrschaft steht, deshalb schon ein lateinischer Franzose? Das lateinische Amerika ist einfach eine Napoleonische Absurdität. Mit Ausnahme von Chile und Argentinien ist in allen übrigen indianisch-spanischen sogenannten Republiken das weiße Element derart in der Minderheit, daß es mindestens um das Fünffache hinter den dunkeln Typen zurücksteht. Auch in Brasilien ist nur je der achte Mensch ein Weißer.

Aus solchem ethnischen Kuddelmuddel — dieser Ausdruck paßt genau —, dessen Bestandtheile ohne gegenseitiges Verständniß sind, läßt sich keine Gesellschaft bilden; sie stoßen einander ab. Wir sehen deshalb, daß Racenkämpfe auftreten, sobald das Dogma der allgemeinen Freiheit und Gleichheit zur Geltung kam. Es hat der Barbarei und Barbarisirung in allen diesen Staaten mit buntscheckiger Bevölkerung ganz herrlichen Vorschub geleistet, und das Werk nimmt ununterbrochen seinen Fortgang. Die Zwangsherrschaft der Spanier war frevelhaft, sie hatte jedoch eine gute Seite gehabt: sie verhinderte die Racenkämpfe. Die durch Zwang aufrechterhaltene Ordnung war immerhin besser, als die unheilbare Zerrüttung, welche seit zwei Menschenaltern andauert, und für welche sich, wie schon gesagt, gar kein Ende absehen läßt. Wir können sie in Bolivia, Peru, Ecuador, Neugranada, Venezuela, theilweise in Centralamerika nachweisen, aber vor allen Dingen tritt sie in Mexico charakteristisch auf. Es fragt sich, ob selbst eine Monarchie Rettung hätte bringen können, es sei denn, daß sie rücksichtslos despotisch aufgetreten wäre, um vor allen Dingen wieder einmal Ordnung zu schaffen, für welche den Menschen dort Begriff und Verständniß verloren gegangen sind. In Paraguay konnten Francia und die beiden Lopez eine Dictatur durchführen, weil sie es mit einerlei Indianervolk, den Guaranis, zu thun hatten, und nur etwa 50,000 Weiße in der „Republik" lebten. Dieses Land hatte den Despotismus, daneben aber doch wenigstens Ordnung und Ruhe.

Dadurch steht es in schroffem Gegensatze zu Mexico.

Seit die christlichen Flibustier unter Cortez dorthin kamen, hat dieses eine ununterbrochene Leidensgeschichte gehabt. Die Spanier duldeten nicht ferner, daß die aztekischen Priester des Huitzilopochtli Menschen abschlachteten; das wurde fortan von den christlichen Priestern besorgt, denn diese führten die heilige Inquisition ein und setzten damit das Werk der aztekischen Priester würdig fort. Der König ließ Mexico despotisch regieren; nur die Priesterschaft, welche für alle hispano-indianischen Länder bis auf diesen Tag der ärgste Krebsschaden geblieben ist und grenzenloses Unheil angerichtet hat, nur sie hatte Rechte. Für Volksbildung und Moralität hat sie nirgends etwas gethan; sie ist stets nur ein hierarchischer Blutigel gewesen und geblieben.

Mexico war lediglich vorhanden, um die Krone und eine nichtsnutzige Geistlichkeit zu bereichern. „Was haben wir," so fragte einst ein intelligenter weißer Mexicaner, „den Spaniern zu verdanken?" Er gab sofort die Antwort: „Despotismus, ultramontane Pfaffenherrschaft und Blattern." Der erstere machte die Eingeborenen zu Sklaven, die zweite ließ sie, unter christlicher Firma, Heiden bleiben, was dem spanischen Inquisitionschristenthume gegenüber kein Unglück war, und die dritten decimirten das Volk. Aller Verkehr mit Nichtspaniern war verboten, der Handel monopolisirt; fremde Schiffe, welche unter Havarie oder überhaupt im Nothzustand in einen mexicanischen Hafen einliefen, wurden confiscirt. Noch im Jahre 1802 wurde ein königlicher Befehl eingeschärft, alle Oelbäume in Mexico auszurotten, damit der Oelhandel von Cadiz nicht zu Schaden komme.

Dreihundert Jahre lang hat Mexico das spanische Joch getragen und von den 63 Vicekönigen, von denen jeder nur eine kurze Frist im Amte blieb, aber doch lange genug, um sich zu bereichern, haben nur zwei oder drei wirkliches Interesse für das Land bethätigt. Heute ist ein Indianer, Benito Juarez, Präsident in Mexico, und so viel wir beurtheilen können, ist dieser braune Mije aus dem Staate Oaxaca der rechtschaffenste Mann in der ganzen „Republik". Es war ein Indianer, der Pfarrer Hidalgo, welcher zuerst die Fahne des Aufstandes gegen die Spanier erhob. Wie gedachten die Spanier die drohende Gefahr abwenden zu können? Der Vicekönig Venegas und die Geistlichkeit ernannten Unsere liebe Frau de los Remedios zur — Vicekönigin! Die sollte helfen!

Von jener Zeit an zieht sich durch alle Wirren Mexicos hindurch, gleich einem rothen Faden, die Verrätherei in der abscheulichsten Weise. Von Treu und Glauben, Worthalten, Ehrgefühl, Sittlichkeit findet man in diesem seit dreihundert Jahren von der Geistlichkeit beherrschten Lande auch nicht eine Spur.

Also Hidalgo hatte die Fahne des Aufstandes gegen die Bedrücker erhoben. Er wurde erschossen, nachdem sein Freund Bustamente ihn verkauft und verrathen hatte. Die Spanier konnten dann noch ein Jahrzehnt lang weiter wirthschaften. Sie wurden zuletzt von einem ihrer eigenen Generale verrathen, von Iturbide; der dreiundsechzigste Vicekönig O'Donoju mußte das Land verlassen. Iturbide, ein Mann, der nichts taugte, warf sich zum Kaiser auf. Er wurde abgesetzt, verbannt, kam wieder, man schoß ihn todt und das war kein Schaden. Aber er war der Mann nach dem Herzen der christlichen Geistlichkeit. Denn hat er nicht einst zur Verherrlichung des Charfreitags und der heiligen Mutter Kirche ein paar hundert anticlericale Gefangene abschlachten lassen? Die Geistlichkeit bedauerte den Verlust eines so treuen Sohnes der Kirche. Er hatte sich ein Muster genommen an Calleja. Als dieser die „rebellische" Stadt Guanaxuato eingenommen hatte, „ließ er die Ein-

wohner auf die große Plaza treiben und 14,000 Männer, Weiber und Kinder wie Rindvieh abschlachten." Er rief seinen Soldaten zu: „Schneidet ihnen kurzweg die Hälse ab, dann spart ihr Pulver und Blei."

Das Chaos war hereingebrochen. An „Patrioten" fehlte es nicht, sie waren aber auch danach. Die Soldateska verlangte, was sie ja überall so gern thut, den Civilisten gegenüber Vorrechte; die Kirche spann ununterbrochen Ränke und suchte ihren weltlichen Besitz zu vermehren. Wenn ein säbelrasselnder General obenauf kam, waren flugs hundert Verräther da, um ihn zu beseitigen. Iturbide war von Etchevarri verrathen worden, und nebenbei auch von Santa Anna, dem alten Unheilstifter, welcher heute noch athmet, nachdem er Alle und Jeden verrathen und eine Reihe seltsamer Wechselfälle erlebt hat. Er ist aber seinerseits auch mehr als ein halbes Dutzend Mal von seinen „Freunden" verrathen worden. Herrera wurde von Paredes verrathen, der seinerseits wieder verrathen wurde. Comonfort, Zuloaga und Miramon (ein Werkzeug des Clerus und Napoleon's) verriethen einander, — Alle und Alles wurden verrathen, auch Kaiser Maximilian, und nun steht ein Indianer, Juarez, an der Spitze dieser „Republik".

Das Alles sind indeß nur Präsidentschaftsangelegenheiten. Die inneren Verhältnisse entsprachen vollkommen diesen Haupt- und Staatsactionen. Das Banditen- und Räuberwesen blühte lustig empor, die fremden Kaufleute wurden von Staatswegen geplündert, eingesperrt, aus dem Lande vertrieben. Die Räuber, welche zur clericalen Partei gehörten und sich „Conservative" nannten, waren die allerärgsten, und es ist ein Unglück für Maximilian gewesen, daß er in solchen Banditen eine Stütze suchen mußte. Unter ihnen ragt der in den letzten Jahren vielgenannte Räuberhauptmann „General" Marquez hervor. Einst nahm er einen liberalen General, Ocampo, gefangen und verlangte ein Lösegeld. Als Ocampo ein solches nicht zahlen konnte, ließ Marquez ihn erst zwei Tage lang peitschen, am dritten Tage einige Kugeln in den Leib jagen und dann aufhängen. Dieser Bandit, es soll hier wiederholt werden, war gleichsam die rechte Hand Maximilian's; er hatte auch einige Male Silberconductas geraubt. Eine andere rechte Hand des Kaisers war der grimmige Indianer Mejia, dessen Mord- und Greuelthaten nicht zu zählen sind; er wurde neben Maximilian erschossen. Galvez gehört in dieselbe Kategorie. Als er den General Valdez gefangen genommen hatte, ließ er denselben sammt allen Offizieren und Soldaten niederschießen und, aus Großmuth, einen einzigen Mann am Leben.

Unter solchen Verhältnissen ist es ein Ding der Unmöglichkeit, eine rechtschaffene, ordentliche, civilisirte Regierung zu schaffen. Auch die gegenwärtige ist keine solche, und Niemand kann den ewigen Aufständen gegenüber sagen, ob sie nach einigen Wochen noch bestehe. Lopez und Escobedo, der Verräther und der Mörder Maximilian's, sind bei weitem nicht so verworfen und infam, als die mexicanische Geistlichkeit, welche den Kaiser von des Decembermannes Napoleon Gnaden mit unzähligen Tedeums empfing und dann schmachvoll hinopferte, weil er sich nicht zu ihrem blinden Werkzeug erniedrigen wollte.

Bezeichnend ist eine Proclamation, welche Escobedo nach Maximilian's Ermordung veröffentlichte: „Ich hoffe, daß ich vor Ablauf meiner militärischen Laufbahn das Blut aller Ausländer fließen sehe, welche in meinem Lande sich aufhalten."

---

# Das nächtliche Kaffeehaus in Gerf-Serhad am Nil.

G. K. Wir landeten des Abends, es war am 5. Februar 1866 zur Zeit des Ramadan, wo das eigentliche Leben erst nach Sonnenuntergang beginnt, als schon die bald nächtliche Dämmerung eingebrochen war, bei Gerf-Serhad am linken Ufer des Nils. Düster erhoben sich die Wipfel der Palmen im Nachthimmel über dem Dorf. Ein einsames Licht, welches aus einer der nahe am Ufer gelegenen Lehmhütten hervorstrahlte, lockte uns ans Land.

Wir fanden ein arabisches Kaffeehaus, von dessen Decke die Leuchte, ein einfacher Fanus, herabhing, den Raum spärlich erhellend. Die Caféwirthin, eine schlanke Gestalt im üblichen blauen Gewande, das sie nicht zu sehr bedeckte, blau tättowirt mit einem Sterne auf der Stirn und den Streifen auf dem Kinn, den Zopf zierlich geflochten, begrüßte die Eintretenden mit gutmüthig freundlichem Gesicht, mit Verbeugung und Handkuß. „Taib-ketir, taib-ketir!" rief sie aus, wie schön es wäre, zu ihr zu kommen.

Schon waren zahlreiche Gäste, etwa gegen zwanzig Personen, in dem nur mäßig großen Raume versammelt, welche bei unserm Eintritte freundlich grinsten, wobei herrliche Zähne sichtbar wurden, und sich ehrerbietig erhoben. Sie saßen rings an den drei von der Thür und dem Kaffeeherd nicht in Anspruch genommenen Wänden auf Palmholzgestellen, welche von geflochtenen Matten aus Palmblättern überdeckt waren. Sämmtlich trugen sie den braunen Burnus oder einen blauen Kaftan, auf dem Haupte einen Turban oder eine weiße Feldmütze, keiner hatte seinen Tschibuk vergessen. Unter ihnen befand sich auch der junge Schech, d. i. der Häuptling des Dorfes — eine erbliche Würde —, den übrigens seine Weisheit und die Sorge für sein Dorf nicht zu sehr zu drücken schien; er hatte, wie so viele seiner Landsleute, etwas Stieres im Ausdruck.

Jetzt wird inmitten des Gemaches auf verziertem Metallgestell mit breitem Fuß eine Kerze angezündet zur festlichen Beleuchtung, und wir können die Einrichtung des Cafés und die Gesichter seiner Gäste etwas besser betrachten. Neben

der Eingangsthür, die mit einem Palmstamme als Sturz überdeckt ist, befindet sich der aus einer Mischung von Nilschlamm und Häcksel aufgerichtete Kaffeeherd, auf welchem ein offenes Kohlenfeuer stets mit einem Federfächer gluthig erhalten wird. In der Gluth steht die Messingkanne, das sogenannte „Könneke“, mit langem Stiel. Ferner die großen Wasserkannen, die Danaka, in welchen das Wasser zum Sieden gebracht wird; auch ein rundes Blech mit den kleinen Tassen findet auf dem Herde noch Platz. — Hinter demselben steht in geschäftiger Bewegung die blaue Wirthin; zuweilen bläst sie in die Flammen, die ihr braunes Gesicht so unheimlich beleuchten, daß der Gedanke an eine Hexenküche nicht fern liegt.

Die Blechbüchse mit den in einem Steingefäße gestoßenen

Fanus.

Danaka.

Darabúka.

Kaffeebohnen (— denn eine Kaffeemühle besitzt der Fellache selten —) wird hervorgeholt und bedächtig das braune Pulver in das mit Zucker kochende Wasser des Könneke geworfen. Den Zucker hat zuvor ein Araber auf dem Boden sehr geschickt mit der Kohlenzange in kleine Stücke zerschlagen. Das Wasser schöpft die Wirthin aus dem „Gir“, der neben dem Herde von einem Holzgestell gehalten wird, in die Danaka von Blech. An der Wand hängt ein „Kokos-Gohs“. Außerdem das am Rande mit Perlmuttereinlagen verzierte Tamburin mit seinen Rasseln, „Ságát“ genannt, und eine thönerne, fellüberspannte „Darabúka“.

Könneke.

Einige Palmstämme sind quer als Deckbalken über den Raum gelegt; auf sie ist Rohr geschichtet, die Stengel des gelben Schilfrohrs; die Decke ist angeschwärzt im Laufe der Zeiten. Dichte Rauchwolken wirbeln durch den Raum, von den eifrig im Brande erhaltenen Tschibuks hervorgebracht.

Jetzt hat der Kaffee, bei den Arabern nur unter dem Namen „Kawa“ bekannt, aufgesprudelt und ist fertig gebraut; mit hölzernem Löffel kostet ihn die bereitende Schöne. Darauf spült sie im warmen Wasser die kleinen Porcellantassen, „Finjan“ genannt, nimmt ihrer etwa ein halbes Dutzend auf einander geschichtet in die Rechte, in die Linke die Kanne, und bietet Tasse um Tasse dar. Auch die Messinguntertassen, die sogenannten „Gerfs“, kommen schließlich noch aus irgend einer dunkeln Ecke hervor. Die bisher von den Gästen geführte murmelnde Unterhaltung stockte plötzlich, sogar der Tschibuk wurde für kurze Zeit zur Seite gestellt; man hörte nur noch das allseitige Einschlürfen des süßen Getränks.

Finjan.

Gerf.

Noch mehr Gäste erscheinen, mitunter fast schwarz von Antlitz. Auf den Lippen stets das übliche „Salam aleikum, Friede sei mit Euch!“, so treten sie ein, und von der ganzen Gesellschaft klingt es wieder „Aleikum Salam, mit Euch sei Friede!“ Es ist dies der allgemeine Gruß der Mohammedaner unter einander; der Christ oder Jude darf ihn nicht gebrauchen, ohne den Muselmann und seine Religion zu beleidigen.

Ambraspitze.

Gir.

Ságát.

Gohs.

Jetzt holt ein bärtiger Araber die Darabúka von der Wand herab; ein Anderer ergreift das Tamburin; beide nehmen neben einander Platz. Langsam und melancholisch beginnen sie die einfachen Instrumente anzuschlagen; eben so langsam und ernst melancholisch fängt der Eine sein einschläferndes arabisches Lied an, oftmals läßt er die Stimme ganz hinsterben und verklingen. Ein gewisses Näseln ist dem arabischen Gesange eigen; eben so Eintönigkeit, und für ein europäisches Ohr fehlt ihm Melodie und Harmonie, Kraft und Fülle; es ist ein stetiges unentschiedenes Schwimmen in höheren und niederen Tönen. Die gewöhnlich harte, klagende

Stimme der Sänger ermüdet und betäubt die Nerven; wenn gar noch ein zitherartiges Instrument, das die Araber „Kanun“ nennen, ihn begleitet, so ist er vollends unerträglich.

Der Stoff der Gesänge behandelt fast stets Liebe und Liebespein; aber man sollte es nach dem Ausdruck der Lieder nicht glauben, so kläglich erklingen sie.

Der Sänger singt und schließt die Augen wie entnervt; dem Caféweib hat er seine Cigaretta gegeben; hier legt ein Araber frische Kohlen auf den Tschibuk, um sich den Genuß des Gesanges nicht durch Rauchmangel zu verkümmern.

Lebhafter, lauter und rascher wird jetzt der Gesang und die Begleitung; der Sänger stellt die Darabúka zur Seite, mit den Händen klatscht er den Takt; auch einzelne der Zuhörer singen mit, und fast die ganze Gesellschaft begleitet mit den Händen den Gesang. Allen sieht man an, wie sie sich bei ihren theuern Gesängen, bei der beliebten Darabúka, beim Kaffeegenuß und eingehüllt in die dichten Wolken ihres entsetzlichen Tabacks wohlfühlen bis ins Herz hinein.

Endlich schweigen ermüdet die Sänger, und beide greifen wieder zum Taback und blasen wie vorher die blauen Wirbel empor; gemach nimmt auch die unterbrochene Unterhaltung wieder ihren Fortgang. Begleitet von Segenswünschen und unter abermals ehrerbietiger Erhebung der ganzen Gesellschaft verließen wir nunmehr das Café, nicht ohne reichlichen „Bakschisch“ zurückgelassen zu haben.

Auch auf dem Lehndivan vor der Thür haben noch späte Gäste Platz gefunden; Alle schwelgen sie im herrlichen Genuß nach den Mühen und Ueberwindungen eines öden und matten Ramadantages.

Der wilden Hunde Gebell erschallte rings umher, als wir ins Dorf heraustraten; wohl nahet auch manchmal einer der schakalartigen Gesellen, aber ein wohlgezielter Steinwurf treibt ihn klagend und heulend zurück. Mitunter streckte noch ein neugieriger Bewohner des Dorfes, aufmerksam gemacht durch das Bellen der Hunde, seinen Kopf aus der Hausthür, um von dem Grunde der späten Unruhe sich zu überzeugen.

In einiger Entfernung sahen wir einen rothen Feuerschein über das Feld und weithin durch die geheimnißvoll flüsternden Kronen der Palmen leuchten; schwarze Gestalten bewegten sich dabei hin und her.

In der Nähe gewahrte man einen einfachen Lehmofen, in welchem Zuckerrohr nach altem herkömmlichen Verfahren ausgesotten ward. Eine Menge Dorfbewohner lagerte, wie Geister der Hölle, halbnackt bei der Gluth, um sich zu wärmen.

Aus dem Feuerschein der Palmen kehrten wir zu unserm Schiffe zurück in später Stunde und suchten unser Lager.

---

# Die Beschwichtigung der Meereswellen durch Oel.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

## I.

Der hier bezeichnete Gegenstand hat so viel Ueberraschendes, Unerklärliches für den ersten Beobachter, daß derselbe in Versuchung kommt, dabei an Zauberei zu denken. Und wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern bloß davon gehört hat, daß die wild schäumende Brandung der Meereswogen durch einen einzigen Löffel voll Oel augenblicklich besänftigt worden sei, der wird ungläubig den Kopf schütteln, und die Sache mehr für ein Märchen, für eine Art Seeschlange halten, als für Wahrheit. Wo aber Zweifel und Unglauben auftauchen, fehlt selten die phantasiereiche Uebertreibung, woher es denn auch kam, daß es zuletzt schwer fiel, aus dem fabelhaft ausgeschmückten Ganzen den thatsächlichen Kern herauszufinden. Zum Glück hatte die Angelegenheit doch stets beschützende Männer der Wissenschaft und praktischer Erfahrung zur Seite, welche freimüthig behaupteten, daß man es hier mit einer unzweifelhaften Thatsache zu thun habe, aber auch zugleich mit einem sehr schwer zu erklärenden Phänomen. Damit ist auch zugleich auf den Standpunkt der nachfolgenden Untersuchung hingedeutet.

Wir bemerken zunächst, daß schon Aristoteles, Plutarch und Plinius von dem Beruhigen und Klären des aufgeregten Meeres durch Oel wie von einer längst bekannten, wirklich begründeten Erfahrung der Seeleute reden. Von den indischen Tauchern weiß man, daß sie schon in den ältesten Zeiten und noch heutigen Tages kleine Oelflaschen mit in die Tiefe nehmen, um dann durch Ausfließenlassen des Inhaltes die Oberfläche des Meeres zu ebnen und so für ihren Zweck durchsichtiger zu machen. Daneben fehlt es aber auch nicht an vielen glaubwürdigen Berichten, daß Schiffer ihr Fahrzeug durch Ausgießen von Oel über die stürmisch bewegte See vor dem Untergange gerettet haben, weil dadurch der brandende Wogenschlag augenblicklich besänftigt worden sei. Die alten vielgereisten Matrosen würden den sicher für einen Ketzer ihres Berufes ansehen, der daran zweifeln wollte, daß frisch getheerte Schiffe glatter gehen und stets eine ebnere See um sich behalten als alte, lange auf Reisen befindliche Fahrzeuge, welche von jenem Fettanstriche kaum noch eine Spur besitzen; auch wissen sie sehr wohl, daß an den Orten des Meeres, wo Raubthiere in der Tiefe des Wassers ölige Fische verzehren, der obere Wellenschlag auffallend beschwichtigt erscheint. Die Austernfischer unweit Gibraltar beruhigen das schäumend wogende Meer durch Uebergießen von Oel, weil sich dadurch die Oberfläche augenblicklich klärt und sie viel besser in die Tiefe sehen können. Als 1503 die Bermudischen Inseln von den Spaniern entdeckt und für ihren König in Besitz genommen waren, erregte es Aufsehen, daß die eingeborenen Wilden ihr Fischen im Meere auch schon durch Uebergießen von Oel zu verbessern verstanden. Von den Bewohnern der Insel Texel wird nicht bloß gerühmt, daß sie ausgezeichnete Lootsen für das Ein- und Ausfahren der Südersee sind, sondern auch, daß sie sich meisterhaft auf den Büttenfang verstehen, wobei sie die schäumende Unruhe des Wassers mit Oel zu beschwichtigen und dasselbe dadurch zugleich viel durchsichtiger zu machen pflegen. Wir könnten mit Leichtigkeit die Zahl der günstigen Beispiele noch um Vieles vermehren, dürften dann aber auch die zweifelhaften Fälle nicht unerwähnt lassen, so daß es schwer fallen möchte, die Ungewißheit ganz zu beseitigen. Darum stützen wir uns vor Allem zuerst auf einen Gewährsmann, der unbedingten Glauben erweckt, sowie man nur seinen Namen hört, und der die Sache nicht bloß durch Berichte von Anderen kannte, sondern auch selbstständig Versuche darüber angestellt hat, wodurch schon eine Art Erklärung möglich und jeder Zweifel

gründlich aus dem Felde geschlagen wurde. Der Name dieses allgemein gekannten und wegen seines Scharfsinnes hochgerühmten Mannes ist Benjamin Franklin.

Bei den Versuchen ergab sich zunächst, daß ohne Ausnahme alle specifisch leichteren Oele auf Wasser gebracht sich kräftig und mit großer Geschwindigkeit auf der Oberfläche ausbreiteten, daß sie in dieser Thätigkeit alle Unebenheiten zu vernichten strebten, ja sogar leichte schwimmende Körperchen vor sich hintrieben, bis eine ruhige spiegelnde Wasserdecke entstand, wobei auch sogar die Durchsichtigkeit verbessert war. Franklin's Versuche bezogen sich anfangs nur auf einen Teich von 160 Quadratruthen Oberfläche. Stellte er sich auf die Seite, von welcher der Wind herkam, der als die Hauptursache der Wellenbildung angesehen werden konnte, so reichte fast immer ein einziger Theelöffel voll Brennöl aus, um alle Kräuselwellen der ganzen Wasserfläche zu vernichten. Das Oel hatte sich rasch, wie mit einem Zauberschlage, über die gesammte Wasserdecke gezogen und bildete das bekannte regenbogenfarbenschillernde feine Häutchen. Nur sehr selten war noch eine zweite oder dritte Portion nöthig, um die Beschwichtigung vollständig zu machen. Uebrigens wurde der Zweck auch an jeder andern Stelle, selbst da, wo man dem Winde direct entgegenstand, erreicht, nur etwas langsamer und mit mehrmaliger Wiederholung des Uebergießens. Daß dieses Beschwichtigen der Kräuselwellen nicht Stunden lang andauerte, kann man sich leicht denken, aber die Zeit reichte doch immer aus, um die Wirkung auf der ganzen Teichfläche deutlich wahrnehmen lassen zu können. Doch war die Wirkung des Oels fast gar nicht bemerkbar, wenn die Wellen nicht durch Wind, sondern durch wiederholte Ruderschläge, durch rasch auf einander folgende Steinwürfe u. s. w. in dem Teiche erregt worden waren.

Auf offenem Meere zeigte sich ebenfalls der beschwichtigende Erfolg des ausgegossenen Oels ganz unverkennbar, und dies um so mehr, je weniger heftig sich der durch Luftbewegung erzeugte Wogengang ausgebildet hatte; jedenfalls war aber stets die obere kleinere Wellenkräuselung dadurch wie weggeblasen, so daß wenigstens die Durchsichtigkeit des Wassers bedeutend verbessert wurde; dagegen blieb das tiefergehende Schwanken der großen Meereswogen unverändert dasselbe. Die Brandungen an steilen Felsenufern oder in Meerengen konnten dadurch nur wenig oder gar nicht verändert werden; aber auch hier war nicht zu verkennen, wie das ausgegossene Oel auf Augenblicke die Durchsichtigkeit des Wassers verbesserte. Franklin's Versuche hatten noch in anderer Hinsicht manches Merkwürdige. So fingen Holzstäbchen, welche zur Hälfte in Oel getaucht waren, bei dem Hineinwerfen ins Wasser an sich lebhaft zu drehen; und wenn man auf die bewegte Oberfläche des Teichwassers Häcksel, Schäbe, Sägespäne, zerkleintes Eis oder andere leichte Körpertheilchen streute, so bewirkten diese das Beschwichtigen der kleinen Kräuselwellen ganz ähnlich wie das Oel; ja selbst ein sanfter Regen besaß unverkennbar einen besänftigenden Erfolg auf eine leichtbewegte Oberfläche des Teichwassers.

Als nun Franklin in der eben angedeuteten Weise sich eine Summe von Erfahrungen eingesammelt hatte, wagte er sich auch an eine Erklärung des merkwürdigen Phänomens. Er meinte, der Hauptgrund liege in der offenbar sehr energischen Kraft, mit welcher das Oel sich über die Oberfläche des Wassers auszubreiten bestrebt sei. Daß das Oel in seiner Vertheilung eine große Adhäsion zu dem Wasser besitze, war ihm wohl bekannt, daß aber diese Anziehung so mächtig sei und so wirksam auf die feine Vertheilung des Oeles selbst hinarbeite, hatte für ihn ungemein viel Ueberraschendes. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß das Spiel der elastischen Wellenbildung auf der Wasserfläche durch die hinzukommende neue Kraft der Oelvertheilung und durch das Berühren mit diesem Stoffe eine Störung erleiden müsse, und zwar auf ähnliche Weise wie eine gespannte Saite aufhöre zu tönen und behindert werde zu schwingen, sobald dieselbe mit dem Zipfel eines feinen Tuches, mit dem weichen Flaum einer Feder in Berührung gebracht werde. Auch schien es ihm wahrscheinlich, daß die leichte Verschiebbarkeit der Oeldecke den der Verbreitung unmittelbar nachfolgenden Windstößen auf einige Augenblicke die Gelegenheit und Möglichkeit nähme, neue Wellen zu bilden. Und sobald nur erst der Anfang zur Beseitigung der kleinern Wellenbildung gemacht sei, so müsse natürlich auch bei gehöriger Fortsetzung der größere Wogengang aufhören, da dieser ohne jene nicht entstanden sei. Das Verbessern der Durchsichtigkeit des in Wellen bewegten Wassers durch Uebergießen des Oeles ergäbe sich nach Franklin's Ansicht ganz einfach als nothwendige Folge der Beseitigung der obersten Kräuselwellen und der damit meistens verbundenen Schaumbildung. Uebrigens spricht er es doch auch mit Nachdruck aus, daß der Gegenstand der weitern gründlichen Erforschung noch sehr bedürfe; man habe weder eine vollkommen befriedigende Theorie der Wellenbildung, noch eine ausreichende Sammlung praktischer Thatsachen, um dabei die Wahrheit und Wirklichkeit von allem Unglauben, von aller Andichtung und Uebertreibung gehörig gesäubert zu haben. Was Newton, Bernoulli und Andere in dieser Hinsicht geleistet, kenne er recht wohl und schätze es auch sehr hoch, aber doch nur als guten Anfang, der auf weitere Verarbeitung, vor Allem jedoch noch auf wirkliche praktische Erfahrung zu hoffen habe. Es läßt sich denken, daß ein solcher Fingerzeig von Seiten eines der größten Denker des vorigen Jahrhunderts nicht unbeachtet geblieben ist.

Lagrange, Laplace, Arago, Airy und Andere haben ihre höchste geistige Kraft daran gesetzt, eine Wellentheorie zu Stande zu bringen, der man den Vorwurf des Unvollendeten wahrlich nicht mehr machen durfte, und Männer wie Scoresby, Horner, d'Urville, Maury haben ebenso wenig die ihnen gebotene Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen, die Praxis mit der Theorie in guten Einklang zu bringen. Doch sind es ganz vorzugsweise die Gebrüder Weber, welche eine allgemeine Wellenlehre aller Stoffe auf experimentalem Wege zu einem bewundernswürdigen Ganzen verarbeitet haben. Sie lenkten ihre Aufmerksamkeit auch auf den uns heute interessirenden Gegenstand, und haben viel Licht hineingebracht. Um dieses aber gehörig würdigen zu können, müssen wir uns entschließen, einen tiefern Einblick in die Gesetze der Wellenbildung des Wassers zu thun, jedoch nur so weit es für die vorliegenden Zwecke nöthig ist.

Wirft man in die ruhige Oberfläche eines Teiches oder sanften Flusses einen Stein, so bilden sich um den Senkepunkt Wellenkreise in Form von Berg und Thal, welche in rascher Erweiterung zu immer größeren und größeren concentrischen Ringen heranwachsen, und es kommt dem beobachtenden Auge gerade so vor, als wenn dabei ein Wegfließen des Oberflächenwassers von dem Mittelpunkte stattfände. Man kann sich aber sehr bald davon überzeugen, daß dieser Schein auf Täuschung beruht, denn ein im Wirkungskreise auf der Oberfläche schwimmender leichter Körper, wie ein Holzspan, Papierstückchen, wird mit der Wellenbewegung nie zum Fortfließen getrieben, sondern auf demselben Platze einfach nur gehoben oder gesenkt, je nachdem darunter ein erhöheter oder gesenkter concentrischer Kreis hindurch geht. Es ist dies gerade wie bei einer in den einzelnen Theilen schwingenden gespannten Saite, wo die Berg- und Thalwellen sich vor und zurück zu bewegen scheinen, obgleich man weiß, daß die

Theile der Saite den Platz nicht verlassen können. Die Wirkung zeigt sich um so größer, je schwerer der hineingeworfene Stein und je tiefer das Wasser an der betreffenden Stelle ist, doch fehlt sie auch bei den kleinsten Körperchen und bei dem seichtesten Wasser nie ganz, so daß ein kaum mit Augen sichtbarer Regentropfen auf eine handgroße Pfütze fallend das Spiel der Wellen noch deutlich erkennen läßt. Hat man zu gleicher Zeit oder in rascher Folge nach einander an verschiedenen Orten zwei oder mehrere Steine in das Wasser geworfen, so entwickeln sich die concentrischen Wellenkreise um jeden Senkepunkt besonders, und scheinbar so, als wenn kein System einen Einfluß auf das andere ausübte, aber ein sorgfältig beobachtendes Auge erkennt dennoch sehr bald, daß jedesmal, wo ein Berg oder Thal des einen Systems mit einem Berg oder Thal des andern Systems zusammentrifft, ein Zuwachs der Erhöhung oder der Erniedrigung zum Vorschein kommt, und daß sich nur bei dem Zusammentreffen eines Bergringes des einen Systems mit einem Thalringe des andern ein Verflachen der Welle erkennen läßt. Trifft die bezeichnete ruhige Wasserfläche ein Windstoß, so bildet auch dieser Wellen, welche aber weniger geneigt sind zu concentrischer Ringbildung als zur Entwickelung von parallelen Wellen, die senkrecht zur Richtung des Windes stehen. Auch hierbei sieht es aus, als wenn das Oberflächenwasser, von dem Winde getrieben, zum Fortfließen bewegt würde, obgleich sich dies wie vorhin als Täuschung herausstellt. Man braucht nur wieder leichte schwimmende Körper auf die bewegte Oberfläche zu bringen und man wird sogleich finden, daß unter ihnen die Wogenbewegung hinweggeht, ohne sie merklich vom Platze zu entfernen; sie machen dann nur die Hebungen und Senkungen der Wellen mit. Und wenn nun Windstoß auf Windstoß folgt, so ist es recht gut denkbar, daß jeder nachfolgende die Wirkung des vorhergehenden noch vermehren könne, und daß aus den anfangs kleinen Wellen sich allmälig immer größere bilden müssen. Und gerade hierin liegt dann die Hauptveranlassung zu der gewaltigen Größe der Meereswellen, bei andauernden starken Winden und Stürmen, wo immer neuaufgeregte Wogen den kaum vorangeeilten nachfolgen und das Wasser zu 100, ja sogar zu 200 Fuß hohen Bergen emportreiben, welche von den Seeleuten Mascarets, Rastern, Pororocas u. s. w. genannt werden. An dem Leuchtthurme zu Eddystone hat man z. B. zu wiederholten Malen wahrgenommen, daß der Wellenschlag des Meeres noch über 100 Fuß die Höhe des Thurmes übertroffen hat, obgleich dieselbe noch 180 Fuß höher ist als der ruhige Meeresspiegel. Auch leuchtet als natürliche Folge ein, wie die Kraft der Wogen durch eine solche Summation zuletzt zu einer ungeheuern Größe und Kraft heranwachsen muß; so wurde z. B. Otto v. Kotzebue, als er einst bei einem heftigen Sturme sich auf dem Verdeck befand, von einer solchen Welle, deren Annäherung er mit Schrecken wahrgenommen hatte, betäubt niedergeworfen und in allen Gliedern furchtbar verarbeitet, so daß er lebensgefährlich erkrankte und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Von den ihn begleitenden vier Matrosen wurde einer in See geschleudert, einem andern das Bein zerschmettert und den beiden übrigen, welche das Steuerruder halten wollten, Arme und Rippen zerbrochen; das Steuerrad, der Vordermast und ein Balken von vier Quadratfuß Querschnitt erlagen der furchtbaren Kraft dieses Wogenschlages. Bremontier legte einst acht Steine, deren Gewicht zwischen 130 bis 12,000 Pfund wechselte, auf einen Damm, um die Gewalt zu erforschen, welche die Wellen bei wiederkehrender Fluth gegen sie auszuüben vermöchten; es war aber nicht ein einziger im Stande, der andrängenden Kraft zu widerstehen, einige, und nicht bloß die leichtesten, wurden über 50 Fuß weit von ihrem Platze geschleudert. Diese gewaltige Wallung geht bis auf den Grund des Meeres und treibt Felstrümmer vor sich her von 30 Kubikfuß Größe und mehreren tausend Pfund Gewicht, wie es sich bei Bell-Rock Ligthouse an der Ostküste von Schottland und bei Castle Stuart in Inverneß-Shire ereignete; und einst wurde der ganze Leuchtthurm zu Eddystone von einem solchen Sturmwogengange zertrümmert, so daß man später kaum eine Spur von ihm und von seinem für unüberwindlich fest gehaltenen Fundamente wieder auffinden konnte.

Der wichtigste Erklärungsgrund für alle diese und ähnliche Erscheinungen liegt nun in der beim Wasser ungemein stark ausgeprägten Elasticität. Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts war man mit Aristoteles der wunderlichen Ansicht, daß das Wasser gar nicht zusammendrückbar sei und seine gewaltig große Elasticität einfach nur dieser Incompressibilität zu danken habe. Allerdings gab es immer einige hervorragende Köpfe, wie Francis Bacon, welche es für eine Unmöglichkeit hielten, sich eine elastische Thätigkeit in der Materie ohne vorhergegangene Zusammendrückung denken zu können. Zu Anfang unseres Jahrhunderts waren es nun auch die beiden Braunschweiger Gelehrten Abich und Zimmermann, welche die Compressibilität des Wassers zuerst nachwiesen; und die dabei möglicher Weise noch denkbaren Zweifel wurden dann später von Perkins und Oersted gehoben, so daß jetzt jeder wissenschaftlich Gebildete weiß, daß das Wasser wie jeder andere Stoff die allgemeine Eigenschaft der Compressibilität besitzt. Es stellte sich aber heraus, daß dieser Coefficient der Zusammendrückbarkeit ein sehr kleiner sei, daß sich das Wasser bei jeder Vermehrung von einem atmosphärischen Drucke nur um 45 Millionenstel des Raumes verkleinere. In 32,000 Fuß Tiefe, wo also das Wasser unter 1000 Atmosphären Druck steht, würde daher die Verdichtung nur $0_{,048}$, also noch nicht einmal den zwanzigsten Theil mehr als an der Oberfläche betragen. Daraus erklären sich manche sehr überraschende Eigenthümlichkeiten des Wassers, z. B. daß dasselbe bis in die größte Tiefe hinab eine fast unveränderte leichte Liquidität besitzt, daß es dem Untersinken schwerer Körper nie ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellt, daß es jeder Kraft, die eine Aenderung seines Volumens bestrebt ist, mit Energie entgegenstrebt, oder nach jeder Richtung hin auszuweichen sich bemühet. Und es ist klar, wie hierdurch bei der kleinsten Störung des Gleichgewichts ein Schwanken, ein Schwingen entstehen muß, welches die Grundlage zur Wellenbildung abgiebt.

# Die österreichische Expedition nach Ostasien und ihre anthropologische Aufgabe.

Die beiden Schraubendampfer „Donau“ und „Friedrich“ sind zu Anfang des Aprils in Singapore gewesen, wo bereits Dr. von Scherzer eingetroffen war; von jenem Freihafen wollte die Expedition zunächst nach Bangkok und Siam gehen und dann weiter nach China und Japan segeln. Ueber den Reiseplan derselben haben wir vor einiger Zeit ausführlich

berichtet („Globus" XIV, S. 250 ff.). Die „Donau" soll in der chinesischen See kreuzen und dort Forschungen anstellen. Es hat im Osten verlautet, daß in Oesterreich eine Compagnie mit großem Capitale sich gebildet habe, um die Zinngruben von Perak auf der malayischen Halbinsel in großartigem Maßstabe auszubeuten. An diese Nachricht knüpft sofort die auf Pulo Pinang erscheinende „Gazette" eine Drohung. Wenn, sagt sie, die Compagnie lediglich Privatgeschäfte treiben wolle, und nicht etwa nur von der österreichischen Regierung vorgeschoben worden sei, um für diese eine Besitznahme vorzubereiten, so solle sie nur wissen, daß die britische Regierung nicht dulden könne, daß eine andere europäische Regierung sich mit der malayischen Halbinsel befasse. —

Das ist sehr kleinlich. Durch eine österreichische Handelsniederlassung würden die britischen „Straits Settlements" nicht zu Grunde gerichtet werden. Ohnehin hat England auf der malayischen Halbinsel nichts zu befehlen, und gerade diese Macht, welche überall zugreift, wo es ihr paßt, hat keine Ursache, anderen bescheiden auftretenden Mächten so brutal entgegenzutreten.

Viel freundlicher wird die Expedition von der „Overland China Mail" begrüßt. Diese freuet sich aufrichtig über das Unternehmen, welchem sie den besten Erfolg wünscht; sie verspricht der „Donau" in Hongkong den freundlichsten Empfang, in allen geöffneten Häfen Chinas herzliche Aufnahme und, wo es nöthig sei, bereitwillige Förderung und Unterstützung, z. B. auch einen Dolmetscher. „Wir und die Oesterreicher haben keine entgegengesetzten Interessen und werden mit Vergnügen sehen, daß Oesterreich in die Reihe der sogenannten Vertragsmächte eintritt. Ob mit Nationen, welche ihm durch geographische Lage und Sprache näher stehen, ein Gleiches der Fall ist, wissen wir nicht. Wenn dieselben aber die Dinge vom richtigen Standpunkt auffassen, so werden sie begreifen, daß jeder Zuwachs, den die Vertragsmächte erhalten, eine Verstärkung für den Druck giebt, welcher erforderlich ist, um das Reich zu eröffnen und dabei doch die Selbständigkeit seiner Regierung zu wahren."

Wir haben in unserer früheren Mittheilung schon erwähnt, daß der Expedition auch Vorschriften in Bezug auf anthropologische und ethnographische Beobachtungen und Forschungen mitgegeben worden sind. Um unseren Lesern zu zeigen, wie umfassend diese Aufgabe ist und wie methodisch man im Interesse der Wissenschaft zu Werke geht, wollen wir aus den „Instructionen für die fachmännischen Begleiter" das Folgende herausheben.

„In Bezug auf allgemeine ethnographische Verhältnisse wären bei den besuchten Aboriginern zu ermitteln:

Größe und Gewicht der Eingeborenen, Farbe der Haut und der Haare. Gesichtszüge, ob unnatürliche Modification der Gestalt durch künstlichen Druck, Verstümmelung durch Einschnitte (tätowiren). Körperbeschaffenheit. Gemüthsbeschaffenheit (wild, sanft, rasch, heftig, harmlos?). Entwickelung und Sterblichkeit der Bevölkerung, durchschnittliche Lebensdauer. Vermehren sich die Eingeborenen oder umgekehrt? Durchschnittszahl der Kinder? Ist Kindermord allgemein oder bloß auf die weiblichen Sprößlinge beschränkt? Krankheiten. Behandeln die Eingeborenen dieselben mit Arzeneien? Sprache. Vocabularien. Phrasen, Grammatikalproben. Bau von Sätzen. Dialekte. Intonation und Eigenthümlichkeit der Aussprache. Verbreitung der Sprache. Bilderschrift. Gesänge. Sagen. Lieder. Gebete.

Tracht. Luxus? Mode? Sind die Eingeborenen eitel? Halten sie mehr auf Prunk oder Solidität des Anzuges? Sind sie reinlich? Beobachten sie eine Regelmäßigkeit in der Mahlzeit? Schlafen sie in Betten?

Wohnungen. Vertheilung, Charakter, Zahl derselben. Einrichtungsstücke, Trinkgefäße, Kochgeschirre, andere Geräthschaften.

Nahrung. Welche und wie viele Nahrungsmittel genießen die verschiedenen Menschenracen unter den verschiedenen Himmelsstrichen, und welches Maß von täglicher Arbeit sind sie dabei im Stande, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit zu verrichten? Bedienen sie sich vegetabilischer (wärmebildender) oder animalischer (kraftererzeugender) Nahrungsmittel? Woraus bereiten sie ihr Luxusgetränk?

Beschäftigung. Hirten- oder Culturvölker? Betreiben sie Ackerbau, Gewerbe oder Handel? Jagd? Fischfang? Schifffahrt?

Art des Feldbaues und der Düngung. Ernteertrag der Felder und Pflanzungen aller Getreidearten und Colonialproducte auf ungedüngtem Boden nach verschiedener Zeitdauer.

Sitten, Gebräuche, sociale Verhältnisse, Unterhaltungen (Werkzeuge, Waffen, Musikinstrumente).

Welche Begriffe haben sie von einem höhern Wesen, von einem künftigen Leben? Welches sind — wenn überhaupt — ihre religiösen Ceremonien? Opfern sie Götzen? Bösen Geistern? Welche Traditionen sind über ihren Ursprung bekannt und im Umlauf? Wanderungen, Vermehrung oder Verkleinerung ihres Territoriums? Erkundigungen, welche irgend ein Licht auf die Wanderungen der verschiedenen Völker und ihre Beziehungen zu fremden Stämmen zu werfen im Stande sind.

Eintheilung der Zeit. Gewicht. Maß. Wissen sie über ihr Lebensalter Auskunft zu geben?

Welches ist ihre Regierungsform? Gesetze, Beamte, Geistliche, Militär. Autonomie? Fehderecht? Besteht Sklaverei im Allgemeinen, oder ist sie bloß auf Kriegsgefangene beschränkt? Welches ist der Zustand der Sklaven? Sind irgend welche Fälle von Cannibalismus bekannt, und unter welchen Umständen?

Ist Theilung des Eigenthums anerkannt? Kaufen und verkaufen sie Land? Giebt es ein Erbrecht auch zu gewissen Stellen? (Häuptling, Doctor, Priester.) Handeln oder tauschen sie mit einander oder mit Fremden? Welche Geschenke lieben sie am meisten?

Giebt es viele Idiote, Irrsinnige, Verstümmelte? Wie behandeln die Eingeborenen das Alter, die Kranken, Kinder und Frauen? Wie ist das Benehmen gegen Fremde?

Zahl der Eingeborenen, welche man von Tag zu Tag gesehen, Geschlechter unterscheidend und Kinder.

Ist Vielweiberei gewöhnlich? Giebt es viele unverheirathete Frauen? Sind Heirathen unter Verwandten gestattet?

Wann tritt die Pubertät ein, wann hört die Fruchtbarkeit auf?

Erscheinen die Eingeborenen civilisationsfähig? Lieben sie Unterricht zu empfangen? Können sie als Führer, Boten oder um Nahrungsmittel zu besorgen gebraucht werden? Sind sie vertrauenswürdig?

Communicationen zu Wasser und zu Land.

Bisher wurde dem Gesichtsausdruck der Racen unter dem Einflusse verschiedener Affecte und Geberden nur wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Darwin empfiehlt in dieser Beziehung die Beantwortung der folgenden Fragen:

1) Wird das Erstaunen durch weites Oeffnen der Augen und des Mundes ausgedrückt, sowie durch Hinaufziehen der Augenbrauen?

2) Giebt sich Schamgefühl durch Erröthen kund, sobald die Hautfarbe dies zu sehen erlaubt? und insbesondere, wie weit hinab reicht das Rothwerden des Körpers?

3) Runzelt der Entrüstete oder Trotzige die Stirn, hält er Kopf und Körper aufrecht, die Schultern viereckig und ballt er die Fäuste?

4) Ist bei demjenigen, der in tiefes Nachdenken versunken ist, oder der eine Räthselfrage zu lösen sucht, ein Runzeln der Stirn oder der Haut unter den Augenlidern wahrzunehmen?

5) Werden, wenn Jemand mißmuthig ist, die Mundwinkel herabgedrückt und die inneren Augenbrauenwinkel durch jenen Muskel emporgezogen, den die Franzosen den „Schmerzmuskel" nennen? Bei diesem Zustande stellt sich die Augenbraue etwas schräg mit einer kleinen Anschwellung am innern Ende, und die

Stirn wird in ihrer Mittelpartie transversal gerunzelt, aber nicht in ihrer ganzen Breite, wie wenn die Augenbrauen ganz hinaufgezogen werden.

6) Funkeln die Augen beim Gefühl des Wohlbehagens, wobei die Haut ringsherum und darunter ein wenig gerunzelt und die Mundwinkel ein wenig zurückgezogen werden?

7) Wird, wenn Jemand einen Andern anfährt oder verhöhnt, der Winkel der Oberlippe oberhalb des Hunds- oder Augenzahns an der Seite, die dem Gegner gegenübersteht, hinaufgezogen?

8) Läßt sich der Ausdruck der Hartnäckigkeit oder Verstocktheit erkennen, der hauptsächlich im festen Zusammenschließen des Mundes, Herabziehen der Augenbrauen und leichtem Stirnrunzeln besteht?

9) Aeußert sich Verachtung durch leichtes Vorschieben der Lippen und durch Hinaufziehen der Nase in Begleitung einer leichten Exspiration?

10) Zeigt sich das Gefühl des Ekels durch Herabziehen der Unterlippe, leichtes Aufheben der Oberlippe mit plötzlicher Exspiration? (Eine Art von beginnendem Erbrechen oder als ob man etwas aus dem Munde speien würde.)

11) Giebt sich der höchste Grad der Furcht in derselben Weise kund, wie bei Europäern?

12) Wird das Lachen jemals bis zu der Höhe gesteigert, bei der es Thränen in die Augen bringt?

13) Zuckt man die Achseln, wendet man die Ellbogen nach innen, breitet man die Hände nach außen und öffnet man die Handflächen unter Hinaufziehen der Brauen, wenn man andeuten will, daß man Etwas nicht zu hindern oder selbst nicht zu thun vermag?

14) Lassen Kinder, wenn sie mürrisch sind, den Mund hängen oder schieben sie die Lippen beträchtlich vor?

15) Läßt sich der Ausdruck der Schuld, der List oder der Eifersucht erkennen?

16) Gilt ein leiser Pfiff als ein Wink, Stillschweigen zu beobachten?

17) Wird der Kopf in verticaler Richtung zum Zeichen der Bejahung und in lateraler zum Zeichen der Verneinung geschüttelt?

---

# Vom Büchertische.

## Reisen des Naturforschers Alfred Russel Wallace im hinterindischen Archipelagus*).

Schon in unserer vorigen Nummer (S. 301) haben wir auf dieses ungemein inhaltreiche Werk hingewiesen und dasselbe als ein ganz vortreffliches Buch gepriesen. Dasselbe enthält, abgesehen von den Reiseschilderungen und den zoologischen Beschreibungen, die als mustergültig anzusehen sind und eine Fülle des Neuen enthalten, auch Beiträge zur Völkerkunde, und auf diesen **ethnologischen Inhalt** wollen wir bald näher eingehen, hier jedoch Einiges über die physikalische Geographie des „**Malayischen Archipelagus**" vorausschicken.

Dieses gewaltige Labyrinth von großen Inseln und kleinen Eilandfluren hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von 4000, von Norden nach Süden eine Breite von 1300 englischen Meilen. Dasselbe liegt zu beiden Seiten des Aequators, wird von den tropischen Oceanen bespült und hat mehr als irgend eine andere Region ein gleichmäßiges warm-feuchtes Klima. Unter den Naturerzeugnissen sind viele ihm allein eigenthümlich, namentlich manche herrliche Früchte und die Gewürze. Dort findet man die Rafflesia mit ihren gigantischen Blumen, die grünbeschwingten großen Schmetterlinge, den Orang utan, die Paradiesvögel, eine Menschengruppe, jene der Malayen, welche dem Archipelagus eigenthümlich ist, und im Osten desselben eine andere, von der erstern durchaus verschiedene, jene der Papuas.

Oberflächlich betrachtet bilden alle diese Eilande ein compactes geographisches Ganzes, bei näherer Erwägung stellt sich indeß heraus, daß sie in zwei gesonderte Theile zerfallen, welche in Betreff ihrer Naturerzeugnisse weit von einander abweichen. Wallace rechnet aus Gründen, welche sich aus der Vertheilung des Thierlebens herleiten, zum Archipelagus auch die malayische Halbinsel nach Norden hin bis Tennasserim und die Nikobaren im Westen, die Philippinen im Norden, und die Salomonsinseln, welche jenseits Neuguinea liegen, im Osten. Alle **großen Inseln**, welche innerhalb dieser Grenzen liegen, sind durch unzählige kleinere gleichsam mit einander verbunden, und alle scheinen von den übrigen nicht wesentlich verschieden zu sein. Sie haben sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, ein ähnliches Klima und eine üppige Baum- und Waldvegetation. Also ist der erste Eindruck, daß man hier, wie gesagt, ein zusammenhängendes Ganze vor sich habe; das ist aber in der That keineswegs der Fall. Sehen wir genauer zu.

Einer der größten **vulcanischen Gürtel**, welchen wir auf Erden kennen, zieht sich durch den Archipelagus, und die Scenerie zwischen den vulcanischen und den nicht vulcanischen Inseln bietet einen scharfen Gegensatz dar. Wir können eine krumme Linie, die von einer großen Menge thätiger und einigen hundert erloschenen Vulcanen gebildet wird, verfolgen über die ganze Länge von Sumatra und Java und weiter über Bali, Lombock, Sumbawa, Flores, die Serwatty-Inseln, Banda, Amboina, Batschian, Makian, Tidore, Ternate und Dschilolo bis zur Morty-Insel. Hier ist eine Unterbrechung nach Westen hin von etwa 50 deutschen Meilen Breite; aber in Nordcelebes setzt sich der Gürtel fort und geht über Sian und Sanguir bis zu den Philippinen, und zwar in die nördlichen Theile der letzteren. Von Banda ab, welches an der Ostseite der Biegung dieses Gürtels liegt, erstreckt sich nach Osten hin eine nicht vulcanische Gegend bis zur Nordostküste von Neuguinea, wo 1699 Dampier vulcanische Ausbrüche beobachtete. Weiterhin nach Osten sind noch vulcanisch Neubritannien, Neuirland und die Salomonsinseln. In dieser ganzen vulcanischen Region und auf beiden Seiten derselben sind **Erdbeben** sehr häufig; schwächere Stöße kommen da oder dort fast in jeder Woche vor, und stärkere, durch welche Verheerungen angerichtet werden, in jedem Jahre. Die Gesammtlänge des vulcanischen Gürtels beträgt etwa 90 Grad oder ungefähr ein Viertel des Erdumfanges; die Breite nur etwa 12 deutsche Meilen; auf jeder Seite des Gürtels zeugen je auf einer Breite von etwa 50 deutschen Meilen die in einer neuern Epoche emporgehobenen Korallenfelsen, und Barrieretiffe, die gesunken sind, von unterirdischer Thätigkeit. Im Centrum der großen vulcanischen Curve liegt

*) The Malay Archipelago: the land of the Orang utan and the bird of Paradise. A narrative of travel, with studies on man and nature, by Alfred Russel Wallace. London 1869. 2 Bände.

die große Insel Borneo, auf welcher keine Anzeichen von neuerer vulcanischer Thätigkeit beobachtet worden sind und wo Erdbeben gar nicht vorkommen; auch die malayische Halbinsel ist von solchen verschont, und auf Neuguinea sind sie nicht beobachtet worden, auf Celebes nur an der Nordostspitze, die vulcanisch und höchst wahrscheinlich einmal ein abgesondertes Land gewesen ist.

Auffallend sind die Gegensätze im Pflanzenwuchs. Daß im Allgemeinen diese Inselwelt von der Meeresfläche bis zu den Gipfeln auch der hohen Berge bewaldet ist, erklärt sich aus der äquatorialen Lage und dem ringsumfluthenden warmen Ocean. Eine Ausnahme macht nur Timor nebst den kleinen umliegenden Inseln; hier ist gar kein Waldwuchs von der Art, wie auf den übrigen Inseln; in geringerm Grade gilt dasselbe auch von Flores, Sumbawa, Lombock und Bali. Auf Timor kommen ganz allgemein Eucalyptus verschiedener Art vor, also Bäume, welche für Australien durchaus charakteristisch sind; dann auch Sandelholz, Acacien und allerlei andere in geringerer Zahl. Sie alle sind aber mehr oder weniger dicht zerstreut, bilden auch nirgends einen eigentlichen Wald, und unter den Bäumen wächst auf den dürren Hügeln ein grobes, an feuchteren Stellen ein saftiges Gras. Auf den Inseln, welche zwischen Timor und Java liegen, findet man oftmals dicht bewaldete Strecken, in denen dornige und stachelige Gewächse häufig sind; diese erreichen aber keine beträchtliche Höhe und verlieren in der trocknen Jahreszeit ihre Blätter. Dieser eigenthümliche Baumwuchs erstreckt sich theilweis auch auf die südliche Halbinsel von Celebes und das Ostende von Java; wahrscheinlich ist die Nachbarschaft Australiens von Einfluß auf diese Erscheinung. Der Südostmonsun, welcher vom März bis in den November vorwaltet, wehet über die nördlichen Theile jenes Continentes hin und bewirkt eine Hitze und Trockenheit, welche auf den benachbarten Eilanden dieselben Wirkungen hervorbringt, wie in Australien selber. Etwas weiter nach Osten hin, auf Timor laut und den Kö-Inseln, tritt das Klima feuchter auf, weil die Südostwinde vom Großen Ocean her durch die Torresstraße und über die feuchten Wälder Neuguineas kommen; deshalb sind dort alle Inseln bis zu den Berggipfeln hinauf mit Grün bedeckt.

Nicht minder auffallend sind die Contraste in Bezug auf die Tiefe des Meeres, welche im westlichen Theile des Archipelagus von jener im Osten durchaus verschieden ist. Schon 1845 hat ein guter Beobachter, Windsor Earl, hervorgehoben, daß ein seichtes Meer die großen Inseln Sumatra, Java und Borneo mit dem asiatischen Festlande verbinde, mit welchem ja auch die Naturerzeugnisse im Allgemeinen übereinstimmen. Ein ähnliches seichtes Meer verbindet Neuguinea und mehrere der benachbarten Inseln mit Australien, und hier sind alle diese Inseln durch das Auftreten von Beutelthieren charakterisirt.

Hier haben wir die Erklärung für die radicalen Gegensätze, welche im Archipelagus auftreten. Wallace zieht eine Linie zwischen den Inseln, welche dieselben derart scheidet, daß der eine Theil zu Asien, der andere zu Australien gerechnet werden kann; er bezeichnet die erstere Abtheilung als die indo-malayische, die zweite als die austro-malayische.

Wir gehen auf die geologischen Betrachtungen nicht ein, welche Wallace zur Erklärung der Contraste in den Naturerzeugnissen der beiden Regionen anstellt, sondern führen kennzeichnende Thatsachen an. Der weite Meeresraum, welcher die drei großen Sundainseln von einander und auch von Malakka und Siam trennt, ist so seicht, daß die Tiefe selten mehr als 60 Faden (240 Fuß) beträgt, und geht man bis zu einer Tiefe von 100 Faden, so fallen auch die Philippinen, nicht minder auch Bali bei Java, in das Bereich des seichten Meeres. Die geologische Trennung zwischen diesen Landen fällt vielleicht in eine ziemlich neue Epoche. Eine Prüfung der zoologischen Verhältnisse ergiebt mit Entschiedenheit, daß jene großen Inseln einst einen Bestandtheil des Continentes gebildet haben. Der Elephant und Tapir von Sumatra und Borneo, das Rhinoceros von Sumatra und die verwandte Art von Java, das wilde Hornvieh von Borneo und die Art, welche man lange für eigenartig auf Java hielt, werden allesammt da oder dort in Südasien gefunden. Von diesen großen Thieren hat wohl keines die Meeresarme, welche heute zwischen den beiden Gegenden liegen, überschreiten können, und daß sie auf den Inseln vorkommen, liefert für eine ehemalige Landverbindung einen Beweis. Auch von den kleineren Säugethieren sind viele beiden Theilen gemeinschaftlich, aber die großen geologischen Veränderungen, welche stattgefunden, haben zur Folge gehabt, daß auf der einen oder andern Insel manche Thiere fehlen. Auch von Vögeln und Insecten kommen fast alle Familien und Geschlechter, vielfach sogar ganz identisch, auf dem asiatischen Festlande vor. An den Vögeln läßt sich das Gesetz der Vertheilung am klarsten erläutern. Man sollte meinen, daß das Wasser, welches für vierfüßige Landthiere eine hemmende Schranke bildet, für die Vögel keine solche sei, und doch ist dem so. Wenn wir die Wasservögel, welche ohnehin Wanderer sind, abrechnen, dann stellt sich heraus, daß die übrigen, namentlich die Passeres (Sperlingsvögel), im Allgemeinen durch Sunde und Meeresarme eine eben so scharfe Grenze haben, wie die Säugethiere. So hat z. B. Java viele Vögel, welche niemals nach Sumatra hinüberkommen, obwohl beide Inseln nur durch die drei deutsche Meilen breite Sundastraße geschieden sind, in welcher außerdem noch mehrere Eilande liegen. Sumatra ist in allen Thierformen fast identisch mit der Halbinsel Malakka. — Die Philippinen haben manches Uebereinstimmende mit Asien und den anderen Inseln, weisen aber doch manche Anomalien auf, welche darauf hinzudeuten scheinen, daß dieser Archipelagus schon in einer frühern geologischen Zeit abgetrennt worden ist und in seiner physischen Geographie manche Revolutionen erlitten hat.

Im austro-malayischen Archipelagus finden wir, daß von Lombock und Celebes an sämmtliche nach Osten gelegene Inseln eine eben so genaue Uebereinstimmung mit Australien und Neuguinea zeigen, wie die indo-malayischen mit Asien. Bekanntlich sind die Naturerzeugnisse Australiens von jenen Asiens ganz verschieden und abweichend. Australien steht für sich allein da; es hat keine Affen, keine Katzen- oder Tigerthiere, Wölfe, Bären oder Hyänen, keine Hirsche und Antilopen, kein Schaf- oder Rindvieh; nicht Elephanten, Pferd, Eichhörnchen oder Kaninchen, mit einem Worte keines von den Säugethieren, deren Typen man in allen anderen Erdtheilen findet. Es hat nur Beutelthiere: Känguruh, Opossum, Wombat und das Schnabelthier, und auch seine Vögel sind eben so eigenartig; ihm fehlen Baumhacker und Fasanen, aber es hat den Nesthügel verfertigenden Talegallus (großfüßiges Huhn), den Honigsauger, die Kakadus etc., welche in keinem andern Welttheile gefunden werden, wohl aber auf den austro-malayischen Inseln gleichfalls vorkommen.

Nirgends tritt dieser Contrast so plötzlich und scharf hervor als dort, wo die beiden Regionen zunächst an einander grenzen, auf Bali einerseits und Lombock andererseits. Auf der erstern finden wir Bartvögel, Drosseln und Baumhacker, welche auf der andern nicht mehr vorkommen, dagegen viele Kakadus, Honigsauger und Talegallus, die man weder auf Bali noch einer der westlich gelegenen Inseln kennt. Die Lombockstraße, welche zwischen den beiden Eilanden liegt, ist

nur etwa 15 englische Meilen breit, und man kann binnen zwei Stunden aus einer großen natürlichen Abtheilung in eine andere kommen; jede ist in Bezug auf ihr Thierleben von der andern so verschieden, wie etwa Europa und Amerika. Der Unterschied ist noch viel auffallender, wenn wir von Java oder Borneo nach Celebes und den Molukken gehen. Auf den erstgenannten finden wir in den Wäldern mancherlei Affen, wilde Katzen, Hirsche, Civetten, Ottern und zahlreiche Spielarten des Eichhörnchens, welche auf den letzteren nicht vorkommen. Hier ist der Cuscus mit seinem Greifschwanze so ziemlich das einzige Säugethier neben dem wilden Schweine, welches auf allen Inseln vorkommt, und einem Hirsche, der aber höchst wahrscheinlich in neuerer Zeit eingeführt worden ist, auf Celebes und den Molukken. Auf den austro-malayischen Inseln fehlen, wie schon bemerkt, auch die Vögel der indo-malayischen Region, so daß der Naturforscher sich plötzlich in eine ganz neue Welt versetzt sieht.

Wallace ist überzeugt und zieht aus dem Vorhergesagten den Schluß, daß sich die Inseln, welche östlich von Java und Borneo liegen, wesentlich als Theile eines frühern australischen oder pacifischen Continentes gebildet haben, obwohl einige niemals mit demselben unmittelbar zusammengehängt haben. Dieser Continent muß aus einander gegangen sein lange bevor die westlichen Inseln von Asien getrennt wurden, und wohl auch schon ehe noch der südöstlichste Theil Asiens über das Wasser des Oceans emporgehoben wurde. Denn ein großer Theil von Borneo und Java ist, geologisch genommen, von sehr neuer Bildung, während hingegen der so große Unterschied der Thierarten und in manchen Fällen auch der Geschlechter auf den östlichen Inseln einerseits und Australien andererseits, sowie die beträchtliche Tiefe des zwischen beiden liegenden Meeres auf eine vergleichsweise sehr lange Periode der Isolirung hindeuten.

Es ist von hohem Interesse, bei jenen Inseln selber zu beobachten, wie ein seichtes Meer allemal auf eine Landverbindung in jüngerer Zeit hindeutet. Die Aruinseln, Mysol und Waigiu, dann auch Jobie, stimmen in ihren Species der Säugethiere und Vögel viel näher mit Neuguinea überein als mit den Molukken, und wir finden, daß sie mit Neuguinea vermöge eines seichten Meeres zusammenhängen. Eine Linie von nur 100 Faden Tiefe um Neuguinea herumgezogen bezeichnet ganz genau das Gebiet, in welchem der eigentliche Paradiesvogel gefunden wird.

In Bezug auf die Theorie, der zufolge specielle Lebensformen von äußeren Umständen abhängig sein sollen, muß hier gesagt werden, daß diese Eintheilung in zwei Regionen, welche in ihren Thierproductionen von einander so durchaus verschieden sind, mit dem Klima und den Bodenverhältnissen nichts zu schaffen hat. Die große vulcanische Kette zieht durch die eine wie durch die andere. Borneo hat eine sehr große Aehnlichkeit mit Neuguinea im geologischen Bau, im Nichtvorhandensein von Vulcanen, in Gleichmäßigkeit des Klimas und im allgemeinen Charakter der Waldvegetation. Die Molukken bilden ein Nebenstück zu den Philippinen in Betreff ihres vulcanischen Geländes, ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit, Ueppigkeit der Wälder und häufiger Erdbeben; Bali und das Ostende von Java haben Boden und Klima fast eben so trocken wie Timor. Und doch finden wir in der Thierwelt den größten Contrast zwischen correspondirenden Inselgruppen, die gleichsam nach einem und demselben Muster gebaut worden sind, dasselbe Klima haben, von demselben Oceane bespült werden. Der alte, tausendmal wiederholte Satz: daß Verschiedenheiten oder Uebereinstimmungen in den verschiedenen Lebensformen, welche in verschiedenen Gegenden auftreten, ihr Dasein den correspondirenden physischen Verschiedenheiten oder Uebereinstimmungen der Länder verdanken, — dieser Satz wird gerade hier auf das Handgreiflichste widerlegt. Borneo und Neuguinea sind physisch einander so ähnlich, wie nur verschiedene Länder sein können, und doch zoologisch so weit getrennt, wie ein Pol vom andern, während Australien mit seinen trockenen Winden, offenen Ebenen, steinigen Wüsten und vergleichweise gemäßigtem Klima doch Vögel und Vierfüßer hervorbringt, welche genau verwandt sind mit solchen, welche in den heißfeuchten, üppigen Wäldern der Ebenen wie der Gebirge Neuguineas vorkommen.

Was nun die Menschen im Archipelagus betrifft, so hatten Wilhelm von Humboldt und Pritchard (— der kein kritischer Kopf war —) alle oceanischen Racen als Modificationen eines und desselben Typus dargestellt. Aber schon eine oberflächliche Beobachtung, geschweige denn eine nähere Untersuchung, zeigt und lehrt ganz unwiderlegbar, daß Malayen und Papuas radical verschieden sind in ihrem ganzen physischen, geistigen und moralischen Wesen. An diese zwei Grundtypen schließen sich alle anderen Völker des malayischen Archipelagus und Polynesiens an. Eine Linie, welche beide Typen von einander scheidet, liegt etwas östlich von jener, welche die beiden zoologischen Regionen trennt. Es erklärt sich leicht, weshalb beide Linien nicht zusammenfallen. Der Mensch hat mancherlei Mittel, die See zu überschreiten, welche den Thieren abgehen, und eine höhere Race hat Mittel und Macht, eine untergeordnete zu verdrängen. Den Malayen ist es durch ihre Unternehmungen zur See und ihre höhere Civilisation möglich geworden, einen Theil der angrenzenden Gegenden in Besitz zu nehmen und die Ureinwohner zu verdrängen, falls dergleichen überhaupt vorhanden waren. Sie verbreiteten ihre Sprache, ihre Hausthiere und manche ihrer Sitten und Gebräuche weit und breit über den pacifischen Ocean, auch nach solchen Inseln, wo sie an den physischen oder moralischen Merkmalen der Bewohner keinerlei Art von Umwandelung hervorgebracht haben.

Gewiß hat Wallace Recht, wenn er alle Leute auf den verschiedenen Inseln des Archipelagus entweder unter die Malayen oder unter die Papuas gruppirt, und wenn er scharf hervorhebt, daß beide platterdings keinerlei Verwandtschaft mit einander haben. Er meint, daß alle Racen im Osten der von ihm gezogenen Linie in näherer Verwandtschaft zu einander stehen, als mit denen westlich von derselben. Er giebt den Malayen einen asiatisch-continentalen Ursprung, während die pacifischen Racen (vielleicht mit Ausnahme einiger im nördlichen Großen Ocean) nicht aus irgend einem vorhandenen Continente herzuleiten sind, sondern aus Ländern, die im Pacific heute noch vorhanden sind oder einst vorhanden waren.

Weiter oben wurde darauf hingewiesen, daß die große zoologische Grenzscheide durch die enge Meeresstraße gebildet werde, die zwischen Bali und Lombock strömt. Wallace verweilte einige Sommermonate auf dieser Insel, deren Bewohner als Sassacks bezeichnet werden; sie sind Malayen, gleichen völlig denen auf Malakka oder Borneo und bekennen sich zum Islam. Die herrschende Classe dagegen, welche von Bali herübergekommen ist, hängt dem Brahmanismus an; die Regierung ist absolut-monarchisch, wird aber in viel milderer Weise ausgeübt, als sonst in malayischen Ländern der Fall ist. Erst der Vater des gegenwärtigen Radscha hat Lombock erobert; das Volk ist mit den neuen Herrschern zufrieden, weil sie seine Religion unangetastet lassen, und ihm keine größeren Lasten auferlegen, als die früheren Gebieter auch. Die Gesetze sind sehr streng und werden eben so streng gehandhabt; auf Diebstahl ist Todesstrafe gesetzt. Wer in seinem Hause nach Einbruch der Dunkelheit einen Unbekannten antrifft, hat das Recht, ihn ohne Weiteres

zu „krihssen", d. h. mit dem Krihs, malayischen Dolche, niederzustoßen. Er wirft dann die Leiche auf die Straße hinaus und damit ist die ganze Sache erledigt. Die Männer sind sehr eifersüchtig. Es ist einer Frau bei Todesstrafe verboten, von einem andern Mann eine Cigarre oder ein Betelblatt anzunehmen. Vor einigen Jahren hatte ein englischer Handelsmann ein Mädchen aus Bali als zeitweilige Frau bei sich. Dergleichen Heirathen auf Zeit mit Europäern sind im ganzen Archipelagus üblich und gelten für beide Theile als durchaus ehrenhaft. Diese balinesische Interimsgemahlin verstieß gegen das Gesetz, als sie bei einer Festlichkeit von einem andern Mann eine Blume annahm. Das erfuhr der Radscha und gerieth darüber um so mehr in Zorn, weil die Balinesin mit einer seiner eigenen Frauen blutsverwandt war. Sofort schickte er zu dem Engländer und verlangte die Auslieferung der Schuldigen, damit er sie erdolchen lassen könne. Der Mann weigerte sich; er bot ein hohes Strafgeld, und als das nicht angenommen wurde, erklärte er, nur der Gewalt weichen zu wollen. So weit mochte der Radscha die Sache nicht treiben und ließ dieselbe scheinbar auf sich beruhen. Nach Verlauf einiger Zeit schickte er dann einen seiner Leute, welcher die Balinesin vor die Hausthür hinausrief. Als sie mit ihm reden wollte, rannte er ihr sofort den Dolch ins Herz mit den Worten: „Das schickt Dir der Radscha!" Wirkliche Untreue wird so bestraft, daß man die beiden Schuldigen Rücken an Rücken zusammenbindet und sie dann ins Meer wirft; dort sollen sie ohne Weiteres eine Beute der Krokodile werden. Eine solche Execution fand statt, als Wallace sich in der Stadt Ampanan aufhielt; wir begreifen aber vollständig, daß er es ablehnte, einen Augenzeugen abzugeben.

In derselben Stadt lief auch ein Mann Amock. Er hatte in einem Spielhause etwas mehr Geld verloren als er besaß; darüber gerieth er in Verzweiflung und suchte in landesüblicher Weise den Tod. Er war mit seinem Dolche wie wüthend umhergerannt und hatte nicht weniger als siebenzehn Menschen getödtet oder verwundet, bevor man ihn niederschoß. In Kriegszeiten läuft manchmal eine ganze Abtheilung Amock gegen den Feind. Am häufigsten kommt dasselbe in Makassar im südlichen Celebes vor; man zählt dort durchschnittlich einen bis zwei Amocks in jedem Monat. Das Amocklaufen ist die nationale, keineswegs für unehrenhaft geltende Art, einen Selbstmord zu begehen und sich auf anständige Weise aus großen Verlegenheiten zu ziehen. Ein alter Römer stürzte sich in sein Schwert, ein Japaner schlitzt sich den Bauch auf, der Europäer schießt sich eine Kugel vor den Kopf, der Malaye läuft Amock. Er glaubt sich beleidigt, er hat Schulden und kann nicht zahlen; er hat Weib und Kind verspielt und sie sind nun Sklaven; er hat sich selber verspielt, ist nun auch Sklav und sieht nicht ab, wie er aus seinen Verlegenheiten wieder herauskommen könne. Das steigt ihm zu Kopfe, er nimmt seinen Dolch, rennt hinaus, ruft: Amock, Amock! und stößt Jeden nieder, der ihm in den Weg kommt. Man verfolgt ihn mit Lanzen, Dolchen, Messern, Flinten, und er rennt wie besessen immer weiter, bis man ihn abthut wie einen tollen Hund. Das Amocklaufen kommt ausschließlich bei der malayischen Race vor.

Höchst ergötzlich und für die Zustände auf Lombock durchaus kennzeichnend ist die Art und Weise, in welcher der Radscha eine Volkszählung vornahm. Wallace erzählt die Sache sehr ausführlich; wir müssen uns, in Rücksicht auf den Raum, mit einer kürzern Darstellung begnügen.

Der Radscha erhebt eine Kopfsteuer, die in Reis bezahlt wird; jede Person, gleichviel ob groß oder klein, hat eine kleine Maß voll als Abgabe einzuliefern. Dieselbe ist nicht im mindesten drückend, das Land fruchtbar und die Leute sind im Allgemeinen recht gut daran. So gab Jeder seinen Antheil, der aber durch mehrere Hände ging, bevor er in die Vorrathshäuser des Herrschers gelangte. Nach der Ernte bringt der Landmann seine Abgabe an den Kapala Kampong, d. h. Dorfschulzen; dieser liefert den Ertrag seiner Gemeinde ab an den Waidono, den Bezirksvorsteher. Diese haben Alles an die Gustis, Fürsten oder Prinzen, abzuführen, und zuletzt ging Alles in die Magazine des Radscha, der sich nicht wenig verwunderte, daß der Ertrag alljährlich geringer wurde, obwohl er sah, daß die Felder reichliche Ernten gaben und die Bauern sich im Wohlstande befanden. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und der Radscha bemühete sich, hinter die Sache zu kommen.

Aber wie? Der Radscha beschloß, eine Volkszählung vorzunehmen. Freilich konnte er nicht selber in jedes einzelne Haus gehen und zählen, wie viele Leute darin wohnen, aber den Beamten durfte er doch die Sache auch nicht in die Hände geben, weil dann sicherlich Alles beim Alten blieb. Auch durfte Niemand ahnen, daß er es auf eine Volkszählung überhaupt abgesehen habe. Nun zerbrach er sich den Kopf, sann hin und her und konnte doch das Richtige nicht herausfinden. Das machte ihn unglücklich; er ließ sich nur wenig sehen, rauchte Tabadk und kauete Betel in den Gemächern seiner Lieblingsfrau, und das Essen wollte ihm nicht schmecken; selbst die Hahnenkämpfe waren ihm gleichgültig geworden. Die Hofleute konnten sich eine Umwandelung des Radscha gar nicht erklären; war er etwa behext?

Nach einiger Zeit ließ der Herrscher alle Prinzen, Häuptlinge und Priester nach seiner Hauptstadt Mataram berufen, und als sie versammelt waren, hielt er eine Anrede. Seit ein paar Wochen, so sprach er, sei ihm das Herz krank gewesen, und er habe nicht gewußt weshalb. Nun aber habe er einen Traum gehabt. „Der Geist des Gunong Agong (des großen Vulcans) ist mir erschienen und hat mir befohlen, den Gipfel zu ersteigen. Ihr Alle müßt mit mir bis in die Nähe desselben gehen; ganz oben hin darf nur ich allein kommen, denn dort will der Geist mir wieder erscheinen und mir wichtige Dinge offenbaren, die für mich, für Euch und für alle Menschen auf Lombock von großer Wichtigkeit sind. Das habe ich Euch zu sagen. Nun geht und verkündet es der ganzen Insel. Jedes Dorf soll Leute stellen, welche einen ebenen Pfad für uns bis hoch oben auf den Berg bahnen."

Das geschah. Die Bauern kamen willig, stellten einen bequemen Weg her und schlugen Brücken über die Gebirgsbäche; auch wurden unterwegs Rasthäuser aufgeführt, Bambushütten mit Palmbedachung, wo der Radscha mit seinen Begleitern essen und Nachtruhe halten konnte. Und als nun Alles fertig war, kamen die Häuptlinge und Priester wieder zum Radscha, um zu erfahren, wann er den Berg besteigen wolle. Er bestimmte einen Tag und gebot ihnen, mit ihm zu gehen. Die Bauern schlachteten Vieh, salzten Fleisch ein und trockneten es an der Sonne; man sammelte Vorräthe von rothem Pfeffer und süßen Kartoffeln, Arekanüsse und Betelblätter, auch duftigen Taback; denn unterwegs durfte es an alle dem nicht fehlen, und diese Vorräthe wurden auf die verschiedenen Stationen vertheilt. Am Tage vor dem Aufbruche versammelte sich dann das ganze Gefolge in festlichem Putze und versehen mit allem Reisebedarf vor dem Palaste in Mataram. Die Reise wurde angetreten.

Während der beiden ersten Tage zog der Radscha mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge auf gebahnten Wegen durch manche Dörfer, die alle ganz sauber und wo die Hütten mit buntem Zeuge behängt waren. Das Volk kauerte in Ehrfurcht nieder, und am Abend wurden hohe Bambus-

stäbe mit bunten Laternen aufgepflanzt. Am dritten Tage kam der Radscha an den Berg und übernachtete in einer bequem eingerichteten Rasthütte. Seine Jäger zogen mit Spießen und schweren Schießgewehren aus, um Hirsche und wilde Bullen zu erlegen. Am folgenden Tage wurden die Pfade steil und die Pferde mußten zurückbleiben; am nächstfolgenden behielt der Radscha nur einige Fürsten und Priester nebst ein paar Dienern bei sich. Die Waldregion war überschritten, weiter oben wuchsen nur Strauchpflanzen, und noch weiter aufwärts war kahles Gestein.

Dort blieb das Gefolge und der Radscha stieg allein bis zum Gipfel empor, um die Offenbarung vom Geiste des Feuerberges zu empfangen. Zwei Knaben trugen seine Betelbüchse und einigen andern Bedarf bis an den Rand des Kraters, aus welchem Rauch emporwirbelte. Dort setzte er sich und kauete Betel, während die Knaben eine Strecke weiter abwärts an einem Felsen Platz nehmen und sich nicht umdrehen durften; sie sollten unverwandt auf das Niederland hinunterblicken. Dort schliefen sie bald ein und der Radscha — schlief auch bald ein.

Sein Schlummer dauerte so lange, daß das Gefolge unruhig wurde und zuletzt beschloß, ihn aufzusuchen, denn dort oben konnte ihm ein Unfall begegnet sein. Doch als man eben aufbrechen wollte, kam er mit den beiden Knaben herab. Er sah recht ernst aus, sprach kein Wort und entließ das Gefolge, als er wieder in seinem Palaste zu Mataram war.

Drei Tage später wurden sie Alle wieder zusammenberufen, um zu erfahren, was der große Geist des Feuers offenbart hatte. Der Radscha erklärte, daß er dort oben in Verzückung gerathen sei; der Geist habe ein Antlitz gehabt wie von brennendem Gold und habe gesagt: „O, Radscha! Die Erde wird von bösen Seuchen und vielen Fiebern heimgesucht werden, und Pferde und Menschen und Rindvieh werden sterben. Aber Du und Dein Volk Ihr seid mir gehorsam gewesen und auf meinen Berg gekommen; deshalb will ich Dir verkünden, wie Lombock von dem Unheil verschont bleiben kann.“ Der große Geist, so fuhr der Radscha fort, habe ihm geboten, daß zwölf geweihete Krihsse (Dolche) angefertigt werden müßten; um dieselben herzustellen, müsse jeder Wohnort ein Bündel Nähnadeln einsenden, und zwar so, daß auf jeden Menschen, groß oder klein, eine Nadel komme. Falls dann irgendwo eine bedenkliche Krankheit auftrete, solle einer der geweiheten Dolche dorthin gesandt werden. Im Falle nun in jedem Hause des Dorfes die richtige Anzahl von Nadeln abgeliefert worden sei, werde die Krankheit nicht weiter um sich greifen, sondern aufhören; der Dolch sei aber unwirksam, wenn die Zahl der abgelieferten Nadeln unrichtig gewesen sei.

Diese wunderbare Kunde wurde nun über die ganze Insel verbreitet, und sofort begann das Einsammeln von Nadeln durch die Ortsvorsteher. Es versteht sich von selbst, daß keine einzige fehlte, denn jede Gemeinde wollte den Talisman gegen Seuchen gewiß und sicher haben. Der Radscha nahm das Bündel aus jeder Gemeinde eigenhändig in Empfang, schrieb den Ortsnamen darauf und verwahrte Alles gut in einem besondern Zimmer in einer mit silbernen Hespen versehenen Kiste aus Kampferholz. Als nun alle Gemeinden ihre Nadeln eingeliefert hatten, theilte der Radscha dieselben und ließ die besten Stahlarbeiter mit Amboß und Blasebalg und anderm Handwerksgeräth in den Palast kommen, wo sie unter seinen Augen die zwölf Dolche schmiedeten, welche dann mit golddurchwirktem Seidenzeug umwickelt wurden.

Die Wanderung zum Vulcane geschah zur Zeit des Ostwindes, in welcher kein Regen fällt. Bald nach Anfertigung der Krihsse war die Reisernte, und nachdem dieselbe vorüber war, brachte man die Abgabe. Der Radscha überwachte diesmal Alles in eigener Person. Wenn an dem fälligen Quantum nur wenig fehlte, machte er weiter keine Bemerkung; wenn aber nur die Hälfte oder gar noch weniger abgeliefert wurde, sprach er gelassen: „Die Zahl der Nadeln, welche aus Deinem Dorfe kam, war viel größer, als die aus dem und dem Dorfe. Du lieferst indeß weniger ab und hier liegt ein Irrthum vor; auf Euch entfällt so und so viel. Nun gehe wieder heim und ermittele, wer die Abgabe nicht gezahlt hat.“ Im nächsten Jahre schon kam ungleich mehr Reis ein als je zuvor, und die Veruntreuungen hatten ein Ende. Die zwölf geweiheten Dolche übten eine große Wirkung aus. Wenn irgendwo eine Krankheit ausbrach, ließ man einen derselben holen; verschwand sie bald, so war das durch die Kraft des Dolches bewirkt worden, wollte sie nicht weichen, so lag die Schuld offenbar daran, daß die Anzahl der eingelieferten Nadeln nicht richtig gewesen war.

Der Radscha aber wurde, ohne das Volk zu bedrücken, sehr reich; er konnte eine Compagnie Soldaten mehr halten, seinen Frauen werthvolle Geschmeide geben, von den weißhäutigen Holländern schöne schwarze Rosse kaufen und glänzende Festlichkeiten veranstalten. Das Alles waren Folgen der praktischen Offenbarung, mit welcher der Feuergeist des hohen Berges ihn begnadigt hatte.

Wir werden in den nächsten Nummern noch einen Auszug aus Wallace geben und dabei vorzugsweise die ethnologischen Verhältnisse berücksichtigen. A.

---

# Aus allen Erdtheilen.

**Gerhard Rohlfs in Nordafrika.** Im Anfange des Juni ist der Reisende von seiner jüngsten Wanderung in Nordafrika zurückgekommen und von Alexandria über Malta nach Deutschland gegangen. Er hatte Tripolis am 21. Februar verlassen und war nach Bengasi gefahren, wo er am 24. Februar eintraf. Von dort ging er nach Tolmeita und den Ruinen von Cyrene, nahm photographische Ansichten auf, sammelte Pflanzen und beobachtete die topographischen Verhältnisse. Schon am 28. März war er wieder in Bengasi, ging von dort am 3. April nach Süden hin und verfolgte dabei denselben Weg, welchen Hamilton genommen hatte. Bis nach Adschedabia hin fand er das Land fruchtbar, aber die Bewohner litten schwer unter dem Drucke türkischer Abgaben. Unterwegs traf Rohlfs mehrere Sklavenkarawanen aus Fessân und Audschila-Homb. Ihm zufolge ist Wadi Fareg eine Depression in der Wüste. Die „große Bodensenkung“ beginnt bei Bir Rassan und zieht im Süden der Cyrenaica (— Plateau von Barca —) und der libyschen Plateaux bis nach Aegypten hin. Sie liegt überall 100 bis 150 Fuß unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres. Die Oasen Audschila, Dschalo und Siwah (dieses letztere ist bekanntlich die Oase des Jupiter Ammon bei den Alten) liegen allesammt tiefer als das Niveau des Meeres. Schon Aristoteles und in unserer Zeit Cailliaud haben hervorgehoben, daß diese Oertlichkeiten tiefer lägen als die Oberfläche Unterägyptens. Rohlfs wurde in Siwah von den Arabern sehr freundlich aufgenommen. (— Wir wollen

übrigens unsererseits bemerken, daß die Siwahner libysch-berberischen Stammes sind und nur wenige Araber unter ihnen leben. —) Er konnte ungestört die Hieroglyphen des großen Tempels von Agermi, welche Hamilton entdeckt hat, copiren (— hoffentlich photographisch —). Die früheren Reisenden von Browne bis zu Bogle St. John haben den Tempel von Ommu Baida für den Haupttempel gehalten. Rohlfs bekam einen Widder aus Marmor und sammelte einige Münzen; durch seine Beobachtungen bei Tag und Nacht wird bestätigt, daß die berühmte Sonnenquelle stets eine und dieselbe Temperatur bewahrt. Der Reisende meint: wenn man einen Canal von der Syrte bis zum Brunnen von Morhara grübe, dann würden Siwah und Audschila unter Wasser zu stehen kommen und die Cyrenaica sammt den libyschen Plateaux eine Halbinsel bilden.

---

**Robert v. Schlagintweit in Nordamerika.** Unser ausgezeichneter Landsmann, dem es wohl auf der kleinen Universität Gießen, wo er eine Professur bekleidet, zu eng geworden ist, verweilt seit einer Reihe von Monaten in den Vereinigten Staaten. Zuerst hielt er in Neuyork Vorträge über seine Reisen in Indien und im Himalaya, welche einen aufmerksamen Zuhörerkreis fanden; er wiederholte dieselben dann auch in anderen großen Städten, z. B. Cincinnati, Chicago, St. Louis ꝛc., und wurde veranlaßt, dieselben auch in englischer Sprache zu halten. Dann ging er in den ehemals fernen, nun aber nahen Westen und unternahm von Denver City aus das halsbrechende Wagstück, auf der „Menschenfalle", nämlich der interoceanischen Eisenbahn, nach San Francisco zu fahren. Gottlob, er ist mit heiler Haut dorthin gelangt und, wie wir aus der „California Staatszeitung" vom 27. Mai ersehen, von den dortigen Deutschen würdig empfangen worden. Das Blatt sagt: „Der Ruf, welchen unser Gast sich durch seine Reisen erworben, geht weit über die Grenzen Europas hinaus. In den Vereinigten Staaten wurde er überall mit Auszeichnung empfangen. Zweck seiner Reise nach Californien ist eine wissenschaftliche Erforschung des Yosemitethales, der Geyser, der Gebirgsregion ꝛc. Interessant ist, was er über seinen Besuch in Salt Lake City erzählt, wo Brigham Young ihn mit der größten Zuvorkommenheit empfing und sich überhaupt eine erfreuliche Theilnahme für den Reisenden zeigte."

Wir wollen eine Notiz hinzufügen. Die Gebrüder Schlagintweit haben bekanntlich eine große Anzahl von Abgüssen der Köpfe (nicht bloß der Schädel, sondern des ganzen Gesichts) vieler Völker in Indien, Tibet ꝛc. veranstaltet, welche in ethnographischer Beziehung von großem Werthe sind. Wir finden nun in einem Berichte des „Newyorker Journals" vom 5. Mai, daß Robert v. Schlagintweit in der Nähe von Omaha einige Gypsabgüsse von Pahni- (Pawnee-) Indianern und Indianerinnen genommen hat. Das Verfahren wird in folgender Weise von einem Augenzeugen geschildert.

„Zuvörderst war es schwer, eine taugliche Gypsart zu finden; die schließlich gewählte mußte zuerst mit etwas Kochsalz vermischt werden. Als dann ein Pferdestall zum Atelier eingerichtet und einige Indianer herbeigebracht waren, mußten diese erst durch das Opfer verschiedener Greenbacks zum Bleiben bewogen werden, da sie mit dem Ausrufe „kaki, kaki, no good, no good!" fliehen wollten, als sie merkten, was mit ihnen geschehen sollte. Einer war endlich muthig genug, sich der Operation zu unterwerfen, wofür er einen Papierdollar verlangte und erhielt. Nun ging es an die Vorbereitungen, von denen ihm das Einschmieren des Gesichts mit Schweinefett ganz gut gefiel, während er bei dem Einstecken von langen Papierdüten in die Nasenlöcher, wodurch die Respiration während des Abgypsens im Gange erhalten wird, wieder „kaki, kaki!" rief. Ohne Widerstreben ließ er sein Gesicht durch ein dickes Papier einrahmen, das etwa zwei Zoll hoch über demselben hervorstand; stummen Blickes der Ereignisse, die da kommen sollten, harrend, glotzten die anderen Indianer ihn an. Inzwischen war die Gypsmischung präparirt worden und wurde nun auf des Indianers Gesicht gegossen. Die Masse trocknete sehr langsam; es dauerte fast 30 Minuten bis sie abgenommen werden konnte. Damit war aber der Indianer noch nicht befreit; denn seine vielgeschlitzten Ohrläppchen, in denen er eine Menge eiserner Ohrgehänge trug, waren durch die Gypsmasse mit dem Stroh, auf dem er lag, so innig verkittet, daß es starken Zausens bedurfte, um sie loszubekommen. Er bekam 50 Cents Schmerzensgeld für diese Leiden und etwas Calico, weil sein Hemd beschmutzt war. Noch zwei Indianer ließen sich abformen und auch drei Indianerinnen. Herr v. Schlagintweit will diese letzteren nicht so wohlduftend gefunden haben als die Frauen von Kaschmir und Turkestan."

---

**Entdeckung der Mündung des Limpopo-Stromes durch St. Vincent Erskine.** Der Lauf dieses Stromes, welcher im Norden der transvaalschen Bauernrepublik nach Osten hin fließt, steht auf unseren Karten nur nach Muthmaßungen eingetragen; sein mittlerer und unterer Lauf waren bisher nicht erforscht worden. Nun ist das Problem, wo er seine Mündung habe, gelöst worden. Wir finden in einem Berichte (Londoner geographische Gesellschaft, Sitzung vom 14. Juni) Folgendes.

Erskine unternahm 1868 die gefahrvolle Reise ganz allein mit sehr geringen Mitteln von Pietermaritzburg in Natal aus, wo sein Vater die Stelle eines Colonialsecretärs bekleidet. Zunächst begab er sich nach Leydenburg in der transvaalschen Republik, wo er am 26. Juni eintraf und eine Woche lang mit unserm Landsmanne Karl Mauch verkehrte; dieser unterwies ihn in der Benutzung des Sextanten und anderer Instrumente. Nordöstlich von Leydenburg beginnt eine bisher unerforschte Gegend, in welcher wilde Kafferstämme wohnen. In Trigaardts-Dorf (24° 2′ südl. Breite) bekam Erskine acht Träger; mit diesen und dem Kaffer Adam, welchen er aus Natal mitgebracht hatte, trat er dann seine Forschungsreise an (13. Juli). Zunächst suchte er den Punkt auf, wo der Lipatute oder Oliphant in den Bembe oder Limpopo mündet. Auf dem Wege dorthin überstieg er die Drakenberge, welche den östlichen Rand des südafrikanischen Tafellandes bilden. Die Drakenberge ziehen hier nicht mehr parallel mit der Küste des Indischen Oceans, sondern machen eine weite Biegung nach Nordwesten. Vom höchsten Punkte aus erblickte Erskine den Muchlasifluß, welcher sich gleich einem Silberfaden durch die breite Ebene windet, in welcher der Limpopo und dessen Nebenflüsse strömen.

Der Reisende ging durch eine Gebirgsschlucht in die Ebene hinab und kam an einen Kraal von Kaffern, welche die Haut im Gesichte derart emporkneipen, daß eine Anzahl kleiner Knollen oder Knoten hervorgebracht wird. Die Gegend war ungemein reich an wilden Thieren, namentlich Giraffen, Elennantilopen, Büffeln, Zebras und gesprenkelten Gnus. Bei manchen Häuptlingen hatte Erskine allerlei Ungelegenheiten, sie legten ihm Hindernisse in den Weg und konnten nicht begreifen, daß Jemand ins Land komme, der nichts kaufen wolle und nichts zu verkaufen habe. Er ließ sich indeß nicht irre machen, drang muthig weiter, machte Breiten- und Längenbeobachtungen und zog dann am linken Ufer des Limpopo südwärts. Aber in Injobos-Dorf, etwa mittewegs vom Meere, entliefen ihm die Träger, und so mußte er von da ab sein Gepäck selbst tragen, sich den Weg suchen, so gut es eben ging, und sich dann und wann auf die Beihülfe von Kaffern verlassen, die sich aber allemal sehr störrisch benahmen. Je näher er der Mündungsgegend kam, um so mehr verschwand die dichte Buschvegetation und statt derselben trat offenes, graswachsenes Land auf, das an den Ufern des Stromes und an dessen Nebenflüssen wohl bevölkert war; der Boden ist ungemein fruchtbar.

Am 5. September endlich fand Erskine seine Ausdauer belohnt, als er zwischen Sandhügeln hindurch das Meer schimmern sah. Der Strom war hier nur 300 Yards breit, und etwa 3 Miles in die See hinaus liegen Untiefen, wie man aus der Brandung leicht abnehmen kann. Die Mündung des Limpopo liegt in 25° 15′ 9″ südl. Breite, und diese stimmt zu der Mündung des Inhampura auf unseren Karten.

---

**Fahrten nach dem nördlichen Polarmeer.** Capitän Koldewey ist mit zwei Schiffen, in der Mitte des Juni, von Bremerhafen abgefahren, um die Ostküste von Grönland zu erreichen. Die früheren Projecte: ein offenes Polarmeer und den Pol zu suchen oder gar einen Weg nach Osten hin zum Eismeer und nördlich von Sibirien, hat man wohlweislich ganz fallen lassen, sie waren von vornherein unpraktisch. Nun ist aber auch eine Nordfahrt zu künstlerischen Zwecken unterwegs. Herr William Bradford, ein Nordamerikaner, befuhr im vorigen Sommer die Küsten von Labrador, um die Eisberge zu studiren, und er hat eine Menge von Skizzen mitgebracht. Gegenwärtig hat er zu St. Johns in Neufundland einen Dampfer von 330 Tons gechartert, mit dem er am 25. Juni eine artistische Expedition nach dem hohen Norden antreten wollte. Er gedenkt zunächst alle Punkte zu besuchen, welche durch Kane's und Hayes' Reisen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Das gedenkt der Mann binnen drei Monaten bewerkstelligen zu können! Er will von St. Johns direct nach Westgrönland hinaufsteuern, alle dänischen und Eskimoniederlassungen anlaufen und „den Charakter und die Bräuche der Eingeborenen studiren". Dann will er, — wenn er kann, versteht sich, — möglichst weit in den Smithsund hinauf fahren, baldmöglichst umkehren, sich nach Süden und Südwesten wenden, in den Lancastersund hineinsteuern, wo möglich die Beecheyinsel besuchen und dann an der amerikanischen Küste heimfahren. Der Dampfer ist stark, für den Robbenschlag in Neufundland gebaut. Bradford nimmt zwei Photographen mit; es hieß, daß Dr. Hayes die Fahrt mitmachen wolle.

**Die westindische Insel St. Thomas bleibt dänisch.** Bekanntlich hatte im Febeuar 1868 der nordamerikanische Minister des Auswärtigen (damals Seward) mit Dänemark einen Vertrag über den Ankauf dieser Insel geschlossen. Er wollte sieben Millionen Dollars für dieselbe zahlen und erklärte, daß der Congreß den Vertrag genehmigen werde. Das ist nicht der Fall gewesen; man betrachtete einen Ankauf von St. Thomas, besonders seit dem Erdbeben, als eine ebenso unnöthige als verkehrte Maßregel, und der Vorschlag Seward's wurde vom Congresse gar nicht weiter in Erwägung gezogen; der Senat wollte nicht ratificiren, das Repräsentantenhaus von einer Bewilligung der Kaufsumme nichts wissen, so sehr nichts wissen, daß Dänemark gegenüber nicht einmal die anständigen Formen beobachtet wurden. Der dänische Reichstag hatte den Vertrag genehmigt, in St. Thomas war durch allgemeine Abstimmung der Vertrag gutgeheißen worden. Die Unterhandlungen waren von amerikanischer Seite im Jahre 1867 begonnen worden, der Vertrag hat das Datum vom 24. Februar 1868; aber in zwei Congreßsitzungen war von der ganzen Angelegenheit keine Rede; die Yankee-Legislatoren behandelten das kleine Dänemark unhöflich und verloren kein Wort über die „Jungferninsel der Erdbeben und des gelben Fiebers".

**Ansiedelung von Japanern in Californien.** Vor einer Reihe von Monaten stellten wir im „Globus" Betrachtungen über die Auswanderung der Ostasiaten nach Nordwestamerika an. Dieselbe gewann im Verlaufe der letztverflossenen drei Vierteljahre einen immer größern Umfang; allein in der letzten Woche des Mais landeten in San Francisco mehr als 2000 Chinesen, und man nimmt an, daß Californien im Laufe dieses Jahres mehr als 50,000 chinesische Einwanderer erhalten werde. Als wir die Ansicht aussprachen, daß über kurz oder lang auch ein Exodus aus Japan stattfinden werde, ahnten wir nicht, daß ein solcher schon jetzt sich verwirklichen werde. Die Sache selber ist durch den Krieg zwischen den südlichen und nördlichen Daïmios beschleunigt worden, und es verhält sich mit derselben in folgender Weise.

Ein Deutscher, Herr Schnell, lebte seit etwa zehn Jahren in den nördlichen Fürstenthümern Japans. In der Mitte des Maimonats kam er in San Francisco mit drei japanesischen Familien an. Diese sind Vorläufer von etwa 40 anderen Familien, welche sich bereits unterwegs befinden, und denen noch weitere 80 folgen werden. Im Ganzen sind mehr als 400 Japaner angesagt, welche sich dauernd in Californien ansiedeln wollen. Die „Alta California" hat directe Mittheilungen von Herrn Schnell erhalten und berichtet Folgendes. Viele dieser Japaner sind Seidenzüchter und Seidenweber, andere sind Theepflanzer. Sie bringen an 50,000 drei Jahr alte Maulbeerbäume mit (Morus alba), welche die zartesten Blätter haben, sodann eine große Anzahl von Bambuspflanzen, die zumeist schon 12 Fuß hoch sind und 500 Wachsbäume, welche das vegetabilische Wachs liefern, endlich auch einige Millionen „Theenüsse", um Theestauden zu ziehen.

Herr Schnell war eine Art von Finanzminister bei den verbündeten nördlichen Daïmios, welche gegen den Mikado im Felde standen, gehörte speciell dem Hofhalte des Fürsten von Idzu an und war von großem Einflusse. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wenigstens drei der nördlichen Fürsten Japans in Californien eine neue Heimath suchen; in diesem Falle werden sie ein zahlreiches Gefolge mitbringen. — Die Japaner werden von vornherein eine höhere gesellschaftliche Stellung einnehmen als die Chinesen; sie sind durchaus respectable Leute.

**Der „neue Westen" in Nordamerika.**

Mit der Vollendung der Pacificbahn haben die bisherigen Bezeichnungen Osten und Westen ihre Bedeutung verloren, und man muß sich an eine andere gewöhnen. Illinois wie Wisconsin, Indiana und Ohio gehören fortan alle zum Osten; vielleicht sogar Missouri, Jowa und Minnesota. Der neue Westen aber, der eine reichliche Hälfte des Flächenraums der Vereinigten Staaten, wie er vor dem Ankauf von Alaska war, umfaßt, während er jetzt kaum fünf Viertel Millionen weißer Einwohner zählt, geht einer Entwickelung entgegen, welche an Großartigkeit und Schnelligkeit vielleicht sogar die des bisherigen Westens weit zurücklassen wird. Denn die Mineralschätze, welche die Abdachungen der Felsengebirge besitzen, werden die Ansiedelung der bis jetzt fast noch unerforschten Wildnisse auf eine Weise beschleunigen, wie es selbst die reichsten Bodenschätze des fruchtbaren Ohio- und Mississippithales nicht vermochten.

Folgendes ist der Umfang und, nach halbwegs verläßlichen Schätzungen, die gegenwärtige Einwohnerzahl dieses neuen Westens:

| Staaten: | Flächenraum Q.-M. | Einwohnerzahl 1868 | Einwohnerzahl 1869 |
|---|---|---|---|
| Kansas | 11,218 | 107,206 | 300,000 |
| Nebraska | 75,996 | 28,826 | 80,000 |
| Nevada | 112,000 | 6,857 | 53,000 |
| Californien | 188,981 | 379,944 | 380,000 |
| Oregon | 95,271 | 52,465 | 100,000 |
| Territorien: | | | |
| Colorado | 101,500 | 34,277 | 55,000 |
| Dacota | 152,000 | 4,837 | 30,070 |
| Idaho | 90,932 | | 45,000 |
| Montana | 43,779 | | 60,000 |
| Wyoming | 88,000 | | 5,080 |
| Utah | 84,056 | 40,241 | 230,000 |
| Neumexico | 121,201 | 93,516 | 100,000 |
| Arizona | 113,916 | | 25,000 |
| Indianergebiet | 68,891 | 9,761 | 10,000 |
| Washington | 28,994 | 11,594 | 30,000 |
| | 1,585,024 | 799,577 | 1,603,000 |
| Alaska | 577,350 | | 75,000 |

Einschließlich Alaskas haben die Vereinigten Staaten einen Gesammtflächenraum von 3,578,392 Quadratmeilen, so daß also die obengenannten fünf Staaten und Territorien ohne Alaska 51 Procent des Areals der Vereinigten Staaten bilden, wie sie vor 1868 bestanden. — Es sind 75,380 geographische Quadratmeilen, d. h. fast genau so viel, wie der ganze europäische Continent mit Ausnahme von Rußland. Der größte der fünf Staaten, Californien, ist nur um 16,000 englische

Quadratmeilen kleiner als Frankreich (205,671) und um 1700 größer als Spanien (187,288). — Die zwei Staaten Californien und Nevada zusammengenommen sind um ein Viertel größer, als das Gebiet des alten deutschen Bundes war (244,414).

In dem kleinsten Territorium, Washington, hätten die ganze Schweiz (15,284), ganz Dänemark sammt Schleswig-Holstein (21,909), Holland (12,660) und Belgien (11,382) sammt Luxemburg (990) Platz und es blieben noch 7000 Quadratmeilen übrig. — Dacota und Montana zusammen sind noch um einige tausend englische Quadratmeilen größer, als Schweden und Norwegen (293,334); Neumexico und Arizona zusammen um 32,000 englische Quadratmeilen größer, als die ganze europäische Türkei, Colorado allein ist fast so groß, wie ganz Italien (106,452).

---

**Aemterjagd in Washington.** Folgende Liste von Bewerbungen um Aemter unter der neuen Administration mag einen annähernden Begriff davon geben, wie zahlreich das Heer der Aemterjäger gewesen, welches nach dem 4. März die Bundeshauptstadt belagerte. Bewerbungen um Aemter im

| | |
|---|---|
| Schatzdepartement | 8,510 |
| Departement des Innern | 2,170 |
| Postofficedepartement | 17,490 |
| Staatsdepartement | 1,278 |
| Navydepartement | 2,130 |
| Agriculturaldepartement | 320 |
| Attorney-Generals-Office | 1,000 |
| Internal-Revenue-Office | 10,000 |
| Senat und Haus und Supreme Court | 4,500 |
| Gesammtzahl | 48,338. |

Ein Correspondent sagt, daß dies nur ein kleiner Theil der Bewerbungen sei, da die meisten nicht direct an die betreffenden Departements, sondern an die Congreßmitglieder gerichtet worden. Ein ihm bekanntes Mitglied des Repräsentantenhauses habe ein Tausend, Senator Fenton hingegen fünf Tausend Anstellungsgesuche bekommen. Wenn alle Congreßmitglieder so gut bedacht gewesen sind, ergäbe dies die ungeheure Zahl von 300,000! (Newyorker Journal.)

* * *

— Aufgeflogen, verbrannt und gesunken sind vom 17. September 1867 bis zum 1. Mai 1869 eine große Menge von Dampfern auf den westlichen Gewässern der Vereinigten Staaten. Das Blatt „Cincinnati Commercial" hat eine Zusammenstellung der Schäden gegeben. Es sagt: Unsere Liste umfaßt aber nicht einmal ein Drittel sämmtlicher Unglücksfälle, welche in jenem Zeitraume vorgekommen sind, sondern nur die Schiffe, welche total verloren gingen, nämlich: durch Verbrennen 49, gesunken 101, explodirt 14, zusammen 164 mit einem Inhalt von 38,221 Tonnen. Das genannte Blatt führt dann die Namen der einzelnen Schiffe auf.

— Barbarei im Schulwesen. In manchen nordamerikanischen Blättern wird förmlich Sturm gelaufen gegen das Studium des classischen Alterthums, der Humaniora überhaupt; das Erlernen des Lateinischen und Griechischen wird für reine Zeitvergeudung erklärt, welcher ein Ende gemacht werden müsse. Auch Studium der Geschichte, der Kunst, der Philosophie, der Literatur und der Aesthetik sei ganz und gar überflüssig. Nun, an der letztern namentlich zeigt sich im Lande der Rowdies, Shoulderhitters, Plug Uglis &c. allerdings ein empfindlicher Mangel. Aber recht viel Sectendogmatik soll der freie Bürger als Knabe lernen, im Uebrigen soll lediglich der „Standpunkt der Nützlichkeit" im Schul- und Erziehungswesen als berechtigt anerkannt werden. Das zu San Francisco erscheinende „Evening Bulletin" vom 9. Mai erörtert, was zum „Fortkommen in der Welt" brauchbar sei, und schreibt wörtlich: „Wenn es sich herausstellt, daß mit dem Zimmermannshandwerk mehr zu machen ist, als mit dem Lateinischen und Griechischen, so sollen die Elemente des erstern und nicht die des letztern in den Schulen gelehrt werden." Dazu bemerkt der deutsche „California Democrat": „Wir kennen aber noch andere Fächer, mit denen sich unendlich viel mehr verdienen läßt, wie mit einem ehrlichen Handwerk, z. B. der Schwindel in Minenstocks und anderen Werthpapieren; die Kunst, einen vortheilhaften Bankerott zu machen, ohne von den Criminalgesetzen belästigt werden zu können, und andere mehr. Diese Fächer in ein wissenschaftliches System gebracht und für die Jugend faßlich vorgetragen, würde dieselbe ungemein fürs Leben befähigen. Warum sie also nicht in den Lehrplan für unsere öffentlichen Schulen aufnehmen? Tüchtige Lehrer von praktischer Erfahrung würden gewiß gegen Zusicherung guten Gehaltes zu bekommen sein. Warum überhaupt nicht lieber den ganzen Unterricht auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränken und die Jugend unserer Stadt auf die Straße schicken, in die Schule des Lebens. Hier lernt selbst der Dümmste schnell, was zum Fortkommen in der Welt nützlich ist, und Thatsache ist, daß die reichsten Männer in den Vereinigten Staaten sehr geringe Schulbildung hatten."

— Der baptistische Bonze Reverend Henry Ward Beecher — man stößt auf diesen Patron allemal, sobald man ein amerikanisches Blatt in die Hand nimmt — hat nach seiner Predigt über die Moralität des Haarfärbens eine andere gehalten, in welcher der biedere Mann Gottes ausführlich das wichtige geistliche Thema erörtert: „Auf welche Weise kann man den schmackhaftesten Kaffee bereiten?" Der geistliche Herr faßte seine Erfahrungen in folgender Weise zusammen: „Der beste Weg, einen guten Kaffee bereiten zu lernen, ist: man gehe in die vorzüglichsten Gasthäuser, Restaurationen und Kaffeehäuser, dann auch in die Bahnhofsrestaurationen und sehe zu, wie man dort Kaffee macht. Nachher geht man zu Hause und thut wie jene es thun." Jedenfalls war der Text zu dieser Predigt ein harmloser. — Es ereignen sich aber auch noch andere pikante Dinge bei den lieben Yankees auf kirchlichem oder geistlichem Gebiete. So finden wir in der „Tribune" vom 26. Mai Folgendes: „Als in diesen Tagen in Hampshire County, Staat Massachusetts, ein Geistlicher, welchem seine Gemeinde gekündigt hatte, den Ort verließ, verkaufte er seinen Pferdedünger an einen Nachbar. Das wurde von zwei Mitgliedern der Gemeinde für widerrechtlich und anstößig erklärt; sie begaben sich zum Käufer des Düngers und nahmen letztern als Eigenthum der Gemeinde in Beschlag."

— Eine Schule für chinesische Mädchen ist zu San Francisco eröffnet worden. Dieselbe steht unter Leitung einer Frau Cole, welche früher neun Jahre lang in China gelebt hat und mit dem Wesen des chinesischen Volkes vertraut ist. Der Unterricht erstreckt sich zunächst auf Elementarkenntnisse und Erlernung der englischen Sprache für die himmlischen Mädchen mit der weizengelben Haut.

— In der letzten Woche des Mai landeten in San Francisco mehr als 2000 Chinesen.

— Die Bibliothekarstelle der Staatsbibliothek von Michigan wird von einer Frau, Wittwe des Professors Tennent, zu allgemeiner Zufriedenheit versehen.

— Im Staate Texas waren im Mai nicht weniger als 55 Postmeisterstellen mit Frauen besetzt. „Wenn sie auch ein bischen neugierig sein mögen, so haben sie doch den großen Vorzug, daß sie nicht stehlen."

— In Madras, Ostindien, haben jüngst vier Engländer das Christenthum abgeschworen und sind Mohammedaner geworden. Die Missionäre sind außer sich und finden es extremely shocking, daß Leute ihren Glauben ändern!

— Das Ausgabebudget des Königreichs Italien beträgt für 1869 die für jenes Land ganz ungeheure Summe von 1099,693,592 Lire (zu 8 Silbergroschen).

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Theodor Kirchhoff an den Dalles des Columbiastromes.

Herr Kirchhoff, welcher seit einigen Monaten in San Francisco lebt, verweilte, wie die Leser des „Globus“ wissen, in den Jahren 1867 und 1868 längere Zeit in Idaho und in Oregon, und wir haben früher mehrfach anziehende und belehrende Schilderungen aus seiner Feder mitgetheilt. Er ist ein scharfer und verständiger Beobachter und weiß das, was er gesehen, plastisch darzustellen. Wir werden demnächst von ihm eine Schilderung der Kämpfe zwischen Weißen und Indianern geben; sie sind ganz geeignet, das Sachverhältniß anschaulich zu machen, und kommen zu rechter Zeit, weil jetzt eben diese Kämpfe von beiden Theilen mit erneuerter Wuth bis zur Ausrottung geführt werden, und zwar auf einem größern Flächenraume, wie je zuvor.

Heute wollen wir den Reisenden aus Idaho nach den Dalles des Columbiastromes begleiten. Er kam von Osten her über das Grand-Ronde-Thal, welches auf den Karten eingetragen steht. Von dort führen drei Straßen über die Blauen Berge nach dem Columbiastrome; die westlichen Ausgangspunkte bilden die Städte Umatilla, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Columbia, und Walla Walla. Herr Kirchhoff reiste auf der südlichen Straße, Meachams-Straße genannt, welche zumeist der alten Auswandererroute folgt; diese letztere läuft vom Missouri über Fort Hall in Idaho nach dem westlichen Oregon. Die Meacham-Straße hat alle tiefen Thäler glücklich vermieden; sie erreicht, erst dem sanft ansteigenden Thalgrunde des Grand-Ronde-Flusses folgend, bald einen Gebirgsrücken, auf dem sie ohne nennenswerthe Bodenschwierigkeiten das breite Plateau der Blauen Berge überschreitet. Der Reisende möge nun selber erzählen.

„Endlich hatten wir das Ende des Plateaus erreicht, und vor uns lag eine 4 Miles lange, mit schönem, hellgrünem Grase bewachsene geneigte Ebene, deren obern Rand parkähnliche Baumgruppen umschlossen. Das war der Westabhang der Blauen Berge. Es wehete warme Frühlingsluft; es war wie ein Schritt aus dem Winter in den Sommer.

Vor uns breitete sich ein herrliches Panorama aus. Bis zum 50 englische Meilen entfernten Columbia streifte das Auge über eine ungeheure bläulich-grüne Fläche, durch welche sich der Umatillafluß wie ein Silberband hinschlängelte, und 50 Meilen weiter, bis wo die weißen Kegel der Bergriesen des Mount Hood, St. Helens und Rainier wie zierliche Zuckerhüte am Horizonte dastanden. Zahlreiche Pferde weideten an den grünen Abhängen der Blauen Gebirge, das Eigenthum der Umatilla-Indianer, welche am Fuße des Gebirges auf einer ihnen von der Regierung der Vereinigten Staaten angewiesenen Reservation leben und die Künste des Friedens üben, — dort unten, wo die weißen Häuser liegen und der blaue Rauch aus dem Schornstein der ansehnlichsten Wohnung in die Lüfte steigt, ein Zeichen, daß der Wirth unsere Kutsche bereits gesehen hat und uns einen köstlichen Morgenimbiß zubereitet.

Im Galop ging's die ziemlich steil abfallende geneigte Ebene hinab, und ehe wir's gedacht, hielt unser schaumbedecktes Viergespann vor White's Hotel, inmitten der Indianer-Reservation und am Fuße des westlichen Abhanges der glücklich von uns überschrittenen Blauen Gebirge von Oregon *).

Unser Wirth war gleichzeitig Kaufmann und hatte einen Laden im Hotel eingerichtet, aus dem er die an 700 Köpfe starken Umatilla-Indianer mit den nothwendigen Kleidungsstücken und Putzsachen, wie z. B. Wollendecken, Glasperlen, chinesischem Vermillion, buntem Kattun und allerlei Krimskram versorgte und mit ihnen einen einträglichen Handel trieb. Die Indianer verschaffen sich das nöthige Geld durch Pferdezucht und den Verkauf von Pelzwerk. Von der Regierung der Vereinigten Staaten erhalten sie außerdem Jahresgehalte ausgezahlt, bekommen Ackerbaugeräthschaften, Sämereien 2c. geliefert und werden von eigens dazu angestellten Agenten in den Künsten des Friedens unterwiesen. Die Colonie scheint zu gedeihen, und ich hörte nichts zum Nachtheile der Agenten, eine große Seltenheit, da diese Herren sich sonst eben nicht durch Ehrlichkeit auszuzeichnen pflegen und die Indianer gern übervortheilen.

Wir eilten durch eine flache und uninteressante Gegend dem 44 englische Meilen entfernten Columbia zu. Allmälig ward das Land dürr und sandig, und vergilbtes Sage-Gestrüpp trat an die Stelle des grünen Grases. Nur am Umatillafluß, dessen Lauf wir stellenweise folgten, wuchsen Bäume und ward auf einigen Ranches Ackerbau betrieben; sonst war die Gegend eine weite, baumlose Sage-Wüste. Eine Bande von Umatilla-Indianern, welche, in buntem Costüm auf wilden Ponies reitend, rechts von uns eine Herde von Ochsen nach der Reservation trieben, und die uns ab und zu begegnenden Packthierkarawanen gaben auf dieser Stagefahrt von den Blauen Gebirgen nach dem Columbia die einzige nennenswerthe Unterhaltung.

Als wir uns dem Columbia näherten, zeigten sich im Umatillafluß eine Reihe von kleinen Wasserfällen und brau-

*) Es giebt auch ein Blaues Gebirge (blue ridge) im Staate Virginien. A. d. R.

Die große Rinne des Columbiastromes.

sende Stromschnellen. Im Sommer trocknet dieser Fluß fast ganz aus; jetzt aber rauschte er, ein echter Sohn der Berge, schäumend und sprudelnd zwischen Felsblöcken dahin und tummelte lustig seine hellen Schaumwogen. Sechs englische Meilen oberhalb seiner Mündung in den Columbia ist sein Grund goldhaltig, und eine Anzahl von Chinesen sind dort in jedem Frühjahr, so lange der Wasservorrath ausreicht, mit Goldwaschen beschäftigt.

Gegen Mittag sahen wir endlich, nach einer Stagefahrt von 156 englischen Meilen, seit wir die Expreßranch verlassen, die Häuser von Umatilla vor uns liegen, und bald darauf begrüßten wir den breiten Columbia, auf dem soeben ein Dampfer bei der Stadt anlegte, derselbe, welcher uns am folgenden Morgen stromab bringen sollte.

Die Stadt Umatilla zählt etwa 600 Einwohner und ist als Verschiffungsplatz der von San Francisco und Portland nach den Minen des östlichen Oregon, nach Idaho und Montana bestimmten Waarengüter von Bedeutung. Im Frühjahr und Herbst gewährt der Ort ein außerordentlich lebendiges Bild; täglich kommen und gehen lange Züge von Packthieren und Frachtfuhren, und die Straßen sind voll von Maulthiertreibern, Fuhrleuten und Goldjägern. Handel und Wandel stehen alsdann hier in höchster Blüthe, und manche deutsche Handelsstadt von 10,000 Einwohnern möchte Umatilla mit seinen 600 Seelen mit Recht beneiden. Die Stadt liegt sonst in einer so uninteressanten Gegend, wie man sie sich nur denken kann. Ringsum erstrecken sich öde Sandflächen, nur von Sage-Gestrüpp bewachsen, die aller Cultur

Die Dalles am Columbiastrome und der Mount Hood.

unfähig sind. Als windiger Platz ist der Ort in Oregon besonders verrufen. Alle sechs Tage wechselt der Wind in Umatilla. Drei Tage lang jagt er dichte Sandwolken thalab durch die Stadt, treibt den feinen Sand in die Häuser und lagert ihn wie Dünen auf den Trottoirs ab. Dann haben die Einwohner drei Tage lang Zeit zum Aufathmen und zum Reinigen, bis ein noch grimmigerer Wind thalauf denselben Sand wieder durch die Stadt fegt. Bei diesen Winden sollen die Sandwolken Einen fast blind machen, und es nichts Seltenes sein, daß sogar Kieselsteine Einem an den Kopf wehen. Zu meiner Freude lernte ich diese klimatischen Auszeichnungen von Umatilla nur durch Hörensagen kennen und passirte während der windstillen Periode durch die Stadt.

Der Morgen des 19. April fand uns bei schönem Wetter frisch und wohlgemuth auf dem Hinterraddampfer „Tenino" stromabfahrend. Während der nächsten Stunden blieben die Ufer des Columbia flach und uninteressant; allmälig jedoch zeigten sich Felsen an den Ufern, meistens basalt- und trachytartiges Gestein, und als wir uns dem Passe der Dalles näherten, wurden dieselben wildromantisch. Von Ansiedelungen oder Bewohnern sah ich in diesen Wildnissen keine Spur, ein paar elende Indianer-Wigwams abgerechnet, vor denen die in Lumpen gekleideten Herren der Wildniß am Boden kauernd das vorbeirasende Dampfungeheuer dumm angafften.

Als wir uns dem Passe der Dalles, 85 englische Meilen von Umatilla, näherten, wo der Columbia, zwischen hohen zerrissenen Ufern von basaltartigen Laven hinströmend, öfters niedrige Felseninseln bildet und in wildbrausenden Stromschnellen die Fluthen hinwirbelt, gewährte die vor uns gleich-

sam am Ende einer riesigen schwarzen Felsenstraße dastehende Schneepyramide des Mount Hood einen grandiosen Anblick. Durch eins der rothgemalten vorderen Kajütenfenster betrachtet sah der Bergriese wie von einer vulcanischen Eruption beleuchtet aus und führte den Beschauer im Geiste unwillkürlich zurück in die Urzeit, als jener Koloß, eine hochauflodernde Riesenfackel, flammend am Eingange jener felsigen Stromenge dastand und seine blutrothen Lavawogen dampfend durch die lebende Wildniß rollte.

Den Mount Hood hat vor nicht langer Zeit ein trauriges Schicksal betroffen. Seit Oregon den Oregoniern gehört, waren diese stolz auf den alten Bergriesen, als den höchsten Berg in den Vereinigten Staaten, und gaben ihm eine Höhe von 17,000 bis 19,000 Fuß. Jetzt denke man sich den Schrecken der braven Oregonier, insbesondere der Webfeet, welche den Mount Hood als ihr specielles Erbe betrachten, und allen Fremden gegenüber so gern mit dem alten Hood renommiren, als ein gewisser Williamson, Civilingenieur der Vereinigten Staaten, am 23. August im Jahre des Heils 1867 den Berg genau vermaß und ihm eine Höhe von nur 11,225 Fuß über dem Meere gab.

Schon früher hatte man gemunkelt, daß die Höhe des Lieblingsberges aller Oregonier zu hoch angeschlagen sei. Die Californier behaupteten frecher Weise, daß der im Norden ihres Staates liegende 14,400 Fuß hohe Shasta Butte den Mount Hood bedeutend überrage. In Oregon glaubte dieses natürlich kein Mensch und man bedauerte nur die unwissenden Californier. Daß der Mount Hood von seiner stolzen Höhe von 18,316 Fuß nach einer alten Messung plötzlich bis auf 11,225 Fuß herabsteigen mußte, war ein unerträglicher Gedanke, ein nationales Mißgeschick, das Jedermann in Oregon persönlich fühlte. Ein gewisser Congreve (auf den sich auch A. v. Humboldt bei Angabe der Höhe des Mount Hood bezieht) hat die Ehre, den hübschen Rechnungsfehler von 7091 Fuß gemacht zu haben.

Die Webfeet *) glauben immer noch nicht, daß die letzte Messung des Herrn Williamson richtig sei, und Mancher soll sich geäußert haben, daß die auf den Mount Hood neidischen Californier jenen Bergmesser bestochen hätten, um den Liebling aller Oregonier niedriger zu machen als er wirklich sei. Durch die Erwerbung der ehemaligen russischen nordamerikanischen Besitzungen (Territorium Alaska) sind die Amerikaner bekanntlich neuerdings in den Besitz des 17,900 Fuß hohen Mount St. Elias gelangt, des jetzt unbestritten höchsten Berges in Nordamerika, was die Oregonier insofern innig freut, als dem Shasta Butte, dem siegreichen californischen Rivalen ihres Hood, die Ehre genommen worden, der höchste Berg am nördlichen Stillen Ocean zu heißen.

Wäre es möglich, den Mount Hood wieder höher zu machen, so würden die Oregonier dieses sicherlich thun und die nöthige Erde gern in Körben hinaufschleppen. Dieser Vorschlag, der wirklich in Portland gemacht sein soll, kam leider nicht zur Ausführung, und die braven Oregonier müssen sich fortan den Hohn der Californier gern oder ungern gefallen lassen und ihren hübschen Hood halt nehmen, wie der liebe Gott ihn gemacht hat.

Bereits um neun Uhr Vormittags (wir legten die 85 englischen Meilen stromab in fünf Stunden zurück) sahen wir die Speicher und Bahngebäude von Celilo vor uns liegen, am obern Ende der Dalles-Stromschnellen, welche hier in der sogenannten „Teufelsschlucht" alle Schifffahrt auf dem Columbia unmöglich machen, wo uns ein Eisenbahnzug erwartete, der uns nach der 13 englische Meilen entfernten Stadt Dalles (nach den Stromschnellen gewöhnlich The Dalles genannt) bringen sollte, dem Ziele meiner Rundreise von 12,000 Meilen um und durch den nordamerikanischen Continent.

Bald jagte der eiserne Rappe durch den wild zerrissenen Engpaß, dicht hin unter dem schroff aufsteigenden schwarzen Cap Horn. Links, nahe an den wüsten Basalt- und Trachytfelsen, rollten wir donnernd entlang; rechts brauste der schäumende Columbia in zahlreichen Canälen, Stromschnellen und kleinen Wasserfällen durch die wilde „Teufelsschlucht". Dann kamen hohe Sandhügel, wie Dünen am Ufer durch die hier herrschenden heftigen Winde zusammengeweht; Indianer ritten auf Ponies von den Stromschnellen nach der Stadt, mit Salmen beladen, welche sie an den Fällen mit Hakenstangen gefangen hatten.

Weiter jagten wir hin über hohe und bedenklich wackelige lange Holzbrücken, immer nahe unter den Felsen am Ufer des Columbia entlang. Vor uns zeigte sich nochmals die gewaltige Schneepyramide des Mount Hood wie ein alter Bekannter, den aus weiter Ferne in die Heimath zurückkehrenden Wanderer willkommen heißend. Dann kamen die Häuserreihen von Dalles City. Mit Glockengeläute und schrillem Pfeifen des Dampfes jagten wir auf schweren Eisenrädern dröhnend durch die mir bekannte lange Hauptstraße des Ortes, und ich war wieder in meiner alten, neuen Heimath, hier in den Wildnissen von Oregon, am schönen, grünlichen, stolzen Columbiastrom."

*) Ueber die Bedeutung der „Webfeet" (Schwimmfüßler) hat Herr Kirchhoff schon früher („Globus" XI. Lieferung 6. 1867) ausführlich gesprochen. Man bezeichnet insbesondere mit dieser Benennung die Bewohner des Willamettethals im westlichen Oregon, wo es so häufig regnet. Manche derselben sind an den Grand Ronde gekommen, wo sie nun als Webfeet und als Grandrounders bei den Goldgräbern für plumpe Gesellen und Knauser gelten.

---

# Die Beschwichtigung der Meereswellen durch Oel.

Von Dr. Heinrich Birnbaum.

## II.

Die Gebrüder Weber bedienten sich bei ihren Untersuchungen einer sogenannten Wellenrinne, welche ein oben offener, sehr schmaler Glaskasten von verhältnißmäßig viel größerer Länge und Tiefe war, und füllten dieselbe mit Wasser, in welchem Torfkrümelchen von demselben specifischen Gewichte umherschwammen, um daran die innere Bewegung der Flüssigkeit beobachten zu können. Erschütterten sie nun den so gefüllten, horizontal stehenden Kasten in der Richtung seiner Länge durch einen Stoß, so zeigte sich sogleich eine Welle, welche sich bis zur gegenüberstehenden Verticalwand bewegte,

hier zurückgestoßen wurde, und nun zum Anfang wiederkehrte, um die Bewegung aufs Neue durchzuführen. An dem Vor- und Zurückfließen nahmen die Torfpartikelchen wenig oder gar keinen Theil, wir wissen auch schon, daß diese progressive Bewegung gar nicht wirklich existirt, sondern nur Augentäuschung ist. Dagegen zeigten dieselben eine hüpfende Unruhe im Auf- und Niedersteigen, und diese ging von der Oberfläche des Wassers bis tief auf den Boden des Gefäßes. Die ganze Erscheinung erinnerte lebhaft an das Spiel einer in Schwingung gebrachten mäßig gespannten dicken Saite, an der sich das schlangenförmige Vor- und Zurückgehen der Wellen deutlich mit Augen verfolgen läßt, so daß sich hinter einander Berg und Thal und Knotenpunkte bilden, und es zuletzt aussieht, als wenn der gespannte Körper sich an bestimmten Stellen bloß ausdehnt, an den anderen dagegen zusammenzieht. — Wurde der Rinne nach passenden Intervallen ein zweiter, dritter, vierter Stoß beigebracht, so erzeugte jeder eine neue Welle, welche zur Verstärkung der vorhergehenden beitrug, bis zuletzt ein gewaltiges Wogen und Schäumen daraus hervorging. Die so erzeugte, sehr hoch gehende Bewegung wurde indeß gar bald wieder beschwichtigt, wenn die Erschütterung in genau widerstreitenden Intervallen vorgenommen wurde, daß jedesmal das neue Wellensystem da Berg bilden wollte, wo das vorhergehende einem Thale entsprach, und umgekehrt; auch erreichte man diesen Zweck schon merklich, wenn man einen Strohhalm oder schmalen Papierstreifen schwimmend auf die Oberfläche des aufgeregten Wassers brachte, wobei offenbar die vorherrschende Adhäsion an diesen Körper die freie Bewegung der oberen Wassertheilchen behinderte. Das sind Wahrnehmungen, welche die Wasserträger schon lange der unmittelbaren Erfahrung abgelernt haben, denn sie wechseln den Tritt, wenn die Flüssigkeit in ihren Behältern zu unruhig schwankt, oder sie legen ein Holzkreuz oder einen Strohwisch auf die Oberfläche des Wassers.

Die Schwankungen des Wassers in der Wellenrinne wurden von den Gebrüdern Weber auch mit Hülfe emporgesogenen Wassers in einer Glasröhre erzeugt, wobei sich die Oberflächenbewegung um so größer zeigte, je höher das Röhrenwasser über das Niveau emporgezogen war. Das stimmte genau mit Newton's Theorie überein, welcher die gesammte Wellenbewegung auf die pendulirende Bewegung des Wassers in communicirenden Röhren zu bauen versucht hat. Die Gebrüder Weber haben dies Gesetz mit 37 vertical emporragenden Röhren, deren untere Mündung durch einen gemeinschaftlichen horizontalen Röhrengang in Communication stand, auf das Trefflichste bewahrheitet gefunden, waren aber dennoch der Meinung, daß die dabei zu Grunde gelegte Hypothese zu einseitig sei, um alle Fragen ganz befriedigend und ohne Zwang beantworten zu können. Die innere Thätigkeit des freien Wassers, sagten sie, erlange durch diese Annahme allerdings eine wesentliche Vereinfachung, so daß sie sich vortrefflich zu einer mathematischen Untersuchung eigne, aber sie entspräche dennoch der Wirklichkeit nicht, und es sei daher viel besser, dies räthselhafte Phänomen einstweilen noch ohne Theorie zu lassen und sich nur mit dem Einsammeln von Thatsachen zu begnügen. Das ist ein ehrliches, der Beherzigung zu empfehlendes Wort. Machen wir uns daher nur noch mit den wichtigsten ihrer Erfahrungssätze bekannt.

Sie haben gefunden, daß die verticale Aufregung des Wassers in der Rinne bis zu einer Tiefe von 350 Wellenhöhen deutlich wahrzunehmen war; folglich würde eine Bewegung an der Oberfläche des Meeres von 10 Fuß Wellenhöhe in einer Tiefe von 3500 Fuß noch Wirkung hervorbringen müssen. Diese Folgerung stimmt auch genau mit den Erfahrungen der Seefahrer überein, die bei stürmischem Wogengange stets das Trüben des Wassers durch aufgewühlten Meeresgrund wahrgenommen haben. Ebenso suchten sie sich ein sicheres Wissen in Hinsicht der Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Wellen zu verschaffen, konnten aber nur zu einem ungefähren Resultate gelangen. Dies stimmte indeß ebenfalls mit der Erfahrung auf offenem Meere genau überein, so daß im Durchschnitt die Meereswelle in einer Secunde 16 bis 48 Fuß Längenweg zurücklegt. Dabei fehlt es jedoch nicht an Beispielen, wo die Geschwindigkeit noch kleiner als das Minimum und auch noch sehr viel größer als das Maximum war. Da nun von dem mäßigen Seewinde bekannt ist, daß sich derselbe in einer Secunde 10 Fuß fortbewegt, und daß bei heftigen Seestürmen sich die Geschwindigkeit sogar auf 120 Fuß in der Secunde steigern kann, so scheint es eine ziemlich feststehende Sache zu sein, daß die Wellengeschwindigkeit in den meisten Fällen größer ist als die Geschwindigkeit des Windes. Damit erklärt sich denn auch die Richtigkeit der Ansicht der Seefahrer und Küstenbewohner, daß das Herannahen eines Seesturmes sich aus der vorangehenden Unruhe der Meereswellen deutlich erkennen lasse. Obgleich nun die Gebrüder Weber zu der Ueberzeugung gelangten, daß die Geschwindigkeiten zwischen Wind und Wellen nur wenig von einander differirten, so waren sie doch auch der Meinung, daß die Anfangsgeschwindigkeit der Wellen fast immer etwas größer sei als die des Windes. Sie fanden auch, daß die Geschwindigkeit der Wellen mit der Zunahme der Wassertiefe wachse, aber in einem etwas kleinern Verhältniß als diese. Sie verhielt sich z. B. wie 3 zu 4, wenn diese im Verhältniß von 1 zu 2 stand. Daraus folgte als unmittelbare Nothwendigkeit, daß die ebene oder unebene Grundfläche des Meeresbodens einen merklichen Einfluß auf die Oberflächenwellen ausüben müsse, warum über Untiefen der Wogengang höher ist als über dem sogenannten blauen Wasser. Hierüber hat besonders Faraday sehr interessante Erfahrungen eingesammelt.

Doch nun müssen wir wieder zu unserm Hauptthema zurückkehren. Dasselbe ist ebenfalls in den Untersuchungskreis der Gebrüder Weber gezogen, welche die Thatsache nicht einen Augenblick bezweifelten, aber doch auch der Ansicht waren, daß man bemüht sein müsse, dieselbe von aller Uebertreibung und Andichtung gehörig zu reinigen, wie dies schon Franklin gethan habe, dessen Erklärungsgrundlage sie im Wesentlichen zu der ihrigen machten, aber dann noch einige Punkte hinzufügen mußten, welche als Früchte ihrer speciellen Untersuchung anzusehen waren. Sie meinen nämlich den hauptsächlichsten Beschwichtigungsgrund der Wellen durch darüber gegossenes Oel in dem hervorragenden Anhängen der Wassertheilchen an diese dünne Fettdecke gefunden zu haben. Dadurch würden zunächst die adhärirenden obersten Wassertheilchen behindert, sich frei in die Tiefe zu bewegen, welche dann selbst wieder die tiefer gelegenen Theilchen auf ähnliche Weise davon abhielte, ihr elastisches Spiel von auf und nieder frei durchzuführen. Daß aber dieses Auf- und Niedersteigen ein Grundzug aller Wellenbewegung des Wassers sei, hatten sie klar und deutlich an dem der Flüssigkeit beigemengten Torfklein beobachtet. Die Oeldecke könne nun an sich wegen ihrer überwiegenden specifischen Leichtigkeit diese Bewegung nicht mitmachen, verhindere aber auch die an ihr hängenden Wassertheilchen daran, dieselbe durchzuführen u. s. w. Man sieht, die Erklärung ist genau dieselbe, womit man es begreift, daß der Wasserträger die unruhige Bewegung der Flüssigkeit in seinen Behältern durch ein darauf gelegtes Holzkreuz zu beschwichtigen sucht. Und dieselbe paßt noch besser, wenn man hört, daß die Beschwichtigung auch mit einem viel dünnern Material, wie Papier,

Flor, ja sogar mit einem Spinnengewebe, zu erreichen steht. Allerdings erregt sie auch wieder starkes Bedenken dadurch, daß man wenig oder gar keine beruhigende Wirkung im stark bewegten Wasserkübel verspürt haben will, wenn man über die Oberfläche Oel gegossen hatte. Solche Einreden müssen indeß mit viel mehr Behutsamkeit aufgenommen und geprüft werden, als sie gegeben worden sind; und es fehlt in der That auch nicht an Versuchen, welche gerade zu der entgegengesetzten Ansicht geführt haben. Daß das aufs Wasser gebrachte Oel im Stande sei, plötzlich alle Wellen und Schwankungen gänzlich zu vertilgen, hat eigentlich noch Niemand behauptet, sondern es ist immer nur von einem Beschwichtigen, Beruhigen der oberen Kräuselwellen die Rede gewesen. An ein Beseitigen des tiefern und großen Wogenganges konnte natürlich keiner denken, der von der Gewalt dieser Meeresbewegung durch Autopsie eine Vorstellung erhalten hat. Wir erinnern in dieser Hinsicht an die schon oben mitgetheilte Ansicht Franklin's, den wir gerade in diesem Punkte als eine der wichtigsten Autoritäten betrachten können.

Zu den bis jetzt angeführten Erklärungsgründen hat man nun in unseren Tagen noch einen ganz neuen, und wie es scheint sehr wichtigen, hinzuzufügen versucht. Seitdem sich nämlich die großen, von der ganzen Welt bewunderten, scharfsinnigen Denker Thomas Young, Laplace, Gauß mit dem Auffinden der Grundgesetze der Capillarattraction beschäftigt haben, steht unzweifelhaft fest, daß alle Flüssigkeiten und alle daraus entstandenen festen Stoffe an ihrer Oberfläche eine überwiegend größere Dichtigkeit und Zähigkeit besitzen müssen als in ihrem Innern. Und selbst im alltäglichen Leben fehlt es nicht an Erfahrungssätzen, welche dem berühmten Resultate gelehrter Forschungen als populäre Grundlage und Fingerzeig hätten dienen können, und anzuführen wir um so weniger versäumen dürfen, als es hier unmöglich fällt, die tiefsinnigen Wege der höchsten Wissenschaft zu verfolgen. Es ist bekannt, wie man trockene Nähnadeln schwimmend aufs Wasser bringen kann, wie die obere Flüssigkeitsdecke sich dadurch wohl etwas senkt, aber nicht zerreißt, obgleich das Material der Nadel fast achtmal schwerer ist als Wasser. Die Wasserspinnen, die sogenannten Klarmacher der durch Regen getrübten Sümpfe, treiben ihren hübschen Sonnentanz auf der Oberfläche der Flüssigkeit, als wäre dieselbe fest und glatt wie eine Eisbahn; ihre Füßchen sinken nirgends ein, sondern machen nur Beugungen auf der Wasserdecke, welche von der Gesammtlast ihres Körpers herrühren. Wir empfinden es sehr schmerzhaft, wenn wir mit der flachen Hand kräftig aufs Wasser schlagen, und wissen es recht gut, daß dieses von dem überwiegend festen Zusammenhange des Elementes an seiner Oberfläche herrührt. Man hat es daher schon lange zu einer Hauptregel für Badende gemacht, nicht flach ins Wasser zu springen, und unterstützt dieselbe mit den warnenden Beispielen, wo Unvorsichtige durch das Zerreißen des Unterleibes sogar das Leben eingebüßt haben. Das sogenannte Jungfernwerfen und noch mehr das Zurückprallen der Büchsenkugeln und sogar Kanonenkugeln, welche unter einem sehr spitzen Winkel auf die Oberfläche des Wassers geschossen sind, kann hier ebenfalls beispielsweise angeführt werden, obgleich dabei mehr noch die hervorragende Elasticität des Wassers als die überwiegende Dichtigkeit seiner Oberfläche als Ursache anzusehen ist; denn es fehlt hierbei selten das Umherspritzen des Wassers, welches immer auf ein Zerreißen der Oberfläche deutet. Die wissenschaftlichen Untersuchungen haben nun ergeben, daß ohne Ausnahme alle Flüssigkeiten in ihren Ober- und Grenzflächen eine starke Verdichtung und eine hierdurch veranlaßte überwiegende Zähigkeit besitzen. Namentlich wird auch das Oel von dieser Eigenschaft nicht ausgeschlossen. Ist dies aber wahr, so muß bei der Verbreitung des Oels auf Wasser die vermehrte Oberflächendichtigkeit noch um ein Bedeutendes vergrößert werden, weil dadurch nicht bloß eine, sondern drei Oberflächengrenzen erzeugt werden und sich dicht über einander lagern, denn die eine gehört dem Wasser und die beiden anderen der darüber ausgebreiteten Oelhaut in ihrer untern und obern Begrenzung an. Offenbar liegt in diesem verdreifachten Zuwachse der Oberflächendichte ein ebenso viel mal gesteigertes Hinderniß zum Zerreißen der Flüssigkeitsdecke, also auch ein sehr wichtiger Grund zur Milderung und gänzlichen Beseitigung der schäumenden Brandung der Wogen. Damit kommen wir nun aber gerade auf einen Punkt, der vielfach bezweifelt worden ist und dennoch auf Wahrheit beruht, wie uns selbst seekundige Naturforscher versichern, daß sie demselben als eine fest begründete Thatsache Glauben schenken müssen. So sagt z. B. der berühmte dänische Gelehrte Hans Oersted: „Doch nicht bloß schwache Wellen, sondern auch hoher Seegang und starke Brandungen können durch eine geringe Menge ausgegossenen Oeles in dem Grade gemildert werden, daß Schiffe oftmals dadurch gerettet worden sind."

Aus unserer Untersuchung geht also klar hervor, daß der betreffende Gegenstand in der Wirklichkeit als Thatsache fest begründet ist, daß derselbe aber in Hinsicht einer vollkommen genügenden Erklärung noch einige Wünsche unbefriedigt läßt, weil man weder in der Theorie der Wellen des Meeres schon ein ganz zuverlässiges Wissen, noch in der Praxis eine ausreichende Erfahrung eingesammelt hat. Da aber an der hohen praktischen Bedeutung des Ganzen nicht gezweifelt werden kann, so darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch für das Herbeischaffen des Fehlenden bald Sorge getragen werden wird.

---

# Die Reisen des deutschen Naturforschers Gustav Wallis in Südamerika.

Wir haben auf unsern Wunsch von Herrn Gustav Wallis aus Detmold eine kurze Skizze über die von ihm unternommenen Reisen erhalten. Er hat ein ungemein ausgedehntes Gebiet erforscht während seiner vierzehnjährigen Wanderung. Leider vermissen wir in der folgenden Mittheilung manche Jahresdaten; es ist uns nur bekannt, daß er fünf Jahre lang manche Provinzen Brasiliens durchforschte, bevor er andere Regionen Südamerikas besuchte. Er schreibt:

„Frühere Reisen in Brasilien erstreckten sich auf die südlichen Provinzen Santa Catharina, Parana, San Paulo, Minaes Geraes und Rio de Janeiro. Von der brasilianischen Hauptstadt ausgehend, trat ich dann 1860 die letzte große Reise in die äquatorialen Gegenden Südamerikas an, welche bis Ausgang 1868, also fast neun Jahre hindurch, währte, und auf welcher ich die pflanzliche Durchforschung des Amazonenstromes mir zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Als ich an diesem Strome angelangt war, fürchtete ich anfangs, daß gegenüber der Pracht

und Fülle der Vegetation und der Großartigkeit des, ich möchte sagen oceanischen Gewässers alle die mächtigen Eindrücke der früher in mir aufgenommenen Bilder Brasiliens an Kraft verlieren würden, und das mit einigem Rechte. Kurze Worte gestatten nicht, auch nur im Entferntesten die Eindrücke und Erlebnisse wiederzugeben, welcher ich dann während langer Jahre in dem an Naturgenüssen so reichen Gebiete mich erfreuete.

Von Para aus, der untern Hauptstadt des Amazonas und so recht dessen Stapelplatz, befuhr ich diesen Riesenstrom etliche sechs Mal bald hierhin bald dorthin auf seinem unendlich langen Laufe; auch lenkte ich oft in die Nebenflüsse ein, um das Innere auf möglichst weiten Entfernungen zu bereisen. So z. B. befuhr ich den Rio Negro und den Rio Branco bis ins britische Guyana hinein, wo ich die Curareschlingpflanze fand, aus der das berühmte indianische Pfeilgift bereitet wird; dann auch den Tolubalsam und das interessante Schildkrotholz.

Eine andere Excursion größern Umfanges ward, auf entgegengesetzter Seite, auf dem Purusstrom unternommen, die allerdings nicht gefahrlos war, aber mir doch reichen Genuß und wissenschaftliche Ausbeute gewährte. Eine Menge bis dahin unbekannter Indianerstämme wohnen an diesem noch so wenig berührten Flusse, darunter auch die gefleckten, in schwimmenden Hütten lebenden Paumarys*).

Den Purus verfolgte ich bis über die bolivianische Grenze hinaus. Als weitere specielle Ausflüge muß noch die Bereisung des Madeira-, des Tapajoz-, des Tocantins- sowie auch die des Farostromes genannt werden; letzterer ist durch die auf seine Ufer verwiesene Amazonensage bekannt. Im Sommer 1864 schiffte ich mich auf einem peruanischen Kriegsdampfer ein, um den westlichen Abhängen der Cordilleren zuzusteuern. Man befährt den Amazonenstrom bekanntlich mit Dampfern auf einer Strecke von etwa 700 geographischen Meilen bis zur Einmündung des Huallaga und auf diesem bis Yurimaguas, einem kleinen Orte, der den vom peruanischen Gebirge kommenden Gütern und Reisenden als Einschiffungsplatz dient. Von hier, wo ich einen Nachen bestieg, fuhr ich über den Paranapura und den Cachyacufluß nach Balsapuerto, welche Bezeichnung so viel wie „Floßhafen" bedeutet, weil hier für die nach Osten Reisenden die Wasserfahrt beginnt, die vor Einführung der Dampfer auf Flößen (Balsas) bewerkstelligt zu werden pflegte; aber auch noch jetzt, wenn nicht ein Dampfboot bereit liegt, bis Tabatinga hinunter (an der brasilianischen Grenze) stattfindet.

Nun begann eine eigenthümliche, aber doch höchst interessante Reise, die Ersteigung der Cordilleren, an deren Fuße wir das besagte Dorf Balsapuerto zur letzten Ausrüstung benutzten; als vorläufiges Ziel war, wie das gewöhnlich für diesen Uebergang der Fall ist, Moyobamba gewählt, die erste größere peruanische Stadt von einiger Bedeutung, nachdem wir schon an 300 Meilen in dieser Republik von der brasilianischen Grenzfestung Tabatinga her zurückgelegt hatten. Außer all den Genüssen, die eine so großartige romantische Natur nur bieten kann, lag für mich in dieser Gebirgsreise noch ein ganz besonderer, längst ersehnter Reiz: der Wechsel des Klimas. Ein langer, zehn Jahre dauernder Aufenthalt in den warmen Tropenstrichen unter beständigen Strapazen und Gefahren läßt einen solchen Wunsch allerdings gerechtfertigt erscheinen. Die etwa 15,000 Einwohner zählende Stadt hat einen gewissen Ruf, im Lande wie auch auswärts, durch ihre im Großen betriebene Strohhutfabrikation, deren Erzeugnisse auch nach Europa ihren Absatz finden. Allgemein hat sich in der Welt für das von dort kommende Fabrikat die Bezeichnung „Panama- und Chilehut" eingebürgert, aus dem einfachen Grunde, weil es von jeher über diese Länder exportirt wurde; in Wahrheit aber ist ein solcher für die Ausfuhr nach Europa bestimmter Hut wohl noch nie weder in Panama noch in Chile verfertigt worden.

Die gewöhnliche Route der Reisenden von Moyobamba nach dem Stillen Ocean führt auf möglichst kurzem Wege über Chachapoyas, einer Stadt von etwa 20,000 Einwohnern, und Cajamarca nach dem an der Küste liegenden Städtchen Trujillo, in dessen Nähe die von Callao (Lima) und von Panama kommenden Dampfer vor Anker gehen und den Weitertransport schnell vermitteln. Da ich es jedoch vorzog, weniger betretene Richtungen zu verfolgen, so entschied ich mich zu einem weiten Umwege über Jaen de Bracamoros und Huancabamba, und hatte dann bei der noch sieben Tage entfernt liegenden Stadt Payta, die auch eine Dampfschiffstation bildet, die freudige Genugthuung, die Wogen des Stillen Oceans mir entgegenleuchten zu sehen, nachdem ich vor genau einem Jahre, an demselben Jahres-

*) Herr Wallis schreibt Paumarys; es sind aber die Pamauiris gemeint, d. h. die Pama-Männer, Leute, welche die Pama essen, eine rothe, süßlich-saure Beere, der Cornelkirsche ähnlich, welche einer noch unbeschriebenen Artocarpeengattung (Edoagria) angehört und deren Gebüsche an den Gewässern jener Gegend häufig sind. Das Wort Pama bedeutet aber auch einige andere Beerenfrüchte.

Die Pamauiris werden von den Brasilianern Puru-Purus genannt; das Wort ist verderbt aus piro-poru, von pirera-poroc, was so viel heißt als: die Haut schlägt aus; diesen Namen: die Schäbigen, wie man auf Deutsch sagen könnte, portugiesisch Foveiros, haben sie von einer endemischen Hautaffection erhalten, und der Name ist auf den Fluß übertragen worden. Sehr häufig findet man bei diesen amphibischen Indianern die ganze Hautoberfläche mit unregelmäßigen, bald vereinzelten, bald zusammenfließenden, beim Anfühlen etwas härtlichen Flecken übersäet. Diese seltsame Anomalie, welche jedoch auch bei den übrigen Anwohnern gefunden wird, sollen sie, wie es heißt, selber als Kennzeichen ihrer Horde betrachten. Sie verzieren sich übrigens den Nasenknorpel mit einem Rohrstückchen, durchbohren manchmal auch Lippen und Ohrlappen, bemalen sich bei festlichen Gelegenheiten mit weißer Farbe vom Thon der Flußufer; sie schmieren sich manchmal mit dem Fette des Krokodils ein und geben sich dadurch einen widrigen Moschusgeruch. Wenigstens einmal im Jahre, im letzten Viertel und Neumond, fasten sie längere Zeit so streng, daß sie nur ein wenig Fisch essen und sich bis zur Schwäche aushungern. Gegen den Hunger tragen sie manchmal einen Bastgürtel. Es wird behauptet, daß ihr seltsames Hautleiden, welchem sie übrigens keine Einwirkung auf ihr sonstiges Befinden zuschreiben, ansteckend sei. Herr v. Martius hat in seinem Werke: Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens, Leipzig, Fr. Fleischer, 1867, S. 419, specielle Bemerkungen über diese pathologische Erscheinung aus eigener Beobachtung; bei der besondern Wichtigkeit, welche das Hautorgan für anthropologische Untersuchung über die Racenunterschiede hat, hielt er es für angemessen, dieser Affection specieller zu erwähnen; wir begnügen uns hier, die darauf bezügliche Stelle angeführt zu haben.

Jene Hautkrankheit ist Ursache, daß der Purus in dem Rufe steht, ungesund zu sein. Es wäre zu wünschen, daß Herr Wallis über den Gegenstand sich äußerte; von Chandleß, welcher den Purus später erforschte, werden wir hoffentlich Näheres erfahren, wenn er mit seinem Reisewerke hervortritt. Martius macht noch folgende Bemerkungen: „Fast scheint es, als räche sich die Natur gerade durch Krankheiten desjenigen Organs, an welchem der Indianer am meisten künstelt, an der Haut, welche er durch die schmerzhafte Operation des Tättowirens und durch von Jugend auf fortgesetzte Bemalung: gelb mit Urucu, roth mit Carajuru, blau mit Giffus und Genipapo, schwarz mit Maenen ꝛc., durch Einreiben mit thierischen Fetten, Beschmieren mit Schlamm, Schlafen im Sande ꝛc., in ihrer Entwickelung und in ihren Verrichtungen stört. Es scheint, daß die Purupuru in dem ungesunden Tieflande des untern Purus schon seit einigen Jahrhunderten hin und her schwärmen und immer nur geringen Verkehr mit anderen Horden unterhielten. Nur selten treiben sie etwas Landbau; die meisten schwärmen als Fischer und Jäger umher und bauen dann nicht einmal eine eigentliche Hütte, sondern nur ein nischenförmiges Blatt aus Palmblättern, das kaum den ganzen Leib vor dem Nachtthaue schützt und weder für das Feuer noch für die Hängematte aus Baumrinde Raum hat." A.

tage und zu derselben Stunde, die Gestade des Atlantischen Oceans zum Zweck dieser großen transcontinentalen Reise verlassen.

Diese soeben angedeutete, durch mancherlei Unfälle sehr erschwerte Landreise von Balsapuerto über die Cordilleren hinweg schließt die verschiedensten Transportarten in sich. Ging's erst vom Dampfer in die schwankenden Canoes, so ist man, diese verlassend, auf seine eigenen Füße angewiesen, wenn man nicht vorzieht, seiner Person wegen aus dem armen Indianer ein Lastthier zu machen, dessen Rücken sich die Schwächeren, besonders Frauen und Kinder, in einem Stuhle anvertrauen, ein Transport, der — für die Strecke von Balsapuerto bis Moyobamba — je nach dem Stande des Wetters und der Wege 4 bis 6 Tage erfordert. Etliche dreißig Male müssen Flüsse und Bäche überschritten werden, wobei man oft bis zur Brust in hart- und kaltströmendem Wasser watet. Auch stellt sich dem Wanderer an einer romantischen Stelle im Walde eine hohe „Leiter" in den Weg, die erstiegen sein muß, wenn man auf ein höheres Plateau gelangen will. Dann steigt man bei Moyobamba in den Sattel, wozu man sich am besten der Maulthiere bedient. Noch ist aber der Ritt wegen der holperigen, mehrfach in die Felsen einschneidenden Wege sehr unsicher, und man hat daher nicht allein wiederholt zu Fuße nebenher zu gehen, sondern muß noch froh sein, wenn man nicht genöthigt ist, Hand anzulegen, um einem etwa gestürzten oder in den Schlamm versunkenen Pegasus wieder aufzuhelfen. Die Lastthiere tragen dort nur einen einzigen Koffer, der quer über dem Rücken befestigt aufliegt, anstatt wie später zwei, deren je einer an den beiden Seiten herabhängt. Von Chachapoyas trabt sich's schon besser auf gebahnteren Wegen, wiewohl auch diese noch viel zu wünschen übrig lassen.

Kurz vor Jaen de Bracamoros gelangte ich wieder an den Amazonenstrom, der, ein alter Bekannter, mir aber hier unkenntlich geworden war; denn in jugendlicher frischer Gestalt bricht er sich wild und tosend seine Bahn, um bald darauf durch ein Felsenthor, den Pongo de Manseriche (sprich Manseritsche), sich hindurchzuzwängen und in die weite freie Ebene einzudringen, die er dann ohne Unterbrechung in ruhigerm Zuge und in sanften Windungen durchschneidet.

Die Dauer des Gebirgsübertritts läßt sich auf 25 bis 30 Tage anschlagen, wenn überall Thiere zum Weitertransport bereit stehen. Da dies aber selten der Fall ist und auch außerdem der unausgesetzte Ritt zu ermüdend wirkt, so thut man wohl, bei den Uebergängen auf das Doppelte der Zeit zu rechnen.

In dem Hafen der Stadt Payta bestieg ich den von Callao kommenden Dampfer, um über Guayaquil nach Quito mich zu begeben. Kleine Dampfboote auf dem Flusse vor letzterer reizend gelegenen Stadt, der Perle Ecuadors, nehmen Passagiere und Güter auf, um dieselben schnell nach Babahoyo zu befördern, wo die Reise zu Lande und zwar wieder auf den störrigen Maulthieren fortgesetzt wird. Nach drei Tagen erreicht man das in frischer gesunder Höhe liegende Städtchen Guaranda, wo mir zum ersten Mal der Anblick ganzer Herden von Llamas (sprich Liamas) zu Theil wurde, die hier allsonntäglich Waaren zu Markte bringen. Mehr noch als dies mußte mich das erhabene Schauspiel des Chimborasso fesseln, der sich wie im Feierkleide nicht fern von Guaranda in die Wolken aufbaut. Ueber seine breite Flanke hin führt der Weg allmälig zu den Annehmlichkeiten der fröstelnden Höhe von 14,000 Fuß, so hoch ist nämlich der Paß. Dann aber geht es rasch wieder abwärts, durch anmuthige Gegenden nach den Städten Ambato, Latacunga und an dem so übel berüchtigten Cotopaxi-Vulcane vorbei.

In der Hauptstadt Quito begann ich nach langer, langer Pause einmal wieder ernstlich mit den botanischen Forschungen, um derenwillen ich die weite Reise nach dem „Pacifico" unternommen hatte. Die Stadt selbst bietet außer der für südamerikanische Länder allerdings bedeutenden Größe (— sie soll an 50,000 Einwohner haben —) und ihren historischen Erinnerungen wenig Anziehendes.

Nach beendigten Streifzügen begab ich mich, um die eingesammelten Pflanzen nach Europa zu verschiffen, von Quito wieder nach Guayaquil. Ich wollte von dort aus auch das ostwärts liegende Innere der ecuadorianischen Republik durchwandern. Die in 7000 Fuß Höhe liegende Stadt Loja nahm ich zum Centralpunkte verschiedener Excursionen, überschritt später den dahinter befindlichen Hauptgebirgskamm, zum Zamorastrom hinunter, wo ich auf Kähnen abwärts fuhr und bis zu einer Indianermission Namens Gualaquiza gelangte. Ich unternahm diese abenteuerliche Fahrt, trotz der Drohungen der Zamorasindianer, in der Absicht, wo möglich auf diesem Wege bis zum berühmten Pongo de Manseriche vorzudringen.

Die Unlust und die Unzuverlässigkeit der Indianer überhaupt zwangen, diesen Plan aufzugeben, und so eilte ich, um aus den unwirthbaren Winkeln wieder unter gesittete Menschen zu kommen, über Cuenca, Naranjal nach Guayaquil zurück.

Andere Excursionen übergehe ich der Kürze halber. Ein Seedampfer brachte mich nach Panama, von wo ich über Buenaventura in das Caucathal ging, ein warmes aber heiteres, gesundes Thal, das mir mit seinen reichen Naturgenüssen und den lieben gastfreundlichen Bewohnern nie aus der Erinnerung schwinden wird. Die dort eingesammelten Pflanzen brachte ich selber nach Panama, von wo sie verschifft werden sollten. Dann ging ich nach Chiriqui, dem äußersten nördlichen Departement der Republik Neugranada, das an Costa Rica grenzt. Ich durchforschte die Umgebungen des sogenannten Chiriqui-Vulcans, der, beiläufig gesagt, auf der schmalen Enge sich bis über 9000 Fuß erhebt, und bis oben hinauf mit kräftiger Waldung bestanden ist.

Hiermit sollten eigentlich meine südamerikanischen Reisen beendet werden, und ich beschloß, nach Europa zurückzukehren. Als jedoch eine werthvolle Sendung auf dem Transporte verunglückte, zog ich es vor, noch ein Jahr lang in Amerika thätig zu sein. Ueber den Isthmus von Panama fuhr ich nach Colon (Aspinwall), um mit dem französischen Seedampfer nach Santa Martha zu gelangen, in der Absicht, von hier die Ersteigung der Sierra Nevada zu unternehmen. Alle diese Orte gehören noch der Republik Neugranada an oder, wie sie neuerdings officiell genannt wird, den Estados unidos de Colombia.

Als ich aus dem Innern an die Küste nach Santa Martha zurückgekehrt war, wandte ich mich dem Magdalenenstrome zu, um dessen obere Provinzen oder vielmehr „Staaten" zu bereisen. Flüchtig gedenke ich hier nur einer Reise, die mich von Baranquilla, dem untern Stationsplatze des Magdalenenstromes, hinauf nach Honda und weiter zu Lande nach Bogota, der Metropole der Republik, brachte. Die Fahrt nach Honda hinauf erfordert verhältnißmäßig lange Dauer für die nur 75 Meilen betragende Strecke. Das Zeitmaß von acht Tagen könnte auf fünf bis sechs reducirt werden, wenn nicht das nach oben stets seichter werdende Gewässer ein Stillliegen während der Nächte nothwendig machte. Von Honda, in dessen Nähe auch das durch seinen Tabak weitberühmte Städtchen Ambalema liegt, hat man noch einen dreitägigen Ritt zu machen, um die Hauptstadt zu erreichen.

Santa Fé de Bogota, so ist der volle Name, bot mir insofern einen Anziehungspunkt, als ich diese Stadt nun in Parallele mit dem mir schon bekannten Quito bringen konnte.

Beide bilden Hauptstädte ihres respectiven Reiches; beide liegen in ziemlich gleicher Höhe von circa 10,000 Fuß; beide endlich haben so ziemlich dieselbe Einwohnerzahl, welche bei der stets mangelhaften statistischen Zählung von Ausländern auf 50,000 bis 60,000 abgeschätzt werden kann. Höchst ungleich aber haben sich diese Schwesterstädte entwickelt, und wenn Bogota auf höherer Stufe der Intelligenz steht, so verdankt die Republik das fast einzig den Bestrebungen des „Gran Jeneral" Thomas Mosquera, welcher als Präsident wiederholt die Geschicke seines Landes leitete und mehrmals vertrieben wurde, um dann bald wieder zu erscheinen.

Mein Beruf lockte mich bald wieder hinaus in die ewig grünen Wälder, in die Umgebungen Cipaquiras und Pachos; ersteres ist durch große Salzlager und letzteres durch ein von Nordamerikanern geleitetes Eisenwerk bekannt.

Immer mehr gelangte ich auf meinen Reisen zu der Ueberzeugung, daß unter all den von mir bereisten Ländern wohl keines größere Schätze im Schooße der Natur berge, als eben diese Republik Colombien. Dem reichen Erdinnern entspricht durchaus die alle Klimate repräsentirende kräftige Vegetation. Alle edlen Metalle, Eisen, Gold, Silber, Kupfer, große Kohlen-, Stein- und Salzlager, Smaragden, Perlen rc., bergen Reichthümer, von denen selbst die Regierung keine Ahnung hat; sie auszubeuten wird gern den Ausländern anheimgegeben.

Mein letztes Explorationsfeld war der Staat Antioquia. Ihn durchwanderte ich und kam dann wieder in das liebe unvergeßliche Caucathal. Es wurde mir indeß in jenem Staate eine bittere Bescherung zu Theil. Alles, was man in den Mund steckt, ist bitter, weil von bitterm, mit Jod gemengtem Salze getrübt. Jede Speise, Brot und Eier sogar, werden Einem durch die Zuthat des doch einmal unentbehrlichen Salzes verleidet. Wer sich darüber verwundert, muß sich noch gefallen lassen, ausgelacht zu werden, und wird als ein Sonderling betrachtet. Man kennt in dem Lande kein anderes Salz, und selbst wenn besseres zu haben wäre, würde man doch immer wieder zu dem bittern greifen, weil dem Genusse desselben wegen seines Jodgehaltes außerordentliche Heilkräfte zugeschrieben werden. So ist es z. B. anerkanntes Factum, daß in den Districten, wo bitteres Salz consumirt wird, die traurige Kropfkrankheit nicht existirt.

Ich schiffte mich im Hafen von Santa Martha auf einem Dampfer der „transatlantischen Gesellschaft" ein und kam über Martinique nach Europa zurück.

---

# Geologische Altersberechnungen des Menschengeschlechts und ihr Werth.

Von **Hermann J. Klein.**

## II.

Es ist eine heute nicht mehr zu bestreitende Thatsache, daß gewisse Theile der Erdoberfläche, die sich gegenwärtig eines gemäßigten Klimas erfreuen, voreinst eine Periode größerer Kälte durchgemacht haben, der man mehr oder weniger bezeichnend den Namen der „Eiszeit" beigelegt hat. Einigen Geologen zufolge sollen sogar mehrere Eiszeiten stattgefunden haben. So nimmt z. B. Morlot an, daß in der Schweiz die früheste Eisperiode der Ablagerung des ältesten Diluviums voraufging, und eine zweite, minder bedeutende, jener Ablagerung folgte. Man weiß gegenwärtig, daß damals die schottländischen und skandinavischen Gebirge, der Harz, die Vogesen, die Pyrenäen und die Alpen von wahrhaft ungeheuren Gletschern bedeckt waren; die neuesten Forschungen haben aber auch gezeigt, daß der Mensch Zeitgenosse der Eiszeit war, daß er den beträchtlichen Temperaturwechsel, der seitdem eintrat, und das Aussterben vieler Riesenthiere, des Mammuth und Mastodon, des Höhlenbären und der Höhlenhyäne, überdauert hat. Aus allen diesen Thatsachen hat man nun rückwärts Schlüsse auf das chronologische Alter der Menschheit gezogen, bei denen, wie wir sogleich sehen werden, allerdings das Zeitelement in sehr verschwenderischer Weise zur Anwendung kommt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Mensch nur sehr wenig älter sei, als seine uns überlieferte älteste Geschichte; aber eben so wenig wahrscheinlich sind die Zahlen, welche man für die Dauer seiner Existenz aus dem Alter der Eiszeit hat berechnen wollen. Adhémar, James Croll und Stockwell sind diejenigen Forscher, welche geglaubt haben, mit astronomischen Daten der Unzulänglichkeit der Geologie behufs chronologischer Bestimmungen nach Jahren und Jahrhunderten ergänzend zu Hülfe eilen zu können.

Die Arbeiten des Erstgenannten datiren schon aus den vierziger Jahren, haben damals ein bedeutendes Aufsehen erregt und werden gegenwärtig noch häufig benutzt, obgleich die Astronomen, denen doch hier allein ein maßgebendes Urtheil zusteht, längst von ihrer Unrichtigkeit überzeugt sind. Die Thatsachen, von denen Adhémar ausgeht, sind folgende.

Die große Achse der Erdbahn oder die sogenannte Absidenlinie besitzt eine fortschreitende Bewegung im Raume der Art, daß sie innerhalb eines Zeitraumes von etwa 21,000 Jahren einmal den ganzen Himmel umläuft. Gegenwärtig fällt die Zeit der Sonnennähe unserer Erde in den Anfang des Januar, und der Ort derselben, die sogenannte Länge des Perihels, liegt am Himmel auf der Ekliptik in 100° 42′ Winkelabstand vom Frühlingspunkte. In den ersten Tagen des Juli steht unser Planet 600,000 bis 700,000 Meilen weiter von der Sonne in seinem Aphelium. Diese Verhältnisse werden sich im Laufe der Jahrtausende umkehren, die Erde wird Anfangs Juli der Sonne am nächsten stehen und sich in den ersten Tagen des Januar in ihrem größten Abstande von der Sonne befinden. Man weiß, daß sich die Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn nach einem bestimmten Gesetze mit der Entfernung von der Sonne ändert; in kleinster Entfernung ist sie am größten, in größter Entfernung am geringsten. Gegenwärtig, wo sich die Erde während des Sommers der Nordhemisphäre im größten Abstande von der Sonne befindet, bewegt sie sich zu dieser Zeit am langsamsten, und in Folge dessen dauert das Sommerhalbjahr für unsere Halbkugel 7 bis 8 Tage länger als das Winterhalbjahr. Die südliche Erdhälfte hat ihren Winter, wenn wir Sommer haben, und umgekehrt, daher dauert dort der Winter 7 bis 8 Tage länger als der Sommer. Nach 10,000 bis 11,000 Jahren müssen sich diese Verhältnisse

ebenfalls umkehren, unser Sommerhalbjahr wird 7 bis 8 Tage kürzer als unser Winterhalbjahr, und für die südliche Erdhalbkugel tritt das Entgegengesetzte ein. Das sind die Thatsachen, so weit sie wissenschaftlich begründet erscheinen. Sehen wir jetzt zu, was Adhémar damit anfängt.

Nach seiner Meinung wird der strengere Winter der einen Erdhälfte ein so beträchtliches Anwachsen des Eises in der betreffenden Polarregion erzeugen, daß hierdurch der Schwerpunkt der Erde nach jenem Pole hin verrückt wird. Neue Wassermassen strömen hinzu, gefrieren ebenfalls und begünstigen die Verschiebung des Schwerpunktes der Erde noch mehr, bis die Periode ihr Ende erreicht hat und der entgegengesetzte Pol in die Epoche seiner längeren Winter eintritt. Nach Adhémar fiel die Zeit des ungünstigsten Standes für die südliche Halbkugel der Erde in das Jahr 1248; damals befand sich also die Nordhälfte im Zenith ihrer Sonnenerwärmung. Seitdem sind für uns Herbst und Winter an Dauer gewachsen und werden zunehmen bis gegen Ende des zwölften Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Diese Epoche wird nach Adhémar der Höhepunkt der nächsten Eiszeit sein, wie das Jahr 9250 vor Christus nach demselben Forscher der Höhepunkt der letztvergangenen Eiszeit war. Adhémar hat es auch versucht, geschichtliche Beispiele für seine Behauptung beizubringen, daß im Jahre 1248 die nördliche Halbkugel unserer Erde sich der größten Sonnenwärme erfreute; hauptsächlich recurrirt er dabei auf den damaligen blühenden Zustand von Island und eines Theiles von Grönland. Mag es sich hiermit verhalten, wie es immer wolle, so viel ist sicher, daß das Hauptmoment der Adhémar'schen Hypothese, nämlich die Schwerpunktverschiebung der Erde, eine Chimäre ist. Es läßt sich nämlich auf mathematischem Wege mit Evidenz nachweisen, daß, um den Schwerpunkt der Erde einige hundert Meter in der Richtung nach einem Pole hin zu verschieben, an demselben Pole sich eine Eiscalotte anhäufen müßte, welche bei entsprechender Fläche eine Höhe von ein paar hundert Meilen erreichen müßte. Nun sind aber gegenwärtig kaum 600 Jahre verflossen, seit der Südpol nach Adhémar mitten in seiner Eiszeit steckte; aber von einer Eisschicht, wie sie Adhémar's Theorie verlangt, ist nichts dort zu sehen. Der Grund, weshalb in der südlichen Hemisphäre die Eismassen sich dem Aequator mehr nähern als in der nördlichen, ist lediglich dem feuchtern, oceanischen Klima jener Erdhälfte zuzuschreiben.

James Croll hat eingesehen, daß die Adhémar'sche Hypothese nicht genügt, die Erscheinungen der Eiszeit zu erklären, er hat derselben daher einen Zusatz gegeben, der sich auf die Veränderungen der Excentricität der Erdbahn bezieht. Diese Veränderungen gehen ungemein langsam vor sich und bleiben beständig innerhalb ziemlich enger Grenzen eingeschlossen. Nach Leverrier beträgt das Maximum der Excentricität 0,0778. Im Jahre 1800 betrug die Excentricität 0,01679207 oder etwa $^1/_{60}$ der halben großen Achse der Erdbahn; im Jahre 20,000 wird sie ihren kleinsten Werth 0,00275 erreichen oder etwa sechsmal geringer sein als gegenwärtig. Auf Veranlassung von Sir Charles Lyell hat E. J. Stone eine Berechnung der Werthe der Excentricität der Erdbahn innerhalb der letzten 230,000 Jahre ausgeführt, deren Resultat folgende kleine Tafel enthält.

| Epoche. | Werth der Excentricität. |
|---|---|
| Vor 170,065 Jahren . . . . | 0,0437 |
| „ 180,065 „ . . . . | 0,0476 |
| „ 190,065 „ . . . . | 0,0532 |
| „ 200,065 „ . . . . | 0,0569 |
| „ 210,065 „ . . . . | 0,0575 |
| „ 220,065 „ . . . . | 0,0497 |
| „ 230,065 „ . . . . | 0,0477 |

Das Maximum der Excentricität wäre demnach vor 210,065 Jahren eingetreten und Stone meint daher, daß sich diese Epoche als geologisch interessant herausstellen dürfte. Indessen sind die Aenderungen der Excentricität noch ungleich langsamer, als selbst die Bewegung der Absidenlinie der Erdbahn; dazu sind die Unterschiede selbst sehr unbeträchtlich, so daß die ganze Hypothese im Grunde nur eine Art von homöopathischer Verdünnung der Adhémar'schen Theorie ist. Uebrigens sind die Berechnungen, auf welche Herr Croll seine Schlüsse bezüglich der Eiszeit baut, ganz und gar nicht sicher. Wie die Excentricität der Erdbahn vor einer Viertelmillion Jahren beschaffen war und wie sie nach Verlauf eines eben so langen Zeitraumes sein wird, darüber weiß die heutige Astronomie nichts Gewisses, mit Ausnahme dessen, daß die Excentricität überhaupt immer sehr klein bleiben wird. Wenn daher Herr Croll die letzte Eiszeit in die Jahre 240,000 bis 80,000 vor Christus verlegt, so ist dies seine Privatmeinung, die Astronomie kann hierfür keine Bürgschaft übernehmen. Das Gleiche gilt von der Berechnung des Herrn Stockwell, der zwei Tafeln veröffentlicht hat, welche die Größe der Excentricität der Erdbahn für den Zeitraum von vor 100,000 Jahren bis zum Jahre 900,000 unserer Zeitrechnung umfassen. Derselbe Gelehrte kommt zu dem Resultate, daß die Erdbahn in Rücksicht auf ihre Excentricität eine große Periode von 1,450,000 Jahren besitze, insofern als nach Ablauf dieser Periode entweder Maxima oder Minima eintreten. Indeß unterliegen die Rechnungen Stockwell's verschiedenen Bedenken. Ganz abgesehen davon, daß nämlich der Autor sich bezüglich der rein theoretischen Entwickelungen auf einen ganz besondern Standpunkt stellt, der mit den Arbeiten berühmter Forscher sehr collidirt, vergißt Herr Stockwell auch ganz und gar, daß seine Entwickelungen für Zeiträume von 1,000,000 Jahren keine Gültigkeit beanspruchen können, weil sie sich nothwendig auf gewisse Angaben stützen müssen, die nur durch Beobachtungen ermittelt werden können, während diese Beobachtungen selbst nicht in aller Strenge fehlerfrei sind. So sind z. B. die Massen der Planeten, welche bei derartigen Rechnungen eine Hauptrolle spielen, gegenwärtig noch bei weitem nicht genau genug bekannt, um Vorausberechnungen auf Hunderttausende von Jahren hinaus zu wagen. Eine scharfe Berechnung ist aber auch aus dem Grunde vollkommen illusorisch, weil wir nichts Genaues über die Dichtigkeitsverhältnisse des die Himmelsräume erfüllenden Aethers wissen. Die Mechanik des Himmels zeigt, daß durch den Widerstand des Aethers gleichzeitig der mittlere Abstand der Erde von der Sonne und die Excentricität ihrer Bahn verringert werden. Dasselbe gilt von allen übrigen Planeten, wenngleich wir die Quantität dieser Verringerung gegenwärtig noch durchaus nicht anzugeben vermögen. Es kann daher Niemand behaupten, diese Verringerung sei in $1^1/_2$ Millionen Jahren unmerklich gering, und damit fällt die ganze Grundlage der auf solche Zeiträume ausgedehnten Rechnungen zusammen.

Die Geologie hat die Existenz einer vormaligen Eiszeit nachgewiesen, aber alle Versuche, auf astronomischem Gebiete eine genetische Erklärung dieser überaus merkwürdigen Periode der Erdentwickelung zu entdecken, haben bis jetzt ebenso fehlgeschlagen, wie die Bemühungen, die Anzahl der Jahrhunderte zu bestimmen, um welche jene Zeit hinter der Gegenwart liegt. Es bietet sich also auch hier nicht der geringste Anhaltspunkt, das Alter des Menschengeschlechts, welches letztere ohne Zweifel Zeuge der letzten Eiszeit war, zu berechnen. Zudem scheint das chronologische Alter der Eiszeit von vielen Geologen beträchtlich überschätzt zu werden. Wenn, wie zuerst (1833) Lyell behauptete, und seitdem immer mehr angenommen wurde, Veränderungen in der phy-

fischen Geographie, eine veränderte Vertheilung des Starren und Flüssigen, den Anlaß zu jenen Umwälzungen des Klimas gegeben hat, welche die Erdoberfläche zu verschiedenen Epochen erlitten, so hören nach dem dermaligen Zustande der Wissenschaft alle Berechnungen über die seitdem verflossene Zeitdauer von selbst auf. Wir sehen ganze Länder und Küstenlinien langsam und unregelmäßig sich über die Meeresoberfläche erheben, andere Gestade versinken im Laufe der Jahre in der strömenden Fluth; aber die Ursache solcher secularen Hebungen und Senkungen kennen wir ebensowenig wie ihre Grenzen oder die Perioden, innerhalb deren sie alternirend wiederkehren. Wenn der Golfstrom eine andere Lage im Atlantischen Ocean hätte, oder wenn das seichte Becken der Ostsee durch einen hinreichend breiten Seearm mit dem Weißen Meere und den verrufenen Regionen bei der karischen Pforte in Verbindung träte, so ist nicht zu verkennen, daß wenige Jahrhunderte genügen würden, in Centraleuropa das ungünstige Klima von Canada zu wiederholen. Dann würden zweifellos auch die Gletscher der Alpen eine ungleich größere Ausdehnung erlangen, als sie gegenwärtig besitzen, und selbst in den Vogesen würden starre Eismassen von den Höhen in die Thäler herabragen: die Eiszeit wäre vorhanden. Wahrscheinlich, daß analoge Verhältnisse die letzte Gletscherperiode bedingt haben; aber wer will ihre Epoche an bestimmte Jahreszahlen binden? Die letzten Tage der mitteleuropäischen Eiszeit können vor 20,000 Jahren ihr Ende erreicht haben, sie können aber auch, wie Oskar Fraas will, bis zur Blüthe des babylonischen Reiches und in die Zeit von Memphis und seiner Pyramiden hinaufsteigen. Ja die von Lartet sogenannte Renthierepoche ragt, wie vielfache Thatsachen andeuten, gewiß in die historische Periode. Der Umstand, daß der Mensch aufwärts bis in die Epoche der Eiszeit verfolgt worden ist, giebt daher gegenwärtig an und für sich noch durchaus kein sicheres Kriterium zu Gunsten der sehr beträchtlichen Anzahl von Jahrtausenden, welche man für das Alter des Menschengeschlechts angeführt hat. Es sei schließlich nochmals wiederholt: Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Menschengeschlecht beträchtlich älter ist, als die ältesten historischen Traditionen andeuten können und als man bis vor Kurzem allgemein annahm; allein alle bisherigen Versuche, in dieser Beziehung bestimmte Zahlenangaben zu liefern, haben zu unhaltbaren Resultaten geführt.

---

# Catlin bei den Nayas, Plattköpfen und Krähen-Indianern in Nordamerika.

Wir lassen auf die im Anfang dieser Nummer mitgetheilten Bemerkungen Kirchhoff's über den Columbiastrom jene Catlin's über einige indianische Völkerschaften hier folgen. Bekanntlich verdanken wir diesem Manne mehrere Schriften über die braunen Männer, welche er gründlich kennt, und von denen er zuerst auch bildlich eine genaue Anschauung gegeben hat. Was er als selbstbeobachtet hinstellt, hat allemal ethnographischen Werth; aber seine Schlüsse sind gewöhnlich unsicher und seine Phantasien gehen manchmal ins Blaue, so z. B. wenn er die Krähen-Indianer mit den Tolteken zusammenwirft, und sie aus dem fernen Süden, aus der Panamagegend, herkommen läßt, oder wenn er das „Fusang" der chinesischen Annalen für die Region zwischen dem Columbia und dem Rio Gila ausgiebt. Doch wir lassen derlei hier bei Seite, um ihn zu seinen Indianern zu begleiten.

Er befand sich 1853 am Bord eines kleinen Fahrzeuges, welches Goldjäger nach Britisch Columbia brachte, und fuhr in den prächtigen Königin-Charlotte-Sund ein, der die lange, dichtbewaldete Vancouverinsel vom Festlande trennt, welches damals noch Neu-Caledonien hieß. Dieses Eiland ist das größte vor der ganzen amerikanischen Westküste, 125 Wegstunden lang, 24 breit und hat in unseren Tagen eine gewisse Bedeutung erlangt. Catlin hat dasselbe nicht besucht. Als das Schiff sich am dritten Tage nach der Einfahrt in einer Bucht des Festlandes vor Anker legte, kam sofort eine Anzahl von Eingeborenen an Bord, während außerdem noch viele andere in ihren Booten blieben, die um das Schiff herumgerudert wurden. Catlin's Diener Cäsar, ein stämmiger Neger aus dem brasilianischen Theile von Guyana, wurde von den braunen Leuten angestaunt; solch ein schwarzer Hercules war ihnen noch nicht zu Gesicht gekommen. Beide Theile verständigten sich vermittelst einer Zeichensprache, die so ziemlich jeder Mensch versteht.

Catlin beschloß ans Land zu gehen. Er sah keine Menschenwohnung; das Ufer war von mehreren kleinen Buchten förmlich eingezackt, die Berge waren bis oben hin mit hohen Cedern bestanden (*Thuya gigantea*) und mit rothen, weißen oder violetten Rhododendern; immer mehr Nachen kamen zum Vorschein. Die Boote der Eingeborenen sind ganz prächtig gearbeitet, gleichsam schlanke Gondeln, die aus einem Stamme jener Riesenbäume verfertigt werden, welche in den Wäldern dieser Gegend so häufig vorkommen und ganze Waldbestände bilden. Auf das Rudern verstehen sich alle diese Indianer vortrefflich, insbesondere auch die Nayas. Die Indianer dieser Küste können als eine Art von Fischernomaden bezeichnet werden. Alle Flüsse und Seen haben einen ungemeinen Reichthum an Lachs, welcher das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bildet. Er zieht in mächtigen Schwärmen aus dem Meere bis in den obern Lauf der Flüsse, wo er laicht und dann wieder zurück treibt. Die Indianer fangen ihn sehr leicht. An geeigneten Stellen werden im Flusse Pfähle, die etwa sechs Zoll auseinander stehen, in den Boden getrieben; auf diesen befestigt man ein oben laufendes Brett und bringt in Zwischenräumen von zehn bis zwölf Fuß Stützen in der Art an, daß die ganze Vorrichtung gegen den Strom hin einen rechten Winkel bildet. An solchen Stellen fängt man den Fisch in zweckmäßig angebrachten, walzenförmigen Körben, welche nach unten hin spitz zulaufen.

Die Nayas oder Nagas, deren Dorf in geringer Entfernung in einer kleinen Bai lag, benahmen sich freundlich. Sie rauchten mit Catlin und dessen Neger die Friedenspfeife, und ließen es sich gefallen, daß der weiße Mann Porträts von ihnen aufnahm. In diesem Stamme tragen manche Männer und Frauen hölzerne Pflöcke oder Klötze in der Unterlippe, also ein Botoque, wie man in Brasilien sagt. Demgemäß haben die Botokuden ihren Namen erhalten. Dieser Brauch ist bei wilden Völkern sehr häufig; in Amerika finden wir ihn an der Nordwestküste und dann wieder, mehr als eintausend Meilen weit entfernt, bei Indianern im

südöstlichen Brasilien. Von Entlehnung kann dabei keine Rede sein; die verschiedenen Stämme verfallen durchaus selbständig auf solchen Schmuck, denn für einen solchen halten sie den Holzpflock in der Lippe. Derselbe tritt ja, gleichfalls selbständig, bei einigen schwarzen Völkern in Ostafrika vor; dort fand ihn Livingstone und er beschreibt eingehend diese „Pelele“.

Die Tochter des Häuptlings trug einen mantelartigen Ueberwurf, der aus Fellen des Bergschafes verfertigt war. Diese hatten allerlei zierliche Malereien und Stickereien, waren auch mit Franzen versehen, und drei Frauen hatten ein ganzes Jahr lang daran gearbeitet. Der Werth dieses Kleidungsstückes wird auf „fünf Pferde“ geschätzt. Der Kopf der Friedenspfeife war aus einem schwarzen, geglätteten Steine verfertigt, und gleich dem Rohre mit allerlei zum Theil ganz sinnreichen und hübsch ausgeführten Figuren von Menschen, Thieren, Booten ꝛc. verziert. Die Zeichnungen der Nayas sind von jenen, die man bei anderen amerikanischen Stämmen antrifft, ganz verschieden. Auch die Löffel, Geschirre, Keulen und Töpfe haben dergleichen Verzierungen.

Bei vielen wilden Stämmen tritt ein entschiedener Widerwille hervor, sich porträtiren zu lassen; bei den Nayas war das Gegentheil der Fall. Die Verständigung mit ihnen wurde leichter und bequemer, als sich ein Dolmetscher einfand, ein junger Canadier französischer Abstammung, der im Dienste der Hudsonsbai stand; von ihm erfuhr Catlin, daß die ersten Goldgräber, welche sich am Fraserflusse eingefunden hatten, von jener mächtigen Handelsgesellschaft, welcher damals noch ganz Neucaledonien gehörte, vertrieben worden seien.

Der Nayahäuptling benahm sich sehr gut gegen die weißen Männer, denen er eine Ueberraschung eigenthümlicher Art bereitete. Eines Abends, als Catlin bei ihm im Wigwam saß und Tabak rauchte, vernahm er plötzlich einen seltsamen Lärm, ein Durcheinander von Gesang, Geschrei und von Bellen und Heulen. Als er das Fell, welches als Thür dient, zurückgeschlagen hatte und hinaustrat, sah er, daß etwa ein Dutzend fackeltragender Gestalten aus dem Gehölz kamen und auf das Wigwam zuliefen, um vor demselben einen **Maskentanz** aufzuführen. Das war ein wunderliches und wunderbares Schauspiel! Der Vordermann, offenbar ein „großer Doctor“, war als Vogelkönig herausstaffirt, ein Anderer als Taucherkönig, ein Dritter als Kaninchendoctor. Da war auch der Bruder des Teufels, der Donnermacher, die weiße Krähe, der bei Nacht wandelnde Bär, die Hirschseele ꝛc. (S. 367.)

Nayahäuptling mit seiner Tochter.

Die Masken sind ganz sinnreich verfertigt und aus einem Baumstamm oder einem Blocke derart ausgehöhlt, daß sie sich genau dem Kopf und dem Gesicht anpassen. Inwendig hat man sie vermittelst eines querüberlaufenden Riemens befestigt, der zwischen die Zähne und Lippen genommen und hin und her bewegt werden kann. Diese Masken sind in grotesker Weise mit Malereien verziert; bei manchen war in der Unterlippe auch der weiter oben erwähnte hölzerne Pflock angebracht worden.

Wir wollen beiläufig bemerken, daß derartige Maskentänze nicht bloß bei noch anderen Völkern Nord- und Südamerikas vorkommen, sondern auch auf mehreren Inselgruppen der Südsee. Die Nayas spalten auch die Ohrlappen, ziehen dieselben so lang als möglich und verzieren diese bammelnden Fleischstränge mit Metallstückchen. Den Lippenschmuck tragen vorzugsweise die Frauen, doch fehlt er auch bei manchen Männern nicht, und je weiter nach Norden hin, um so häufiger kommt er vor; ein Gleiches gilt von den Masken, die wir auch bei den Bewohnern der aleutischen Inseln finden. Manche Frauen haben keinen Botoque, der übrigens auch nicht alle Tage angelegt wird, sondern vorzugsweise bei festlichen Gelegenheiten. Beim Essen und bei längeren Gesprächen wird er herausgenommen, denn er ist ein sehr unbequemer Schmuck. Dem Kinde wird schon in früher Jugend ein Loch durch die Unterlippe gebohrt, das anfangs sehr klein ist, wie bei uns die Löcher für die Ohrringe; man steckt zunächst eine dünne Feder hinein, hinterher aber Holzstückchen, die bei zunehmenden Jahren immer stärker genommen werden.

* * *

Die Goldjäger, mit welchen Catlin gekommen war, zogen landein nach dem Fraserfluß, um zu „diggen“; das Schiff aber fuhr nach **Victoria** an der Juan-de-Fuca-Straße, das zu jener Zeit aus kaum fünfzig Häusern bestand. Trotzdem waren Hafen und Ort ungemein belebt; täglich kamen Dampfer und Segelschiffe mit einer Menge von Fahrgästen an; in den Straßen standen ganze Reihen von Wagen und Karren, welche für Frauen wie für Männer als Obdach und Schlafstätte dienten. Nachts brannten am Ufer hochlodernde Feuer und in Zelten und Schenken wurde getrunken, getanzt und gespielt; Jedermann war lustig, denn wer glaubte am Fraserriver nicht ein Crösus werden zu können?

Die Indianer fanden das Lärmen zu arg; sie waren in die Wälder gegangen, Catlin schiffte sich auf einem Dampfer nach dem Columbiastrom ein; er wollte die Stadt Portland und die Dalles besuchen, und in der Umgegend derselben, wo zur Zeit des großen Lachsfanges viele Indianer verschiedener Stämme sich zusammenfinden, ethnographische Studien machen. Unterwegs traf er auf eine große Menge von Auswandererzügen, die einander gleichsam drängten. Der Kreuzzug aus dem Osten nach Oregon und Californien war gerade damals in vollem Zuge. Die Leute kamen über den Südpaß, gingen von dort gen Nordwesten am Salmon River

abwärts und dann am Shoshonee- oder Schlangenflusse hin, diesem Lewis, auch Saptin genannt, welcher den südlichen Hauptarm des Columbiastromes bildet. Bei den Dalles fand der Reisende eine wahre Musterkarte von Indianern verschiedener Stämme: Klatsaps, Tschinuks, Klickatats, Wallawallas, Nez percés und Spokans, überhaupt von allen sogenannten Oregon-Indianern, die man auch wohl unter der allgemeinen, aber keineswegs auf alle Stämme anwendbaren Benennung Plattköpfe zusammenfaßt. Diese große Gruppe hat ungefähr dreißig Unterabtheilungen.

Hier mag ein ethnographischer Gegensatz hervorgehoben werden. Die Indianer im Osten der Felsengebirge bilden große, weit über das Land verbreitete Völkergruppen, und zwar so, daß etwa neun Zehntel des ganzen Gebietes vom mexicanischen Meerbusen bis zur Mündung des Mackenzie, also bis ans Eismeer, nur sieben Stammgruppen aufweisen, welchen die verschiedenen Volksstämme angehören. Im Westen jenes Gebirges und insbesondere der ganzen Seeküste entlang, von 32 bis 59° N., ebensowohl wie im Innern finden wir eine beträchtliche Anzahl ganz verschiedener Völkerstämme. An den Gestaden des Atlantischen Oceans fanden die Entdecker von 35 bis 50° N. nur Leute vom algonkinischen Sprachstamme, am Stillen Weltmeere dagegen kannte Hale auf der Strecke zwischen 42 bis 57° N. schon elf verschiedene Sprachgruppen. (Andree, Nordamerika. S. 207. 774 ff.)

Jene, wir wollen sagen Pacificstämme können sich weder an körperlicher noch an geistiger Begabung mit den östlichen Völkern messen und stehen weit hinter denselben zurück, namentlich auch in gesellschaftlicher Entwickelung. Die Beschaffenheit des Landes, in welchem sie wohnen, ist ganz anders, als jene des Mississippithales und der atlantischen Gestadegegenden. Es mangelt die weite Prärie mit dem Büffel; der Oregon- und Columbia-Indianer ist kein Jäger, sondern ein Lachsfischer und Wurzelgräber. Auch diese Stämme verschwinden rasch, auch sie werden vom unabwendbaren Verhängniß ereilt. In den Jahren von 1830 bis 1850, also bevor noch die Hunderttausende von Weißen in jenen einst fernen Westen eingeströmt waren, starben nicht weniger als 58 Procent der Stämme am Columbia durch Fieber, 5 Procent durch Auszehrung hinweg. Im Jahre 1847 war ein Stamm, dessen Lachsgebiet bei Fort Vancouver lag, bis auf sechs Köpfe hingeschwunden, und heute ist keine Spur mehr von ihm übrig. Die Oregon-Indianer kennen keine Kriegerweihe und keine Eintheilung nach Stammsymbolen (Totems). Auch haben sie keine Vorstellung von einem großen Geist; die Missionäre haben bis heute in den Oregonsprachen noch keinen angemessenen Ausdruck finden können, mit welchem sie den abstracten Begriff „Gott“ wiedergeben könnten. Das höchste Wesen wird Wolf genannt, und ist eine Art von Ding, das theilweise als Thier, theilweise als Geist gedacht wird.

Die Stämme in Washington und Oregon, welche die Tahaili-Selisch-Familie bilden (es sind die Schuschwaps, Flatheads, Schikoitisch, Kaulitz und Killamecks), sind gleich den Tschinuks (Chinooks) „äußerst häßlich, unter Mittelgröße und plump, sie haben breiten Vorderkopf, großen Mund, grobe, rauhe, meist lohbraune oder schmutzig-kupferfarbene Haut und an der Küste theilweise schräg stehende Augen.“ Die Plattköpfe (Flatheads oder Selisch), welche am obern Columbia und an Zuflüssen desselben, z. B. dem Spokane, Okanagan ꝛc., wohnen, werden mit Unrecht so bezeichnet; sie drücken ihren Kindern den Kopf nicht platt. Dieser Brauch geht vorzugsweise im Schwange bei den Tschinuks und namentlich bei den Frauen. Man legt den Säugling bald nach der Geburt in einen länglichen, ausgehöhlten Kasten, der als Wiege dient; ein kleines, mit Moos ausgestopftes Polster wird auf den Vorderkopf und zu beiden Seiten an dem Brette befestigt und zwar so, daß das Kind den Kopf nicht bewegen kann. Bei dem dadurch erzeugten Druck gewinnt der Schädel jene Mißgestalt, welche nicht bloß für eine große Schönheit und Zierde gilt, sondern auch für ein Vorrecht der Freien; den Sklavenkindern darf der Kopf nicht plattgedrückt werden. Diese Art, den Kopf zu entstellen, kommt bekanntlich auch bei manchen Stämmen in Südamerika vor. Die künstliche Entstellung des Schädels, welche in entsprechender Weise auch auf die Lage des Gehirns wirkt, stört nicht im mindesten die organischen Verrichtungen des letztern. Die Plattköpfe sind keineswegs weniger intelligent als andere.

Tschinuks; Frau und Mann.

Diesen Tschinuks gegenüber bilden die Krähen-Indianer oder Upsarokas, Crows, welche zu den westlichen Stämmen der großen Dakotah- oder Sioux-Gruppe gehören und östlich vom Windrivergebirge in den Territorien Wyoming und Montana umherstreifen, eine stattliche Erscheinung. Sie hocken nicht als Fischer in Kähnen, sondern reiten über die Prärie und jagen den Büffel, sie nähren sich nicht von Lachsen und Wurzelknollen, sondern vorzugsweise von Fleisch; sie drücken weder den Kopf platt noch entstellen sie die Lippen durch Pflock oder Holzscheibe. Sie haben entsetzlich durch die Blattern gelitten, und es werden wohl kaum noch einige Tausend Köpfe von ihnen übrig sein. Als Catlin sie zuerst, 1832, am Yellowstone, einem großen Zuflusse des Missouri, besuchte, schätzte er ihre Zahl auf etwa zehntausend. Als er dann zum zweiten Male, 1853, bei ihnen war, traf er

einige alte Bekannte. Das Dorf bestand aus nahezu fünfzig Zelthütten. Diese Upsarokas waren vom Osten her über das Gebirge an den obern Salmon River gezogen, um Fische zu fangen und für den Winterverbrauch zu trocknen, denn am Ostabhange der Rocky Mountains findet man keine Lachse. Der zweite Häuptling, der Gelbe Lederstrumpf, war ein ganz intelligenter Mann, der viel von den Kriegen mit den Schwarzfuß-Indianern zu erzählen wußte.

Diese Satsika oder Blackfeet sind geschworene Erbfeinde der Krähen, und haben das Land im Norden derselben zu beiden Seiten des obern Missouri inne; sie reichen auch nach Norden hin bis an den Saskatschewan, nach Westen

Ein Häuptling der Upsarokas.

hin streifen sie bis an die Zuflüsse des obern Columbia. Sie gehören zu dem großen algonkinischen Stamme, und bildeten erst in unserm Jahrhundert einen Bund von fünf Stämmen, zu welchen die nicht algonkinisch redenden Dickbäuche der Prärien und die Sarsinas gehören. Dieser Bund, die Siksekuanak-Conföderation, war eine Zeitlang allen anderen Indianern furchtbar. Er rüstete nicht selten dreißig bis vierzig Kriegerbanden zumal aus und überfiel gleichzeitig die Schlangen-Indianer, die Plattköpfe und die Krähen. Er zählte bis 1830 mehr als dreißigtausend Köpfe, dann brachen die Blattern aus; 1850 waren nur noch fünfzehnhundert Zelthütten mit ungefähr zehntausend Köpfen vorhanden.

Diese Schwarzfüße sind vortrefflich beritten; Washington Irwing hat sie in seinem anziehenden Buche: „Abenteuer des Capitäns Bonneville“ als die gefährlichsten Banditen der Steppe und des Gebirges bezeichnet, als erbitterte Feinde der Trappers. Sie sind, sagt er, wahre Ismaeliten, haben stets die Waffen zur Hand und sind immer bereit zum Angriffe.

Bekanntlich bilden sich die Menschen ein sogenanntes Paradies (zu deutsch „Lustgarten“ in einer „andern Welt“) allemal so, wie sie es sich wünschen. Sehr hübsch ist es begreiflicherweise in allen Paradiesen, denn jeder macht sich ein solches so zurecht, wie er es eben zu haben wünscht. Bei den Upsarokas müssen die abgeschiedenen Seelen einen steilen

Berg erklimmen; von diesem herab haben sie eine schöne Aussicht in eine weite Ebene, auf welcher es von Büffeln und Wild aller Art förmlich wimmelt. In dieser Paradiesprärie liegen Dörfer zerstreut, und alle haben Zelthütten, die immer nagelneu bleiben. Wenn nun ein Upsarola auf jenem Berge jene Herrlichkeit anstaunt, wird er von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt. Diese tragen Kleider von neuen Fellen und heißen Jeden willkommen, der einst ein gutes Leben geführt hat. Aber den Bösen, welcher die Hände mit dem Blute seiner eigenen Landsleute befleckt hat, weisen sie unsanft zurück. Er wird den steilen Berg hinabgeworfen. Frauen, welche des Kindermordes

Maskentänzer bei den Naya-Indianern.

schuldig sind, gelangen gar nicht bis auf den Berg, weil sie unwürdig sind, das Paradies auch nur zu schauen. Sie müssen in alle Ewigkeit, Baumzweige an ihren Beinen schleppend, um den Ort schweifen, an welchem sie ihr Verbrechen begangen haben. —

# Oswald Heer über die alte Flora von Grönland und Spitzbergen.

Professor Heer in Zürich ist in der That ein Herrscher im Gebiete der „Urwelt". Das hat er nicht bloß in seinem allgemein als classisch anerkannten Werke: „Die Urwelt der Schweiz", bewiesen, sondern auch in den Arbeiten über die fossile Flora der Polarländer. Ueber einen Vortrag, welcher die „Polarländer" behandelte, gaben wir vor etwa zwei Jahren im „Globus" einen Bericht; jetzt erhalten wir abermals einen Vortrag über „die neuesten Entdeckungen im hohen Norden von Oswald Heer" (Zürich 1869. Verlag von Fr. Schultheß), der sich dem frühern würdig anschließt. Wir empfehlen ihn zur weitesten Verbreitung, namentlich auch den Lesecirkeln. Heer behandelt seinen Gegenstand ganz meisterhaft; er schildert ruhig, klar und in hohem Grade anziehend die Expedition Whymper's nach Westgrönland 1867 und die Expedition der schwedischen Naturforscher im Jahre 1868 nach Spitzbergen, also Unternehmungen, mit welchen die Leser unserer Zeitschrift hinlänglich vertraut sind. Whymper und die Schweden haben dem Meister in Zürich Specimina ihrer Funde eingeschickt, und aus denselben zaubert nun Heer uns ein Gemälde der Pflanzenwelt heraus, welche jene Gegenden in den Tagen schmückte, als sie noch nicht mit Eis bedeckt waren.

Wir wollen ihn zuerst über Whymper und Westgrönland reden lassen.

„Die Halbinsel Noursoak bildet ein Hochland, das von einer Reihe von Bergen durchzogen ist, die bis 6000 Fuß Höhe erreichen. Auf einem dieser Berge, er liegt bei Atanekerdluk, ist die Hauptfundstätte fossiler Pflanzen in Grönland. Sie finden sich in einem braunrothen Gestein, das großentheils aus Eisen besteht. Es ist von Pflanzenresten förmlich angefüllt, Zweige und Blätter, Früchte und Samen liegen bunt durch einander. Aber auch von Bernstein sind einzelne Körner zwischen die Zweige der Bäume eingestreut, welche ihn wahrscheinlich erzeugt haben. Die Ausbeutung dieses Pflanzenlagers (das circa 1100 Fuß über dem Meere und 70° nördl. Br. liegt) wurde zunächst in Angriff genommen. Whymper arbeitete während drei Tagen mit Brown, dem Dolmetscher Tegner und elf Eskimos daran, diese in Eisen gebundenen Pflanzen aus ihrem Kerker zu befreien und ans Tageslicht zu ziehen. Es wurde in der That eine große Zahl (etwa 10 Centner Gewicht) aus den Felsen herausgenommen und von der Bergeshöhe an die Küste hinabgetragen.

Von hier fuhr Whymper mit seinen Gefährten über den Waigat nach der Insel Disco. Auch diese Insel ist voller Berge und auch hier steigt die Küste in ungemein steilen und wildzerrissenen Felswänden vom Meere auf. Die einzige bewohnte Stelle auf der Ostseite der Insel ist bei Unartuvarsok gegenüber Atanekerdluk.

Auch dort sind Braunkohlenlager, die sich längs der Ostküste von Disco hinziehen und von Sandsteinen und höher oben von mächtigen Basaltfelsen bedeckt sind. Die Braunkohlen enthalten auch hier Bernstein und die Sandsteine stellenweise fossile Pflanzen. Es kamen prächtige Platanenblätter, große Fruchtzapfen von Magnolien und Zweige und Zapfen von Mammuthbäumen (Sequoia Couttsiae) zum Vorschein. Etwas nördlich von Kudliset öffnet sich eine enge Schlucht mit überaus wildzerrissenen Felswänden, an deren Fuß große Firnmassen angehäuft waren; im Hintergrunde aber steigt eine Basaltwand 2000 Fuß fast senkrecht in die Höhe und ist von einem Gletscher gekrönt.

Die Sammlung, welche Whymper nach London gebracht hat und die mir später zur Untersuchung gesandt wurde, ist von bedeutendem wissenschaftlichen Werth und wird im britischen Museum in London aufgestellt. Sie hat unsere Kenntniß der alten Flora Grönlands um ein Wesentliches erweitert, so daß uns jetzt das Aussehen dieses nordischen Landes in alter miocener Zeit in klareren Umrissen vor unser geistiges Auge tritt.

Zur Zeit als die Sandsteine abgelagert wurden, welche die freundlichen Hügel unserer (Züricher) Umgebungen bilden, muß im hohen Norden ein ausgedehntes Festland bestanden haben. Man hat diese Zeit die miocene oder auch allgemeiner die tertiäre genannt. Damals war bei uns ein subtropisches Klima; in den immergrünen Lorbeerwäldern und Palmenhainen lebte eine reiche Thierwelt, nach Typen gestaltet, wie wir sie jetzt nur in der warmen und heißen Zone treffen. Nach Norden zu veränderte sich zwar das Kleid der Erde, doch tritt uns in Grönland noch selbst bei 70° nördl. Br. eine Flora entgegen, die nach ihrem klimatischen Charakter mit derjenigen von Norditalien verglichen werden kann. Wir erfahren aus derselben, daß in der Gegend der Discoinsel und von Atanekerdluk ein Süßwassersee war, an dessen morastigem Ufer sich mächtige Torflager gebildet haben. Aus diesen sind später die Kohlenlager entstanden, welche jetzt dort längs des Meeresufers auftreten. In unseren Sümpfen und Mooren sehen wir nicht selten eisenhaltiges Wasser, welches den Boden mit einer braunrothen Rinde überzieht. Solches floß auch diesen alten Morästen Grönlands zu; das Eisen schlug sich nieder und umhüllte die Pflanzen, die ins Wasser gefallen waren, und die dann auch von ihrer Seite zur Fällung und Fixirung des Eisens beitrugen. So sind allmälig diese Eisensteine mit den vielen Pflanzeneinschlüssen entstanden. Aus diesen letzteren ersehen wir, daß Riedgräser und Schilfrohre den Sumpf bekleideten, daß aber auch Sumpfcypressen (Taxodien) und Wasserfichten (Glyptostroben), daß auch Birken, Erlen und Pappeln über denselben sich ausbreiteten, denn ihre Reste sind in Menge vom Eisen umschlossen; der Fieberklee (Menyanthes arctica) stand ohne Zweifel im Moore drin, wie sein jetzt lebender Vetter unsere Moorgründe mit seinen zierlichen Blüthen schmückt, und die Igelkolben (Sparganien), deren Früchte wir aus diesen Steinen herauszogen, streckten einst ihre stacheligen Köpfe aus dem Wasser hervor. Die Bäche brachten aber die Blätter auch anderer Localitäten herbei; sie schwemmten dieselben aus dem Urwalde an diese Stelle, daher auch dieser in den Abdrücken der Eisensteine sich spiegelt.

Treten wir in diesen Urwald ein, so begegnet uns ein wunderbarer Reichthum an Baum- und Straucharten, von denen wir 95 verschiedene Formen unterscheiden können. Wir sehen da zunächst einen mächtigen Nadelholzbaum (Sequoia Langsdorfii), der in der Tracht mit unserer Eibe verglichen werden kann, aber zu den sogenannten Mammuthbäumen gehört. Die beblätterten Zweige dieses Baumes sind so häufig, daß fast jedes Steinstück einzelne Reste desselben enthält, und die Blüthen, Früchte und Samen, die wir aus den Steinen herausklopften, lassen uns den ganzen Baum wieder herstellen. Er ist begleitet von zwei verwandten Arten, von denen eine (die Sequoia Couttsiae) in ihrer Zweig- und Blattbildung lebhaft an den riesenhaften Mammuthbaum Californiens erinnert. Eine andere Tracht hatte ein Le-

bensbaum und der Ginko (Salisburia adiantoides), der durch seine farrnähnlichen Blätter so sehr von den übrigen Nadelhölzern abweicht. Ueberaus zahlreich sind die Laubbäume vertreten; während wir jetzt in unseren Wäldern nur zwei Eichenarten sehen, enthält Nordgrönland deren neun, und von diesen müssen vier immergrüne Blätter gehabt haben, wie die italienische Eiche. Zwei Buchenarten, ein Kastanienbaum, zwei Platanen- und drei Nußbaumarten dieses Urwaldes erinnern an allbekannte Baumtypen, aber auch die amerikanischen Magnolien, Sassafras- und Amberbäume hatten hier ihre Repräsentanten, und die Ebenholzbäume (Diospyros) sind in zwei Arten ausgeprägt.

Die Haselnuß und Sumach, der Kreuzdorn und die Stechpalme, der Schneeball und Weißdorn haben wahrscheinlich das Strauchwerk am Rande des Waldes gebildet, während die Weinreben, der Epheu und die Sassaparille ohne Zweifel an den Bäumen des Urwaldes emporrankten und sie mit grünen Guirlanden umzogen haben. Im Schatten des Waldes aber wucherten zahlreiche Farrn, die mit ihrem zierlichen Blattwerk den Boden überkleideten. — Aber auch die Insecten, welche diesen Wald belebten, sind keineswegs völlig verloren gegangen. Auch von ihnen sind einzelne Abbilder auf uns gekommen und erzählen uns, daß kleine Blattkäfer und Cistelen auf den Zweigen sich sonnten, daß große Trogositen die Rinden der Bäume durchbohrten, während zierliche kleine Cicaden durch das Gras hüpften! — Dies ist kein Phantasiegebilde. Alle diese Pflanzen und Thiere liegen in natura vor uns, und einige derselben, die hier auf dem Tische sich befinden, geben wenigstens eine etwelche Vorstellung, wie sie jetzt aussehen. Von mehreren Baumarten, von denen wir früher nur die Blätter aus Grönland erhalten hatten und die wir nach diesen gedeutet haben, wurden nun auch die Früchte aufgefunden und haben unsere Bestimmungen bestätigt. So wurden zwei Fruchtzapfen der Magnolia und die Früchte und die Blüthen des Kastanienbaumes entdeckt. Die Kastanien sind wie bei der lebenden Art von einer stacheligen Fruchthülle umschlossen, innerhalb welcher wir drei Kastanien sehen. — Im Ganzen haben wir aus diesem Theile von Nordgrönland 137 Pflanzenarten erhalten, von denen wir 32 der Whymper'schen Expedition zu verdanken haben. Wohl liegen diese Pflanzen in eisernen Banden; es ist diese Flora, gleichsam eine zweite Andromeda, an die Meeresfelsen eines fernen Landes gefesselt, doch der Zauberstab der Wissenschaft kann diese Bande lösen, und sie tritt neu verjüngt aus diesen Felsen hervor!"

Nachdem der Verlauf der schwedischen Expedition geschildert worden ist, zieht Heer folgende Schlußfolgerungen: „Schon zur uralten Steinkohlenzeit tritt uns auf der Bäreninsel ein Festland entgegen. Die von Nordenskiöld und Malmgren gesammelten Pflanzen, von denen einige Stücke hier vor uns liegen, zeigen, daß diese der untersten und ältesten Abtheilung der Steinkohlenperiode angehören. Die Pflanzen liegen theils in der Kohle selbst, theils in den sie umgebenden Gesteinen.

Die Haupttypen sind die Calamiten, die Siegelbäume und die Schuppenbäume, denen noch mehrere Farrnkräuter beigegeben sind. Es sind dies großentheils dieselben Arten, welche die unterste und älteste Abtheilung des Steinkohlengebirges Europas enthält, und die auch in Deutschland und in den Vogesen nachgewiesen sind. Wir nennen besonders den Calamites radiatus Brgn., Lepidodendron Veltheimianum, Sigillaria distans und Stigmaria ficoides. Es sind dies blüthenlose Bäume; statt der Blumen, die ihnen abgehen, sind aber gleichsam zum Ersatz dafür ihre Rinden gar mannichfach verziert; bei den Calamiten mit regelmäßigen, parallelen Längsrippen, bei den Siegelbäumen mit in Reihen gestellten zierlichen Blattnarben und bei den Schuppenbäumen mit regelmäßigen Schildern, die den ganzen Stamm überkleiden. Selbst die Wurzeln (die sogenannten Stigmarien) nehmen bei den Siegelbäumen an dieser Verzierung Theil, indem die Stellen, an welchen die langen Zasern befestigt waren, durch ringförmige Warzen bezeichnet sind.

Wir wüßten aus der gegenwärtigen Welt keine ähnlichen Pflanzen zu nennen, welche uns eine genaue Vorstellung von dem Walde geben könnten, der einst die Bäreninsel bedeckt hat. Am nächsten noch stehen den Calamiten die Schafthalme (Katzenschwänze) und den Schuppenbäumen die Bärlappgewächse, welche wir zu großen Bäumen umgestalten müssen. Die Siegelbäume müssen durch ihre säulenförmigen Stämme und die langen, nadelförmigen Blätter, die büschelweise an das Ende des Stammes gestellt waren, ein höchst fremdartiges Aussehen gehabt haben. Einige dieser Arten (Sigillaria Malmgreni, Sigillaria Caneggiana und Lepidodendron Wiikii Hr.) sind der Bäreninsel eigenthümlich, wenigstens anderweitig bis jetzt noch nicht gefunden worden.

Schon während der Steinkohlenperiode ist aber das Festland der Bäreninsel wieder versunken. Die Kohlenlager und die sie zunächst umgebenden Gesteine sind von Kalkfelsen bedeckt, welche zahlreiche Meerthiere einschließen, die derselben Periode angehören. Denselben Kalk mit vielen versteinerten Meerthieren fanden die schwedischen Naturforscher auch im Bellsund Spitzbergens. Diese Senkung hat sich wahrscheinlich über die ganze Polarzone ausgedehnt, denn dieselbe Erscheinung haben wir auf der Melville-Insel. Dort kommen auch Steinkohlen vor, in welchen ich dieselbe Art Schuppenbaum (Lepidodendron Veltheimianum) nachgewiesen habe, welche wir von der Bäreninsel kennen gelernt haben, und über dieser alten Kohlenformation kommt auch der Bergkalk.

Die Thiere dieses Kalkes, die man sowohl auf der Melville-Insel wie auf der Bäreninsel und in Spitzbergen entdeckt hat, führen uns zu denselben Schlüssen wie die Pflanzen. Es sind großentheils dieselben Arten, die man aus dem Steinkohlengebirge Europas kennt, ja ein paar derselben sind sogar in derselben Formation Indiens und Südamerikas gefunden worden.

Auf diesem Bergkalk liegt im Hintergrunde des Eisfjordes ein schwarzer Schiefer, und in diesem entdeckte Nordenskiöld eine marine Thierwelt, welche einem folgenden Weltalter, der sogenannten Trias oder Salzperiode, angehört. Es sind zahlreiche Schnecken und Muscheln, zum Theil auch Arten, die damals in dem Meere lebten, welches unser Land (die Schweiz) bedeckt hat (so die Halobia Lommelii), dann aber auch große krokodilartige Thiere, die unter dem Namen der Ichthyosauren bekannt geworden sind.

Auch aus der folgenden Jurazeit hat uns Spitzbergen eine Zahl von Thierarten aufbewahrt, und es sind auch dieses bekannte Gestalten: Ammonshörner und Tintenfische, wie wir sie in unserm Jura so häufig finden.

Die Kreide ist noch nicht nachgewiesen, wohl aber mächtige Bildungen der folgenden, der tertiären Zeit, und zwar aus derselben Abtheilung, die wir als miocen bezeichnet haben und die uns in Grönland in einer reichen Flora begegnet ist.

Es wiederholen sich hier ganz dieselben Verhältnisse, wie in Grönland. Auch hier muß ein Süßwassersee gewesen sein, der von Torfgründen umgeben war, denn auch hier finden wir ein ausgedehntes Braunkohlenlager im Bellsund und im Eisfjord, das aus diesem Torfmoor entstanden und nun von Sandsteinen und feinem Thonschiefer umgeben ist, welche die Pflanzen jener Zeit einschließen. Im

See war eine Seerose und ein Laichkraut (Potamogeton Nordenskiöldi), ganz ähnlich einer Art, die in unsern See häufig vorkommt (dem Potamogeton natans), und diese Art wurde im Bellsund wie im Eisfjord gefunden und macht es wahrscheinlich, daß dieser See über diese ganze Gegend sich ausbreitete. Im Wasser dieses Sees tummelten sich kleine Insecten (Coleopteren), deren Reste uns die Schiefer des Cap Starastschin aufbewahrt haben. Am Ufer stand ein hohes Schilfrohr und dieselbe Sumpfcypresse (Taxodium distichum miocenum), die wir in Grönland kennen gelernt haben, und zwar sind mir zahlreiche Zweige vom Bellsund und vom Cap Starastschin zugekommen; zu meiner großen Freude fand ich bei denselben die Früchte und Samen, ja selbst die zierlichen Blüthenzweige dieses Baumes. Sie sagen uns, daß diese Ablagerungen sowohl im Frühling als Herbst stattgefunden haben. Diese Sumpfcypresse stimmt überein mit der Art, welche jetzt noch lebend in den Vereinigten Staaten getroffen wird und die dortigen großen Moräste bekleidet, und wir haben hier die so merkwürdige Thatsache, daß dieselbe Baumart schon in uralter Zeit in derselben Form ausgeprägt war, wie in der Gegenwart, daß sie aber damals bis zu 78° nördl. Br. hinanfreichte, während sie jetzt den 40. Grad nicht überschreitet, und in Cultur auch unter günstigsten Verhältnissen nur bis zu 57° nördl. Br. gehalten werden kann.

Außer dieser Sumpfcypresse haben wir noch 14 Nadelholzarten aus Spitzbergen erhalten, darunter eine neue Sequoia (Sequoia Nordenskiöldi) in Zweigen und Zapfen, und zwei Lebensbäume, einer aus dem Eisfjord und einer (Thuites Ehrenswärdi Hr.) aus der Kingsbai (bei 79° nördl. Br.); dann ein halbes Dutzend Arten von Föhren und Tannen. Es ist sehr beachtenswerth, daß von diesen letzteren keine Zweige, sondern nur einzelne Nadeln und Samen vorkommen. Diese sind geflügelt, werden daher leicht vom Winde vertragen. Es waren daher diese Bäume wohl weiter vom See entfernt, bedeckten die Hügel mit dunkler Nadelwaldung, aus welcher dann einzelne Samen in den See gelangten.

Die Nadelhölzer spielen in Spitzbergen eine dominirende Rolle, doch fehlten die Laubbäume keineswegs. Zwei Pappelarten (Populus arctica und Populus Richardsoni) stimmen mit solchen Grönlands überein; sie waren häufig und können vom Bellsund bis zur Kingsbai verfolgt werden. Sie standen wahrscheinlich im Sumpf oder am Flußufer mit den Birken, Erlen- und Nußarten (N. Eckmani), wogegen eine großblätterige Platane, eine Linde und zwei Eichenarten, welche in einzelnen Blättern uns zugekommen sind, ohne Zweifel die trockneren Stellen bewaldet haben. Diese Bäume umrankte dieselbe Epheuart (Hedera M'Clurii Hr.), die wir in Grönland und am Mackenzie nachgewiesen haben, und von Sträuchern sind es außer den obengenannten die über die ganze arktische Zone verbreitete Haselnuß (Corylus M'Quarrii), ein Cornel und ein Kreuzdorn, welche hier auftreten.

Im Ganzen sind uns bis jetzt 30 Baum- und Straucharten aus Spitzbergen, von 78 bis 79° nördl. Br., bekannt geworden, wozu noch zahlreiche krautartige Pflanzen kommen: Gräser und Riedgräser, Farrne (Adiantites Dicksoni, Sphenopteris Blomstrandi Hr.) und Schafthalme (Equisetum arcticum). Wir sehen an diesem See Spitzbergens eine mannichfaltige Vegetation, welche ganz und gar von derjenigen abweicht, welche jetzt in so kümmerlicher Weise die wenigen vom Eis befreiten Stellen zu bekleiden sucht, und es ist gewiß eine der merkwürdigsten Thatsachen, mit welcher uns die Entdeckungen der schwedischen Expedition bekannt gemacht haben, daß einst üppige Laub- und Nadelholzwaldungen über ein Land sich ausgebreitet haben, das jetzt von unermeßlichen Gletschern bedeckt ist.

Auch in diesem Walde haben die Insecten nicht gefehlt; es sind mir schon sieben Arten bekannt geworden, welche vollkommen zu dieser Flora stimmen.

Die häufigsten und wichtigsten Baumarten Spitzbergens waren auch in Grönland zu Hause. Das macht es sehr wahrscheinlich, daß damals Spitzbergen mit Grönland zusammenhing, und da die Grönländer Flora uns jetzt nur von der Westküste bekannt ist, ist kaum daran zu zweifeln, daß diese gemeinsamen Arten, so die Sumpfcypresse, die Pappeln, die Haselnuß und die Eichen (Quercus platania und Quercus grönlandica Hr.), auch über das Zwischenland verbreitet waren, und ganz Grönland eine ähnliche Vegetation besessen hat.

Diese Waldvegetation ging in der folgenden Periode unter. Es folgte die pliocene und dann die Eiszeit, in welcher auch über unsere (Schweizer) Gegenden ein Klima sich verbreitete, das vielfach an das jetzige hochnordische erinnert. Ueber die Art und Weise, wie diese so merkwürdige Erscheinung in den hochnordischen Ländern sich äußerte, haben die schwedischen Expeditionen ebenfalls wichtige Beobachtungen gesammelt. Es sei mir erlaubt, in aller Kürze einige allgemeine Verhältnisse hervorzuheben, welche uns durch die Ergebnisse der Whymper'schen Reise und die letzte schwedische Expedition klarer vor Augen treten, als dies früher der Fall war.

Fürs Erste zeigen sie, daß unsere Kenntniß der untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt keine so ganz und gar unvollständige und lückenhafte mehr ist, wie sie die Anhänger der Umwandlungslehre so laut verkünden und allerdings für ihre Hypothese auch sehr nothwendig haben. Die Thiere und Pflanzen, welche in jenen so abgelegenen, hochnordischen Landen aus den Felsen herausgekommen sind, stellen zum guten Theil uns schon bekannte Arten dar, und doch müssen die Lebensbedingungen wenigstens in Einem Punkte sehr verschieden gewesen sein, indem die Polarzone auch in alten Zeiten, wie jetzt, einen langen Sommertag und eine lange Winternacht gehabt haben wird, welche Nacht am Eisfjord fast ein Drittel des Jahres einnimmt. Die Steinkohlenflora der Päreninsel zeigt uns aber nicht nur großentheils dieselben Arten, wie die Europas, sondern es sind sogar alle die kleinen Nüancirungen, in denen diese Arten bei uns ausgeprägt wurden, auch dort nachzuweisen, und wir können keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, in welche Unterabtheilung der Steinkohlenperiode sie einzureihen sei. Und ähnlich verhält es sich mit der gar viel jüngern miocenen Flora Grönlands und Spitzbergens. Auch hier überall dieselben scharf ausgeprägten Arten, wie in unserm Lande, und die Sumpfcypresse Spitzbergens stimmt sogar völlig mit der Nordcarolinas und Virginiens überein, so daß diese merkwürdige Pflanzenart sich bis auf unsere Tage erhalten hat, und jetzt, nach einem Zeitraume von ungezählten Jahrtausenden, in Virginien dieselben zierlichen federig-beblätterten Zweige und dieselben Blumen und Früchte treibt, wie einst am Eisfjord Spitzbergens!

Ist es aber etwa anders in der Thierwelt? Die Meeresthiere Spitzbergens aus der Steinkohlenzeit, aus der Salzperiode und aus dem Jura zeigen, daß dies nicht der Fall sei, und es spiegeln sich durch alle diese Weltalter hindurch auch im fernen Norden dieselben fest ausgeprägten Formen wieder, und die unmerklichen Uebergänge, welche die Verwandlungshypothese fordert, sind auch dort nicht gefunden worden.

Zweitens bestätigen diese neuen Entdeckungen durch eine ganze Reihe von neuen Thatsachen, daß die Polarzone einst viel wärmer gewesen sein muß als gegenwärtig. Es

tritt dies uns in allen Perioden von der Steinkohlenbildung bis zur Miocenzeit entgegen. Da die Steinkohlenpflanzen von den jetzt lebenden sehr verschieden sind, sind allerdings die auf sie gegründeten Schlüsse nicht sehr zuverlässig, allein schon der Umstand, daß sie großentheils aus Bäumen bestand, läßt uns mit Sicherheit auf eine höhere Temperatur zurückschließen. Die gegenwärtige Baumgrenze fällt im Norden nahezu mit der Juli- und August-Isotherme von 10° C. zusammen, d. h. diese beiden Monate müssen wenigstens eine Mitteltemperatur von 10° C. haben, wenn Bäume noch fortkommen sollen, und weiter nördlich ist kein Baumleben mehr möglich. Es fällt auf der nördlichen Hemisphäre die normale Grenze des Baumwuchses fast mit dem arktischen Kreise zusammen. An dieser Grenze kommen aber nur einige wenige Nadelhölzer, die Birke und Pappel, und auch diese nur in verkrüppelten Formen vor. Auf der Bäreninsel aber haben wir 8° weiter nördlich in der Steinkohle eine ganze Zahl von Baumarten, die alle den blüthenlosen Bäumen angehören, welche in der jetzigen Schöpfung großentheils die Tropen bewohnen und in keiner einzigen Art die gemäßigten Klimate der nördlichen Hemisphäre berühren.

Drittens will ich darauf aufmerksam machen, daß diese neuen Entdeckungen im hohen Norden das Gesetz der mit der Zeit fortschreitenden höhern Organisation des Pflanzenreiches, das auf die Pflanzen Europas gegründet wurde, vollkommen bestätigen. Die uralte Steinkohlenflora der Bäreninsel besteht nur aus blüthenlosen Pflanzen, während die viel jüngere miocene Spitzbergens großentheils aus höher organisirten Blüthenpflanzen zusammengesetzt ist. Wir sehen aber ferner, daß die ersteren viel größere Verbreitungsbezirke haben als die letzteren, daß diese Verbreitungsbezirke sich also im Laufe der Zeiten verengen. Die ersteren sind wahrscheinlich von Einem Bildungsherde ausgegangen, und da sie durchgehends mikroskopisch kleine Samen haben, konnten diese gar leicht durch den Wind nach allen Weltgegenden vertragen werden. Die letzteren dagegen, also die miocenen Pflanzen, hatten wahrscheinlich mehrere Bildungsherde; ihre Ausbreitung über die Erde mußte aber bei ihren größeren Samen langsamer von Statten gehen. Einer dieser Bildungsherde lag offenbar in der Polarzone, von wo aus die Pflanzen und Thiere sich strahlenförmig verbreitet haben.

Wir haben früher gesehen, daß Spitzbergen manche Arten mit Grönland gemeinsam hat, aber auch vom Mackenzie sind uns mehrere derselben bekannt geworden. In neuester Zeit habe ich eine sehr interessante vorweltliche Flora aus dem Alaska-Lande zur Untersuchung erhalten, welche ein finnländischer Bergmeister (Herr Hjalmor Furuhjelm) dort gesammelt hat. Unter diesen sind 14 Baum- und Straucharten Grönlands und Spitzbergens, und zwar sind dies merkwürdigerweise fast alles Arten, die zur selben Zeit auch in Deutschland und in der Schweiz gelebt haben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie von der Polarzone ausgegangen sind, über welche eine gleichmäßige Vegetation verbreitet war. Wir sehen, daß einzelne Arten von dort bis nach Alaska und andererseits bis Königsberg reichen (so die Populus Zaddachi), andere in Amerika bis nach Alaska und in Europa bis zur Schweiz (so die Sumpfcypresse), und wieder andere in Amerika bis Vancouver, in Europa bis Griechenland und in Asien bis an den Ural (so die Mammuthbäume, Sequoia Langsdorfii). Gewiß ist das Vorkommen derselben in den Felsen so weit von einander entfernter Länder wunderbar, aber ganz erklärlich, wenn wir bedenken, daß alle diese Bäume in der Polarzone sich finden und hier ursprünglich zu Hause waren, und von da aus sich strahlenförmig südwärts verbreitet haben. Je weiter sie nach Süden vorrückten, desto weiter kamen sie auseinander.

Wir haben gesehen, daß im Sommer unzählige Vögel in der Polarzone zusammenkommen, sie ziehen eben aus allen Welttheilen nordwärts und haben dort ihren Vereinigungspunkt; im Herbste gehen sie wieder nach allen Richtungen auseinander. Was die leichtbeschwingten Vögel in Zeit weniger Monate ausführen, das vollführten die Pflanzen im Laufe der Jahrhunderte und der Jahrtausende. Jede Pflanze ist auf steter langsam fortschreitender Wanderung begriffen. Diese Wanderungen aus uralten Zeiten sind in die Felsen eingeschrieben, aber auch in den Blumenteppich eingewoben, der in der jetzigen Schöpfung unser Land schmückt, denn dieser steht in inniger Beziehung zur Pflanzenwelt der früheren Weltalter, und durch alle diese Pflanzenschöpfungen geht Ein Gedanke, der nicht nur bei uns in tausend und aber tausend Bildern sich offenbart, sondern auch in den Eisregionen des höchsten Nordens uns überall entgegentritt. Wohl verarmt dort die organische Natur und verschwindet da, wo ein kalter Eismantel über alles Land sich ausbreitet; aber wo die Blumenwelt erstirbt — da sind es die Steine, welche reden und uns von den Wundern der Schöpfung erzählen, uns erzählen, daß auch in den abgelegensten Ländern und in den fernsten Zeiten dieselbe Gesetzmäßigkeit und dieselbe Harmonie Alles durchdringt, wie in der uns umgebenden Welt!"

---

# Wie ist die große Pacificbahn in Nordamerika beschaffen?

Wir wollen darüber allerlei Ansichten und Urtheile zusammenstellen, welche wir in amerikanischen Blättern finden. Es ist auch über dieses Werk so unendlich viel Uebertriebenes gesagt worden, daß es von Interesse ist, einen Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse zu erhalten. Es handelt sich dabei um „den größten Gaunerschwindel, welchen die Welt jemals erlebt hat". Doch wir lassen die Amerikaner ohne Unterschied der politischen Partei reden.

Die „Territorial Enterprise", welche zu Virginia City im Territorium Nevada erscheint, enthält von einem Augenzeugen folgende Beschreibung über die abscheuliche Art, in welcher die Union-Pacific-Bahn (die östliche Abtheilung) gebaut worden ist.

„Alle Leute ohne Ausnahme, welche während der letztverflossenen dreißig Tage auf der Union-Pacific-Bahn nach Westen gefahren sind, erklären, daß der größte Theil der westlich von Cheyenne gebaueten Strecke lediglich ein an der Regierung verübter Schwindel sei. Das ist insbesondere der Fall mit den Abtheilungen westlich von Wahsatch, welche die Regierung als gut angenommen und für welche sie ihren Beitrag bezahlt hat, weil die von ihr ernannten Untersuchungscommissäre niederträchtig genug waren, diese Strecken als gut zu bezeichnen. Sie sind aber durchaus unsicher, und es werden Millionen verausgabt werden müssen, um sie derart herzustellen, wie im Contracte vorgeschrieben und bestimmt worden ist. Ein Herr, der neulich auf dieser Bahn

nach Austin kam, erklärt sie für eine Menschenfalle (mantrap), auf welcher der Reisende nicht geringere Gefahr laufe, als wenn er Spießruthen auf einer Straße laufen müßte, an welcher überall Schützen im Hinterhalte liegen. Er versicherte dem Herausgeber der in Austin erscheinenden „Reveille", wenn man ihm auch 20,000 Dollars baar hinlege, so werde er doch auf einer solchen Bahn die Fahrt nicht zum zweiten Male wagen."

Zwischen Cheyenne und Wahsatsch ist jede Meile von den nichtswürdigen Regierungscommissären für gut erklärt worden, aber wie verhält es sich thatsächlich mit dieser Strecke? Die sogenannten Brücken sind lange, wackelnde, schaukelnde Gerüste, welche von den Ingenieuren für durchaus unbrauchbar und höchst gefährlich erklärt worden sind. Eine derselben, welche über den Green River führt, ist sehr lang; alle Conducteure und Bahnbeamten erklären sie für durchaus unsolid und gefährlich. Jene über den Bitter Creek ist eben so schlecht; als jüngst ein Zug hinüberging, wich sie aus den Fugen; eine Anzahl von Wagen stürzte ins Wasser und ein Passagier kam ums Leben. Die Conducteure wußten so gut, wie es sich mit dieser sogenannten Brücke verhielt, daß sie abstiegen, bevor der Zug an dieselbe kam, und zu Fuße gingen! Ein Mann, der weiter mit nach Westen fuhr, schreibt der „Reveille":

„Also die Brücke über den Bitter Creek ging aus dem Leim und brach ein. Nach langer Unordnung und vielem Hin- und Hertrödeln, wobei sehr viel Branntwein getrunken wurde, sanfte der betrunkene Locomotivführer wie rasend weiter, und so flogen wir über eine andere Brücke, die unter uns hin- und herwackelte. Die Wagen wurden dermaßen hin- und hergeschleudert, daß wir Passagiere einer auf den andern fielen, und keiner von uns gab auch nur einen Strohhalm für sein bischen Leben! Den betrunkenen Ingenieuren machte die Angst der Fahrgäste nicht geringen Spaß. Als wir in Wahsatsch ankamen, war gerade ein Auflauf von Seiten einiger hundert Arbeiter, welche ihren seit Monaten rückständigen Lohn verlangten. Sie waren wüthend, hatten einen Lieferanten todtgeschlagen und einige andere entsetzlich geprügelt."

„Von Wahsatsch an wurden die Schrecken dieser infamen Bahn nur noch ärger (the horrors of the infamous railroad increased), und an einigen Stellen war sie der Art gebaut, daß es uns unmöglich schien, weiterzukommen. Die Steigungen sind exorbitant, und die scharfen Curven sind namentlich in den Echo- und Weber-Cañons sehr schlecht. Dort wurde gebaut, als der Erdboden gefroren war; jetzt war er überall aus einander geborsten und fiel an den Rändern herunter. An vielen Stellen liegen die Schienen ohne alle Unterstützung und nicht einmal ordentlich platt auf. Die ganze Bahn von Wahsatsch ab bis zum westlichen Endpunkte der Union Pacific Railroad (bei Promontory Point am Salzsee) ist infernalisch, und die Art und Weise, wie ihr Betrieb gehandhabt wird, ist teuflisch. Besoffene Wilde oder abgehärtete Zuchthausverbrecher könnten sich nicht infamer benehmen, als diese Bahnbeamten." Der Herausgeber der „Reveille" bemerkt zu dem Vorstehenden: „Der Herr, welcher uns diesen Bericht mündlich erstattet, ist ein zuverlässiger Mann; wir haben aber auch noch ein von mehr als 50 Namen unterzeichnetes Document, welches ganz in derselben Weise die Sachen darstellt. Sie sind haarsträubend, aber es kann nicht bezweifelt werden, daß nur Wahres berichtet worden ist. Reisende, welche aus den atlantischen Staaten kommen, sollten doch doppelt und dreifach mit sich zu Rathe gehen, ehe sie sich den Schrecken und Greueln dieser Mittelpassage aussetzen." —

Die ganze Richtung, in welcher die Bahn angelegt wurde, ist eine verfehlte. Der Schienenweg kann und wird dem Verkehr im Binnenlande wesentlichen Nutzen gewähren; aber es war ursprünglich die Absicht, eine „Weltbahn" herzustellen, den Verkehr über die Landenge von Panama lahmzulegen und den ostasiatischen Handel durch Amerika zu lenken. Mit der gewöhnlichen Art, in welcher die Yankees alle Dinge aufzupuffen pflegen, lagen schon längst Theekisten und Ballen Seide bereit, um mit dem ersten Bahnzuge nach Newyork befördert und weiter nach Europa geschickt zu werden. Dann wurde telegraphirt: „Der ostasiatisch-europäische Handel durch Nordamerika ist vermittelst der Weltbahn glorreich eröffnet worden!" Humbug!

In Wirklichkeit liegen die Dinge so, wie wir sie in der „Newyork Tribune" geschildert finden. Das Blatt hat im Territorium Wyoming einen mit den Oertlichkeiten im weiten Westen seit vielen Jahren vertrauten Correspondenten, Namens Pierrepont, der sich für Alles, was er mittheilt, haftbar erklärt. Demnach stehen die Sachen folgendermaßen:

„Ich habe manches Jahr in den Felsengebirgen verlebt und die letztverflossenen sechs Winter an der Linie zugebracht, welche von der Union Pacific Railroad durchzogen wird. Ich behaupte nun mit aller Zuversicht, daß auf diese Bahn während des Winters gar kein Verlaß sei. Alle, welche seit Jahren mit der Gegend aus eigener Erfahrung bekannt sind, theilen diese Meinung und behaupten, daß eine praktikable Bahn südlich vom Colorado laufen müsse. Für die gegenwärtige Bahn erscheint es in hohem Grade ungünstig, daß in der Region, in welcher am meisten Schnee fällt, auch die Winde am allerheftigsten stürmen und nicht selten wahre Orkane sind. Sie wehen die Wintermonate hindurch fast ununterbrochen. Der Schnee ist ganz fein und wird in den Einschnitten so fest und dicht, daß man große Mühe hat, ihn mit der Schaufel zu entfernen. Manchmal sind mächtige Schneepflüge zerbrochen bei den mißlungenen Versuchen, sich hindurch zu arbeiten; der Schnee weicht nur, wenn ein stämmiger Irländer ihn mit der Picke bearbeitet. Was ich hier sage, das kann durch Hunderte von Zeugen bekräftigt werden. Man entfernt z. B. jetzt den Schnee aus einem Durchstiche, aber derselbe ist schon wieder gefüllt, sobald der Zug fahren will. Wir haben das im verflossenen Winter oftmals erlebt, und die Fahrgäste wissen ein Lied davon zu singen. Ich will nur einen Fall aus der Zeit der „ersten Blockade" anführen. Unweit der Station Percy wurde der Schnee aus dem Durchstiche mit großer Mühe fortgeschafft. Der von drei Locomotiven in Bewegung gesetzte Zug wurde etwa eine Mile weit zurückgeschoben, damit er dann mit voller Kraft durch den Einschnitt fahren könne. Das wollte er dann auch thun, aber in der kurzen Spanne Zeit, welche zwischen dem Zurückschieben und dem Weiterfahren verfloß, hatte sich der Schnee bereits wieder derart angehäuft, daß ein Durchkommen unmöglich war.

Derlei hat sich im vergangenen Winter oftmals begeben. Ich will noch auf einen andern Punkt hinweisen, darauf nämlich, daß es in der „Elk Mountain Country" sehr schlimm aussieht. Dort läuft die Bahn auf einer Strecke von etwa 70 Miles parallel mit der hohen Gebirgskette, in welcher der „Elk Mountain" am höchsten emporragt. Nun sind die Bewohner in jener Gegend darüber einstimmig, daß der jüngste Winter seit vielen Jahren der mildeste gewesen sei. Wenn nun aber die Bahn länger als einen Monat unpraktikabel, weil blockirt, in einem milden Winter war, was soll da erst in einem strengen Winter werden?

Die „Bridge Country", d. h. der Theil der Bahn vom Green River nach Wahsatsch (im nordwestlichen Utah), ist durchgängig in Bezug auf Schnee und Winde eben so schlecht wie Elk Mountain Country, aber auch dort war der Winter mild. Bei der großen Ausdehnung der Bahn kann es vorkommen, daß eine Strecke derselben mildes, eine andere strenges Wetter hat. Man hat also schon jetzt da und dort Zäune gebaut und andere Vorkehrungen getroffen, welche in diesem Jahre nützlich, im folgenden Jahre aber nicht an jener Stelle nöthig sind, weil der Schnee sich anderwärts in Massen lagert, an Punkten, welche er im vorigen Winter verschont hatte. Im ersten Winter, als die Bahn auf den „Plains" auf einer etwa 300 Miles langen Strecke befahren wurde, war sie in Nebraska einmal drei ganze Wochen lang völlig blockirt!

Man sagt, daß durch Zäune und Schutzdächer die Uebelstände beseitigt werden könnten. In den Black Hills wurden kostspielige Steinzäune gebaut, an manchen Stellen sogar drei, einer hinter dem andern; nichtsdestoweniger hat der Schnee einmal eine ganze Woche lang die Bahn versperrt. Hohe Holzverschläge werden von den heftigen Stürmen umgerissen und niedrige können den Schnee nicht abhalten. Ueberdachungen werden an windfreien Stellen durch die Schneemassen eingedrückt, an windigen müssen sie so dicht wie ein Haus gemacht, und obendrein zu beiden Seiten mit Thüren zugemacht werden, weil ohne solche der Schnee hineingetrieben wird. So ist z. B. der Tunnel östlich von Benton eben so vom Schnee blockirt worden, wie jeder beliebige Durchstich. Die Ingenieure sagen, es würden sich auch wohl Auskünfte gegen dergleichen finden lassen; es sind das dieselben Leute, welche alle Warnungen landeskundiger Leute in den Wind schlugen!"

* * *

Die deutsche „California-Zeitung" vom 20. Mai schreibt: „Als am verflossenen Sonnabend die noch nicht fertige Bahn eröffnet wurde, gedachten wir der welthistorischen drei Monate, während welcher die Bahn im vorigen Winter im Schnee begraben lag. Wir dachten auch an die gestohlenen 200 Milliönchen, an das Riesenmonopol, an den Eisenbahnring im Congresse und viele schöne Dinge mehr. Wir kommen zu dem scharfsinnigen Schlusse: Nicht Patriotismus, nicht Unternehmungsgeist bauen so schnell Eisenbahnen, wie der Diebstahl. Ohne den Diebstahl hätten wir nie eine Eisenbahn erhalten; er ist das Perpetuum Mobile, und wenn man dieses eigenthümliche amerikanische Institut bei anderen Völkern einführte, dann würden sie auch schneller vorwärts kommen. Nicht obgleich, sondern weil gestohlen wird, geht es voran; man denkt an den Hexensabbath in Goethe's Faust, und es wird Einem ganz wunderlich dabei zu Muthe. Von dem Augenblicke, wo das Stehlen aufhört, wird es rückwärts gehen; ein ehrlicher Congreß wäre der Ruin des Landes."

Das Blatt schildert dann die Arbeiterunruhen, welche kurz vor Eröffnung der Bahn stattfanden, weil die Contractoren, welche den Leuten 80,000 Dollars schuldig waren, sie um ihren Lohn betrügen wollten. Es schließt seinen Artikel mit einer hochfliegenden, phantasiereichen Divination, an welcher Einiges sich als richtig herausstellen wird, in folgender Weise:

„Das Land hat nicht allein die ganze Bahn bezahlt, sondern die Unternehmer haben noch ihre 30 Milliönchen in der Tasche, über die Kosten, ohne je einen Cent ausgegeben zu haben, und selbst damit sind sie nicht zufrieden und schinden die Arbeiter. Was man in den letzten paar Wochen über die Union-Pacific-Eisenbahn gehört, „bietet" Alles, was selbst bei uns bisher auf dem Gebiete des Schwindels geleistet worden.

Als die beiden Locomotiven sich einander zum ersten Mal pfeifend gegenüberstanden, was hätten sie sich nicht einander erzählen können! Es pfiff im ganzen Lande, in San Francisco wie in Sacramento, es war der Signalpfiff zu zukünftigem Schwindel. Und trotzdem bezeichnete dieser Pfiff das größte Ereigniß unsers Jahrhunderts, pfiff es, daß von heute an die Vereinigten Staaten eine weltbeherrschende Stellung einnehmen werden, es war der Signalpfiff für die Durchstechung der Landenge von Darien, es war der Signalpfiff für eine Völkerwanderung nach dem fernen Pacific, an dem nun bald geschäftige Millionen sich regen werden. Und die Gnomen und Zwerge, die in White Pine, Nevada, Montana, Idaho, Humboldt &c. die Schätze der Tiefe bewachen, hörten diesen Pfiff, und in den Gängen von Gold und Silber, die da noch ungestohlen schlummern, wurde es lebendig, das ferne Asien reckte sich in seinem Schlafe, die Zöpfe in China wackelten, und Albion drehte sich unruhig auf seinem Marterlager in Indien, dem von Rußland aus schon längst der verhängnißvolle Pfiff getönt, welcher nun auch vom Pacific herüberschallt. Mitten unter dem Gelächter über den schäbigsten Yankeeschwindel haben wir ein Weltereigniß gefeiert, hat sich mit Einem Zauberschlage die ganze geographische Lage der Welt geändert. Der Pfiff verkündet in erster Instanz Verlegung des politischen Schwerpunktes der Welt nach den Vereinigten Staaten. In zweiter Instanz aber wird er verkünden: Verlegung dieses politischen Schwerpunktes nach dem Pacific. Der Pacific wird für die nächsten Jahrhunderte sein, was das Mittelmeer im Alterthum, was der Atlantic im letzten Jahrtausend war. Die Weltgeschichte wird sich im nächsten Jahrhundert vor unseren Thoren abspielen. Der Pfiff vom Sonnabend bedeutet die Wiedergeburt der süd- und centralamerikanischen Staaten, die Wiedergeburt Chinas und Japans, die freien Vereinigten Staaten von Australien, ein freies Indien und ein großes Reich am Amur."

* * *

Bei der Pacificbahn kommt es wesentlich darauf an, ob sie auch zur Winterzeit ohne wesentliche Unterbrechungen wird fahrbar sein können. Stellt sich heraus, daß sie bald an einer, bald an einer andern Strecke wochen- oder gar monatelang nicht regelmäßig passirt werden kann, dann büßt sie entschieden viel vom Charakter einer Weltbahn ein. Ohne Zweifel wird schon der nächste Winter die Frage praktisch beantworten. Inzwischen wird es unseren Lesern von Interesse sein, was über

Die Schneeregion der Pacific-Eisenbahn

ein Missourier bemerkt, Dr. Eliot aus St. Louis, welcher die Bahn in ihrer ganzen Länge befuhr, an vielen Stellen speciell beobachtete und Erkundigungen von Anwohnern einzog.

Er stellt dauernde Unterbrechungen in bestimmte Aussicht. Er meint, daß gerade dann, wenn das Publicum sich daran gewöhnt haben wird, eine Woche als die regelmäßige Dauer der Fahrt von Newyork nach San Francisco zu betrachten, mit dem ersten Schnee auch die Nachricht kommen werde, die Fahrten seien vorläufig unterbrochen; und zwei, drei Monate lang werde theils vollständige Unterbrechung, theils starke Verzögerung stattfinden. Dr. Eliot sagt, daß er seine Beobachtungen während der Fahrt mit besonderer Rücksicht auf die „Schneefrage" gemacht habe, und theilt Folgendes mit. Obgleich der vorige Winter von den ältesten Ansiedlern auf jener Linie (die gewiß kein Interesse daran haben, Ungünstiges über dieselbe zu berichten) übereinstimmend als der gelindeste bezeichnet wird, den sie dort erlebt, hat während desselben die Unterbrechung des Verkehrs doch einen ganzen Monat gewährt; und dies war auch die Ursache, weshalb die Unionbahn-Gesellschaft im Baue so be-

trächtlich zurückblieb hinter der Centralbahn-Gesellschaft. Jenseits der Sierra Nevada sei an den Orten, deren Geschäftsbetrieb bereits von dem Bahnverkehre abhänge, schon damals heftige Klage über diesen Uebelstand geführt worden. Je mehr sich der Bahnverkehr entwickelt, desto fühlbarer werden die chronischen Unterbrechungen sein.

Die ersten Spuren jenes Winterübels fand der Reisende zwischen Bryan und Wahsatch. Dort sah man in der Nähe der Bahn noch Ueberreste der Schneelager. An dieser Stelle beginnen auch die Schutzwehren. Sie befinden sich an der Nordseite der Bahn und bestehen größtentheils aus Balken und Brettern. Solid sind sie nicht, und der Reisende bezweifelt, daß sie den Winterstürmen Stand halten werden. An den schlimmsten Stellen hat man bereits mit dem Erbauen steinerner, fünf Fuß hoher Schutzmauern begonnen. Gelegentlich kommen dieselben auch in doppelter Reihe vor. In solchen Fällen sind die Mauern beiläufig fünfzig Fuß von einander entfernt. Die Strecke, auf welcher diese Schutzmittel gegen Verschneiung vorkommen, ist hundert Meilen lang. Die Ueberzeugung, die Dr. Eliot durch das Betrachten dieser Vorkehrungen gegen Verkehrsunterbrechung gewonnen, ist: daß dieselben nicht ausreichen, und selbst dann, wenn sie sich als genügend herausstellen sollten, Jahr für Jahr kostspieliger Reparaturen bedürfen werden.

Im Humboldt-Thale ist dieser Uebelstand geringer. Der Punkte, wo Verschneiung droht, giebt es dort wenige. Desto schlimmer wird es wieder jenseits der californischen Staatsgrenze, auf dem westlichen Abhang der Sierra Nevada. Ganz abgesehen davon, daß eine Bahnstrecke factisch durch die Region des ewigen Schnees führt, finden dort auch in tieferen Regionen gewaltige Schneestürme statt. Das Niederstürzen von Lawinen ist nichts Seltenes, und es häufen sich Schneemassen an, gegen welche in der schlimmsten Periode menschliche Vorkehrungen nichts fruchten. Die Vorrichtungen, welche Dr. Eliot dort erblickte, haben ihn bloß belehrt, wie groß die Hemmnisse sind, auf die man sich an jener Stelle gefaßt zu machen hat, aber nicht überzeugt, daß dieselben vollständig überwunden werden können. Auf einer Strecke von 23 Meilen befinden sich dort Schneedächer, und dieselben sollen noch 10 Meilen weiter gebaut werden. Diese Dächer ruhen auf starken Pfeilern, fallen nach beiden Seiten ab und sind aus Fichtenholz erbaut. Zwischen den Brettern, welche die Ueberdachung bilden, ist stets ein freier Raum von mehreren Zoll gelassen, theils um Licht und frische Luft einzulassen, theils um die Widerstandsfläche, welche diese Schutzbauten dem Winde bieten, zu verringern. Trotzdem meint Dr. Eliot, daß derartige Schutzdächer sich wohl gegen Stürme, wie man sie in Missouri und Iowa erlebt, behaupten würden, nicht aber gegen die Stürme der Sierra Nevada. Ein gehöriger Gebirgsorkan wird sie schonungslos hinwegfegen. Auch große Feuersgefahr erblickt der Reisende in diesen Ueberdachungen, sobald das Holz derselben gehörig ausgetrocknet sein wird. Nach Dr. Eliot's Ansicht würde das Entzünden dieser Holzdächer durch die Funken der Locomotive Veranlassung zu schrecklichen Katastrophen geben können.

Sich wieder der Unionbahn zuwendend, theilt er mit, daß er durch die Bewohner der Stationen Echo und Weber erfahren, der Schneefall sei dort zuweilen so stark, daß die Telegraphenstangen vollständig zugeweht sind. Wie hoch der Schnee dort zu liegen pflege, davon werde man durch die Wegweiser belehrt, welche im Winter den über die Schneefläche hinfahrenden Postkutschen dienen und sich häufig an den Wipfeln der Bäume befinden. Dies komme allerdings nur an den schlimmsten Punkten vor, zeige aber, wessen man sich in einer solchen Gegend zu versehen habe. All diesen Schwierigkeiten sei allerdings durch großen Aufwand an Geld abzuhelfen. Da aber die Ursache eine permanente und stetes Nachhelfen nothwendig sei, werde der Betrieb dieser Bahn kostspieliger und dadurch auch der Tarif für Passagiere und Fracht höher bleiben, als dies bei einer südlichern Route nöthig wäre. Zudem würde durch den Mangel genügenden Verkehrs an Zwischenstationen die Einträglichkeit der Bahn nicht in dem Maße zunehmen können, daß baldige Preisermäßigung zu erwarten sei. Auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen dieses unwirthlichen Gebietes sind nur einige wenige Stationen. Viele Ortschaften, deren Namen während des Bahnbaues in aller Welt Mund waren, sind wieder verschwunden. Die Zeltstädte, welche mit den Arbeitern sich der Bahn entlang bewegten, existiren nicht mehr, und es werden keine neuen an ihre Stelle treten, da es durchaus nicht einladend ist, sich dort anzusiedeln, wo im Winter jedes Haus bis zum Giebel eingeschneit sein würde. Nun ist es aber ein Erfahrungssatz, daß Eisenbahnen ohne lebhaften Verkehr auf kleineren Strecken, von Zwischenstation zu Zwischenstation, nicht existiren können. Gerade dieses sogenannte Zwischengeschäft bringt ihnen den besten Gewinn, und trägt wieder zur Hebung der an der Bahn entstehenden Ortschaften bei. An Strecken, wo das Klima dem Gedeihen neuer Ansiedelungen hinderlich ist, wird auch die Bahn nicht prosperiren können; und diese unfruchtbaren Bahnstrecken werden verschlingen, was die rentablen abwerfen.

Durch diese Betrachtungen gelangt Dr. Eliot selbstverständlich zu dem Schlusse, daß das Errichten einer südlichen Linie auch vom allgemeinen und nicht bloß vom Interesse der Mittelstaaten geboten ist. —

---

# Ein Besuch auf der Insel Tristan d'Acunha.

Etwa 1300 Seemeilen südlich von St. Helena erhebt sich, als die erste und größte einer kleinen Gruppe, eine Insel aus dem Meere, welche als der entlegenste von allen bewohnten Orten der Erde gilt, und eben so gut wie Juan Fernandez von Defoë zum Schauplatze seines unsterblichen Robinson Crusoe hätte erkoren werden können. Der portugiesische Seefahrer Tristan d'Acunha entdeckte das Eiland im Jahre 1506 und gab ihm seinen Namen. Heute ist es durch eine kleine Colonie von Engländern besiedelt. Die beiden anderen Inseln der Gruppe, Inaccessible und Nightingale, sind unbewohnbar. Auch Tristan d'Acunha ist ein ungeheurer Felsen, der fast senkrecht bis zu etwa 3000 Fuß über die See emporsteigt, mit einem Kegel, welcher etwa 4500 Fuß hoch ist, so daß das Ganze ungefähr 7500 Fuß über das Niveau des Wassers aufragt.

Seefahrer, welche in früheren Zeiten die Insel besuchten, fanden Baumwuchs, der allerdings nicht hoch war. Das Laub der verbreitetsten Art glich den Blättern der Eibe, das Holz dem des Ahorns und brannte ganz ausgezeichnet; die Stämme hatten 9 bis 10 Fuß Höhe. Auf den Felsen wuchs

die Veronica beccabunga in ungeheuern Massen, und die Küste war mit einer sehr starken Alge bedeckt. Von früheren Seefahrern her fand man auf der Insel zurückgelassene Ziegen vor, die sich inzwischen stark vermehrt hatten und halb wild geworden waren.

Von Vögeln gab es vorzüglich eine Art Seerabe, die der wilden Gans glich und ein leckeres Gericht lieferte, Pinguine, Captauben, Albatrosse und ein dem Rebhuhn nicht unähnliches Thier; nur war es fast schwarz und konnte nicht fliegen, so daß man ohne große Mühe sein schmackhaftes Fleisch erbeutete. Fische waren in Ueberfluß vorhanden, namentlich eine Gattung Barsch, die bis sechs Pfund schwer wurde; außerdem Krabben, Seesterne u. s. w. in Menge. Von den Walfischen fand man die sogenannten Killers (Tödter) am meisten vertreten, und zwar vorzugsweise Weibchen; auch die Rüsselrobbe, deren Zunge eine schmackhafte Speise liefert, war in Menge vorhanden. Der englische Capitän Patten, welcher 1790 und 1791 sieben Monate auf der Insel verweilte, schlug 5600 Robben.

Capitän Heywood, der im Januar 1811 an der Insel anlegte, fand auf derselben drei Amerikaner, welche des Robbenschlages wegen einige Jahre dort bleiben und mit den anlaufenden Schiffen Geschäfte machen wollten. In jenen Tagen waren Ziegen und Wildschweine in großen Rudeln zu finden. Vermittelst eines sehr merkwürdigen Edictes vom 4. Februar des genannten Jahres erklärte sich der Amerikaner Jonathan Lambert zum „souveränen Herrn der Inseln“. Er machte einen Theil des Bodens urbar und säete Getreide, welches er vom amerikanischen Gesandten in Rio de Janeira erhalten hatte. Die Herrlichkeit ging aber zu Ende, als eine Abtheilung Soldaten vom Cap der Guten Hoffnung im Namen der britischen Regierung von Tristan d'Acunha förmlichen Besitz nahm (30. März 1817).

Etwa ein Jahr blieben die Soldaten dort, dann zog man sie wieder zurück. Indeß erhielt ein Artilleriecorporal Namens Glaß Erlaubniß, auf Tristan bleiben zu dürfen, und zwei andere Soldaten, John Nankivel und Samuel Burnel, blieben bei ihm. Diese drei Männer nebst der Frau des Corporals, einer Creolin vom Cap, und seinen beiden Kindern machten die Gesammtbevölkerung der neuen Ansiedelung aus, zu deren Oberhaupt Glaß mit dem Titel „Gouverneur“ erwählt wurde.

Im Jahre 1824 lebten 22 Männer und 3 Frauen auf der Insel. Als der „Berwick“ dort vor Anker ging, hatte die thätige, kleine Colonie über 80 Tonnen, d. h. 162,000 Pfund, Kartoffeln zu verkaufen, und die wackeren Leute waren durchaus glücklich und zufrieden; das Einzige, was der Insel fehle, um aus ihr ein Paradies auf Erden zu schaffen, meinte Glaß, seien noch einige Weiber. Fünf Jahre später, im November 1829, wo Capitän Morell mit dem „Antarctic“ von der nordamerikanischen Kriegsmarine Tristan d'Acunha besuchte, zählte sie bereits sieben Familien und hatte Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Kaninchen und Geflügel, desgleichen Kohl, Runkelrüben, Pastinaken, Möhren, Zwiebeln, Kürbisse, außer Eiern, Milch, Butter und Käse in Menge feilzubieten.

Die Bevölkerung belief sich 1836 auf 42 Köpfe. Der englische Prediger J. Applegate, der erste Geistliche, welcher den Fuß auf die Insel setzte, taufte daselbst 29 Personen, im Alter von wenigen Monaten bis zu dem von 17 Jahren. Sechszehn Jahre später, am 11. November 1852, passirte das englische Kriegsschiff der „Herald“ Tristan d'Acunha, das damals 85 Bewohner zählte. Bei ihnen lebte der Prediger Taylor, welcher von der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums auf fünf Jahre zum Geistlichen der Colonie ernannt worden war.

Der „Gouverneur“ William Glaß war damals 70 Jahre alt; seine Familie bestand aus seiner Frau, 7 Söhnen und 8 Töchtern. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts hatten den Mulattentypus; die Frauen der ersten Colonisten waren nämlich Eingeborene vom Cap der Guten Hoffnung und von St. Helena gewesen, die Kinder der zweiten Generation dagegen waren hübsche brunette Knaben und Mädchen. Das Klima ist gesund und nie hat eine epidemische Krankheit auf der Insel geherrscht; auch sind die Kinder keiner der sogenannten Kinderkrankheiten unterworfen. Der äußerste Nordwesten der Insel liegt unter 37°2′48″ südl. Br. und 12°18′30″ westl. L. von Greenwich. Dem Vorgebirge der Guten Hoffnung ist sie beinahe um ein Drittel näher als dem Cap Horn. Bis nach St. Helena beträgt die Entfernung 1320 Seemeilen.

* * *

Am 5. August 1867 ankerte an einem nebeligen Morgen die englische Fregatte „Galathea“, welche den Prinzen Alfred von Großbritannien an Bord hatte, vor Tristan d'Acunha. Im grauen Dämmerlichte wurden die wenigen verstreuten Häuschen der Colonie sichtbar. Bald ruderte ein mit acht Mann besetztes Boot aus der Bai auf das Schiff des Prinzen zu. Ein Greis von ehrwürdigem Aussehen, mit langem, weißem Barte saß am Steuer; man hielt ihn anfangs für den Gouverneur Glaß. Der Nachen brachte einen Vorrath an frischen Lebensmitteln, Kartoffeln, Geflügel, Fische, Eier und eine Anzahl lebendiger Ferkel. Jener Greis war nicht der Gouverneur Glaß, denn dieser hatte schon vor 13 Jahren das Zeitliche gesegnet, sondern Peter Green, der älteste unter den noch lebenden Ansiedlern. Der Prinz gab den Colonisten ein ansehnliches Geschenk, zum Beispiel blaues Tuch, Flanell, Serge, 15 Pfund Taback, 9 Gallonen Rum, 9 Gallonen Weinessig, 50 Pfund Zucker, 50 Pfund Thee, 330 Pfund Mehl, 240 Pfund Chocolate, zusammen an Werth etwa 110 Pf. St.

Die „Galathea“ setzte zwei Kutter aus, und der Prinz mit seinem Gefolge fuhr nach der Insel; Green war Lootse. Etwa eine Viertelmeile vom Schiffe kam man in einen Gürtel von Algen, die gleichsam einen natürlichen Hafendamm bildeten. Die langen, breiten Blätter hemmten die Geschwindigkeit der Fahrzeuge bedeutend, sobald man aber diese Algen passirt hatte, befand man sich in einem bis zur Küste reichenden klaren Wasser.

Das kleine Dorf bestand aus einem Dutzend Häuser, die auf einem Hange im Nordwesten der Insel verstreut lagen. Jede Wohnung war mit einem vier Fuß hohen Gemäuer aus Luftziegeln umschlossen. Die Gärten waren jetzt, zu Anfange des dortigen Frühlings, sehr dürftig und ärmlich; in einem derselben bemerkte man jedoch einige blühende Chrysanthemum und zahlreiche Zwergerdbeerstauden. Die Häuser waren zwar sehr primitiver Art, doch gut gebaut aus dem weichen Steine der Insel, den man in Blöcke von allen möglichen Größen und Formen gehauen hatte, welche sich aber wunderbar in einander fügten, wie die einzelnen Steinchen eines sogenannten Geduldspieles; Mörtel schien man nicht benutzt zu haben. Das Holz zu ihren Gebäuden war den Ansiedlern sehr theuer zu stehen gekommen; sie hatten es sich zu hohen Preisen von amerikanischen Walfischfängern verschafft, denn die auf der Insel einheimischen Bäume waren zu dergleichen Verwendung nicht stark genug und, was noch schlimmer, ein Wurm oder eine Art Brand hatte eine beträchtliche Anzahl derselben zerstört. Zwei Häuser lagen in Trümmern in Folge eines heftigen Orkanes, der im Mai 1867 gewüthet hatte.

Der Prinz besuchte sämmtliche Familien in ihren Hüt-

ten, und Green stellte ihm nach der Reihe alle „Ladies" vor. Inzwischen wurden zwei Ochsen für die Schiffsmannschaft geschlachtet. Diese hatte um 1200 Pfund frisches Fleisch gebeten, und als man am Bord das Fleisch wog, hatte es genau das verlangte Gewicht. Zu gleicher Zeit versammelte Milner, der Schiffsgeistliche, den Green gebeten hatte, die seit 1857 geborenen Kinder zu taufen, Mütter und Kinder im Hause des Greises um sich und taufte 16 der letzteren. Die Frauen waren sauber und schicklich gekleidet. Alle trugen weiße oder schwarze Strohhüte mit buntfarbigen Bändern und Schleiern, und sogar — Crinolinen, die also auch bis in diesen ablegenen Winkel gedrungen sind!

Die Colonie zählte sieben unverheirathete junge Mädchen, darunter eins von auffallender Schönheit, und genau dieselbe Anzahl heirathsfähiger junger Männer. Dieses eigenthümliche Zusammentreffen brachte den Geistlichen auf den Gedanken, seine Dienste anzubieten, wenn vielleicht eines oder das andere dieser Paare die Gelegenheit benutzen und sich nach dem Ritus der englischen Kirche copuliren lassen wollte. Er erklärte sich dann bereit, noch zwei Stunden bei ihnen zu bleiben und die etwa gewünschten Trauungen vorzunehmen. Allein die jungen Mädchen schienen schüchtern zu sein, die jungen Männer aber keine große Eile mit der Sache zu haben, kurz Niemand profitirte von dem Anerbieten, was sich vielleicht dadurch erklären läßt, daß die abenteuerlustige Jugend der Insel im Allgemeinen ihre Blicke nach dem Cap als nach einem gelobten Lande richtet. Da Tristan d'Acunha zu klein ist, um mehr als eine bestimmte, sehr beschränkte Anzahl von Bewohnern ernähren zu können, so betrachtet man das Cap als den natürlichen Bestimmungsort für die überschüssige Bevölkerung, und spricht von demselben, obgleich man 1500 Meilen davon entfernt ist, als wäre man ganz nahe dabei. Im Jahre 1857 beförderte ein Schiff 45 Personen dahin, mit ihnen den früher genannten Taylor. Zu derselben Zeit wanderten fünf Familien nach den Vereinigten Staaten aus. Vor diesem Auszuge zählte die Colonie 112 Einwohner, 1867 hatte sie Alles in Allem bloß 53. Mehrere junge Männer waren hübsch, voller Frische und Gesundheit und hatten nur wenig Mulattenhaftes an sich. Unter den Frauen befanden sich zwei völlig schwarze, einige olivenfarbige, zum Theil mit Wolle, zum Theil mit langem, schlichtem, schwarzem Haar, und eine kleine Anzahl ohne einen Tropfen Negerblut in den Adern. Verschiedene der Kinder hatten einen sehr weißen Teint, blondes Haar und blaue Augen.

Zwischen Häusern und Meer ist der Kirchhof der Colonie errichtet, ein etwa einen halben Acker großes Quadrat, das mit einer vier Fuß hohen Steinmauer umfriedigt ist. Ein Grabmal von weißem Marmor trug die folgende Inschrift:

„William Glaß, geboren in Kelso in Schottland, dem Gründer dieser Colonie auf Tristan d'Acunha, wo er 37 Jahre lebte, und wo er im Frieden des Herrn entschlief am 24. November 1853, 67 Jahre alt."

Ueber dieser Inschrift deuten Winkelmaß und Zirkel an, daß der alte Glaß dem Verbande der Freimaurer angehörte.

Den Gästen wurde ein Frühstück vorgesetzt, das aus Hammelbraten, Geflügel, Eiern, Pastinaken, Kartoffeln, Brot ꝛc. bestand. Der alte Green präsidirte dem Mahle als der einzige Insulaner, welcher überhaupt daran Theil nahm. Als Getränk hatte man das schönste Wasser, das man sich nur denken kann, und eine von Green gelieferte Flasche Wein, die einzige, welche er noch besaß.

Der Viehstand der Insel bezifferte sich auf ungefähr 500 Stück Rinder und 200 Stück Schafe, die sämmtlich mit dem Zeichen ihrer Besitzer gestempelt waren. Um die Race zu veredeln, hatte man vor Kurzem erst von einem Handelsschiffe zwei schöne englische Widder gekauft, allein leider stellte sich heraus, daß dieselben die Räude hatten, mit welcher sie die alte Herde ansteckten, so daß die Hälfte davon verendete. Der Reihe nach werden Rinder oder Schafe geschlachtet und das Fleisch wird dann unter die verschiedenen Familien vertheilt. Von Getreide bauen die Colonisten bloß so viel, wie sie zur Aussaat brauchen, im Uebrigen kaufen sie von den amerikanischen Schiffen lieber gleich das erforderliche Mehl.

Die von früheren Seefahrern als Rebhühner ohne Flügel geschilderten Vögel nennen die Insulaner Auerhühner, nach ihrer Beschreibung aber muß der Schnabel dieser Thiere viel länger sein als der des Auerwildes, und nur halb so lang wie der des Apteryx auf Neuseeland. Das Seepferd, von dem das Männchen acht bis zehn, das Weibchen ungefähr sechs Fässer Thran giebt, tödtet man nur, wenn man letztern braucht, dessen man sich namentlich zur Seifenfabrikation bedient. Der Walfisch kommt ganz dicht an die Küste, allein man macht keine Jagd auf ihn. Gegenwärtig sind die Robben schon selten auf der Insel, an der Westküste fehlen sie sogar gänzlich, dagegen wimmelt das Nachbareiland davon, weil dort seit 20 Jahren Niemand ihre Ruhe gestört hat.

An Gemüsen und Kartoffeln haben die Ansiedler Ueberfluß. Die wilden Ziegen waren seit zwei bis drei Jahren völlig verschwunden, ohne daß man sich zu erklären vermochte, wie und wodurch. Vor wenigen Jahren traf man von diesen verwilderten Ziegen noch Rudel von 500 Stück an, jetzt sieht man nicht nur keine einzige mehr, sondern kann auch keine Spur von todten Thieren entdecken. Was mag also aus ihnen geworden sein? Vielleicht können die Naturforscher dies merkwürdige Räthsel lösen.

Tristan d'Acunha ist, wie schon gesagt, ein außerordentlich gesunder Ort, merkwürdigerweise aber bringt jedes von Sanct Helena anlaufende Schiff eine der Grippe ähnliche Krankheit mit. Die Insel Sanct Kilda an der Westküste von Schottland wird von der nämlichen Krankheit heimgesucht, sobald mit irgend einem beliebigen Schiffe gekommene Personen sich unter die Bevölkerung des Eilandes mischen.

Die Albatrosse, deren Junge einen ansehnlichen Theil des Wintervorraths der Colonie liefern, nisten auf dem am Fuße des Pik gelegenen Hochplateau mitten im Schnee.

Das einzige Boot, welches die Colonie besaß, war einst die Schaluppe eines Kauffahrteischiffes gewesen, die man 100 Meilen südlich von Ascension aus der See gefischt hatte.

Der Geistliche der „Galathea" gab den Leuten eine Anzahl von Elementarbüchern, Katechismen, Schiefertafeln und dergleichen und bat Green, einen Mann zum Lehrer der Kinder zu ernennen. Der Alte versprach es, meinte jedoch, daß außer ihm auf der Insel kein Mann fähig wäre, diesen Unterricht zu ertheilen, wohl hätten aber viele ihrer Frauen eine gute Erziehung genossen, d. h. sie könnten lesen und schreiben und seien somit zu dem Amte vollkommen befähigt. Das Dorf hatte bisher noch keinen besondern Namen gehabt; fortan heißt die kleine Colonie von Tristan d'Acunha „Edinburgh".

„Die Zukunft der Bewohner," sagt Taylor, „ist nichts weniger als glänzend. Das völlige Verschwinden der Bäume auf der Insel ist ein schwerer Verlust, welcher, wie bereits geschieht, einen immer steigenden Mangel an Brennmaterial in Aussicht stellt. Das ist indeß bloß die eine Seite des Uebels, denn das so entblößte Land wird weder den Thieren noch den Pflanzen den nöthigen Schutz gegen die in allen Jahreszeiten häufig stürmenden Orkane gewähren können.

Die Kartoffeln sind in der That auch das einzige Gewächs, das bisher gediehen ist und gedeihen zu können scheint. Trotzdem wird, so lange man in den Walfischfahrern eine Hülfsquelle hat, eine kleine Anzahl von Menschen auf Tristan d'Acunha leben können; allein die Besuche der Walfischjäger sind etwas sehr Unsicheres; in manchem Jahre kommen nur sehr wenige in diese Gegend. In den letzten Jahren hat allerdings der Walfisch die Insel in großen Schaaren umschwärmt und deshalb sich die Zahl der Schiffe, welche Tristan besuchten, erheblich vermehrt. In einigen Jahren aber werden wohl die Thiere von dort verscheucht sein und ihren Zug anderswohin nehmen; diesem folgen dann natürlich auch die Schiffe.

Eine andere Gefahr droht von der Bevölkerung selbst. Die Familien, welche gegenwärtig (1856) die Insel bewohnen, bestehen fast ausschließlich aus Frauen. Die jungen Männer zieht der natürliche Drang, die Welt zu sehen, beständig nach auswärts, und diesem Drange kann leicht Genüge geschehen, da die Walfischjäger seetüchtige Männer immer sehr gern in ihre Dienste nehmen. Die Mädchen haben diese Gelegenheit, sich anderswo hinzuwenden, nicht, und so giebt es ihrer augenblicklich wohl ein Dutzend, denen die Gelegenheit zu passender Verheirathung fehlt.

Die außerordentlich geringe Ausdehnung culturfähigen Bodens ist gleichfalls ein Hinderniß der Bevölkerungszunahme. Mehr als einhundert Köpfe kann die Insel nicht ernähren. Viele denken deshalb daran, anderswo eine Existenz zu suchen, und sind, wie schon gesagt wurde, nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, wo sie Verwandte fanden. Meinem Erachten zufolge wird es ein glücklicher Tag sein, an welchem diese einsame, im südlichen Oceane gleichsam verlorene Insel für immer denen wieder überlassen wird, welche sicherlich die ihr einzig angemessenen und von der Natur bestimmten Bewohner sind, — ich meine den wilden Vögeln des Oceans."

---

# Die Herrschaft der Neger in der Stadt Washington und die Imperialisten.

Die Berichte in den Zeitungen über die städtischen Wahlen in dieser „Capitale der glorreichen Union" tragen unter dem Datum: 8 Juni folgende Ueberschriften: „Bewaffnete Negerbanden controliren die Wahlen. — Sie lassen keine weißen Bürger an die Stimmbuden. — Halbwilde Schwarze erzwingen die Herrschaft über die Stadt unter Brandstiftung, Meuterei, Gefecht und Blutvergießen." —

Zur Erläuterung des Nachstehenden werden folgende Thatsachen dienen können. Die Stadt Washington liegt im Bundesdistrict Columbia, welcher zu keinem besondern Staate gehört, sondern unmittelbar dem Congresse untergeben ist. Als die Frage auftauchte, ob man den Negern auch die völlige politische Gleichberechtigung geben solle, wurde von Seiten der weißen Bevölkerung, namentlich auch aller Grundbesitzer, eine Abstimmung veranstaltet. Mit Ausnahme einiger weniger Stimmen sprach man sich dahin aus, daß eine Verleihung des Wahlrechts an die Schwarzen das heilloseste Mißgeschick für die Stadt sein müsse, und brachte dafür eine Menge gewichtiger Gründe vor. Nichtsdestoweniger zwang der radicale „Gaunercongreß" der widerwilligen und protestirenden Stadt das Negerstimmrecht auf.

Man schätzt die Bevölkerung von Washington auf etwa 150,000 Köpfe. Unter diesen befinden sich etwa 20,000 weiße Abenteurer und Landstreicher (Carpetbaggers und Scallawags), welche wegen des Aemtersuchens und um durch politische „Jobs" Geld zu erschwindeln, sich dort herumtreiben. Zu diesem verworfenen weißen Gesindel aus dem Norden kommen dann ungefähr 60,000 Neger. Unter diesen befinden sich nur etwa 3000 Stadtneger, welche in der Stadt geboren und aufgewachsen sind; der Rest von 57,000 besteht aus ehemaligen Plantagennegern verschiedener Staaten, welche während des Krieges von den nördlichen Armeen aufgehoben und ins Heer eingestellt wurden und sich dann in der Stadt und deren Umgegend herumtrieben. Sie wurden in ihrer Trägheit bestärkt, indem man sie von Staatswegen kleidete und fütterte. In dem Bericht eines Deutschen an den „Hamburgischen Correspondenten" wird ganz richtig Folgendes hervorgehoben: „Der bei weitem größte Theil dieser Halbbarbaren lebt ohne ersichtlichen Unterhalt in elenden Dörfern am Potomac oder am Canale, viele existiren nur von Raub, Mord und Prostitution. Fremde, welche nach Washington kommen, werden von den Gastwirthen und Polizeileuten gewarnt, sich bei Abend nicht in die Negerquartiere zu wagen. Nichtsdestoweniger weisen die Hôtelregister in Washington nach, daß seit dem Jahre 1865 an zweihundert Gäste auf geheimnißvolle Weise verschwunden sind. Man vermißte sie gewöhnlich am ersten Abend nach ihrer Ankunft, und hat Grund zu der Annahme, daß sie erschlagen, beraubt und in den Potomac geworfen worden sind. Von der viehischen Entsittlichung der Negerbanden wird man sich in Europa schwerlich einen Begriff machen können, aber der Nachweis eines einjährigen Aufenthaltes macht sie stimmfähig, und so erscheint es sehr begreiflich, daß es in Washington unmöglich ist, ein sogenanntes weißes, d. h. demokratisches Ticket an den Wahlbuden abzugeben."

Diese schwarzen Banditen bilden die Mehrzahl der Wähler; sie sind ein Werkzeug jener abscheulichen radicalen schwarzrepublikanischen Politiker, durch welche die Verfassung der Union völlig durchlöchert worden ist. Nun fühlt Sambo seine Wichtigkeit; von Gleichstellung will er nichts mehr wissen, und in Washington riefen die Barbaren: „Schwarze Männer sollen die Stadt regieren." Und schwarze Männer regieren nun diese Stadt.

Von dem alten Stamme der städtischen Neger haben manche eine leiblich entwickelte Intelligenz; sie stechen vortheilhaft gegen jene Barbaren ab und halten zu den rechtschaffenen weißen Leuten. Die Barbaren aber bedroheten jeden Stadtneger mit dem Tode, der das weiße Ticket stimmen würde. So verstehen diese Schooßkinder der Abolitionisten die Freiheit.

Aus den vor mir liegenden Berichten über die Vorgänge bei den Wahlen am 7. Juni ergiebt sich Folgendes.

Weiße Carpetbagger, welche durch den Einfluß der Neger Aemter zu bekommen hofften, erließen Wahlprogramme, wahre Brandbriefe. Die Neger wurden an vielen Stellen zusammenberufen; man las ihnen die Aufrufe vor und hielt wilde Reden. Schon um Mitternacht lagerten sich dann schwarze Banden vor den verschiedenen Stimmbuden, um gleich Morgens im Besitze derselben zu sein und jeden Weißen mit

Gewalt fern zu halten. In derselben Nacht legten sie Feuer in das Magazin eines weißen Wahlcandidaten, der gesagt hatte, daß es ein Unglück für die Stadt sein werde, wenn sie unter die Herrschaft ungebildeter Neger komme.

Die Neger erklärten laut, daß es keinem farbigen Manne gestattet sein solle, für einen Weißen zu stimmen. Als sie erfuhren, daß ein Schwarzer, Namens Stuart, seine Stimme für einen Weißen abgeben wolle, zogen sie mit Backsteinen bewaffnet vor dessen Wohnung und riefen, daß sie ihn hängen und lynchen wollten. Als sie ins Haus brachen um ihn todtzuschlagen, entfloh er über die Dächer. Nachdem sie den Laden ausgeplündert und die Angehörigen jenes Mannes mißhandelt hatten, kam endlich berittene Polizei an und drängte die Masse zurück. Fortwährend hörte man den Ruf: Stuart soll gelyncht werden! der aber wurde von der Polizei in die Mitte genommen und nach einer Stimmbude geleitet. Nun machten die Neger, deren manche mit Rasirmessern, Steinen, Keulen und Flinten bewaffnet waren, einen Angriff auf die Polizei, welche zurückweichen mußte und das Compliment hörte: „Schlagt sie nieder, die Hunde! Tod diesem blauröckigen weißen Gesindel!"

Diese Polizei besteht aus lauter Radicalen, die nun so schnöde von ihren schwarzen „Menschen und Mitbrüdern" behandelt wurden. Die Verwirrung nahm mehr und mehr zu, Kugeln pfiffen herüber und hinüber, und als einige Schwarze fielen, eröffnete die Bande ein gewaltiges „Backsteinfeuer". Die Polizei erhielt Verstärkung, und als der Mayor, ein Erzradicaler, erschien, riefen ihm die Neger zu: „Jetzt, Jungen, wollen wir den Weißen die Hölle geben; kein Demokrat soll leben bleiben." Die Polizei wurde abscheulich mißhandelt, jagte aber endlich nach großen Anstrengungen die Banden auseinander. Vereinzelte Ruhestörungen kamen aber am Abend und während der Nacht in großer Menge vor.

Am andern Tage ergab sich, daß die Neger die Wahl mit einer Majorität von mehr als 3000 Stimmen gewonnen hatten. Jedes Stadtviertel hat Neger in den Stadtrath geschickt. Ein schwarzer Barbier, der bisher in Willards Hotel den Leuten den Bart abnahm, ist Alderman des ersten Stadtviertels, ein Aufwärter aus dem National Hotel ist Stadtrath der ersten Ward und so fort. Bald werden nun auch Plantagenneger, welche weder lesen noch schreiben können, die Richterbänke einnehmen. Man sieht, wie mächtig die Cultur durch die wahnwitzigen Maßregeln der Radicalen und das hirnverbrannte Treiben der Abolitionisten gefördert wird.

Die monarchistische Zeitung in Neuyork, der „Imperialist", dessen wir mehrfach erwähnt haben, wird von Radicalen herausgegeben und schmeichelt dem Soldatengeiste der ehemaligen Nordarmee; die „Freiheitskämpfer" derselben bestanden aber bekanntlich zu zwei Dritteln aus Landsknechten aller Länder, welche durch die hohen Prämien angelockt wurden. Nach Beendigung des Unterjochungskrieges gegen den Süden fanden es die Hunderte von ehemaligen Advocaten und Handwerkspolitikern, welche sich zu Obersten und Generalen gemacht hatten, ganz angemessen, diese Soldateska als ein politisches Werkzeug zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen. Sie setzen bei jeder Gelegenheit militärische Spectakel mit möglichst großem Schaugepränge in Scene, und ein Bund ehemaliger Soldaten, die „große Armee der Republik", steht ihr zur Verfügung. Innerhalb derselben hat sich ein Geheimbund gebildet, welcher die Drähte zieht. Er wird mit den Buchstaben T. C. I. O. bezeichnet, und der „Imperialist" erklärte in einer seiner jüngsten Nummern, daß er das amtliche Organ desselben sei. In seine Anzeigespalten werden Erlasse der „Proconsuln", der „Centurianer", der „Decurianer" 2c. aus den „Provinzen" Ohio, Indiana 2c. bekannt gemacht. Das Blatt redet allerlei seltsame Dinge, z. B.: „Die große Armee der Republik kann auf einen bloßen Wink hin sofort eine disciplinirte Armee von 400,000 Mann ins Feld stellen; und diese schweigsame Armee, welche kaum beachtet wird, hat ihre Garnison über den ganzen Norden."

Mit äußerster Geringschätzung äußert sich der „Imperialist" über die „Freiheitsvögel"; er macht sich lustig über „das Recht des Selfgovernment, von welchem man so Vieles fasele," die Preßfreiheit erklärt er für eine „Pestilenz", und was die Verfassung der Vereinigten Staaten anbelange, so werde höchstens der Humbugger Barnum etwas für dieselbe geben. „Die Unabhängigkeitserklärung ist eine „Absurdität", an welcher manche Schwachköpfe haften; die sogenannten Väter der Republik seien Tröpfe und Tölpel gewesen (ninnies and dolts). Die große Armee der Republik werde eintretenden Falls mit der imperialistischen Bewegung rasch vorwärtsgehen." Dann heißt es:

„Sollte die Controle unserer nationalen Angelegenheiten plötzlich aus den Händen der Vielen hinweggenommen werden, und sollte Ein willenskräftiger, energischer Mann erklären, daß fortan Er die Regierung sei, dann wäre auch die Revolution sofort und ohne Weiteres abgeschlossen, und der T. C. I. O. würde lediglich und allein der Krone anhänglich sein und Treue halten."

Die Soldaten der Nordarmee werden in folgender Weise apostrophirt: „Krieger! die Republik hat euch gebraucht und hat euch dann bei Seite geworfen. Das Kaiserreich wird das Waffenhandwerk zu einer ehrenvollen Carriere machen; das Kaiserreich wird nicht dulden, daß verwundete Soldaten hungern und betteln! Ihr habt die Wahl!"

Die republikanische Staatsform wird als eine „schwache und alberne Regierung" bezeichnet.

Wir wollen noch Zweierlei bemerken. Die Friedensrepublik der radicalrepublikanischen Gewaltherrscher des Congresses hat ein Kriegsbudget von 90,000,000 Dollars für die Landarmee und von 20,000,000 Dollars für die Marine. „General" (das Wort Präsident wird geflissentlich vermieden) Grant („der Gerber, Nachfolger des Schneiders Johnson, der seinerseits Nachfolger des Holzhackers Lincoln war") ist der Mann nach dem Herzen des Imperialismus. Zur Erläuterung des eben mitgetheilten Aufrufs an die Soldaten kann folgende Notiz des zu Cincinnati erscheinenden „Enquirer" dienen: „General Stephan Mac Groarthy erhielt während des Krieges 21 Wunden, verlor auch ein Bein und wurde dann als Collector unsers zweiten Bezirks angestellt. Jetzt hat General Grant ihn abgesetzt und die Stelle einem seiner Verwandten gegeben, der zwar für sehr loyal galt, aber während des Krieges hübsch zu Hause geblieben ist."

— Ein Correspondent der Neuyorker „World" entwirft folgende Schilderung der schwarzen Barbaren in Washington:

„Diese Neger stehlen und leben vom Stehlen und Morden. Georg Truman, der Marylander Neger, welcher jüngst in Frederick wegen Mordens gehängt wurde, stahl am Abend vor der Hinrichtung dem Prediger, der ihn auf den Tod vorbereiten wollte, das Taschenbuch. Stehlen und Lügen liegt in der Natur des Negers. Die Bürger trocknen ihre Wäsche auf den Dächern, weil die Neger sie sonst stehlen. Sie haben keinen Begriff von Moralität. Jede Schwarze auf der Insel, mit nur solchen Ausnahmen, wie Alter oder Krankheit erzwingen, giebt sich aus bloß thierischen Trieben preis. Die Neger sind in dieser Hinsicht nur weniger schlecht, weil die schwarzen Weiber sie verlassen und verkommenen Weißen nachlaufen. Diese Neger beiderlei Geschlechts wohnen unter einander wie das Vieh. Die Ehe ist unter ihnen kaum dem

Namen nach bekannt. Die Kinder kennen alle ihre Mutter, aber auf der ganzen „Insel“ ist kein Negerkind, welches so klug wäre, seinen Vater zu kennen. Und diese Neger brauchen bloß ein Jahr dort gewohnt zu haben, um die Stimme des anständigsten, gebildetsten Bürgers in Washington aufzuwiegen.

Was nun die Vorfälle am Wahltage anbetrifft, wo es mit Todesgefahr verbunden war, ein demokratisches oder weißes „Ticket“ zu stimmen, so war zu erwarten, daß die Neger in Folge ihres Sieges nun vollkommene Gleichstellung mit den Weißen verlangen. Der zum Registrar erwählte Neger, Namens Cook, ein sogenannter „avancirter Darky“, hat sich bereits als Mayors-Candidat angekündigt. Der Neger verlangt gleiche Rechte in Hotels, Theatern, Restaurationen, im gesellschaftlichen Leben überhaupt. Wie der Weiße von der Wahlurne vertrieben worden, so wird er auch nachgerade von den öffentlichen Vergnügungsplätzen sich zurückziehen müssen und auf sein Haus angewiesen sein. Die Bundeshauptstadt ein zweites Dahomey! Das sind die Folgen des Stimmens der Neger.“

---

# Aus allen Erdtheilen.

## Das Jubiläum des Akademikers Dr. Eichwald in St. Petersburg.

Der Antrieb zur Entwickelung der Naturwissenschaften in Rußland und der Erforschung des großen Reiches ist bekanntlich von deutschen Gelehrten ausgegangen, namentlich auch von solchen, deren Heimath die Ostseeprovinzen sind. Das russische Klima scheint ihnen wohl zu bekommen. Vor vier Jahren feierte ein ehrwürdiger Nestor, Karl Ernst v. Bär, sein Jubiläum, und wir haben seiner Zeit im „Globus“ die wissenschaftlichen, insbesondere auch anthropologischen Verdienste dieses eminenten Gelehrten hervorgehoben. Jetzt haben wir einen Bericht über Dr. Eichwald's funfzigjähriges Jubiläum erhalten, welches am 18. Mai in Petersburg gefeiert wurde. Eichwald's Werk über das Kaspische Meer, das vor etwa 30 Jahren erschien, hat großes Licht über die westasiatische und osteuropäische Steppenregion verbreitet. Wenn man auch nicht mit allen seinen Combinationen über die alte Geographie jener Gegend einverstanden ist, so wird man doch andererseits willig zugeben, daß er auf manche Partien der Völkerkunde des Alterthums helles Licht geworfen und ganz vortreffliche Commentare zu Herodot's Scythien und zu vielen Stellen anderer Schriftsteller gegeben hat. Auch anderweitig hat sich Eichwald wissenschaftliches Verdienst erworben, und wir finden es nur in der Ordnung, daß man einen so würdigen Mann von Seiten der Akademie auszeichnete. Die Großfürstin Helene, bekanntlich eine geistreiche Frau, verehrte ihm einen großen goldenen Becher, welcher auf den vier Seiten die Inschriften hatte: Mare hyrcanum, Rossia, Lithuania, Fennia; damit sind die Gegenden angedeutet, in welchen Herr Eichwald (der vor 50 Jahren an der nun aufgehobenen Universität Wilna doctorirte) am meisten seine Thätigkeit entfaltete. In einer Dankrede schilderte der Jubilar den Zustand der Naturwissenschaften in Rußland, wie derselbe vor einem halben Jahrhundert gewesen. Geologie und Paläontologie waren kaum dem Namen nach bekannt. Er hob hervor, daß die letzte oder Gletscherperiode auch in Rußland die ersten Spuren des Menschen zugleich mit den Resten ausgestorbener Säugethiere zeige, wie dieses Gebiet der Paläontologie ganz unbemerkt in die Archäologie übergehe und letztere sich mit der Schilderung der zahlreichen steinernen, bronzenen, eisernen ꝛc. Geräthe und Waffen beschäftige, die sich im Schoße der Erde, in zahlreichen Kurganen des europäischen wie des asiatischen Rußlands finden. Sie wurden, wie Eichwald meint, von den indo-europäischen Völkerstämmen auf deren großen Wanderungen durch das südliche Rußland vom Osten Asiens nach dem Westen Europas zurückgelassen, und beweisen nicht nur die erste Entwickelung der Kunst bei den vorhistorischen Menschen, sondern weisen auch auf einen Ausgangsknotenpunkt (— „Wiege“ ist ein platterdings unpassender Ausdruck —) in Hochasien hin, auf den Himalaya und die Gebirge Mittelasiens, „wo jetzt der Thian schan und Turkestan von den siegreichen Waffen Rußlands dem großen Kaiserreich einverleibt worden sind.“

Generallieutenant Oserski hob hervor, daß Eichwald der Erste in Rußland gewesen sei, welcher Paläontologie öffentlich gelehrt habe; von ihm seien während seiner Wirksamkeit am Berginstitute viele Schüler gebildet, welche jetzt nach allen Richtungen als Bergbeamte wirksam seien.

Dann trat Staatsrath Walther auf und las sein lateinisches Gedicht auf die Verdienste des Jubilars, worin er vorzüglich auf seine geographischen Untersuchungen des Kaspischen Meeres und des Kaukasus Nachdruck legte, weil Eichwald schon vor 40 Jahren den Araxes des Herodot an der Ostküste des Kaspischen Meeres wieder erkannt, einen Fluß, den die Griechen zu Strabo's Zeiten Oxus, die Araber aber Amu-darja nannten, einen in den letzten Jahrhunderten ausgetrockneten Fluß, der erst in neuerer Zeit, durch den vorjährigen, langandauernden Regen seinen Rückfluß in das Kaspische Meer wieder aufnahm und dadurch Eichwald's Annahme bestätigte, daß der Amu-darja in der That eine Bifluenz besaß, von denen der eine Arm in den Aralsee floß, der andere — als längst ausgetrockneter Arm — sich vom Kaspischen Meere fern hielt, um so mehr, als ihn die Chiwenzen zur Bewässerung ihrer Reisfelder durch einen Damm vom Meere abhielten, um das Wasser zu anderen Zwecken zu benutzen. Jetzt ist die russische Regierung selbst darauf bedacht, das alte Flußbett des Amu-darja wieder mit Wasser zu füllen und für den Handel zu Wasser mit Kabul mit Erfolg zu verwenden. —

Die Notiz, daß der westliche, zum Kaspischen Meere führende Arm des Oxus wieder Wasser habe, war uns neu. Die Sache ist aber von großer Wichtigkeit. Ueber dieses bisher trocken liegende Bett giebt Vambery in seiner centralasiatischen Reise eingehende Bemerkungen.

---

## Robert v. Schlagintweit in Californien.

Der berühmte Reisende ist, wie unsere Leser aus einer frühern Nummer des „Globus“ erfahren haben, von unseren Landsleuten in San Francisco ehrenvoll begrüßt worden. In der Auszeichnung, welche sie diesem Gelehrten zu Theil werden lassen, ehren sie zugleich die Wissenschaft und sich selber. Die Mitglieder des Pacific-Sängerbundes, des Männerchors, der Teutonia, der Walhalla und des Schweizerbundes brachten ihm ein Ständchen. In seiner Dankrede äußerte Herr von Schlagintweit unter Anderm: „Ich kann Ihnen sagen, daß in den acht Monaten meiner Reisen hier in Nordamerika mich überall meine deutschen Brüder herzlich empfangen haben, und überall zeigten mir die Glückwünsche der Deutschen, daß, wo die deutsche Zunge klingt, auch dem, der es wohlmeint, ein deutscher Willkommen

ehrlich und herzlich und bieder geboten wird. Die Tausende von Meilen, die mich von dem heimathlichen Boden trennten, sie hatten mir nicht die deutschen Herzen entfremden können. Und so wurden auch hier am Stillen Ocean mir die deutschen Klänge entgegengehalten, als ob man mir zurufen wollte: Vergiß Dein Deutschland nicht, wie fern Du seiest, Du bist unter den Deinen! Doch nicht mir, nicht mir allein, gilt dieser Empfang, nicht mir allein, nicht mir persönlich. Dieser Zuruf hat eine höhere Bedeutung, eine mächtigere Würde. Die Deutschen wollen ihre Verehrung zeigen für ihr Deutschland, wie sie es kennen, wie sie es verehren, wie sie es lieben. Die Vertreterin der Wissenschaft, das ist Deutschland! Dem galten diese Jubelklänge, dem galt der Chor. Das mächtige Deutschland, das Land der Ideen, der Wissenschaft, das feierten Sie heute in mir, das ließen Sie leben. Und, wenn ich jetzt meinen Dank aussprechen soll, so gut wie ich kann, so bringe ich aus: Ein dreifaches Hoch der deutschen Wissenschaft!"

## Das Territorium Montana in Nordamerika.

Es wurde im Mai 1864 organisirt, wird begrenzt im Norden vom britischen Nordamerika, im Westen von den Bitter-Root- und den Rocky-Mountains, im Osten vom 27. Grade westlicher Länge von Washington. Der Flächeninhalt, 143,776 Quadratmiles, ist viermal so groß als der von Ohio, der Congreß hat 5 Millionen Acres Land für den Schulfonds angewiesen. Gold wurde schon 1862 entdeckt, und nach Verlauf einiger Monate waren schon nahezu 5000 Miners ins Land eingeströmt. Man schätzte im Mai 1869 die Volksmenge auf etwa 70,000 Köpfe; sie erhält in jeder Woche Zuwachs. In manchen Gegenden überwintert das Vieh im Freien; manche Thäler haben einen sehr fruchtbaren Boden; auf der Ostseite der Rocky Mountains bedarf in dem trockenen Klima das Land der Bewässerung. Die meisten Berge sind bewaldet, namentlich mit Fichten und Cedern; die Landschaften sind vielfach großartig. Die Flußthäler der drei Quellgewässer, welche den Missouri bilden, nämlich des Madison, Jefferson und Gallatin, eignen sich sehr gut für den Ackerbau; nicht so jene auf der Westseite des Gebirges, wo die Gefließe dem Columbia zuströmen. — Die 1865 gegründete Stadt Helena zählt jetzt 14,000 Einwohner und hat drei täglich erscheinende Zeitungen. In Montana schmeichelt man sich, daß eine „nördliche Pacific-Bahn", die am Westende des Obern Sees zu beginnen hätte, schon nach Verlauf von fünf Jahren durch das Territorium geführt werden würde; der Schneefall auf dieser nördlichen Strecke sei viel schwächer als auf jener, welche die große Centralbahn durchschneidet. Im Frühjahr 1868 kamen bei Hochwasser 50 Dampfer mit Einwanderern und Gütern bei Fort Benton an. Das seit 1864 in Montana geförderte Quantum von Gold und Silber wird (wir glauben viel zu hoch) auf 80,000,000 Dollars angeschlagen; der Staatsgeolog hat für 1869 einen Goldertrag von 20,000,000 Dollars in Aussicht gestellt. Eisen, Kupfer, Salz und auch Kohlen sind in Menge vorhanden. Gegenwärtig sucht man von Staatswegen so viel Ackerbauer als möglich ins Land zu ziehen.

## Der Mississippi und dessen Nebenflüsse.

Im Westen des Obern Sees, etwa unter 49° N., dehnt sich eine Landhöhe aus, die sogenannten Hauteurs des Terres; sie liegt im Durchschnitt 1680 englische Fuß über der Meeresfläche und bildet gleichsam eine Seenplatte mit anmuthigen Landschaften. Von den Hügeln rieseln zahlreiche Bäche herab; einer derselben ist kaum ein paar Schritte breit und dieser bildet das Quellwasser des Mississippi. Nachdem er sich mit einigen anderen Flüßchen vereinigt hat, ergießt er sich in den Itascasee, einen klaren Wasserspiegel zwischen waldumkränzten Höhen. Beim Austritt aus demselben hat der Mississippi eine Breite von 12 Fuß und eine Tiefe von 18 Zoll. Er schlängelt sich dann durch die Landschaft und zieht durch den Caßsee, den Winnibogoschisch und andere Seen nach Norden hin; dann biegt er nach Süden ab und strömt durch den Staat Minnesota bis zu den St. Anthony-Katarakten, die zwar nicht so großartig wie jene des Niagara, aber landschaftlich betrachtet viel schöner sind. Von dort zieht der Mississippi auf einer Strecke von 18 Breitegraden bis zu seiner Mündung in den mexicanischen Golf. Er scheidet auf diesem langen Wege von einander die Staaten Wisconsin und Jowa, Illinois und Missouri, Tennessee und Arkansas, Mississippi und Louisiana. Der algonkinische Name Mescha seba bedeutet großes Wasser; die Indianer haben ihn wohl auch als Vater der Gewässer bezeichnet, und das ist er allerdings. Sein Stromgebiet umfaßt etwa anderthalb Millionen englische Geviertmeilen, und die Handelsbewegung innerhalb desselben wird jährlich auf etwa 2000 Millionen Dollars abgeschätzt. Von diesem Gebiete ist nur erst ein geringer Theil unter Anbau, die Mineralschätze werden erst spärlich ausgebeutet. In der neuesten Zeit giebt sich in den westlichen Staaten ein Bestreben kund, für die Versendung ihrer Producte, namentlich des Getreides, sich von den östlichen Häfen, z. B. Newyork, von den hohen Frachtpreisen der Eisenbahnen frei zu machen, und der Anfang dazu ist bereits mit Erfolg gemacht worden. Wir berühren diese auch für Europa belangreiche Angelegenheit wohl ein anderes Mal; heute wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß im Mai zu Chicago in Illinois von J. W. Forster ein inhaltreiches Werk erschienen ist über „das Mississippithal, seine physische Geographie, Skizzen über Topographie, Botanik, Klima, Geologie und Mineralschätze; Bevölkerungs- und wirthschaftliche Verhältnisse." Wir heben das Nachfolgende heraus:

Der Mississippi und dessen Nebenflüsse haben für Dampfer eine fahrbare Strecke von mehr als 9000 Miles.

Der Mississippi ist schiffbar:

| | | |
|---|---|---|
| Von seiner Mündung aufwärts nach St. Paul | 1944 | Miles. |
| Von St. Paul nach den Sahk-Stromschnellen | 80 | " |
| Total . . . | 2024 | Miles. |

Von seinen oberen Zuflüssen sind schiffbar:

| | | |
|---|---|---|
| Der Minnesota bis Patterson's Rapids . . | 295 | Miles. |
| Der St. Croix bis St. Croix . . . . . . . | 60 | " |
| Der Illinois bis La Salle . . . . . . . . | 220 | " |
| Der Missouri bei Hochwasser bis Fort Benton | 2644 | " |
| Für gewöhnlich aber nur bis 60 Miles oberhalb der Mündung des Yellowstone (1894) . | 1954 | " |
| Der Ohio bis Pittsburg . . . . . . . . . | 975 | " |
| Der Monongahela bis Geneva . . . . . . | 91 | " |
| Der Tennessee bis Muscle Shoals . . . . | 600 | " |
| Der Cumberland bis Burksville . . . . . | 370 | " |
| Einige andere Nebenflüsse zusammen . . . | 550 | " |
| Der Arkansas bei Hochwasser bis Fort Gibson | 642 | " |
| Der Redriver bis Shreveport . . . . . . | 330 | " |
| Der Redriver bei Hochwasser bis Preston . | 820 | " |
| Der St. Francis bis Wittsburg . . . . . | 80 | " |
| Der White River bis Batesville . . . . . | 175 | " |
| Der Yazoo bis Greenwood . . . . . . . . | 240 | " |
| Der Kaw bis Fort Riley, nur gelegentlich . | 100 | " |

Bis zur Einmündung des Missouri ist der Mississippi ein klares Wasser; erst wenn jener „Schlammfluß" sich mit ihm vereinigt hat, wird er trübe.

## Die Eisenbahnen in Indien.

Ein bengalischer Ingenieur, E. Davidson, hat über dieselben ein Werk veröffentlicht. Ostindien ist bekanntlich in vielen Gegenden ungemein stark bevölkert und hat weite Strecken ebenen Bodens, z. B. in Sindh; an der Westseite von Bombay bis Barodah, von Chondwa nach Dscheppelpur in Centralindien; von Fatihpur bis in den District von Agra. Außerdem ist die ganze Strecke von Multan bis Lahore, 219 Miles, ungemein günstig für eine Bahn. Das Gebirge der Ghats und die breiten Canäle des Sohn, Tonse und anderer Flüsse boten allerdings viele Schwierigkeiten dar, aber dort gab die Regierung Grund und Boden unentgeltlich her und verstand sich auch zu einer Zinsgewährung. Die ersten Vorschläge zum Bau indischer Bahnen wurden im

December 1844 gemacht, doch erst im August 1849 wurde die Bewilligung zum Bau der East India and Great Peninsula Railway ertheilt, und an die Ausführung ging man nicht vor 1853. Damals genehmigte der Generalstatthalter Lord Dalhousie einen Plan, der ursprünglich 15 große Linien ins Auge faßte. Von diesen sind bisher sechs zur Ausführung gekommen: die East India; — die Great Indian Peninsula; — die Eastern Bengal; — die Madras; Bombay und Baroda; — Great Southern. Dazu kommen aber noch die Linien: in Sindh, für welche der Plan schon 1855 festgestellt wurde, und Multan-Lahore, die man 1859 in Angriff nahm; — die Audh-Rohilkand, 1867 garantirt, und Calcutta-Southeastern, 1862 vollendet. Die Kosten per Mile auf den verschiedenen Linien, mit theilweise doppelten Geleisen, stellen sich bei der Bombay-Baroda-Bahn auf etwa 24,000, bei der Pendschab-South-Eastern auf nur 10,000 Pf. St. Davidson sagt: „Die East India, die Great Indian Peninsula und die Eastern Bengal rentiren am besten und werden mehr einbringen als die von der Regierung garantirten 5 Procent. Der Arbeitslohn war billig, Parlamentskosten waren nicht zu erlegen und die Regierung gab Land umsonst; dagegen aber mußte Alles, was von England bezogen wurde, hohe Fracht zahlen; das Herbeischaffen von Schwellen war schwierig und kostspielig, und die beim Bau beschäftigten Ingenieure und europäischen Arbeiter bekommen sehr hohe Gehalte." Indien hat bereits 5600 Miles Bahnen theils ganz vollendet, theils der Vollendung bald nahe. Durch dieselben sind verbunden worden: Calcutta mit Delhi, mit dem Hafen Matlah, mit den Kohlenfeldern von Raniganj und mit Dakka. Sodann Bombay mit Allahabad und Nagpur, Ahmedabad und Scholapur; Madras mit Bepur, das an der Malabarküste liegt, mit Kadapa und Negapatanam; Karratschi am Indusdelta mit Haiderabad in Sindh; dann Multan mit Lahore. Die Lahorebahn reicht gegenwärtig bis Amballah und wird bis nach Peschawer an der afghanischen Grenze fortgesetzt; gebaut sollen werden die Bahnen von Haiderabad nach Multan und von Bombay nach Madras. Nach Vollendung dieser Strecken werden alle wichtigsten Plätze Indiens in Verbindung stehen.

## Chinesische Epigramme.

Ein fleißiger Sinologe, W. F. Mayers, hat dergleichen in einem Werke aus dem neunten Jahrhundert gefunden. Dasselbe führt den Titel: I schan tsa tswan. Diese Epigramme, wenn die Bezeichnung gestattet ist, haben allerdings nicht dieselbe Form wie jene im Abendlande, sind aber für die Vorstellungen, Sitten und Lebensweise des Volkes ganz interessant. Wir wollen einige aus den sieben verschiedenen Abtheilungen, in welche der chinesische Verfasser sie getheilt hat, hersetzen.

Was gewiß nicht kommt (Pi pu lai). Ein betrunkener Gast, den man wieder zum Trinken zurückholen will. — Ein Hund, hinter dem man mit einem Stock herläuft.

Was nicht recht zusammenpaßt (Pu siang cheng). Ein armer Parsi. — Ein kranker Arzt. — Eine fette Braut. — Ein Lehrer, der nichts gelernt hat. — Ein Fleischer, welcher die heiligen Bücher liest. (Die buddhistischen Bücher verbieten bekanntlich, Thiere zu tödten.) — Ein abgelebter Greis, welcher den Verliebten spielt.

Was man nicht verachtet (Pu hien). Grobe Nahrung, wenn einer hungrig ist. — Eine Mähre zum Reiten, wenn er auf einer anstrengenden Fußwanderung sich befindet. — Einen labenden Trunk, wenn er Durst hat.

Vergleiche (Siang sze). Ein Hofmann gleicht dem Kürbis, welcher am besten in der Dunkelheit gedeiht. — Eine Krähe ist wie ein Fiedler; beide machen Musik, wenn sie Hunger haben. — Ein Richter ist wie ein Tiger; er richtet schon Unheil an, wenn er sich nur bewegt. — Nonnen sind wie Ratten, sie wühlen überall herum.

Was man besser nicht weiß (Pu ju pukiai). Eine Frau soll nichts von Poesie verstehen, sonst verliert sie ihren guten Ruf. — Ein Diener soll das Lesen nicht verstehen, sonst kommt er in Ungelegenheit. — Junge Leute sollen nichts von Alchemie verstehen, sonst werden sie arm und müssen hungern. — Ein Gelehrter soll nichts vom Handwerk verstehen, sonst geräth er in Verachtung.

Was einem Qual bereitet (Nao jen). Wenn man an einer reichbesetzten Tafel sitzt und hat Magenschmerzen. — Wenn man in einer lustigen Nacht weitertrinken möchte und findet nur noch leere Flaschen. — Wenn einem der Rücken juckt und man soll sich eben vor einem Höherstehenden verbeugen. — Wenn man arme Verwandte nicht loswerden kann.

Was albern und unangenehm ist (Swan han). Wenn ein Dorfbeamter einen Gast empfängt. — Wenn ein Esel auf dem Marktplatze sich hören läßt. — Wenn man auf dem Rücken einer Kuh Flöte spielt.

Was widerwärtig ist (Wang hwei). Wenn man im Hause eines Freundes Sachen berührt, über die man lieber nichts sagen sollte. (Etwa so viel als unser: Im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Stricke.) — Wenn man einem Gläubiger begegnet, den man nicht bezahlen kann. — Wenn man bei einem Anstandsbesuche die Etikette verletzt. — Wenn man nüchtern ist und das Geschwätz eines Betrunkenen anhören muß.

Was man nicht gern hat (Men fun jen). Wenn ein angesehener Mann, den man zu Tische geladen hat, ausbleibt. — Wenn ungeladen ein Mensch zu Tische kommt, den man nur ungern sieht. — Wenn Alles wohlfeil ist und man hat kein Geld zum Kaufen. — Wenn man einem Manne, den man haßt, gerade gegenüber sitzen muß. — Wenn man eine schöne Geliebte und eine eifersüchtige Frau hat.

Die wachsenden Thorheiten in unserer Zeit (Sche jen tien kwang). Neid, Haß, Bosheit. — Betrunkene Menschen rufen die Götter an. — Hahnengefechten und Wettrennen in Trauerkleidern beiwohnen. — Ausgewachsene Tölpel lassen Drachen steigen. — Man giebt faullenzenden Landstreichern Bett und Nahrung. — Man verpfändet sein Hab und Gut anderen Leuten.

## Die Schicksale der Anhänger des persischen Propheten Bab in unseren Tagen.

Wir finden darüber in der neuesten Nummer von Trübner's „American and oriental Literary Record" (15. Juni) eine Mittheilung des englischen Geistlichen Edwin E. Bliß in Konstantinopel, welche einige neue Thatsachen enthält. „Vor etwa einem Vierteljahrhundert trat ein junger Gelehrter aus Schiras als Prediger in seiner Vaterstadt auf; er eiferte gegen die mohammedanischen Priester und deren Lasterhaftigkeit und ihre mit dem Koran nicht übereinstimmenden falschen Lehren. Er eiferte aber auch gegen die Bedrückungen, welche die weltliche Gewalt sich zu Schulden kommen ließ. Damit fand er großen Anklang; die Leute liefen ihm zu und bald hatte er eine beträchtliche Menge von Anhängern. Dadurch wurde er kühner und verkündete, daß er die letzte der göttlichen Incarnationen, der zwölfte Imam Mahdi (der Führer) sei. Dieser ist nach dem Glauben der Mohammedaner lange Zeit in einer Höhle verborgen gewesen; er soll aber dereinst erscheinen und die wahre Religion in ihrem vollen Glanze wieder herstellen. Ali legte sich den Namen Bab bei, d. h. Pforte, um anzudeuten, daß er die Thür sei, durch welche die Menschen Eingang zur Kenntniß der göttlichen Dinge erlangen können. Als die Zahl seiner Anhänger schon sehr beträchtlich geworden war, erhoben sich dieselben, man weiß nicht gewiß, ob mit oder ohne Bab's Einwilligung, gegen die persische Regierung, welche große Mühe hatte, den Aufstand niederzuschlagen. Sehr Viele wurden hingerichtet, auch der Bab selber, obwohl er sich persönlich bei dem Aufstande nicht betheiligt hatte. Man sagt, er habe seinen Anhängern versichert, daß er nicht sterben könne; die Kugeln vermöchten ihm nichts anzuhaben. Seine Anhänger wurden trotzdem nicht irre; ihre Zahl ist in den zwanzig Jahren seit Bab's Tode immer mehr ange-

wachsen; sie sagen: „Unser sind drei Millionen, wir haben Bekenner in jeder Ortschaft Persiens." In der Türkei haben sich auch Viele zu ihrer Lehre bekehrt, doch kann überhaupt von einer genauen Zahlenangabe der Beschaffenheit der Sache zufolge gar keine Rede sein. Die persische Regierung überwacht den Babismus scharf und hat viele seiner Anhänger verbannt. Etwa zwölf Jahre nach des Stifters Tode war das Hauptquartier der Secte in *Bagdad*; vor nun sieben Jahren machte die persische Regierung darüber der türkischen Vorstellungen, und diese veranlaßte das gegenwärtige Oberhaupt des Babismus nebst seinen Anhängern fortan in Konstantinopel zu wohnen. Von dort wurden sie bald darauf nach *Adrianopel* gewiesen, manche indeß auch nach *Aegypten* und in einige andere Gegenden Afrikas. Die Colonie in Adrianopel blieb etwa sechs Jahre lang unbehelligt und bekam auch manchen Zugang. Plötzlich brach von Seiten der türkischen Regierung, auf Antrieb der persischen, ein Ungewitter über sie herein; die armen friedlichen Leute wurden gezwungen, über Hals und Kopf ihre Habe zu verkaufen; dann wurden sie verhaftet, schlecht behandelt und späterhin nach Acre an der syrischen Küste geschafft. In Adrianopel haben sie sich vortrefflich aufgeführt; sie waren friedlich und freundlich, nahmen einige Lehren aus der Bibel an und die Christen alle verkehrten gern mit ihnen. Sie wandten sich zu Gunsten der Verfolgten an die fremden Gesandtschaften in Konstantinopel; diese mochten indeß nicht wirksam einschreiten, wahrscheinlich weil man die Babis als eine geheime politische Verbindung ansieht. So viel sich aus den Aeußerungen ihres Oberhauptes in Adrianopel abnehmen ließ, tritt gegenwärtig der Babismus als ein Versuch auf, Mohammedanismus und Christenthum mit einander zu vermischen. Von einer würdigern Stellung der Frauen scheint noch keine Rede zu sein. Manche christliche Lehren, z. B. daß man dem Beleidiger verzeihen solle und dergleichen, werden von ihnen angenommen; nebenher halten sie aber am Koran fest, haben Privatgottesdienst, gehen aber auch in die Moschee. Ihr Oberhaupt sagte, daß es ihre Absicht sei, die Scheidemauer niederzubrechen, welche den Moslem vom Christen scheide, und zu lehren, daß Alle in Frieden und Liebe neben einander leben sollen." So weit Bliß.

Wir haben gelesen, was *Kasim Beg*, *Gobineau*, *Vambery* und v. *Krehmer* über die Babs geschrieben haben, und werden in einer der nächsten Nummern des „Globus" einen Aufsatz von *Julius Braun* in München über diese interessante Erscheinung mittheilen.

---

## Monarchistische Bestrebungen in Nordamerika.

Wir erwähnten jüngst, daß in Newyork ein Blatt erscheint („*Der Imperialist*"), welches mit großem Nachdrucke die Einführung einer Monarchie für die Vereinigten Staaten befürwortet, weil nur sie allein dem durch und durch zerrütteten Lande Rettung bringen könne. Es ist nicht ohne Belang, zu hören, wie das beste deutsche Blatt in den Vereinigten Staaten — wir meinen das „*Newyorker Journal*" — sich über die Sache selber ausspricht. Es heißt in der Nummer vom 12. Juni. „Ob der „Imperialist" gedeiht oder nicht, ist ziemlich gleichgültig; — aber es ist nicht in Abrede zu stellen, *daß ein gewisses Bewußtsein das amerikanische Volk durchzieht, daß es anders werden müsse*, und dieses Bewußtsein regt nicht selten den Gedanken an die *Einführung der Monarchie* an. Wer Gelegenheit hat, das Volk zu beobachten, wie es arbeitet, speculirt, reiset, isset und trinkt, dem wird nicht entgangen sein, *daß viele Amerikaner an der Dauer der Republik verzweifeln. Die Corruption, die Verbrechen, die Unsicherheit von Leben und Eigenthum haben seit einigen Jahren so zugenommen, daß, wenn es so weiter gehen sollte, eine Katastrophe allerdings unvermeidlich sein würde.* In dieser Verzweiflung an der Zukunft seines Landes schreckt der Amerikaner durchaus nicht mehr vor dem Gedanken an den *Imperialismus* zurück, im Gegentheil, er sucht sich damit vertraut zu machen. Die Stimmung unter dem Volke beschränkt sich natürlich nicht auf den Angehörigen der einen oder andern Partei. Der Glaube, daß es anders werden müsse, ist so ziemlich allgemein verbreitet, dermaßen, daß man in Bezug auf diesen Punkt sicher alle Deutschen unter einen Hut bringen könnte, was bekanntermaßen eine sehr schwierige, bis dahin ungelöste Aufgabe ist. — Ein Theil unserer Aristokratie hat schon lange mit Vorliebe mit dem Gedanken an ein Kaiserreich sich beschäftigt. Ein mächtiger Kaiser wäre just das, was sie möchte. Die Residenz müßte natürlich Newyork sein, der Hof in Fort Washington oder irgendwo in der Nähe des Centralparks. Dann gäbe es Hoflakaien, Hofschneider, Hoflieferanten und Hofschauspieler. Die Carrossen im Centralpark würden noch prunkhafter sein als jetzt. Wenn dann Morgens in der Frühe einige Husarenregimenter mit Musik durch die fünfte Avenue zur Parade ritten, würden die amerikanischen Ladies entzückt werden und das Alles sehr „nice" finden. Doch Scherz bei Seite. Wir fürchten im Ernst keineswegs, daß es dahin komme — wenigstens noch auf sehr lange Zeit nicht. Aber was wir befürchten müssen, ist, daß der *Name*, der *Schatten* der Republik uns bleibt, das *Wesen* derselben aber *verloren* geht. *Und über alle Maßen zu beklagen ist es, daß unsere öffentlichen Zustände derart sind, um viele Bürger von der Nothwendigkeit einer Veränderung der Regierungsform zu überzeugen, und sie mit dem Gedanken an ein amerikanisches Kaiserreich zu versöhnen.*"

Wir wollen hier Einiges anschließen, welches einen Einblick in das Treiben jener radicalen Partei gewährt, welche dem Imperialismus die Brücke tritt.

Die abscheuliche *Tyrannei*, welche auch unter Grant's Präsidentschaft *auf den Südstaaten lastet*, wird selbst dem radicalsten aller Blätter der sogenannten republikanischen Partei, der „Newyork Tribune", zu arg. Die Tausende nördlicher Vagabunden, welche als Carpetbaggers, Scallawags und Heuschrecken den Süden heimsuchen und dort durch die Militärsatrapen alle irgendwie einträglichen Stellen innehaben, möchten die abscheulichen Ausnahmezustände beibehalten wissen; denn sobald das Volk wieder sein Wahlrecht erhält, wird es sie sofort dahin jagen, wo der richtige Platz für solche politische Vagabunden ist. Jetzt wenden sie sich an den Norden, denn sie sagen, daß der rebellische Geist im Süden, namentlich in *Texas*, immer noch nicht erloschen sei. Nun giebt die „Tribune" diesen „Republikanern" folgende Lection. Sie wollen, daß jeder ehemalige „Rebell" politisch geächtet und entrechtet bleibe, um für sich die Macht (die Aemter) zu behalten. „Aber sie bedenken nicht, daß unsere Regierung nur eine republikanische oder eine despotische sein kann, daß aber *eine Herrschaft oder Regierung, welche auf Aechtung und Entrechtung eines vollen Drittels aller erwachsenen männlichen Personen beruht*, nicht als eine republikanische bezeichnet werden kann. Und obendrein umfaßt dieses geächtete Drittel volle zwei Drittel alles Grundeigenthums im Staate und den größten Theil jener Betriebsamkeit und Intelligenz, deren Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten nur wünschenswerth sein kann. Eine solche Aechtung und Entrechtung kann nun, nachdem die Rebellen seit manchem Jahre die Waffen niedergelegt haben, nicht in alle Ewigkeit fortdauern. Unsere südlichen (— aus dem Norden nach dem Süden eingedrungenen Abenteurer —) Republikaner sagen aus, es sei ihnen unmöglich, unter einer Regierung der Rebellen zu leben. Aber wir entgegnen ihnen unsererseits: Es ist uns unmöglich, daß wir eine Gewaltherrschaft über den Süden verewigen, unter welcher das Volk des Südens oder doch ein sehr beträchtlicher Theil desselben seines Stimmrechts beraubt ist (— und außerdem von allen Aemtern ausgeschlossen —). Solch eine Lage der Dinge ist nicht aufrecht zu erhalten und soll auch nicht länger aufrecht erhalten werden." So die „Tribune". In Europa wird oft über die harte Behandlung geklagt, welche Polen von Seiten der russischen Regierung erfahren. Aber was will diese gegen die schauderhaften und empörenden Drangsale heißen, welche der Yankee-Norden dem Süden hat angedeihen lassen?

---

**Religiöser Wahnsinn in Nordamerika.** Derselbe gewinnt in Grauen erregender Weise an Ausdehnung, und in den Irrenhäusern der verschiedenen Staaten nehmen die durch religiösen Fanatismus wahnwitzig gewordenen Unglücklichen eine sehr beträchtliche Quote ein. Dieser Wahnsinn äußert sich oftmals in der schrecklichsten Gestalt. Das Nachfolgende finden wir im „Newyorker Journal".

In Alexander County, Nordcarolina, lebte James Land, ein Mann von etwa 50 Jahren, mit seiner Frau Jane, seinen Söhnen Nimrod und Eli, im Alter von 17 und 16 Jahren, seinen Töchtern Sarah und Polly, die älter als die Knaben waren, und zwei kleinen Kindern. Die Familie war sehr arm und hatte eine Hütte am Fuß eines Berges gemiethet, wo sie einträchtig und friedlich zusammen lebten. Durch die Theilnahme an einer „religiösen Betversammlung", die neun Tage und Nächte in einer benachbarten Kirche von drei Geistlichen abgehalten wurde, waren die religiösen Gefühle der Familie aufs Höchste entflammt worden, und sie fingen an, ihre tägliche Arbeit in Haus und Feld zu vernachlässigen und dafür Betversammlungen in ihrer Hütte abzuhalten, bei denen die Mutter, Jane, und die älteste Tochter, Sarah, die Anderen zu ermahnen und anzufeuern pflegten. Diese unaufhörlichen Andachtsübungen in Verbindung mit fleißigem Fasten und Predigen verwirrten schließlich den letzten Rest Vernunft, der den Unglücklichen geblieben war, und sie begannen sich als wahre Besessene zu geberden. Die Mutter fing an zu prophezeien, die Gemeinde werde von einem schrecklichen Unglück heimgesucht werden, und bald glaubte sie und ihre Angehörigen, daß der Teufel es auf sie abgesehen habe. Man sah sie auf Befehl der Mutter aus ihrer Hütte mit dem Geschrei hervorstürzen: „Hier geht er! es ist der Teufel! schlagt ihn todt!" worauf sie wie rasend im Hofe, Garten und Hause herumliefen und in die Luft mit ihren Fäusten schlugen, wobei sie schrien, daß man es eine Meile weit hören konnte. Am Sonnabend, den 20. Februar d. J., war ihre Verzückung so sonderbar, daß sich einige Nachbarn bewogen fanden, sie zu besuchen, um ihnen zuzureden. Sie machten sich aber gar bald aus dem Staube, als die Familie Miene machte, ihnen als „Teufeln" den Garaus zu machen. Am Abend desselben Tages entkleideten sie sich alle, mit Ausnahme der kleinen Kinder, verbrannten ihre Kleider und Schuhe und gingen nach einer kalten Quelle in der Nachbarschaft, wo sie sich unter Singen und Beten wuschen, um sich von aller Unheiligkeit zu befreien. Nach Hause zurückgekehrt, zogen sie neue Kleider an und blieben die ganze bitterkalte Nacht mit Beten beschäftigt. In gleicher Weise brachten sie den folgenden Tag zu, indem sie vom Morgen bis zum Abend nichts verzehrten. Sarah, die sich am vorhergehenden Tage für Gott ausgegeben hatte, gerieth jetzt in Wortwechsel mit ihrer Mutter. Diese glaubte, die Tochter sei der Teufel, und nach mehrfacher Mißhandlung wurde Sarah auf Geheiß der Mutter von Eli erschossen. Die Leiche wurde verbrannt. Die Sache wurde ruchbar und die Familie wurde nach Taylorsville gebracht und in Eine Zelle eingesperrt. Am folgenden Morgen wurde die Mutter todt gefunden. Ihre Söhne hatten sie erwürgt. James Land und seine beiden Söhne bestanden ihren Proceß wegen dieser Mordthaten vor der Superior-Court von Caldwell County. Nachdem an vierzig Zeugen verhört worden waren und nach stattgehabten Plaidoyers sprach die Jury, die aus sehr gebildeten Männern bestand, die Angeklagten frei. Diese Menschen hatten das Aussehen von Blödsinnigen, und ein Arzt beschwor, ihr Verstand übertreffe nicht den eines Kindes von sieben Jahren. Sie stehen jetzt unter der Obhut ihrer Verwandten.

---

**Aus dem mexicanischen Staate Sonora.** Wir haben jüngst Einiges über die gegenwärtigen mexicanischen Zustände mitgetheilt. Ueber die Lage der Dinge in Sonora giebt ein deutsches Blatt in San Francisco folgenden Bericht aus Mazatlan vom 7. Mai:

Die Unruhen im Innern des Landes haben sich noch immer nicht gelegt; kaum ist einer dieser kleinen Häuptlinge, der die Fahne der Empörung gegen die Regierungsgewalt erhoben, niedergeworfen, so taucht schon wieder ein anderer auf, der mit einem Haufen verzweifelter Charaktere seinen Namen dadurch bekannt macht, daß er in irgend eine Ortschaft einfällt, brandschatzt, mordet und schändet, wodurch die zerstreuten Banditenbanden sogleich aufmerksam gemacht, seiner Fahne zueilen; ein großes Manifest wird erlassen zum Deckmantel des Räuberwesens, die Regierung in die Acht erklärt, dem Unwesen ein politischer Anstrich gegeben, und eine neue Partei im Staate ist erstanden, gegen welche die schlaffen Regierungstruppen gesendet werden müssen, welche bei ihren Durchzügen durch das Land noch schlimmer wie die Räuber hausen.

Das „Fest de las Altas" oder „De Mayo" nahm hier am 1. Mai seinen Anfang, und hier ist es, wo sich der Mexicaner in seiner ganzen Glorie zeigt, und, von Genuß zu Genuß taumelnd, dasselbe oft bis auf 14 Tage hin ausdehnt.

Wer würde hier bei solch einem Feste arbeiten? Die improvisirten Festplätze gleichen kleinen Marktplätzen, welche Alles bieten, was sich die Phantasie bei solchen Gelegenheiten vorstellen kann. Buden jeder Art, mit allerhand Gegenständen zum Verkaufe phantastisch ausgeschmückt; Würfelbecher und Kartentische, an denen man es sich unter Gottes freiem Himmel bequem macht, Damen und Herren, Reiche und Arme, und bei der Fortuna anfragt, ob sie sich nicht günstig zeigen will. Marionettenspieler und Seiltänzer und die unvermeidlichen Mescal (Pulque) und Limonadenstände in größter Anzahl. Hier zeigt der Mexicaner recht, daß er Ausdauer besitzt, denn er kann ein solches Fest 14 Tage lang, ohne zu ermüden, durchjubeln.

In dieses Fest fällt nun noch das Extrafest des Sieges von Zaragoza über die Franzosen nahe Puebla, im Jahre 1863, welches am 5. Mai gefeiert wird. Ich will hier ein ungefähres Programm des letzten Festes geben: Von 4 bis 6 Uhr Morgens Salutschüsse, Musikbanden durchziehen die Straßen; Mescal.

Um 10 Uhr Reden in der City Hall; Jedermann im Feierkleide; Mescal. Die Reden dauern fort bis zum Abend; es wird bewiesen, daß die französische Armee die beste des europäischen Continents ist, sich jedoch auf offenem Schlachtfelde nicht den mexicanischen Braven gegenüberstellen kann. Nach jeder Rede Hurrahruf, Musik und Mescal. Nachdem die letzte Rede gesprochen, allgemeine Verbrüderung, Thränen patriotischer Gefühle und Fluthen von Mescal.

Salutschüsse bei Untergang der Sonne, welche diesen herrlichen Tag beschienen. Mescal kann nicht mehr getrunken werden.

Um 9 Uhr Feuerwerk, Musik, Limonade und Sodawasser.

Fandango durch die Nacht. —

Warum kann dies Volk nicht das sein, als was es von den wenigen geistreichen Leuten bei solchen Gelegenheiten in der herrlichen Sprache der Götter hingestellt wird?

Warum ist dieses reiche schöne Land, fast ein Paradies, von dieser geistig und physisch armseligen Menschensorte bewohnt? Was war Californien vor 20 Jahren in den Händen dieser Nation, was würde Mexico in 50 Jahren sein, wenn es sich in den Händen einer gleichen Bevölkerung befindet!

---

**Handels- und Schifffahrtsbewegung im australischen Victoria.** Im Jahre 1868 betrugen die Einfuhren, nach Abzug des nur transitirenden Goldes aus Neuseeland, 12,014,836 Pf. St., so daß auf jeden Kopf 17 Pf. St. 11 Sch. 4 Pence kommen. Dieser Durchschnitt ist geringer als früher, denn vor sieben Jahren stellte er sich auf etwa 25 Pf. St. Die Ausfuhren, mit Ausschluß des nicht in Victoria erzeugten Goldes, stellten sich auf 14,380,258 Pf. St., etwa 21 Pf. St. 6 Pence auf den Kopf; sie sind beträchtlicher als in einigen früheren Jahren. Von 1861 bis 1867 fiel die Goldproduction etwas, sie ist jedoch 1868 wieder gestiegen und hat 6,629,465 Pf. St. betragen. Die Zahl der „Miners", welche 1861 noch 100,463 Köpfe betrug, stellte sich 1867 auf 63,053 und 1868 auf 64,658. Durchschnittlich producirte 1861 der Miner 78 Pf. St. 6 Sch.

7 Pence; 1867 dagegen 91 Pf. St. 4 Pence und 1868 sogar 102 Pf. St. 10 Sch. 7 Pence. — Die Wollenerzeugung hat sich binnen acht Jahren verdoppelt; der Ausfuhrwerth stieg von 2,095,264 Pf. St. in 1861 auf 4,567,182 Pf. St. in 1868. Im Jahre 1861 zählte man 6,239,258 Schafe und 1867 schon 9,532,811. Das beackerte Land ist von 439,895 Acres in 1861 auf 631,207 in 1867 gestiegen; 1868 wurden erzeugt 3,411,663 Buschels Weizen, 2,333,472 Buschels Hafer, 321,706 Buschels Gerste und 117,787 Tons Kartoffeln.

**Ueber die Kaninchenplage im australischen Victoria** wurde in der gesetzgebenden Versammlung zu Melbourne der Brief eines Herrn Robertson aus Colac verlesen. Es ergiebt sich aus demselben, daß dieser Grundbesitzer vom April 1868 bis zu Ende des Jahres unablässig einhundert Leute in Thätigkeit hatte, um Kaninchen zu tödten. Er giebt die Zahl der Thiere, welche erlegt worden sind, auf etwa zwei Millionen an; seine Auslagen dafür haben ungefähr 5000 Pfund Sterling betragen. Die Thiere sind aber auf dem Run (dem Weidebezirke) des Herrn Robertson noch lange nicht ausgerottet, denn er hat im laufenden Jahre 60 Kaninchenjäger ununterbrochen in Thätigkeit. Man meint in Australien, daß es schwer halten werde, auf so ausgedehnten Runs die Kaninchen, welche sich dort unglaublich vermehren, unschädlich zu machen. Man werde zu diesem Zwecke die übertrieben großen Grundstücke in kleinere zerschlagen müssen, und das werde überhaupt für das Land ersprießlich sein. Die Kaninchenplage müsse eine Landreform zur Folge haben.

**Wie lange wird der Kohlenvorrath in England ausreichen?** Darüber sind bekanntlich die Sachverständigen bisher verschiedener Meinung gewesen, und wir haben darüber im „Globus" mehrfach Mittheilung gegeben. Man hielt die Sache für wichtig genug, um eine besondere Commission zur speciellen Erforschung einzusetzen, und jetzt liegt ein theilweiser Bericht vor, der beruhigend wirkt. Man hat in England eine unglaubliche Vergeudung mit Kohlen getrieben, da z. B. früher alle sogenannten Kleinkohlen, als unverkäuflich, bei den Gruben verbrannt wurden, damit Platz gemacht werde. Im Jahre 1866 wies Gladstone in einer Parlamentsrede nach, daß der Kohlenverbrauch in jenem Jahr auf 84 Millionen Tons gestiegen sei. Da nun derselbe mit jedem Jahre sich steigere, so werde man Anno 1970 mehr Kohlen verbraucht haben, als überhaupt ganz Großbritannien bis zu einer Tiefe von 4000 Fuß besitze. Nun übersteigt gegenwärtig die Kohlenerzeugung im Jahre mehr als 100,000,000 Tons; 1868 wurde ihr Geldwerth auf 24,000,000 Pf. St. geschätzt. — Zur genauern Untersuchung wurden fünf Subcommissionen ernannt; sie sollten berichten über die Tiefe der bearbeiteten Kohlengruben, die Vergeudung, die etwaigen noch unbekannten Kohlenfelder, die wahrscheinliche Zunahme im Verbrauch rc. Murchison hat jüngst nach Commissionsberichten eine Denkschrift zusammengestellt, aus welcher hervorgeht, daß in den bisher unbeachtet gebliebenen Kohlenfeldern ein sehr großer Vorrath geborgen liege. Ob jene Felder zugänglich und abbaufähig sind, das wird von einer andern Subcommission zu ermitteln und nachzuweisen sein. Ueber die wahrscheinliche Ausdehnung und Mächtigkeit der gegenwärtig bearbeiteten Kohlenlager giebt der Commissär Vivian Angaben, welche nach der „Mail" fast zu tröstlich sind, als daß man sie glauben könnte. Genau und vollständig untersucht hat er zunächst den Bezirk, welcher Bristol, Somersetshire und Gloucestershire umfaßt; dort ist nur $^1/_{70}$ und $^1/_{40}$ völlig erschöpft. Angenommen, daß in Großbritannien und Irland der jährliche Verbrauch sich auf dem Jahresdurchschnitte von 100,000,000 Tonnen halte, so könne schon dieser einzige Bezirk in praktischer Beziehung als unerschöpflich betrachtet werden. Vivian's Meinung zufolge würde sich bei anderen Kohlenfeldern ein eben so günstiges Ergebniß herausstellen, „und ich zweifle nicht, daß wir für alle kommenden Zeiten hinreichend Kohlen haben werden."

**Auswanderung aus Italien.** Jene aus den nördlichen Theilen, insbesondere dem Genuesischen, geht vorzugsweise nach dem La Plata, jene aus den mittleren und südlichen Provinzen nach der Levante. Von Genua aus wurden 1866 etwa 6500 Einwanderer nach Buenos Ayres verschifft, 1867 gingen mehr als 6000 nach Uruguay; dort ist Montevideo eine fast italienische Stadt geworden, und die Segelschifffahrt auf dem La Plata befindet sich vorzugsweise in den Händen der Italiener. Genua beförderte 1867 theils nach Algerien und der Levante, theils nach Südamerika mehr als 18,000 Auswanderer; im Jahre 1860 nur erst 5000. Im Vergleiche zu der Auswanderung aus Deutschland, England und Irland ist diese italienische gering, und die Besorgniß, daß Italien durch dieselbe „entvölkert" würde, völlig unbegründet. Die Gesammtbevölkerung des Königreichs stellte sich auf 24,477,001 Seelen in 1862; auf 24,680,974 in 1863 und auf 24,882,633 in 1864; die durchschnittliche Zunahme betrug also mehr als 202,000 Köpfe.

* * *

— Die schöne ethnographische Sammlung des verstorbenen Dr. Gustav Klemm in Dresden, welche unter den dortigen Sammlungen eine werthvolle Zierde hätte sein können, ist verzettelt worden. Die sächsische Regierung hat es nicht der Mühe werth gehalten, einige tausend Thaler zu verausgaben, um dieselbe für das Land zu erhalten. Wie ersehen („Athenäum" vom 12. Juni), daß nicht weniger als 410 werthvolle Gegenstände in den Besitz des Britischen Museums gelangt sind, darunter große Seltenheiten. Unter denselben werden genannt: ein Helm, Dolche, Armringe, ein hölzerner Griff an einem bronzenen Palstab aus Hallein, viele Graburnen aus Schlesien, der Lausitz und dem Meißener Lande rc. Diese schönen Sachen also haben die Engländer sich nicht entgehen lassen. Sie sehen es auf eine geringe Geldsumme nicht an. Freilich sind für das Britische Museum im laufenden Jahre 113,208 Pf. St. bewilligt worden.

— Samuel Baker, der „Nilquellenseen-Eroberer", ist vom ägyptischen Könige zum Pascha ernannt worden.

— Das unterseeische Telegraphentau zwischen Australien und Tasmanien (Van Diemensland) ist in der Mitte des Maimonats gelegt worden. Dasselbe zieht durch die Baßstraße und ist nach Hobarttown und Launceston in regelmäßiger Thätigkeit.

— Ein Geschäftsmann in Neuyork erhielt aus Galveston in Texas folgenden Bericht von seinem Correspondenten: 1) Wir haben hier in der Stadt keinen Hutmacher. — 2) Eis wird nur von einem einzigen Manne verkauft; dieser hat somit ein Monopol. — 3) Wir haben nur eine Gascompagnie, und sie hat den Preis übermäßig hoch gestellt. — 4) Knochen haben wir in Menge; es findet sich aber Niemand, der sie in Dünger verwandelt. — 5) Wir haben im ganzen Staate weder Seifensieder noch Lichtzieher. — 6) Es ist kein Ziegelsteinmacher hier, obwohl wir Material, namentlich Muscheln zu Kalk und Sand in Fülle besitzen. — 7) Es fehlt uns auch an einem Besenbinder. — 8) Im ganzen Staate ist keine Schuhfabrik. — 9) Wir haben weder Wagen- noch Möbelfabrikanten, ebensowenig Fabrikanten musikalischer Instrumente. — 10) Uns fehlt am Hafen ein Trockendock zum Ausbessern der Schiffe. — 11) Wir haben im ganzen Staate keine Papiermühle. — 12) Können Sie uns nicht behülflich sein, daß so vielen Mängeln abgeholfen werde? Schicken Sie uns nützliche Menschen, brauchbare Arbeiter aus dem Norden; wir geben Ihnen gern für jeden rechtschaffenen Arbeiter ein Dutzend Individuen jener Gaunerbande zurück, — ich meine die Yankee-Carpetbaggers, welche wie Heuschrecken unser Land verwüsten, und als schnöde Handwerkspolitiker nur Unfug treiben und Unheil anrichten. —

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Braunschweig. **PROSPECTUS.** Juli 1869.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

# GLOBUS

Wöchentlich 2 Bogen.
Halbjährlich 3 Thlr.

Einzelne Nummern, soweit
der Vorrath reicht, à 4 Sgr.

## Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern
herausgegeben von
**Karl Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Der Verlagehandlung gegenüber ist vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß der „Globus“ in wöchentlichen Lieferungen erscheinen möge. Wir entsprechen hiermit diesem Wunsche, und lassen ihn vom XVI. Bande an regelmäßig in jeder Woche erscheinen. Der Plan der Behandlung bleibt im Wesentlichen derselbe wie bisher, nur liegt es in der Beschaffenheit der Sache selber, daß wir, um der Mannichfaltigkeit des Inhaltes keinen Abbruch zu thun, die größeren Mittheilungen in kleineren Abschnitten geben müssen. Dem Werthe der Artikel geschieht dadurch kein Eintrag; wir haben aber von nun an den Vortheil, daß wir viele Notizen rascher bringen können, als seither thunlich war.

Unsere Leser wissen, daß der „Globus“, der sich einer weiten Verbreitung über alle Erdtheile erfreut, sich von Anfang an kein enges Ziel gesteckt. Eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde hat den ganzen Erdball in ihr Bereich zu ziehen. Der „Globus“ ist nicht und soll nicht ein speciell gelehrtes Fachblatt sein, aber wir halten die wissenschaftliche Unterlage mit aller Strenge fest und vermitteln die wissenschaftlichen Resultate unserm ausgedehnten Leserkreise. Indem wir Werth auf eine geschmackvolle Darstellung legen und auf möglichste Mannichfaltigkeit der Mittheilungen Bedacht nehmen, gewinnen wir unserer Fundamentalwissenschaft immer mehr Freunde.

Denn eine Fundamentalwissenschaft ist die Länder- und Völkerkunde; und sie ist namentlich in unseren Tagen, in denen der Weltverkehr eine so ungeheure Ausdehnung gewonnen hat und alle Erdtheile berührt, von doppeltem und dreifachem Belange, insbesondere auch für den praktischen Geschäftsmann, der sich einen Einblick in die Verhältnisse der verschiedenen Länder und Staaten verschaffen und den Gang und Verlauf der geschichtlichen, politischen, gewerblichen und commerciellen Bewegung verstehen lernen will. Und es ist gerade die Völkerkunde, welche ihm in dieser Hinsicht wichtige Fingerzeige giebt. Wir haben es in unserer Zeitschrift vielfach hervorgehoben, daß die großen Abweichungen, welche in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung hervortreten, nicht etwa als zufällig oder willkürlich aufgefaßt werden dürfen, sondern daß sie Erzeugnisse der Völkerpsychologie, der von der Natur selbst gegebenen Anlagen sind.

Wir betonten oftmals, daß die verschiedenen großen Menschenfamilien, eben wegen der abweichenden Naturanlagen, auch verschiedene Culturwerthe haben, und daß man, um ein richtiges und gerechtes Urtheil zu fällen, mit allgemeinen Sätzen und überkommenen Phrasen nicht ausreicht. Man muß individualisiren, und dazu gehören eingehende Kenntnisse auf dem weiten Gebiete, das hier in Frage kommt.

Deshalb legen wir großes Gewicht auf den Theil der Menschenkunde, welchen wir als **Culturanthropologie** bezeichnen, und wir werden derselben eine immer größere Sorgfalt zuwenden. Wir werden Bericht erstatten über die wichtigsten Erscheinungen in dieser Wissenschaft, Referate über den Inhalt der verschiedenen anthropologischen und ethnologischen Zeitschriften geben und überhaupt die wichtigen Erscheinungen in diesem Zweige der Wissenschaft mittheilen. Es ist mit Recht gesagt worden, daß durch dieselbe in unseren Tagen viele neue Ideen, Anschauungen und Wahrheiten ermittelt worden sind, von denen man vor zwei Jahrzehnten noch nicht einmal eine Ahnung hatte. Ihnen gegenüber sind viele alte Formeln, obwohl sie von Unkundigen und, als überkommen und bequem, im großen gebildeten Publicum noch vielfach wiederholt werden, völlig abgebraucht; sie halten der vorurtheilsfreien Forschung nicht Stich: die **Culturanthropologie** — wir sagten das schon in einem frühern Prospecte — wird mit Nothwendigkeit zur **Hauptgrundlage einer allgemeinen Culturwissenschaft** werden, welche einer künftigen Zeit nicht fehlen wird. Denn diese Culturanthropologie ist recht eigentlich eine Wissenschaft des

Fortschrittes; sie wirkt im Interesse der wahren Humanität, der echten Philanthropie, weil sie gegen alle Menschengruppen, denen sie nur zumuthet, was dieselben von Natur aus leisten können, austheilende Gerechtigkeit übt.

Uns kommt es darauf an, die psychischen Erscheinungen im Völkerleben nachzuweisen, wir haben es mit der vergleichenden Menschenkunde zu thun; uns interessirt die Culturentwickelung aller Zeiten, welche richtig erst begriffen wird, wenn man die anthropologischen Anlagen und Begabungen der verschiedenen Völker streng ins Auge faßt. Dieses wichtige Moment ist bisher in der Geschichtschreibung zumeist übersehen worden, es kommt aber in unseren Tagen mehr und mehr zu der Würdigung, welche ihm gebührt. Die Völkerkunde, die Ethnologie, hat die Menschenkunde, die Anthropologie, zur Unterlage; der Ethnolog begreift die verschiedenen Civilisationen und Culturkreise jede in ihrem eigentlichen Wesen und in ihrer besondern Berechtigung; er versteht von Innen heraus den Gang ihrer Entwickelung, die allemal durch eine tiefe anthropologische und ethnische Anlage bedingt ist. So begreift er und weist nach die Eigenartigkeiten und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stammgruppen und Völker; er scheert die „Menschheit" nicht über einerlei Kamm, sondern er individualisirt, er macht sich nicht einen abstracten Menschen zurecht, der nirgends zu finden ist; er bewegt sich auf realem Boden. Deshalb wird er vielen Modebegriffen und schönklingenden Phrasen gegenübertreten und zeigen müssen, wie inhaltlos und nichtig dieselben sind, und er wird das zu thun haben im Interesse der wahren Humanität und des wahren Fortschrittes.

Was die Länderkunde anbelangt, so faßt der „Globus" alle Erdtheile näher ins Auge. Wir geben Mittheilungen der neueren Reisenden und berücksichtigen, wie der Leser unserer Zeitschrift weiß, auch die Interessen des Weltverkehrs. Man darf uns glauben, daß es nicht geringe Mühe und viel Zeitaufwand kostet, die vielen einzelnen Nachrichten zu sammeln und sachgemäß zu verarbeiten.

Wir werden, viel eingehender als bisher, die Bewegungen der Völker auf geistigem, materiellem und staatlichem Gebiete behandeln und in einer Reihenfolge von Versuchen (Essays) eben den merkwürdigen Evolutionen folgen, durch welche unsere rast- und ruhelose Uebergangszeit sich vor allen früheren Epochen aus- und kennzeichnet. Wir hoffen dadurch unseren Lesern ein tiefer eingehendes Verständniß der Dinge zu vermitteln, als es in den politischen Tageblättern zu geschehen pflegt. Wir wollen dieselben in dieser Beziehung ergänzen und manche Lücken ausfüllen.

Der Kreis erprobter Mitarbeiter erweitert sich, der „Globus" erhält unter anderen Beiträge von: E. Boll (Mecklenburg), Julius Braun, Friedr. Brinckmann, Rudolf Drescher (Schlesien), C. F. Frisch (Stockholm), Georg und Albert von der Gabelentz, Hermann Vambery, Emil Schlagintweit, Robert von Schlagintweit, Richard Oberländer (Australien), Sophus Ruge, Robert Hartmann, Adolf Bastian, Robert Schomburgk, Gustav Rachel, Georg Ebers, Prof. Kaiser in Paderborn, Theophilus Hahn (Südafrika), Karl v. Koseritz (Porto Alegre, Südbrasilien), Wilhelm Naumann (Siebenbürgen), Rudolf Rost in Leipzig, J. Mestorf, Hamburg, Theodor Kirchhoff (Californien), Heinr. Birnbaum, H. J. Klein, Ferdinand Appun, Anton Goering, Alfons Stübel, Moritz Engel, Jacob Caro, Gerhard Rohlfs, Hermann Hettner, Franz Koppel, Wilh. Hausmann (Siebenbürgen), Theodor Lapinski (Kaukasus), Alfred E. Brehm, Gustav Radde, Julius Froebel, Karl Andree ꝛc. ꝛc.

Die Illustrationen, welche der „Globus" zur bildlichen Anschauung der Länder- und Völkerkunde liefert, gehören anerkannt zu den vorzüglichsten. Wir haben die Einrichtung getroffen, daß fortan zur Erläuterung der geographischen Texte Kartenskizzen beigegeben werden.

Braunschweig, im Juli 1869.

**Karl Andree.** **Friedrich Vieweg und Sohn.**

Der **„Globus"** erscheint vom sechszehnten Bande an in Wochen-Nummern von je zwei Bogen, reich illustrirt und mit Kartenbeilagen, zum Subscriptionspreise von 3 Thlr. pro Band. Sechsundzwanzig Nummern bilden einen Band.

Vollständige Exemplare der früheren Bände können, soweit der Vorrath reicht, zum Preise von 3 Thlr. pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden.

---